ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LVI. JAHRGANG, CIX. BAND,

DER NEUEN SERIE IX. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1902.

Inhalts-Verzeichnis des CIX. Bandes,
der neuen Serie IX. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

— —

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CIX. BAND, DER NEUEN SERIE IX. BAND,

1. u. 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

BREITESTRASSE 2.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1902.

Inhalt.

CIX. Band, der neuen Serie IX. Band,
1. u. 2. Heft.

Schlufs der Redaktion 23. Juli 1902.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mk.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Professor Dr. Ludwig Hölscher †.

Am 4. April 1902 verschied zu Herford i. W. nach längerem Leiden der Professor a. D. Dr. K. G. Ludwig Hölscher. Geboren daselbst am 16. Oktober 1814, erhielt er seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium von Ostern 1824 bis Ostern 1832; studierte von Michaelis 1832 bis Ostern 1834 Theologie in Bonn und von Ostern 1834 bis Ostern 1837 klassische Philologie in Berlin, wurde daselbst am 24. Juni 1837 auf Grund seiner Dissertation De Lysiae oratoris vita et dictione zum Dr. phil. promoviert, kam Neujahr 1838 als Probekandidat an das Gymnasium zu Herford, Johannis 1839 als ordentlicher Lehrer an die unter Dr. Suffrian (später Provinzial-Schulrat in Münster) neu organisierte höhere Bürgerschule in Siegen. Hier blieb er nur kurze Zeit; denn bereits Ostern 1843 wurde er als Konrektor an das Gymnasium seiner Vaterstadt zurückberufen, an dem er nun in voller Rüstigkeit und mit reichem Segen 40½ Jahr wirkte. Wegen seiner hervorragenden wissenschaftlichen und pädagogischen Tüchtigkeit wurde er 1860 zum Professor ernannt. Michaelis 1883 trat er in den Ruhestand. Bei seinem Abschied erhielt er den Roten Adlerorden vierter Klasse und später bei der Feier seines fünfzigjährigen Doktor-Jubiläums 1887 den Königlichen Kronenorden dritter Klasse. Von 1860 bis 1871 unterrichtete er auch an der von ihm im Verein mit Herrn Pastor Kleine gegründeten höheren Töchterschule. 1843 vermählte er sich mit Margarete Leuthaus, mit der er in überaus glücklicher Ehe lebte, verlor jedoch seine Gattin schon im Jahre 1870 durch den Tod. Auch einen hoffnungsvollen Sohn im Alter von fünfzehn Jahren

geleitete er zum Grabe; in stiller, wehmutsvoller Ergebung trug er diese Prüfungen bis an sein Ende.

Ausgestattet mit reichen Geistesgaben hatte er sich durch rastlosen Fleifs zu einem hervorragenden Schulmann und Gelehrten herangebildet. Was er als Lehrer geleistet, davon legt die einmütige Anerkennung seiner zahlreichen Schüler beredtes Zeugnis ab. Die hohe Verehrung, welche er bei ihnen genofs, zeigte sich ganz besonders bei der Feier seines Doktor-Jubiläums. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm von ehemaligen Schülern eine Gabe von mehr als 2000 Mark überreicht, welche er als 'Hölschersches Stipendium' zur Unterstützung von Abiturienten des Herforder Gymnasiums bestimmte. Dies gab Veranlassung, dafs er aus eigenen Mitteln der Anstalt ein Kapital von 150 Mark übergab, dessen Zinsen als Beihilfe zu den Reisekosten für Turnfahrten an bedürftige Sekundaner — er war lange Jahre Ordinarius der Sekunda — vergeben werden sollen. Er war unermüdlich thätig und von grofser Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit und Pflichttreue im Amt, er nahm sich aller seiner Schüler mit Rat und That an und bewahrte ihnen auch nach ihrem Abgange von der Schule seine Teilnahme. Sein Unterricht war gründlich und lebendig, besonders hat er als Lehrer des Deutschen und der Geschichte in den obersten Klassen anregend und fruchtbringend gewirkt. Zu einer Zeit, wo Laas mit seinem epochemachenden Werk noch nicht hervorgetreten war, hatte er sich bereits eine feste Methode erarbeitet und wufste mit Einsicht und Geschick die mannigfachsten Themata zweckmäfsig zu disponieren und in diese Kunst auch seine Schüler einzuführen. Als Gelehrter hat er zwar kein gröfseres abgeschlossenes Werk veröffentlicht, aber durch zahllose Beiträge und Recensionen in den verschiedensten Zeitschriften im einzelnen Förderungen auf vielen Gebieten veranlafst. Elfmal hat er die Abhandlung fürs Schulprogramm geschrieben. Er besorgte die fünfte Auflage des Cornelius Nepos von Hinzpeter. Der Geschichte und Familienchronik seiner engeren Heimat und besonders seiner Vaterstadt widmete er seine ganze Kraft bis an sein Lebensende. Auf diesem Gebiet galt er als unbestrittene Autorität, und von Berlin, Münster und anderen Orten wandte man sich oft an ihn um Auskunft, die er stets mit grofser Bereitwilligkeit erteilte, obwohl

damit vielfach eine sehr mühsame Arbeit verbunden war. Alle gemeinnützigen Bestrebungen sowie die Interessen seiner Vaterstadt suchte er nach Kräften zu fördern. Auch eine reiche Bücherkenntnis hatte er sich im Laufe der Zeit erworben, wobei ihm zu statten kam, dafs er viele Jahrzehnte Verwalter der Gymnasial-Bibliothek war, ein Amt, welches er sogar noch nach seiner Pensionierung einige Zeit behielt. Eine besondere Sorgfalt verwandte er auf die praktische Unterbringung und Aufbewahrung der Schulprogramme in der richtigen Erkenntnis, dafs, so gering man auch den Wert derselben als Einzelerzeugnisse veranschlagen mag, die Gesamtheit derselben doch eine nicht zu unterschätzende Summe von wissenschaftlich und didaktisch wertvollen Ergebnissen enthält. Und so ist dank seiner Fürsorge das Herforder Gymnasium eins der wenigen, das jedwedes Programm ohne sonderliche Mühe zur Verfügung stellen kann. Von seinem grofsen Sammeleifer zeugen auch seine hinterlassenen Manuskripte und Handexemplare, welche fast auf jeder Seite zahlreiche Notizen aufweisen. Jede Konjektur oder Besprechung einer Stelle in Zeitschriften, Dissertationen oder Programmen notierte er in seiner Ausgabe, so dafs man nirgends bessere Auskunft dieserhalb erhalten konnte als bei ihm. So hat er z. B. für die Bibliotheca scriptorum classicorum von Engelmann-Preufs unzählbare Berichtigungen und Zusätze beigesteuert. Für das Herrigsche Archiv, dessen Mitarbeiter er von Band V—LXXXIII gewesen, lieferte er unter anderem die Besprechung der Programme und Unterrichtswerke, welche sich auf den deutschen Unterricht und die deutsche Litteratur bezogen. Auch für die Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik hat er zahlreiche Recensionen geschrieben. Er war Mitglied vieler wissenschaftlichen Vereinigungen und förderte deren Interessen meistenteils auch durch eigene litterarische Thätigkeit. Gern besuchte er die gröfseren Versammlungen und trat mit den hervorragendsten Gelehrten in nähere Verbindung, die durch einen regen Briefwechsel fortgesetzt wurde. Mit freudigem Stolze pflegte er zu erzählen, dafs er das Glück gehabt habe, bei der Jubelfeier dreier hochbedeutsamen Jubiläen die Festrede zu halten, bei der Millennarfeier des Vertrages von Verdun 1843, der Goethefeier 1849 und der Schillerfeier 1859. Dafs er die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches

erleben durfte, erfüllte ihn mit besonderer Freude, und dem eisernen Kanzler bewies er seine Dankbarkeit, indem er dessen Brustbild in Lebensgröße in seinem Studierzimmer vor sich hatte und ihm jährlich zu seinem Geburtstage ein Gratulationsschreiben sendete, auf welches er auch in den ersten Jahren eine eigenhändige Antwort erhielt. — Als Mensch war er von seltener Anspruchslosigkeit, schlicht und einfach, stets gefällig und entgegenkommend, ein friedfertiger, dienstbereiter Kollege, in fröhlicher Gesellschaft ein gern gesehener Gast, der es auch verstand, durch Witz und schalkhaften Scherz die Unterhaltung zu würzen und bei gegebener Gelegenheit durch Toaste, welche sich stets durch eine feine Pointe und eine unerwartete geistreiche Wendung auszeichneten, die Hörer zu erfreuen. Er hatte ein dankbares Gemüt, neidlos erkannte er die Verdienste anderer an und freute sich aufrichtig über jede wissenschaftliche Leistung. Nie versäumte er es, bei wichtigen Veranlassungen seinen Freunden und Bekannten zu gratulieren. Die Wände seines Studierzimmers waren bedeckt mit Photographien von Verwandten und befreundeten Gelehrten, Karl Lachmann, Ludwig Wiese, Martin Hertz u. v. a. Auf Reisen war er wegen seines vielseitigen Wissens auf dem Gebiete der deutschen Altertümer und Sagen sowie seiner reichen Personen- und Ortskenntnis und seiner offenen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur ein unschätzbarer Begleiter. Gegen seine Familie bewies er ein unbegrenztes Wohlwollen und wußte auch bei der zeitraubendsten amtlichen Thätigkeit es zu ermöglichen, sich ihr zu widmen. Seine geistige Frische hat er sich bis in sein hohes Alter bewahrt; erst in der allerletzten Zeit forderte das Alter seine Rechte.

Welche Wandlungen hat er in seinem langen Leben durchgemacht auf politischem, socialem und pädagogischem Gebiet! Übrigens sah er bei aller gerechten Würdigung der neueren Sprachen, der Mathematik und der Naturwissenschaften und bei aller Anerkennung der großartigen Fortschritte der Technik und Industrie in der Schwächung der humanistischen Studien auf den Gymnasien eine Schädigung der Gymnasialbildung, der auch eine Schädigung der Gesamtbildung des Volkes folgen müsse.

Requiescat in pace!

Herford i. W. Ernst Meyer.

Die Märchen des Musäus,
vornehmlich nach Stoffen und Motiven.

III.

(Schlufs.)

'Melechsala' giebt die Geschichte des Grafen von Gleichen, der, als Kreuzzügler von den Sarazenen gefangen, lange Jahre im Kerker schmachten mufs, ehe er durch die List seines getreuen Schildknappen zum Aufseher der sultanischen Gärten befördert wird. Als solcher gewinnt er die Liebe der Lieblingstochter des Sultans, Melechsala, welche durch ein blumensymbolisches Mifsverständnis erst zu schamhaftem Erröten, dann zum Geständnis ihrer Liebe veranlafst wird. Dies bringt nun wieder den Grafen in Verlegenheit. Er ist ja längst verheiratet, dazu ein Christ; was soll ihm die Sultanstochter, welche allerdings nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben ist? Alle diese Scenen mit ihren Mifsverständnissen, psychologischen Kreuz- und Querzügen, nachdenklichen Überlegungen und Herzensqualen sind von erschütternder Komik; Musäus hat all seinen Humor und Laune aufgewendet, die Vorgänge in diesem Sinne auszugestalten. Jedenfalls bleibt dem Grafen nichts übrig, als mit der christlich gewordenen Melechsala zu entfliehen. In Rom erwirkt er mit Mühe einen Dispens, der dahin lautet, dafs er zwei Weiber nebeneinander ohne Schaden seiner und seiner Gattinnen Seele und Seligkeit haben dürfe. Die erste Gemahlin, ein verträgliches Weib und erfreut, den lange vermifsten Mann wiederzuhaben, nimmt nach einigem Zaudern Melechsala in das für drei Personen hergerichtete eheliche Bett mit auf.

Wir dürfen wohl annehmen, dafs Goethes 'Stella' mit ihrer weichlichen Zerflossenheit und sentimentalen Unsittlichkeit nicht ohne Einflufs auf die Behandlungsart des Musäus gewesen ist.

Daſs Goethe den mittelalterlichen Stoff ins Moderne übersetzte und, in der ersten Bearbeitung wenigstens, an eine glückliche Lösung in Gestalt einer Dreiehe denken konnte, erklärt sich durch seine konziliante Natur. Oder hätte er nur mit Swifts Vorbild in Gedanken gespielt und dessen Gefühle in virtuosem Nachfühlen wiederzugeben gesucht? So regten ihn ja auch Rousseau und das Geschick des jungen Jerusalem zum Werther an; allein er hatte doch auch in Wahrheit Wertherstimmungen! Immerhin war die ernsthafte Modernisierung des Stoffes ein Fehlgriff und ist von Geschmacklosigkeit, ethischer sowohl wie auch ästhetischer, nicht freizusprechen. Mittelalterlich-katholische, rein äuſserlich geratene Ehegeschichten in die moderne Innerlichkeit zu übersetzen, das Zusammensein dreier Leiber zum Ineinandersein dreier Seelen zu machen, ist unausführbar und widerlich; es miſsglückt im Leben, wie Swifts Person, und in der Poesie, wie Goethes Stella beweist.

Musäus hat die mittelalterliche Staffage beibehalten und die äuſsere Handlung im groſsen und ganzen so belassen, wie er sie vorfand. Er hat dagegen den Personen moderne Empfindungen geliehen, mit so viel Witz und Laune, daſs man sein Urteil über derartige Geschehnisse unschwer herauslesen kann. In den Grenzen des Mittelalters und unter durchaus absonderlichen Verhältnissen vorkommend, kann er sich über den Fall amüsieren und seinen Lesern durch komisch-satirische Modernisierung Stoff zum Lachen bieten. Er wandelt damit in den Spuren Wielands, eine Behauptung, die sich durch die 'Melechsala' beweisen läſst da die Stellung des Grafen als Gartenaufseher und seine Erlebnisse im Garten an Wielands Oberon erinnern und anklingen.

Übrigens hält sich die Geschichte soweit durchaus in den Schranken des Wirklichen und natürlich Begründeten; wir haben eine echte Novelle oder Humoreske vor uns. Allein sie bietet zwei Episoden, welche ins Gebiet märchenhafter Sage und Legende gehören und von allergröſstem Interesse sind. Die eine wird gebraucht, um das Gebiet wirklichkeitsgetreuer Poesie von dem Bereiche phantastischer Erdichtungen abzugrenzen. Es ist die Erzählung von Heinrich dem Löwen, wie er seinen wünschenden Gedanken gemäſs von einem Greifen blitzschnell durch die Lüfte geführt und auf dem Marktplatze von Braunschweig niedergelassen

wird. Musäus spielt öfter auf dieses fabelhafte Begebnis an, hier aber erzählt er es in aller Treue und Ausführlichkeit, denn es geht seinem im Gefängnis schmachtenden Grafen immer wieder als Erinnerung aus der Kinderstube durch den Kopf. Der Graf bedauert und betrauert, daſs die Zeit für so wunderbare Geschehnisse augenscheinlich vorüber — wodurch er zum rationalistischen Skeptiker wird und für den Leser die Auflösung jeder märchenhaften Stimmung herbeiführt.

Lachend über die Unglaublichkeiten christlicher Legende, fromme Lügen mit feinem Spott verfolgend und durch lustige Konsequenzmacherei vernichtend, tritt uns Musäus auch in der anderen Episode entgegen, in der Legende von den Rosen der heiligen Elisabeth. Diese Fürstin vergiſst nicht, wohlzuthun und mitzuteilen, da solche Opfer Gott wohlgefallen. Den reichlichen Abhub der fürstlichen Tafel verwendet sie zur heimlichen Speisung der Armen, dennoch bemerkt von den höfischen Tellerleckern, welche dem Landgrafen die Gutthat seiner Gattin als Verschwendung auslegen und damit Eindruck machen. Als die liebe Heilige nun einstmals wieder vom fürstlichen Vorrat die Hungrigen speisen will, da tritt ihr plötzlich der gestrenge Herr Gemahl mit der barschen Frage entgegen, was sie denn da unter der Schürze berge. 'Rosen', stottert Elisabeth hervor, für den guten Zweck eine Notlüge nicht scheuend. Allein der ungläubige Landgraf entfernt die deckende Schürze mit Gewalt und erblickt — wirklich Rosen, zu seiner Beschämung und zur hohen Freude seiner erleichtert aufatmenden Gemahlin. Eine der wundervollen Blumen als Erinnerungszeichen am Hut befestigend, läſst der Landgraf seine Gattin ihren Weg fortsetzen, in dessen Verfolgung die duftenden Rosen wieder zu nährenden Würsten werden. Ob auch die Rose am Hute des Landgrafen diese Rückverwandlung durchgemacht habe, wird — nach Musäus — nicht berichtet.

Wer diese Behandlung der Legende in ihrer Eigenart verstehen und würdigen will, der lese die Darstellung des gleichen Vorganges in Bechsteins Sagenschatz des Thüringer Landes nach, wo der naiv-gläubige Ton, der Volksüberlieferung entsprechend, festgehalten wird. Da findet sich nichts von Tellerleckern und Notlügen; da ist der Vorgang nicht so schlechthin-menschlich, so alltäglich-gewöhnlich erzählt, mit so eingehender psychologischer

Motivierung und so lebhafter Vergegenwärtigung nach Maſsgabe heute herrschender Gefühle, Gedanken und Stimmungen. Die Volkssage hängt an dem Wunder der Verwandlung, sie staunt ob des Rosenwerdens der Nahrungsmittel; alles drängt bei ihr auf das Wunder hin, und mit dem thatsächlichen Eintritt des Wunders ist alles vorüber. Daſs überhaupt Wunder geschehen, das ist das Wesentliche für die Legende; wenn eins geschieht, sind auch mehrere möglich; jedes einzelne Wunder erfreut, weil es die allgemeine Annahme bestätigt. Allein Musäus glaubt an Wunder im allgemeinen nicht; jedes einzelne Wunder, als seiner allgemeinen Annahme widersprechend, wird aus der Welt geschafft. In unserem Falle durch Ziehen der Konsequenzen. Würste — so satirisiert und witzelt detaillierend Musäus — Würste werden zu Rosen, gut, ein Wunder. Rosen werden — bloſs bei Musäus — wieder zu Würsten, gut, ein zweites, wiederherstellendes Wunder. Aber Musäus hat den Landgrafen eine der Rosen an seinen Hut stecken lassen. Soll die nun auch zur Wurst werden? Musäus fragt es zweifelnd, um zu zeigen, wie Wunder über Wunder nötig sind, das eine Wunder aufrecht zu erhalten. Die Legende kommt gar nicht so weit; das eine, erste Wunder nimmt sie ganz in Anspruch: im Notfall würde sie ein drittes erdichten.

So hat Musäus die beiden sagen- und legendenhaften Episoden in drolliger Weise, mit glücklichem Spott zu nichte gemacht; die Betrachtung der Hauptfabel aber hat uns viel mehr einen Novellen- als einen Märchenstoff erkennen lassen. Und doch segelt die 'Melechsala' unter der Flagge der Volksmärchen! Und doch geht die Geschichte des Grafen von Gleichen unter dem Titel einer Sage im Schwange! Natürlich: der Novellenstoff der Melechsala hat in Fügung der Fabel, Lösung des Konfliktes, Zeichnung der Charaktere und bestimmenden Verhältnissen so viel Auſsergewöhnliches, daſs er mehr in das Bereich des Märchenhaften als wirklichen Geschehens gehört; und eine priesterlich sanktionierte, feierlich abgeschlossene und treu innegehaltene Ehe zwischen drei Personen muſs dem Gebiete der Sage zugewiesen werden. Auch ist zu bedenken, daſs Musäus zwischen Mythe, Sage, Märchen, Märe, Fabel u. dgl. so feine Unterschiede nicht machte oder kannte, wie sie später aufkamen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daſs Bechstein sich über die Behandlung, welche der heiligen Elisabeth bei Musäus widerfährt, recht sehr erbost hat. Er verlangt mehr Respekt vor der Heiligen, zumal sie gleichzeitig die Ahnherrin des Fürstenhauses gewesen, dem auch Musäus diente. Das sind nun Auffassungen! Bechstein, der Stipendiat des Herzogs von Sachsen-Meiningen, hatte wohl mehr Veranlassung, sich vor der Ahnherrin seines Fürstenhauses respektvoll zu neigen. Hiervon jedoch abgesehen, ist es eine irreführende Redeweise und sieht fast wie Verleumdung aus, wenn von der Kränkung fürstlicher Personen gesprochen und eine solche da vermutet wird, wo Musäus in Wahrheit nur seine Freude daran hat, den blendenden Heiligenschein etwas erblinden zu lassen. Angesichts der Heiligkeit irgend einer Person fragt man gar nicht danach, ob sie ein einfaches Menschenkind oder eine Fürstin ist; sondern eben dieser Anspruch, heilig zu sein, rückt die betreffende Person stets, wenigstens für Musäus und manche andere, in ein lächerliches Licht, weil 'Mensch' und 'heilig' Begriffe sind, die nichts miteinander zu thun haben; wer sie aber dennoch zusammenbringt oder ihre Verbindung rechtfertigt, der thut es auf eigene Gefahr. Hier versündigt sich wahrhaftig doch immer nur der, welcher das Vorkommen heiliger Menschen behauptet, aber niemals der, welcher über solche gemachten Heiligen lacht; und es ist einfach genug, poetische Volksüberlieferungen, Dichtergröſsen und andere Helden für heilig und unantastbar zu erklären, um dann die anders Denkenden und Urteilenden mit leichter Mühe als Ketzer und Lästerer hinzustellen. Allein menschliche Meinung hat stets das Recht und nicht selten die Pflicht, gegen menschliche Meinung anzukämpfen!

Rolands Knappen. Nach der Schlacht bei Ronceval verlaufen sich drei flüchtige Knappen Rolands im finsteren, unwegsamen Walde. Endlich gelangen sie zur Höhle einer Hexe und werden gezwungen, einer nach dem anderen die Nacht bei ihr zu schlafen, wodurch sie sich verjüngt. Zum Dank erhalten die Gesellen ein Tüchlein (Tischlein deck' dich), einen verrosteten Pfennig (Heckpfennig = Esel streck dich) und einen Däumling, der unsichtbar macht. Sie erproben die Kraft dieser Geschenke und beschlieſsen, immer beieinander zu bleiben. Als sie aber

in die Stadt kommen, wo die Königin Urraka mit ihrem Gatten Hof hält, da trennen sie sich, um einzeln ihr Glück zu versuchen, jedoch mit dem gegenseitigen Versprechen, keiner den anderen zu verraten.

Der Besitzer des Pfennigs thut sich zuerst hervor. Es folgt ihm der Mann mit dem Tüchlein, welcher bald unersetzlich ist, da er dem königlichen Magen so wohlthuend schmeichelt. Indessen umschwärmt der dritte Kumpan unsichtbar und feenhaft die Königin und geniefst, körperhaft werdend, ihre Gunst. Er bringt den Oberküchenmeister in Ungnade, indem er die zauberhaften Speisen spurlos verschwinden läfst. Dieser aber verrät der Königin in seiner Bedrängnis die Wunderwirkungen des Tüchleins und wie seine beiden Genossen begabt seien. Es ist der Königin nicht schwer, den Heckpfennig und den Däumling in ihren Besitz zu bringen. Doch der beleidigte Gemahl läfst sie ins Kloster schaffen, so plötzlich, dafs sie die Kraft der Feengaben nicht mehr erproben und sie nicht einmal mit sich nehmen kann. Die unscheinbaren Dinge wandern in den Kehricht. Die drei Gesellen aber, in der früheren Armut zusammentreffend, ziehen als gute Kameraden weiter. Das Ganze könnte ein Traum sein.

Bechstein hat auf das Volksbuch von den drei Rolandsknappen als die Quelle des Musäus hingewiesen. Ich hoffe, dafs seine Behauptung auf einer Vergleichung des ursprünglichen Volksbuches mit dem Musäusschen Märchen beruht. Ich habe selbst nur den unzuverlässigen Marbachschen Abdruck des Volksbuches dem Musäus gegenüberstellen können und dabei grofse Ähnlichkeiten und weitgehende Übereinstimmung gefunden, aber auch thatsächliche Abweichungen, welche wohl kaum der thätigen Erfindungskraft des Musäus, sondern einer etwas anders gestalteten Vorlage oder mündlichen Überlieferung zuzuschreiben sind; und ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einmal bemerken, dafs ich hier wie auch sonst durchaus darauf verzichte, den volkstümlichen Gehalt aus den Märchen des Musäus herauszuschälen, ohne seine Überlieferungen und Vorlagen auch nur einigermafsen zu kennen, ohne über eine andere Handhabe als spätere Drucke und Sammlungen von Überlieferungen zu verfügen. Ich lege das Hauptgewicht vielmehr auf eine vergleichende

Betrachtung der bedeutsamsten Motive, wobei naturgemäfs die Grimmsche und Perraultsche Sammlung sowie der Pentameron zunächst in Betracht kommen. Dafs ich, soweit möglich und zulässig, hier und da auch anderswoher Motive zur Vergleichung heranziehe, dafs ich die Behandlungsart des Musäus nicht aufser acht lasse, ist bereits sichtbar geworden.

Indem ich also die vergleichende Betrachtung in ihrer ganzen Wichtigkeit anerkennen zu müssen glaube, will ich hier eine Vergleichung der Motive der drei Rolandsknappen mit jenen der Grimmschen Märchen: 'Tischlein deck' dich!' und 'Ranzen, Hütlein und Hörnlein' einrücken. Es liegt in unserem Stoffe keine unbedingte Berechtigung dazu, denn Musäus fand die Motive dieser beiden Märchen bereits verschmolzen vor, aber es veranlafst mich dazu die Bemerkung im dritten Bande der 'Kinder- und Hausmärchen': die drei Rolandsknappen hätten einige Verwandtschaft eben mit diesen Märchen.

Der erste Teil der Rolandsknappen entspricht dem zweiten Teile des 'Tischlein deck' dich!' Die Abweichung liegt darin, dafs im Grimmschen Märchen die beiden älteren Brüder von dem diebischen Wirte um ihren Tisch und Esel geprellt werden und dafs der jüngere durch seinen Knüppel aus dem Sack das Verlorene wieder einbringt, während bei Musäus die beiden älteren Gesellen das unscheinbare Tellertuch und den verrosteten Pfennig wegwerfen, der jüngere jedoch durch vielfache Versuche und liebevolles Eingehen auf das Wesen seines Däumlings plötzlich bemerkt, dafs er unsichtbar sei, und die Genossen durch diese Entdeckung veranlafst, das Verschmähte zu suchen und in verständigem Gebrauch zu erproben.

Der zweite Teil des Märchens nähert sich in der Idee (von dieser nehmen wir hier allein Notiz) dem zweiten Teile des 'Ranzen, Hütlein und Hörnlein', wo der glückliche Besitzer dieser Dinge Königs-Schwiegersohn wird, dann aber in einer schwachen Stunde von seiner Gattin zuerst um den Ranzen, welchen er durch die Macht des Hütlein, dann um das Hütlein gebracht wird, welches er durch die Kraft des Hörnleins wiedergewinnt. Das Hörnlein befreit ihn von seiner Königstochter, welche die Ehe mit ihm als Mifsheirat angesehen und deshalb seiner ledig zu sein gewünscht hatte.

III.

Es bleiben uns nun noch jene Erzählungen, welche in bedeutsamen Einzelheiten oder gar nur in einem besonders wichtigen Zuge märchenhafte Bestandteile aufweisen.

'Stumme Liebe' ist ein beredtes Zeugnis für die dichterische Kraft des Musäus. Es ist eine Novelle voll populärer Haltung, humoristisch und auf jeder Seite Interesse weckend. Die Macht und das Wesen der Liebe wird sehr glücklich und drastisch zum Ausdruck gebracht, nicht ohne den Pfeffer satirischer Laune und Ironisierung, welcher dem unverliebten Leser die Erzählung von Liebesleid und -lust erst erträglich macht. Man kann doch in gröſserer Gesellschaft, wie sie der Erzähler sich als Publikum denkt, von Liebesangelegenheiten nicht sprechen, ohne das eigenartige Gebaren und Treiben Liebender mit einem gewissen Humor zu behandeln; wenigstens wenn die Gesellschaft dahin gelangt ist, daſs sie die intimen Verhältnisse des Herzens als solche nicht zum Gegenstande der Darstellung und Erörterung zu machen vermag, ohne ihrem Zartempfinden Zwang anzuthun. Die Wiedergabe gewisser Gefühle ist nicht ohne weiteres und in jedem Falle statthaft; man darf sie in ihrer Reinheit und Unmittelbarkeit nicht zur Schau tragen und mag sie an anderen nicht wahrnehmen. Das ist ein erstes Gesetz aller Poetik und ein Geheimmittel vornehmer Wirkung und gehaltener Darstellung. Peinliches zu vermeiden, ist das erste Gebot. Diese Andeutungen können hier genügen, da es sich in unserem Falle um erzählende, epische Poesie handelt. Sie würden nicht ganz passen und Abänderungen erfahren müssen, wenn sie auch auf lyrische und dramatische Dichtkunst Anwendung finden sollten; und hier würde man Gelegenheit finden, Wilhelm von Humboldts Zusammenstellung der lyrischen und dramatischen Poesie auch einmal von der Seite ihrer Richtigkeit und Wichtigkeit zu begreifen.

Franz verpraſst das väterliche Erbgut bis auf ein weniges, wovon er ein kümmerliches Dasein fristet. Er sieht die reizende Meta, sein holdes Gegenüber, und gewinnt sie lieb. Allein die Mutter der Angebeteten setzt all ihre Hoffnung auf eine reiche Heirat ihrer schönen, anmutigen Tochter. Wenn diese Tochter den armen Franz auch wiederliebt und zum Leidwesen ihrer

Mutter dem reichen Brauer, dem 'Hopfenkönig', einen Korb giebt, so ist das ein rein negatives Verhalten; ihre Wünsche zu äufsern, wagt sie nicht. Jede Gedankenregung und Gegenstrebung Franzens aber, Meta zu gewinnen und das mütterliche Ideal des Freiers abzuändern, ist lediglich dazu angethan, eine verspätete Reue zu erwecken. Nur ein Gegenmittel giebt es: Franz mufs wieder reich werden. Darum zieht er nach Antwerpen, alte Aufsenstände einzufordern. Doch die alten Schuldner seines Vaters finden heraus, dafs sie Gläubiger seien, und lassen ihn in den Schuldturm werfen. Verzweifelt tritt er den Rückweg an. Ein Schalk von Wirt überredet ihn, in einem spukhaften Schlosse zu übernachten. Das dort hausende Gespenst ist der frühere Schlofsbarbier, welcher bei Lebzeiten auf Geheifs des übermütigen Herrn jedermann an Kinn und Haupt glatt rasierte und, durch einen in gleicher Weise übelbehandelten frommen Vater verflucht, nun nach dem Tode so lange als Spuk sein früheres Wesen treiben mufs, bis ihm jemand denselben Dienst erweist. Franz wird dieser Erlöser und zum Danke dafür angewiesen, einen Schatz zu heben. Aber nicht unmittelbar; sondern auf einen bestimmten Tag nach der Weserbrücke hinbefohlen, trifft er hier, als er sich nach langem Warten schon geäfft glaubt, erst ganz spät am Abend mit einem Invaliden zusammen, dem er auf Befragen erzählt, dafs ihn ein eigentümlich lebhafter Traum veranlafst habe, herzukommen und den ganzen Tag zu warten, leider vergeblich. Der Invalide ergeht sich nun in lehrreichen Betrachtungen darüber, dafs auch die lebhaftesten Träume keine Gewähr der Wahrheit in sich trügen. Nachdem er das einmal am eigenen Leibe erfahren, gebe er fürderhin nichts mehr auf Träume, wenn sie auch den gröfsten Anschein eines wirklichen Vorganges hätten. Neulich erst hätte er im Traum die deutliche Beschreibung eines Weges erhalten, welcher zu einer Stelle führte, wo ein grofser Schatz vergraben liegen sollte. Diese in aller Breite gegebene Beschreibung des Invaliden erinnert Franz blitzartig an den väterlichen Garten und eine ganz bestimmte Stelle darin. Er läfst sich jedoch nichts merken, sondern geht hin, gräbt nach dem Schatze und ist so glücklich, ihn zu finden; er nimmt ihn an sich, denn er erkennt in ihm Kleinodien und Gelder, die sein Vater für schlechte Zeiten der Erde an-

vertraut hatte, ohne dem Sohn und Erben bei seinem plötzlichen Hinscheiden eine Unterweisung geben zu können. Nun durch Erfahrungen gewitzigt und durch die Liebe angespornt, nutzt er das Kapital aufs beste und ist infolge glücklicher Handelsunternehmungen und Geschäftsverbindungen bald reicher als je zuvor. Jetzt erst erscheint er als Werber bei Meta, welche schon zu dem Glauben gekommen war, der reiche Franz wolle nichts von ihr wissen. Daſs der Invalide gut fährt und in eine märchenhaft glückliche Lage gelangt, ist bei dem tüchtigen Charakter Franzens und seinem Gefühl für Dankbarkeit selbstverständlich.

Zwei sagenhafte Züge, das rasierende Gespenst und der schätzeträumende Invalide, sowie ihr gespensterhaftes, dem Invaliden unbewuſstes Zusammenwirken würden eines Quellennachweises bedürfen; denn die Haupterzählung ist von einer derartigen Einfachheit und Schlichtheit, daſs sie recht wohl den Erfindungen des Musäus zugerechnet werden kann.

Das rasierende Gespenst büſst fortgesetzte Frevelthaten durch fortdauernd gestörte Grabesruhe; die immer wiederholte Schandthat ist recht eigenartig, und die Erlösung vollzieht sich in wahrhaft lächerlicher Weise. Wenn ich nun auch das Vorbild des Musäus nicht kenne, so vermag mich doch das, welches Andrae im Simplizissimus entdeckt zu haben glaubt, über diese Unkenntnis nur insoweit hinwegzubringen, als durch die vier rasierenden Gespenster dort die Vorstellung des rasierenden Gespenstes überhaupt und ihr Umlauf im Volke nachgewiesen ist. Grimmelshausen gilt uns nicht als Quelle, sondern er dient uns zur Bestätigung dieser Vorstellung. Denn da die Gespenster im Simplizissimus Barbiere nur im übertragenen Sinne, d. h. Scherer, Schinder sind, insofern als sie bei Lebzeiten den Leuten an Geld und Geldeswert nahmen, was sie nicht nehmen durften, so wäre eigentümlich, wenn Musäus, im Falle Grimmelshausen ihn beeinfluſste, diese satirische Beziehung nicht beibehalten hätte. Wie die Sachen liegen, glaube ich demnach, daſs Musäus selbst das rasierende Gespenst so ausgestaltet und ausgestattet hat, wie es bei ihm auftritt, und daſs er die Geschichte erfunden hat, welche das Gespenst zum besten giebt. Selbst wenn ihm nämlich die betreffende Partie des Simplizissimus Anregung gegeben hätte, so wäre es eben nur eine ganz oberflächliche gewesen; ihr

ganzer Inhalt wäre in der Vorstellung 'rasierendes Gespenst' erschöpft gewesen, und des Musäus ganzes Bestreben wäre dahin gegangen, diese Vorstellung alle Stadien des Lächerlichen durchlaufen zu lassen. Daſs er dieses Ziel hatte, glaube ich gewiſs; daſs er in den Mitteln, dieses Ziel zu erreichen, auch nur irgendwie eine Bekanntschaft mit dem Simplizissimus durchblicken lieſse, kann ich nicht sagen.

Noch weniger vermag ich Andrae beizustimmen, wenn er meint, die Figur des Ritters Bronkhorst, bei welchem Franz auf seiner Reise nach Antwerpen Herberge findet, sei durch einen bestimmten Satz Grimmelshausens veranlaſst worden. Weil dieser Satz des ferneren ganz in der Nähe der Erzählung von den rasierenden Gespenstern steht, soll er sogar den klaren Beweis dafür abgeben, daſs, wie nach ihm der Prügelritter, so nach den vier rasierenden Gespenstern das rasierende Gespenst des Musäus concipiert sei!

Ritter Bronkhorst ist eine sehr drastische, äuſserst kernige Figur, bei welcher ein wenig zu verweilen wohl verlohnt. Er ist ein abgesagter Feind aller Konvention; alles gesellschaftliche Vornehmthun und alle gezierte Höflichkeit ist ihm in den Tod zuwider. Deshalb hat er die Gewohnheit angenommen, alle, die ihm in dieser Art entgegentreten, mit einer gehörigen Tracht Prügel aus seinem in guter Weise gastlichen Hause hinauszujagen. Franz, der diese, wie er glaubt, auch ihm sicheren Prügel wenigstens verdienen will, benimmt sich mit groſser Ungeniertheit und 'edelster Dreistigkeit', was dem Ritter durchaus gefällt, weil er darin wahre, echte deutsche Herzlichkeit und Offenheit zu erkennen glaubt. Franz wird nicht geprügelt, sondern sehr ehrenvoll entlassen, worüber er sich wundert und vom Ritter aufgeklärt wird. Der Ritter ist eine vollkommene Lustspielfigur, Franz in seiner äuſseren Keckheit und inneren Mutlosigkeit von komischer Wirkung; die ganze Episode ist psychologisch fein und wahr durchgeführt: sie rückt die Verschlagenheit Franzens ins beste Licht.

Der Satz, welcher nach Andraes Meinung den Ritter Bronkhorst in der Phantasie des Musäus erzeugt hat, erzählt, wie Simplizissimus einen Mann durchkarbatscht, der ihm in weiſser Verkleidung Gespensterfurcht einflöſsen will. Wir denken dabei

viel mehr an jenen Küster, der sich als Gespenst ausstaffierte, um den in Furcht zu setzen, welcher auszog, das Gruseln zu lernen; der Küster aber wurde die Treppe hinuntergeworfen. Diese Erinnerung führt uns weiter. Das spukhafte Schloſs des Musäus hat nämlich recht viel von jenem, welches bei Grimm in dem 'Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen', und bei Bechstein in dem 'beherzten Flötenspieler' geschildert wird. Während aber die Helden dieser Volksmärchen die volle Wahrheit erfahren und auf ihr eigenes Verlangen und unter Verwarnungen ins Schloſs geleitet werden, wird Franz bei Musäus halb getäuscht und halb gezwungen. Während der beherzte Flötenspieler von dem seines Geizes wegen zum Umgange verdammten und nun erlösten Schloſsherrn ohne weiteres einen groſsen Schatz erhält, wird Franz auf die Weserbrücke bestellt, um daselbst das Nähere zu erfahren. Der Flötenspieler teilt den Schatz des Verdammten in zwei gleiche Teile, was dieser bei Lebzeiten hätte thun sollen, um einen davon den Armen zu geben, was er aber nicht gethan hat und der Flötenspieler jetzt zu seiner Erlösung thun muſs, um dafür die andere, recht beträchtliche Hälfte zu bekommen. Franz dagegen erlöst das rasierende Gespenst, indem er selbst es rasiert, was dem lebenden Schloſsbarbier für seine Frevelthaten als gerechte Vergeltung hätte geschehen müssen; und das Gespenst bedankt sich durch Vermittlung eines Schatzes.

Das Begebnis auf dem spukhaften Schlosse ist gerade so gut Episode wie der Besuch beim Ritter Bronkhorst; es läſst sich vollkommen aus dem Zusammenhange des Ganzen herauslösen, und nur ein Belieben des Musäus hat eine recht lose Beziehung zur Haupterzählung geschaffen. Das rasierende Gespenst befiehlt nämlich dem Franz, sich von dem betrügerischen Wirte so lange beköstigen und verpflegen zu lassen, bis ihm, dem Kahlgeschorenen, wieder Locken den Scheitel zierten, und dem widerwilligen Wirte damit zu drohen, daſs ihm ein gleiches geschehen werde; auch solle Franz sich ein reichliches Zehrgeld geben lassen. Damit hätte es eigentlich wohl genug gethan, besonders da sein Verschwinden den Besitzer des Schlosses veranlaſst, Franz mit einem reich geschirrten Rosse zu beschenken. Aber das Gespenst rächt seinen Erlöser nicht bloſs an dem

schuftigen Wirte in ganz ausgiebiger Weise, indem es diesen in Angst und Geld zahlen läfst, sondern es ist von einer geradezu splendiden Dankbarkeit, indem es sich durch einen grofsen Schatz revanchiert. Wie nun dieser Schatz gehoben wird und unter welchen Umständlichkeiten, das ist dem Musäus ganz eigentümlich. Das Ineinanderklappen der Thatsachen dabei ist sehr komisch und scheint der reinen Willkür des Dichters verdankt zu werden. Das Gespenst weifs von einem Manne, der von einem Schatze weifs; Franz wird angewiesen, diese sehr im Unbestimmten gelassene Person auf der Weserbrücke zu erwarten. Der Invalide träumt von einem Schatze, den er zu heben sich nicht einfallen läfst; Franz erdichtet einen Traum, um ihm sein Warten zu erklären. Der Invalide erzählt dann, zum Beweise, dafs er auch an die lebhaftesten Träume nicht glaube, seinen Schatz-Traum, wobei Franz in der genauen Detailschilderung seines Vaters Garten erkennt. So wird bei Musäus ein Schatz erworben; man kann nicht sagen, dafs es einfach ist, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn jemand gegenüber der billigen Art, bei chronischem Geldmangel einfach Schätze erträumen und die erträumten dann auch finden zu lassen, in den gehäuften Zufälligkeiten des Musäus eine gewisse Ironie erblicken würde.

Musäus glaubte weder an Teufel, Hexen, Kobolde, Gespenster und gute Geister noch an geheime und doch sich offenbarende Wunderwirkungen der Natur. Er heuchelte auch nicht einen derartigen Glauben, um dadurch etwa Einheitlichkeit der Stimmung und Geschlossenheit des Eindrucks zu erzielen, wie man das nennt. Es wäre ihm zuwider und gegen die Natur gewesen. Er schrieb für reife Menschen, worunter er sich Leute vorstellte, welche selbst nachts um zwölf das Gruseln, allen Bemühungen zum Trotz, nicht lernen würden. Dennoch — wenn man den Musäus tadeln will, so sagt man, er hätte nicht in der Stimmung verharren können, er sei nicht genug Künstler gewesen. Allein ich meine, wer das rasierende Gespenst so wie Musäus einführt, der versteht sich auf das Schaurige; und wenn er dabei nicht verharrt, so liegt das in der lächerlichen Vorstellung eines rasierenden Gespenstes, welches, je schauerlicher eingeführt, um so komischer wirken mufs. Es ist aber billig, dafs der Dichter den Lesern in hellem Auflachen vorangehe; vom

'Stimmungfesthalten' kann gar keine Rede sein, und wer ein Lachen verwehren will, wo es am Platze ist, der verdiente freilich in lächerlichster Weise angelogen zu werden. Über alle Kunst und Stimmung geht die einfache Wahrheit der Natur und das richtige Gefühl für Scherz und Ernst.

'Der geraubte Schleier' ist eine Doppelerzählung, welche die ganz verschiedenartigen Geschicke zweier Generationen behandelt, und zwar so, dafs das jüngere Geschlecht aus den bösen Erfahrungen des älteren eine Lehre zieht, wodurch eheliche Verbindung und eheliches Glück endschliefslich erreicht werden. Es ist dem durchaus entsprechend, wenn das unselige Schicksal der älteren Generation als Erzählung in der Erzählung gegeben wird, indem einer der Beteiligten es einem aus dem jüngeren Geschlecht zur warnenden Nachachtung enthüllt.

Dieser unglückliche Liebhaber ist der jetzige alte Einsiedler, ehemalige jung-ritterliche Benno, welcher, als Kreuzfahrer durch einen Sturm verschlagen, an einem Fürstenhofe auf einer der Cykladen wirtliche Aufnahme findet. Er verliebt sich in die schöne Fürstin Zoë, wird von ihr wiedergeliebt und mufs den ganzen eifersüchtigen Hafs des Gatten tragen, vor welchem er mit Mühe nur das nackte Leben rettet. Allerdings reich durch beglückende Hoffnung, da Zoë, dem Geschlecht der schwangeschwängerten Leda entsprossen, in ewiger Jugend dahinzuleben vermag, wenn sie alle paar Jahr einmal in Schwanengestalt Bäder in einem bestimmten Weiher nimmt. Ein Weiher dieser Art befindet sich bei Zwickau; an ihm postiert sich deshalb der Ritter, unter dem frommen Einsiedlergewande eitel Liebesgefühle bergend. Sein Warten wird belohnt, die Schwanjungfrauen erscheinen; aber wie er nun unter den nackten Gestalten die heifsersehnte Geliebte erblickt, da jubelt er auf in seligem Ungestüm, und ehe er den Schleier ergreifen kann, welcher Zoë bei ihm zurückhalten würde, ist sie mit ihren Genossinnen, wenn auch widerwillig, auf und davon. Der Gatte, von diesem Vorkommnis unterrichtet, will seine Zoë lieber altern als in den Händen eines anderen sehen. Zoë darf das Wunderbad nie mehr aufsuchen. Ritter Benno aber harrt jahraus, jahrein; vergeblich! Und als nun ein schlachtflüchtiger Schwabenjüngling, Friedbert, Schutz suchend, bei ihm anlangt, da nimmt er ihn auf und bald zum

Gehilfen und zur Stütze seines kraftlosen Alters an. Ihm auch erzählt er kurz vor seinem Tode von dem Mifsgeschick, welches ihn betroffen. Friedbert legt nach Bennos Bestattung einen gewinnbringenden Handel mit den Nachlafsstücken des als heilig verehrten Einsiedels an und harrt nach einträglichem Verkauf der Reliquien am Weiher: er will nicht blofs mit viel Geld nach Hause zurückkehren, er will auch gleich eine Frau mitbringen. Und richtig! Drei Schwäne erscheinen. Friedbert, bedachtsam und listig, nimmt einen der Schleier und begiebt sich in seine Klause. Scheinbar eifrigem Beten hingegeben, sieht er bald eine schöne Jungfrau, Zoë die jüngere, vor sich, verschüchtert und mit flehenden Blicken; sie hat nach ihrem Schleier gesucht, bis zur sinkenden Nacht, jetzt sucht sie Unterkunft, welche Friedbert gern gewährt, ohne sich auch nur das mindeste merken zu lassen. Was soll das arme Kind nun besseres thun, als sich in den hilfsbereiten, rüstigen Schwaben verlieben? Stolz zieht er mit ihr in der Heimatstadt ein. Allein er macht seine Mutter zur Vertrauten. Diese nun erwähnt einmal, bei Friedberts Abwesenheit, gegen Zoë zufällig des Schleiers, giebt ihn ihr arglos, und Zoë — fliegt auf und davon. Aber Friedbert liebt sie wirklich und zieht ihr nach. Er führt sich am Hofe der älteren Zoë als einen biderben, ehrenfesten Ritter ein, erfährt, dafs die jüngere Zoë aus Liebe und Sehnsucht nach ihm in ein Kloster gegangen sei, gewinnt die Zuneigung der Mutter Zoë, weil er einen von Benno ihm vermachten, einst ihr gehörigen Ring besitzt, und endlich, eben im Austausch für diesen Ring, Zoë die Tochter.

Andrae hat die Chronik von Zwickau nachgelesen, wo der Name dieser Stadt als Schwanfeld erklärt und von einer gewissen Schwanhildis Ähnliches erzählt wird wie hier bei Musäus, welcher diese Überlieferungen kannte. Musäus hat dann den Stoff zur antiken Ledasage in Beziehung gesetzt, wodurch er auf griechische Fürstinnen geriet. Friedbert, der zu dem scheinbaren Eremiten gelangt, vergleicht sich einigermafsen mit dem jungen Simplex, der gleichfalls ein dankbarer Schüler seines Einsiedels wird. Ritter Benno wird durch seine Eröffnungen der Vater von Friedberts Glück; der Einsiedel im Simplizissimus stellt sich später als Simplex' Vater dar, eine Beziehung, von der bei Musäus nichts zu finden ist.

'Der Schatzgräber' ist eine sehr hübsche Erzählung, welche durchaus realistisch Jammer, Elend, Leiden und Freuden einer in sich entzweiten Familie vorführt und die umgebenden Verhältnisse einer Kleinstadt liebenswürdig und treu schildert.

Peter Bloch, ein heruntergekommener, von einem bösen Weibe geplagter und von einer guten, schönen Tochter aufrecht erhaltener Mann, hört in der Schenke, wie man mit Hilfe der Springwurzel unermeſsliche Schätze heben könne. Diese in seinen Besitz zu bringen, ist sein Verlangen, besonders um seiner lieben Tochter willen. Er zieht aus und hebt den Schatz. Allein er weiſs nicht, wie er davon in seiner Vaterstadt ohne viel Lärm und Aufhebens Genuſs haben könnte; und hier hilft ihm nun ein junger Mensch aus, welcher in seine Tochter verliebt ist, aber die Mittel nicht hat, um sie in ein behagliches Heim zu führen. Dieser erscheint als Freiwerber bei der zänkischen Mutter Ilse, und die Tochter Lucine wird dem reichlich Ausgestatteten gern gegeben. Kurz vor dem Hochzeitstage des jungen Paares trifft dann auch Peter Bloch wieder ein, scheinbar so arm wie er ausgezogen; nur er selbst und die jungen Eheleute wissen von dem Glück, welches er als Schatzgräber gehabt hat.

Ich weiſs nicht, ob ich vielleicht aus der Not eine Tugend mache, wenn ich eine besondere Feinheit in der Art finde, wie Musäus diese Handlungen aufeinander folgen läſst. Zunächst nämlich sehen wir Peter Bloch in der Schenke, wo er von der Springwurzel und ihrer Zauberkraft erzählen hört; dann macht er die Vorbereitungen zur Ausfahrt; endlich zieht er ab und verschwindet spurlos für die Seinigen. Darauf erscheint der Bräutigam bei Mutter Ilse, wie er behauptet, reich durch eine Erbschaft. Endlich kommt Peter Bloch an, und wir erfahren nun im Rückblick und ausholenden Rückschauen, was Lucine durch ihren Bräutigam längst weiſs und niemand sonst auſser den Beteiligten wissen soll. Das Stück, die Erzählung schlieſst mit Peter Blochs Rückkehr; der Leser aber erhält einen Einblick in die geheime Welt der Coulissen, aus welchen die handelnden Personen zu ihrer Zeit hervortraten.

Die Fügung der Fabel hat eine gar nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit der 'Stummen Liebe'. Franz will reich werden um seiner Geliebten willen; märchenhafte Begebenheiten machen

ihn reich. Peter Bloch will reich werden um seiner Tochter willen; die zauberhafte Kraft der Springwurzel macht ihn dazu. Auch sind Meta und Lucine von der gleichen Güte, Schönheit und bescheidenen Liebenswürdigkeit, so daſs man die eifrigen Bemühungen Franzens und Peter Blochs recht wohl begreift; beide sind von der gleichen Anmut und kernhaften Tüchtigkeit, von der gleichen Sittsamkeit und echten Keuschheit, man hat das Gefühl und die feste Überzeugung, ihre feurigen Liebhaber werden niemals kalte und betrogene Ehemänner darstellen; beide sind von wahrer Weiblichkeit ohne jedes sentimentale und zimperliche Wesen. Sie haben eine ähnliche körperliche und geistige Anlage; aber sie sind nicht dieselben, keine poetischen Zwillinge oder Schwestern, sondern die vielleicht ziemlich ähnliche Anlage ist durch ganz verschiedene Verhältnisse und Umstände ganz anders gestaltet worden: Meta, heranwachsend unter der Hut einer sorgsamen Mutter, hat etwas Weicheres und Zarteres, während Lucine in der Entzweiung von Vater und Mutter groſs wird, also schwerer geprüft und rauher gebettet; sie hat naturgemäſs etwas Frischeres und zeigt im Kampfe der Eltern eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an den armen Vater, ohne doch im geringsten die Grenzen kindlicher Pietät zu überschreiten und der zänkischen, rechthaberischen Mutter etwa schonungslos gegenüberzutreten. Sollte ich zwischen beiden wählen, so würde ich Lucine den Vorzug geben, denn sie ist ein lebensvollerer Charakter oder wirkt wenigstens lebendiger als Meta. Sehr schön wird ferner die reizvolle Anmut Metas geschildert, da ja durch sie der reiche Hopfenkönig veranlaſst wird, das arme Kind ohne alle weiteren Umstände zur Gattin nehmen zu wollen. Ganz vortrefflich wird die holdselige Schönheit Lucinens charakterisiert, da ja durch sie ein kunstverständiger Maler so entzückt ist, daſs er sie in einem Venusbilde wiedergeben will.

Die Fügung der Fabel hat aber auch eine ganz unverkennbare Ähnlichkeit mit dem 'geraubten Schleier', insofern beidemal, dort wie hier, die wohlgenutzten Erfahrungen älterer Personen für die Geschicke jüngerer eine glückliche Wendung herausführen. Friedbert und Peter Bloch erringen, was andere vor ihnen, sei es in verfehlendem Miſsgeschick, sei es aus mangelnder Kenntnis oder Entschlossenheit, nicht erringen konnten: dieser die

Schätze erschliefsende Springwurzel, jener den Schwangestalt gebenden Schleier. Ähnlich wird dem Helden in der 'Stummen Liebe', Franz, das zu teil, was der überkluge Invalide nicht einmal zu erlangen versucht.

Die Sagen von der Springwurzel und von wunderbaren Schleiern waren und sind weit verbreitet; Musäus lernte sie kennen und verwertete sie in seiner Weise. Seine etwaigen Quellen aufsuchen zu wollen, wäre wohl vergeblich und nutzlos, da der Kern der ziemlich gleichmäfsig überlieferten Sagen von ihm nicht angetastet ist und die wichtigsten Züge beibehalten sind.

'Liebestreue' sollte eigentlich Liebesuntreue heifsen; denn die Erzählung zeigt, wie eine junge Witwe trotz der bindendsten Schwüre Treue nicht hält, sondern bricht. Das Ganze ist von feinster psychologischer Analyse getragen und mit geistreichem Raisonnement aufs glücklichste durchsetzt. Grisebach hat durchaus gegenteilig — man darf wohl sagen abgeurteilt; er spricht von Musäus als dem 'weimarischen Schullehrer', der die 'herrlichsten Volksmärchenstoffe verunstaltete'. Der Herr Konsul soll gütigst verzeihen, dafs Musäus nur weimarischer Gymnasialprofessor gewesen ist, dafs er blofs Theologie, nicht Juristerei studiert hat, über Thüringen nicht hinausgekommen ist und nie in der Lage war, seine Vorreden aus Montreux oder Konstantinopel zu datieren. Musäus liefs sich ja gar nicht träumen, dafs man einmal auf die Volksseele und ihre Offenbarungen so bedeutendes Gewicht legen würde, dafs man in den volksmäfsigen Hervorbringungen Anfang und Ende aller Dichtung und Kunst sehen würde; er ahnte gar nicht, dafs man nach seiner Zeit alles Triebartige und gewissermafsen Unbewufste anstaunen und für das erste und letzte ausgeben würde. Wer will ihm einen Vorwurf machen, dafs er in Herders Bestrebungen nicht die der Grimms und in der Kantischen Philosophie nicht die Schopenhauersche vorausahnte und dementsprechend sein Mäntelchen nicht nach diesem volksgünstigen Winde wehen liefs? Ich kann mir sogar denken, dafs es Leute giebt, welche in der Thätigkeit der Brüder Grimm und in den Gedankenproduktionen Schopenhauers gewisse Überschwenglichkeiten, um nicht zu sagen Übertriebenheiten, finden möchten. Sei dem jedoch, wie ihm wolle — ganz sicherlich wird es recht viele geben, die den Musäus glück-

lich preisen, dafs er den ‘neuen Tannhäuser’ nicht gedichtet hat. So ist er doch — selbst nach dem härtesten Urteile — nur ein behäbiger, manchmal etwas alberner Spiefsbürger gewesen. Hätte er aber den ‘neuen Tannhäuser’ geschrieben, so müfste man sagen, dafs er blasierten Herzens und ein unreifer Weltschmerzler gewesen sei. Dann hätte er sich an der deutschen Jugend vergangen. So hat er weiter nichts als ‘Märchenstoffe verunstaltet’, auch nach Grisebach.

‘Liebestreue’ ist eine kurze, knapp erzählte Novelle von psychologischer und künstlerischer Folgerichtigkeit, nur zuletzt ins Märchenhafte auslaufend und darum unter den Volksmärchen berechtigt.

Ein taubenhaft zärtliches Liebespaar mag sich nicht denken, dafs die Welt weiter gehen könne, wenn eines von ihnen mit dem anderen nicht körperlich oder wenigstens in treuem innigem Gedenken verbunden wäre. Besonders der Gattin will nichts Derartiges in das zugleich eifersüchtige Köpfchen; sie fürchtet im Falle ihres Todes eine ihr Gedächtnis verdrängende Nebenbuhlerin und Nachfolgerin, weshalb sie ihren Gemahl veranlafst, einen für beide Teile verbindlichen Schwur ewiger, todüberdauernder Treue zu leisten. Darauf zieht der Gatte in den Krieg. Er fällt im Kampfe, und bald erhebt sich über seiner Asche das steinerne Denkmal einer felsenfesten Treue und eines unentwegten Erinnerns. Aber zarte Weiber haben keinen Stein an Stelle des Herzens; und wenn die trauergebeugte Witwe auch im täglichen Besuche des Grabmals den tiefsten Schmerz täglich von neuem mit aller Gewalt fühlt und den Eid täglich in herzlicher Bekräftigung erneuert, — der Schmerz tobt aus, je rasender, desto eher, die Erinnerung auch an den besten, geliebtesten Gatten verblafst, tot ist tot, und der sehnsüchtige Blick der blühenden Witwe wendet sich bald verschämt und ansteigend immer verlangender nach dem treuen, frischen Knappen hinüber, der so sympathetisch, durch Trauergefühle für einen dritten, mit der verehrten Herrin verbunden erscheint und gewifs im Liebesverhältnis von einem zum anderen, von Auge zu Auge, noch ganz andere, innigere Neigungen bethätigen würde, wenn der Gegenstand seiner Gefühlserregung in holder, weicher Wirklichkeit und berückender Nähe vorhanden wäre. Der Page ist klug

genug, diese Erwiderung seiner Gefühle zu bemerken, und kühn genug, um seine Herrin zu werben. Unter süſsem Erröten und halbem Eingeständnis weist sie ihn zunächst ab. Während nun der Page in der Fremde zum Ritter wird, läſst sich die Gräfin über die Nichtverbindlichkeit ihres Gelübdes von zuständiger Seite aufklären. Von ihr gern gesehen, durch eigenes Verlangen getrieben, taucht der junge Ritter wieder auf. Die Hochzeit wird festgesetzt; die mannigfachen Vorbereitungen dazu nehmen die glückliche Witwe so in Anspruch, daſs sie nicht mehr zu dem kupplerischen Grabmal kommt: auch ist dieses ja, gemäſs den Wandlungen eines blutwallenden Frauenherzens, aus einem Stein der Erinnerung ein Stein des Anstoſses geworden. Nur einmal, als sie am Arme des Geliebten im mondbeschienenen Lustgarten wandelt und rein zufällig an dem sonst gemiedenen Standbilde vorübergeht, sieht sie die steinerne Figur zu Wärme und Leben erwachen und mit dem Finger drohen. Andere Vorübergehende haben ähnliche Gesichte, und es verbreitet sich das Gerücht, am Grabmonument des Grafen sei es nicht geheuer. Allein in dem Glück des neuen Liebeslebens, im Taumel der Vergnügungen und im Eifer der Hochzeitszurüstungen wirken die Gerüchte kaum, und die eigene Wahrnehmung ist keine genügend nachhaltige Warnung. Üble Vorzeichen beim Hochzeitszuge erschrecken wohl, schrecken aber nicht ab, bis fast am Schlusse des Banketts die schöne, strahlende Braut durch die Erscheinung ihres ersten Gemahls von Sinnen gebracht wird, und zwar dermaſsen, daſs sie gar nicht wieder lebendig wird.

Die Einleitung, die Schilderung der Verliebtheit und der Treuschwur des jungen Ehepaares erinnern an den Anfang von Wielands Hann und Gulpenheh; nur tritt der Unterschied hervor, daſs es bei Musäus die Frau ist, welche zu solchen Gesprächen und Handlungen den Anstoſs giebt, wodurch in der Folge ihre Schuld dann um so gröſser wird und ihr ziemlich egoistisches Bestreben, den Mann für immer zu fesseln, sich gegen sie selbst wendet, zur Schadenfreude der Leser und zur Erläuterung des Satzes: wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Für den weiteren Verlauf kommt die Matrone von Ephesus in Betracht; es ist selbstverständlich, daſs Musäus diese Erzählung Petrons kannte. Das Knüpfen neuer zarter Bande am Orte

der Trauer führt ganz ungezwungen zur antiken Überlieferung hin; es ist unserem modernen Empfinden entsprechender gestaltet. Die Ephesische Dame läfst sich nämlich am Sarge des eben beigesetzten Gatten von dem galgenbewachenden Soldaten einen Trost zusprechen, der durch Befriedigung des sinnlichen Kitzels die Trauer des Herzens schweigen macht, und sie steht nicht an, ihren toten Mann nicht blofs geistig, sondern auch körperlich dranzugeben, indem sie seinen Leichnam hingiebt zum Ersatz für jenen, welcher vom Galgen gestohlen worden, während der Wächter das Amt des Trösters versah. Die antike Erzählung läfst dieses Weib ganz ungestraft ausgehen. Nun ist sie für sich selbst im Sinne der Erzählung allerdings schon genug bestraft, da ihr rasender Schmerz, ihr nicht zu stillendes Sehnen und ihre selbstmörderischen Anwandlungen ohne weiteres in tosende Lust, befriedigte Wollust und neue Keime pflanzende Lebensbejahung übergehen, womit ihr erstes Gebaren sich als ein gemachtes erweist und als eine gewisse schauspielerische Bethätigung, welche das traurige Ereignis und die ungewohnte Lage zu fordern schienen. Allein ihr Verhalten gegen den toten Gatten forderte wohl eine Sonderbestrafung, wie sie die Jutta des Musäus erfährt; wenn eine solche nicht erfolgt, so liegt das ganz einfach darin begründet, dafs es nur darauf ankam, typisch an einem recht krassen Beispiel die Selbstbelügung und Verstellung des Weibes schlechthin nebst der natürlichen Geilheit ins Licht zu rücken: ganz boccacciohaft!

Musäus überschrieb sein Märchen 'Liebestreue oder das Märchen à la Malbrouk'. Diese Überschrift erklärt uns das Auftreten des Pagen; denn sie zielt auf das Volkslied hin, in welchem der Page Marlboroughs der Herrin den Tod des Gatten berichtet. So geschieht es auch bei Musäus, und dieser bekümmerte Page in Trauerkleidung wird dann — das Volkslied weifs davon nichts — der stete Begleiter zum Grabmal und endlich beglückter Liebhaber.

Der Schlufs bietet die Motive des nickenden Gouverneurs und des steinernen Gastes aus der Don Juan-Sage. Don Juan gelangt zufällig zum Grabmonument des von ihm erstochenen Gouverneurs; die Seele des Gemordeten vermerkt diese Anwesenheit des Mörders recht übel und versucht, ihn wegzuschrecken.

Don Juan aber läſst in toller Laune das Standbild zu Gaste laden, und dieses verfehlt nicht zu kommen. Dagegen meidet Jutta den Begräbnisplatz ihres ersten Gatten, und es geschieht in zufälliger Unachtsamkeit, daſs sie einmal dahin gelangt; sie ist auch frauenhaft und schreckhaft genug, um vor dem drohenden Steinbild entsetzt zu fliehen. Don Juan ruft das Gespenst in frevlem Übermut herbei; Jutta durch ihre Treulosigkeit. Don Juan verspottet den Geist des Mannes, welchen er gemordet hat; Jutta verletzt nur die Treue, welche sie dem Lebenden zugeschworen hat. Don Juan wird durch die Stimme des entseelten Komturs gewarnt und zum Einhalten ermahnt; aber er geht zu neuen Frechheiten weiter. Ebenso wird Jutta durch die drohende Gebärde zur Umkehr aufgefordert; aber sie bleibt bei ihrem verbrecherischen Vorsatz. Jutta soll keine Frevelthat, Don Juan soll keine neuen Frevelthaten begehen.

Da der Don Juan uns einmal in das Bereich der Opernlitteratur geführt hat, möchte ich nicht versäumen, die Verspottung bemerkbar zu machen, welche Musäus dem Texte einer anderen Oper hat angedeihen lassen. Man kennt die thränenreichen, wehmütigen Klagen des Chors und des Orpheus im ersten Akte von Glucks Oper 'Orpheus und Eurydike', man kennt die wundervolle Arie des Orpheus aus dem dritten Akte: ach, ich habe sie verloren! Beide Partien des Libretto sind ihrem Gedankengehalte nach in den Seufzern zusammengearbeitet worden, welche die trauernde Jutta am Grabmale ihres Gatten ertönen läſst; den Gipfelpunkt des ausströmenden Schmerzes bilden eben jene Worte: ach, ich habe ihn verloren! Das Ganze wirkt bei Musäus durchaus belustigend, denn er erzählt: sie klagte etwa folgendermaſsen, und giebt dann die wohlgesetzten, formschönen Seufzer wieder. Die Schönheit der Totenklage läſst an ihrer gefühlsmäſsigen Wahrheit zweifeln; und Musäus gestaltet sie so schön und lacht zugleich darüber, weil er weiſs und den Leser ahnen lassen will, was später geschehen wird.

Die 'Entführung' endlich, ein kleines Geschichtchen, ist der Erwähnung deshalb ganz besonders würdig, weil sie zeigt, wie die auftretenden Personen, der Leutnant und seine Geliebte, von dem Aberglauben ihrer Umgebung Nutzen ziehen möchten. Denn die junge, heimlich Verlobte, Emilie, entschlieſst sich, das

elterliche Haus in Gestalt und Kleidung einer dort spukhaft umgehenden Nonne zu verlassen. Sie findet jedoch ihren Ritter, den 'schönen Fritz', zur festgesetzten Stunde nicht am festgesetzten Orte und kehrt wieder nach Haus zurück. Die Sache klärt sich so auf: der 'schöne Fritz' war wohl zur richtigen Zeit an der vereinbarten Stelle gewesen, eine Frauengestalt war gekommen und hatte neben ihm im Wagen Platz genommen, worauf die Pferde, wie vom bösen Geist getrieben, dahinrasten, um endlich sich selbst, Gefährt und Insassen in einen Abgrund zu stürzen. Aus langer Ohnmacht erwachend, vermiſste der 'schöne Fritz' seine Geliebte, erhielt aber dafür um jede Mitternachtsstunde den Besuch eines Gespenstes, einer Nonne, derselben, welche alle sieben Jahre das elterliche Haus seiner Verlobten durch ihr Umgehen beunruhigte und in deren Aufputz eben die junge Braut hatte entfliehen wollen. Ein Teufelsbanner befreit ihn von diesen Liebesbestürmungen des Skelettes; und als der 'schöne Fritz' nach drei Jahren das Haus der schönen Emilie wieder besucht, ist es ihm leicht, alle Verdächtigungen seiner Treue durch die Erzählung seines Abenteuers sieghaft zu zerstreuen.

Natürlich hält es nicht schwer, sogleich an Bürgers Lenore zu denken und Musäus als durch Bürger beeinfluſst anzusehen. Aber diese leichte Erinnerung bringt auch recht wenig ein. Man behauptet, Musäus habe, durch Bürger belehrt, das Gespenst in ein schauriges Liebchen verwandelt. Das scheint mir recht weit hergeholt und beruht auf leerer Vergleichung eines einzelnen Zuges, den man herausgreift. Allein es liegt auch eine Ungerechtigkeit darin, wie sie der niemals begehen würde, der sich entschlieſst, ein Ganzes immer als Ganzes zu betrachten und das Einzelne stets im Hinblick auf das Ganze in Vergleichung zu setzen. Die Sage von der schlüsselrasselnden Nonne oder der Aberglaube an eine dann und wann umgehende weiſse Frau sind weit verbreitet; es ist auch bekannt genug, wie Schiller seinen Don Carlos hiervon Gebrauch machen läſst. Ganz ähnlich ist der Entschluſs der Liebenden bei Musäus; nur tritt bei ihm die spukhafte Nonne thatsächlich ins Spiel, eine Wendung, die so wohl im Zusammenhange des Ganzen begründet ist und so vortrefflich zu der Art des Musäus paſst, daſs gar kein Grund vorliegt, Bürgers Lenore herbeizuziehen; eine Wendung, die den

Vorwitz der Liebenden in harte Strafe nimmt, da Emilie sich über ihr Vertrauen ärgert und an der Treue des Geliebten irre wird, während dieser durch die Liebesverfolgungen des Skelettes nicht wenig leidet. Dafs die nächtliche Fahrt sich einigermafsen dem Gespensterritt der 'Lenore' vergleichen läfst, ist bei der Ähnlichkeit der Situationen selbstverständlich; wo aber die Schilderung zu ähnlich ist, als dafs sie sich blofs durch die Gleichartigkeit der Geschehnisse erklären liefse, da bin ich geneigt, ein komisches Spiel anzunehmen mit dem, was durch Bürgers Lenore gäng und gäbe geworden war. Es ist ja doch alles Humor und Laune, hier wie sonst; und das Gespenst pafst dem Musäus deshalb so gut, weil es ihm Gelegenheit giebt, sich an den Qualen der Liebenden zu weiden. Ein harmloses Vergnügen, da er und seine Leser wissen, dafs endlich doch noch alles gut wird!

Schlufs.

Immer wieder ist es Liebe und Ehe, was dem Musäus Stoff zu seinen Erzählungen giebt. Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Friedbert im 'geraubten Schleier' hat dieses Glück; auch Franz in der 'stummen Liebe'. Friedbert erwischt den Schleier, der die jüngere Zoë bei ihm zurückhält; aber nur sein liebender Wagemut verschafft ihm die Entflohene wieder. Auch Franz wird schwer geprüft und hart geängstigt, ehe er den Schatz hebt, welcher ihn in stand setzt, um Meta zu werben. Beide haben in ziemlich unverdientem Genusse von Reichtum und Glück dahingelebt, beide müssen in Mühen und in heifsem Ringen ihr zweites Glück verdienen. Auch Udo im 'Dämon Amor' führt die Braut heim, weil er Glück hat, nämlich das Glück, einen zauberkundigen Freund zu haben. Sein Unglück liegt darin, dafs er sein erstes geliebtes Weib ohne alles Verschulden verliert; er gewinnt, entsprechenderweise, sein zweites Weib auch ohne Verdienst. Er ist so recht ein Mann, der nur Glück und Unglück haben kann und dem man sein Glück gönnt; denn hätte er keines, so wäre er gar nichts. Von Schuld oder Verdienst kann bei ihm nicht die Rede sein. Er ist im Glücke nicht stolz, im Unglück nicht trotzig, kein Wässerchen trübend, aber auch — kein Held. Ihm an die Seite stellen sich Crokus und

Primislav in der 'Libussa', beide durch die besondere Huld und Zuneigung der Nymphen aus den Reihen der Sterblichen emporgehoben, beide schlechthin aus dem Haufen erkoren.

Die feurigsten Liebhaber sind ohne Zweifel der Graf in der 'Nymphe des Brunnens' und der junge Jäger, der Anbeter Lucinens im 'Schatzgräber'; der Graf wird fiebrig-krank vor Sehnsucht nach der schönen Unbekannten, d. i. Mathilde, der junge Jäger quittiert den Dienst und läuft davon, um das Original des Bildes zu suchen, das alle seine Sinne in Aufruhr gebracht hat. Dies Original ist Lucine; ihrer Gegenliebe sicher, aber alle Mittel entbehrend, irrt er melancholisch und lebensmüde umher, bis ihn Peter Bloch trifft.

Wir finden musterhafte Ehen, so die erste Udos. Auch Crokus lebt in dauernder Harmonie mit seiner Nymphe, was vielleicht darin begründet ist, dafs sie sich stets nur von Abend bis Morgen sehen. Treffliche Kontraste geben die beiden Ehen Wackermanns in der 'Nymphe des Brunnens' ab: die erste mit einer sanften, tugendhaften, eingezogen lebenden Hausfrau, die zweite mit einem jungen, raschen Weibe, welches in Lustbarkeiten und rauschenden Festen alles verthut. Wackermann steht mit beiden gut; die eine redet ihm nicht drein, weil sie milde ist und sich auf ihre Hausfrauensphäre beschränkt, die andere deshalb, weil sie verschwenderisch ist und ihm schmeicheln mufs. Peter Bloch dagegen scheitert fast an der Ehe mit einem bösen, zänkischen Weibe; denn indem er, auch durch eigene Schuld stufenweis sinkend, von der Gnade dieses Weibes leben mufs und ihrem ewigen Schelten ausgesetzt ist, verliert er beinahe jedes Ehrgefühl und jedes vernünftige Streben; nur das Glück seiner Tochter liegt ihm noch am Herzen und spornt ihn an.

Zwei fürstliche Ehen sind nicht von den besten: Zoë im 'geraubten Schleier' hat durch eigenes Verschulden von der Eifersucht ihres Gatten zu leiden; Urraca in den 'Rolandsknappen' gar ist ein ausgesprochener Metzencharakter, und ihr Gemahl rangiert viel mehr unter den Verfressenen als unter den Eheherren, er bestraft seine Gattin schliefslich nicht, weil sie eine schamlose Dirne ist, sondern weil er sie daran schuld glaubt, dafs ihm ein überaus leckeres Gericht vor den Augen verschwunden ist.

Gatte und Liebhaber im Konflikt zeigt uns die 'Melechsala'. Der Graf hat ein geliebtes Weib daheim, aber der Zauber der schönen Sultanstochter bestrickt sein Herz trotz seines Widerstrebens, und ihre Beharrlichkeit besiegt endlich jeden Widerstand, so dafs die Dreiehe zu stande kommt. Dieselbe Erzählung lehrt, wie die Noblesse auch in der Ehe obligiert; denn des Grafen Weib hält die Treue, während das Weib des gräflichen Knappen so lange nicht warten mag und ihren wiederkehrenden Gatten zum Hause hinausjagt, da sie bereits anderweitig versehen ist.

In 'Liebestreue' äugelt eine junge Witwe nach einem jüngeren Knaben aus; der Jüngling seinerseits ist entzückt von dem Liebreiz des reifen Weibes. Leider hat Jutta sich in der ersten Ehe so gehabt, dafs eine zweite Eheschliefsung den Bruch eines heiligen Versprechens bedeuten würde. Auch Richilde möchte ihre alternden Reize gern noch beizeiten dem blühenden jungschönen Herzog in ehelicher Verbindung preisgeben. Allein es gelingt ihr nicht, der Stieftochter den Freier wegzuschnappen; sie mufs die Strafe dafür erleiden, dafs sie den Gatten von der Gattin trennte und drei Personen elend und unglücklich machte, die Gattin, welche den Trennungsschmerz nur kurze Zeit überlebte, den Gatten, welcher von Reue und Seelenangst gepeinigt wurde, und das Kind beider, welches fast elternlos heranwuchs und früh völlig verwaist war.

Wenn wir schliefslich der äufseren und inneren Form der Märchen noch einige besondere oder allgemeinere Bemerkungen widmen, so geschieht dies ohne jede Absicht der Vollständigkeit. Dafs des Musäus Sprache von lutherischen Bibelwendungen wimmelt, ist bei dem teilweis archaisierenden Ton nicht zu verwundern und dürfte andererseits in seiner kanzelrednerischen Thätigkeit eine Erklärung finden. Volkstümliche Allitterationen und eingestreute volksmäfsige Reime sind nicht selten; gereimte Zaubersprüche, ganze Strophen und kleine Liedchen fehlen nicht; der Sprichwörterschatz wird häufig in Anspruch genommen. Dabei werden recht viele dieser Anleihen lediglich zu komischer Wirkung oder in verspottender Anführung gemacht. Kühne Bilder mannigfacher Natur, oft schön und eindringlich, oft ausgesucht und absichtlich künstlich, sind überall verstreut; besonders aber

zeichnen sie die Libussa aus, welche auch ein eigenartiges Element des poetischen Stiles, Parabeln und Gleichnisse, in reicher Menge und in kunstvoller Gestaltung darbietet. Anderes ist noch wichtiger und verdient noch mehr bemerkt zu werden, weil es dem lesenden Auge nicht bemerkbar wird, sondern nur dem scharf hinhörenden Ohre. Es handelt sich um die Jamben, in welchen das rasierende Gespenst grofsenteils spricht und welche ganz vortrefflich die lächerliche Feierlichkeit des Vorganges veranschaulichen. Übrigens wird auch das erste Auftreten des Gespenstes, seine ersten Handlungen, durch hastig jagende Jamben schauerlicher vorstellbar gemacht. Ebenso sind Metas eifersüchtige Gedanken (gleichfalls in der 'Stummen Liebe') recht glücklich in Prosa- und Jamben-Mischmasch wiedergegeben.

Musäus erzählt und räsonniert; diesem Grundsatze, alles möglichst in eigener Person vorzutragen, ist es angepafst, wenn das Zwiegespräch auf das Mindestmafs beschränkt ist und nur dort begegnet, wo entscheidende Wendungen der Handlung durch Rede und Gegenrede herbeigeführt werden, wo die Schärfe der Gegensätze am besten durch scharf gefafste Worte der Gegenspieler zum Ausdruck kommt, wo das Aussprechen der Personen ihren Charakter ausspricht. Nur darf man nicht glauben, dafs Musäus versucht hätte, den Charakter des Sprechenden in der Wahl der Worte und einer besonderen Fügung der Sätze zum Ausdruck zu bringen. Derartige sprachliche Differenzierungen lagen ihm fern; seine Personen reden, wie er selbst geredet haben würde, wenn er an ihrer Stelle gewesen wäre, von ihren Gefühlen beseelt und ihre Ziele im Auge. Musäus war ein Rede- und Schreibkünstler, er pflegte die Kunst der Periodisierung, er strebte einen äufserst geglätteten und fliefsenden Stil an; seine Volksmärchen geben von Anfang bis zu Ende Zeugnis davon. Andererseits ist er wieder von naturgetreuer Einfachheit der Gedanken und Ausdrucksformen. Die Reden in der Libussa z. B. zeigen bei natürlicher Einfalt eine gewählte, sinnreiche und schwungvolle Beredsamkeit.

Dafs Musäus auf mannigfache Vorgänge und Personen des Altertums anspielt, dafs er recht oft Modeströmungen und Zeitgenossen mit gelegentlichem Spotte trifft, ist bei seiner Kenntnis der Antike und des Hebraismus, sowie neuerer Zustände gar

nicht auffällig, wenn man die satirische Grundstimmung seiner Volksmärchen nicht verkennt, wenn man immer gegenwärtig behält, wie ihm die witzelnde, geistreich räsonnierende Behandlung des Stoffes die Hauptsache ist. Ja, das erstere ist mit ein Beweis für das letztere. Denn wer so gewandt und bereitwillig bei jedem Vorgang und jedem Charakter, welche im Rahmen der Handlung liegen, aber an andere ähnliche Vorgänge und Charaktere erinnern, ebendiesen Rahmen verläſst, um mit einer gewissen, aus Kenntnisreichtum erwachsenden Geringschätzung zu bemerken, daſs das alles schon recht alt und gar nicht neu sei, — der erfüllt ganz gewiſs nicht das Ideal Spielhagenscher Romantechnik und Erzählerkunst, indem er durch sachliche und sachgemäſse Behandlung den reinen Eindruck der Begebenheiten und zugehörigen Reden vermittelt, der ist kein schlichter Erzähler alten Stiles, wie sie, treuherzig und lebhaft interessiert, in ihrer Darstellung zugleich den Eindruck auf das eigene Gemüt schildern und mit ihrem Helden sich freuen und trauern, der steht nicht neben oder hinter dem Stoff wie Spielhagen, der lebt nicht in den Vorgängen wie der Mann der alten Manier, sondern er thront über der Handlung, weiten Blickes Umschau haltend, wo er etwa Verwandtes im weiten Bereiche der Dichtkunst oder des geschichtlichen Lebens überhaupt zu lustiger Vergleichung auffindet, und sein Herz regt sich nicht, sondern sein Verstand erläutert die Gefühle in scharfer, lachender Zergliederung. Allein es ist nicht der lieblose, kalte, höhnende Verstand des Menschenverächters, welcher alles in leidigen Miſskredit bringen möchte, sondern der menschenfreundliche, warme, lustige Verstand des Menschenkenners, welcher alles im versöhnenden Lichte allgemeiner Unvollkommenheit sieht. Musäus hat Humor und Laune; diese beiden Schutzengel verlassen ihn nie; sie geben all den verschiedenen Erzählungen die einigende, familienähnliche Haltung; durch sie hat alles, was Musäus geschrieben, den Stempel seines Geistes empfangen. Er hat Humor und — Satire, wo sich verderbliche, lächerliche Bestrebungen und Richtungen breit machen.

Berlin. Erich Bleich.

Die Lieder der Hs. Sloane 2593.

Die Hs. Sloane 2593 gehört der Mitte des 15. Jahrhunderts an und ist ein kleines Büchlein in 12° mit 36 Papierblättern. Die Schrift ist klein, aber äufserst sorgfältig und niedlich, und fast kein Streifen der kleinen Seiten ist unbeschrieben geblieben. Auf die sonderbare Art der Schreibung hat schon Wright in seinen Songs and Carols aufmerksam gemacht. Folgendes scheinen die auffallendsten Absonderlichkeiten zu sein: sch für sh am Anfang eines Wortes (schyld), ch für sh am Ende (fleych), das Pronomen she ist durch che wiedergegeben, für das sh im Zeitwort shall steht x (xall, xul, xuld); qu oder qw für wh (qwil, quan); s für c am Anfang des Wortes (soth, serteyn); z steht oft da, wo man es nicht erwartet (z. B. in hazt = hath); die Metathese des h kommt auch vor (z. B. ryth, 5 : 7, owth, rowth, bowth, 44 : 3, 4, 5). Wright giebt den Palatallaut in myzt, lyzt etc. durch ȝ wieder; es ist aber ein z, denn es ist genau derselbe Buchstabe, der in dem zweimal vorkommenden ezyl (Essig) und in dezyryt (71 : 3) für den s-Laut verwendet wird. Christum ist durch χpū (71 erste Linie), Jesus durch ihc̄, Jesu bald durch ihū, bald durch ihū wiedergegeben (im folgenden Text findet man Jesus und Jesu jeweilen ohne nähere Angabe aufgelöst).

Das vorliegende Büchlein ist eine Sammlung von meistens geistlichen Liedern des 15. Jahrhunderts, die einst ziemlich verbreitet gewesen sein müssen; Nr. 40 findet sich in noch zwei anderen Handschriften, in Harley 541, fol. 214a und in Wrights Privathandschrift (über die letztere s. weiter unten), die noch weitere sechs von unseren Liedern (Nr. 13, 23, 39, 46, 49, 73) enthält. — Ein paar unserer Gedichte stehen unter dem Zeichen

der Heimsuchung. Gottes Zorn hat die Menschen getroffen. ‘Achtet auf die Zeichen der Zeit,’ so tönt es durch das 42. Lied (42 : 65 ff.: Diues sondes he hazt vs sent, here and also in oþere place), und Nr. 53 erinnert an die drei teuern Jahre (1314—1317) und an die ‘pestelens tweye’ (53 : 12). Unter der ersten Pestilenz dürfte das grofse Sterben vom Jahre 1348 zu verstehen sein (das, wie es auch im Liede heifst, kein Land verschonte; 53 : 12, In euery cuntre men gunne deye, deþ left neyþer for lowe ne heye); die zweite Pestilenz liefse sich mit der grofsen Hungersnot und Pest, die sich über die Jahre 1439 und 1440 erstreckte, zusammenbringen, ein Ereignis, das dem Sänger noch frisch in der Erinnerung liegen konnte. Dies scheint auch einigermafsen der Fall zu sein; denn unmittelbar darauf kommt der Erzähler auf die ihn am meisten beschäftigenden Lokalheimsuchungen zu sprechen, die sich erst kurz vorher müssen zugetragen haben. In jenen bangen Zeiten ist es begreiflich, dafs Lieder ernsteren Charakters, die aus jener angst- und sorgenvollen Stimmung heraustönten, die alle Stände, vor allem aber die Landleute und Bürger bedrückte, dem allgemeinen Bedürfnis am ehesten entsprachen. Memento mori (Nr. 16), alles ist eitel (Nr. 17), alles vergeht und wechselt (Nr. 4 und 72), baut nicht auf Fürstengunst, sondern auf Gott (Nr. 18), dies waren gegebene Themata. — Und doch bilden die Lieder unserer Handschrift trotz der weltverachtenden und beklemmenden Stimmung, aus der viele entstanden sind, eine der erfreulichsten Sammlungen ihrer Art. Keines dieser ernsten Lieder hat etwas Pfäffisches an sich; alle sind voll reiner, warmer und gesunder Empfindung. Die Sänger, die sie sangen, haben sich nur gezwungenermafsen und auf kurze Zeit der religiösen Seite des Lebens zugewendet; es ist ihnen wohler, wenn sie heller klingende Saiten anschlagen dürfen (wie in den fröhlichen Weihnachtsliedern und in Nr. 29, 30, 32, 36, 54, 55). Wäre nicht die ziemlich kunstvolle Reimstellung bbba, ccca, ddda etc. und die oftmalige Verwendung eines lateinischen Schlufsreimes, wir würden echte Volkslieder vor uns haben.

Überall dringt als frische Würze ein köstlicher, naiver Volkshumor durch. Sankt Nikolaus erscheint den drei verarmten aus-[illegible]ernden Töchtern im Augenblick, wo sie zum Städtlein hin-[illegible]rschieren, tröstet sie und verspricht jeder einen guten,

feinen Ehemann (Nr. 3). Selbst die tragischsten Gegenstände, wie der Kindermord zu Bethlehem (Nr. 40), wo die Kindlein wa, wa!, die Mütter ba, ba! schreien und Herodes a, ha! ruft, und die Passion Christi, in der die Juden einen Spiefs in das Herz des Erlösers stofsen und spöttisch dazu rufen: 'haue þu þat!' (70 : 17), entbehren einer humorähnlichen Anschauungsweise nicht. Ganz verblüffend ist auch die Art der Steigerung, in der der Sänger die Leiden Christi oder besser die Bosheiten der Juden einander folgen läfst: die Dornenkrone, die Kreuzigung mit den drei Nägeln, die Lanzenwunde, aber weitaus das ärgste, sagt er, Essig und Galle gaben sie dem Dürstenden zu trinken (44 : 27—30). Der Gegenstand ist trotz der sichtlich frommen Gesinnung des Autors auf bänkelsängerische Weise behandelt, die Kontraste sind übertrieben, scharf: Mitleid und Liebe ohne Mafsen für den Heiland und namenloser, erbitterter Hafs gegen die Juden, die falschen Verräter, die Höllenhunde (44: 25). Dabei sind die historischen Irrtümer bemerkenswert. Der Stich ins Herz und der dargereichte Essig werden als die obersten Sprossen auf der Leiter der Leiden betrachtet, die Christus von den Juden widerfahren, während in der Bibel erst nach eingetretenem Tode, nach überwundenem Leiden eine Lanze von einem römischen Kriegsknecht in die Lende der Leiche gestofsen wird und wiederum ein roher Kriegsknecht in einem schwachen Gefühl der Rührung einen Schwamm voll Essig an die Lippen des lechzenden und rufenden Gekreuzigten hält. — Von der Hölle wird öfters recht kurz, aber anschaulich gesprochen; es brennt natürlich, und die Sünder werden nicht nur vom Feuer gequält, sondern auch an den Galgen gehängt (12: 21); des Himmels geschieht nur einmal Erwähnung, es ist ein Ort, wo es lustig zugeht (7: 12).

Die wahren Perlen der Sammlung sind die Marien- und Weihnachtslieder. Nr. 13 erinnert durch ihren Anfang an das alte deutsche Kirchenlied: Uns ist ein' Ros entsprungen Aus einer Wurzel zart. In allen diesen Gesängen sind in schlichter Schönheit die ewig hochpoetischen Momente der Weihnachtsgeschichte hervorgehoben: der Stern, der den Weisen auf den Weg leuchtet, die Hirten, die auf dem Felde schlafen, die Könige, die in der schlichten Hütte das Kindlein anbeten, Maria, die den kleinen Jesus wiegt und dabei singt. Am liebsten weilt der

Sänger bei der Schilderung der Mutter Gottes. Sie ist für ihn nicht nur mild und rein, sondern vor allen Dingen schön und herrlich anzuschauen, die Vollendung der körperlichen weiblichen Schönheit, die 'saelde' (vgl. in 51: 15 ff.: lady, so louely, so goodly to se, so *buxsum* in þi *body* to be).

Die behandelten Gegenstände bewegen sich zumeist in der gleichen Sphäre, in der religiösen, aber die Abstufungen sind mannigfaltig, wie die folgende Zusammenstellung der Hauptmotive zeigt:

1) Rein geistliche Lieder: a) *Marienlieder:* Verherrlichung von Maria und Jesus, in 19 und 25; Maria wiegt ihr Kind und singt, 39 und 70; Die vier Buchstaben M, A, R, I, A, 49; Die Schönheit der Maria, 51; Mariä Empfängnis, 52 und 65; Die fünf Freuden der Maria, 21; Maria unter dem Kreuz, 46. — b) *Weihnachtslieder:* Einfache Besingung der Thatsache, 24, 38, 57, 58, 59, 61, 69, 73, 74, 75; Uns ist ein' Ros entsprungen, 13; Die Prophezeiungen auf die Geburt, 5; Die Krippe und die drei Könige, 6: Die drei Könige, 35; Ausführliche Geschichte der Anbetung der drei Könige, 33 und 48; Die drei Könige und der Mord zu Bethlehem, 40; Der Mord zu Bethlehem, 71; Die Weihnachtsgeschichte als Traum, 41. — c) *Passionslieder:* 44 und 60. — d) *Heiligenlieder:* Sankt Nikolaus, 3; Sankt Stephan, 45. — e) *Andere Motive:* Gebet an Jesus, 9; Corpus Christi, 43; Ein Lied auf den Weizen als Symbol von Christi Leib, 34; Thu Buſse! 12; Denk an das Ende! 16, 53; Der jüngste Tag, 17; Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen etc., 47; Adams Sünde, 28; Die sieben Erbsünden, 7.

2) Religiös gefärbte Lehrgedichte: Mäſsige die Zunge, 1, 4, 14, 72; Wechsel des Glücks, 4, 72; Arglist und Bestechung, 10; Arglist und Schein, 63; Stolz, 20; Fürstengunst schwankt, 18; Donec eris felix, 11; Ehre der Wahrheit, 15; Ihr Frauen bleibet treu! 8; Gegen das schöne Geschlecht und Lob des ledigen Standes, 22.

3) Rein weltliche Lieder: Wortspiele, 30; Mein Hahn, 26; Meine junge Schwester, 29; Mein Garten, 32; Robynn und Gandelyn, 36; Sir Penny, 54; Wir Kaufleute, 55.

Die Sprache lehnt sich stark an das Volkslied an; sie weist dessen bekannte, immer wiederkehrende Wendungen auf. An

die mittelhochdeutsche Poesie, wo der volkstümliche Sinn für eine anschauliche Darstellung der Tugenden und Laster und der abstrakten Begriffe überhaupt sich uns durch die Anwendung konkreter Redeweisen so kräftig offenbart, erinnern mehrere Lieder unserer Sammlung, z. B. Nr. 10: Arglist und Gold treffen sich (gyle & gold to gedir are met); Begierde sitzt daneben, und Arglist wirft ihr Netz aus; Recht und Vernunft haben sich von hinnen gewendet; Arglist aber ist überall gern gesehen und zieht einher mit grofsem Gefolge (vgl. auch 20, 31 und 63). — Die Vergleiche sind selten, unselbständig und nicht ausgeführt, altbekannt, aber doch zutreffend und schön: So hell wie Gold in Glas schien der Stern in jener Nacht (35:8, ähnlich 65:13); so still wie der Tau auf das Gras fällt, kam Christus in seine Mutter (25); wie die Lilienblume wird mein Fleisch verdorren (16:9). Daneben kommen auch die kurzen, in ein paar Worte verdichteten Vergleiche vor: weifs wie die Lilie, schwanenweifs (41) etc. Unter den musikalischen Mitteln ist die Variation mehreremal mit prächtigem Effekt angewendet; 25: he cam also stylle þer his moder *was*, as dew in aprylle þat fallyt on þe *gras*. he cam also stylle to his moderes *bowr* as dew in aprille þat fallyt on þe *flour*. he cam also stylle þer his moder *lay*, as dew in aprille þat fallyt on þe *spray*; vgl. auch 16:10 u. 11. — Nicht nur die Schönheiten, auch die Laster der Volksdichtung sind unseren Sängern bekannt. Abgenützte Füllsel müssen in die Gedankenlücken treten (with outen lesyng 5:19; with outyn mys 41:37; with outyn nay 7:22; with oute skorn 34:19; with oute stryf 34:15; in good fay 21:14; þus rede we 51:21; þus fynd we 35:4; 51:24; as I knewe 41:7; as þu myzt here 41:15). Ganze Verse müssen oft derartige Füllsel beherbergen (as clerkes redyn in her sequens 35:24; ferþere more as I zu telle 5:27; it was a ful fayr syte to se 40:16; a fayrer syte had I none sene 41:3). Die Kunst, während einer ganzen Strophe 'nichts' zu sagen, hat sich der Sänger in 41:37 geleistet.

Ich habe es mir nicht versagen können, eine kleine Zusammenstellung der formelhaften Elemente jener so überaus kräftigen volkstümlichen Dichtersprache zu machen, die durch Allitteration, durch Paarung sinnverwandter Ausdrücke, durch gegenseitige Verstärkung der verschiedenen Wortarten dem Klang

und Sinn der Rede eine eigentümliche Färbung zu verleihen wüſste. Ich halte mich in der Einteilung an die von mir in meiner Dissertation (Die formelhaften Elemente in den alten englischen Balladen, Basler Diss. 1900) befolgte Anordnung und möchte mir gestatten, auf die auffallende Übereinstimmung der nun folgenden Zusammenstellung mit meinen früheren Formelnverzeichnissen aufmerksam zu machen, ein Umstand, der aufs neue beweist, wie ausgiebig unsere Sänger aus dem reichen Born der Volkspoesie geschöpft haben müssen.

A. ***Coordinierung der Begriffe*** (Paarung sinnverwandter Ausdrücke). *α*) Mit Allitteration: 1) *Substantiv: f*ace and *f*ote 19 : 5; *f*rynd and *f*o 10 : 4; 54 : 2 (now *f*rend now *f*oo 72 : 1); *g*yle and *g*old 10 : 1; þow be *k*yng and were coroun 12 : 4; *m*oder and *m*aydyn 25 : 9; a*n* ox and a*n* as 23 : 12; 33 : 17; *p*ump and *p*ride 12 : 20; neyþer in *p*urpyl ne in *p*alle 42 : 46; *r*yzt and *r*eson 10 : 10; *s*e and *s*ond 17 : 7; *s*peche ne *s*pylle 4 : 7; *t*our and *t*oun 12 : 3; in *w*el in *w*o 72 : 14 (wel or wo 42 : 55). — 2) *Adjektiv: f*ayr and *f*re 17 : 22; *f*als and *f*ekyl 22 : 16; *m*asyd and *m*ade 42 : 4; *m*eke and *m*yld 24 : 3; 70 : 10; *s*emely and *s*ote 34 : 3; for *s*oþe [and] *s*erteyn 4 : 18; *st*iff and *st*rong 12 : 11; *w*ylde and *w*ode 43 : 23. — 3) *Verb:* crye or calle 42 : 54; now I *pr*ike and now I *pr*aunce 4 : 28; *s*yttyn and *s*ynge 70 : 3; *w*epyn or *w*ayle 42 : 59; now I *w*eyle and now I *w*ryng 4 : 25. — *β*) Ohne Allitteration: 1) *Substantiv:* body and sowle 12 : 17; bour and halle 42 : 32 (halle and bour 48 : 1; 57 : 1); crop and rote 13 : 23; fleych and blod 14 : 3; 43 : 4; fleysch and bone 16 : 12; help and socor 13 : 28; joy and blysse 49 : 18; nyzt and day 17 : 12; 33 : 29; 35 : 1; sorwe and scham (and meche syn) 14 : 17; sorwe and care 42 : 21; in town and in cete 10 : 14. — 2) *Adjektiv:* alle and sum 23 : 16; 52 : 1; blyþe and glade 40 : 55; bond and fre 53 : 9; bryzt and schen 13 : 11; brod and long 13 : 17; est ne weste 42 : 28; good and hinde 3 : 30; for good ne for ille 4 : 8; good and kynde 19 : 15; good and trewe 8 : 1; more and leste 43 : 1; most and leste 41 : 38; 60 : 1, 6; old and ying 6 : 13 (elde and zynge 13 : 3; 40 : 35; 61 : 2); stowte and bolde 22 : 7. — 3) *Verb:* now come now goo 72 : 19; stond, walke or ryde 1 : 12; wake or slepe 14 : 21. [Vgl. die Parallelverse: now is joye and now is blys; now is balle, now butternesse; now it is and now it nys etc.

4 : 19; be it of old, be it of ȝyng 14 : 12; Pride is out and pride is inne 20 : 3.]

B. ***Subordinierung der Begriffe:*** a) **Substantiv:** I. Substantiv + Adjektiv: *α*) mit Allitteration: *b*edlem *b*ryȝt 13 : 16; *b*lysseful *b*erthe 21 : 12; *b*ryte *b*ody 49 : 9; my owyn *d*ere *d*erlyng 70 : 2; *d*rydful *d*omis *d*ay 7 : 2; *g*ardyn *g*rene 41 : 1; *h*arde *h*appys 42 : 2; *l*eue *l*ordynges 4 : 11; *m*ayde *m*yld 5 : 36; *m*ery *m*an 65 : 1; *m*ylde *m*ary 51 : 21; *m*ekyl *m*elody 70 : 7; *m*ekyl *m*erthe 70 : 8; *m*uche *m*yȝt 19 : 4; *r*yche a*r*ay 21 : 17; 33 : 20; *s*orwenis *s*ad 42 : 2; *t*urtle *t*rewe 41 : 4; *β*) ohne Allitteration: angel bryȝt 70 : 9; fendes blake 16 : 16; gabriel so bryȝt 65 : 6; god almyȝt 5 : 31; swet Jesus 23 : 8; rych kyng 33 : 33, 37, 41; lady bryȝt 19 : 3; lord so fre 60 : 23; a fayr maydyn 70 : 3; mayden bryȝt 65 : 3, 10; moder dere 70 : 11; moder clene 21 : 20; a louely rose 13 : 1; fayr syte 40 : 17; ffalse tretowres 41 : 17; wyn ful cler 71 : 15; woman ful bryȝt of hewe 41 : 5. — II. Substantiv + Substantiv: 1) *Apposition: α*) mit Allitteration: þat *m*ayde *m*ary 6 : 2; 35 : 4; *m*ary *m*oder *m*ayde myld 5 : 36; *m*ary *m*oder meke and myld 24 : 3; *β*) ohne Allitteration: bedlem þat fayr cete 40 : 76; he ... þat blysful chyld 5 : 35; herowdes þat mody kyng 40 : 20. 2) *Genitivverhältnis: α*) mit Allitteration: *b*abe of *b*lys 65 : 18; *g*odes *g*race 3 : 1; 34 : 11; *m*ary of *m*yȝt 65 : 4; *β*) ohne Allitteration: child of pryse 35 : 13; fader of myȝt 65 : 23; god of myȝt 65 : 1; kyng of myte 40 : 27. — III. Substantiv + ständige Begleitsätze: *α*) mit Allitteration: a *m*ayden þat is *m*akeles 25 : 1; *β*) ohne Allitteration: 1) *Verwendung der copula to be:* his blod þat was so red 43 : 6, 22; sche þat is boþe meke and myld 70 : 10; þre shepperdes þat wern ful hynde 41 : 19; schorges þat wern boþe scharpe and long 49 : 10; þe wyn þat was so cler 43 : 20; 2) *Verwendung selbständiger Verben:* (Die Attribute Gottes) cryst þat deyid vp on þe rod 14 : 5; good þat sit aboue þe sky 49 : 15; Jesu cryst þat sit on heye 34 : 24; godic sone þat sytit on hey 6 : 4; god þat alle mytes may 4 : 1; þat eche lord is þat þat made alle þinge 70 : 5; god þat made se and sond 17 : 7; he þat made al mankynd 70 : 19; hym ... þat haȝt made al mankynde 5 : 40. — [Mit Allitteration: *g*res þat *g*rowit on ground 64 : 3.] — b) **Verb:** I. Verb + Adverb, mit Allitteration: *h*angyd *h*ye 12 : 21;

with *s*ory *s*yghyng 72:3; *t*rewely *t*rost 72:7. II. Verb + Substantiv: 1) *Präpositionales Verhältnis: α*) mit Annomination: *bowndyn* in a *bond* 28:1; *knel* we on our *kne* 51:27; *β*) mit Allitteration: with *t*rewe *t*ongue he *t*old þe tale 41:46; gres þat *g*rowit on on *g*round 64:3; *γ*) ohne Allitteration: che wept water with her ey 49:13. 2) *Substantiv + Verb als Subjekt und Prädikat: α*) mit Annomination: þe *frost* hym *fres* 33:14; *β*) mit Allitteration: the *g*ame *g*oo 22:10; *g*od *g*raunt 19:21; *g*res þat *g*rowit on *g*round 64:3; *γ*) ohne Allitteration: þer sprong a well, a strem, a þorn 33:1, 5, 10. 3) *Verb + Substantiv als Verb und Objekt: α*) mit Annomination: *zeuyn* vs *zyf*tes 18:17; *mytes may* 4:1; *offer*id her *offer*yng 35:26; *s*ytes þat þey had *se* 40:56, ähnlich 41:3; *sond*es hazt *sent* 42:65; *told* þe *tale* 41:47; *β*) mit Allitteration: *c*ounsel I non *c*an 42:39; *g*et hym *g*re 10:3; *z*yfe *g*race 14:6; *l*edyn my *l*yfe 3:18, 22, ähnlich 17:12; 53:31; a*m*endes *m*eek 12:2, 6, 10, 14, 18, 22; *p*urs *p*ikyd 22:13; *t*rewþe *t*elle 15:2; *γ*) ohne Allitteration: ledyn ... þe way 35:10; made solas 35:20. — c) **Adjektiv** (Adverb): I. Adjektiv + Adverb: Vorliebe für full: *f*ull *f*ayin 72:22; full bare 16:3; full good 59:3. II. Adjektiv + Substantiv: *α*) mit Allitteration: *b*rytz of *b*le 51:8; *f*ayr of *f*ace 16:8; 19:11; 42:27; 19:17; *β*) ohne Allitteration: bryzt of hewe 41:5; lyzt of fote 55:1; most of pryse 18:17; 35:11.

Von den 75 Liedern sind schon anderwärts veröffentlicht:

1) In Ritson's Ancient songs, ed. 1790, London: Nr. 36, 45, 52, 54, 69.

2) In Sandys' Christmas carols, ancient and modern with the airs to which they were sung — London 1833: Nr. 6, 24, 45, 69.

3) In Wright's Songs and carols, printed from a Ms. in the Sloane collection, London 1836: Nr. 2, 3, 8, 11, 13, 26, 27, 29, 32, 36, 47, 50, 52, 53, 54, 55, 62, 68, 74, 75.

4) In Wright's Specimens of old Christmas carols (Percy Society IV, 3), London 1841: Nr. 6, 9, 24, 38, 46, 48, 57, 58, 59, 61, 69, 73.

5) In Wright's and Halliwell's Reliquiae antiquae, London 1841—43, vol. II: Nr. 14, 15, 20, 63, 64.

6) In Child's English and Scotch popular ballads: Nr. 36, 45.

7) Im Archiv Bd. CVII, Heft 1/2: Nr. 6, 40, 70, 72.

Die Lieder 13, 23, 39, 40, 46, 49, 73 sind auch niedergeschrieben in einer Privathandschrift Wrights, die herausgegeben ist in Wright's Songs and carols now first printed from a manuscript of the 15[th] century (Percy Society, XXIII), London 1847.

Wright scheint nichts von Sandys' oben erwähnter Veröffentlichung gewufst zu haben; denn 1841 gab er drei schon von Sandys 1833 gedruckte Lieder wieder.

Im folgenden ist Wrights Buch vom Jahre 1836 kurz mit Wright's Songs and carols bezeichnet; das Werk von 1847 erhält den Zusatz P. S. XXIII.

I.

2a þ*u* wost wol lytyl ho is þ*i* foo.

man, loke þ*u* haue þis gys:
(q*uat*) su*m* eu*er* þ*u* xalt doo,
of þ*i* speche þ*e* evil avys!
þ*u* wost wol lytil ho is þ*i* foo.

man rewle þ*i* tu*n*gue in swych a gys 6
þat no*n* mys speche come þ*e* froo,
for þa*n* þ*u* dost as þe wys!
þ*u* wost wol lytil ho is þ*i* foo.

Ivil speche I rede þ*u* spys,
lok to him þ*u* seyst þ*i* wil too,
qwheþ*er* þ*u* stonde walke or ryde! 12
þ*u* wost wol lytil ho is þ*i* foo.

þe bryd seyde on his devys
þu mytyst telle su*m* ma*n* þ*i* woo;
he wol it ever dublyd prys.
þ*u* wost wol lytil ho is þ*i* foo.

If þ*u* wyt bery*n* a wey þ*e* prys, 18
lestene þis song *and* synge þ*er* too
of þ*i* speche þ*e* evil a vys
þ*u* wost wol lytil ho is þi*n* foo.

II.

Now beþing þ*e* gentil ma*n* how adam.

Abgedruckt in Wright's Songs and Carols Nr. I.

III.

2 b alle maydenis for god*es* gr*a*ce
worchepe ze seynt nicolas!

In Wright's Songs and Carols Nr. II.

IV.

3 a god þ*at* alle myt*es* may,
helpę vs at *our* endi*n*g daye!

þis word, lordi*n*gg*es*, I vnd*er*stonde
may be lyknyd to an husbonde
þ*at* tak*e*t a ferme in to his honde,
to zelde þ*er* of serteyn pay. 6

3 b spende we neþ*er* speche ne spylle,
neyþ*er* for good ne for ille!
we xuln zeuyn acou*n*t*es* grylle
beforn *our* lord on domys daye.

leue lordyng*es*, be war of þis,
for oftyn tyme we don a mys. 12
þ*er* is no*n* of vs Iwys
but þ*at* we trespasyn eu*er*y day.

þis word, lordynges, is but a fayre:
it faryt ryzt as a neysche weye
þ*at* now is wet *and* now is dreye.
for soþe serteyn as I *zu* say. 18

now is joye *and* now is blys,
now is balle *and* butt*er*nesse,
now it is *and* now it nys:
þus pasyt þis word a way.

Now I hope *and* now I synge,
now I dance *and* now I sprynge, 24
now I weyle *and* now I wrynge:
now is wel *and* now is way.

Now I hoppe *and* now I dau*n*ce,
now I prike *and* now I prau*n*ce,
þis day heyl, te morwe p*er* chau*n*ce
we mown be ded *and* ley in clay. 30

at domis day qu*an* we xul ryse
and come be forn *our* heye justyse
and zeuy*n* a cou*n*t*es* of *our* seruise
a payin vp *our* laste pay,

help vs mary, for þan is nede,
help to excusyn *our* misdede 36
[a]s þ*u* art monewere at *our* nede,
help vs þan *and* sey not nay!

V.

4 a O flos, de jesse virgula,
laus *tibi* sit et gl*oria*!

adam *our* fad*er* was in blis
and for an appil of lytil prys
he loste þ*e* blysse of paradys:
pro sua sup*er*bia. 6

And alle þat euer of hy*m* cam,
þe ryth weye to helle nam,
boþ*e* ysaac *and* abraham,
teste p*ro*fecia.

þa*n* þese p*ro*fet*es* p*re*chyd aforn
þat a chyld xuld be born 12
to beye þat ada*m* hadde forlorn
sua morte p*ro*p*ria*.

moyses ferst in his lawe told
a chyld þ*er* xuld be born so bold
to beye a zyn þat ada*m* sold,
sua nocte pessima. 18

Isaac w*ith* oute*n* lesyng
p*ro*feciid in his p*re*chyng
of jesse rote a flo*ur* xule spryng
De virgine purica.

Jeromy þat was so zyng,
p*ro*fecyid of his comyng 24
þ*at* is ver lord *and* kyng,
omni patris gracia.

 fferþ*ere* more as I zu telle
þan p*ro*fecyid danyelle,
of hys comyng he ga*n* spelle
gentib*us* in iudea. 30

Q*ua*n tyme cam of god almyzt
þat wolde brynge mankynde to ryzt,
In a maydy*n* he ga*n* lyzt
Que yocat*ur* maria.

4 b Now is he born, þat blysful chyld,
of mary moder mayde myld. 36
fro þe fynd he vs schyld
qui creauit *omnia*.

Pray we to hy*m* *with* al *our* mynde
þat hazt mad al ma*n*kynde,
He brynge vs alle to goode ende
In die nouissima. 42

VI.

Eya, Jesus hodie
natus est de virgine:
Blessed be þat mayde mary!

In Sandys, Christmas Carols S. 6; Wright, Specimens (P. S. IV, Nr. 3) S. 6; Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 48.

VII.

Gay, gay, gay, gay,
þink on drydful domis day!

Eu*ery* day þ*u* myzt lere
to help þ*i* self qwil þ*u* art here.
q*uan* þu art ded *and* leyd on bere,
cryst help þi sowle for þ*u* ne may! 6

5 a Think ma*n* on þ*i* wytt*es* fyue,
do su*m* good qwyl þ*u* art on lyve,
go to cherche *and* do þ*e* schryve
and bryng þi sowle in good aray!

Thynk ma*n* on þ*i* synnys seuene,
þink how merie it is in heuene, 12
prey to god *with* mylde stefne
he be þ*in* helpe on domys day!

loke þat þ*u* no*n* þing steres
ne no*n* fals wytnesse beres!
Thynk how cryst was stu*n*ge *with* spere
qu*an* he deyid on good fry day 18

Lok þat þ*u* ne sle no*n* ma*n*
ne do no*n* foly *with* no*n* womma*n*
thynk þe blod fro Jesu ran
qu*an* he deyid *with* outy*n* nay.

VIII.

wommen be boþe good *and* trewe
wytnesse of marye.

In Wright's Songs and Carols Nr. III. Stark verändert auch in Hs. Harley 7358 (vgl. Wright a. a. O.).

IX.

5b Jesu Jesu Jesu Jesu
saf vs alle þorwe þi vertu.

In Wright's Specimens (P. S. IV, Nr. 3) S. 6.

X.

Now go gyle gyle gyle.

In Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 49.

XI.

6a Syng we alle *and* sey we þus
Qu*an* I haue in my purs I now.

In Wright's Songs and Carols Nr. IV.

XII.

Synful ma*n* for godis sake
I rede þ*at* þ*u* amen[des] ma[ke]!

þow þ*u* be kyng of *tour and* town,
þow þ*u* be kyng *and* were coroun,
I sette ryzt not be þi renown,
but if þ*u* wylt ame*n*dy[s] make. 6

6b þat hast her is oþ*er* menys
and so it xal ben qu*an* þ*u* art hens,
þi sowle xal a beye þ*i* synnys,
but if þ*u* wit a me*ndes* make.

þow þ*u* be boþ*e* stef *and* strong
and many a ma*n* þ*u* hast do wrong, 12
wellawey xal be þi song,
but if þ*u* wit a me*ndes* make.

man bewar, þ*e* weye is sled*er*;
þ*u* xal slyde, þ*u* wost not qwed*er*;
body *and* sowle xul go to ged*er*,
but if þ*u* wit a me*ndes* make. 18

man ber not þ*i* hed to heye
In pumpe *and* pride *and* velonye;
In helle þ*u* xalt be*n* hangyd hye,
but if þ*u* wilt ame*n*d*es* make.

Dieses Lied findet sich auch in der zu Wrights Privatbesitz gehörenden Handschrift, deren Inhalt er 1847 für die Percy Society (vol. 23) veröffentlichte: Songs and Carols ... from a Ms. of the 15th century, S. 44. In Wrights Fassung fehlt jedoch die zweite Strophe (þat hast her etc.); ferner haben Strophe 4 und 5 die Reihenfolge vertauscht (man be war, þe weye is sled*er* ist also in Wrights Hs. die letzte Strophe).

XIII.

Of a rose, a louely rose,
of a rose is al my*n* song.

In Wright's Songs and Carols Nr. V. Mit Abweichungen auch in Wrights Privathandschrift (Percy Society vol. 23, S. 21).

XIV.

7 a Man be war, be war, be war
and kep þe þat þ*u* haue no car.

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 165.

XV.

God be w*ith* trewe þe qwer he be

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 165.

XVI.

7 b I drukke I dare so wil I may
qu*an* I þynke *on* my endys day.

I am a chyld *and* born ful bare
and bar out of þis word xal fare,
zyt am I but wermys ware
þow I cloþ*is* go neu*er* so gay. 6

þow I be of meche prys,
fayr of face *and* holdyn wys,
8 a my fleysch xul fadyn as flo*ur* de lys
qu*an* I *am* ded *and* leyd in clay.

qu*an* I am ded *and* leyd in ston,
I xal rotyn fleych *and* bon, 12
fro my*n* fryndys I xal gon,
cryst help my*n* sowle qua*n* I ne may!

Qu*an* I xal al my frend*es* for sake,
cryst schyld me fro þe fend*es* blake!
to Jesu cryst my sowle I be take,
he be o*ur* help on domys day! 18

XVII.

Gay, gay to be gay,
I holde it but a vanite.

zyng me*n* þat bern hem so gay,
þey þink not on domys day
qu*an* þey xul stonde in powre aray
and for here ded*es* dam*n*yd be. 6

God þat made se *and* sond,
wit*h* blody wou*n*dys he xal stond:
'come ze alle on my ryzt hond,
ze chylder*n* þat ha*n* seruyd me.'

To wykkyd me*n* Jesu xal say:
'ze ha*n* led zo*ur* lyf boþe nyzt *and* day, 12
zo*ur* sowl in to a wykkyd way.
out of my*n* syte wynd ze!

Qu*an* I was nakyd, ze me not clad;
qu*an* I was hu*n*gry, ze me not fad;
quan I was in p*r*ison *and* harde be stad,
ze wold not vysite me. 18

þ*er* fore my*n* chyldery*n* xuln ha*n* I wys
þat ilke joye, þat ilke blys
þat arte, hazt ben *and* alwey is
beforn myn angel[*es*] fayr *and* fre.'

XVIII.

Bewar, sqwyer, zema*n* *and* page,
for seruyse is no*n* erytage!

8b If þ*u* serue a lord of prys,
be not to boystous in þ*i*n seruys,
dam*ne* not þ*i*n sowle in no*n* wys,
for seruyse is no*n* erytage! 6

wynt*er*is weþ*er* *and* wo*m*manys þowt
and lordis loue schau*n*g*it* oft;
þis is þ*e* sore if it be sowt,
for seruyse is no*n* erytage.

now þu art gret, to morwe xal I,
as lordys schau*n*gy*n* here baly, 12
In þ*i*n welþe wert sekyrly,
for seruyse is no*n* erytage.

man, serue we god in alle wyse!
he xal vs quityn *our* seruyse
and zeuyn vs zyftes most of pryse,
heuene to ben *our* erytage. 18

XIX.

A, a, a, a,
nunc gaudet maria.

mary is a lady bryzt,
sche hazt a sone of meche myzt,
ou*er* al þis word che is lyzt
bona natalicia. 6

mary is so fayr of face and fote,
and here sone so ful of (p)ote,
ou*er* al þis word he is bote
bona volu*n*taria.

mary is so fayr of face,
and here sone so ful of *gra*ce. 12
in heuene he make us a place
cu*m* sua potencia.

mary is boþe goode *and* kynde,
eu*er* on vs che hazt mende
þ*at* þe fend xal vs not sche*n*de
cu*m* sua malicia. 18

mary is qwen of alle þinge,
and here sone a louely kynge.
God graunt vs alle good endynge!
regnat dei *gra*cia.

XX.

9 a Man be war er þ*u* be wo,
þink on p*ri*de *and* let hy*m* goo.

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 166.

XXI.

I may synge of a may,
of joyis fyve *and* m*ir*þis most.

þe ferste joye as I zu telle:
'w*ith* mary met seynt Gab*r*ielle.
'heyl! mary! I grete ye welle
w*ith* fade*r* *and* sone *and* holy gost.' 6

þe secu*n*de joye b In good fay
was on crystemasse day,
born he was of a may
wi*th* fader *and* sone *and* holy gost.

þe þredde joye wi*th* outy*n* stryf;
þ*at* blysseful berþe was ful ryf 12
qu*an* he ros fro ded to lyf
wi*th* fader *and* sone *and* holy gost.

9 b þe forte joye, in good fay,
was vpon halowy*n* þursda[y]:
he stey to heuene in ryche aray
wi*th* fader *and* sone *and* holy gost. 18

þe fyfte joye wi*th* outyn dene:
in heuene he crownyd his mod*er* clene
[y]t was wol wil þe eyr a sene
wi*th* fader *and* sone *and* holy gost.

XXII.

Man, be war of þin wowyng,
for weddy*ng* is þe longe wo.

loke er þin herte be set,
loke þ*u* wowe er þ*u* be knet,
and if þu se þu mow do bet,
knet vp þe helt*er* *and* let here goo! 6

wyuys be boþe stowte *and* bolde,
her husbo*n*d*es* a zens he*m* durn not holde,
and if he do, his herte is colde
how so eu*er* þe game goo.

wede wif be wol fals I wys,
for cu*m* boþe halse *and* kys 12
til onys purs pikyd is
and þey seyn: 'go, boy, goo!'

of madenys I wil seyn but lytil,
for þey be boþe fals *and* fekyl
and vnd*er* þe tayl þey ben ful tekyl,
a twenty deuel name let hem goo! 18

XXIII.

al*eluia*, al*eluia*, al*eluia*, al*eluia*!
deo pat*ri* sit gl*oria*!

saluator mu*n*di, domine,
fad*er* of heuene blyssid þ*u* be!

þ*u* gretyst a mayde *with* on aue,
q*ue* vocat*ur* maria. 6

ad esto nunc p*ro*picius,
þ*u* sendyst þ*i* sone swete Jesus,
ma*n* to be come for loue of vs.
deo pat*ri* sit gl*oria*!

Ne ment*em* sompn*us* oprimat,
betwyx an ox *and* a*n* as 12
cryst hym self born he was
de virgine maria.

Te reformator sensuu*m*
boþ*e* lytil *and* mekil *and* alle *and* su*m*
wolcu*m* þe tyme þ*at* now is com.
deo pat*ri* sit gl*oria*! 18

Gl*oria* tibi d*omi*ne,
þre p*er*sonys in trenyte,
blyssid mot þey alle be!
deo pat*ri* sit gl*oria*!

Findet sich auch in Wrights Privathandschrift, aber kürzer und mit Abweichungen (P. S. 23, S. 18).

XXIV.

Nowel el el el el el el el el el!
mary was gret *with* gab*ri*el!

In Sandys, Christmas Carols S. 7; Wright, Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 7).

XXV.

10b I syng of a mayden þ*at* is makeles;
kyng of alle kyng*es* to here sone che ches.

he ca*m* also stylle þ*er* his mod*er* was,
as dew in aprylle þ*at* fallyt on þe gras.

he cam also stylle to his moder*es* bowr
as dew in aprille þ*at* fallyt on þe flour. 6

he cam also stylle þ*er* his moder lay,
as dew in aprille þ*at* fallyt on þe spray.

mod*er* *and* maydyn was neu*er* no*n* but che;
wel may swych a lady god*es* mod*er* be.

XXVI.

I haue a gentil cook, crowyt me day,

In Wright's Songs and Carols Nr. VI.

XXVII.

Omnes gentes plaudite
I saw myny bryddis setyn on a tre.
In Wright's Songs and Carols Nr. VII.

XXVIII.

11 a Adam lay I bowndyn, bowndyn in a bond,
fowr þowsand wynter þowt he not to long;
and al was for an appil, an appil þat he tok,
as clerkes fyndyn wretyn in here book.
Ne hadde þe appil take ben, þe appil taken ben,
Ne hadde neuer our lady a ben heuene qwen. 6
Blyssid be þe tyme þat appil take was!
þer fore we mown syngyn: deo gracias.

XXIX.

I haue a zong suster, fer be zondyn þe se.
In Wright's Songs and Carols Nr. VIII.

XXX.

11 b Quan þe cherye was a flour, þan hadde it non ston;
quan þe dowe was an ey, þan hadde it non bon;
quan þe brere was on bred, þan hadde it non rynd;
quan þe maydyn hazt þat che louet, che is with out longin.

XXXI.

Al þe meryer is þat place
þe sunne of grace hym shynet jn.

þe sunne of grace hym schynet In
in on day quan it was morn,
quan our lord god born was
with oute wem or sorwe. 6

þe sunne of grace hym schynet In
on a day quan it was pryme,
quan our lord god born was;
so wel he knew his tyme.

þe sunne of grace hym schynet In
on a day quan it was non, 12
quan our lord god born was
and on þe rode don.

þe sunne of grace hym schynet In
on a day quan it was vndy[n],
quan our lord god born was
and to þe herte stongyn. 18

XXXII.

I haue a newe gardy*n*
and newe is be gu*n*ne.

In Wright's Songs and Carols Nr. IX.

XXXIII.

12a enthält oben eine Flickstrophe, die vielleicht zu XXXIII gehört; der übrige Teil von 12a ist leer. 12b ist die Fortsetzung von XXXIII, dessen Anfang sonderbarerweise auf 13a geschrieben steht.

13a þ*er* sprong a welle al at here fot
þ*at* al þis word a truyd (? turnyd) to good,
qu*an* Jesu cryst took fleych *and* blod
of his mod*er* maria.

Out of þe welle sprang a strem
fro patriarck to jerusalem 6
til cryst hy*m* self a zen it nem
of h*is* mod*er* etc.

[Flickstrophe auf 12a:
out of þ*e* blosme sprang a þorn
qu*an* god hymself wold be born
he let vs neu*er* be forlorn 12
þ*at* born was of marie.]

In wynt*er* qu*an* þ*e* frost hy*m* fres,
a powre beddyng *our* lord hy*m* ches;
betwyn an ox *and* an as
god*es* sone born he was
of his etc. 18

It was vp on þ*e* twelwe day
þ*er* come þre kyng*es* ryche aray
to seke cryst þ*er* he lay
[(þ*at* born was of marie)].

12b þre kyng*es* out of dyues londe
swyþ*e* comyn *with* herte stronge 24
þ*e* chyld to sekyn *and* vnd*er* fonge
þ*at* born was of marie.

þ*e* sterre led he*m* a ryte way
to þ*e* chyld þ*er* he lay.
he help vs boþ*e* nyzt *and* day
þat born was of marie. 30

13a Baltyzar was þ*e* ferste kyng,
he browte gold to his offeryng

ffor to *pre*sente *þat* ryche kyng
and his mod*er* marie.

melchiar was *þe* secu*n*de kyng,
he browte i*n*cens to his offeri*ng* 36
for to *pre*sente *þ*at ryche kyng
and his etc.

Jasp*er* was *þe* þred kyng,
he browte myrr*es* to his offerynge
ffor to *pre*sente *þat* ryche kyng
and his etc. 42

þer þey offerid here *pre*sens
wit*h* gold *and* myrr*er* *and* francincens;
and clerk*es* redy*n* here seqwens
in ephifanye.

Knel we down hy*m* be forn
and prey we to hym *þat* now is born; 48
and let vs neu*er* be for lorn
þat born was of marie.

XXXIV.

13b of alle *þe* spyc*es* *þat* I knowe,
blyssid be *þ*e qwete flo*ur*!

qwete i*s* bo*þ*e semely *and* sote;
of alle spyc*es* *þat* is bote;
*þ*e v*er*tu sprynget out of *þ*e rote.
so blyssid be *þ*e qwete flo*ur*! 6

þe secunde vers I sey beforn:
qwete (is) is kyng of eu*er*y corn;
Jesu hy*m*self for vs was born.
so blyssid be *þ*e qwete flo*ur*!

þ*e* þredde vers wit*h* god*es* *grace*:
qwete is good in eu*er*y place; 12
in qwete is porceywid god*es* face.
so blyssid be *þ*e qwete flo*ur*!

þ*e* forte vers wit*h* oute stryf:
of qwete is made *þ*e (*þ*e) bred of lyf
vs to receyuy*n* in clene lyf.
so blyssid be *þ*e qwete flo*ur*! 18

þ*e* fyfte vers wit*h* oute skorn:
qwete is a spyce, a wol good o*n*,

kyng þat is of eu*er*y corn.
so blyssid be þ*e* qwete flo*ur*!

þe sexte vers I xal zo*u* seye:
Jesu cryst þat sit on heye, 24
he let vs neu*er* for hu*n*g*er* dey.
so blyssid be þ*e* qwete flo*ur*!

XXXV.

14 a þ*e* sterre hym shen boþe nyzt *and* day
to lede þre kyng*es* þ*er* o*ur* lord lay.

Jesu was born in bedle*m* jude
of mayde [ma]ry, þus fynde we.
out of þ*e* est come kyng*es* þre
w*ith* ryche p*re*sent*es* as I zow say. 6

As þey went forth in here pas,
þ*e* sterre schon al in here fas
as bryzt as gold w*ith* ine þ*e* glas,
to bedle*m* to ledy*n* he*m* þ*e* way.

kyng herowd*es* was most of pryse,
he seyde to þ*e* þre ky*n*g*es* þat wern so wyse: 12
'go *and* sek*e*t me zone child of pryse
and comet a geyn be me, I z*u* pray,

and my self xal w*ith* zow wynde
þe chyld to worchepe, þe child to fy*n*de
and worchepy*n* hy*m* w*ith* al my*n* my*n*de,
w*ith* al þ*e* ono*ur* þat I may.' 18

qu*an* þey kemyn in to þat plas,
þey settyn he*m* dou*n* *and* made solas,
and eu*er*y kyng to oþ*er* ga*n* say.

Qu*an* haddy*n* offerid up here p*re*sens
w*ith* gold *and* myrr*er* *and* franc incens,
as clerk*es* redyn in her sequens: 24
he took it of hem *and* seyde not nay.

Qu*an* þey hadde offerid her offeryng
to Jesu þat is heuene kyng,
of a*n* au*n*gyl þey hade warnyng
to wendy*n* hom be a*n* oþ*er* way.

14 b þe au*n*gyl ca*m* fro heuene kyng 30
and bad þo þre kyng*es* ageyn ho*m* wynd,
þ*er* in to dwelle, þ*er* in to ben
til kyng herowd*es* endyng day.

kyng herowde wox wol ille;
for þo þre kyng*es* comy*n* hy*m* not tille
for to fulfille his wykkyd wille, 36
and to his knyt*es* he gan say.

kyng herowd*es* wox wroþ a no*n*,
þ*e* chylder*in* of israel he dede slo*n*,
he wende Jesu hadde ben þ*e* ton,
and zyt he falyid of his pray.

kyng herowd*es* deyid *and* went to helle. 42
for swete Jesus þ*at* we spelle,
god saf vs fro þ*e* peynis of helle
and fro þ*e* wykkyd fynd*es* pray.

XXXVI.

Roby*n* lyth in grene wode bowndy*n*.

In Ritson's Ancient Songs (ed. 1790); Wright's Songs and Carols Nr. X; Child's English and Scotch Popular Ballads Nr. 115 (Part V).

XXXVII.

15b Procedenti pu*ero*
— Eya nobis ann*us* est! —
virginis ex v*tero*
gl*oria*! laudes!
D*ominus* hod*ie* fact*us* est
et immortalis.

sine viri semine 7
— Eya nobis annus est! —
stat*us* est de virgine.
gloria! laudes!
D*ominus* hod*ie* fact*us* est
et immortalis.

Sine viri coitu
— Eya nobis annus est! — 14
pleno sancto sp*iri*tu
— gloria! laudes! —
D*ominus* hod*ie* fact*us* est
et immortalis.

Sine viri copia
— Eya nobis annus est! —
stat*us* est ex maria. 21
gloria! laudes!
D*ominus* hod*ie* fact*us* est
et immortalis.

In hoc festo det*er*mino
— Eya nobis annus est! —
Benedicam*us* d*omi*no.
gloria! laudes! 28
D*ominus* hod*ie* fact*us* est
et immortalis.

XXXVIII.

16a A new zer, a new zer!
a chyld was I born.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3) S. 8.

XXXIX.

16 b moder qwyt as lylie flour,
zour lullyng lassit myn langour.

Auch in Wrights Privathandschrift, und zwar fast wörtlich übereinstimmend; danach in Wright's Songs and Carols (P. S. vol. 23) S. 50.

XL.

17 a Reges de saba venient,
aurum, tus, myrram offerent
aleluia!

Now is þo twelþe day I come,
þe fader and sone to geder arn nome,
þe holy gost as þey wern wone, 6
god send vs good newe zere!
In fere!

I wil zu synge with al myn myzt
of a chyld so fayr in syzt,
a maydyn hym bar þis onder nyzt,
as it was his wylle, 12
so stylle!

þre kynges out of galylie
kemyn to bedlem þat cete,
for to takyn in to þat se,
it was a ful fayr syte
be nyte! 18

as þey keme forzt with here offeryng,
þey mette with herowdes, þat mody kyng;
he askyd hem of here comyng
and þus to hem he seyde
þat tyde:

17 b 'ffro qwens come ze, kynges þre?' 24
"out of þe est, as þu mayst se
to sekyn hym þat euer xal be
lord and kyng of myte
þrow ryte."

'quan ze han at þat kyng I be,
comit ageyn þis weye be me 30
and tel me þe sytes þat han se!
ze gon non oþer waye!
I praye.'

of herowdys, þat mody kyng
he tokyn here leue of eld and zyng,

and for þey wente *with* here offeryng, 36
and þ*er* þey come be nyte
In syzte.

as qu*an* þey comy*n* in to þ*at* plas
þ*er* Jesu *with* his mod*er* was,
þei made offery*n*g *with* gret solas
with gold, incens *and* myrre, 42
not ferre.

as þey wern hom ward I went,
þe fad*er* of heuene a*n* au*n*gyl sent
to þe þre kyng*es* þ*at* made p*res*ent,
and þus to he*m* gan saye,
or daye: 48

'my lord hazt warnyd zo*u* of zo*ur* fon,
be kyng herowd*es* þ*at* ze not gon;
for if ze do*n* he wil zu slon!
ze gon a*n* oþ*er* waye
and traye!'

18 a qu*an* þey comy*n* ho*m* to here cu*n*tre, 54
blyþe *and* glad þey wern alle þre
of þe syt*es* þ*at* þey had se:
Jesu *and* mari bryte
be nyte!

'*with* treson to vs ga*n* he sayn,
he trowid Jesu to ha*n* slayn.' 60
In to egypt þei went ful playn;
Josep was here gyde
be syde.

In to bedle*m* þei gu*n*ne pas;
þe sterre ga*n* shyny*n* in here fas
brytt*er* þa*n* eu*er* schon su*n*ne ni glas, 66
Jesu *with* mari þei fonde
in londe.

Kyng herowd*es* he made his vow,
grit plente of chylderi*n* he slow,
he wende þ*er* xuld a be Jesu,
he falyed of his praye, 72
I saye.

herowd*es* was wod in ryalte,
he slow schylderi*n* ryzt gret plente
In bedlem þ*at* fayre cete
ne left he no*n* on lyf
with stryf. 78

þe chylderin of israel cryid wa wa
þe moderis of bedlem cryid ba ba,
herowdes low *and* seyd a ha,
þe kyng of Juwys is dede,
þat qwede.

18b al myty god in mageste, 84
in on god personys þre,
bryng vs to þe blysse þat is so fre
and sende vs a good newe zere,
In fere!

Reges de saba venient,
aurum, tus, mirra offer[ent]. 90

Dieses einst weit verbreitete Lied begegnet uns aufserdem in Wrights Privathandschrift (gedruckt in Wright's Songs and Carols [P. S. vol. 23] S. 46), in Harley 541, fol. 214a (gedruckt in Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 55 und in Wright's Specimens [P. S. vol. 4, 3] S. 23). Hier (in Sloane 2593) liegt uns die beste und vollständigste Fassung vor; Harley und Wrights Handschrift weisen ein bedeutend kürzeres Lied auf.

XLI.

As I went þrow a gardyn grene
I fond an erber makyd ful newe,
a fayrere syte had I non sene,
on euery tre song a turtel trewe.

þer in a womman bryzt of hewe,
che seyde in here song not lest, 6
þis was her carpyng as I knewe:
verbum caro factum est.

I askyd þat mayde quat che ment;
che bad me bydyn *and* I myzt lere;
to here song þan tok I intent
che seyde a song, woys clere: 12

'þe pryns þat is with out pere,
is born *and* leyd be twyn tweyn best;
þerfore I synge as þu myzt here:
verbum caro factum est.'

In þat (wone) forzt gan I wynde,
a semely song þan herd I þo 18
19a of þre schepperdes þat wern ful hynde:
Gloria in excelsis deo.

I wold not þe hadde ferryd me froo,
wol faste after hem þan gan I prest,

þei told me þ*at* þey su*n*gyn soo,
for v*er*bu*m* caro factu*m* est. 24

zyt ferþ*ere* more in þ*at* fryth
I saw þre kyng*es* comy*n* corown,
I sped me faste to speke he*m* wyt
and þe lord*es* I knelid a down.

þo kyng*es* curteys to me gu*n* rown
and seydyn þei woldyn fare prest, 30
'to bedle*m* bo*ur* now arn we bown,
for verbu*m* caro factu*m* est.'

þis is as meche for to say
as god*es* sone be cu*m* is fleych,
he was born þis ilke day,
a blysful weye vs for to wych. 36

þ*at* may now w*ith* outy*n* mys,
here I wyte boþe most *and* lest,
for che was þe cause I wys
of v*er*bu*m* caro factu*m* est.

Godis sone be comy*n* is fleych
þ*at* bote hazt of al *our* bale, 42
19 b a blysful weye vs for to wych,
þ*at* mayde hym herberwyd in here hale.

che curid þ*at* louely in here sale,
che hyld þ*at* hyndi*n* in here rest,
w*ith* trewe tu*n*ge che told þe tale,
ffor v*er*bu*m* caro factu*m* est. 48

verbu*m* caro is to say
þ*at* god*es* sone be comy*n* is man,
he was born þis ilke day
to sauy*n* vs fro þe fend sathan.

þ*at* may þ*at* is qwyt as swan,
che fed þ*at* lord vp on here bryst; 54
þ*er*fore I synge *zu* as I can:
v*er*bum caro factu*m* est.

XLII.

Be þ*e* way wandery*ng* as I went,
for I styid for sorwenis sad
for harde happys þ*at* I haue hent,
murnyng makyd me masyd *and* mad

To a lett*ere* alone I me ledde,
yt wel was wrety*n* vp on a wal, 6
a blysful word þ*er* on I redde,
was: eu*ere* more þank god of al.

yt I redde wel ferþ*ore* more,
w*ith* trew intent I took þ*er* tyl
20a cryst may wel o*ur* stat restore,
it is not to strywe a gen his wil. 12

he may vs saue *and* þat is skyl,
thynk ryzt wel, we be*n* his þral,
q*uat* þ*u* þolyst wo or yl,
Eu*ere* more þank god of al.

If þ*at* þu waxe blynd or lame
or ony euyl to þ*e* be set, 18
þynk ryzt wel it is no*n* schame,
w*ith* swych *grace* god hazt þ*e* gret.

In sorwe *and* care if þ*u* be set
and þ*i* ryches begyn*ne* to falle
I can not se þ*u* may do bet
þa*n* eu*ere* more þank god of al. 24

If þ*u* welde þ*i* wordel good*es*
and [ ] ryally leue in þ*i* rest,
fayr of face, frely of fode,
þ*er* is no*n* swych be est ne weste. –

god wil sende ryzt as hy*m* leste,
ffor ryches *tra*nytz as a bal, 30
In ilke a man*er* þis is þ*e* beste
Eu*ere* more to þank god of al.

If þ*i* good begyn*ne* to pase
and þ*u* waxe a powre ma*n*,
20b Thak good cu*m*fort *and* mak good fase
and trust on hy*m* þat al bega*n*. 36

of god ferst o*ur* good be ga*n*,
he may vs reue boþe bo*ur* *and* halle,
bet*er* cou*n*sel I no*n* ca*n*
þ*an* euere more þank god of al.

Thynk on job þat was so ryche,
he wex powre fro day to day, 42
hes best*es* drenkelyd in eu*ery* dyche,
his good wansid al a way.

he was put in a powre a ray,
neyþ*er* in purpyl ne in palle,
in sympel wede as I *zu* say
and eu*er*e he þankyd god of al. 48

ffor god*es* loue so do ze,
he may zo*u* boþe zeue and take,
q*ua*t myschyf ze in be
be hazt myzt zo*ur* wo to slake.

fful good a mend*es* he wil vs make
If we to hy*m* wil crye or calle; 54
q*ua*t wel or wo we be*n* in take
Eu*er*e more þank god of al.

21 a If þ*i* frynd*es* fro þ*e* fayle
and deþ hazt reft he*m* of here lyf,
qwer fore xuldyst þ*u* wepy*n* or wayle?
it is not to stryue a geyn his wyl. 60

Thynk he made boþe ma*n* *and* wyf
and þat we alle ben his þral,
q*ua*t wo þ*u* sufferyst or how þ*u* þryf
eu*er*e more þank god of al.

Diues sond*es* he hazt vs sent,
here *and* also in oþ*er*e place, 66
tak we he*m* in good a tent,
þe su*n*ner god wil sendy*n* vs *gra*ce.

If zo*ur* body be bowndyn in bas,
lok zo*ur* herte be good *and* stal.
Thynk he is zyt þ*er* he was
and eu*er*e more þank god of al. 72

ffor god*es* loue be not as a chyld
ne mek þ*i* self not to stowt,
but take wi*th* good herte *and* myld
þe good þat god sendi*t* al a bowt.

þa*n* dar I seyn wi*th* oute dowt:
In heue blysse is made zo*ur* halle; 78
ryche *and* powre þat ze lowe lowt
and eu*er*e more þank god of al.

21 b þis wordel good xuld in cres
and eche ma*n* kynde wold be
and party*n* a bowty*n* of here ryches
to he*m* þat arn in pou*er*te. 84

A wond*er* þing now may we sene
þ*at* kynde loue a dou*n* is falle,
no*n* bet*er* cou*n*sel can I mene
þa*n* eu*er*e to þank god of al.

XLIII.

Worchyp we boþ*e* more *and* leste
cryst*es* body furme of bred.

It is bred fro heuene ca*m*,
fleych *and* blod of mary it nam;
ffor þe synnys of ada*m*
he sched his blod þ*at* was so red. 6

he þ*at* onworþi his bred ete,
þe peyne of helle he xall gete
my swete body awey to lete
and makyn his sowle to be*n* ded.

he þ*at* þis bred hazt in mynde,
he xal leuy*n* w*ith* outy*n* ende, 12
þis is bred to zeuy*n* a frende
w*ith* outy*n* qwyt, w*ith* inne rede.

On schyre þursday al at þe messe
to hes desipel he seyde þisse:
'Etyzt þis bred, myn body it isse!
lok þ*er* of ze ha*n* no*n* dred!' 18

Aftyr ward at here sop*er*
22a he tok þe wyn þ*at* was so cler
and blyssid it w*ith* mylde cher:
'þis is myn blod þ*at* is so red.'

þ*e* juwys wern boþ*e* wylde *and* wode,
he putty*n* jesu vp on þe rode 24
ffor to spyllyn his herte blode,
for many syn*n*e he sufferid ded.

Jesu lyrid vs þis bred to ete
and alle o*ur* syn*n*ys for to forzete
and in heuene a place to gete
þrow þ*e* v*er*tu of þis bred. 30

XLIV.

Syng we! synge we!
gl*or*ia tibi, domine!

ma*n* if þ*u* hast syn*n*yd owth,
chau*n*ge redely þ*i* rowth

Thynk on hy*m* þ*at* hazt þe bowth
so dere vp on þ*e* rode tre. 6

Thynk he cam for to be*n* born
to beyin a zen þat was forlorn
many a M zer be forn
out of his owzt mageste.

Thynk þe juwis qu*an* hym tokyn,
hese desipel hy*m* forsokyn; 12
alle þe veynys on hym schokyn
for dowt of deþ wold he not fle.

Thynk þe cros he dedy*n* hy*m* bere,
garlond of þorn he dedy*n* hy*m* were,
ffalse tretowr*es* þat þey were.
til he cemy*n* þ*er* he wolde be, 18

Thynk he dedy*n* hy*m* on þe rode!
Thynk it was al for *our* goode!
Thynk þ*e* juwys wyxin wode!
22b on hy*m* þey haddy*n* no*n* pete.

Thynk how sore he was bowndyn!
Thynk he sufferid harde woundys. 24
of þe false helle howndys
wi*th* schorge *and* spere *and* naylys þre.

Thynk, man, on þ*e* werste of alle:
he zeuy*n* hy*m* drynky*n* ezyl *and* galle;
hely for þeyme he ga*n* to calle
to his fader in trenite. 30

Thynk ma*n* wytt*er*ly
þink he bowt þe bytt*er*ly
ffor sake þ*i* synn*e* *and* to hym cry
þ*at* he haue m*er*cy vp on þe.

XLV.

sey*n*t steuene was a clerk i*n* ky*n*g herowd*es* halle.

In Ritson's Ancient Songs (ed. 1790) S. 83; Sandys, Christmas Carols (ed. 1833) S. 4; Child's English and Scotch Popular Ballads Nr. 23 (Part I).

XLVI.

23a Nowel! Mary, mod*er* cu*m* *and* se.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3) S. 10. Die Fassung, die Wrights Privathandschrift aufweist (Wright's Songs and Carols, 1847 — P. S. vol. 23, Nr. 33), stimmt mit der unseren bis auf ein paar Kleinigkeiten überein.

XLVII.

23 b A! nunc gaudet ecclesia.
lestenytz lordynges boþe grete *and* smale!

In Wright's Songs and Carols Nr. XI.

XLVIII.

24 a Man be glad in halle *and* bour,
In þis tyme cryst hazt vs sent.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3) S. 11.

XLIX.

M *and* A *and* R *and* I!
syngyn I wyl a newe song.

It were fowre letterys of purposy:
M *and* A *and* R *and* I
þo wern letteris of mary
of hom al our joye sprong. 6

on þe mownt of caluory
with M *and* A *and* R *and* I
þere he betyn his bryte body
with schorges þat wern boþe scharp *and* long.

our swete lady stod hym by
with M *and* A *and* R *and* I, 12
che wept water *with* here ey
and alwey þe blod folwyd a mong.

God þat sit aboue þe sky
with M *and* A *and* R *and* I,
saue now al þis cumpany
and sende vs joye and blysse a in mong! 18

Auch in Wrights Privathandschrift (Wright's Songs and Carols, 1847, P. S. 23, S. 31), aber abweichend.

L.

How hey it is [ ]
les I dar not sayn.

24 b In Wright's Songs and Carols Nr. XII.

LI.

25 a Syng we! Syng we!
Regina celi letare!

holy maydy*n*, blyssid þ*u* be,
god*es* sone is born of þ*e*
þe fad*er* of heuene worchepe we
Regina celi letare! 6

heyl wyf! heyl maydyn! heyl brytz of ble!
heyl dowt*er*! heyl sust*er*! heyl ful of pete!
heyl chosyn to þo p*er*sonys þre!
Regina celi letare!

þ*u* art empresse of heuene so fre,
worþi maydy*n* in mageste, 12
now worchepe we þ*e* trenyte.
Regina celi letare!

25 b lady, so louely, so goodly to se,
so buxsu*m* in þ*i* body to be,
þ*u* art his mod*er* for humylite,
Regina celi letare! 18

þese be*n* curteys Kyng*es* of solu*nte*,
þey worchepyd þ*i* sone *with* vmylite,
mylde mary, þus rede we:
Regina celi letare!

So *gra*cius, so *pre*cyows in ryalte,
þus jentyl, þus good, þus fynd we, 24
þ*er* is no*n* swych in no*n* cu*n*tre.
Regina celi letare!

And þ*er*fore knel we dou*n* on *our* kne,
þis blyssid berþe worchepe we,
þis is a song: humylyte!
Regina celi letare! 30

LII.

Syng we now alle *and* su*m*:
Ave Rex gent*is* a*n*gloru*m*.

In Ritson's Ancient Songs (ed. 1790) S. 84; Wright's Songs and Carols Nr. XIII.

LIII.

26 a Ma*n* be wys *and* a rys
and thynk on leyf þ*at* lesten*it* ay!

In Wright's Songs and Carols Nr. XIII.

LIV.

Go bet peny! go bet!
for þ*u* mat mekyn boþe frynd *and* fo.

In Ritson's Ancient Songs (ed. 1790) S. 76; Wright's Songs and Carols Nr. XV.

LV.

We ben chapme*n*, lyzt of fote,
þe fowle weyis for to fle.

In Wright's Songs and Carols Nr. XVI.

LVI.

27 a Aue mar*is* stella, þe sterre on þ*e* see,
dei mat*er* alma, blyssid mot xe be,

atque semp*er* virgo, prey þi sone for me,
felix celi porta, þ*at* I may to þe.

Gabriel þ*at* archangyl, he was massanger,
so fayre he gret *our* lady *with* an aue so clere: 6

heyl be þ*u* mary! be þu mary!
ful of god*is* *gr*ace *and* qwyn of m*er*cy.

alle þ*at* arn to grete *with* outy*n* dedly sy*n*ne,
forty dayis of p*ar*don god grauntyt hy*m*.

LVII.

Man be glad i*n* halle *and* bo*ur*!
þis tyme was born *our* sauyer.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 12).

LVIII.

27 b Nowel! now is wel þ*at* eu*er*e was woo.
a babe is born al of a may.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 13).

LIX.

28 a Ma*n* be merie as bryd on berie
and al þi care let away!
þis tyme is born a chyld ful good.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 14).

LX.

I may seyn to most *and* lest:
v*er*bu*m* caro factu*m* est.

Jesu of his moder was born,
28 b for vs he werde garlond of þorn
and ellys hadde we be*n* forlorn.
he tok his deth for most *and* last. 6

I sall zu telle good skele qwy
þ*at* he was born of mary,
ffor he deyid on caluory
he tok *etc.*

he wrowt vs alle w*ith* his hond,
þ*e* fend*es* woldyn ado*n* vs wrong, 12
he bowt vs a geyn w*ith* peynys strong
he tok *etc.*

a (t)erche þanne to him was fet,
a spere to his harte was set,
þa*n* seyde þ*e* juwys: 'haue þ*u* þ*at*!'
he tok *etc.* 18

þe juwis zeuy*n* hy*m* dry*n*k ezyl *and* galle
q*ua*n Jesu aft*er* drynk gan calle.
god let vs neu*er* in syn*n*e falle!
he tok *etc.*

Prey we to þ*at* lord so fre,
for vs he deyid on a tre, 24
at domys day *our* helpe he be!

LXI.

Nowel el el el el el el!
Nowel el! boþe eld and zyng

In Wright's Specimens (P. S. IV, 3; S. 15).

LXII.

29 a Prenegard! prenegard!
þus here I my*n* baselard.

In Wright's Songs and Carols Nr. XVII.

LXIII.

29 b I may seyn, *and* so mown mo,
þ*at* in semenau*n*t goþ gyle.

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 166.

LXIV.

30a Kep þ*i* tu*n*ge, þ*i* tu*n*ge, þ*i* tunge!
wykyd tu*n*ge werk inew.

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 167.

LXV.

30b Alma redemptor*is* mater.

As I lay vp on a nyzt,
my þowt was on a mayde bryzt
þat men callyn mary of myzt,
Redemptor*is* mat*er*.

to her cam gabriel so bryzt 6
and seyde: 'heyl, mari, ful of myzt!
To be cald þ*u* art a dyzt
Redemp.'

aft*er* þat word þat mayde bryzt
a no*n* co*n*seyuyd god of myzt
and þ*er* by wyst men þat che hyzt 12
R.

Rryzt as þe sun*n*e schyn*i*t in glas
so Jesu in his mod*er* was,
and þ*er* by wyt me*n* þat che was
R.

Now is born þat babe of blys, 18
and qwen of heuene his moder is,
and þ*er*fore þink me[n] þat che is
R.

aft*er* to heuene he tok his flyzt,
þ*er* he sit *with* his fad*er* of myzt,
with hym is crownyd þat lady bryzt, 24
R.

LXVI.

31a Non pudescit corp*or*e
q*uo*d testat*ur* hodie.

LXVII.

Meu*m* est *pro*positu*m* in Taberna mori (Walter Map.).

LXVIII.

31b If I syng ze wyl me lakke.

In Wright's Songs and Carols Nr. XVIII.

LXIX.

32a Wolcum zol, þu mery ma*n*
In worchepe of þis holy day!

In Ritson's Ancient Songs S. 81; Sandys' Christmas Carols S. 3; Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 4).

LXX.

lullay, my*n* lyking, my dere sone, my swytyng!
lullay, my dere harte, my owyn dere darlyng!
I saw a fayr maydy*n* sytty*n*g and synge.

In Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 49.

LXXI.

32b **host*is* herodis impie** *Christum* venire quid times? non (erp[t]?) mortalia.

Eumy herowde, þ*u* wekkyd kyng,
qwy dredes þ*u* þ*e* of crist*es* comyng?
he dezyryt here no*n* erþely þing,
þ*at* heuene hazt at his zeuyng. 4

ibant magi quia videant stellam sequentes perui*an*t lumi*nem*.

þre kyng*es* þer saw a sterre ful bryzt,
þei folwyd it *with* al here myzt,
bryztnesse þei saw þrow þ*at* lyzt.
þei knewe god *with* her zyft*es* ryzt. 8

lauacra puri gurgit*is* selest*is* angn*us* attigit pecc*at*a no*stra*.

þe welle hazt waschy*n* vs fro wo,
þe lomb of heuene is comy*n* vs to,
he þ*at* synne neu*er* wold do,
hazt waschy*n* clene *our* syn*n*ys vs fro. 12

nouu*m* gen*us* potencie: aque rubescuntur idrie vn*u*mque (*wahrscheinlich* vinu*m* *zu lesen!*).

33a his myzt is chawngyd of newe maner:
þe wat*er* wyx red in pecher,
þe wat*er* is turnyd to wyn ful cler
ageyn þe kynde þow it were. 16

Gl*oria* tibi d*omi*ne qui ap*er*uisti hodie cum patre et (s) co*m* spir[itu] in sempit*er*na secula, amen.

louyng lord be to þe ay
þ*at* hazt schewyd þe to vs þis day
with fad*er* *and* holy gost veray
þ*at* in þe word neu*er* fayle may. 20

LXXII.

As I me lend to a lend
I herd a schepp*er*de maky*n* a schowte.

In Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 50.

LXXIII.

33b Mak we m*er*the for cryst*es* berthe
and syng we zol til ca*n*dilmes!
þe ferste day of zol we han in mynde.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 17). Wrights Privaths. enthält das Lied ebenfalls (Wright's Songs and Carols, P. S. vol. 23, S. 24).

LXXIV.

34a mak ze merie as ze may!
syng *with* me, I zu pray!
In patras þer born he was.

In Wright's Songs and Carols Nr. XIX.

LXXV.

Kyrie, so kyrie sanky*n*
syngyt merie *with* a leysone.
As I went on zol day in owre *pro*sessyon
(bis 34b).

In Wright's Songs and Carols Nr. XX.

Auf 36b: zwei Recepte.

Berichtigungen und Nachträge zu Archiv Bd. CVI, S. 50 ff.
'Die Lieder des Fairfax-Ms.'

Auf S. 51 letzte Zeile füge hinzu: in Plain Song Society 1891, Heft 2: 1 (auf S. 19); 29 (S. 27); 41 (S. 5); 45 (S. 1); in Plain Song Society 1893 (ohne Paginierung): 21, 32, 49 (da die Ziele dieser Gesellschaft hauptsächlich auf eine verständnisvolle Wiedergabe der Musik hinstreben und die Wiedergabe des Textes nicht immer einwandfrei ist, so dürfte eine nochmalige Veröffentlichung des Textes nicht ohne Nutzen sein); in Sandys' Christmas Carols, London 1833: 32 (auf S. 11, Sandys liest 'endnes' statt 'endurs'); in 'The poetical works of John Skelton' by the Rev. Alexander Dyce: 35 (auf S. 141 des ersten Bandes; Skelton selbst erwähnt dieses Lied als das seinige im 'Garlande of Laurel', vgl. Dyce S. 417); 43 (auf S. 28, Bd. I). — Wenn der Herausgeber von Plain Song Society 1891, 3 das Lied XXIX für eine Art von Ausforschungslied hält, das den Anhängern der beiden Rosenparteien während der bekannten Kriegswirren

in den Mund zu legen sei, die sich diese Verse gegenseitig zugesungen hätten, um herauszufinden, welcher Partei die angesungene Person angehöre, so möchte ich gegenüber dieser allerdings ganz originellen Erklärung meine in der Einleitung gegebene Auffassung aufrecht erhalten, dafs das Lied erst nach Beilegung der Zwistigkeiten, also frühestens nach Heinrichs VII. Thronbesteigung, als eine Verherrlichung der Tudors entstanden ist. Beide Rosen werden ja gleich hoch gepriesen, und der Sänger fügt hinzu, dafs die zwei eins geworden seien. Das Lied gleicht Skeltons Lobgesang auf Heinrich VIII. (Dyce vol I, S. IX). — Lied I auf S. 54 bildet den zweiten Teil eines Liedes in Harly 7333, 192a (gedruckt in Reliquiae antiquae I, S. 234). Über dem Liede steht: Halsam squiere made these II balads. Es beginnt: The worlde so wyde, the ayer so remuable, sieben Verse; dann kommt: The more I goo, the forthere I am behynde. — Lied XXX auf S. 59 ist eine Umarbeitung eines Liedes in einer noch nicht veröffentlichten Handschrift der Bodleiana (Rawl. C. 813, fol. 46b). In Rawlinson ist es dreistrophig. Die erste Strophe stimmt mit unserer Fassung überein bis auf die drei letzten Verse. Das Lied heifst dort: Compleyne I may wher soo eu*er* I goo, sythe I haue done my besye peyne to loue on best *and* no moo, that ath my loue now hathe dysdeyne *and* thys my loue now doeth refreyne allas on hur all my trew loue ys loste whome of all creatur*es* I trustyd most. Die zweite Strophe setzt die alte Klage fort, die dritte ist die helle Verzweiflung: therfore I may syng and handes wryng: allas, allas *and* wele awey! — Wir sehen, dafs der Verfasser des Fairfax-Ms.-Liedes ein längeres Lied genommen und dem gewöhnlichen, althergebrachten Gedankengang (Klagen und Verzweiflung ohne Ende) eine neue und originelle Wendung gegeben hat. — Lied XXXVI auf S. 63 findet sich ohne die Einleitung auf fol. 68a in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts auf der Cambridge University Library H. h. IV, 12, fol. 85a (gedruckt in E. E. T. S. XV von Furnivall, S. 111). Es fängt an: vpon a crosse naylyd I was for the. Es verdeutlicht unsere oft unverständliche Fassung, die Auslassungen und Radierungen hat. Auf 71a, S. 64, Vers 2 und 3: For the gret constrent of there contricion, Gayne thomas Indes incrudelite; 73a, V. 4 und 5: that tho V wellys plenteouse of fuyson may wach in vs alle surfetis reproueable; V. 7: now for þi moders meke meditacion. Eine neue Interpunktion in Lied XI auf S. 54 giebt einen befriedigenderen Sinn:

fol. 12b: Now the lawe is led be clere conciens full sylde;
covetise hath do*mi*nacion in euery place;
ryzt hath residence nethir in towne ne fylde;
simulacion ther is trewly in euery case;
consolacion the pore pepull no tyme hath;
but ryzt men may fynd day ne[1] nyzt:
adulacion now raynyth trewly In euery mannys syzt.

---

[1] Das 'ne' ist natürlich unbegreiflich; man erwartet and.

Änderungen im Text: S. 52, 8a: 1. Stimme: waies, 2. Stimme: waves; S. 53, 10: lies *with* twayne statt *without* wayne; S. 54, 12b: lies ryzt, ryzt, syzt; S. 55, 14a: nyzt, lyzt; S. 56, 21a: lies and my service statt and service; S. 57, 31a: lies mystrust statt my trust; 32a: onryzhtfully, ryzt (2. Stimme: ryzt); 36a: myzt; S. 60, 55a: myzt, lyzt; S. 62, 63a: lies þi statt þat; S. 63, 67a: lies deynyd statt denyd, myzt; 71a: lies Ind*es*; *tr*iacle statt tiacle, 72a: *pri*de statt *per*de; 73a: lies abcd: cald þ*i* fyve wounds by *com*putacion — bc: may washe vs all — ad: from surfetts reprovable; S. 65, 82a: lyzt; S. 69, 118a: pyzt, vnryzt statt wryȝt; nyzth, lyzth.

Nachträge zu Archiv Bd. CVI, S. 262 ff.

'Die Lieder der Hs. Add. 5665'.

Auf S. 264, Z. 3 v. u. füge hinzu: Wright's Specimens of old Christmas Carols (Percy Society IV, 3), London 1841: 6 (auf S. 50), 7 (S. 51), 8 (S. 52), 9 (S. 55), 15 (S. 55), 22 (S. 56), 24 (S. 57), 35 (S. 53), 39 (S. 54); Sandys' Christmas Carols, London 1839: 6 (auf S. 16), 7 (S. 17), 8 (S. 13), 21 (S. 18), 35 (S. 14), 39 (S. 15). — Sowohl Wright wie Sandys geben irrtümlich das z mit ȝ wieder. Es ist z zu setzen, denn dieses Zeichen wird vom Schreiber in Lied 36 für den s-Laut in dem dort dreimal vorkommenden baptyzed verwendet. Sonderbar, daſs Wright fast regelmäſsig u für v und v für u setzt (z. B. fol. 18a: save us statt saue vs). — Änderungen im Text: auf S. 274, fol. 39b, Z. 3 lies heuynesse statt honynesse.

Nachträge zu Archiv Bd. CVII, S. 48 ff.

'Weitere Beiträge zur englischen Lyrik'.

Alles die Sloane-Hs. 2593 Betreffende vgl. obigen Beitrag (Die Lieder der Hs. Sloane 2593). — Auf S. 6. Die Verse auf fol. 53a scheinen Bruchstücke einer bekannten und oft gebrauchten Schluſsstrophe zu sein. In Rawlinson C. 813 (Bodleiana), fol. 2b steht gegen das Ende eines Liedes hin, in welchem ein Werber sich an seine Herrin voll Ergebenheit wendet, die folgende Strophe: Dere harte be trew *and* true loue kepe | Haue harte the locke, kepe well the kaye. | When trewloue fayle then harte my wepe | lett neu*er* fals tonge trew love betraye. Dann folgt eine weitere Strophe, auf diese letztere: noo more to yow my dere swetyng | but when ye thynke to doo amysse | haue me tha*n* yn yo*ur* reme*m*beryng | *and* thynke on hym þat sende yow thys. — Ferner auf fol. 46a derselben Hs. steht am Ende eines Liebesbriefes: but when ye thynke to doo amysse | reme*m*bre hym that sende yow thys | goo lyttle byble *and* neuer reste | tyll thow cu*m* ther as I loue beste. — S. 53, fol, 208b: eine ähnlich detaillierte Beschreibung der Geliebten in Rawl. C. 813 in 14b ff. — S. 55, fol. 214a: das Lied auch in Wright's Specimens, P. S. vol. IV, 3, S. 23.

Leicester. Bernhard Fehr.

Die Abfassungszeit
von
'Rectitudines singularum personarum' und ags. 'aferian'.

---

1. Zeitalter der *Rectitudines*. 2. Hofrecht von Tidenham. 3. Vornormannisch. 4. *averian* normannisch? 5. Lies *aferian*: mit Pferd fronen. 6. fz. *aveir* nie Pferd. 7. aglat. *averium*: Vieh. 8. mengl. *aver* a) Vieh, b) Gaul wie schott. *aivre*. 9. ags. *eafor* Pferd; *aferian*. 10. aglat. *aff(e)ri* Gäule; agfz. *affre*. 11. aglat. *av(ĕ)ra* Arbeitsstute. 12. mengl. *aver*-Composita. 13. aglat. *averiare*; agfz. *average*. 14. agfz. *avér* mit engl. Sinne 'Gaul'.

1. Die angelsächsische Abhandlung[1] über Recht und Pflicht der Leute auf dem Grofsgut eines Adligen ist überliefert in einer Handschrift von etwa 1125 und in der lateinischen Übersetzung des Quadripartitus um 1114. In jener Sammelhandschrift ist aller datierbare Inhalt vor 1066 entstanden; da ihr Schreiber, der vielleicht nirgends selbst kompiliert, eine der Gesetzsammlungen kopiert, die doch Neuestes als noch gültig aufzunehmen liebten, und von Wilhelm I. schweigt, so folgt er wahrscheinlich einer vor diesem entstandenen Sammlung. Freilich, ihre Sprache stimmt mehrfach eher zur Zeit um 1125 als zu Cnuts Zeitalter; doch darf dafür der modernisierende Schreiber verantwortlich gemacht werden. Denn dieser hat auch die Laute und Endungen der Stücke von Ine bis Cnut öfters ins Mittelenglische geändert.[2] Aus sachlichen, rechtshistorischen Gründen ist bisher nichts für eine Abfassung der Rectitudines nach 1066 angeführt worden. Aus solchen spricht manches vielmehr dagegen. Der Thegn in den Rectitudines nämlich, der nicht als ein hoher Adliger oder als Grundeigner von mehr als einem Edelgute

---

[1] Ed. Schmid *Gesetze der Angels.* S. 370; meine *Ges. der Ags.* S. 444.
[2] Vgl. Wroblewski *Über Gesetze Knuts* 11 f. 56.

oder zum Könige in besonders naher Beziehung erscheint, ist dennoch nicht Vasall eines Barons, wie doch 1085 die Regel mit nur wenigen Ausnahmen gewesen wäre. Ferner übersetzt Quadripartitus den Thegn nicht etwa durch *miles*, und von Ritterdienstpflicht verraten Rectitudines keine Spur, während sie die angelsächsische Staatslast, die am Gute hängt, deutlich ausdrücken. Sie schweigen sodann vom Dänengeld, über das ein Landwirt unter Wilhelm als drückende Grundsteuer bitter geseufzt hätte. Endlich verschwindet bald nach 1066 Englisch aus der Litteratur des Rechts, der Urkunde, des Geschäftes: wiederum mit wenigen Ausnahmen. Unser Verfasser, ein Gutsvogt, der Amtsgenossen belehren will, hätte also um 1085 Lateinisch geschrieben; denn nur in dieser Sprache schrieb man damals Verhandlungen zwischen Staat, Adel, Gutsvogt und Unterthanen auf.

2. Dazu kommt, daſs die Rectitudines bereits benutzt werden von einer noch angelsächsischen Schrift, nämlich dem Hofrecht von Tidenham.[1] Freilich mit einer Urkunde von 956, hinter welcher dieses (in einem Chartular des beginnenden 12. Jahrhunderts) überliefert ist, hat es nichts zu thun; aber eine Spur normannischer Zustände verrät es nicht und wird von Maitland[2] in die Mitte des 11. Jahrhunderts gesetzt. [Daſs umgekehrt der Verfasser der *Rectitudines,* ein Jurist, der Gutsrecht allgemein behandeln will und lokale Besonderheiten fortzulassen ausdrücklich beabsichtigt, sich einige Zeilen aus einem ganz kurzen Hofrechte von örtlich beschränkter Gültigkeit herausgezupft habe, ist viel unwahrscheinlicher.]

3. Entwickelte angelsächsische Prosa für nicht bloſs übersetzte, sondern neu verfaſste Schriften, nicht kirchlichen, sondern weltlichen Inhalts, kennt die Litteraturgeschichte kaum vor dem letzten Jahrhundert vor der normannischen Eroberung. Und die Rectitudines bewahren keinen Laut, der früher angelsächsischer Sprache eigentümlich wäre, sie verwenden das Wort *lagu* bereits oft, und zwar auch in Zusammensetzungen, ja sogar c. 21, 3 in einem allitterierenden und poetisch stilisierten Rechtssprichwort, das selbst erst entstanden sein kann, als *lagu* in der Bedeutung 'Recht' schon wie altehrwürdiges Sprachgut erschien. Die Abhandlung ist also nach 960

---

[1] Ed. Birch *Cart. Sax.* n. 928, besser als Earle *Handbook to land-charters* 377, der Kemble folgt.

[2] *Domesday* 330.

verfaſst, ja wahrscheinlich erst nach 1017. Denn im Gegensatz zu den Homileten unter Æthelred II. beklagt sie nirgends die Friedensstörung durch Dänen und Parteikämpfe, die doch jeder Landwirt fühlen muſste; sie zeigt ferner den Freibauern in Beziehung zum Staat nur noch unter Vermittelung der Gutsherrschaft; sie legt die Gutswirtschaft in jener festen Organisation dar, welche die Normannen einfach fortsetzten; sie schweigt von dem unter Eadward dem Bekenner abgeschafften Dänengeld. Die neue Ausgabe datiert die Rectitudines daher 960 (c. 1025?) bis 1060.

4. Ein Kritiker im Athenaeum (1902, Apr. 5 p. 423), der Englands Sprache und Verfassung im 11. Jahrh. offenbar genauestens zu beurteilen versteht, schreibt nun aber, als jene Datierung eben die Presse verlieſs: 'The *averian* of this text [nämlich des Hofrechts von Tidenham] seems clearly to be not the Anglo-Saxon *aferian*, but to be the verb corresponding to the Norman *average*; and the same remark applies to the Rectitudines, with which these Tidenham customs are so closely connected. Both are therefore, probably later in date than the Norman Conquest.' Aber erregt es nicht Bedenken,[1] daſs mitten in einem angelsächsischen Text, selbst wenn er erst etwa 1100 entstanden wäre, schon ein englisches Verbum auftreten oder neu gebildet sein sollte, das abgeleitet wäre von einem normannischen Lehnwort, und zwar zur Bezeichnung für einen Begriff nicht etwa aus dem Lebenskreise der Regierung oder höheren Gesellschaft, sondern aus jenen uralten bäuerlichen Einrichtungen, die 1067 der Normanne unangetastet lieſs?

5. Die in Tidenham abgeschriebene Stelle der Rectitudines 2 zeigt *auerian* als eine bäuerliche Leistung für die Herrschaft zwischen *ridan* und *lade lædan*. Die andere Stelle, Rect. 4, lehrt uns über Form und Bedeutung des Wortes mehr: *gif he aferað, ne ðearf he wyrcan ða hwile ðe his hors ute bið*. Niemand trennt dies *aferað* von jenem *averian*. Das *f* gilt Bosworth-Toller[2] mit Recht ursprünglicher als *v*. In der That zeigt Schreiber B sehr oft *gauol, liue*, wo seine Vorlage *gafol, life* bot. Ein umgekehrter Übergang von *v* in *f* ist fürs 11. Jahrhundert nicht nachgewiesen. [Es gehört nicht hierher, daſs vereinzelt Lehnwörter aus dem Französischen im Mittel-

---

[1] Dies bestätigt ein freundlicher Brief von Herrn Prof. Ed. Sievers.

[2] S. v. *aferian*, ebenso Schmid *Ges. d. Ags.* S. 533.

englischen *f* statt des *v* zeigen: *safour pofferte.*[1]] Freilich die Bedeutung 'forttragen, entfernen', wie sie die Wörterbücher für ihr einziges *ā-fęrian*[2] haben, paſst in die Rectitudines nicht. Deren Verfasser meint offenbar ein gleich geschriebenes Verbum mit der Bedeutung 'durch Stellung eines Pferdes der Herrschaft Dienst leisten'.[3] Schon deshalb ist eine andere Wurzel erfordert.

6. Diese kann nicht franconorm. *aveir* sein, der substantivierte Infinitiv, welcher ursprünglich 'Habe, Besitz', enger 'Fahrhabe' (einschlieſslich 'Geld', später auch 'Handelsware'[4]), noch begrenzter 'Vieh', auch im besonderen Sinne 'Haus- und Wirtschaftsvieh',[5] wie in Frankreich so in England seit dem frühesten Denkmal[6] des Anglofranzösischen[7] bedeutet. Denn erstens heiſst *aveir* dort nie[8] 'Pferd allein' (gerade in der Normandie vielmehr gern 'Kuh' und 'Schwein'[9]); daſs im Anglofranz. *aveir* für 'Pferd' vereinzelt und erst seit dem 13. Jahrh. vorkommt,[10] erklärt sich durch Vermengung mit einem englischen Worte. Zweitens müſste bei Latinisierung und Anglisierung das Lehnwort *ē* zeigen, wie im *avērium* Frankreichs und Englands wirklich der Fall ist, während daneben Anglolatein *avera, avra* und Mittelenglisch *aver*, ja, daraus abgeleitet, späteres Anglofranzösisch *affre*[11] mit dem Sinne 'Pferd' kennen, wo *e* kurz oder gar nicht erscheint: also ein Wort anderer Wurzel.

7. Jener Infinitiv kommt im Mittellatein auch als *avēre* vor,[12] jedoch in Englands Litteratur vielleicht nur inmitten einer spa-

---

[1] Behrens *Beitr. z. Franz. in Engl.* 167. [2] Sweet *Student's dict.*

[3] 'to remove' Bosworth schief; 'a sort of corvée work' Earle 481 zu weit; Schmid 'Fuhren leisten' 373. 375 und Leo 'Lastvieh stellen' *Rectit.* 225. 229 verkennen die Beschränkung aufs Pferd.

[4] Für Anglofranz. Gross *Gild merch.* II 2; *Munim. Gildh. Lond.* ed. Riley II 784.

[5] Godefroy *Dict.* I (1881) 539; La Curne II 340; Littré *Dict.* I 271.

[6] *Leis Will.* 5. 5, 2. 6. 17 (*aveir champestre* = *viva pecunia* Edw. Conf. 10). 21. 39, 1. Wace zählt Hunde und Vögel zu den *avers*; *Rou* II 5428.

[7] Hier begegnet auch *avier aver*; vgl. *ne motoun ne autre avier* Gross II 205. [8] Dies bestätigt mir freundlich Herr Prof. H. Suchier.

[9] So auf Guernesey; Métivier *Dict. franco-norm. de Guern.* 37. Er nennt die Bedeutung 'Pferd' englisch. Auf Jersey heiſst *avier*: Kind.

[10] S. unten n. 14.

[11] La Curne führt [aus *Leis Will.* 9, 1] *afer* 'jument ou verrat' an: über diesen Editoren-Einfall s. dieses *Archiv* CVI 117.

[12] Du Cange *Gloss.* ed. Favre I 474: *avere tam mobile quam immobile.*

nischen[1] Urkunde 1177.[2] Nur aus Marseille wird *avera lachalis* 'Milchkuh, -ziege' citiert.[3] Überaus häufig ist dagegen in Englands Mittelalter *averium*;[4] so bedeutet *melius averium* Besthaupt (Abgabe beim Tode des Hintersassen), und zwar *tam de equis quam de aliis animalibus*;[5] *averia* erklärt Stubbs: 'all animals used in husbandry';[6] später heifst es auch 'Handelswaren'.[7] Dagegen die Übersetzung 'Pferd allein' wird wieder erst seit Vermengung mit der englischen Wurzel möglich.[8]

8. Mittelenglisch[9] heifst *aver(e), aveere, (h)avoir, havour* 'Habe, Besitz, Eigentum, Reichtum'.[10] Mit Recht trennen[11] davon *aver* 'Arbeitsgaul' Mätzner, Stratmann, Bradley (1891). Mätzner verbindet dies auch richtig mit lat. *affri*. [Wenn aber Mätzner und Stratmann hierfür altnord. **afarr* heranziehen, so streicht Bradley diese Verbindung mit Recht: solch ein Wort ist im Nordischen nicht nachweisbar.[12]] Jenes germanische *afer* lebt noch mit der Bedeutung 'Arbeitsgaul, Schindmähre, Lastvieh' in Northumberlands und Yorkshires *afer, (h)aver,*[13] *hawfer*[14] und Niederschottlands *aiver, ayvre.*[14]

9. Das bisher fehlende Wort lautete angelsächsisch *eafor,*[15] Gen. *eafres* 'Pferd', später, im 11. Jahrhundert, *afere, affra,* Gen. *-an*

---

[1] Aus Spanien belegt Du Cange die Form öfter.

[2] Benedicti *G. Henr.* ed. Stubbs I 141: *melioret proprio avere* (Geld).

[3] Du Cange. Er belegt auch *averum.*

[4] Viele Beispiele bei Du Cange; einmal *meliorem averiam.*

[5] *Ann. monast.* ed. Luard III 270; = *bovem* Chron. Evesham. 267.

[6] *Sel. chart., Gloss.*; Luard zu Matth. Par. V 12. VI 344: 'cattle'. Vgl. *averia ad pascua* Ann. monast. I 79. III 159. 161. 296; *averia, sc.* 3 *vaccas,* 9 *oves* in *Three rolls of* 1194 ed. Maitland 26.

[7] Gross II 20. [8] S. unten n. 14.

[9] Mätzner; Mayhew and Skeat; Stratmann ed. Bradley; Halliwell.

[10] *Polit. songs* ed. Wright II 226.

[11] Gegen Skeat *Etymol. dict.*: Mayhew; Murray *New Engl. dict.* I (1885), wo aber, trotz Skeats Protest, [Spelmans] Ableitung von *œuvre* aus einem Dilettanten citiert wird; Wright *Dial. dict.* I 98.

[12] Dies bestätigt mir freundlich Herr Prof. A. Heusler.

[13] Spelman *Gloss.*; Halliwell; Wright.

[14] Wright; Jamieson. Der Anlaut *h* ist unorganisch. 'An Einwirkung durch *heifer*, ags. *heafore* ist kaum zu denken' (Sievers).

[15] Die lautgeschichtliche Möglichkeit der Entwickelung zu *aver* bestätigt mir freundlich Herr Prof. A. Brandl.

'Arbeitsstute'. Auch von einem anderen Pferdenamen hat der Angelsachse für jedes Geschlecht ein Wort: *mearh, mera.* Wie nun *horsian* (entsprechend mhd. *pherden,* mnd. *perden*) 'mit Pferd(en) versehen',[1] nicht bloſs 'beritten machen' bedeutet, so bildete der Engländer (vielleicht unser Verfasser zuerst, der eine ganze Reihe so geformter Verben bietet, die kein angelsächsisches Wörterbuch anderswoher verzeichnet) *aferian*: mit einem Gaul versehen, Pferde-Spanndienst leisten.

Ein Freibrief[2] Merciens von 844/8, erhalten nur in einer Abschrift des 12. Jahrhunderts, aber wenigstens in den hier zu betrachtenden Zeilen nicht als normannisiert zu verdächtigen, befreit Bredon *ab illis causis, quas* cumfeorme[3] et eafor *uocitemus, ... a pastu ... equorum ... siue ministrorum eorum; quid plura? ab omni illa incommoditate* æfres et cumfeorme, *nisi istis causis quas hic nominamus: praecones uel nuncii* bestimmter Art erhalten *pastum.* Im selben Zusammenhange bieten Urkunden dieses Landes und Zeitalters *hospitum refectio* neben *equus, caballus.* Thorpe erklärt *eafor* 'a wild boar', also als die Nebenform von *eofor.*[4] Ganz sicher paſst das nicht: das Wildschwein fand ohne menschliche Hilfe in Merciens Wäldern seine Mast. [Nur für zahme Ferkel erwähnt eine Urkunde der Grundlast *pascua porcorum regis: fear[h]læswe.* Da Hemings Kopie **fearnleswe* liest,[5] steht solch ein Wort bei Bosworth-Toller als 'without fern' erklärt!]

10. Eine andere Spur des Maskulinum *afor* bewahrt das Anglolatein im häufigen Plural *aff(e)ri*: Pferde. Du Cange kennt es nur

---

[1] Der Bienenmann desselben Gutes ist *gehorsad,* nicht etwa um selbst zu reiten, sondern *to hlafordes neode, þæt he mæge to hlafordes seame þæt syllan odde sylf lædan*; Rect. 5, 3. 6, 3.

[2] Birch *Cart. Sax.* 454; auſser in dort Citiertem auch Thorpe *Dipl.* 101; English *Crowland and Peterborough* II 341. Kemble *Saxons* I 297 citiert unsere Stelle als echt.

[3] 'entertainment for travellers, of strangers' Thorpe 655; Earle LXXXVI. 486; Sweet; Bosworth-Toller. Birch druckt *cum feorme*!

[4] Wäre *eafor* (Pferd) und *eofor* ein Wort, so weist H. Suchier eine merkwürdige Parallele nach: ahd. *gûl,* jetzt 'Gaul' heiſst eigentlich 'Eber'. — 'Zwei Tiere aus einer Wurzel benannt sind vielleicht *Hund — Hinde*; vgl. Kluge'; freundliche Mitteilung von A. Brandl. Er verweist nicht ohne Warnung auf Leo *Agsä. Glossar* Sp. 1 f.

[5] Birch n. 487, auch Thorpe *Dipl.* 113.

in Britannien. Er hält mit Recht einen Singular **affer*[1] für möglich. Nachgewiesen scheint aber nur *affrus,* im ganzen selten, doch schon im Domesdaybuche I 165. Wie engl. *afer, aver* bedeutet es den Karrengaul, das Pflugpferd. Es steht als ein Stück der *catalla* = *averia,* d. h. des Viehbestandes, der Fahrhabe, neben Ochsen und höheren Pferden.[2] Einmal begegnet für *affros* auch *averes,* der späteren engl. Form näher.[3] Daſs *affri* jemals 'bullocks', *affra* 'heifer' bedeute, wird wohl nur irrig behauptet.[4]

Aus diesem Latein oder jenem Englisch schöpfte das Anglofranzösisch des 13. Jahrhunderts: *affre* niederer Gaul, im Gegensatz zu *cheval* und zum Rind.[5]

11. Jenes Femininum 'Arbeitsstute' ergiebt sich nur aus anglolat. *auera* des Domesdaybuches und *avra, avre* in Peterborough und Ely. Wie in den Rectitudines hinter *aferian*: *heafodwearde healdan* steht, so kennt das Domesday[6] an mehr als 60 Stellen besonders in Cambridge- und Hertfordshire[7] die Grundlast *inward* ⁊ *auera* als vor 1066 bestehend. Schon die stete Zusammenstellung mit jenem angelsächsischen technischen *inward* 'Wache innerhalb des Gebiets', das freilich unseren Wörterbüchern auch fehlt, hätte davor bewahren sollen, *avera* für abgeleitet aus *aueir* zu erklären (in welchem Falle übrigens auch das Fehlen dieses *auera* auſserhalb Britanniens Bedenken erregen müſste). Offenbar liegen vielmehr zwei Lasten einer Besitzart vor, die schon vor 1066 einen formelhaften angelsächsischen Namen in zwei Wörtern tragen. Überall kann *auera* Dienst mit

---

[1] Seine Beziehung zu frz. *affaire* bedarf keiner Widerlegung. Er übersetzt zwar 'iumenta uel caballi colonici', aber nur letzteres paſst zu allen seinen Citaten.

[2] *catalla debitoris, exceptis bobus et affris carucae* Gesetz von 1285 c. 18; ebenso um 1300 *praeter boves et affros de caruca*: *Gesta abb. S. Albani* ed. Riley II 78 f.; man pfändete *averia, uidelicet equos, boves, affros*; Thorne bei Du Cange.

[3] Dunstaple inventarisiert *oves, boves* 6, 3 *averes,* 1 *palefridum,* wo Luard falsch 'heifer' erklärt; *Ann. monast.* III 169.

[4] Blount *Tenures* ed. Hazlitt 411; Webb *Roll of Swinfield* LXVII. Vgl. oben S. 77 Anm. 14.

[5] *ferrer les chevaus et les affres*; Walter of Henley ed. Lamond 92; *affre* Variante für *cheval* 8; *chival ou affre est perdu, bof et vache* 94.

[6] I 200, 2 steht: 8 *aueras et* 8 *ineward* .. *et* 3 *heueward* .. *uicecomiti inuenerunt.*

[7] I 189—202 und 132—141. In Kent nur 2b2; vgl. 14b.

einem Pferde[1] heifsen, nirgends 'Vieh allgemein'. Mit *equus* synonym steht das Wort deutlich I 190: aufser anderen Leistungen *reddunt* [1086] 12 *equos et* 12 *inguardos*; [dagegen] vor 1066 *non reddebant nisi aueras et inguardos.*[2] Die *Inquisitio Eliensis*[3] sagt dafür *aura* (sprich *avra*), ebenso die Güteraufnahme Peterboroughs[4] um 1125, wo auch einmal *aure* steht. Hier tritt die *avra* in Gegensatz zu Rind, Schaf, Schwein, zu *equae indomitae* und einmal *cum pullo* (Fohlen) auf, also deutlich als Arbeitsstute. Konnte der Mittelvokal schon 1125 verschwunden sein, so war *e* in *auera* des Domesday nicht lang, wie eine Ableitung aus *aveir* erfordern würde.

12. Ferner erscheint *aver-* als erstes Glied in zahlreichen Zusammensetzungen, die freilich nicht vor dem 12. Jahrhundert nachweisbar sind, aber erstens nur angelsächsische Wörter als zweite Glieder zeigen und zweitens zum Teil den Urkundenfälschern des 12. Jahrhunderts passend schienen schon für Edwards des Bekenners Zeit, also zum Teil möglicherweise bereits vor 1066 gebildet waren. So steht *haverpeni* in einer Urkunde um 1045,[5] vielleicht im 12. Jahrhundert interpoliert. Neben diesem *averpenny* bieten die Lexika[6] *avercorn, -land, -silver.* Dazu kommt aus dem Boldon book[7] *avermalth, -yrd = -herde* (Pflügen, als Entgelt für Viehweide[8]), ferner *avermanni*[8] 'men provided with horses'.

13. Das *aferian* der Rectitudines überträgt Quadripartitus um 1114 durch *averiare.* Dieses Verbum, dem keines im Mittelfranzösisch entspricht, kennt Du Cange nur im Anglolatein und nicht früher. Möglich, dafs der Verfasser des Quadripartitus und der Leges Henrici, der das Juristenlatein der Anglonormannen wohl auch sonst beeinflufste, es erfand, indem er ein englisches Verb nur lateinisch konjugierte. [Aus dem *f* seiner Vorlage machte er *v* auch in *gavel, over, ireva, lavard.*[9]] Doch kann es auch aus *avĕra* gebildet sein. Eine Beeinflussung durch *averium,* also mittelbar durch *aveir,* ist

---

[1] 'carrying service' Maitland *Domesday* 169. 240, der, wie es scheint, den Dienst samt dem Namen richtig für angelsächsisch hält. Ebenso Cunningham *Growth of Engl. ind.* 136.

[2] Ebenso 197, 2. Vgl. 196b *aueram uel* 8 *den.* mit 197, 2: 8 *den. uel equum.* [3] Domesday, vol. IV 500b.

[4] Hinter *Chron. Petriburg.* ed. Stapleton. [5] Kemble *Cod. dipl.* 785.

[6] Halliwell; Murray. [7] Domesday IV.

[8] Vinogradoff *Villainage* 280 f. 320 [1]. 257. [9] Mein *Quadrip.* p. 27.

wenigstens nicht notwendig anzunehmen. Dafs der Mittelvokal nicht (wie in *averium*) fest war, bezeugt vielmehr die Variante (in Hss. seit 1150) *avariare.*[1] Ursprünglich bezeichnet das Wort 'befördern (ziehen oder tragen) durch ein Pferd';[2] später aber giebt es *averare tam per averagia quam per pedes,*[3] *averagia in dorso,*[4] *ad pedes.*[5]

Letzteres Wort *averagium* könnte wie *hidagium, bondagium* von Anglolateinern gallischer Zunge oder Schulung aus einer germanischen Wurzel mit romanischer Endung gebildet sein. In der hier allein in Betracht kommenden Bedeutung 'Beförderungsdienst,[6] zunächst wieder durch ein Pferd, dann erst auf dem Menschenrücken',[7] fehlt es dem Französischen. [Allerdings hat Godefroy[8] die Bedeutung 'droit de corvées'; allein seine beiden Citate stimmen dazu nicht: *icelle maison et appartenances pouvoient cheoir en ruyne et encourir en graves averages envers eulx* (1382); *baillé en averaiges seur G. Panier* (c. 1390).] Aus dem Mittellatein citiert Du Cange nur Beispiele aus Britannien; und seinem Bearbeiter Charpentier war *averagium* so fremd, dafs er an Erklärung durch *avalagium* (Abgabe in Aalen), *avaria* (Steuer zum Schadenersatz), *arrivagium* (Gebühr beim Schiffslanden) dachte. [Aus *averagium* wieder entstand ein Verb *averagiare*[9] und ein *averagius*[10] für den diesen Dienst Leistenden.] Dafs hier frz. *aveir,* vermutlich durch *averium,* Einflufs geübt habe, ist wahrscheinlich. Allein daraus allein mit Skeat[11] das Wort zu erklären, ohne Einwirkung des Germanischen, wird erst dann richtig scheinen, wenn *average* in der Normandie so nachgewiesen wird, dafs eng-

---

[1] Quadripartitus, Rect. 2; vgl. *avaragium, -ius* im Chron. Abingdon. II 307 f. 243.

[2] *Rot. hundr.* II 628 *averare cum equo*; Abingdon erwähnt dabei *expensas sibi et equis* II 429; das Chartularium de Ramsey I 50 *sibi et affro sustentationem.*

[3] Ramsey l. c.; vgl. Rot. hundr. II 602 *averavit cum corpore absque equo.*

[4] Ebd. I 483; Neilson *Ramsey* p. 39.

[5] Domesday of S. Pauls p. 81; vgl. Vinogradoff 286.

[6] 'a beast of burden' erklärt Stevenson zum *Chron. Abingdon.* II 308; doch pafst auch da 'Spanndienste'.

[7] Mittelenglisch lautet es *average,* schottisch *arriage*; vgl. Skeat, Murray, Wright. [8] La Curne citiert nur Du Cange.

[9] *iuga averagiantia* mit Spanndienst belastete Joche Landes; Vinogradoff 309. [10] Chron. de Abingdon II 243 *avaragii quando redeunt de via.*

[11] Auch E. Müller *Etymol. Wb.*: *average* von *aver* altfrz. Habe.

lischer Einfluſs ausgeschlossen bleibt. Du Canges Citat aus Le Bec nämlich scheint nur aus einem bekannten anglofranzösischen Vokabular abgeschrieben.

14. Wie bei der Ähnlichkeit der Schriftzeichen zu erwarten, trat bisweilen *averius* an die Stelle von *affrus, avera*: so schon im Domesday,[1] dann in einer Staatsurkunde von 1194;[2] und Matheus Paris[3] teilt die Pferde in *manni runcini summarii veredarii averii.* Ebenso steht bisweilen anglofrz. *aver,* im Sinne von *avre, affre* Arbeitspferd, neben *chival bof vache.*[4] Da diese Verengung der Bedeutung von *aveir* und *averium* nur aus England belegbar ist, so erfolgte sie unter Einwirkung jenes englischen Wortes für 'Gaul'.

---

[1] Du Cange.

[2] Ebd.; Stubbs, Rog. Hoveden IV 193: *averius* 'a farm horse'.

[3] Ebd.; ed. Riley *G. abb. S. Albani* I 259. Ferner *Knights Hospitallers* 1338 ed. Larking p. 21: *pastura pro X affris* 3 *sol.* 4 *den.*: *pro averio* 4 *den.*

[4] Walter of Henley 86. 92.

Berlin. F. Liebermann.

Matteo Bandello
nach seinen Widmungen.

II.

· Drittes Kapitel.

Bandello über Liebe, Ehe und die Bedeutung der Frau.

Bekannt und interessant, wenn auch nicht immer vornehm, ist die Stellung Boccaccios zu den Frauen. Schon in seiner Novelle von der Witwe auf dem Turm läfst er den verschmähten und angeführten Studenten eine harte Rache nehmen. Eine harte Rache, ja, aber eine Rache, die, weil herausgefordert, menschlich und daher verständlich ist; wenigstens verständlicher als die schwachmütige Entsagung eines Liebhabers bei Nicc. Granucci (Diporto 8), der erst zwei Proben seiner Liebe siegreich besteht und sich dann von der platonischen Geliebten mit einem Hinweis auf das roh-sinnliche Nachtigallmännchen wie ein dummer Junge nach Hause schicken läfst. Einmal aber mufs der Verfasser des Dekameron persönlich eine sehr empfindliche Abweisung erfahren haben, wenigstens nach der furchtbaren Vergeltung zu schliefsen, die er an der Frevlerin nimmt, die seine Vorzüge nicht zu würdigen wufste. Der 'Corbaccio' ist eine Schmähschrift, die vielleicht einzig dasteht in der Litteratur und den Ruhm ihres Verfassers sicherlich nicht erhöht hat.[1] Auch von Bandello ist behauptet worden,

---

[1] Nach Boccaccios Urteil ist die Frau schwer von Auffassung, hochmütig, geizig und starrköpfig, deshalb soll sie dem Manne unterthan und gehorsam sein, der ihr in allem und jedem überlegen ist. Mit einem Worte, sie ist ein untergeordnetes Geschöpf, zu ernsten Dingen untauglich und nur zu Spindel und Rocken zu gebrauchen. Einige derbe Sprichwörter belegen noch diese Ansicht. Dafs derselbe Boccaccio zeitweilig auch freundlicher über das weibliche Geschlecht dachte und es italienisch und lateinisch zu verherrlichen suchte, ist ja bekannt, und man ersieht daraus, wie eng er sein Leben lang mit den Frauen verbunden war, wenn dieses Band auch nie zu einer Fessel werden durfte. Seine innerste Überzeugung ist nämlich doch, dafs man das Heiraten besser den Narren, den Grofsen und dem niederen Volke überlasse, der Weise aber in der Philo-

dafs er wenig von den Frauen hielt. Ich behaupte das Gegenteil: in ihm hat das weibliche Geschlecht einen eifrigen Verteidiger gefunden, teils weil sein milder Charakter jede einseitige Ungerechtigkeit verdammte, teils weil er persönlich das Glück hatte, viele ausgezeichnete Frauen der Renaissance kennen zu lernen und in näherem, ja beständigem Verkehr den Zauber ihrer Unterhaltung zu geniefsen, teils endlich, weil ihm erst der Schutz hoher Frauen die Mufse zu seinen Arbeiten, ja Unterkunft und das Leben selbst gewährte. Auch der 'Cortegiano' dürfte ihn beeinflufst haben. Dafs er zum mindesten Boccaccios boshafte Schrift durchweg verurteilt, bei aller sonstigen Verehrung vor dem grofsen Novellisten, beweist wohl der Schlufs von Novelle 3, 52, wo die Gräfin von Gajazzo über das *Labirinto d'amore* sowie über den zeitgenössischen Dichter Carmelita, der es Boccaccio nachgemacht hatte, mit kurzen Worten den Stab bricht. Ihre Kritik läfst an Urwüchsigkeit nichts zu wünschen übrig!

Da sich Bandello in seinen Widmungen oft über die Frauen äufsert und von anderen italienischen Erzählern und Lustspieldichtern jener Zeit — ich nenne nur Machiavelli, Fortini — Schlechtes genug von ihnen berichtet wird, so dürfte es sich lohnen, auch einmal den anderen Teil zu hören. Im übrigen ist ja der Streit der Geschlechter uralt; ich erinnere nur an den weisen Thales, der es als eines von drei ihm verliehenen Glücksgütern angesehen haben soll, als Mann und nicht als Weib geboren zu sein. Auch das Urteil des nüchternen Hesiod lautet im ganzen herb (Werke u. T., öfter).

Zahllos sind die Ereignisse auf dem Gebiete der Liebe, und wenn alle Schriftsteller aller Zungen alles niederschreiben wollten, was sie erfahren, so würde ihre Kraft nicht ausreichen (3, 27). Gespräche über Liebesgeschichten gehören zu den beliebtesten Unterhaltungen der vornehmen italienischen Gesellschaft; sie pflegen nie zu fehlen, wenn man im Angesichte der schönen Natur plaudert, vielmehr bilden sie stets den Abschlufs, da sie als die Summe und liebliche Würze aller Gespräche gelten (2, 40). Und das hat sein Gutes. Ein Betrübter kann aus ihnen Trost und Vorteil ziehen, da er Gutes und Böses unterscheiden lernt (2, 38).

Herrschaft und Liebe will alleinigen Besitz. In der Herrschaft ist noch ein Teilhaber denkbar, in der Liebe nicht. Wer in der Liebe einen Nebenbuhler duldet, wird für keinen Menschen, sondern für eine Bestie gehalten. Die Liebe ist voll Besorgnis und Furcht: der kalte Wurm der Eifersucht nagt an ihr. Wenn nun schon ohne einen Nebenbuhler beständiger Argwohn herrscht, wie erst, wenn die

---

sophie die beste Lebensgefährtin finde. — In den nächsten 150 Jahren geht aber eine gewaltige Änderung vor sich: die Renaissancefrau läfst sich mit frivolen und rohen Witzen nicht mehr beseitigen. Ganz anders würdigt die Frauen der 'Cortegiano', der den Boccaccio schlechthin als Weiberfeind anführt.

Furcht begründet ist! Liebe ohne Furcht ist also ein Unding, wie Camilla Scarampa so schön in ihrem Sonett sagt:

> Mifstraun und Liebe entsprangen zusammen,
> Keins kann ohne das andere sein.
> Prüfe ein jeder und sag', wie er's mein':
> Herz, das nicht fürchtet, steht nimmer in Flammen. (3, 23.)

Über nichts ist mehr geschrieben und geredet als über die Macht der Liebe. Täglich wird sie aufs neue von den verschiedensten Vorfällen bezeugt. Sie ist unermefslich; aber wie sie Gutes zu stande bringt, wie Versöhnung und Ausgleich, so bewirkt sie auch Böses und Greuelscenen aller Art (2, 42).

Keineswegs ist die Liebe blind, sondern nach festen Gesetzen vollzieht sich ihre Verbindung mit den vier Temperamenten. Die Phlegmatiker verlieben sich nie oder selten. Die Melancholiker, deren natürlicher Trieb von der Schwere des Zorns niedergedrückt und untergehalten wird, fliehen die Liebe für gewöhnlich; gehen sie ihr aber einmal ins Garn, so wissen sie sich nicht mehr herauszuwirren und werden niemals wieder frei. Verlieben sich zufällig zwei Sanguiniker, so giebt es unter allen den zahllosen Zufälligkeiten in der Liebe kein flotteres und angenehmeres Spiel, kein zarteres Band und keine liebenswürdigere Kette: denn die Ähnlichkeit des beiderseitigen Blutes erzeugt gegenseitige Liebe, und die Lieblichkeit dieser heiteren Gesinnung verleiht nach beiden Seiten Vertrauen und giebt die Hoffnung auf ein liebreiches, ruhiges Leben. Sind aber andererseits die beiden Liebenden cholerischer Natur, so liefern sie den Beweis, dafs es keine wildere und lästigere Liebe giebt, da sie eine unerträgliche und langweilige Knechtschaft verursacht, voller Streit und Vorwürfe; wenn auch die Übereinstimmung der Neigungen eine gewisse Gegenseitigkeit des Wohlwollens erzeugen würde, so würde doch der entflammte, wütende, verblendete Zorn einen beständigen und jähzornigen Krieg von beiden Seiten im Gefolge haben. Was wird aber der Fall sein, wenn einer der Liebenden ganz Sanguiniker ist und der andere durch Augen, Nase und in jeder Handlung Zorn sprüht? Infolge der Vermischung der Lieblichkeit und und des Frohsinns, die im Blute liegen, mit der starken, fast bittersauren cholerischen Galle erfahren sie abwechselnd Gutes und Böses, sind bald verstört, bald wieder das Gegenteil, schwimmen jetzt in einem Meer von Wonne und verzehren sich bald wieder in Schmerz und Kummer. Was geschieht ferner, wenn einer ganz der Melancholie verfallen und der andere ganz Sanguiniker ist? Dieses Band pflegt meistens dauernd zu sein, und diese Liebe kann man nicht elend nennen, denn die Milde des fröhlichen, heiteren Blutes mäfsigt die bittere Schwere der Melancholie. Ist aber von den Liebenden einer vom Kopf bis zu den Füfsen cholerisch und herrscht in dem anderen die traurige und giftige Melancholie, so entsteht aus dieser Liebe,

wenn sie ja Liebe zu heifsen verdient, eine verderbliche Pest. Die heftige, zersetzende Sinnesart des Cholerikers lastet derartig auf dem Melancholiker, dafs die Gröfse des Zorns, der zu ungeduldig ist, zu Wut, Strick, Dolch, Gift, kurz zu tausend Unthaten treibt und reizt; und die melancholische Natur neigt zu beständigem Jammern und zu bitterster Klage, so dafs oft diese unglückliche Liebe mit einem elenden, schrecklichen Tode endigt, wie uns das Geschick der Dido, des Dichters Lucretius und vieler anderer beweist. Ist das Naturell zweier Liebenden grundverschieden, so wird niemals zwischen ihnen Liebe erblühen (2, 47).

Von grofser Bedeutung kann die Liebe für die geistige Entwickelung des Menschen werden. Bildet sie schon den dümmsten um und macht ihn gewitzigt und schlau — man denke an Cimon im Dekameron (5, 1) —, wieviel mehr erst den klugen! (3, 27.)

Eine Wirkung echter Liebe ist es ferner, dafs es dem Liebenden nie an Stoff zur Mitteilung an die Geliebte fehlt. Jeden Augenblick entstehen vielmehr im Herzen neue Fragen, über die eine Aussprache erforderlich ist, wie unser Frate sogar aus eigener Erfahrung zu melden weifs (3, 44; aus der Zeit seiner Liebe zur Mencia). So angenehm, so bestrickend und meistens so tief ist in der That die Liebesleidenschaft in den Herzen der Männer von Bildung eingewurzelt, dafs es keine Gewalt, kein Wissen, keine Heiligkeit noch irgend ein anderes Mittel auf der Welt giebt, um sich vor ihr bewahren zu können. Selbst in rohen Gemütern und in niedrigem Blute ist ihre Macht so grofs, dafs sie das Herz erhebt, reinigt und mit anderen Eigenschaften begabt, so dafs es hochedel wird (1, 23).

So wohlthätig demnach die Folgen einer edlen Neigung sind, so gefährlich wird die Liebesglut, wenn der Mensch sie nicht beherrscht und von den wahren zu wilden, tierischen Trieben übergeht. Diese bereiten ihm täglich tausendfache Ärgernis, weil er, von flüchtigem Sinnenrausch verblendet, sich nicht wieder zu zügeln weifs. Da heifst es in der That die Augen offen halten. Denn gerade wenn er von blindem Liebesdrang ergriffen ist, verachtet der Mensch am meisten die Stimme der Vernunft und lebt als unvernünftiges Tier. Hätte der Mensch ernsten Willen, so könnte er sich zwar wieder zügeln, denn wer wollte ihn zwingen; aber leider fehlt dieser zumeist (1, 10; 2, 12; 3, 37).

Das Thema der Heirat wurde zu Bandellos Zeiten[1] nicht weniger erörtert als jetzt. In einer vornehmen Gesellschaft wird behauptet,

[1] Von einer beachtenswerten Theatervorstellung zu Urbino, die zum Gegenstande hatte: *qual fusse miglior vita, la matrimoniale o la virginale*, berichtet der Hofschreiber von Mantua, Benedetto Capilupo, an Maddalena Gonzaga (Urbino, 16. Febr. 1488). Das Stück, verfafst von Giovanni di Santo, dem Vater Raffaels, aus Anlafs der Hochzeit der Elisabeth Gonzaga (Schwägerin Isabellas von Este) mit Guidobaldo Montefeltre, dem

dafs die Ehe frei sei, weil wir alle von unserm Urahn Adam abstammten, und dafs demnach der Mann sowie die Frau heiraten könne, wen sie wolle. Die endgültige Entscheidung überläfst man aber doch den Rechtsgelehrten, die ähnliche Zweifel mit dem Gesetze in der Hand zu beurteilen wissen! (3, 60.)

Kann aber der Mann heiraten, wen er will, ohne seinen Stand zu entehren, so kann es auch die Frau; das ist Bandellos entschiedene Ansicht, und hier bricht er die erste Lanze für die damals noch durch viele Vorurteile beengte Stellung der Frau. Diese Erörterung knüpft sich an einen ganz bestimmten, unerhört gewaltthätigen Vorfall jener Zeit. Die Tochter Heinrichs von Aragon, zugleich Schwester des Kardinals von Aragon, hatte sich nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des Herzogs von Amalfi, mit einem sehr anständigen, ehrenwerten Edelmann, Antonio Bologna mit Namen, der am Hofe zu Neapel ein hohes Ehrenamt bekleidet hatte, zum zweitenmal vermählt. Diese Ehe schien aber den Verwandten der herzoglichen Witwe eine aufserordentliche Schande zu sein, und sie rasteten und ruhten nicht eher, als bis die arme Neuvermählte mit ihren Kindern grausam ums Leben gebracht und ihr Gemahl in Mailand fast vor den Augen seiner Freunde erschlagen war (6. Oktober 1513). Zu diesen gehörte Bandello, noch in der letzten Stunde hatte er, leider vergeblich, gewarnt. Empört über den Meuchelmord schreibt er: 'Es scheint mir in der That eine aufserordentliche Thorheit der Männer zu sein, wenn sie glauben, dafs ihre und ihres ganzen Hauses Ehre in dem Verlangen einer Frau beruhe. Begeht ein Mann einen Irrtum, und sei er noch so grofs, so verliert seine Verwandtschaft deshalb ihren Adel nicht, und wenn ein Sohn von der alten Tüchtigkeit seiner tapferen Vorfahren abweicht, so verlieren diese deshalb ihre Würde nicht! Aber wir Männer machen die Gesetze, legen sie aus und versehen sie mit Erklärungen, wie es uns gut scheint. Da nahm doch jener Graf, den ich nicht nennen will, die Tochter eines seiner Bäcker zur Frau, und warum? Weil sie reich war. Keiner hat ihn darum getadelt. Ein anderer, auch ein sehr edler und reicher Graf, nahm

---

Herzog von Urbino, wurde von 70–80 Personen in Kostüm, mit den Attributen der olympischen Götter, dargestellt; die Aufführung, mit vielen anderen Einlagen, dauerte von 9 bis 2 Uhr, also ganz wie jetzt. Der Ausgang des Stückes ist folgender: Jupiter entscheidet die obige Frage zu Gunsten Junos und des jungen Ehepaares. ... *la* (*sententia*) *aprobò con molte rasone, tra quale questa fu per l'ultima che se ognuno servasse verginità, mancharia la generatione humana et saria contra la institutione divina: crescite e multiplicamini, ecc. et per consequens mancharia la verginità et allegando molti pericoli de la fragilità nostra concluse più secura et laudabile essere la vita matrimoniale.* — Derselbe Gegenstand, aber in anderer Bearbeitung, wurde bei der Hochzeit des Annibale Bentivoglio mit Lucrezia Este zu Bologna aufgeführt. A. Luzio — R. Renier, Mantova e Urbino, 21 u. Anm.

die Tochter eines Maultiertreibers ohne Mitgift zur Frau, blofs weil es ihm so gefiel, und jetzt nimmt sie Rang und Stellung einer Gräfin ein, und er ist Graf wie früher' (1, 26). In neuerer Zeit haben sich dann die Beispiele gemehrt, dafs Prinzessinnen Gelehrte nahmen und die höchsten Witwen sich mit gräflichen Ehegatten begnügten. Bandello tritt in dieser Frage rückhaltlos für die Frau ein.

Auch andere Italiener seiner Gesellschaft, und zwar vornehme, treten für die freie Wahl in der Ehe ein, aber nur, soweit der Mann wählt, und besonders, wenn er recht viel Geld erheiratet. Diese Ansicht wird also schon damals, und zwar mit so viel Cynismus ausgesprochen, dafs es sich wohl lohnt, sie ebenfalls zu vernehmen.

Ein Mitglied des Hauses Visconti hat sich geweigert, der Hochzeit eines Verwandten beizuwohnen, der eine Schlächterstochter geheiratet hat mit 120000 Scudi Mitgift, bar in die Hand gezählt, alles in Gold. Bald darauf hat er den Schwiegervater mit der weifsen Schürze gesehen, wie er ein Kalb abstach und bis zum Ellbogen mit Blut besudelt war. Ein anwesender Astrolog erklärt dem entrüsteten Standesherrn den Gedankengang seines Verwandten: er selbst ist von hohem Adel, der Adel eines Mannes hängt niemals von der Frau ab, sondern der Mann bringt der Frau ebenfalls den hohen Adel zu; demnach ist die Schlächterstochter nach der Hochzeit nicht mehr Schlächterin, sondern von altem Adel und ist auch dafür anzusehen. Nachdem nun noch mehrere derartige Beispiele angeführt sind, verkündet einer das Urteil des Grafen Mandello di Caorsi, das folgendermafsen lautet: hat eine Frau über 4000 Scudi Mitgift, so kann man sie ohne Bedenken heiraten, und gehörte sie auch zu denen, die hinter dem Dom zu Mailand ihren Körper für bare Münze vermieten. Wer heutzutage Geld genug hat, ist von Adel; wer arm ist, gilt nicht für 'nobel'. Der arme Viscontino, aus dem echten Geschlecht der Visconti, wird aber trotzdem, eben weil er arm ist und mit zwei Eimern über dem Nacken Öl in den Strafsen verkauft, für schäbig gehalten, was sicherlich nicht geschähe, wenn er reich wäre (3, 60). — Vorurteilsfreier als dieser edle Graf kann man selbst heutzutage kaum denken!

Bandellos eigene Ansichten sind weit gemäfsigter, vornehmer und vernünftiger. Wenn er der Heirat zwischen jener Herzogin und dem Edelmanne das Wort redet, so geschieht es, weil die Herzogin sich dadurch nicht entwürdigt hatte. Für unwürdige Heiraten aber, besonders für reine Geldheiraten, hat unser Autor sogar den schärfsten Tadel, wenn er ihn auch nicht überall ausspricht. Ein sehr edler und reicher Mann soll auch eine edle Frau heiraten, die in einem adligen Hause erzogen ist, und keine, die ihm an Geburt entfernt nicht gleichkommt, sondern nur viel Geld aus Wucherzinsen mitbringt. Wer Pferdezucht treibt, sucht edle Stuten aus einem guten Vollblutstamm, Jäger wollen nur Vollbluthunde und werfen die an-

deren ins Wasser. An Tuch und Leder kaufen die Menschen das Beste, und bei der Frau sollte nur das Geld allein entscheiden! Einer der ersten Feudalherren der Lombardei unter Galeazzo Sforza nahm dem Herzog zur Liebe eines ganz verrückten Hauptmannes Tochter zur Frau. Das Ergebnis waren lauter ganz verrückte Kinder, die viele Erzdummheiten begingen und wohl deshalb das Geschlecht zu Grunde richten werden (1, 4). Hier erkennen wir Bandellos wirkliche Ansicht.

Wenn unser Autor sich entschieden gegen einzelne Auswüchse, namentlich der rohen Spekulation, wendet, dagegen in einem anderen Falle einer Heirat entschieden das Wort redet, so giebt er doch auf die Frage 'heiraten oder ledig bleiben?' eine entschiedene Antwort nicht ab und konnte auch in seiner eigenen Stellung als Mönch sich nicht wohl in ein Dilemma begeben. Er stellt einmal alle Gründe für und gegen die Ehe zusammen,[1] die seit alten Zeiten bei verschiedenen Völkern Geltung hatten, und kommt dann zu dem Schlusse, daſs die Sache noch unentschieden, noch 'beim Richter anhängig sei', wie sein Lieblingsausdruck lautet, und nach seiner Ansicht auch immer unentschieden bleiben werde. Denn alle Tage schlieſsen Menschen den Ehebund miteinander, aber auch alle Tage kerkern sich Mönche und Nonnen hinter Klostermauern ein. So viel steht aber nach einstimmigem Urteil fest: wer heiraten will, nehme zur rechten Zeit eine Frau und warte nicht bis in die Jahre des Alters; denn eine gröſsere Thorheit giebt es nicht, als im Alter zu heiraten. Wer im Alter gar noch eine junge Frau nimmt, die seine Tochter sein könnte, der schlieſst eine Ehe, die zu Schaden und Schande auf beiden Seiten meistens sehr schlecht ausfällt (3, 57). Immer aber bleibt eine Heirat eine Glückssache; beim Melonen- und Pferdekauf wie beim Heiraten muſs Gott es zum guten wenden, pflegte der erste Sforza zu sagen (3, 47).

Die Liebe der Geschlechter findet durch die Ehe ihre gesetzliche Bestätigung. Die Einsetzung der Ehe durch Gott offenbart uns die Bibel zu Anfang der Bücher Mosis. Das Sakrament der Ehe ist also *di molta eccellenza e grandissimo mistero!*

Für das Verhalten der Ehegatten stellt Bandello folgende Vorschriften auf. Zwischen Mann und Weib herrsche Eintracht und

---

[1] Auf Wiedergabe dieser Gründe wird verzichtet, da sie ja nicht Bandellos eigene Ansicht darstellen. Hinweisen möchte ich aber auf den 'Gedanken' eines feinen italienischen Kopfes neuerer Zeit: alle Kinder werden trotz der gröſsten Mühe, die auf ihre Erziehung verwandt wird, durch die Berührung mit der Welt fast zweifellos schlecht, wenn sie nicht früher sterben. Thales wollte nicht heiraten, weil Unglück und Gefahren der Kinder den Eltern so viel Unruhe bringen. Besser und vernünftiger wäre die Entschuldigung, daſs man die Schar der Bösewichter nicht vermehren wolle. Leopardi, Pensieri 14.

Friede. In der Unterhaltung zeige sich der Mann nicht tierisch und roh, denn Zank um Kleinigkeiten macht das Haus zur irdischen Hölle. Der Mann sei ferner gütig und menschlich. Die Frau dagegen schweige und ertrage, was der Mann thut, sonst leben die Ehegatten in einem Narrenhause, und das Ende ist die Scheidung oder ein Leben wie Katze und Hund. Unvollkommenheiten und Schwächen der Frau soll der Mann decken und sie nicht öffentlich, sondern milde und im stillen zu bessern suchen. Einige Männer sind aber so rücksichtslos, so giftig und grillenhaft und betragen sich in und aufser dem Hause derartig, dafs die Frau weiser als Salomo und geduldiger als der geduldigste Hiob sein müfste, um das auszuhalten und ihren Quälern noch zu dienen. Sehe jeder Mann zu, ob seine Frau klug oder unklug ist. Ist sie unglücklicherweise eine Thörin, so bedenke er doch, dafs er sie nicht anders regieren kann als mit anständiger Haft im Zimmer (!). Einer gescheiten Frau braucht der Mann nur einmal ihr Verhalten vorzuzeichnen, und sie wird gehorchen und sich überall anständig benehmen. Mit diesem vollen Vertrauen in das Verhalten einer klugen Frau schliefst Bandello seine Ermahnung ab, damit es nicht heifse, er als Mönch habe gut reden. Nur fafst er seine Ansicht über das Leben der Ehegatten noch einmal in den Satz zusammen: wer heiratet, soll nach der Liebe der Frau streben — echt aus dem Geiste der Zeit, wo, wie noch jetzt vielfach in Italien, die Ehe von den Eltern ohne Zuthun der Kinder, wenigstens des Mädchens, abgeschlossen wurde —, was ihm leicht werden wird nach den Worten Dantes:

Amor che a nullo amato amar perdona.

Bei echter Liebe ist auch eine Verstimmung leicht beigelegt und der Friede dann desto ruhiger und süfser (3, 64).

Wer eine Frau genommen hat, der halte die Augen offen, achte auf das, was sie thut, und urteile gerecht und leidenschaftslos; besonders aber lasse er sich angelegen sein, dafs er ihr durch seine eigene Erbärmlichkeit und verächtliche Aufführung keinen Anlafs gebe, Böses zu thun. Die Frau ist weder eine Sklavin, noch eine Dienerin, sondern eine Gefährtin und Genossin. Wer dies beherzigt, der kann Tag und Nacht ruhig seinen Geschäften nachgehen (2, 53).

Ein Mann mufs sich also auch seiner Frau widmen und Zeit für sie haben. Ob unter diesen Verhältnissen ein Dichter einen guten Ehemann abgiebt? Es ist unserem Autor zweifelhaft, ob die vielen lästigen Sorgen, die dem ehelichen Leben eigen sein sollen, wie Lachen und Weinen der Menschennatur, den Dichter jene Mufse geniefsen lassen, die die Musen beanspruchen. Das Heer der Sänger liebt es, einsam zu leben, sich in den Wäldern zu ergehen und das Leben und Treiben der grofsen Stadt zu fliehen! (3, 3.)

Wie lautet doch Goethes Vierzeiler in 'Sprichwörtlich'?

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Trotz der besten Vorsätze ist das eheliche Leben mancherlei Gefahren und Störungen ausgesetzt. Selten liegt die Schuld ganz auf einer Seite. Bandello spricht auch hierzu manches warnende und tadelnde Wort, um lässige Ehegatten an ihre Pflicht zu mahnen. Bei aller Achtung vor der Frau soll der Mann doch stets ein wachsames Auge auf sie haben. Allzu grofse Leichtgläubigkeit den Frauen gegenüber ist durchaus nicht angebracht. Manche Ehemänner glauben zehn zuverlässigen Zeugen nicht, wenn die Frau leugnet: so haben sie sich den Zaum anlegen lassen. Dann ist es freilich kein Wunder, wenn solche Frau stark auf Abwege gerät, wenn mit Fingern auf sie gezeigt wird, und wenn schliefslich Güter, die den echten Kindern gebühren, Bastarden hinterlassen werden (4, 22).

Weit mehr zu tadeln sind aber die Männer wegen harter Behandlung der Frau, wenn sie nicht nach ihren Wünschen gehandelt, sondern gefehlt hat. Sicherlich ist es eine grofse Grausamkeit zu nennen, führt Bandello aus, wenn wir allem nachjagen, was uns in den Sinn kommt, aber nicht zugeben, dafs die armen Frauen irgend etwas nach ihrem Sinne ausführen. Thun sie aber einmal etwas, das uns mifsfällt, so wird gleich zu Strick, Dolch oder Gift gegriffen. Wie gut wäre es, wenn das Rad sich drehte und die Frauen einmal die Männer regierten! fügt unser Autor zornmütig hinzu (1, 26).

Freilich geben ja oft die Frauen den Männern Anlafs zum Zorn. Bandellos vortrefflicher Freund Martin Agrippa pflegt zu sagen: der Frühling bringt in jedem neuen Jahre nicht so viel Laub und Blumen hervor, als die Frauen ihren Männern Streiche spielen; wollte man diese alle niederschreiben, so würden sie mehr Bände als die endlosen, weitschweifigen Gesetze ausmachen (3, 35). Bandello selbst erweitert diese Ansicht schon dahin, dafs zur Aufzeichnung der Streiche, die in der Ehe von beiden Seiten ausgeführt werden, alles Papier von Fabriano nicht ausreichen würde (3, 51).

Besondere Feinde der Frauen sind die Studenten. Das weibliche Geschlecht schwärmt zwar für Helden mit grofsen Schwertern, die bis an den Mond reichen (schon damals!), und verachtet die Studenten, die im bescheidenen Priesterkleid fast unscheinbar einhergehen; kennte es aber diese und ihre Talente besser, so würde es nicht mit ihnen scherzen. Denn die Frauen ziehen sicher den kürzeren, wie schon Boccaccio mit Recht erzählt (Dek. 8, 7). Im Punkte 'Weib' ist einem Studenten niemals zu trauen, und hätte ein Ehemann Argusaugen, ein Student käme ins Haus, wenn ein Weib drin wäre. Spielt man ihnen wirklich einmal einen Streich, so zahlen sie ihn sicherlich mit hundertfachen Zinsen zurück (4, 23).

In den meisten Fällen aber, in denen sich die Frauen vergehen, geben die Männer selbst den Anlaſs dazu, und zwar auf verschiedene Weise. Gewöhnlich durch ihre Eifersucht, die, wenn ohne Grund, die Frau nur zur Untreue verleiten kann (2, 28; 2, 53). [Da wir aber oben gesehen haben, daſs es keine Liebe ohne Furcht, das Geliebte zu verlieren, also ohne Eifersucht, giebt, so scheint Bandello aus dieser bösen Klemme schlechterdings nicht herauszukommen.] Die Ehemänner, die gar zu leicht vertrauen, sind zwar leicht betrogen, aber ein Eifersüchtiger kam früher oder später noch immer nach Hornberg (3, 47). Die Eifersucht ist eine tödliche Pest, die die Brust des Ergriffenen derartig durchsetzt, daſs der Kranke selbst nicht allein nichts Gutes davon hat, sondern auch andere keine Ruhe genieſsen läſst; insbesondere setzt er der armen Frau derartig zu, daſs sie die Toten um ihr Los beneidet. Einige Frauen sind allerdings so gerieben, daſs sie, sobald sie die ungerechte Eifersucht ihrer Männer bemerken, ihnen geben, was sie suchen, ihnen nämlich das Wappen der Soderini, ein Hirschgeweih, aufs Haupt setzen (1, 34). Auffällig ist, daſs Bandello für die Eifersucht der Frau kein Wort des Tadels hat, obgleich diese doch gar nicht selten die kostbarsten Blüten treibt. Doch er nennt es überhaupt verlorene Mühe, gegen die Eifersucht zu predigen, da sie schon die Quelle so unzähliger Irrtümer ward (1, 20).

Untreue im Falle ungerechter Eifersucht findet also Bandello entschuldbar; worin finden aber die entsetzlichen Vergehen ihre Erklärung, die sich viele kluge Frauen zu schulden kommen lassen, und derentwegen sie ihren guten Namen verlieren? Da vergiftet die eine ihren Mann, um mit anderen Wollust zu treiben, oder sie tötet ihn, damit er ihren Fehltritt nicht entdeckt. Viele dieser Übelthäterinnen werden von Verwandten umgebracht, um solchen Schandfleck zu tilgen, viele aber treiben es auch ruhig weiter. Diese Unthaten mit der Einfalt der Frau zu erklären, die nur an die Gegenwart dächte, ist als frivol und nichtssagend abzulehnen, denn die Männer machen sich derselben Schandthaten schuldig. Eher ist anzunehmen, daſs die Frauen aus Liebe oder Leichtgläubigkeit handeln, doch das steht dahin (1, 9).

Hören wir zum Schlusse Bandellos Urteil über das eheliche Leben in Italien im allgemeinen; er stellt es zwar nicht selbst als für Italien gültig hin, aber da er seine Beobachtungen doch gröſstenteils hier gemacht hat, so gehen wir wohl nicht fehl, es vorwiegend auf dieses Land zu beziehen, um so mehr, als sich seine Ansicht im groſsen und ganzen mit der des italienischen Socialpolitikers G. Ferrero deckt, die dieser vor einigen Jahren in seinem vielgenannten Buche L'Europa Giovane ausgesprochen hat: Des Italieners Verhältnis zum Weibe in und auſser der Ehe wird vorwiegend von der Sinnlichkeit bestimmt. Bandello sagt: 'Obgleich man bald diese, bald

jene Frau erstochen, erwürgt oder vergiftet sieht und ebenso die Ehemänner sehr oft mit Dolch, Strick, Gift und anderen Mitteln von den geriebenen Frauen ums Leben gebracht, so suchen doch alltäglich die guten Ehemänner ihr Eigentum zu Hause zu sparen und lieber fremdes in Gebrauch zu nehmen und zu untersuchen, ob alle Frauen, die ihnen in die Hände geraten, mehr oder besseres als ihre eigenen besitzen. Aber glaubt auch ja nicht, dafs die Frauen mit verschränkten Armen müfsig stehen, so dafs man von Gattinnen dasselbe sagen kann, was man von Strafsenräubern sagt. Alle Tage sehen sie, wie geköpft, gehängt, gevierteilt und verbrannt wird und die Galgen überall voller Missethäter hängen; und trotzdem treiben sie es schlimmer als je' (3, 51).

In diesem Urteil ergeht es den Frauen nicht besser als den Männern. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Darum bekämpft Bandello auch ausdrücklich den Standpunkt einer hochgeborenen Frau und Gemahlin eines lieben Freundes, dafs über solche Frauen, die sich nicht darum kümmern, ihre Ehre zu hüten, ewiges Schweigen walten müsse und sie weder erwähnt noch getadelt werden dürften. 'Wie sollte man erkennen, dafs die Ehrbarkeit zu loben ist, wenn das Laster nicht verdientermafsen getadelt würde!' (1, 37.) Blinder Einseitigkeit kann man unseren Autor demnach nicht zeihen, und das verstärkt nur das Gewicht seiner Meinung.

So viel über Mann und Frau in der Liebe und Ehe. Vernehmen wir nun Bandellos Ansicht über das Verhältnis beider im allgemeinen.

Den Männern liegt die natürliche Pflicht ob, die Frauen zu lieben, zu ehren, zu verehren und zu feiern; wohlverstanden alle Frauen, besonders aber die, die es wert sind. Viel weiter kann die Ritterlichkeit im Frauendienst kaum getrieben werden.[1]

Lob aus dem Munde des Mannes bleibt stets ein wenig verdächtig, weil es aus zu grofser Liebe oder um die Gunst der Dame zu erwerben gespendet sein kann; die Anerkennung der Frau aus dem Munde der Geschlechtsgenossin ist unverdächtig; insofern gilt das Urteil der Frau mehr (3, 17).

Die Verschwiegenheit im Charakter unseres Diplomaten und Autors haben wir schon kennen gelernt; sie gehört auch zu den Ordensvorschriften der Dominikaner. Neben der Eingangsthür zur Sakristei von S. Marco in Florenz, in jenem lauschigen, stimmungs-

---

[1] Und diese Verehrung bleibt nicht blofs Theorie; Bandello und seine Freunde bekunden sie auch in der Praxis. In Isabellas Gegenwart z. B. werden zwar einige Geschichten erzählt, die man jetzt vor anständigen Frauen nicht mehr zum besten gäbe, jedoch war man damals weniger zimperlich; bei besonders anstöfsigen und unsittlichen Erzählungen aber bemerkt unser Novellist des öfteren ausdrücklich, dafs sie in der Abwesenheit der Fürstin (oder anderer Frauen) erzählt wurden, oder dafs man auf einen anderen Gesprächsstoff überging, sowie Isabellas bellende Hündchen das Nahen der Herrin anzeigten (1, 17; 1, 30 u. o.).

vollen Klosterhof gelegen, dessen Hallen der Pinsel Fra Angelikos und anderer Künstler mit Fresken schmückte, ist der Märtyrer Petrus Waldus, einer der Hauptstreiter des Glaubens und eine der Säulen des Dominikanerordens, mit dem Finger auf dem Munde dargestellt, eine Gebärde, die die Brüder täglich an das Gelübde des Schweigens mahnen sollte. Verschwiegenheit ist nach Bandellos Empfinden in allen Dingen gut, steht dem Manne aber ganz besonders gut im Frauendienst, denn jedes kleinste (unvorsichtige) Wort befleckt oft die Ehre einer Dame, die doch ihr schönstes Kleinod ist (1, 38). Wie mancher eitle Kavalier alter und neuer Zeit würde zugleich seine eigene Ehre besser gewahrt haben, wenn der feinfühlige Grundsatz dieses Mönches auch der seinige gewesen wäre. Bandello war wirklich kein unwürdiger Freund des Castiglione, der in seinem Cortegiano die Tugenden aufstellte, die einen Mann von Ehre und höfischer Bildung zieren sollten.

Unser Frate kennt aber sein Geschlecht und den wahren Wert vieler Worte, die zu schönen Frauen gesprochen werden, viel zu gut, als daſs er nicht wissen sollte, wie selten namentlich die reine Verehrung des Weibes zu finden ist. Begehren doch im allgemeinen die Männer so viel Frauen als sie sehen und begnügen sich selten und nie mit einer allein; und leider geschieht es alle Tage, daſs die Frauen ins Netz gehen wie die Schmetterlinge ins Licht. Einige handeln wohl aus Unbedachtsamkeit, andere aber glauben wirklich, durch Schönheit oder andere Vorzüge die Männer fesseln und halten zu können. Und darin täuschen sie sich. Deshalb sind sie nicht genug vor den Lockungen der Männer zu warnen (1, 18).

Wenn das Urteil des Weibes im Verkehr mit dem männlichen Geschlechte wegen Vertrauensseligkeit oder Überschätzung der eigenen Kraft oft versagt, so ist daraus nichts für die geistige Fähigkeit der Frau im allgemeinen zu schlieſsen. Hier tritt Bandello wieder als Vorkämpfer für das weibliche Geschlecht ein. Zwar will er auch die Männer nicht tadeln, denn dann dürfte er sich selbst ja auch nicht verschonen, aber ebensowenig will er Ungünstiges von den Frauen reden, ist er doch selbst von einer Frau geboren. Im Gegenteil, er liebt sie, sucht sie stets zu ehren und zu achten, wie viele verdienen, eine mehr als die andere (1, 9).

Hören wir, wie er diese Achtung bethätigt. Schon das oft bewiesene schnelle Auffassungsvermögen der Frau zeigt, daſs sie keineswegs mit einer geringeren Menge gesunden Menschenverstandes ausgestattet ist als der Mann. In zahlreichen Fällen ist der Rat der Frau für viele nützlich gewesen, wo gewiſs mancher Mann so schnell keinen Ausweg gefunden hätte. Trotzdem glaubt Bandello nicht, daſs (nur) der Mann am besten handle, wenn er eine Sache gründlich erwogen und beraten habe, die Frau dagegen dann, wenn sie ihren Entschluſs im Augenblick, instinktiv, ohne Überlegung fasse; im

Gegenteil, reifliches Erwägen und Beraten kann einer Sache stets nur förderlich sein (2, 24; 3, 6). Den Rat, alles recht zu bedenken, giebt unser Autor, merkwürdigerweise, besonders für den Fall, wenn die Frauen etwas Böses thun wollen. Er rät ihnen zwar entschieden davon ab; thun sie es aber doch, dann sollen sie vorher ja alles überlegen, damit sie nicht, wenn sie etwa in die Klemme geraten, wie die Dummen ausrufen: O weh, daran hab ich nicht gedacht! (4, 8.)

Gerade selbst alles gesunden Menschenverstandes bar müssen diejenigen sein, die da glauben, die Frauen seien nicht für die Wissenschaften und für die Waffen befähigt. Bandello geht hier sogar weiter als die kühnsten Frauenrechtlerinnen der Neuzeit, denn die militärische Laufbahn und die allgemeine Dienstpflicht sind, soviel ich weiſs, noch nie von ihnen verlangt, wenn auch einzelne patriotische Mädchen in den Befreiungskriegen und sonst mit Auszeichnung gekämpft haben. Der Beweis erscheint unserem Autor überflüssig, denn die alte und neue Geschichte in allen Sprachen zeigen uns würdige Frauen in beiden Fächern rühmlich erwähnt. Wollten die Eltern es nur den Töchtern gestatten, es wäre noch so. Von den Frauen des Altertums führt er u. a. Penthesilea, Camilla, Tomyris, Zenobia, Sappho, von den neueren Ippolita Bentivoglio, Cec. Gallerana, Cec. Scarampa, sowie ein edelmütiges Griechenmädchen an, das als Heldin gegen die Türken kämpfte (4, 19).

Von der vollen Ebenbürtigkeit der Frauen ist also unser Autor im höchsten Grade überzeugt und sollte unter denjenigen, die zuerst für ihre volle Würdigung eintraten, einen Ehrenplatz einnehmen. Seine Bedeutung in dieser Hinsicht scheint aber gerade von den Frauen noch nicht gewürdigt zu sein, vielleicht deshalb, weil seine Widmungen bis jetzt noch wenig untersucht waren. Er möchte sehen, was aus der Welt würde, wenn die Frau eines Tages die Herrschaft erlangte. 'Könnten sie einmal das Regiment führen und sich auf das Studium der Kriegskunst sowie der Wissenschaft werfen, worin viele ohne Zweifel Auſserordentliches leisten würden, dann wehe uns! Ich glaube wohl, daſs sie es uns tausendfältig heimzahlen würden und uns den ganzen Tag mit dem Spinnrocken zur Seite und mit Haspel und Garnwinde sitzen lieſsen! Und dann würde uns nur ganz recht geschehen, weil wir ihnen oft ohne Grund und ganz unschicklicherweise so viel Unrecht thun und sie sehr dienermäſsig behandeln' (1, 9).

Aber die Frauen sind so edel von Natur, daſs sie sich in der Rache an den Männern bald beruhigen würden; so weich und von Herzen gut sind sie, daſs sie unsere Bitten bald erhören würden, denn von Blut, Gift, Tod und Thränen ist ihre mitleidige Seele sehr wenig erbaut (1, 26).

Wir wollen es ferner nur gestehen und die Wahrheit sagen: nicht nur weit weichherziger sind die Frauen für gewöhnlich als wir, sondern sie verzeihen auch Beleidigungen unschwer. Einige sind

vielleicht grausam, aber mit Grund, und darum sind die anderen noch lange nicht zu tadeln, wenn sie dem ungemäſsigten Verlangen der Männer nicht Folge leisten und wie die Hunde das kalte Wasser fliehen, wenn sie sich am heiſsen verbrannt haben (2, 22).

Nur eine schlimme Eigenschaft tadelt Bandello an den Frauen, und das ist ihre Halsstarrigkeit. Wie oft täuschen sich die Frauen in ihrem Verdacht und in vorgefaſsten Meinungen! Und haben sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, so sind sie meistens sehr hartnäckig und störrisch und wollen es auf keinen Fall aufgeben. Ja, wenn sie selbst ihren offenbaren Irrtum erkennen, hören sie nicht auf, bei ihren falschen Ansichten zu verharren, was oft die Ursache sehr groſsen Schadens ist. Alle Frauen sind eben nicht eines Temperaments, da die Natur nicht überall gleich verfährt. Auch darf man sie nicht deshalb verachten, weil hin und wieder eine schlecht von Charakter ist. Im Gegenteil, wegen einer guten Frau, und deren giebt es viele, haben alle anderen auf Ehre und Achtung von seiten der Männer Anspruch, und gar grausam gegen sie zu verfahren, ist völlig unstatthaft. Je mehr ein Mann eine Frau ehrt, desto mehr beweist er sich als vornehm und selber jeder Ehre wert (1, 27). Ein edles Wort, das uns schon an Schiller und Goethe erinnert.

Nur einen Teil des weiblichen Geschlechts schlieſst Bandello nicht ein in seine Verteidigung der Frau, wie man wohl sagen kann. Es sind die verlorenen Kinder der Straſse. Ein Mann kann wohl sein Herz an eine Kurtisane hängen, in der Hoffnung, sie ihrem Gewerbe zu entziehen und sie sich ganz zu eigen zu machen, sie selbst aber kann keinen einzelnen innig lieben, denn dann würde sie sich keinem anderen ergeben. Ein Vorfall zu Lyon belehrt den Zweifler allerdings, daſs auch eine Gefallene durch die allmächtige Liebe einer reinen Empfindung wiedergewonnen werden kann, da sie aus gekränkter Liebe freiwillig in den Tod geht; eine Regel möchte er jedoch daraus nicht ziehen, denn eine Schwalbe macht noch keinen Sommer (1, 50).

Viertes Kapitel.

Bandello über Sittenlehre und Lebensklugheit.

Bandello ist kein Philosoph und hat kein festes System seiner Ansichten über Gott, Religion, Ethik aufgestellt, aber seine Widmungen enthalten doch viele Andeutungen über seine sittliche Weltanschauung, und es lohnt sich vielleicht, das Wichtigste daraus zusammenzustellen. Wir werden auch dadurch wieder neue Einblicke in seinen Charakter gewinnen und finden, daſs trotz der freien Sprache mancher Novellen ihr Verfasser doch eine durchaus sittliche Natur ist. Es dürfte am übersichtlichsten sein, die philosophischen Ansichten Bandellos in möglichst gedrängter Form zwanglos aneinander zu reihen.

1. Bandellos philosophische Ansichten.

Gott

§ 1. Der Allmacht Gottes stehen wir täglich staunend gegenüber, ohne den Grund ihrer Kraft und ihrer Äufserung zu begreifen. Ohne Gottes Willen fällt zwar kein Blatt vom Baum, aber rätselhaft bleiben uns seine Wege immer. So können wir nichts thun als das Böse nach Kräften meiden und im übrigen zu Gott bitten (1, 14).

Unsterblichkeit

§ 2. Die Unsterblichkeit der Seele ist aus dem Schrecken und der Furcht bewiesen, die die meisten Menschen vor Zeichen und Geistern haben, besonders bei Nacht und Schweigen. Für normale Köpfe ist dies kein kleiner Beweis (nach Bandello) (3, 20).

Tod

§ 3. Der Tod ist das Gewisseste, die Stunde des Todes das Ungewisseste. Sonderbar ist es, dafs die Menschen trotzdem só wenig an ihn denken. Nicht jeden Augenblick soll man den Tod vor Augen haben; aber oft daran denken, dafs man Mensch ist und also sterben mufs, ist für jeden von höchstem Nutzen. Von der Religion ganz abgesehen, würde dieser Gedanke *'politicamente'* wirken, nämlich die Grofsen lehren, die Gesetze achten und auf Hinterlassung eines guten Namens bedacht sein, die Verbrecher aber von der Sünde abhalten. Also würde das Leben ruhiger werden und das goldene Zeitalter wiederkehren (3, 15).

Mühe und Zufall

§ 4. Mit unserer eigenen Mühe erreichen wir oft nichts, durch Glück scheinbar alles. Den Grund weifs Gott allein, sonst hätten ihn die Philosophen ergründet (3, 22). Die Verehrung des Zufalls mag aber billig den Thoren überlassen bleiben; wir werden jenen Satiriker loben, der da sagte: O Zufall, wir Menschen machen dich zum Gott! (1, 14.)

Wert der irdischen Güter

§ 5. Die irdischen Güter verleihen keine Glückseligkeit, sondern diese wird erst den Guten oben von Gott bereitet.

Wechsel des Glücks

§ 6. Alle Tage sieht man die Unbeständigkeit des Glücks; nichts Liebes giebt es auf der Welt, dem es nicht bald seine Bitternis beimischt. Mit dieser lohnt es überhaupt unablässig diejenigen, die ihm vertrauen. Das ist der klarste Beweis dafür, dafs es nichts Festes unter dem Monde giebt (3, 7). Aber so war die Welt immer! Oft ist es sogar vorgekommen und wird immer wieder vorkommen, dafs der Gute die körperliche Strafe erleiden wird, die der Sünder gerechterweise hätte erdulden sollen (2, 8).

Der Mensch im Glück und im Unglück

§ 7. Der unablässige Wechsel im Laufe unseres Lebens ist sicherlich etwas Wunderbares und sollte vom Menschen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit unbeirrtem Urteil auf das genaueste verfolgt werden. Ohne Mafs und Zahl sind diese Glückswechsel; tagtäglich erfolgen sie, bald im Glück, bald im Unglück. Da ist heute einer auf den Gipfel des Glücks erhoben, den du morgen im Abgrund des tiefsten Elends finden wirst. Diese Erwägung scheint eines weisen Nachdenkens um so würdiger zu sein, als die ewige

Unbeständigkeit des Glücks nicht lange nach einer Seite neigt. Deshalb soll der Mensch, der sich ins tiefste Unglück gestürzt sieht, dem klaren Lichte des gesunden Verstandes, womit ihn die Natur ausstattete, als Führer und Leiter folgen. Richtet er sich danach, wird er sich nicht in den Abgrund der Verzweiflung stürzen, aus dem er sich nicht so leicht wieder erheben kann. Vielmehr wird er, solange er lebt, ja selbst wenn er sich schon dem Tode mit schnellen Schritten nähert, bedenken, daſs viele weit härtere Schläge und weit gröſseres Elend in unwürdiger Weise erduldet haben als er, daſs diese aber mit dem Schilde der Geduld sich vortrefflich zu schirmen wuſsten und trotz des böswilligen Geschicks wieder emporgekommen und zu ihren früheren oder noch besseren Lebensverhältnissen wieder aufgestiegen sind. Desgleichen sollte, wer sich schnell erhoben sieht, bescheiden an den Ursprung denken und liebenswürdig und gefällig sein. Lebten die Menschen nach diesen Grundsätzen, so verliefe unser Leben ohne Zweifel ruhiger, als es leider der Fall ist (3, 68).

Wert des Lebens

§ 8. Das Leben sollte uns teurer sein als jedes irdische Gut. Das lehrt uns die eigene Natur, die uns antreibt, es auf jede mögliche Weise zu erhalten; das lehrt uns sogar jedes unvernünftige Tier, das sich auch nicht greifen oder töten läſst, sondern mit allen ihm von der Natur verliehenen Waffen für seine Erhaltung kämpft (3, 66).

Quelle alles Unheils

§ 9. Alles Unheil in der Welt kommt daher, daſs der Mensch seinen Leidenschaften und unzähligen Gelüsten nicht widersteht, zügellos den Sinnen folgt und die Vernunft in seiner Verblendung miſsachtet (3, 4).

Unverbesserlichkeit der Menschen

§ 10. Und trotz aller harten Strafen für Verbrechen, so hart, daſs ein Tyrann sie nicht schärfer ersinnen könnte, ist die Bosheit vieler Menschen so groſs, daſs sie sich nicht bessern können oder wollen. Kommt der böse Sinn aus der verderbten Natur oder der schlechten Erziehung von Jugend an oder sonst woher? Nicht Galgen und Beil, nicht Vierteilen und Rösten bei langsamem Feuer, nichts hilft. Und würde man ein Schreckensregiment über sie verhängen, sie fahren fort und werden schlimmer und schlimmer bei Christen und Heiden (3, 66; 4, 1).

Willensfreiheit

§ 11. Von der Natur neigen die Menschen stark zur Sünde, gezwungen sind sie aber nicht dazu; denn wenn sie wollen, können sie häſsliches Thun unterlassen und der Ordnung gemäſs leben, wie anständigen Menschen zukommt (3, 51).

Die Welt und ihre Thoren

§ 12. Die Welt ist ein angenehmes Narrenhaus (*una piacevole gabbia piena di diversi pazzi*), weil die Menschen so von Leidenschaft verblendet sind, daſs sie die Folgen ihrer Handlungen nicht sehen (4, 28).[1]

---

[1] Bandello nimmt solche Leidenschaft nicht in Schutz, während sie neuerdings in Italien wohl aus lokalen Gründen, nämlich der angeborenen

Zu diesen Narren gehören solche, die andere wegen Fehler tadeln, die an ihnen selbst auffallen, auch solche, die gegen kleine Fehler der Nächsten streng und unnachsichtig sind, ihre eigenen ungeheuren Unthaten dagegen nicht sehen wollen; ferner solche, die sich für sehr geweckt halten, obgleich sie von allen genasführt werden (1, 54). Auch anderen Streiche zu spielen, ergötzt viele, und diese halten sich ebenfalls für sehr witzig und gescheit. Wird ihnen selbst aber einmal ein Schabernack zugefügt, dann geht es ihnen wie den Hofnarren, die sich über hundert gelungene Streiche nicht so viel freuen, wie sie sich über einen einzigen ärgern, der ihnen selbst gespielt wird (1, 3). Thoren soll man sich vom Leibe halten. Wer sich unterfängt, sie zu leiten, wird oft angeführt (3, 49).

Die Lebensalter

§ 13. Jedes Lebensalter hat seinen eigenen Charakter, der den anderen nicht zukommt, und dessen Fehlen man ebenso tadelt wie das Verschieben in eine ungehörige Zeit. Dem Kinde gehört das Spiel, dem Jünglinge die Liebe — ohne sie wäre er ein Wilder und Grillenfänger —, die dagegen dem Manne und dem Greise nicht mehr eigen ist, den Greis vielmehr zur Zielscheibe des Spottes macht oder ihm den Verstand raubt (3, 33).

Macht der Tüchtigkeit

§ 14. Die Macht der Tüchtigkeit ist sehr grofs; sie zieht nicht nur die Guten an, sondern lockt auch die Schlechten zur Verehrung und Achtung.

Zu jeder Zeit, bei allen Völkern und in allen Weltteilen stand die Tüchtigkeit in höchster Achtung. Die tüchtigen Männer, ob Philologen, Philosophen oder Künstler, wurden von den mächtigsten Fürsten und Republiken geehrt, erhoben und reich belohnt.

Darum sollte jeder eifrig den wahren und guten Weg suchen (3, 50; 1, 58; 2, 14).

Die Tugenden

§ 15. Unter den Tugenden kann es keine Zwietracht und keinen Gegensatz geben, z. B. zwischen Strenge und Milde (2, 49).

Ob der Zweck die Mittel heiligt, verrät Bandello nicht. Aber Handlungen wie Vergewaltigung und Überlistung, wenn sie zu ehrlichem Zwecke, wie Heirat und Versöhnung, geschehen, erfahren wenigstens kein Wort des Tadels (2, 42).

Wahrhaftigkeit

§ 16. Die Aufrichtigkeit verteidigt Bandello auf das entschiedenste, wie wir früher gesehen haben. Er beklagt, dafs bei Dingen, die wunderbar erscheinen, die Menschen oft an eine Fälschung durch den Schriftsteller glauben, ohne dafs sie dabei sich die Heiligkeit der Geschichte vergegenwärtigen, die mit Wahrhaftigkeit geschrieben werden mufs (1, 51). Ein prächtiges Wort, von Historikern und Kirchenvätern leider nicht immer genug beherzigt.

Heifsblütigkeit des Südländers, erklärt wird, wie andererseits der Germane seine ruhige Überlegung und Nachhaltigkeit nur der kälteren Temperatur seines Nordens verdanken soll.

Dankbarkeit

§ 17. Die Dankbarkeit gehört zu denjenigen Tugenden, die den Menschen derartig umbilden, dafs der Weg für die anderen sittlichen Tugenden in ihm dadurch zugänglicher gemacht wird; denn ohne diese kann er auch für empfangene Wohlthaten nicht dankbar sein. Die Dankbarkeit ist ehrenvoll und löblich. Der Dankbare erweist allen Freunden, Verwandten und Wohlthätern so viel Dank, als er kann, und bekennt sich täglich aufs neue als Schuldner, nicht nur in Worten, sondern in Thaten und Werken des Geistes, und zeigt dadurch, dafs er eher sich als die Wohlthaten des Freundes vergessen könnte (3, 67).

Undank

§ 18. Der Undank ist ein schändliches, sehr tadelnswertes Laster. 'Daher habe ich mich stets bemüht, es zu fliehen, und bemühe mich auch jetzt noch, so weit ich kann, mich davon zu entfernen' (1, 46).

Unredlichkeit

§ 19. Das Urteil der Menge lautet: dumme Diebe sind mit dem Tode zu bestrafen; wird ein kluger abgefafst, so thut allen sein Tod leid (3, 40).

Ähnlich ist auch jetzt noch die Stimmung in Italien, wenn ein berühmter — kein berüchtigter — Brigant abgefafst wird. Eben zur Zeit wird Musolino, gegen den ganze Kompagnien aufgeboten sind, schon während seiner 'Praxis' in Hintertreppenromanen, das Heft zu einem Soldo, als Held gefeiert. Auch Richard Vofs hat in seiner Novelle 'Fra Checco' das 'harmlose' romantische Banditenwesen Italiens verklärt. Fra Checco war (oder ist?) eben auch ein kluger Mann und liefs sich nicht erwischen!

Rache

§ 20. Rache ist für einen stolzen Sinn süfs und von grofser Genugthuung, wenn sie regelrecht ausgeführt wird (!); aber nicht möchte sich Bandello ein Auge ausreifsen, um den Gegner blind zu sehen.[1] Sehr gefällt ihm sogar Julius Cäsar, der nichts so leicht vergafs und verzieh als Beleidigungen. Freilich, wenn infolge der Rache ein Bruder oder lieber Freund das Leben wiedererlangen oder Beleidigungen wirklich ungeschehen werden könnten, dann sollte sich jeder rächen; aber so, da sollte man, bevor man Übel auf Übel häuft, erst an das Ende denken, besonders als Anhänger und Nachfolger Christi (1, 55).

Noch entschiedener klingt eine andere Stelle. 'Die Rache ist als mafslose Leidenschaft auf das schärfste zu verurteilen. Sie bringt den Menschen um die Vernunft, er wird blind, kann weifs und schwarz nicht mehr unterscheiden, taumelt hin und her und kommt zu Extremen, die immer verabscheuenswert sind. Das Urteil schweigt, wird stumpf und wählt fast immer das Schlechtere' (2, 14).

Milde und Grausamkeit

§ 21. Die Milde ist eine Mäfsigung der Seele, sich der Rache zu enthalten; ist die Güte des Stärkeren, wenn er die Qual und die

[1] Anspielung an eine bekannte ältere Novelle.

Strafen der Sünder bestimmt. Deshalb steht der Milde die Strenge nicht entgegen, wohl aber die Grausamkeit. Ein geringeres Übel ist es, bei Werken der Justiz und der Gnade in der Milde zu weit zu gehen als in starrer Gerechtigkeit; denn leicht können wir in Grausamkeit verfallen, die nicht nur den Menschen so sehr mifsfällt, sondern auch gänzlich Christi Lehre widerspricht, der, aller Grausamkeit abhold, vielmehr barmherzig ist und allen Sündern verzeiht, wenn sie aufrichtig Reue empfinden. Wehe uns selber, wenn Gottes Gnade nicht gröfser ist als seine Gerechtigkeit! (2, 49.)

Grausamkeit und Zorn

§ 22. Der Milde sehr entgegengesetzt ist das Laster der Grausamkeit. Sie ist unnatürlich und unmenschlich besonders einem toten Gegner gegenüber (2, 13). Sie ist eine tierische Roheit der Gesinnung, die weit mehr als die natürliche Vernunft uns heifst, die Bestrafung der Vergehen begehrt und den Fehltritt durch die Züchtigung bei weitem übertreffen will: wirklich eine Gesinnung, die mehr vom Vieh als vom Menschen hat. Weil nun der Zorn sehr oft unseren Sinn derartig verdüstert, dafs er sich nicht mäfsigen kann, und ihn so verblendet, dafs er uns das Wahre nicht erkennen läfst, so pflegt man zu sagen, dafs der Zornige niemals einen Verbrecher strafen solle, solange der Zorn ihn beherrscht und verblendet, weil er das richtige Mafs nicht zu halten wüfste, das zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig erforderlich ist (2, 49).

Geiz

§ 23. Der Geiz ist stets verdammlich, besonders an Geistlichen. Einem geizigen Priester ist ein Streich wohl zu gönnen (2, 1).

Wer so geizig ist, dafs er wie ein Hund auf Reisen lebt oder weder Freund noch Vetter kennt,[1] wenn er Geld verdienen kann, wie z. B. die Bauern aus Bergamo und aus Spanien, der verdient den schärfsten Tadel (4, 25).

Freigebigkeit

§ 24. Diejenigen Güter, die Gott uns verleiht, sollen von uns in der Weise übernommen und ausgeteilt werden, die unserem Stande entspricht. Folgen wir dagegen einem regellosen Triebe, so handeln wir den Gesetzen der Freigebigkeit entgegengesetzt, die zu den höchsten sittlichen Tugenden zählt und von allen heidnischen und christlichen Schrifstellern so sehr gerühmt ist (2, 1).

Stolz und Freundlichkeit

§ 25. Der Stolz werde gemieden, besonders von Geistlichen; die Freundlichkeit gewinnt Liebe und Ehre (3, 32).

Jähzorn und Spiel

§ 26. Schlimme Laster sind der Jähzorn und das Spiel. Ersterer führt zu Blutvergiefsen und Verleumdung. Das Spiel verleitet den Menschen zuerst zum Geiz, dann zur Habgier, weil er immer alles wiederhaben will und doch nur verliert. Alsdann brandschatzt er alle Verwandten und Freunde, um schliefslich mit Frevelthaten und einem schimpflichen Tode zu enden (3, 4).

[1] Wat Vedder, wat Fründ; wer kein Geld hett, bliwwt mi von' Wagen! (Niederd. Sprichwort.)

Schwatzhaftigkeit

§ 27. Schwatzhaftigkeit und Überhebung verraten den Dummen und sind zu tadeln (2, 17).

§ 28. Das Schamgefühl treibt die Menschen, besonders die Frauen als die Schwächeren, oft zu Tode. So eine Belogene und Betrogene wird von nachbarlicher Hartherzigkeit einfach hingemordet (3, 13).

2. Bandellos Lebensweisheit.

Theorie und Praxis

§ 29. Der gebildete Praktiker geht über den reinen Theoretiker; ja zuweilen ist der bloße Praktiker ohne Bildung, aber mit langer Übung, schon demjenigen weit überlegen, der in derselben Sache sehr gelehrt, aber ohne Erfahrung ist.

Diese Lehre beleuchtet Bandello mit der köstlichen Erzählung, wie der kluge und gelehrte Machiavelli sich im Lager zu Lambrate bei heißem Sonnenbrande stundenlang umsonst abmüht, einige tausend Bewaffnete nach einem von ihm erdachten Exerzier-Reglement aufzustellen, während der praktische Kriegsmann Giovanni delle Bande Nere dieselbe Schar in einem Augenblick ordnet und beliebig exerzieren läßt (1, 40).

Urteile mit Überlegung

§ 30. Urteile sind oft schwer abzugeben, so lange eine Sache noch nicht zu Ende ist; daher werden im allgemeinen die Dinge nach dem Erfolge beurteilt. Der Verständige wird aber bei vielen Dingen sagen können, ob sie gut oder schlecht sind, obgleich zur Zeit das Ende gut zu sein scheint. Sich zwecklos in Abenteuer zu stürzen, bei denen sie Staat, Leben und Ehre verlieren können, ist eine Gefahr, der besonders Fürsten ausgesetzt sind, die jung sind und leichtfertig erzogen wurden (1, 39).[1]

Daher ist ein Urteil nie leichtsinnig abzugeben, bevor nicht reiflich alles Einschlägige überlegt ist. Wer leichtfertig urteilt, zieht nur weniges in Betracht und irrt immer. Daher gab uns die Natur zwei Ohren, offen und ohne Hindernis, legte aber zwei Bastionen vor die Zunge, damit wir unsere Rede überlegen und nicht in den Tag hineinschwatzen. Die Simpel, die an wenig denken, sind sehr bereit, über alles, wovon man spricht, ihre Meinung abzugeben; da zeigt denn mancher seine Dummheit, der für weise und geistreich gehalten wurde. 'Bei viel Geschwätz wird die Sünde nicht fehlen,' lehrt die Bibel (1, 54; 1, 29).

Geistesgegenwart der Rede

§ 31. Zu loben ist die Geistesgegenwart, die in schwierigen Lebenslagen sofort einen kernigen, treffenden Ausspruch bei der Hand hat. Ganz besonders in folgenden Fällen: wenn das kluge Wort 1) aus Gefahr befreit, 2) Mitleid oder Gutes erwirbt, 3) Fehler

---

[1] Bandello spricht hier von den Kraftmenschen der Renaissancezeit und denkt z. B. an jenen tollkühnen Gonzaga, der sich nächtens mit jedem raufte, den er traf, wobei es gelegentlich tüchtig etwas für ihn absetzte.

Höherer fein andeutet, so daſs sie sich bessern oder schämen, 4) stolze Seelen, die keinen Tadel, sondern nur Lob ertragen, in vertrauter Gesellschaft so gewandt mit Spott zu treffen weiſs, daſs die Dummen es gar nicht merken (1, 48).

Extreme

§ 32. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt; Belege aus dem Gerichtssaal und von der Kanzel (3, 28).

Kleider machen Leute

§ 33. Kleider machen Leute.[1] Dazu vgl. unter Kap. I dieser Abhandlung (Archiv CVIII, 334).

Macht der Gewohnheit

§ 34. *Il lupo muta il pelo, ma non cangia il vizio.* Wer bei guter oder schlechter Gewohnheit alt geworden ist, wird dabei sterben. Der gute Mensch kann auch zu Falle kommen, aber er bereut und sündigt nicht mehr; der böse thut wohl einmal Gutes, aber bald läſst er wieder ab und kehrt zum Bösen zurück (1, 6).

Höflichkeit

§ 35. Höflichkeit gegen Fremde ist ein löblicher Brauch. Als Vorbild kann jener Edelmann aus Mantua dienen, der ungebeten Fremde in sein Haus holt und sie berät (1, 38).

Herren und Diener

§ 36. Zu groſse Familiarität ruft Mangel an Achtung hervor und ist oft die Ursache, daſs der Untergebene seinem Herrn nicht die schuldige Ehrerbietung erweist, vielmehr mit anmaſslicher, kecker Vertraulichkeit sich sehr schwer vergeht. Deshalb sollten sich Vorgesetzte mit ihren Untergebenen nie so vertraut machen, daſs sie diesen Gelegenheit geben, ihren Herren geringere Achtung zu beweisen und in ihrer Anmaſsung häſsliche und ungehörige Dinge zu begehen. Ebenso sollten die Diener, wenn sie sich von ihren Herren geliebt wissen, sich doch klug zu beherrschen verstehen und immer demütiger werden, jedenfalls aber die Freundlichkeit ihrer Herren mit möglichst wenig Dreistigkeit erwidern (3, 25). Glaubt ein Höfling oder Diener seinen Herrn tadeln zu müssen, so sei er niemals voreilig. Groſse Klugheit verrät der, der seinem Herrn einen Wink giebt, ohne in Ungnade zu fallen. Eine feine Bemerkung vermag oft viel. Gar manche überschätzen aber ihr Wissen und ihre Stellung sehr und möchten ihren Brotherrn ohne jede Rücksicht vornehmen, und zwar am liebsten in Gegenwart recht vieler Leute, um ihre Gewichtigkeit zu zeigen. Wenn der Herr nun auch vielleicht seinen Zorn zuweilen hinunterschluckt, so wird er ihn doch sicher dem Tadler aufs Kerbholz schreiben und zu geeigneter Zeit und Stunde dem ein Licht aufstecken, der ihm heimleuchten wollte. Darum mache ein kluger Hofmann oder Diener seinen Herrn mit Vorsicht und Ergebenheit auf einen Irrtum aufmerksam, und zwar wenn sie ohne Zeugen sind (3, 26).

Züchtigen soll man Diener nur einmal, sie ablohnen und sofort

---

[1] Sehr im Gegensatz zu Bandellos Lebenssatz steht ein anderer Dominikaner, Passavanti, in seinem Specchio della vera penitenza, cap. 282/3, nach S. Gregorio.

in Gottes Namen gehen lassen, wiedernehmen aber niemals. Ebenso sind Mohren oder gekaufte Sklaven zu behandeln, weil sie oft sehr bösartig sind. Darauf verstehen sich vorzüglich die Genuesen: haben sie einen Sklaven oder eine Sklavin, der Züchtigung verdient, so verkaufen sie ihn oder senden ihn nach Evizza (?) zum Salztragen (3, 21).

Nutzen des Lesens

§ 37. Wenn alle denkwürdigen Sachen aufgeschrieben würden, so würde häufig die Zeit, die jetzt verschwendet oder mit Allotria hingebracht wird, dazu verwandt werden, angenehme und nützliche Sachen zu lesen. Dann würden die Menschen auch oft die Gelegenheit, Böses zu thun, fliehen (2, 40).

§ 38. Erholung nach der Arbeit zu suchen, ist dringend anzuraten. Das haben auch zu allen Zeiten edle Männer gethan, Römer und Griechen, wie Scipio, Laelius u. a. Es ist keinem zu verdenken, die Seele von ernsten Dingen abzulenken und zu spielen, um dem Geiste wieder Kraft und Stärke zuzuführen. Dann kann er nachher die Last der Arbeit, die stets Sorge und Unruhe mit sich bringt, widerstandsfähiger auf sich nehmen (2, 40; 2, 45).

Vivete lieti! Lebt vergnügt! sollen nach Douglas' Untersuchung die letzten Worte unseres Dominikanermönches gewesen sein (vgl. Tafel). Sie würden seine ganze heitere, harmonische Weltanschauung kurz und bündig enthalten. Wer gedächte dabei nicht des *χαῖρε*, mit dem sich einst das lebensfrohe Griechenland begrüßte!

Übersichtstafel zu Bandellos Leben

(zum Teil nach Mazzuchelli und Morellini).

Um 1480 Matteo Bandello geboren zu Castelnuovo bei Tortona an der Scrivia.

1485 Matteo Bandello geboren nach Valerio (vgl. Giorn. Stor. 37, 150, 2).

1495 Vincenz Bandello, Matteos Oheim, Prior von S. Maria delle Grazie.

1497 B. im Kloster S. Maria d. Grazie. Leonardo arbeitet am Abendmahl. Besuch des Bischofs von Gurk.
2. 1. Beatrice d'Este, Gemahlin Lodovico Moros, †.

1500 Moro vertrieben. Güter der Bandello eingezogen.

1500—02 (?) B. Student zu Pavia.

1501 Vincenz Ordensgeneral der Dominikaner.

1504 B. mit Oheim nach Genua, streng religiös.
'Vita G. B. Cattanei'[1]

1505 17. 8. M. A. Colonna schlägt Alviano bei Torre di S. Vincenzo; bald darauf in S. Maria Novella zu Florenz (1, 18).

---

[1] Abgedruckt bei E. Masi, Vita italiana etc. Bologna 1900, S. 227—237.

1505 B. mit Oheim in Florenz (S. M. Novella). Neigung zu Violante Borromeo († 1506).
1506 B. mit Oheim in Rom und Neapel, wo Vincenz stirbt.
Alessandro und Ippolita Bentivoglio werden aus Bologna vertrieben, lassen sich in Mailand nieder.
1507 Rückkehr B.s nach Mailand. Julius II. verlangt Auslieferung oder Vertreibung der Bentivogli aus Mailand.
1507—12 B. thätig im Dienste der Bentivogli.
1508 Bentivogli, aus Mailand verwiesen, gehen auf die Terra ferma.
1508 (?) B.s Reise über die Alpen nach Blois (2, 6; 4, 16).
B.s lateinische Übersetzung von Dekameron 10, 8.
1509 Ligue von Cambray gegen Venedig; Julius II. Feind Venedigs, zum Teil weil dieses die Bentivogli duldet.
14. 5. Franzosen schlagen die Venetianer bei Ghiara d'Adda (3, 32).
13. 6. Einzug Ludwigs XII. in Mailand (3, 32).
1511 Die Bentivogli gewinnen Bologna wieder.
1512 11. 4. Schlacht bei Ravenna. Die Bentivogli verlieren Bologna für immer.
1512—15 Maximilian Sforza Herzog von Mailand.
1513 6. 10. B. fast Zeuge der Ermordung des Antonio Bologna (1, 26).
1515—47 Franz I.
1515 Sieg Franz' I. bei Melegnano; Maximilian tritt zurück (1, 28 N.).
1515—21 Lautrec Statthalter von Mailand.
1515—25 B. bald in Mailand, bald in Mantua. Enger Verkehr mit den Gonzaga, besonders Isabella und Antonia.
1515—27 Unerwiderte Liebe B.s zur Mencia in Mantua.
1518 18. 4. Isabellas Sittenzeugnis für B. (vgl. 3, 42).
Heirat Camilla Gonzagas (1, 7; 2, 52; 4, 6).
1519 20. 3. Francesco Gonzaga, Gemahl Isabellas, †.
1520 B.s lateinische Gedächtnisrede auf Francesco.[1]
1522 15. 8. Prospero Colonnas Sieg an der Bicocca (1, 27).
Franz II. Sforza Herzog von Mailand.
1523 B. Prior des Klosters von Crema.
1525 Schlacht bei Pavia. B.s Habe in Mailand geplündert. B. zur französischen Partei.
1526—28 Alessandro († 1532) und Ippolita Bentivoglio lassen S. Maurizio zu Mailand mit Fresken schmücken.
1526 Sept. B. im Lager des Giovanni delle Bande Nere (1, 40).
Okt. Enthauptung der Gräfin Challant (1, 4).
? Bemühungen des Markgrafen von Mantua in Rom, für B. zeitweilige Befreiung vom Zwange der Ordenstracht zu erlangen.
1527 Mai Erstürmung Roms.
Juni B. im Lager zu Viterbo (1, 41).
1528 B. vermittelt die Ehe zwischen Cesare Fregoso und Costanza Rangona.
Vermählung der Violante Bentivoglio mit G. P. Sforza zu Ferrara; anwesend B. und Filippo Baldi (2, 44).
1528—41 B.s enge Verbindung mit Cesare Fregoso.
1529—36 B. am Hofe Fregosos zu Verona.
1530 'Tre Parche' auf Fregosos Erstgeborenen Giano gedichtet (3 capitoli).
1536—37 B. mit Fregoso im frz.-ital. Heer gegen Genua und Piemont; mit Fr. auch nach Frankreich zum König.

---

[1] Abgedruckt bei Masi, a. a. O. Appendix II.

1536—38 'XI Canti' u. s. w. entstanden.
1537—41 B. mit den Fregoso in Castelgoffredo.
1541 3. 7. Cesare ermordet; Costanza aus Venedig verbannt.
1542 Costanza zieht sich mit B. nach Bassens a. d. Garonne zurück.
1542—Lebensende B. am Hofe Costanzas.
1544 'Canzona delle divine doti di Mad. Marg. di Francia' etc. (Tochter Franz' I.), mit Widmung in Prosa.
? B. widmet der Königin Margarete von Navarra seine Übersetzung der Ecuba des Euripides (4, 20).
1545 'XI Canti' gedruckt zu Agen bei Reboglio.
1550 Giovanni di Lorena, Bischof von Agen, †.
B. erhält das Bistum von Heinrich II., nebst der Hälfte der Einkünfte.
1550 1. 9. B. von Julius III. als Bischof bestätigt.
1560? B. tritt von seiner Würde zurück. Giano Fregoso folgt ihm († 1586).
1562? Bandello †.[1]
1554 Bandello, Le Novelle, Tomi 3, Busdrago, Lucca.
1573 Bandello, Le Novelle, Tomo 4, Marsilj, Lione.

---

[1] Vgl. Douglas, Certain tragical discourses of B. translated into English; dazu Giorn. Stor. 37, 148—51.

Florenz. H. Meyer.

Ergänzungen zu den Werken Claude Tilliers.

I. Gedichte.

Die vierbändige Ausgabe der Werke Tilliers, die 1846, zwei Jahre nach seinem Tode, in Nevers bei C. Sionest erschienen ist, enthält bei weitem nicht alles, was Tillier zu seinen Lebzeiten an verschiedenen Stellen in Clamecy und Nevers veröffentlicht hat. Schon die von Felix Pyat geschriebene Vorrede läfst das jeden Leser sofort erkennen. Sie erwähnt und kritisiert Tilliers Gedichte; die vier Bände aber bringen kein einziges. Unter den Citaten Pyats sind zwei längere, anscheinend wie die anderen aus Pamphleten genommen; die Werke enthalten diese Pamphlete nicht. Das eine der Citate S. XVI ff. (Archiv CVIII S. 92 ff. fast vollständig wiedergegeben) vermag ich noch immer nicht an die ihm gehörige Stelle zu verweisen; das andere S. LXII ff. findet sich in der ersten Sammlung der Pamphlete,[1] im zweiten, 1844 nach Tilliers Tod aus hinterlassenen Manuskripten durch Freunde zu einem notdürftigen Abschlufs gebrachten Bande. Die Abhandlung, der es entnommen ist, führt den Titel *De la Poésie* und enthält im wesentlichen eine für Tillier sehr bezeichnende Recension Victor Hugos, doch nur den ersten, absprechenden Teil. Ein zweiter im übrigen nun zustimmender Abschnitt sollte, wie es scheint, folgen; aber die Erörterung ist Fragment geblieben.

Dasselbe Pamphletbändchen bringt zum Schlufs die drei ersten der hier neu abgedruckten Gedichte. Das vierte ist dem

[1] Sie ist heute sehr selten geworden. Die Bibliothèque Nationale in Paris hat ein vollständiges Exemplar. Aufser diesem kenne ich nur noch eines, in Privatbesitz.

Indépendant (vgl. Archiv a. a. O. S. 102) vom 25. August 1831 entnommen, die drei letzten der *Association* (das. S. 106), Jahrgang 1842. Eine nähere Besprechung für später vorbehaltend gebe ich hier zunächst den bloſsen Text der Gedichte. Doch sei wenigstens so viel vorbemerkt, daſs besonders die politischen und socialpolitischen nicht nur Stimmungen des Augenblicks, sondern zugleich, in poetisch gesteigertem Ausdruck, Überzeugungen wiedergeben, an denen Tillier bis zuletzt festgehalten hat.

1. La France libre.

O vous, qui chantez sur la lyre,
Un jour libre et serein sur nos fronts a brillé;
Abandonnez votre âme au souffle qui l'inspire,
Votre luth, sous leurs pieds ne sera point foulé:
Le luth est libre enfin d'un odieux scellé.

France, France, ont-ils dit dans leur folle pensée,
Tes peuples flétris expîront
Ces lauriers insolents dont ma vue est blessée;
Des rois humiliés je vengerai l'affront;
J'égalerai leur honte à leur gloire passée:
Le joug, un joug sanglant, écrasera leur front!

Ils l'ont dit: ô Français, oublions ce blasphème;
A ce dernier affront le glaive a répondu:
Ils l'ont dit, mais leur diadême,
A vos pieds, en débris, soudain est descendu.

Voyez-vous ce guerrier endormi sur son glaive?
De nocturnes brigands sur lui levaient leurs bras:
Ils prenaient son sommeil pour celui du trépas;
Mais un bruit le réveille, il tressaille, il se lève,
Il jette un cri puissant, et le perfide essaim
S'éloigne avec terreur et referme sa main.

O sublime Paris, ô cité généreuse,
Ainsi fut ton réveil! au cri de liberté,
Ce sol fécond en gloire a soudain enfanté.
Tu rassembles tes rangs, fière et silencieuse,
Sur toi vomit le bronze, et ton front est serein:
L'enfant même à frapper accoutume sa main;
Le père embrasse un fils qui meurt, et va combattre;
Le citoyen tombé, qu'un glaive vient d'abattre,
Léguant au citoyen son fer ensanglanté,
Murmure en expirant: Liberté! liberté!

Et lorsque la victoire eut fait tomber leurs armes,
Quand sur leurs frères morts ils répandaient des larmes,
Ils disaient aux vaincus, fumants d'assassinats:
Un citoyen sait vaincre, il ne se venge pas.

Et vous, d'un jour sanglant inutiles victimes,
Généreux compagnons frappés avant le temps,
Vous dont la mort ne fut qu'un crime après des crimes,
Une tache de plus sur le lys des tyrans,
Dites, quand la France est vengée,
Vos mânes s'agitant sous leur sanglant linceuil,
Et fiers d'avoir enfin une terre purgée,
N'ont-ils point tressailli dans l'ombre du cercueil?

O France! un sang bien cher a coulé de tes veines,
Tu triomphe en habit de deuil,
Mais sous tes pieds sanglants est un sceptre et des chaînes,
Mais ton front resplendit et de gloire et d'orgueil!
Comme un astre égaré reparais dans l'espace,
Parmi les nations viens reprendre ta place:
A l'homme qui sera ton premier citoyen,
Dis: Comme moi, des lois porte l'étroit lien;
J'ai longtemps dans ma main pesé le diadême:
Instrument couronné de mon pouvoir suprême,
Tout l'éclat de ton front n'est qu'un reflet du mien.

Qu'ils marchent contre nous ces bataillons d'esclaves,
Du Nord et du Midi qu'ils marchent à la fois;
Nous sommes les fils de ces braves
Qui posèrent leurs pieds sur le front de leurs rois.
Que du Rhin à l'Adour le tocsin sonne aux armes:
Aux armes, citoyens; debout, debout, marchons!
Avant un repos libre, encore le jour d'alarmes.
Sur leurs débris sanglants demain nous régnerons!

Partout, partout le fer en un glaive se change;
Il brille, il est tranchant, il est prêt à frapper:
Qu'ils marchent; le serpent qui rampe sous la fange
Peut-il forcer l'aigle à ramper? 1830.

2. Hommage à la mémoire des citoyens morts dans les journées des 27, 28 et 29 juillet.

Fléchissons le genou: sous cette croix sacrée
Leurs corps reposent sans linceuil;
Mais ils ne laissent point une cendre ignorée:
Sur ce pavé sanglant la gloire reste en deuil.

Ce jour libre et serein levé sur ces rivages,
De leur sang ils l'ont acheté;
Ils en ont vu l'aurore à travers des nuages
Et leurs restes sanglants seuls ont la liberté.

Si l'Europe demande et leur nom et leur vie,
Nous dirons: A la France ils ont donné leurs jours.
Sait-on quelles gouttes de pluie
Ont gonflé le torrent qui renverse des tours?

Hier, hier encore, ils passaient en silence,
Un roi les appelait peuple esclave, troupeau;
Mais l'immortalité pour eux déjà commence:
On porte envie à leur tombeau.

Pleurons ici, Français, pleurons; mais sur leur cendre
N'allons point entasser des marbres et l'oubli:
Sur ces pompes des morts une ombre aime à descendre;
Les tyrans sur leur tombe ont des marbres aussi.

Mais s'il est autour d'eux quelque tronçon d'épée
Qui dans la poudre resplendit,
Quelque écharpe sans lys et dans le sang trempée:
A leur croix immortelle attachons ce trophée;
Ce signe sur leur croix à leur gloire suffit.

Si vous voulez qu'ils aient des larmes,
Faites pleurer sur eux vos femmes à genoux;
Vous, guerriers citoyens, vous, vous avez des armes;
Savez-vous quel hommage ils attendent de vous?
Comme ces grondements que suivent les orages,
Un bruit sourd de l'Europe a troublé les rivages;
Ces rois, ces empereurs, ils n'ont point oublié
Qu'ils ont pu de son trône exiler un grand homme
Et charger de son sceptre un débile fantôme:
Ils pèsent en leurs mains l'or qu'on leur a payé.
Contemplant avec crainte un peuple sans entraves,
Ils murmurent les noms et de maître et d'esclaves,
De troupeau révolté qu'il faut enfin punir,
Et qu'en festins, aux rois il est temps de servir;
Et quand, usant d'un droit reconquis avec gloire,
Vous voudrez recueillir un prix de la victoire,
Briser un vain contrat par le glaive imposé,
Et mettre un prix au sang que vous avez versé,
De vos rois, diront-ils, les titres sont nos titres ...
Insensés, de nos lois qui vous fit les arbitres?
Nous ne souffrirons point que de la liberté
Un germe, sur nos bords par l'aquilon jeté,

Près du trône, en secret, fructifie et s'élève,
Domine enfin nos fronts et brave notre glaive!

Que leur courroux s'exhale en murmures, en cris;
Mais s'ils osent toucher ce sol avec des lys,
Que leurs vains bataillons se perdent en nos plaines
Comme un amas neigeux aux roches suspendu,
Qu'en ses flancs mugissants un volcan a reçu.
Alors, à vos martyrs, offrez, offrez leurs chaînes,
Et qu'un sceptre insolent, plus puissant que les lois,
Jamais ne prédomine à côté de leur croix.

Mais il est pour leur cendre encore un digne hommage;
L'homme dont vous avez purgé ce beau rivage
Ne veut point oublier que son front fut brillant:
A son fils, ver impur qui deviendra serpent,
Il ose, il ose encor léguer en héritage
Ce sceptre dans le sang par vos mains ramassé,
Et ce siècle de gloire aujourd'hui commencé.
Si ce vain rejeton d'un vieil arbre en ruines,
Un jour, au sol Français veut jeter ses racines,
Avant son joug honteux subissons le trépas:
Un peuple libre tombe et ne se courbe pas.
Ne laissons que la cendre aux esclaves qu'il traîne;
Que des palais brisés seuls restent son domaine,
Et que son drapeau blanc, blanc comme est le linceuil,
N'ombrage de la France, hélas! que le cercueil.

Et vous, qu'en expirant ils léguaient à la France,
Qui n'osant avouer le tourment de la faim,
  Venez vous asseoir en silence
Sur les tombeaux de ceux qui vous donnaient du pain,
Je voudrais soulager votre noble indigence;
Mais caché, comme vous dans l'ombre et le silence,
Et trempant comme vous mon pain de mes sueurs,
Je ne puis vous donner que mes chants et mes pleurs.

3. A Elle.

Lorsque pensant à toi, je jette de mon âme
  Pour adieux un doux chant
A l'automne qui meurt, comme une blanche femme
  Qui sourit en mourant,

Dis! vas-tu comme moi, mon ange, ma chérie,
  Par ces derniers beaux jours,
Dans le chemin bordé d'un peu d'herbe flétrie,
  Rêvant de nos amours?

Ou par ce blanc soleil, blanc comme un front sans rose,
Où la mort a passé,
Viens-tu voir au vallon s'il reste quelque chose
Du bonheur effacé?

Vas-tu, laissant tomber ta noire chevelure
De ton beau front penché,
Cherchant comme un glaneur sur la pâle verdure
Quelque gazon couché?

Pauvres oiseaux, qui n'ont que le bois qui frissonne
Et qu'on ne peut fermer,
Ensemble pleurons-nous la saison qui nous donne
Un nid pour nous aimer?

Dis-tu, lorsque tu vois la branche dépouillée
Et qui frissonne aux vents,
Ange, dis-tu: notre âme, hélas! s'est effeuillée
Comme elle pour longtemps?

Dis-tu, quand les oiseaux, vers un autre rivage,
Aux cieux vont en ruban:
Tels s'en vont nos amours, doux oiseaux de passage,
Dont l'aile craint l'autan?

Ils reviendront encore au nid qui les rassemble,
Des ailes se mêler,
Quand le taillis aura sous sa feuille qui tremble
Un peu d'herbe à fouler.

Ainsi que toute terre et comme toute année,
Notre âme a son hiver;
Et ses festons traînant sur la terre fanée
Et qui n'ont rien de vert;

Et ses jardins flétris jusques à la racine,
Et son troupeau charmant
D'amours, sous des rosiers qui n'ont plus que l'épine
Endormis tristement;

Et ses beaux pavillons que l'aquilon assiège,
Fermés jusqu'au zéphir,
Où, comme un blanc pigeon, aux combles pleins de neige,
Niche le souvenir.

Mais elle a son printemps, qui reverdit et pousse
Au coin le plus obscur,
Qui revêt tout sentier d'herbe fine, et de mousse
Le rocher le plus dur;

Et ces enlacements pleins de si douces choses,
Qu'ils appellent baiser;
Frais papillons, toujours qui vont aux mêmes roses
Ensemble se poser.

Elle a ses pleurs aussi, douce averse qu'essuie
Un regard de tes yeux;
Et ces nids où l'on est sous l'épine fleurie
Comme un ange est aux cieux.

Ah! de ce doux printemps, une heure, encore une heure,
Car c'est toi qui le fais;
Un regard de tes yeux, qu'il sourie ou qu'il pleure,
Et puis l'hiver après!

4. Le poète mendiant.[1]

Au supplice de naître, aux pleurs, à l'indigence,
Pourquoi fus-je appelé? pourquoi
Celle qui me reçut au seuil de l'existence
N'eut-elle en m'étouffant, hélas! pitié de moi?

Pourtant, en cette coupe amère,
Ta lèvre avait trempé, tu prévoyais mon sort:
Au lieu d'un lait impur, il fallait, ô ma mère!
Me donner un poison avec un chant de mort.

Le laboureur, au champ que sa main purifie,
Etouffe un germe impur nourri dans les sillons:
Aux riches seuls convient la vie;
Ils sont le froment pur; nous, l'herbe et les chardons.

Mais un chant de triomphe autour de moi résonne;
Je suis libre, ont-ils dit: le peuple souverain
Sur son front gigantesque a remis sa couronne,
La liberté revient, son niveau d'or en main.

Moi libre ... Avec du pain qu'on me donne une chaîne:
Le serf plus que le pauvre a de félicité:
Pleurer dans le vallon ou pleurer dans la plaine,
Voilà pour nous la liberté.

Je suis de seuil en seuil; oh, pénible voyage!
Je vais et je reviens: partout est la douleur,
Le dédain qui repousse et chasse avec outrage,
Ou la pitié qui donne en vous froissant le cœur.

[1] Nach einer Abschrift, die ich Herrn Lutignier, Instituteur und Bibliothécaire adjoint in Clamecy, verdanke.

A ce banquet commun qu'ils nomment l'existence,
Où le fort, qui domine et mange un glaive en main,
Nourrit son embonpoint des sueurs de l'indigence,
J'obtiens avec effort les miettes du festin.

Un ange à mes haillons pourtant daigna sourire,
Sa main à mon berceau suspendit une lyre:
«Prends, va, prends, m'a-t-il dit, ce hochet plein de fiel:
«Pauvre enfant, c'est pour toi tout ce que fit le ciel.»

Je grandis et ma main s'égara sur l'ivoire;
Mais l'ivoire n'a pu jeter
Que des accents plaintifs inconnus à la gloire,
Et que l'écho des bois seul voulut répéter.

L'amour, au front paré de rubans et de soie,
Regarde mes haillons et passe avec dédain:
L'amitié qui sourit jamais n'a pris ma main
Et fait luire en mon cœur un court rayon de joie.

J'envie au malheureux dont l'œil s'est effacé,
Son chien, ce seul ami que frappe sa parole,
Pour lui de la pitié qui recueille l'obole
Et lui lèche la main quand il est repoussé.

Mon cœur, pour ce néant, n'était point fait peut-être;
Au premier souffle du zéphyr,
Sur ce sol préparé des fleurs allaient paraître;
Mais un souffle de mort, hélas! fit tout périr.

Le malheur, dans mon âme à moitié dévorée,
Où d'instant en instant brille à plein un éclair,
N'a laissé qu'une fibre ardente et déchirée,
Que la douleur étreint avec ses mains de fer.

Connais-tu ces déserts et sans ombre et sans vie,
Où de tous les zéphyrs le souffle est embrasé,
Où jamais une fleur ne s'est épanouie,
Et qu'un nuage errant jamais n'a traversé?

Voyageur égaré dans ces lacs de poussière,
Plein d'espoir à l'aurore, au soir, rempli d'effroi,
J'avance, un même azur afflige ma paupière,
Et le même horizon toujours est devant moi.

Il ne viendra pour moi qu'une heure douce et belle,
C'est cette heure d'adieu, de liberté, d'amour,
Où l'âme libre enfin de sa prison mortelle,
Commence une autre vie en un autre séjour.

Pourtant, sur tous les fronts j'ai vu briller la joie,
Voilà bien dans leurs mains la coupe du bonheur:
Qu'ont ils de plus que moi, un vêtement de soie?
Hélas! et de plus qu'eux, moi j'ai peut-être un cœur.

Vois-tu cet insecte volage,
Aux ailes de soie et d'azur,
D'un lis agité par l'orage,
Tomber dans un bourbier impur?

Quand le printemps sourit, quand la fleur est nouvelle,
Vois-tu le tronc mort et séché
Que l'oiseau n'ose plus effleurer de son aile,
Où seul le ver impur sous la mousse est caché?

Voilà, voilà mon sort; aux haillons que je traîne,
Du bord de leur parure ils craignent de toucher.
Ce globe est fait pour eux: ce globe est leur domaine;
Ils défendront bientôt au pauvre d'y marcher.

Dans leurs jardins grillés j'ai vu la foule errante
Croiser ses flots changeants et mêler ses couleurs,
Comme dans la forêt, quand la brise naissante
Mélange les rameaux en fleurs.

Debout avec un glaive, aux portes interdites,
Un soldat attentif veille en comptant ses pas:
Leurs chiens peuvent franchir après eux ces limites,
Et nous, hommes déchus, nous ne le pouvons pas.

Eh! que n'empêchent-ils aussi que de leurs fêtes
Un son n'arrive à nous comme un faible soupir,
Et que de ces berceaux qui pendent sur leurs têtes,
Un parfum dérobé sorte avec le zéphyr?

De tous les monuments dont ils couvrent la terre,
Le seul qu'ils daignent nous ouvrir,
C'est l'église où nos fronts s'inclinent sur la pierre,
Et l'infaillible hospice où nous allons mourir.

Qu'ont-ils de plus que nous? l'or qui vient de leurs pères,
L'or qu'ils ont dans la fange en se baissant trouvé,
L'or dont on a payé leurs vices mercenaires,
L'or qu'au faible orphelin leurs mains ont enlevé.

Cet or, c'est la beauté qu'on cherche et qu'on encense,
Le bonheur qui sourit aux crédules humains,
La vertu qu'on révère et que l'on récompense,
La gloire qui frappe des mains.

Mais que font les dédains de ce brillant vulgaire,
Qui n'a rien qu'un peu d'or de plus que ses valets?
Tout son éclat est fait de boue et de poussière:
Je n'ai pour ses faux biens que des regards distraits.

Que je trouve un abri, quelque chaume où ma lyre
Exhale en paix des sons perdus,
Que j'aie à mes chansons le pâtre pour sourire,
Je ne demande rien de plus. 1831.

5. La pauvre mendiante.

Ce globe où nous errons n'est pas notre patrie;
Vers ces arbres riants où pend un fruit si doux,
Vers ce chaume qui met à l'abri de la pluie,
En vain, ô mon enfant! tu tends la main et crie:
Ce chaume, ces doux fruits, ils ne sont point à nous.

Des hommes en enclos ont partagé la terre,
Ils ne laissent à l'orphelin
Que l'aspect du soleil, l'eau qui le désaltère,
Et pour se reposer la pierre du chemin.

Je t'ai conçu dans les alarmes;
Souvent dans ton berceau mes cris t'ont réveillé;
Quand ta bouche pressait mon sein gonflé de larmes,
Mon sein ne te donnait qu'un lait aigre et troublé.

Pour ceux qu'il a soumis à son fatal empire,
Le malheur a des sceaux divers:
L'un comme un fer ardent brûle, et l'autre déchire;
Celui-ci nous étreint comme étreignent des fers.
Quelquefois au milieu des hommes qu'il décime,
Promenant son doigt qui flétrit,
Comme on sacre les rois, il sacre une victime
Et lui met sur le front un sceau qui resplendit.
Mais toi, d'un signe affreux que la misère creuse,
Il t'a marqué, mon fils, à ton premier soleil;
L'aurore de tes jours est sombre et pluvieuse,
Et le soir à l'aurore, hélas! sera pareil.

Quelquefois tes regards semblent chercher ton père,
Je te montre le ciel et nomme le Seigneur;
Un homme un jour ou deux aima ta pauvre mère,
Tu lui dois l'existence et moi le déshonneur.

Enfant, toi qui souris quand ma main te caresse,
Tu ne sais pas encor toute notre détresse:

Ce morceau d'un pain noir qui t'a rassasié
Et que ta main émiette aux oiseaux de la rue,
Dont le gazouillement en passant nous salue,
Tandis que tu dormais, moi je l'ai mendié.

Quand le dimanche vient, aux portes de l'église
Souvent dans la poussière avec le pauvre assise,
Je courbe tout le jour mon front humilié;
Mais du pauvre orphelin aucun ne prend pitié.
Et la belle marraine à l'autel attendue,
Qui va le sein paré de rubans et de fleurs,
Passe avec un sourire et détourne la vue
Pour ne point s'attrister à l'aspect de nos pleurs.

Souvent dans le hameau de chaumière en chaumière
Je vais du malheureux bégayant la prière,
Et montrant nos haillons et le jour qui finit,
Je demande pour toi l'asyle d'une nuit.

Vous qu'un époux ingrat n'a pas abandonnée,
Dis-je, à ce pauvre enfant qui vers vous tend les bras,
Donnez un peu de paille aux pauvres destinée;
Vos chiens ont un abri, nous, nous n'en avons pas.
Mais l'humble villageoise à ma voix attendrie,
Nous donne avec regret un morceau de son pain;
Elle craint de bénir une mère avilie,
Et me dit: maintenant passez votre chemin.

Je sais, ô mon enfant, un plus heureux rivage,
Mais je ne puis partir et m'éloigner sans toi;
Quand ils repousseront ta main avec outrage,
Qui te dirait encor: mon fils, embrasse-moi?

Et si tu grandissais au séjour de la vie,
   Pauvre enfant, qu'y pourrais-tu voir?
L'opprobre du matin faisant l'honneur du soir;
La misère à tout seuil amenant l'infamie,
Et tout autel désert quand il n'est point doré;
Un peuple, roi déchu, par la faim dévoré,
Et le riche faisant une éternelle orgie
Du festin que le ciel pour tous a préparé.

Si pourtant cet amour, cette source de flamme,
Lorsque je t'ai conçu qui dévorait mon âme,
De mon sang dans le tien épanchant ses ardeurs,
Un jour, quand le printemps de l'homme est dans sa sève,
Lorsque des passions le flux vient et s'élève,
   Se répandait en chants vainqueurs —

Mais non, pauvre héritier d'un triste nom de femme,
Comme de vains sanglots qu'on n'a pas entendus,
Laisse mourir un nom que le néant réclame;
La gloire, au milieu d'eux, est un tourment de plus.

Vois couler à nos pieds cette onde hospitalière,
Ainsi que sur les bords le calme est dans son sein;
Là, tu ne verras plus pleurer ta pauvre mère;
Là, nous n'aurons plus froid, là, nous n'aurons plus faim.

1842.

6. A la Folie.

Trop longtemps, aimable folie,
Tu voulus déguiser mes maux;
Adieu, mon oreille vieillie
Se ferme au bruit de tes grelots.

Si parfois la raison sévère
Ecartait ton hochet trompeur,
Et par un chemin solitaire
Voulait me conduire au bonheur;

Du bras que me tendait mon guide
Rejetant l'importun appui,
Attends, disais-je, qu'une ride
Ait sillonné mon front blanchi.

J'aime ma paisible indigence;
Mollement bercé par les jeux,
Endormi par l'insouciance,
J'ai quelquefois un songe heureux.

Sur l'avenir au front mobile
Qu'ils jettent des regards tremblants,
Ces grands, sur un autel fragile
Offerts un jour à notre encens;

Moi, d'une terreur importune
L'avenir ne peut m'agiter;
Je n'ai rien que de la fortune
L'inconstance puisse m'ôter.

Je le disais, et sans envie,
Sans crainte, comme sans regrets,
Sur le sol changeant de la vie
Les yeux fermés je m'avançais.

Mais vois cet enfant sur la grève
Séduit par un calme trompeur,
Livrer au flot qui la soulève
L'humble nacelle du pêcheur.

A peine un léger bruit d'orage
A troublé le repos des airs,
Et la foudre est dans le nuage
Muette encore et sans éclairs.

Sur l'onde, encor tranquille et pure,
Il laisse flotter l'aviron,
Et s'endort au léger murmure
Des flots qui bercent le gazon.

Mais l'aquilon s'élève et gronde;
Comme un nid tombé des roseaux,
La barque, au caprice de l'onde,
Erre et s'agite sans repos.

Et le lendemain sur la plage,
Dans la grève, au pied d'un écueil,
On vit le pêcheur du village
En pleurant creuser un cercueil.

Sous un ciel chargé de nuages,
Ainsi j'allais seul et sans voir;
L'éclair, qui prélude aux orages,
Rougit le front voilé du soir.

Mais l'âge des erreurs expire;
Ainsi qu'en un jour pluvieux,
S'efface au souffle du zéphire
L'arc humide qui peint les cieux,

Les songes riants du bel âge,
Des portes du ciel échappés,
Aux sons d'une voix douce et sage
Loin de moi se sont dissipés.

La raison, sans être appelée,
Revient, et sur mon front blanchi
Me montre une fleur effeuillée
Et le vide d'un léger pli.

Trop longtemps, aimable folie,
Tu voulus déguiser mes maux;
Adieu, mon oreille vieillie
Se ferme au bruit de tes grelots.

1842.

7. Stances.

Ange, ô mon bien céleste,
Pourquoi, si j'ai ton cœur,
Ne pas donner le reste,
Après l'encens la fleur?

Sur ma lèvre brûlée,
Laisse un peu s'épancher
La coupe emmiellée,
Qu'il ne faut que pencher.

Laisse, dragon avare,
Laisse là ton trésor;
Suis aux bois qu'avril pare,
L'oiseau qui prend l'essor.

Veux-tu donc, triste sainte,
Sur ton front solennel
Garder la beauté peinte
Pour les vers de l'autel?

Devant ta froide niche
A qui vient s'incliner,
Divinite postiche,
N'as-tu rien à donner

Que la blanche lumière
De ta lampe d'argent
Et de ton front de pierre
Le carmin et le blanc?

Quand dans l'onde étincelle
Ta beauté douce à voir,
Dis-tu: je ne suis belle
Rien que pour ce miroir?

La pure et belle rose,
Dis, a-t-elle un parfum,
Du jour qu'elle est éclose,
Qui ne vienne à quelqu'un?

Est-il, quand avril pleure,
D'un nuage doré
Une goutte qui meure
Sans mettre une herbe au pré?

Est-il, quand l'aube rouvre
Son œil pareil au tien,
Un rayon qui ne couvre
Et ne réchauffe rien?

Dans un baiser de flamme
Pourquoi laisser aller
Ton âme avec mon âme
Quelquefois se mêler?

Pourquoi ta tête blonde,
Sur mes genoux tombant,
Comme un saule sur l'onde
Va-t-elle s'effeuillant?

Pourquoi sous le feuillage
Aller, quand tout fleurit,
Tourterelle sauvage
Qui ne fait point de nid?

Quand à l'amour on dresse
Un autel en son cœur,
Ce qu'on garde est tristesse,
Ce qu'on donne est bonheur.

Cher ange de la terre,
Si j'étais ange aux cieux,
D'éclat et de lumière
Plus que toi radieux,

Sans regret, sans échange,
Va, je te donnerais
De ma parure d'ange
Tout ce que tu voudrais.

Tiens, dirais-je, à ton voile
Un saphir manque encor,
Prends la plus belle étoile
De ma couronne d'or,

Va suivre sur mes ailes,
Au ciel qui resplendit,
Ces feux, blanches prunelles
Qui s'éveillent la nuit.

Ce trône de lumière
Dont je suis descendu,
Mets-le près de ta mère;
Prends ma robe d'élu.

Mais laisse-moi, ma sainte,
Mon cœur pour t'adorer,
Et ma paupière éteinte
Hélas! pour te pleurer.

Je ne suis qu'une feuille
Aux parfums oubliés
Près des roses qu'on cueille
Qui se fane à tes pieds.

Je te demande en grâces
Que, pour me ramasser,
Au chemin où tu passes,
Tu daignes te baisser.

1842.

II. Eine Episode aus *Mon oncle Benjamin* in seiner ersten Gestalt.

Der humoristische Roman *Mon oncle Benjamin* ist das Werk, dem Tillier sein Fortleben vorzüglich in Deutschland verdankt. In Frankreich, selbst in der engeren Heimat Tilliers, nur etwa seine Geburtsstadt Clamecy ausgenommen, wird das Buch wenig gelesen; nicht dem Dichter, sondern dem Pamphletisten gilt die Büste, die man, als Gegenstück zur Büste Adam Billauts, in Nevers vor dem alten Palast der Herzöge von Nivernais 1879 aufgestellt hat. Den Pamphletisten zuerst versuchte man in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreiches wieder zu lebendiger Wirkung zu bringen.[1] Später wurde auch *Mon oncle Benjamin*, wie schon vorher in der Schweiz und in Belgien, in Frankreich mehrmals neu gedruckt, 1882 sogar in einer von Charles Monselet eingeleiteten, von Sahib ziemlich nüchtern illustrierten Luxusausgabe. Die nicht sehr starke Auflage ist heute vergriffen, scheint aber nur in den Bücherschränken von Bibliophilen ein unfruchtbares Dasein zu führen. Die Gründe so verschiedener Schätzung

[1] Paul Meunier, Nevers historique et pittoresque, 2e éd. Nevers 1901, S. 138.

des Werkes in Frankreich und bei uns, wo es übersetzt allen landläufigen Universalbibliotheken angehört, hat eine tiefer greifende und in die Ästhetik des Humors eingehende Untersuchung aufzudecken; hier will ich heute nur den Text einer später unterdrückten Episode aus der Feuilletongestalt des Romans wieder ans Licht ziehen.

Mon oncle Benjamin begann in der *Association* am 6. März 1842, einem Sonntag, zu erscheinen. Leider hat sich selbst in Nevers kein vollständiges Exemplar dieser Donnerstags und Sonntags ausgegebenen Zeitung erhalten, die es nur auf drei Jahrgänge brachte, und deren Hauptredacteur Tillier zwei Jahre lang gewesen ist. Nur sechs Feuilletons mit Abschnitten des Romans bieten die Nummern, die noch aufzufinden dem überaus freundlichen Bemühen Herrn Duminys, Stadtbibliothekars von Nevers, gelungen ist. Aber klein gedruckt, wie sie sind, geben sie zusammen doch einen nicht unbeträchtlichen Teil des Ganzen. Sogleich die Nummer vom 6. März führt bis fast ans Ende des zweiten Kapitels, und die vierte Nummer (vom 21. April) umfaſst sogar den Inhalt der Kapitel 8 bis 10 und noch die zwei ersten Absätze des elften. Dann aber stockt die Arbeit. Die bevorstehenden Neuwahlen zur Deputiertenkammer geben dem politischen Redacteur so reichlich über dem Strich zu thun, daſs erst am 24. Juli die Fortsetzung erscheinen kann, die dann, in gröſserem und weiterem Druck, nur das jetzige elfte Kapitel zu Ende bringt. So belehren uns diese Fragmente doch einigermaſsen über die Entstehung des Romans. Sie bieten aber auch sonst nicht wenige stilistisch und für die Komposition bemerkenswerte Abweichungen, von denen zunächst die am meisten auffallende, eine ganze später gestrichene Episode, hier mitgeteilt werden soll. Sie schlieſst sich an das jetzige sechzehnte Kapitel. Auch die Kapiteleinteilung fehlt noch in der *Association*; nur die zweite der erhaltenen Nummern trägt die Überschrift des dritten Kapitels der Buchausgabe. Der letzte Satz des sechzehnten findet sich im Feuilleton noch nicht; es heiſst statt dessen:

En ce cas, dit Guillerand, il faut que je fasse dire à ma femme que je suis un peu gris, c'est-à-dire, hors d'état de faire la classe.

Vas-y toi-même, dit Arthus, afin qu'elle te croie mieux.

En ce moment, M. Dulciter, ce procureur dont nous avons déjà eu

occasion de parler se présente à la porte; il avait un habit noir, une culotte noire, une perruque rousse et des bas zébrés; mais l'homme, l'habit, les bas et la perruque étaient si secs, que vous eussiez dit que le tout avait été cuit au four.

Messieurs, dit-il, en faisant une petite révérence aigrelette, pourrais-je avoir l'honneur de parler à M. Rathery?

Impossible, dit Rapin, devinant la mission dont il était chargé. M. Rathery est au lit, il a le transport; le chagrin de se voir emprisonné lui a donné une fièvre chaude.

Ce pauvre M. Rathery, dit Dulciter, je suis désolé du malheur qui lui est arrivé, et je vous prie, maître Rapin, de lui en témoigner mes regrets.

Quand j'aurai un moment à moi, dit Rapin, je ne manquerai pas de faire votre commission.

Alors, poursuivit Dulciter, c'est à M. Boutron lui-même que je voudrais parler. Mon client Castoréum a obtenu une contrainte par corps contre M. Rathery pour quelques chapeaux qu'il lui doit; il sait que vous avez l'intention de libérer votre ami envers Bonteint, belle et généreuse action, dont je vous félicite tous, Messieurs, et il m'a chargé, afin de retenir M. Rathery en prison, de déposer sa pension mensuelle entre les mains du geôlier.

Et voilà, dit Arthus, comme vous prenez part au malheur de M. Rathery?

Que voulez-vous, mon bon M. Arthus, dit Dulciter, j'ai fait tout ce que j'ai pu pour déterminer mon client à se désister de ses poursuites envers M. Rathery, l'assurant qu'il serait bien payé; si même j'avais eu des fonds, je me serais fait un plaisir d'avancer cette bagatelle. Mais Castoréum n'a voulu rien entendre; je vous assure, M. Arthus, que j'ai été hier malade toute la journée de ce qu'on m'obligeait de traiter si rigoureusement un des hommes que j'estime le plus. Mais la loi a des exigences auxquelles nous ne pouvons nous soustraire.

En ce cas, dit M. Minxit, vous allez être bien heureux d'apprendre que vous arrivez trop tard, M. Rathery est libre depuis un quart d'heure.

Comment, s'exclama Dulciter devenu jaune comme son jabot; M. Rathery est libre depuis un quart d'heure, et qu'est-ce qui prouve cela, M. Minxit?

Voilà, dit le geôlier, la quittance de Bonteint et l'ordre de M. le bailli de mettre M. Rathery en liberté.

Cela est vrai, dit Dulciter, parcourant avec angoisse les papiers que lui avait remis Boutron, tout cela est en bonne forme, rien n'y manque; alors, messieurs, je n'ai plus rien à faire ici, permettez-moi de vous souhaiter le bonjour.

Point du tout, dit Rapin, nous avons si rarement le bonheur de vous avoir parmi nous, qu'il faut que vous nous en laissiez profiter un instant. M. Boutron, un verre à M. Dulciter, s'il vous plaît.

Désolé de vous refuser, maître Rapin, mais je me suis fait une habitude de ne boire que de l'eau, vous savez que dans notre état il faut toujours être maître de sa raison.

Mais, dit Arthus, ce n'est pas un verre de Bordeaux qui vous l'ôtera, votre raison?

Oh! M. Arthus, que penseraient de moi mes clients s'ils apprenaient que je m'absente de mon étude pour gobeloter.

L'expression est peu polie, dit M. Minxit; pour que nous l'oubliions, il faut que vous buviez un verre de Bordeaux à notre santé.

Puisque vous l'exigez, honorable M. Minxit.

Il est dans la vie d'insurmontables tentations. Dulciter se laissa séduire par le Bordeaux; il en accepta un second verre sans objection, et le troisième il se versa lui-même.

On était arrivé au Champagne, mais lentement, comme y arrivaient toujours les amis de mon oncle; le premier clerc de Dulciter vint lui annoncer qu'un client voulait lui parler.

Vous direz à ce client, s'écria Arthus, que M. Dulciter n'a pas le temps de l'entretenir à cette heure.

Oui, Scripturus, ajouta Dulciter, vous lui direz que je n'ai pas le temps de l'entretenir à cette heure, que je suis à déjeûner avec des amis — et il but une rasade de Champagne.

Mais, dit Rapin, que penseraient de vous vos clients s'ils vous voyaient ainsi gobeloter.

Ne vous inquiétez pas de cela, M. Rapin, et versez toujours.

Mais vous oubliez, confrère, que dans notre état il faut toujours être maître de sa raison.

Verse donc, Rapin, s'écria Dulciter, ou je t'envoie mon verre à la tête; et en disant cela il se laissa tomber le front sur la table et s'endormit la tête dans son assiette.

Qu'allons nous faire maintenant de ce drôle qui a eu la prétention de nous persiffler, dit Rapin.

Il faut, dit Parlanta, le porter sur la paille au milieu des prisonniers.

Non, dit Guillerand, il est fabricien, il faut l'aller mettre dans son banc d'œuvre.

Ce n'est pas cela, répondit Arthus, il faut larder sa perruque comme un foie de veau et la mettre à la broche, nous la lui ferons manger à son réveil.

Fi donc, dit Milletot,[1] il n'y a rien d'ingénieux dans tout cela, je vais lui attacher un distique derrière le dos.

Voyons ton distique, dit Arthus.

Diable, dit Milletot, tu es bien pressé: crois-tu donc qu'un distique se fait en aussi peu de temps qu'il t'en faut pour dévorer un poulet?

C'est que j'ai grand'peur, répliqua Arthus, que Dulciter ne soit dégrisé avant que tu n'aies trouvé ton premier hémistiche.

Sur ces entrefaites revinrent Benjamin et Machecourt. La question fut soumise à mon oncle.

M. Boutron, dit Benjamin, avez-vous une civière?

---

[1] Der Millot-Rataut der Buchausgabe.

J'en ai une demi-douzaine à votre service.

Et pourriez-vous nous procurer un paquet de chandelles?

Vingt, si vous voulez, M. Rathery.

En ce cas, dit mon oncle, voici ce qu'il faut faire. Nous mettrons Dulciter sur la civière avec la nappe par-dessus en guise de linceuil. Nous entourerons ladite civière de chandelles allumées pour que la chose produise plus d'effet, et nous porterons le drôle processionnellement jusqu'à sa porte. Si nous pouvions avoir deux violons, ce serait encore mieux.

C'est cela, s'écrièrent tous les convives, voilà le programme arrêté.

Oui, dit Milletot, et nous écrirons mon distique sur son tricorne.

La chose fut exécutée ainsi que mon oncle l'avait proposée. Le cortége fut à peine sorti de la prison, qu'une foule d'enfants et de curieux se rassemblèrent autour et le suivirent en poussant les exlamations d'usage en pareil cas. Le bruit de la marche triomphale de Dulciter se répandit par la ville. On accourut de toutes parts; les rues regorgeaient de monde, de bruit et de rires fous, comme au meilleur jour de carnaval. Tout ce brouhaha enivrait mon oncle, mais il ne faisait rien paraître de sa joie, et marchait l'épée nue en tête du cortége aussi grave que s'il avait eu un dais sur la tête. On passa devant la maison du bailli.

Si nous profitions, dit mon oncle, de l'instant où Dulciter est sublime pour lui faire rendre visite à M. le bailli?

Cela serait à propos, dit Rapin, car le bailli cite partout Dulciter comme un homme modèle.

Oui, répondit M. Minxit, mais ce serait inutile, le bailli est parti ce matin pour la campagne.

En ce cas, dit mon oncle, il faut lui présenter la carte de Bonteint.[1]

Il sonna, et ayant trouvé un bouchon de Bordeaux dans sa poche, il le donna à la servante de chez le bailli. La procession se rendit à la porte de Castoréum. Mon oncle entra.

Castoréum, lui dit-il, M. Dulciter est là qui voudrait vous parler.

Castoréum sortit et apercevant Dulciter sur la civière enflammée, oui, dit-il, vous l'avez mis dans un bel état; c'est donc ainsi qu'il fait les commissions dont on le charge.

Vous le voyez, dit Benjamin, c'est une chose à recommencer.

Bien, M. Rathery, mais vous ne perdrez rien pour attendre.

Ni vous non plus, M. Castoréum, à moins toutefois que vous ne perdiez patience. Dulciter après avoir traversé les principales rues de la ville, arriva enfin devant sa maison. L'épouse de Dulciter avait été prévenue par la rumeur de ce qui se passait. Or, c'était une maîtresse femme que Mme Dulciter, et elle méditait contre les mystificateurs de son époux une terrible vengeance.

Warum Tillier diese Scene für die 1843 zuerst erschienene Buchausgabe gestrichen hat, läſst sich ohne Kenntnis der ganzen

[1] Lies: Dulciter.

ursprünglichen Gestalt nicht wohl erörtern; und leider ist die Nummer, in der sie steht (vom 16. Oktober 1842), die letzte der erhalten gebliebenen. Die Art, wie Frau Dulciter zuletzt noch eingeführt wird, läſst eine weitere Aktion auch dieser Gestalt in dem Roman erwarten. Vielleicht fand Tillier schlieſslich, daſs es des Becherns doch zu viel werde in seinem Buche, und daſs zudem diese Dulciter-Episode zum Teil den Aufzug der Berauschten in Kapitel II wiederhole. Seine ersten Leser werden ihm jenen Vorwurf schwerlich gemacht haben. Der Wein gedeiht reichlich dort zu Lande, und aus dem 17. Jahrhundert bis heute haben sich die Strophen der Chanson bachique Adam Billauts erhalten, die Arthus auf der gemeinsamen Fahrt nach Corvol anzustimmen beginnt:

Aussitôt que la lumière
Vient redorer nos côteaux,
Je commence ma carrière
Par visiter mes tonneaux;
Ravi de revoir l'aurore,
Le verre en main je lui dis:
Vois-tu sur la rive more
Plus qu'à mon nez de rubis?

Berlin. Max Cornicelius.

Kleine Mitteilungen.

Zur me. Genesis & Exodus.

In dieser Dichtung kommt zweimal ein Subst. *scrid* vor, das Morris im Glossar durch 'entreaty' übersetzt. Die Stellen sind:

Gen. V. 1419 f. *for scrid, ne mede ne wold he đor*
ouer on nigt drechen nummor,

Ex. V. 2021 f. *for scrid, ne đret ne mai ghe bigeten*
for to don him chasthed forgeten.

Das erste Mal ist von Eliezer die Rede, der nicht länger bei Laban bleiben will, das andere Mal von Putifars Weibe, die Joseph zu verführen sucht. Die Quelle für jene Stelle (cap. 60 der Hist. schol.) bietet nur: *cumque rogassent, ... noluit,* während für die zweite eine Entsprechung fehlt. .Neben *scrid* steht das starke Verbum *scrīđen,* Prt. *scrǭđ,* das an folgenden Stellen auftritt, und zwar einmal im Präsens, sonst im Präteritum:

V. 1715 f. *serue he scrided đat VII ger,*
đat he bileue and serue him her.

So heifst es von Laban, der Jakob bittet, ihm noch weitere sieben Jahre zu dienen. Die Stelle ist mannigfach verderbt: Kölbing hat schon *serue* V. 1715 in *gerne* gebessert und *đat* V. 1716 gestrichen, Schumann *scrideđ* für *scrided* vorgeschlagen.

V. 339 f. *So manie times ghe him scrodt,*
Queder so him was lef or lodt.

Es ist hier von Eva die Rede, die Adam zuredet, auch von der verbotenen Frucht zu essen. Bei Comestor heifst es cap. 22: *forte praemonens verbis persuasibilibus.*

V. 1055 f. *He ros, and lutte, and scrod him wel,*
And bead hem hom to [*h*]*is ostel.*

Da von Lots Empfang der beiden Engel in Sodom erzählt wird, mufs *him* V. 1055 ein Fehler für *hem* sein. Im Original (cap. 52) steht blofs *petens,* das also durch *scrod* und *bead* wiedergegeben ist.

V. 1833 f. *Jacob was wo đat he is forsoc,*
And scrođ him so, đat sum he đor tok.

Hier handelt es sich um die Begegnung zwischen Jakob und Esau, wobei jener seinem Bruder große Geschenke bietet.

V. 2023 f. *Often ghe đrette, often ghe scrođ,*
Oc al it was him olike lođ.

Die Situation ist dieselbe wie die oben in V. 2021 f. geschilderte. Die Quelle giebt (cap. 90): *ut exoraret Joseph,* während es in der Bibel, Gen. 39, 10, heifst: *molesta erat adolescenti.*

V. 2695 f. *He bilef đor, Tarbis him scrod,*
đog was him dat surgerum ful lođ.

Hier wird erzählt, wie die äthiopische Königstochter Tarbis sich in Moses verliebte und ihn zu halten suchte; vgl. Comestor Ex. cap. 6: *non acquievit uxor.* — *Surgerun* ist offenbar für *surgeurn* = *surjurn,* ne. *sojourn* verschrieben.

Aus den angeführten Stellen geht hervor, dafs Morris die Bedeutung des Subst. *scriđ* mit 'entreaty', die des Verbums *scrīđen* mit 'entreat, solicit, urge' richtig wiedergegeben hat. Aber höchst zweifelhaft ist die Herleitung des letzteren von ae. *scrīđan* 'schreiten', wie schon Mätzner, Sprachpr. 1, 79, Anm. zu V. 2021, bemerkt hat; auch müfste dann *sriđ, sriđen* geschrieben sein, da ae. *scr-* in G. & Ex. sonst als *sr-* (= ne. *shr-*) erscheint, vgl. *srīden, srifte, srūd* = ae. *scrydan, scrift, scrūd.* Es bliebe also nur skand. Ursprung übrig (vgl. Björkman, Scand. Loanwords p. 132); aber gegen diese Annahme (Herleitung von aisl. *skríđa*) spricht die Bedeutung doch ebenfalls!

Ich glaube vielmehr, dafs *scriđ, scriđen, scrođ* einfach für *striđ, striđen, strođ* verschrieben[1] sind und das Subst. *strīđ* = aisl. *strīđ* 'Streit, Plage, Strenge, Härte', das Verbum *strīđen* = aisl. *strīđa* 'streiten, plagen, ärgern' ist. In romanischer Form erscheinen dieselben Wörter in unserem Gedichte als *strīf* und *strīuing.* Danach dürfte der Artikel *scriđ* bei Stratmann-Bradley und das Citat 'Gen. & Ex. 2695' unter *scrīđen* zu streichen und zwei neue Artikel einzusetzen sein!

Kiel. F. Holthausen.

Englisch der Gewerke.

F. B. Bickley gab *The Little Red Book of Bristol* (Bristol and Lond. 1900, 2 Bde. 4) heraus, ein Stadtbuch, 1344 angelegt, das aufser dem gröfsten lateinischen Teile sehr viel Französisches des

[1] Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Prof. Skeat in Cambridge bietet die Hs. an den betreffenden Stellen wirklich *c*, nicht *t*. Aber sonst sind diese Buchstaben mehrfach verwechselt worden, und er fügt hinzu: I dare say you are quite right in correcting *sc* to *st* in all the instances.'

14. Jahrhunderts (vereinzelt noch bis 1439), und seit etwa 1430 auch manches englische Stück enthält. Hier, aber auch in den anderen Partien, finden sich viele technische Ausdrücke besonders des Handwerks und Marktverkehrs. Einige notiert das Glossar. — Aus Quellen um 1410 sammelt die Namen der englischen Gewerbe Wylie, *Hist. of ... Henry IV*, IV (1899).

Berlin. F. Liebermann.

Byron und Chateaubriand.

In einem Aufsatze in Bd. 30, Heft 2 der 'Englischen Studien' hat E. Koeppel auszuführen gesucht, dafs Byron für die Gestalt seiner Astarte Chateaubriands Erzählung 'René' vorgeschwebt habe. Es sei mir gestattet, darauf hinzuweisen, dafs bereits George Sand einmal flüchtig auf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit dieses Verhältnisses aufmerksam gemacht hat. In ihrem 'Essai sur le drame fantastique' lesen wir nämlich: '[Ici,] Manfred raconte l'épisode d'Astarté qui a le tort de ressembler à l'histoire de René et d'Amélie de M. de Chateaubriand; mais ceci s'est fait, à coup sûr, à l'insu de Byron: son génie était fait de telle sorte que les réminiscences y prenaient souvent la forme de l'inspiration.' Chateaubriand selbst hat ja gelegentlich — nicht ohne ein lebhaftes Gefühl der Befriedigung — von seinem Einflusse auf Byron gesprochen; vgl. namentlich die *Mémoires d'outre-tombe* II (1849), S. 152 ff. Endlich sei noch kurz eine Äufserung von Chênedollé citiert: 'Manfred n'est qu'un René habillé à la Shakspeare' (bei Ste-Beuve, *Chateaubriand*, ed. 1878, I 371).

Berlin. Otto Ritter.

Zur Etymologie von ne. *ooze*.

Ne. *ooze* 'Schlamm' pflegt man von ae. *wōs* 'Saft' abzuleiten (vgl. Kluge in Pauls *Grundrifs* I² S. 1020; Kaluza, *Hist. Gr.* II 230; Kluge-Lutz s. v.; Skeat, *Conc. Etym. Dict.* s. v., mit dem Zusatze 'Perhaps confused with A. S. *wāse*, soft mud'; u. s. w.). Demgegenüber möchte ich die Frage aufwerfen: empfiehlt es sich in Anbetracht der Bedeutungsverschiedenheit sowie der Stimmhaftigkeit des *s*-Lautes, die das ne. Wort zeigt, und zu deren Erklärung man anderenfalls mit Kluge-Lutz die flektierte Form *wǭse* heranziehen müfste — empfiehlt es sich aus diesen Gründen nicht, die übliche Herleitung aus ae. *wōs* fallen zu lassen und dafür das (nur nebenher von einigen herangezogene) ae. *wāse* 'Schlamm' zum Ausgangspunkt zu nehmen? Man hat dieses Wort bisher offenbar wegen seines Vokals (ae. *ā* : ne. *u*) nicht als Etymon gelten lassen wollen; indessen ist diese vermeintliche Schwierigkeit in Wirklichkeit keine, da ja die me. Verbindung *wǭ* dazu neigte, zu *wǭ* überzugehen (Sweet, HES § 695; u. a.). Möglich ist es daneben, dafs das *ǭ* des sinnverwandten

me. Wortes *wōs* < ae. *wōs* der Form *wǫse* gegenüber älterem *wǭse* zum Siege verholfen hat; weniger dürfte an einen dialektischen Einschlag (vgl. me. *gǭ, hǭm*; darüber Luick, *Untersuchungen* § 112, 143) zu denken sein.

Berlin. Otto Ritter.

Zum Bedeutungswandel *apricum* > *abri*.

Gegen den Schlufs seines Artikels über *Abri* (*Romania* IV 348) sagt Bugge: 'Un changement analogue du sens se trouve dans les langues scandinaves, où *hlýr* tempéré, *hlýja* fovere, mettre à l'abri, appartiennent au radical *hlé*, abri.' Eine noch stärkere Analogie zeigt das ae. Adj. *gehlēow* (zu *hlēo[w]* 'Schutz'; ne. *lew* 1. lauwarm, 2. gegen Wind und Wetter geschützt), das nicht blofs die Bedeutung 'warm, mild', sondern direkt 'sonnig' zu haben scheint, wie denn auch einmal bei Wright-Wülker (336, 31) 'apricitas' mit *hlēowđ* (ne. *lewth* 1. Wärme, 2. 'abri') glossiert wird.

Berlin. Otto Ritter.

Zu Schmeding, Über die Wortbildung bei Carlyle.

In meiner Besprechung von O. Schmeding, Über die Wortbildung bei Carlyle (Morsbachs Studien zur engl. Philologie, 5), im Archiv Bd. CVIII, S. 208 ff. habe ich dem Verfasser den Vorwurf gemacht, dafs er aus dem New English Dictionary und aus Mätzner, Grammatik, manches wörtlich übernommen resp. übersetzt hat, ohne das Übernommene als solches besonders zu kennzeichnen. Ich habe indessen übersehen, dafs er in der Einleitung zum II. Hauptteil S. 227, 228 ausdrücklich auf die ausgiebige Benutzung der genannten Werke hinweist. Ich freue mich, dies im Interesse des Verfassers und des Herausgebers nachträglich konstatieren zu können. Das Princip, nach dem der Verfasser citiert, kann ich indessen nicht gutheifsen. Eine genaue Aufklärung über die Benutzung der Quellen erwartet man entweder in jedem einzelnen Falle an der betreffenden Stelle oder in der Einleitung resp. in dem Vorwort zu dem ganzen Buch, wo ich sie vergeblich suchte, aber nicht in der Einleitung zu einem Teile desselben. Aufserdem ist bei wörtlicher Entlehnung die Benutzung von Anführungszeichen schon deshalb geboten, weil der Leser und vor allem der Recensent in die Lage gesetzt werden mufs, Fremdes von Neuem leicht zu scheiden, ohne selbst Quellenstudien machen zu müssen. Die Verwendung von Anführungszeichen, wie sie bei wörtlicher Übernahme allgemein üblich ist, hätte auch, wenn die Quelle nicht genannt worden wäre, jedes Mifsverständnis ausgeschlossen — man erwartet eben eine solche. Doch all dies ist gegenüber der oben genannten Quellenangabe des Verfassers für die vorliegende Frage nebensächlich: die *fides* des Verfassers steht aufser

allem Zweifel. In Anbetracht der sonst sehr tüchtigen Leistung gereicht es mir zur besonderen Befriedigung, dies hier feststellen zu können.

Tübingen, 15. Mai 1902. W. Franz.

Noch einmal frz. *sage*.

Schuchardt hat in seinen 'Romanischen Etymologien I' (Sitzungsberichte d. Wiener Akad., phil.-hist. Kl. CXXXVIII) den Versuch gemacht, frz. *sage* sowie die entsprechenden Wörter der anderen romanischen Sprachen aus lat. *sapidus* herzuleiten, indem er (fürs Französische auf der Stufe *sabidu*) Einmischung der Endung *-iu* annimmt. So sehr nun dieser sein Artikel sich durch umfassende Kenntnis der romanischen Wortbestände und scharfsinnige Beurteilung des Materials auszeichnet, sind mir doch in wichtigen Punkten Bedenken geblieben, die mich an dieser Etymologie zweifeln lassen, obwohl Schuchardt denselben vorzubeugen gesucht hat.

Und zwar sind es folgende: 1) Gerade für jenes Gebiet, das die charakteristischesten Formen bieten mufste und bietet, läfst sich ein solcher Tausch der Endungen nicht nachweisen, wie häufig er auch auf anderen Gebieten sein mag: für das provenzalisch-französische Gebiet. Ein solcher Tausch ist hier auch von vornherein nicht zu erwarten: soll er vorkommen, so ist er analogisch; ist er analogisch, so müssen Wörter in genügender Zahl oder von genügender Wichtigkeit vorhanden gewesen sein, ihn zu bewirken. Dies ist aber auf dem genannten Gebiet ausgeschlossen, und zwar deshalb, weil das *i* der Endung *ius,* in den meisten Fällen früh zu *j* geworden, mit dem vorhergehenden Konsonanten verschmolz. Es kam ja — sagen wir im 5.—6. Jahrhundert — gewifs noch in einzelnen Fällen vokalisch vor: nach Labialen, nach Muta c. Liquida: *rubiu, ebriu.* Es kommt mir aber unwahrscheinlich vor, dafs diese vereinzelten Fälle einen so weitgehenden Einflufs auf ein häufiges und wichtiges Wort ausüben konnten, um von der ursprünglichen Formation keine Spur übrig zu lassen. Um so mehr, da auf diesem Gebiete die beiden Endungen verschiedener geworden waren als auf anderen romanischen Gebieten, nämlich der tonlose Zwischenvokal früh eine andere Färbung angenommen hat: *-ẹdu* gegenüber *-iu.*

Und thatsächlich sind die Fälle, die Schuchardt S. 78 ff. fürs Provenzalische und Französische anführt, sämtlich anders zu erklären. Ich gebe zunächst die richtige Erklärung und beginne mit dem Französischen. Das *tieve, teve* ist *tepidus,* in dem sich der Zwischenvokal aus irgend welchen Gründen länger gehalten hat, als wir es erwarteten (abgesehen vom Lothr.-Wallon., wo das längere Verbleiben desselben vielleicht völlig lautgesetzlich war), ebenso *are, pale*; es ergab sich dadurch aus *tepidus aridus,* wie übrigens schon

G. Paris erkannt hat, *tẹbẹdẹ, arẹdẹ,* dann *tẹvẹdẹ, arẹdẹ,* dann *teve, are.* Die Gründe des längeren Verharrens des Mittelvokals sind unschwer ausfindig zu machen; die Wörter waren einerseits beeinflufst von der Umgangssprache der Gebildeten, die die lateinische Wortgestalt länger festhielten und vielleicht noch *tebidu* u. s. w. sprachen. Das konnte der niedrige Mann nicht nachahmen, weil es seiner Lautgewohnheit widersprach, aber er näherte seine Sprechweise der der Gebildeten möglichst an, und er sprach *tebẹdẹ,* wie er *anẹdẹ, chanẹvẹ, fẹgẹdẹ* sprach, letzteres die korrekten Formen. Andererseits war dabei wohl das Bestreben mafsgebend, den Stamm deutlich hervortreten zu lassen, wie er in anderen Worten bestand, es gab damals gewifs noch allenthalben ein *tebour, tepore,* vielleicht noch ein *tebeir* aus *tepere,* ein *palor* etc. Das also die Erklärung, die ich für die richtige halte. Wäre hier nun, wie Schuchardt meint, Endungstausch eingetreten, so konnten die Resultate zweierlei sein; entweder noch *tebiu, ariu,* daraus wäre **teǧe, *arǧe* oder *aire* entstanden, davon finden sich nun jene gar nicht, *aire* resp. *ayre* ist zwar zweimal bei Gdfr. belegt, ist aber dort sicher östliche Nebenform mit *i*-Epenthese zu *arre,* wie sich ja auch *bair(r)e* für *barre* findet, vgl. auch Görl. Burg. Dial. S. 26, wo Formen wie *gairant, airdoir, chairette, mairz*; oder es wäre — und dies nimmt Schuchardt für *teve* an — die Endung nicht mehr in der Gestalt *iu,* sondern in der *i* übertragen worden; dann bieten sich aber erstens als Ausgangspunkt der Analogie nur ganz wenige Adjektiva, die auf Muta + Liquida + *iu* — viel mehr als *ẹbriu* und vielleicht *propriu* werden es kaum sein —, denen man einen solchen Einflufs kaum zutrauen kann; zweitens wäre der Vorgang dann aber ein ganz wesentlich anderer als der in *sage,* wo er um beträchtliches älter sein müfste, so dafs man sich auf *teve* kaum berufen könnte. Hätte er wirklich etwas Analoges, so hätten doch mindestens Nebenformen davon Kunde gegeben; aber es findet sich ebensowenig wie nach der einen Seite ein **tege,* nach der anderen ein **save* (oder **seve?*). Vgl. noch heutiges wallon. *saiw* aber *tẹn* (Sch. 39, 73).

Ähnlich verhält es sich im Provenzalischen, wo die Verhältnisse für die Übertragung entschieden günstiger wären. Um so entscheidender, dafs sich aprov. nichts findet (Sch. 69). Die modernen Formen aber, die Sch. 29 anführt, beweisen nichts. Wenn sich in aprov. *cobe* (Fem. *-eza*) heute limous. *kúbi*[1] *e* in *i* gewandelt hat, so kann doch das nicht auf eine Stufe mit dem Wandel von *sabidu* zu *sabiu* gestellt werden; und man kann nicht einmal in diesem einen ersten 'Pionier' sehen, weil man sonst ein etymologisches Bewufstsein an-

---

[1] Wenn das *cóubi* bei Mistral wirklich so, nicht *koubi* zu lesen ist. Die Orthographie Mistrals ist in solchen Fällen bekanntlich zwei-, wenn nicht dreideutig.

nehmen würde, das nie vorhanden gewesen ist. Um dies zu erkennen, ist wohl nicht einmal notwendig, dafs man sich die nprov. Formen deuten könne. Immerhin will ich das hier versuchen.

Proparoxytona sind im heutigen Provenzalischen (wenigstens in den mit der Schriftsprache verwandten Dialekten) gerade so unmöglich wie im Französischen etwa des 13. und 14. Jahrhunderts, dagegen ist die Auswahl der Ausgänge paroxytoner Wörter gröfser: es kommen *e(s), i(s), o(s), on* (in Marseille z. B. auch *-ei, -eis*) in Betracht. Während nun einerseits bei volkstümlichen Wörtern sich in Proparoxytonis (von der Formel lat. x́ x *a*) unter dem Druck der erwähnten Unmöglichkeit der Accent verschoben hat: *lagrémo, seméno* (seminat), *ourguéno* (aprov. *órguene*), *fabrégo, lampéso* (lampada), vielleicht auch *courpouro* (corpora), *pendoulo* (pendulat), vgl. ML I § 599, war es andererseits möglich, lateinische und andere fremde Wörter, die direkt, nicht auf dem Umweg übers Französische kamen, im Gegensatz zum Französischen mit Beachtung des Accents zu übertragen, wobei jene Endung gewählt wurde, die am besten die lateinische wiedergab; so *aposto* (apostolus), *conse* (consul), *ònis* (onyx), *quàsi, vièsti* (vestis), *estàsi* (extasis), *esclùssi* (eclipsis); waren die lateinischen Ausgänge *-ium, -ia* u. s. w., so verblieb wie in letzteren Worten *i*: *presènci, vitòri, matrimòni, encèndi* (vgl. frz. *incendie*), *fàci, espèci*; dazu *la gàrdi* (ital. *guardia*), *demòni* (wohl aus ital. *demonio*); ebenso war *i* das Naheliegendste, wenn Endungen wie *-itus, -icus* vorlagen: *àbi* (habitus 'Klosterkleidung'), *pòrti* (porticus); vgl. auch *Dàvi* (David), langu. *tràfi*, rouerg. *trànfi* (aus kat.-span. oder it. *traf(f)ico*), *dàti* (aus älterem *datil*, und dies wieder aus span. oder kat. *datil*), so mag sich schliefslich auch die Neigung eingestellt haben, frz. *ę*, besonders nach Zischlauten, durch *i* wiederzugeben: *trànsi* und *estrànsi* (aus *les transes*), *dànsi* (dauph.), *testimouniàgi, dauràgi* (mars.), und endlich finden wir es auch in nicht ganz klaren anderen Fällen: *Màuri, Lazàri.*

So wird denn auch *flòri*, das zur Not auch auf lat. *floreus* zurückgehen könnte, ein entlehntes lat. *floridus* sein, so ist wohl *òrri* neben *orre* nach Ausweis von auvergn. *orrid* vom Lateinischen beeinflufst, so ist *sòli* ('calme, tranquille') direktes oder indirektes Lehnwort aus lat. *solidus*. *limpie, -o* stammt sicher aus dem Spanischen.

Was die sehr wenigen übrigbleibenden Fälle betrifft, so ist die richtige Lösung angedeutet von ML, Rom. Gramm. I § 337. Ursprünglich *tebe, tebezo*; durch den Einflufs des erwähnten Accentgesetzes hätte daraus *tèbe, tebézo* dort werden müssen, wo *d* > *z* geworden ist; ein solches Verhältnis war selbstredend undenkbar; so bildete man statt dessen *tebe, tebeo*, daraus *tebio*; dies waren aber auch die lautgesetzlichen Formen, wo der Ausfall des *d* das Lautgesetzliche war. *tebe* : *tebio* war aber vereinzelt, *-i, -io* auch sonst vorhanden; deshalb leicht der Übergang zu *tèbi, tebio* oder zur Kom-

promifsform *tebie, tebio.*[1] So wird es wohl auch bei *rànci, cóubi* gewesen sein, neben denen *rance* und *coube* vorhanden sind.

2) Nun aber komme ich zu dem entscheidenden Einwand. *sapidus* 'schmackhaft' hat sich ja in Frankreich in der Form, die wir vorauszusetzen haben, gehalten. *sabidus* 'schmackhaft' und Schuchardts *sabidus* 'weise' müfsten ja nun eine Zeitlang nebeneinander gestanden haben; warum die Endung immer nur und konsequent bei diesem vertauscht, nie bei jenem? Das ist doch höchst auffällig. Mit dem Wort Differenzierung ist hier gar nichts gewonnen; Differenzierung kann ja nur dort eintreten, wo die Sprache aus irgend einem Grunde Gewicht darauf legt, Wörter für verschiedene Begriffe auseinanderzuhalten, wo Verwechselungen eintreten könnten, wenn sie zusammenfallen. Differenzierung mag der Grund gewesen sein, warum in *inimicu* > *enemi* das *e* sich länger hielt; hier haben wir die Gegensätze *enemi* — *ami,* die auseinandergehalten werden mufsten, und durch das Wirken der Lautgesetze wären die Worte einander zu ähnlich geworden; aber welche Nötigung bestand bei *sabidus?* Das eine Wort wird ausschliefslich von Speisen u. dgl., das andere wäre von Personen gebraucht; die Gefahr, dafs die beiden Begriffe verwechselt würden, hätte höchstens bei Kannibalen bestanden.

Ich meinerseits halte an dem Etymon *sapius* fest. Freilich fasse ich dieses anders als Schuchardt S. 7—13. Mit dem Petronischen *nesapus* oder *nesapius* hat es wohl gar nichts zu thun. Man bedenke aber, dafs es im Lateinischen neben *scio* ein *scius* gegeben hat. Als nun in dem gröfsten Teile des romanischen Gebietes *sapere* an die Stelle von *scire* einrückte, empfand man das Bedürfnis nach einem Verbaladjektiv, das sich so zu diesem Verbum verhalte wie *scius* zu *scio*; gab es aber damals noch *(i)scio, (i)scis, (i)scit* und daneben *(i)scius,* und gab es wohl auch noch *néscio, néscis, néscit* neben *néscius,* so konnte zu *sapio, sapis, sapit* das Verbaladjektiv nicht anders gelautet haben als *sapius.* Man könnte sardisch *sabiu* einwenden, da im Sardischen sich *scire* gehalten hat. Aber abgesehen davon, dafs hier auch ursprünglich *sapere* in der Bedeutung 'wissen' bestanden haben mag, das nicht durchgedrungen wäre, kann das Wort einer der vielen Hispanismen, die diese Insel aufzuweisen hat, sein.

Auch von der lautlichen Seite sind, wie ich glaube, die Schwierigkeiten nicht unüberwindbar. It. *sapio* statt zu erwartendem **sappio,* neap. *sapio* statt **saccio* können sich einfach durch Annahme eines Einflusses von seiten des Verbs erklären. Dabei will ich nicht verhehlen, dafs ich dieses toskanisch-neapolitanische *sapio* (neben, resp. vor *savio*) überhaupt nicht für ein bodenständiges Wort halte; man

[1] Auch die umgekehrte Angleichung findet statt, worauf schon ML a. a. O. hingewiesen hat: mask. *coubés, tebés.*

entlehnte es aus dem Norditalienischen, nur machte man es sich zunächst mundgerechter. Da man recht wohl wufste, dafs nordit. *saver* toskanischem *sapere* entsprach, so bildete sich die Proportion *saver* : *savio* = *sapere* : x; x = *sapio*; d. h. man bildete das Adjektiv aus dem toskanischen Stamm nach dem Muster des norditalienischen Wortes.

Auch die provenzalische Form *sabi* erklärt sich aus ähnlichen Ursachen. Wurde der Zusammenhang mit *saber* gefühlt, so ist leicht ersichtlich, dafs *b* für *p* eintreten konnte. — Daneben giebt es die provenzalische Form *savi*, die zu keiner der bisher vorgebrachten Etymologien pafst. Schuchardt sieht darin 'eine französierende oder norditalienisierende Form' (S. 70). Ich weifs keine andere Erklärung. Dafs man aber diese Form gerade deshalb bevorzugt habe, damit das Wort für 'weise' von *sabe* 'schmackhaft' um so verschiedener sei, ist für mich natürlich ganz unannehmbar und undenkbar.

Was endlich frz. *sage* (dial. *saive*) betrifft, so steht allerdings die sonstige Behandlung von *pj* im Wege. Aber eines ist zu bedenken, dafs die Bedingungen hier und in den anderen anführbaren Beispielen nicht ganz die gleichen waren. Um Schuchardts eigene treffliche Worte anzuführen (S. 3): Gleichheit der Bedingungen giebt es ja überhaupt gar nicht; 'sie läfst sich weder unmittelbar noch an den Wirkungen erkennen; wir sehen überall Verschiedenheit der Bedingungen und bald die allergröfste ohne Wirkung, bald die allerkleinste mit Wirkung'. In den sonstigen Beispielen für *pi̯* folgt stets *a*, also nach Schwan-Behrens[5] § 192 *sapiat* > *sache*, *sepia* > *seche*, *hapia* > *hache*, dazu *krippja* > *creche*, um von den Beispielen. wo *pi* vortonig ist, und die übrigens auch stets *a* danach haben, zu schweigen. Auch frz. *ache* wird hier (und von Thomas im Dict. gen.) auf *apia*, nicht auf *apiu* zurückgeführt, wohl weil *ache* (im Gegensatz zu prov. *api*) Feminin ist und nach Hirsch (Das Genus der frz. Substantiva, Progr. d. Unterstaatsrealsch. im V. Bez., Wien 1887—88, S. 7), der allerdings keine Beispiele anführt, immer war; gewifs ist es ja ein Wort, das leicht im kollektiven Plural auf *-a* gebraucht werden konnte, aus dem sich dann wie so oft das Fem. entwickelt hätte. Nehmen wir nun an, dafs *pi* vor *o* und *u* *ǵ* ergeben hätte, so wäre das abweichende *pigeon* erklärt; denn durch Dissimilation kann das Wort kaum die jetzige Lautgestalt erhalten haben, erstens weil sich eine ähnliche Dissimilation einer Tenuis gegen eine andere zur Media kaum in romanischen Sprachen nachweisen läfst, zweitens weil sonst in solchen Stellungen eher der erste Konsonant dissimiliert wird (vgl. *cauchier* etc.). Ich will nun nicht behaupten, dafs *pipione pig̑on* hätte ergeben müssen, glaube vielmehr, dafs *pipio*, das doch sicherlich anfänglich auch bestanden hat, **pige* ergeben hat und von hier aus erst der tönende Laut in den Obliquus **pichon* übertragen wurde.

Mit der Annahme einer derartigen Verschiedenheit der Behand-

lung von *pj* je nach dem auslautenden Vokal ist nun nichts gewonnen, solange sie nicht begründet ist. Meyer-Lübke hat Rom. Gramm. I 538 gezeigt, dafs, um die Verschiedenheit der Entwickelung in Fällen wie *cọde, cọte* zu erklären, angenommen werden mufs, der zwischentonige Vokal sei in Proparoxytona früher gefallen wenn *a*, als wenn ein anderer Vokal auslautete, und andere, z. B. Rydberg, haben sich dieser Ansicht angeschlossen. Nun verschmolz aber das Hiatus-*i* mit Labialen nicht so früh als mit anderen vorhergehenden Konsonanten, sondern blieb noch längere Zeit mit Silbenwert stehen (wie z. B. das Provenzalische zeigt), so dafs die der Formel ˊLab i̯- entsprechenden Wörter länger Proparoxytona waren; wir dehnen nun die frühere Annahme konsequent auch auf diese aus — sei es, dafs wir durch Annahme eines halbkonsonantischen Gleichlauts unsere Fälle mit denen Meyer-Lübkes in vollständige Parallele setzen wollen:

natika	*sepi̯a*	*-atiku*	*sapi̯u*
natka	*sepĥa*	"	"
"	"	*-adẹgẹ*	*sabẹyẹ*
natča	*sepča*	*-adǧẹ*	*sabǧẹ,*

sei es, dafs wir uns begnügen, zu sagen, das *i* sei infolge dieser Tendenz vor *a* früher zum *j* geworden als vor *u*, vor letzterem erst, als *p* bereits intervokalisch zu *b* geworden war. Nach dem Gesagten wäre also Mask. *sage,* Fem. **sache* die theoretisch richtige Form; wie gewöhnlich trat die Ausgleichung nach dem Mask. ein, das bei diesem Wort wohl bedeutend häufiger als das Fem. gebraucht wurde.

Die erörterten Gründe bewegen mich also, das Etymon von *sage* etc. doch noch lieber in dem gar nicht belegten *sapius* als in dem spät, aber doch hie und da auftauchenden (Sch. 74 ff.) *sapidus* 'weise' zu suchen. Nur noch ein Wort zu diesem letzten. Nehmen wir an, dafs **sapius* in der gesprochenen Sprache ziemlich häufig war: es ist nun bekannt, wie sehr die Verfasser und Schreiber sich scheuten, derartige Vulgarismen in ihrer dem klassischen Latein je nach ihrer Bildung mehr oder weniger angenäherten Sprache zu gebrauchen. Es ist also wohl nicht zu verwundern, wenn *sapius* trotz seiner Häufigkeit nicht zu belegen ist. Man wufste eben, dafs man im klassischen Latein nicht so gesagt hat. Drängte sich dem Verfasser oder Schreiber das Wort einmal auf, so suchte er nach dem entsprechenden klassisch-lateinischen Wort; meist wohl wird ihm da das richtige *'sapiens'* eingefallen sein; aber manchmal mag er doch, vom ähnlicheren Klang verführt, zum anderes bedeutenden, also falschen *'sapidus'* gegriffen haben; namentlich solchen, denen das Latein nicht die Muttersprache war, konnte das leicht begegnen.

Mag dem nun wie immer sein, von der Existenz oder Nichtexistenz eines lat. *sapidus* 'weise' hängt die Richtigkeit der Herleitung von frz. *sage* aus **sapius* nicht ab, und diese Ableitung gegen

Schuchardt, Punkt I 2, zu verteidigen, ist der eine Zweck dieses Artikels. Der andere ist aber, zu zeigen, dafs bei der Schuchardtschen Etymologie wichtige Bedenken unbeseitigt bleiben, über die man leicht, freudig berührt von so mancher schönen, das Richtige treffenden Erörterung und betäubt durch die Fülle des Gebotenen, zu leichten Schrittes hinweggehen könnte, oder die auszusprechen man gegen sein Gewissen den Mut nicht findet, weil gar selten wer im stande sein dürfte, das Schuchardtsche Feuer 'aus gleich schweren Geschützen' zu erwidern. Und dafs ich es nicht im stande bin, dessen bin ich mir ja dabei vollständig bewufst.

Prag. Eugen Herzog.

Die Landschlacht bei Aboukir (1799) und ihre Darstellung bei Thiers. (Mit zwei Karten.)

In gleicher Weise, wie ich in dieser Zeitschrift den ersten Feldzug Desaix' in Ägypten besprochen habe,[1] möchte ich die Landschlacht bei Aboukir und ihre Darstellung in Thiers' Expédition en Égypte einer Kritik unterziehen. Denn auch sie enthält eine Reihe dunkler Punkte, die in unseren Ausgaben nicht immer die nötige Beachtung gefunden haben.

Thiers[2] sagt: *Quand Bonaparte apprit les détails du débarquement (des Turcs), il quitta le Caire sur-le-champ et fit du Caire à Alexandrie une de ces marches extraordinaires dont il avait donné tant d'exemples en Italie. Il emmenait avec lui les divisions Lannes, Bon et Murat. Il avait ordonné à Desaix d'évacuer la haute Égypte, à Kléber et Reynier, qui étaient dans le Delta, de se rapprocher d'Aboukir. Il avait choisi le point de Birket, intermédiaire entre Alexandrie et Aboukir, pour y concentrer ses forces et manœuvrer selon les circonstances.*

Es erhebt sich hier zuerst die Frage: Wo liegt Birket? Von den Specialkarten, die den Ausgaben beigegeben sind, verzeichnet nur eine einzige den Ort.[3]

Thiers sagt, dafs Birket *intermédiaire entre Alexandrie et Aboukir* sei. Was soll das bedeuten? In den Specialwörterbüchern finde ich die Bedeutungen: vermittelnd, zwischen —, Mittel-

[1] Band XCVI (1896), S. 179—187.

[2] Beckmann (Perthes) S. 71. — Grube (Velhagen & Klasing) S. 84. — Hartmann (Stolte) S. 80. — Jäger (Römke) S. 70. — Klein (Renger) S. 53. — Leitritz (Kühtmann) S. 87. — Schaunsland (Friedberg & Mode) S. 109.

[3] Hartmann fügt über die hier in Betracht kommenden Gegenden zwei Karten bei, die dem 1847 veröffentlichten Atlas zu Napoleons Denkwürdigkeiten entnommen sind. Die gröfsere gehört zu dem Marsche Bonapartes von Alexandria nach Ramanieh. Auf dieser steht jedoch Birket nicht, wohl aber auf der kleineren, die eine Übersicht über Unterägypten giebt.

Méditerranée
Ilot d'Aboukir
Fort d'Aboukir
Canope
Rosette
Lac Madieh
Lac d'Edkou
Edkou
Puits
Alexandrie
Port
Marabout
Beda
Birket
Leloha
Lac Maréotis
Canal d'Alexandrie
Nil
Ramanieh
Damanhour
Chébreïss
Le Caire

Méditerranée
Fort d'Aboukir
Village d'Aboukir
Ilot d'Ab.
Redoute
Village
M. du Cheik
Rade d'Aboukir
Méditerranée
Puits
M. du Puits
Destaing
Murat et Lannes
Lannes
Lac Madieh
Passage
Retranchement
Menou

(Hartmann), in der Mitte liegend (Beckmann und Schaunsland), zwischen, dazwischen liegend (Grube-Klatt und Leitritz). Die Académie bezeichnet es als *terme didactique. Qui est entre-deux. Temps, espace, corps, idées intermédiaires.* Hatzfeld-Darmesteter giebt folgende Erklärung: *En parlant des choses, qui, étant placé entre deux termes, sert de transition de l'un à l'autre. Temps, corps intermédiaire.*

Nach verschiedenen deutschen Herausgebern müſste man übersetzen in der Mitte (liegend) zwischen oder einfach zwischen Alexandria und Aboukir. Man müſste also annehmen — dies erscheint mir wenigstens als das Natürlichste —, daſs Birket auf der Straſse Alexandria-Aboukir liegt. Aber man braucht kein groſser Kenner militärischer Dinge zu sein, um einzusehen, daſs ein Punkt in dieser Lage nicht besonders zum Konzentrieren verschiedener Heeresabteilungen geeignet ist. Er muſs offenbar so gelegen sein, daſs man nach allen Seiten hin Front machen kann. Die Feinde müssen auf der Halbinsel Aboukir womöglich festgehalten und, wenn sie ausbrechen wollen, sowohl auf einem Marsche nach Alexandria als auch auf einem solchen nach Rosette angegriffen werden können. Auſserdem muſs der Ort so gelegen sein, daſs man schnell zur Hand sein kann, wenn die Feinde vielleicht eine Landung auf dem Wege Aboukir-Rosette oder noch weiter östlich versuchen sollten. Und endlich muſs man auch mit der Möglichkeit rechnen, daſs Mourad-Bey von Süden her mit seinen Reitern herankommt.

In hohem Grade zweifelhaft ist es aber schlieſslich, ob man *intermédiaire* die rein örtliche Bedeutung 'zwischen (zwei Ortschaften) liegend' geben kann. Nach den französischen Wörterbüchern bezeichnet es eigentlich nur etwas, was vermittelt, was den Übergang von einem zum anderen bildet. Thiers sagt einmal: *L'Égypte était, selon Bonaparte, le véritable point intermédiaire entre l'Europe et l'Inde.* Das heiſst doch nur: der vermittelnde Punkt, das Bindeglied zwischen Europa und Indien. Und eine derartige Bedeutung müſste man auch hier ansetzen, wenn man nicht annehmen will, daſs der Schriftsteller sich im Ausdruck vergriffen hat.[1]

Denon sagt in seinem 'Voyage dans la basse et la haute Égypte', daſs Birket *également distant d'Alexandrie et d'Aboukir* sei. Das bedeutet freilich etwas ganz anderes als das vorhergehende. Vor allen Dingen braucht danach der Ort nicht zwischen Alexandria und Aboukir zu liegen. Eine gleiche Entfernung von beiden Punkten ist für einen Sammelpunkt der Streitkräfte durchaus ge-

[1] Übrigens ist auch der Ausdruck *le point de Birket* ganz nichtssagend, und ich habe dafür in meiner Ausgabe von *Thiers, Expédition de Bonaparte en Égypte et en Syrie* (Leipzig, Roſsbergscher Verlag, 1902) die von Napoleon und anderen oft gebrauchten Worte *le puits de Birket* vorgeschlagen (vgl. daselbst S. IV und S. 69, 17).

eignet. Denon trifft damit das Rechte, aber seine Worte sind noch zu unbestimmt.

Weit genauer sind die Angaben Berthiers in seiner 'Relation des Campagnes de Napoléon en Égypte et en Syrie'. Er sagt: *Bonaparte se décide à prendre cette position au village de Birket, situé à la hauteur d'un des angles du lac Madié, d'où l'on se porte également sur l'Eter, Rosette, Alexandrie et Abouquir.* Die Worte '*à la hauteur d'un des angles du lac Madié*' sind zwar noch vieldeutig, aber durch den weiteren Zusatz, daſs man von Birket aus nach vier Hauptpunkten marschieren kann, wird ihm doch schon eine Lage bei dem Lac Madieh südlich vom Lac d'Edkou, wenn auch noch nicht ganz bestimmt, angewiesen. Es kommt noch hinzu, daſs Berthier bereits bei der Beschreibung des Marsches von Alexandria nach Damanhour im Juli 1798 die Brunnen bei Beda und Birket erwähnt hat.

Endlich Napoleon. In seinen Commentaires berichtet er uns, daſs er von Damanhour nach Birket marschiert sei, und giebt den Ort auf der Karte an. Er liegt danach am Canal du Nil ou d'Alexandrie, zwei Stunden von dem Dorfe Leloha entfernt. In seiner Correspondance, die die Befehle an seine Unterfeldherren enthält und besonders wichtig ist für die Bestimmung seiner militärischen Stellungen, sagt er: *Birket est à une lieue de Leloha,* und diese Angabe bin ich geneigt für die richtige zu halten.

Birket, genannt auch Birket-Gheytas zum Unterschied von einem anderen Birket, liegt also in der 'Wüste', auf demselben Wege, den Bonaparte schon einmal, nur in umgekehrter Richtung, eingeschlagen hatte. Das klingt zuerst etwas befremdend, wenn wir an die unsäglichen Leiden und die Verzweiflung der französischen Truppen denken, als sie durch diese Gegend marschierten. Aber der erste Marsch im Jahre 1798 war unter besonders ungünstigen Umständen ausgeführt worden. Es war Anfang Juli, zur Zeit der gröſsten Hitze und des niedrigsten Wasserstandes des Nils, die Brunnen verschüttet und die Dörfer, deren es eine ganze Anzahl am Wege gab, von den Einwohnern verlassen. Das Jahr vorher (1797) hatte es keine Überschwemmung in diesen Gegenden gegeben, so daſs sie allerdings einer Wüste glichen. Aber Napoleon hebt selbst hervor, daſs diese Landstrecken sonst vom Nil befruchtet werden. Bourrienne sagt von ihnen: *les vastes plaines du Bohahireh, qui n'est point un désert, comme on l'a toujours répété.*[1] Und Marmont berichtet uns ausdrücklich, wie er sich bemühte, Getreide und Lebensmittel auf diesem Kanal von Ramanieh nach Alexandrien zu schaffen; wie ein Damm

[1] Allerdings sagt er zwei Seiten weiter: *Les Arabes harcelaient sans cesse l'armée; ils comblaient et infectaient les citernes et les puits déjà si rares dans le désert!* Offenbar steht er unter dem Eindruck der damals wüstenähnlichen Beschaffenheit der Gegend.

zu beiden Seiten desselben angelegt wurde, damit das Wasser eine bestimmte Höhe erreichte, und wie dieser Damm von seinen Truppen bewacht werden mufste, damit nicht die Anwohner Löcher hineinbohrten und auf diese Weise das Wasser für ihre Felder entzogen, ehe die allgemeine Durchstechung von Staats wegen angeordnet wurde.

Für den Marsch nach Birket und Alexandria wurden aufserdem noch besondere Vorsichtsmafsregeln getroffen. Murat wurde vorausgeschickt, um besonders die Brunnen in Birket und Beda reinigen oder neu graben und Stroh und Gerste an bestimmten Orten niederlegen zu lassen.

Betrachten wir uns jetzt das Dorf Birket, so müssen wir sagen, dafs es vortrefflich gewählt und ein Punkt war, von dem aus man nach allen Seiten mit Erfolg vorgehen konnte oder, wie Thiers sagt, *manœuvrer selon les circonstances.*

Um ein richtiges Verständnis für die Operationen Bonapartes zu gewinnen, ist es ferner durchaus nötig, dafs wir uns den Lac Madieh etwas genauer betrachten. Er spielt, wie wir weiter unten sehen werden, in dem Schlachtenberichte Thiers' eine etwas seltsame Rolle und hat das Schicksal gehabt, dafs er auf den meisten neueren Specialkarten falsch dargestellt ist.

Zur Zeit der ägyptischen Expedition ist der Lac Madieh nicht geschlossen, sondern steht mit dem Mittelländischen Meere durch eine Einfahrt in Verbindung. Die Karten, welche ihn als geschlossen darstellen, geben seinen späteren Zustand wieder.[1] Jetzt existiert der See überhaupt nicht mehr.

Napoleon giebt die Breite dieser Einfahrt auf 100 toises, das heifst auf ungefähr 175 Meter, an. Wilson sagt von ihr im Jahre 1803: *The passage is about two hundred yards wide, and was made about eighteen years since by the sea breaking down the dike, which had been built ages back to recover from the ocean that country now Lake Maadie.* Jedenfalls war die Einfahrt breit genug, um grofse Schiffe durchzulassen. Die Franzosen hatten eine Schiffsbrücke dort gebaut, die von den Türken eiligst zerstört wurde, als sie in Aboukir landeten. Aufserdem war auf dem rechten Ufer dieser Einfahrt — nach Rosette zu — von Bonaparte eine Schanze errichtet worden, um nötigenfalls ein Einlaufen feindlicher Schiffe in den See zu verhindern oder, wenn sie sich schon dort befanden, sie eventuell abzuschneiden. Alles dies beweist, dafs Bonaparte diese Einfahrt gar nicht für unwichtig hielt. Wir werden auch weiter

---

[1] Leitritz und Hartmann, die ältere Karten einfach reproduzieren, verzeichnen die Einfahrt, jedoch ist zu beachten, dafs der See auf der kleineren Karte Hartmanns wieder als geschlossen dargestellt ist, ein Fehler, den man auch auf der 1867 veröffentlichten kleineren Karte zu Napoleons Commentaires findet.

sehen, daſs er sie in seinen Anordnungen für die Schlacht auch diesmal berücksichtigte.

Ehe wir die eigentliche Halbinsel Aboukir selbst betrachten, empfiehlt es sich, zuerst die Bewegungen und Truppenverschiebungen zu verfolgen, die auf dem von uns besprochenen Terrain von Bonaparte vorgenommen werden. Er bezeichnet als seine Operationslinie Alexandria, Birket und Rosette. Marmont soll in Alexandria den linken Flügel, er selbst in Birket das Centrum und Kléber in Rosette den rechten Flügel haben.

An Desaix ergeht die Weisung, sich aus Oberägypten nach Kairo zu ziehen. Kléber, der sich in Damiette, und Reynier, der sich in Belbeïs befindet, erhalten den Befehl, allmählich heranzurücken. Menou, der in Rosette ist, soll das rechte Ufer des Einganges in den Lac Madieh besetzen und die vielleicht dort befindlichen Kanonenboote der Türken vernichten oder daraus vertreiben. Sollten feindliche Truppen in gröſserer Menge zwischen der Einfahrt und Rosette landen, so soll er sich nach Birket zurückziehen.

Bonaparte selbst begiebt sich von Kairo mit drei Divisionen nach Ramanieh. In Kairo läſst er einige Truppen unter General Dugua zurück.

Den 20. Juli bricht Murat mit der Avantgarde von Ramanieh auf. Sie besteht aus der Kavallerie, den Dromedariern, den Grenadieren und einem Bataillon Infanterie. Er hat, wie oben schon erwähnt, den Auftrag, die Brunnen in stand zu setzen, Stroh und Getreide an geeigneten Stellen zusammenzubringen und vor allen Dingen auch die Verbindung mit Alexandria herzustellen und häufige Patrouillen zwischen dem Madieh- und Edkou-See hindurch nach dem Dorfe Edkou (das auf der Straſse Rosette-Aboukir liegt) und nach Rosette selbst zu schicken. Es geht aus diesen Befehlen deutlich hervor, daſs Bonaparte eine Landung auf einer Stelle gegenüber dem Edkou-See für nicht unmöglich hielt.

Zwei Tage nach dem Abmarsch Murats, den 22. Juli, bricht das Heer von Ramanieh nach Damanhour und Birket auf. Da die Meldungen einlaufen, daſs der Feind sich auf der Halbinsel Aboukir festgesetzt hat, marschiert man schon am folgenden Tage nach Alexandria. Bonaparte findet die Festungswerke in gutem Zustande, läſst Marmont als Befehlshaber dort zurück und schickt nur noch einen Teil der Garnison unter dem Befehle des bis jetzt Marmont unterstellten Generals Destaing auf dem Wege nach Aboukir voraus.[1]

---

[1] Thiers sagt, daſs Bonaparte Marmont getadelt habe, weil er nicht den Versuch gemacht hätte, die Türken an der Landung zu hindern. Man hat schon von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daſs dies unzutreffend ist. Abgesehen davon, daſs Marmont wirklich abmarschierte, um mit einem Teil seiner Truppen — er hatte überhaupt nur 1200 Mann in Alexandria — die Besatzung des Forts und der Redoute zu verstärken,

Am Nachmittage des 24. Juli begiebt er sich mit dem Hauptquartiere nach Puits, das ungefähr in der Mitte zwischen Alexandria und Aboukir liegt. In der Nacht vom 24. zum 25. Juli treffen dort Murat, Lannes und Rampon ein. Bei Tagesanbruch setzt sich das Heer in Bewegung, als Führer der Avantgarde Murat mit 400 Reitern und der Brigadegeneral Destaing mit drei Bataillonen und zwei Ge schützen.

Am 25. morgens steht das Heer am Eingange zur Halbinsel. Lannes hat den rechten Flügel, Destaing den linken. Murat und Lanusse befinden sich im Centrum. Ebenda ist auch Bonaparte.

Davout ist halbwegs zwischen Alexandria und Aboukir mit zwei Eskadronen und 100 Dromadariern aufgestellt, um gegebenenfalls mit Truppen Marmonts Mourad-Bey abzuhalten. Aufserdem bildet Kléber die Reserve. Er ist dem Hauptheere gefolgt und trifft am 25. abends auf dem Schlachtfelde ein.

Ehe wir zur Entwickelung der Schlacht übergehen, empfiehlt es sich, die Abschnitte aus Thiers anzuführen, die sich auf die Beschreibung der Halbinsel Aboukir und die auf ihr errichteten Befestigungen beziehen.

Les Turcs occupaient le fond de la presqu'île, qui est fort étroite. Ils étaient couverts par deux lignes de retranchements. A une demi-lieue en avant du village d'Aboukir, où était leur camp, ils avaient occupé deux mamelons de sable, appuyant l'un à la mer, l'autre au lac de Madieh, et formant ainsi leur droite et leur gauche. Au centre de ces deux mamelons était un village qu'ils gardaient aussi. Ils avaient mille hommes au mamelon de droite, deux mille à celui de gauche, et trois à quatre mille hommes dans le village. Telle était leur première ligne.

La seconde (ligne) était au village même d'Aboukir. Elle se composait de la redoute construite par les Français, et se joignait à la mer par deux boyaux.

Vers la droite un boyau joignait la redoute à la mer; vers la gauche un autre boyau la prolongeait, mais sans joindre tout à fait

und nur auf die Meldung von der Übergabe umkehrte, wäre es doch ein thörichtes Beginnen gewesen, mit seinen geringen Streitkräften gegen die Feinde vorzugehen und sie an einer Landung zu hindern. Überdies durfte er den wichtigen Punkt Alexandria nicht so sehr von Truppen entblöfsen. Es war im Gegenteil Napoleon sehr recht, dafs er die Türken auf der Halbinsel Aboukir antraf, die durch ihre geringe Ausdehnung eine Entfaltung der überlegenen feindlichen Streitkräfte verhinderte. War doch auch der Zeitpunkt insofern günstig, als die Türken noch keine Kavallerie hatten und Mourad-Bey, wenn auch nicht völlig vernichtet, so doch bedeutende Verluste erlitten hatte. Interessant ist es übrigens, dafs einmal Bonaparte den General Marmont tadelte, weil er 8—900 Mann Engländer und Türken nicht hatte landen lassen. Das war am 4. November 1798. Er fügt hinzu: *Vous nous auriez envoyé quelque colonel anglais prisonnier qui nous aurait donné quelques nouvelles du continent.*

le lac Madieh. L'espace ouvert était occupé par l'ennemi, et balayé par de nombreuses canonnières.

Wir haben nach dieser Beschreibung zwei Befestigungslinien. Die erste, die den Franzosen am nächsten liegt, wird gebildet durch zwei Hügel, von denen der eine sich ans Meer lehnt, als der rechte bezeichnet wird (vom Standpunkt der Türken aus) und von 1000 Mann besetzt ist. Der andere, der linke, soll sich an den Madiehsee anlehnen und ist von 2000 Türken besetzt. In der Mitte endlich zwischen diesen beiden Hügeln soll sich ein Dorf befinden, das ebenfalls von ihnen besetzt ist.

Ich will kein Gewicht darauf legen, dafs dieses Dorf, welches zur ersten Verschanzungslinie gehört, nicht in der Mitte zwischen den beiden Hügeln, sondern hinter ihnen, allerdings von beiden gleich weit, ungefähr $1^1/_2$ Kilometer, entfernt liegt. Das ist nur eine geringfügige Ungenauigkeit. Das Verkehrte dieser Beschreibung und das, was das Schlachtenbild entstellt, liegt darin, dafs Thiers seinen linken Hügel an den Lac Madieh anlehnt.

Die beiden Hügel liegen an den beiden Seiten der Halbinsel, die von dem Mittelländischen Meere bespült werden. Der linke — wir bezeichnen immer von dem Standpunkte der Franzosen aus — heifst auch Montagne oder Monticule du Cheik, der rechte Monticule du Puits, genannt nach dem Brunnen, der in unmittelbarer Nähe liegt und wegen seines Wasserreichtumes von grofser Bedeutung für die Gegend war.

Der erste Irrtum, in den Thiers in Bezug auf die Lage der Hügel verfällt, hat nun aber einen zweiten nach sich gezogen. Er giebt die Lage der Redoute falsch an. Der eine Laufgraben soll sie mit dem Meere verbinden, der andere soll sich nach dem Lac Madieh hinziehen, jedoch so, dafs zwischen ihm und dem See ein Zwischenraum bleibt, der von Kanonenbooten bestrichen wird und aufserordentlich gefahrvoll zu passieren ist. Die Redoute liegt jedoch ungefähr drei Kilometer vom See entfernt, in der Spitze der Halbinsel, die an dieser Stelle vielleicht 400 Meter breit ist, und die an ihren beiden gegenüberliegenden Seiten nur vom Mittelländischen Meere bespült wird. Hinter der Redoute liegt ungefähr 225 Meter entfernt das Dorf Aboukir und hinter diesem das Fort.

Was hat nun wohl bei Thiers diesen Irrtum veranlafst? Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich den Kanonenbooten die Schuld zuschreibe. Er hat irgendwo in seinen Quellen gelesen, dafs auf dem Lac Madieh Kanonenboote gewesen sind, und dafs diese den Franzosen Schaden zugefügt haben, folglich — so hat er nach meiner Vermutung geschlossen — müssen diese es gewesen sein, die den offenen Raum zwischen dem Wasser und dem einen Arme der Redoute beschossen, und die Redoute selbst mufs nach dem Lac Madieh

zu gelegen haben. Leider hat er aber dabei vergessen oder nicht gewuſst, daſs auch auf den beiden Seiten der Halbinsel, die nach dem Mittelländischen Meere zu liegen, sich türkische Kanonenboote befanden und die Franzosen beschossen.

Ich komme auf meine Vermutung durch den Umstand, daſs wirklich in den Lac Madieh zwölf Kanonenboote eingefahren waren und den Franzosen zu schaffen machten. Aber das war im Anfang der Schlacht. Lannes befehligte den rechten Flügel und hatte den Auftrag bekommen, den Monticule du Puits zu nehmen. Zu diesem Zwecke muſste er am Lac Madieh entlang marschieren. Auf diesem Wege nun bekam er ein heftiges Kanonenfeuer in seine rechte Flanke. Bonaparte gab infolgedessen dem Artilleriegeneral Songis Befehl, sofort Geschütze auffahren zu lassen, und diese fügten den türkischen Schiffen ganz bedeutenden Schaden zu. Die Lage der letzteren wurde aber geradezu kritisch, als sie sahen, daſs der General Menou die rechte Seite der Einfahrt in das Mittelländische Meer besetzte und sich anschickte, sie auch seinerseits zu beschieſsen. Sie fürchteten, im Madiehsee vernichtet oder eingeschlossen zu werden, und flohen deshalb schleunigst wieder ins offene Meer hinaus.

Um Thiers' irrige Auffassung zu erklären, läſst sich noch eine andere Thatsache anführen, die vielleicht viel mehr ins Gewicht fällt als das oben Gesagte. Bonaparte hat einmal denselben Fehler begangen, indem er behauptete, der Feind habe seinen linken Flügel an den Lac Madieh angelehnt. In dem Schlachtenberichte, den er am 28. Juli 1799 von Alexandria aus an das Direktorium schickt, kommt folgende Stelle vor: *L'ennemi débarque, prend d'assaut et avec une intrépidité singulière la redoute et le fort d'Aboukir, met à terre son artillerie de campagne et, renforcé par 50 voiles, prend position, sa droite appuyée à la mer, sa gauche au lac Madieh, sur de très belles collines.* Diese ungenaue Angabe findet sich in den späteren Schriften Napoleons nicht. Es steht aber in dem Bericht kein Wort davon, daſs auch die Redoute sich an den Lac Madieh angelehnt habe. Es heiſst von ihr: *Nous attaquons alors la seconde ligne, qui occupait une position formidable, un village crénelé en avant, une redoute au centre et des retranchements qui la liaient à la mer; plus de trente chaloupes canonnières la flanquaient.* Genau sind auch diese Angaben nicht, aber völlig verzeihlich in einem solchen Berichte. Die Türken werfen sich bei ihm auch nicht in den Madiehsee, sondern nur *'à l'eau'* oder *'à la mer'*. Thiers hat offenbar diesen Bericht benutzt und ist wahrscheinlich durch ihn mit zu seiner falschen Auffassung verleitet worden. In denselben Fehler verfallen übrigens auch Lanfrey und Sybel. Ein Blick auf die Beschaffenheit der Halbinsel Aboukir hätte sie leicht vor diesem Versehen bewahren können.

Der weitere Verlauf der Schlacht ist von Thiers anschaulich geschildert. Destaing greift den linken Hügel an, Murat umgeht ihn, und den eingeschlossenen Feinden bleibt nichts anderes übrig, als sich ins Meer zu stürzen. Auf der rechten Seite dasselbe Manöver. Darauf gehen Destaing und Lannes gemeinsam gegen das Dorf vor und werfen auch hier die Feinde in das Meer. Der Kampf um die zweite Linie, die Redoute, ist hartnäckiger, aber die Anstrengungen der Franzosen sind wiederum mit Erfolg gekrönt. Die Verteidiger finden ihren Tod in den Wellen. Freilich mufs an allen Stellen, in denen hier Thiers den Lac Madieh erwähnt, dafür die Reede von Aboukir eingesetzt werden, denn nur dort und in dem gegenüberliegenden Teile des Mittelländischen Meeres fanden die Türken ihren Tod. Auf beiden Seiten waren türkische Kanonenboote, die auf die Franzosen schossen und, wenn wir Marmont, Eugène Beauharnais u. a. glauben dürfen, sogar auf ihre eigenen Leute feuerten, um sie zur Rückkehr in die Schlacht zu zwingen.

Nach der Einnahme der Redoute geht es ins Dorf Aboukir, wo sich das Lager Mustapha Paschas befindet. Murat selbst dringt in das Zelt des Vezirs ein. Dieser feuert auf ihn seine Pistole ab und verwundet ihn, nicht, wie Thiers sagt, leicht, sondern recht schwer, denn die Kugel geht ihm durch den Unterkiefer. Aber die Wunde heilt vortrefflich und läfst auf dem schönen Gesichte Murats kaum eine Spur zurück.

In das Fort Aboukir ziehen sich ungefähr 1500 Mann zurück. Acht Tage lang leisten sie den kräftigsten Widerstand, dann werden sie durch den Hunger gezwungen, sich zu ergeben.

Das ist die Schlacht bei Aboukir, wie ich sie mir nach den Berichten der Mitkämpfer und den Tagebüchern und Armeebefehlen Napoleons zusammengestellt habe.

Es geht aus den obigen Auseinandersetzungen hervor, dafs die Darstellung Thiers' an mehreren Stellen der Berichtigung bedarf, aber wenn man einmal den Grundirrtum des Schriftstellers aufgedeckt hat, kann man die Schüler leicht dahin bringen, dafs sie die übrigen daraus entspringenden Fehler selbst finden. Da wir aufserdem die verschiedenen Vorbereitungen und die mannigfachen Stellungen kennen, die die einzelnen Heeresabteilungen einnehmen mufsten, ehe man zum Entscheidungskampfe vorrückte, so ist die Landschlacht bei Aboukir in hohem Grade geeignet, den Schülern ein anschauliches Bild von der grofsartigen Kriegskunst Bonapartes zu geben.

Gera, Reufs. O. Schulze.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

F. Paulsen, Die deutschen Universitäten. Berlin, A. Asher & Co., 1902. 575 S.

Fast könnte es ein bedenkliches Zeichen scheinen, wie die deutschen Bildungsanstalten sich 'auf sich selbst zu besinnen' anfangen. Auf Harnacks glänzende 'Geschichte der Berliner Akademie' folgt Paulsens erschöpfende Darstellung der 'Deutschen Universitäten'; wie wünschenswert wäre nun drittens eine Darstellung des deutschen Gymnasiums, wie es wirklich ist! Freilich wäre sie noch schwieriger. Harnack gab die Biographie eines grofsen Individuums, Paulsen legt die Porträts von vielleicht zwanzig Familienmitgliedern zur Photographie des Typus zusammen — der Bearbeiter des dritten Themas aber müfste aus Hunderten von Einzelfällen eine lebendige Physiognomie herausschöpfen und herausschaffen, die weder ganz im allgemeinen bliebe, noch zu sehr am Specialfall haften dürfte.

Die Werke von Harnack und Paulsen sind übrigens keineswegs nur durch die verwandte Aufgabe miteinander verwandt: Hauptherde des wissenschaftlichen Fortschritts in Deutschland zu schildern. Viel näher noch werden sie einander durch jenen, ich möchte sagen: akademischen Optimismus gebracht, der seit noch nicht langer Zeit anfängt, die Staatsreligion der Gebildeten zu werden. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dafs dies bei beiden nicht etwa auf einer Anpassung an die Tagesstimmung beruht; vielmehr ist umgekehrt jener Optimismus eben deshalb in aufsteigender Verbreitung, weil hervorragende Männer gerade auch an den einflufsreichen Hochschulen ihn vertreten (ich nenne nur Delbrück, Pfleiderer, Riedler, Schmoller, von Stengel, Zorn). Gewifs ist auch an sich diese Stimmung alles eher als ein übles Symptom; und wir dürfen uns nur freuen, dafs sie den bitteren Pessimismus oder resignierten Fatalismus früherer Epochen zu verdrängen beginnt. Gleichwohl wäre vielleicht gerade einem Werk, das sich mit einem so wichtigen Faktor der nationalen Weiterentwickelung liebevoll befafst, etwas mehr von dem Geist jener edlen Unzufriedenen zu wünschen gewesen, die Paulsen selbst (S. 323) so beredt zu würdigen versteht. Die Wendung, irgend ein Übelstand sei nun einmal der Preis, um den wir gewisse Güter erkaufen

müſsten, begegnet so häufig, daſs der Ethiker hier fast ganz hinter dem Verteidiger zurückzutreten scheint. Wenn etwa gegenüber gewissen Nachteilen der akademischen Freiheit in Deutschland darauf hingewiesen wird, daſs in England und Amerika trotz strengerer Gebundenheit die Zustände schwerlich erfreulicher seien, so könnte man dies sicherlich zugeben, die deutsche Libertät der Universitätsjugend durchaus wahren wollen und dennoch jenen Übelständen ernstlicher auf den Leib rücken, als es das wohlmeinende Vertrauen des Verfassers thut. Möglich wäre es doch, daſs wir dieselben Vorzüge hie und da auch noch etwas billiger erkaufen könnten. Allerdings fehlt es auch bei Paulsen selbst keineswegs an beherzigenswerten Verbesserungsvorschlägen, z. B. betreffs der Wohnungsverhältnisse der Studenten (Studienhäuser S. 466) oder betreffs der Einrichtung des Studienganges (unverbindliche Studienpläne S. 418). Auch manche Bedenken fehlen nicht, neben solchen, die Referent teilt, z. B. wegen Überhandnahme der Prüfungen (S. 435 f.) oder wegen steigenden Abstandes zwischen akademischen und Volkskreisen (S. 149 f. u. ö.), auch solche, denen ich mich nicht anzuschlieſsen vermag, wie betreffs der angeblichen Gefahr eines zu starken Prozentsatzes jüdischer Akademiker (S. 210). Je seltener nach Paulsens eigener Ansicht sich in Deutschland wieder ein so fester Boden zu ruhigem, vorurteilslosem Kennenlernen für die jungen Leute der verschiedenen Stände, Landschaften und Bekenntnisse bietet, desto mehr scheint es mir wünschenswert, daſs dieser Boden recht häufig gerade von denen betreten werde, deren Unglück es nur zu häufig ist, daſs sie ihre christlichen Mitbrüder nicht genau genug kennen und von ihnen nicht genügend gekannt werden.

Aber jene Verbesserungsvorschläge und diese Bedenken können doch dem Werke im ganzen jenen Charakter eines vielleicht zu sicheren Optimismus nicht nehmen. Vielleicht würde doch die Wirkung, die von dem vortrefflichen und vielfach unentbehrlich zu nennenden Werke ausgeht, auf den Leser und besonders auf die Zukunft eine noch tiefere sein, wenn der Schüler und Verehrer Fichtes stärker in den energisch fordernden Ton dieses mächtigen Volkserziehers eingegangen wäre. Paulsen, der sich (S. XII) seiner glücklichen Citate mit Recht freuen darf, hätte gegen den wohl unzweifelhaft zunehmenden ‘schweren Miſsbrauch des Biers’ manches Wort etwa bei Lagarde finden mögen, das kräftiger als seine eigene Mahnung die Gefahren hervorhebt, die hier für die moralische Gesundheit unserer Gebildeten liegen. Auch über das Duell hätte man vielleicht ein weniger vorsichtiges Distinguo gewünscht. Man braucht keineswegs gewisse Grenzfälle zu leugnen, in denen der Zweikampf beinahe moralische Notwendigkeit wird, und kann sich doch fragen, ob die allgemeinen Bestimmungen der Notwehr nicht zur Strafminderung oder Strafbeseitigung auch hier vollkommen genügen.

Doch in den bisher erwähnten Beispielen steht schlieſslich im wesentlichen nur Meinung gegen Meinung, und so mag der vielerfahrene Pädagog möglicherweise recht behalten, auch gegen das, was sich anderen Beobachtern darzubieten scheint. Denn als einen Pädagogen haben wir Paul-

sen in diesem Werke doch vor allem anzusehen, und wenn er sich lustig genug gegen den Ausdruck 'Hochschul-Pädagogik' erklärt, wird man dem erfolgreichen Verfasser dieses mit Recht der studierenden Jugend Deutschlands gewidmeten Werkes doch wohl sagen dürfen, er habe damit ein ausgezeichnetes, bis dahin fehlendes Stück Hochschul-Pädagogik gegeben. — Aber bisweilen glaube ich doch zu sehen, dafs dieser Optimismus geradezu zur irrigen Zeichnung der thatsächlichen Verhältnisse führt. Und zwar in doppeltem Sinne: die einheimischen Verhältnisse werden oft zu günstig, die fremden zu ungünstig geschildert. So ist, um nur einiges herauszugreifen, das Monopol der 'Examensprofessoren' doch wohl erheblich mächtiger, als Paulsen annimmt, und die Stellung der Privatdocenten nicht ganz so idyllisch, wie er sie ausmalt. Auch hier wäre aus Biographien namhafter Gelehrten, z. B. von Carl Hase oder Gustav Freytag, manche Korrekturnote beizubringen. Auf der anderen Seite erhält man von dem Verfasser den Eindruck, als sei die Vorbildung der französischen Juristen eine so gut wie völlig wertlose. Aber sollte L. von Savigny sie nicht ebensosehr unterschätzt haben, wie es sein Grofsvater that? Über den Cole Napoléon lauten die Urteile der modernen Juristen doch wohl wesentlich anders als in dem 'Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung', und der französische Richterstand hat trotz mancher juristischen Unglücksfälle der letzten Jahre wohl immer noch das Recht, sich neben den Mitgliedern unserer wahrlich auch nicht unfehlbaren Judikatur sehen zu lassen.

Im übrigen ist die historische Darstellung Paulsens, wie sich bei ihm von selbst versteht, ebenso klar als zuverlässig. (Aufgefallen ist mir nur, dafs bei der historischen Übersicht der Universitätsgründungen die jüngste der almae matres vergessen ist: Czernowitz, bei deren Eröffnung Schmoller als Vertreter der nächstjüngsten Strafsburger Hochschule das berühmte, wenn auch vielleicht etwas zu stolze Wort aussprach: 'deutsch sein heifst arbeiten'.) Wer kennt denn auch das Material zur Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland, wie es sein Geschichtschreiber kennt? Höchstens hat sich Paulsen gelegentlich in seinen Aussagen zu ausschliefslich auf die reichsdeutschen Universitäten gestützt. So ist es nicht allgemein richtig, dafs nur die Ordinarien Sitz und Stimme in der Fakultät haben; in Zürich z. B. kann der Extraordinarius sogar Dekan werden, und gewählte Privatdocenten haben an mehreren Hochschulen ein Stimmrecht.

Die Disposition ist ebenso übersichtlich als erschöpfend. Alles kommt zur Sprache, die geschichtliche Entwickelung und der gegenwärtige Bestand, die Ethik des Universitätslebens nach ihrem Soll und ihrem Haben, die Gliederung des akademischen Lehrkörpers und die Gliederungen der Studentenschaft (wobei nur vielleicht die neueren Bestrebungen, eine allgemeine Organisation der 'Finkenschaft' zu schaffen, ein Wort verdient hätten). Beherzigenswerte Winke fehlen nirgends und werden so gut dem Examinator betreffs der Kunst des Prüfens (S. 441) wie dem Fuchs betreffs der allgemeinen Einteilung der Studienzeit (S. 418), der Kunst zu lesen (S. 407) und der Pflicht, Bücher zu kaufen (S. 404), zu teil. Zu

letzterem Punkte möchte ich mir freilich wieder einen Privatwiderspruch erlauben. Die Sitte, in seine Bücher Randbemerkungen kritischer oder — lyrischer Natur zu machen (S. 408), hat sicherlich ihre praktischen Vorteile; aber sind diese so grofs, dafs den Studenten eine solche im Grunde doch barbarische Art der Bücherbehandlung noch eigens angeraten werden mufs? Ich meine, sie müfsten eher dazu angehalten werden, den Respekt vor der Arbeit anderer auch hier zu lernen. Mein Buch ist mein Freund; ich habe mich nur ganz selten entschliefsen können, ihrer eins mit solchen Sklavenzeichen zu brandmarken, und meine benutztesten Bücher danken mir das noch heute.

Nur einen Punkt vermifst man in Paulsens so vollständiger Darstellung, allerdings einen, den man nach dem Titel zu allererst erwarten würde: eine kurze Charakteristik der einzelnen deutschen Universitäten. Gestreift wird das ja einmal in der historischen Übersicht (besonders für Halle und Göttingen), dann in dem resümierenden Schlufskapitel. Und man begreift es ja auch, welche Rücksichten den Verfasser hinderten, etwa in der Weise Carl Heuns (Claurens) Ratschläge für die studierende Jugend zu erteilen. Aber eine knappe Skizze wenigstens der hervorragendsten Typen hätte man doch gern gesehen: die Arbeits-Universität neben der fürs Bummeln, die grofsstädtische neben der kleinstädtischen, die Prinzen-Universität (Bonn), die Patricier-Universität (Basel), die Universitäten auf mehrsprachigem Boden mit ihrer eigenartigen Pionierstellung (Prag, Strafsburg); endlich, worauf Paulsen selbst deutet, die von einer einzelnen Fakultät dominierten Hochschulen (wie früher das theologische Jena oder Erlangen, das medizinische Würzburg).

Eine fundamentale Frage, in der Paulsen mit grofser Entschiedenheit Stellung nimmt, ist die das ganze Buch durchziehende Abneigung gegen alles Parteiwesen und besonders das politische. Ich glaube sogar, dafs er hierbei selbst etwas zu sehr Partei ist. Niemand wird verkennen, wie grofse Gefahren für die Wahrhaftigkeit und die Gerechtigkeitsliebe jegliche Parteinahme mit sich bringt; trotzdem möchte der Einflufs der Parteiinteressen auf den Charakter doch vielleicht etwas überschätzt sein. Wir haben es doch oft genug erlebt, dafs auch in eifrigen Parteigängern noch Raum blieb für objektive Erkenntnis; zumal die politische Richtung ja doch immer nur einen kleinen Ausschnitt der zahllosen Interessen überhaupt berührt. Indes wäre diese Frage an sich als eine rein akademische in dieser Recension kaum zu berühren, wenn nicht der Verfasser auch sehr ernsthafte praktische Folgen daraus ziehen würde, und zwar in doppelter Hinsicht: für den Docenten und den Studenten. Zunächst vertritt er sehr energisch die Anschauung, dafs der Gelehrte dem politischen Leben überhaupt fern zu bleiben habe. Wir vermögen uns diese Anschauung nicht anzueignen. Eine politische Teilnahme erscheint uns als ein gesundes Symptom öffentlicher Verhältnisse. Um so gesunder, je allgemeiner sie alle Kreise durchdringt. Ist aber thatsächlich eine solche politische Regsamkeit vorhanden, so scheint es uns in höherem Grade gefährlich, wenn der Gelehrtenstand sich ausschliefst. Gefährlich für die Gelehrten,

für die Paulsen ja selbst beständig hervorhebt, dafs sie sich ja nicht als eine besondere Kaste absondern dürften; gefährlich aber auch für das Volk. Gerade weil dem Manne der Wissenschaft eine allgemeine Anschauung der Dinge aus seiner täglichen Arbeit zu erwachsen pflegt, ist er geeignet, in die Kleinlichkeit des politischen Lebens heilsame gröfsere Gesichtspunkte hineinzutragen. So kann ich denn auch keineswegs dem beitreten, dafs die bisherige politische Thätigkeit der Professoren gegen sie zeuge. Für die Paulskirche berufe ich mich auf einen Kenner wie Binding; ist ja doch fast alles Beste in unserer jetzigen Reichsverfassung aus den Entwürfen des Professorenparlaments hervorgewachsen. Aber auch für spätere Zeiten erscheint mir jenes landläufige Urteil durchaus ungerecht. Wie viele unserer besten Errungenschaften sind politischen Professoren zu verdanken! Wir hätten das Oberverwaltungsgericht nicht ohne den Professor Gneist; die Grundlagen unseres Komptabilitätsgesetzes gehören dem Professor Virchow. Nicht zu gedenken, wie vieles von speciellen Vorsorgebestimmungen etwa für Hygiene, Unterricht, höheres Bildungswesen ganz und gar auf den Schultern der akademischen Politiker ruht. Und wer soll denn schliefslich unsere Parlamente füllen? Bedenken sprechen auch gegen den Beamten, den Industriellen — und nicht zum wenigsten gegen den Berufsparlamentarier! Und auf der anderen Seite — ist wirklich die Kur der völligen politischen Desillusionierung, die Paulsen den Studenten anrät, wünschenswert? Ich fürchte, die Enttäuschungen kommen früh genug. Soll man nicht der Jugend das edle Recht der einseitigen Begeisterung unverkümmert lassen? Welche Gefahren dabei vorhanden sind, wird niemand verkennen, insbesondere auch nicht diejenigen, die heute durch die Anziehungskraft der Socialdemokratie auf jugendliche Gemüter erwachsen. (Wobei ich aber nicht unterlassen möchte, zu bemerken, dafs die Ausnahmestellung, die Paulsen dieser Partei als einer wissenschaftlich operierenden Sekte [S. 319] anweist, doch wohl nicht ganz berechtigt ist; mit gleichem Fanatismus hat sich die Partei der L. von Haller und Stahl als wissenschaftlich politische Sekte aufgespielt. Übrigens ist doch wohl auch der Einflufs, den ein so typischer Professor wie Stahl lange Jahre hindurch auf die Neugestaltung der Geschicke Preufsens ausüben konnte, mag man ihn nun für unheilvoll halten oder nicht, ein neuer Beweis für die politischen Fähigkeiten der Gelehrten.) Wenn der Student sich auch nicht gerade in das aktive Parteileben stürzen soll, so möchte doch wohl der Rat mit seinen Eigenheiten zu wenig rechnen, dafs er von vornherein als ein kühler Betrachter zehn Zeitungen zugleich lesen soll. Unsere besten Politiker haben früh angefangen, sich für das öffentliche Leben leidenschaftlich zu interessieren, oft genug schon auf der Schule. Und wenn ich auch nicht mit dem Leipziger Theologen Luthardt ausrufen möchte: 'Die Jugend soll Partei ergreifen!', so würde mir doch eine blasierte Gleichgültigkeit gegen die politischen Ideale und Irrtümer noch weniger ein erfreuliches Symptom scheinen. Ich glaube auch nicht, dafs in diesen Dingen sich in nächster Zeit vieles ändern wird. Auch Paulsen

wiederholt die häufig gehörte Prophezeiung, unsere politischen Parteien seien im Begriffe, sich völlig in Interessengruppen aufzulösen. Gewiſs ist daran vieles wahr; aber ebenso sicher, wie allemal in politischen Parteien diejenigen Bevölkerungsschichten, in denen sie den stärksten Wiederhall gefunden hatten, den Kern bildeten, ebenso sicher erwächst aus Parteigruppen von egoistischer Grundstimmung früher oder später eine politisch angeregte Partei. Auch hier wird der Student nicht einfach über den Gruppen stehen, sondern wie jeder andere sich eine Meinung bilden, die aus der Diagonale seiner angestammten Interessen und seiner angeborenen Neigungen erwächst. Das ist natürlich, und so dürfte es auch nicht ganz schädlich sein.

Unsere Jugend neigt dazu, auch in groſsen Tagesfragen von unpolitischer Art Partei zu ergreifen; und auch hier warnt der Verfasser vielleicht in zu eindringlicher Weise. Nietzsche ist gewiſs geeignet, die Jugend zu verwirren, während die Gefahr, die eine sogenannte Nietzsche-Gemeinde mit sich bringen soll, nach Zeitlers neuerlichen treffenden Ausführungen gewiſs zu groſs angeschlagen wird. Aber dennoch scheint es mir nicht ganz gerecht, in welchem Tone Paulsen vor der Jugend von jenem groſsen Anreger spricht, dessen Genialität er freilich nicht verkennt. Es sollte ihn doch bedenklich machen, daſs jene Verse, die er selbst spöttisch auf den 'Umwerter aller Werte' anwendet, von Goethe gegen Paulsens hochverehrten Meister Fichte gerichtet waren. Jener Ton einer feinen Ironie, der dem Verfasser so wohl zu Gesicht steht, steigert sich hier gelegentlich etwas zu sehr, fast ins Überreizte. Ich habe oft genug beobachtet, daſs jungen Leuten kaum etwas Heilsameres widerfahren kann als eine innere Erschütterung, wie sie nun einmal unter den Neueren kaum ein zweiter gleich Nietzsche hervorbringt. Mag nachher sich ergeben, was da mag, — dafür gilt, was Paulsen selbst so schön über die Wagnisse eines Studiums bei liberalen Theologen ausgeführt hat.

Jener gesundbürgerliche Grundton, der das ganze Buch beherrscht, und der (z. B. S. 123 f.) zu höchst beachtenswerten Ausführungen über die Orden und Ehrenzeichen für Professoren leitet, mag ebenfalls gelegentlich etwas zu weit führen. So, wenn der Verfasser meint, Akademien seien überflüssig, und was sie leisten, könnten Gelehrtengesellschaften mit minderem Pomp ebensogut vollbringen (S. 210). Wir möchten ein wissenschaftliches Herrenhaus neben den übrigen wissenschaftlichen Korporationen, oder meinetwegen auch über ihnen, doch ungern entbehren. Harnacks Werk hat doch wohl den Beweis für die Existenzberechtigung der Berliner Akademie erbracht. Eine groſse Anzahl von Aufgaben der wissenschaftlichen Organisation kann wohl eine gewisse Centralisation kaum entbehren, die ihrerseits ohne eine staatliche Autorität in unserem individualitätssüchtigen Deutschland nicht zu erlangen ist.

Haben wir mancherlei gegen das schöne Werk vorgebracht, so möchte doch dies alles nur sagen, nach welchen Richtungen es die Wirksamkeit, die es ohne Zweifel ausüben wird, noch zweckmäſsig erhöhen könnte. In manchen Punkten, wie gesagt, steht wohl füglich nur unbelehrbar Mei-

nung gegen Meinung. In anderen haben vielleicht doch des Verfassers Tugenden gewisse Fehler mit sich gebracht, die noch zu heilen wären, damit das Buch ganz und gar im Kleinen das sei, was die deutschen Universitäten im Grofsen sind: eine Bildungsanstalt, in der jeder gern verweilt, und die keiner ohne Bereicherung verläfst.

Berlin. Richard M. Meyer.

Konrad Burdach, Walther von der Vogelweide. Philologische und historische Forschungen. Erster Teil. Leipzig 1900. XXXIII, 320 S.

Giebt es wirklich jene trennende Kluft zwischen mittelalterlicher Geschichtswissenschaft und Philologie, die Burdach überbrücken möchte? In der Theorie kaum. Von einer zünftischen Abschliefsung und Geringschätzung der beiden Disciplinen gegeneinander kann im Ernst nicht wohl geredet werden. In der Praxis ist zuzugeben, dafs die besonderen Aufgaben, welche die Quellen des früheren Mittelalters den Historikern stellten, bisher ein engeres Verhältnis zur klassischen als zur germanischen Philologie begründet haben, und dafs an germanistisch gut geschulten Historikern noch heute empfindlicher Mangel herrscht, während neuerdings auch die klassisch philologische Bildung der Geschichtsforscher stark im Rückgang ist. Dafs auf der anderen Seite manchem Litterarhistoriker eine gründlichere Vertiefung in die zeitgenössischen Geschichtsquellen nur förderlich sein könnte, soll ebensowenig bezweifelt werden, und wenn nun von dorther der ernstliche Versuch gemacht wird, in die historische Forschung selbständig einzudringen, um daraus für die eigenen Studien Frucht zu ziehen, so glaube ich doch nicht, dafs einer meiner engeren Fachgenossen so thöricht sein sollte, darüber hochmütig die Achseln zu zucken. Sind wir doch auf Schritt und Tritt angewiesen auf die Mithilfe anderer Disciplinen, warum sollten wir die Forschungsergebnisse, zu denen ein Litterarhistoriker auf geschichtlichem Gebiete gelangt ist, nicht schätzen — soweit sie vor der Kritik standhalten? Um es gleich zu sagen, Burdach zeigt in dem vorliegenden Buche, dafs er das Rüstzeug der gelehrten Geschichtsforschung auch unter ungünstigen äufseren Verhältnissen zu beherrschen versteht. Manche wertvolle Anregung hat er daraus geschöpft, und einzelne seiner Ausführungen sind auch für den Historiker lehrreich. Trotzdem ist der Gesamteindruck des Werkes nicht völlig befriedigend. Es fehlt allzusehr an besonnener, nüchterner Selbstkritik. Der Verfasser steht zu sehr unter dem Banne seiner Entdeckungen. Er selbst glaubt zwar 'vorsichtig Schritt für Schritt mit steter Berücksichtigung der wahrscheinlichsten unter den vorhandenen Möglichkeiten' vorzugehen und trägt seine Folgerungen mit entsprechender Sicherheit vor. Meist indes sind bei der Lückenhaftigkeit des Materials gar nicht alle Möglichkeiten zu übersehen, das Urteil über den Wahrscheinlichkeitsgrad bleibt stark subjektiv, und das so gewonnene System von Schlüssen soll dann doch 'eine Kette zwingender Erwägungen' sein. Gewifs liegt

dem mittelalterlichen Litterarhistoriker die Versuchung nahe genug, mit unzureichenden Belegen sichere Ergebnisse erzielen zu wollen, und anregend können auch solche Erörterungen sein; aber stetige Fortschritte wird die Forschung doch nur machen, wenn man sich immer des Grades der Unsicherheit klar bewuſst bleibt.

Auf ein breit gehaltenes Vorwort über die Entstehung der Arbeit, das beinahe ein Stück Selbstbiographie genannt werden kann, folgt zunächst ein Abdruck des bereits 1896 in der Allgemeinen Deutschen Biographie erschienenen Lebensbildes Walthers von der Vogelweide. Da es also schon seit mehreren Jahren vorliegt, da über manche wichtige Punkte ein Urteil erst nach Veröffentlichung der Untersuchungen des zweiten Teiles möglich ist, und da endlich die rein litterarhistorischen Fragen für meine Besprechung weniger in Betracht kommen, so begnüge ich mich mit einigen kurzen Bemerkungen darüber. Unzweifelhaft hat der Verfasser es sehr geschickt verstanden, in knapper, anschaulicher Darstellung den Lebensgang des Dichters zu schildern und den Leser zugleich in die Hauptfragen der Forschung einzuführen. Wohlthuend berührt die Wärme des Tones, fast überschwenglich erklingt hier und da die Lobpreisung. Ich wenigstens möchte z. B. den materiellen Rücksichten stärkeren Einfluſs auf die politische Parteinahme des Dichters zuschreiben, wenn ich auch fürchten muſs, daſs der Verfasser glaubt, aus mir spräche nur 'kurzsichtige Übereilung oder der Stumpfsinn eines verhärteten Gefühls'. Und auch seine Dichtung würde mir schärfer charakterisiert scheinen, wenn die S. 115 nur angedeutete Begrenzung seiner Kunst etwas mehr hervorgehoben wäre. Um ein paar Einzelheiten herauszuheben, so hat mich der Nachweis, daſs Walther den Rittergurt nicht empfangen habe (S. 9 ff.), nicht überzeugt. Die Anrede an die Ritter in seiner Elegie (125, 1 ff.) erklärt sich zur Genüge daraus, daſs für Walther durch seine geringen Mittel eine Teilnahme an der Kreuzfahrt von vornherein ausgeschlossen war, ebenso wie der Gegensatz zu Wolfram von Eschenbach aus dem Unterschied von Temperament und Besitz. — Wäre 'von der Vogelweide' nur ein Dichtername, was der Verfasser S. 26 nicht ganz von der Hand weist, so würde man nach dem lateinischen Sprachgebrauch der Zeit erwarten, in den Reiserechnungen des Bischofs Wolfger von Passau zu lesen: 'Walthero cantori d i c t o (cognomento oder dgl.) de Vogelweide', und war man etwa zu eilig, das 'dicto' zu schreiben, so hätte man sich auch wohl mit dem 'Walthero cantori' begnügt. — Recht gepreſst erscheint die Ausdeutung des Spruches 21, 25: 'Nû wachet uns gêt zuo der tac' (S. 48 ff.). Wenn die Mäntel der Mönche und Regularkleriker insgesamt 'cappae' heiſsen, warum sollen sich dann die Worte 'geistlich leben in kappen triuget' gerade 'unwiderleglich' auf den Kardinalsmantel des Legaten Guido und den Doktormantel seines Begleiters beziehen? Und wenn einmal die Vorzeichen des jüngsten Tages in unmittelbarer Anlehnung an die Bibelstelle Marc. 13, 12: 'Tradet autem frater fratrem in mortem et pater filium' geschildert werden, warum muſs dann Walther mit den Worten 'der bruoder sînem bruoder l i u g e t' an den griechischen Usurpator

Alexios III. gedacht haben, der seinen Bruder vom Thron gestürzt und geblendet hatte? Es bliebe nunmehr 'der vater' zu ermitteln, der 'bî dem kinde untriuwe findet'! — Wie künstlich ist ferner die Annahme (S. 75), gerade Walthers Verse gegen den Reichtum der Geistlichkeit hätten Feinden Ottos IV. als Unterlage für ihre Angriffe gedient, und das hätte dem Dichter, wie Verfasser nicht zweifelt, die Ungnade des Kaisers eingebracht! Otto wird sein Gut damals eben für andere Zwecke gebraucht haben, und die Enttäuschung darüber führte zum Parteiwechsel Walthers. — Das Scheltgedicht auf den weinkargen Abt von Tegernsee wird S. 76 umgedeutet als eine Verteidigung der geschädigten Mönche, denen ihre Weinberge bei Bozen gewaltsam entrissen sind, wie Verfasser aus einer darauf bezüglichen Urkunde Ottos IV. entdeckt. Für eine solche Auffassung bieten die Verse selbst nicht den geringsten Anhaltspunkt, und man würde sie daher als verfehlt betrachten müssen, auch wenn W. Erben nicht im Neuen Archiv XX, 359 ff. nachgewiesen hätte, dafs es sich bei dieser Urkunde um Verwechselung Ottos IV. mit Otto III. handelt.

Der Schwerpunkt des Buches liegt in den beiden der Darstellung beigegebenen Untersuchungen, von denen die erste den Zeitpunkt von Walthers Scheiden aus Österreich in den Frühsommer 1198 festlegen möchte. Man hat jedoch den Eindruck, als habe auf dies Ergebnis bereits die zweite Untersuchung unwillkürlich eingewirkt. Jedenfalls ist kein Grund ersichtlich, warum Walther nicht schon während der Abwesenheit des Herzogs Friedrich den Wiener Hof einmal verlassen haben sollte, und so gewinnt man für die Ansetzung des berühmten Spruches: 'Ich hôrte ein wazzer diezen' (8, 28), von dessen Auslegung und Datierung fast die ganze umfangreiche zweite Untersuchung handelt, zunächst freien Spielraum.

Als ein gesichertes Ergebnis, zu dem inzwischen selbständig auch Roethe (Ztschr. f. deutsches Alt. 44, 116) gekommen war, darf die Auslegung der 'armen künege' (9, 14) nicht als der deutschen Thronkandidaten, sondern als wirklicher Könige bezeichnet werden, die aber im Verhältnis zu dem Vertreter der Reichsgewalt als arm, abhängig, niederen Ranges erscheinen. Zu den angeführten Stellen, die den Sprachgebrauch der staufischen Reichskanzlei betreffs der 'reguli' oder 'reges provinciales' veranschaulichen, möchte ich Belege aus einem Ende 1161 verfafsten Berichte des kaiserlichen Notars und Kapellans Burchard fügen, eines Kölners, der von Rainald von Dassel in die Politik eingeführt war und noch 1178 in der Kanzlei amtierte (vgl. Scheffer-Boichorst, Ztschr. f. Gesch. des Oberrheins N. F. IV, S. 457). Da wird (Sudendorf Registr. II, 137) der König von Ungarn ein 'regulus' genannt. Aus Furcht vor Barbarossa 'omnes caeteri terrarum reges contremiscunt et — conveniunt in unum adversus dominum suum Romanum imperatorem'. Das bezieht sich nicht nur auf den griechischen Kaiser, den König von Ungarn, sogar auf orientalische Herrscher, sondern 'idem timent reges Hispanus, Barcilonensis, Francigena, Daciae'. Von Roland und seinen Pseudokardinälen aufgestachelt, 'omnes reguli timore et odio magis imperatoris, quam intuitu iusticiae illum in papam suscipere presumunt' — eine Stelle, die dann in

der Kölner Königschronik S. 107 stark abgeschwächt ist. Ganz offenkundig ist oben die Anlehnung an die Bibelworte Act. 4, 26: 'Astiterunt reges terrae et principes convenerunt in unum adversus Dominum et adversus Christum eius', und ich möchte wenigstens zur Erwägung stellen, ob nicht dieselben Worte auch Walther vorschwebten, als er dichtete: 'die zirkel (der principes, die mit selbständigen Wahlplänen gegen den Vertreter der Reichsgewalt zusammenkommen) sint ze hêre, die armen künege dringent dich'.

Schon diese Vertrautheit mit den Vorstellungen und dem Sprachgebrauch der Regierungskreise läfst auf irgend welche näheren Beziehungen Walthers zur staufischen Hofgesellschaft schliefsen, und dafs der Spruch nicht vor österreichischen Landherren, sondern im Kreise der Reichsministerialen gesungen ist, diese Folgerung Burdachs wird wohl ebenfalls allgemein anerkannt werden. Welcher Art indes diese Beziehungen gewesen sind, bleibt völlig unsicher. Schon die Berührung mit irgend welchen staufischen Ministerialen genügt meiner Ansicht nach vollkommen, um das Eingehen Walthers auf die allgemeinsten Gedankengänge der damaligen Reichspolitik zu erklären. Dafs aber der Dichter von den Beamten der staufischen Kanzlei geradezu als offiziöses Organ benutzt worden sei, wird durch die Ausführungen des Verfassers auch nicht einmal wahrscheinlich gemacht. Die angeblichen Anklänge seiner Sprüche an offizielle Schriftstücke, die das erhärten sollen, sind allgemeinster, unbestimmtester Art, und die sehr geprefste Ausdeutung des Verfassers ändert daran nichts; schwerlich wird er mit dieser Annahme allgemeine Zustimmung finden. Direkte Beziehungen Walthers zur Kanzlei Philipps sind nicht gerade unmöglich, aber mehr läfst sich darüber bislang nicht sagen.

Ebenso ist dann das künstliche Gebäude, das aufgeführt wird, um die Datierung jenes wichtigen Spruches mit Ende Juni 1198 zu erweisen, unhaltbar und bereits durch die Ausführungen von Wilmanns (Ztschr. f. d. A. 45, 427 ff.), wie mir scheint, völlig erschüttert. Noch ausdrücklicher, als schon er es gethan hat, möchte ich den Widerspruch betonen, der darin liegt, dafs ein begeisterter staufischer Anhänger dem Gegenkandidaten Otto sogar noch vor seiner Krönung den Titel eines armen Königs im obigen Sinne zubilligen sollte, während er das Königtum Philipps, solange er nicht offiziell gekrönt sei, negiert. Im übrigen will ich Wilmanns Argumente nicht wiederholen und nur noch auf die Unwahrscheinlichkeit hinweisen, dafs ein Dichter, der Fühlung mit den Hofkreisen, nach Burdach gar Beziehungen zur Reichskanzlei hatte, noch in den zwanziger Tagen des Juni eine scharfe Spitze gegen den König von Frankreich gerichtet haben sollte, mit dem Philipp am 29. Juni ein Freundschaftsbündnis schlofs. Derartige Verträge werden nicht von heute auf morgen gemacht, eine Annäherung und wenn auch kurze Verhandlungen mufsten vorhergehen, und wahrscheinlich hatte Philipp II. August etwaige eigene Wünsche doch bereits zurückgedrängt und eine staufenfreundliche Schwenkung seiner Politik vollzogen, sobald die gefährliche und aussichtsvolle welfische Thronkandidatur auf den Plan trat, also seit etwa Ende März. Sodann möchte ich Burdachs Hypothese eine weitere Stütze neh-

men, indem ich bestreite, dafs bei den Wahlvorgängen des Jahres 1198 auf seiten der niederrheinischen Partei die Tendenz waltete, die Zahl der Wahlberechtigten zu beschränken (S. 248 ff.). Es genügt ein Verweis auf die in dieser Hinsicht auch von Seeliger durchaus anerkannten Darlegungen von Lindner, Die deutschen Königswahlen S. 95 ff. Nun gar, dafs den freien Herren und Ministerialen das Recht des Konsenses vorenthalten, die Bedeutung der Huldigung, der Acclamation und des Treueides herabgedrückt werden sollte, dafs die staufischen Reichsministerialen darauf eine leidenschaftliche Antwort fanden, indem sie die Krönung Philipps in Mainz — was doch nur Notbehelf, kein 'moralischer Trumpf' war —, und zwar unter der — doch ganz selbstverständlichen — Teilnahme des ganzen Volkes vollziehen wollten, diese und so manche andere der hier vorgebrachten Behauptungen sind eben nur Behauptungen.

Walthers Spruch ist nicht eine 'poetische Umschreibung' der Einladung zur Mainzer Krönungsfeier, sondern mit Wilmanns in die Zeit der Unsicherheit und Spannung vor der Märzwahl Philipps zu setzen; freilich nicht mit Gewifsheit eben in jene Märztage, denn schon Scheffer-Boichorst hat in der Hist. Ztschr. 46, 140 überzeugend nachgewiesen, dafs die Annahme, die Fürsten hätten Philipp anfänglich nur zum Reichsdefensor wählen wollen, dann erst, wenige Tage später, zum König, unhaltbar ist, wenn sie auch in den Darstellungen, selbst in der neuesten von G. Winter, noch immer fortlebt. Nicht darin also können die Worte 'die zirkel sint ze hêre' ihre Erklärung finden, wohl aber in den seit etwa Weihnachten immer deutlicher hervortretenden Bestrebungen deutscher Fürsten, durch freie Wahl das beanspruchte staufische Erbrecht zu verletzen, vielleicht auch in der zuwartenden Haltung anderer, und gerade bei einem Anhänger dieses Erbrechtes ist es begreiflich genug, wenn er von den beiden Akten, die nach deutschem Staatsrecht die Kreation eines Königs ausmachten, nicht die Wahl, sondern die Krönung nachdrucksvoll hervorhebt.

Man wird geneigt sein, die Datierung des ersten Spruches von der des zweiten einigermafsen abhängen zu lassen, obwohl sich für eine bestimmtere Chronologie schwerlich ein Anhaltspunkt ermitteln läfst; denn dafs die Erwähnung von 'Frieden und Recht' auf den Krönungseid hinweisen und damit bereits 'in der Phantasie des Hörers das Bild der Königskrönung erwecken' solle, und dafs sich in dem S. 265 angeführten Aktenstück König Philipps ein irgend wie bemerkenswerter Anklang finde, sucht der Verfasser dem Leser vergeblich einzureden. Fafst man zusammen, so ist das Ergebnis der Abhandlung für 'Walthers Lebensgeschichte' und 'die Chronologie seiner politischen Dichtung' nur gering anzuschlagen, während man gern zugestehen wird, dafs der Verfasser trotz vieler Verfehlungen zu der 'Vertiefung und Belebung des Bildes von Walthers Kunst' immerhin erfolgreich beigetragen hat.

Zum Schlusse führe ich noch einige der kleineren historischen Berichtigungen oder Hinzufügungen an, die ich mir bei der Lektüre angemerkt habe. Dafs die S. 69 erwähnte Fürstenversammlung in Naumburg abgehalten sei, ist nur die haltlose Vermutung eines späteren Autors, vgl. Mon.

Germ. SS. XXX, 578 n. 7 und 382 n. 1. Zu dem von Walther in dem Gedicht 26, 3 ausgesprochenen Bekenntnis, er könne sich nicht zu dem Gebote der christlichen Moral aufschwingen, auch den Feind zu lieben (vgl. S. 92), möchte man die Worte Eberhards von Bamberg über Friedrich Barbarossa in Parallele setzen: 'nondum perfecte didicit etiam inimicos diligere' (Rahew. Gesta Frid. IV, 22 S. 211). Dafs Otto IV. nicht schon 1198 sich der Kurie gegenüber urkundlich verpflichtet hat (vgl. S. 153—155), ist neuerdings von Krabbo, Neues Archiv XXVII, 515 ff., sichergestellt. Die Politik Heinrichs VI. scheint mir S. 161 derjenigen seines Vaters gegenüber etwas überschätzt zu sein. Trifels ist oft als Staatsgefängnis benutzt; dafs Richard Löwenherz dort Achtung vor den Krönungsinsignien des Reiches lernen sollte (S. 163), ist eine seltsame Vorstellung. Die Belehnung Richards mit dem Arelat (S. 167) hat doch schwerlich stattgefunden, vgl. Bloch, Forsch. z. Politik Kaiser Heinrichs VI. S. 73 n. 3. Vorrechte der Erzbischöfe von Köln und Trier bei der Königswahl sind in staufischen Kreisen gewifs nicht anerkannt worden. Von den beiden Quellenbelegen S. 227 enthält der eine keine Anerkennung, bezieht sich der andere auf Rechte bei der Krönung. Wenige deutsche Königswahlen sind so legal vollzogen wie die Friedrichs I. (vgl. S. 232). In dem Vertrage Philipps mit Frankreich (S. 245 n. 1) ist die römische Kaiserkrönung ins Auge gefafst; die deutsche Königs**wahl** mochte man gelegentlich auch als ein 'eligere in imperatorem' bezeichnen, weil der deutsche König eo ipso designierter Kaiser war, mit Kaiser**krönung** aber kann stets nur die römische, durch den Papst zu vollziehende gemeint sein. Die Annahme des 8. September für den Tag der Krönung Philipps ist nicht ganz so unbegründet, wie S. 255 n. 1 gemeint ist; vgl. Reg. imp. V, 57. Die von Bretholz angenommene Verwechselung des Meifsners mit Otto von Meran, die S. 295 gebilligt wird, ist nicht haltbar, vgl. meine Abhandlung Hist. Vierteljahrschrift III, S. 187. Zu der demokratischen Anschauung, die S. 297 näher ausgeführt wird, darf ich vielleicht ergänzend auf einen Aufsatz von P. Richter, 'Die Teilung der Erde' hinweisen, da er an einer für Litterarhistoriker etwas entlegenen Stelle: in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung etc. XXIII, 25 ff., gedruckt ist. Konradin würde von den fahrenden Sängern schwerlich König genannt sein (vgl. S. 302), wenn er den Titel nicht eben aus seinen Erbreichen Sicilien und Jerusalem hergeleitet hätte; dafs er der Sohn eines Königs war, ist dafür gewifs ohne Einflufs gewesen. Endlich erscheint mir die chronologische Bestimmung von Walthers Besuch in Lübeck S. 310 sehr unsicher.

Bonn. K. Hampe.

Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. Von Heinrich Meyer, Dr. phil., Assistent am Deutschen (Grimmschen) Wörterbuche. Göttingen, Wunder, 1901. XVI, 105 S.

Durch die Arbeit niederländischer und kapholländischer Gelehrten ist in den späteren Jahren die Sprache der Buren Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden. Die im Volke selbst herrschende Meinung,

die auch von niederländischen Sprachgelehrten von Rang geteilt wurde, wonach die Eigenart des 'Afrikanischen' dem europäischen Niederländisch gegenüber in dem Einfluſs des Französisch der im 17. Jahrhundert nach Kapland ausgewanderten Hugenotten zu suchen sei, hat sich als irrig erwiesen; die romanischen Elemente im Kapholländischen entstammen einem anderen Idiom, dem es eine nicht geringe Zahl von Lehnwörtern und, wie es scheint, auch wichtige grammatische Eigentümlichkeiten verdankt: das Malaaisch-Portugiesische (Kreolische), zur Zeit der mächtigen Ostindischen Compagnie die allgemein verbreitete 'lingua franca' im Gebiete des Indischen Oceans und der angrenzenden Küstenlande. Im wesentlichen aber erscheint die Sprache der Buren als eine rein niederländische, in der Volkssprache des 17. Jahrhunderts wurzelnde Mundart, die, nach einem fremden Weltteil verpflanzt, sich zu einem 'hyperanalytischen', von allen früheren und jetzigen Dialekten des Holländischen abweichenden Sprachgebilde entwickelt hat, eine Mundart, die in ihrem Verhältnis zu den Idiomen der Eingeborenen oder Immigranten nicht-niederländischer Herkunft siegreich gewesen ist und in jüngerer Zeit groſse Gebiete des inneren Südafrika erobert hat, ohne in der alten Kapkolonie durch das sich immer mehr ausbreitende Englische verdrängt zu werden. Freilich hat sie sich, wie die stets wachsende Anzahl von Lehnwörtern und Anglicismen zeigt, der Einwirkung jener überlegenen Rivalin nicht entziehen können. Ansätze zu einer Litteratur hat sie erst aus unseren Tagen zu verzeichnen; sonst galt im schriftlichen Verkehr von jeher das Niederländische, zugleich die Sprache der öffentlichen und häuslichen Andacht und die amtliche Sprache in beiden Burenrepubliken, als solche auch im Kapland neben dem Englischen anerkannt.

Zur Orientierung über die afrikanische Sprache (und Litteratur) bieten sich verschiedene Aufsätze und Arbeiten dar. Von wissenschaftlichem Wert sind besonders W. J. Viljoens 'Beiträge zur Geschichte der Cap-Holländischen Sprache' (Straſsburg 1896), D. C. Hesselings Aufsatz 'Het Hollandsch in Zuidafrika' (in 'De Gids' 1897) und desselben Verfassers ausgezeichnetes Werk 'Het Afrikaansch' (Leiden 1899). Hier ist auch zu erwähnen der schöne Aufsatz vom Verfasser des vorliegenden Buches: 'Über den Ursprung der Burensprache' (in der 'Festschrift dem Hansischen Geschichtsverein und dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung dargebracht zu ihrer Jahresversammlung in Göttingen Pfingsten 1900').

Wer die niederländische Forschung über den Gegenstand kennt, dem bietet Dr. Meyers Buch wohl sachlich wenig Neues; ein selbständiges Verdienst des Verfassers sind aber die mit reichhaltigen Erläuterungen versehenen Sprachproben verschiedenen Inhalts und Stiles, die er aus einer schwer zugänglichen Litteratur zusammengestellt hat. Ihre Brauchbarkeit zur Einführung in die Sprache wird erhöht durch zahlreiche Hinweise auf den vorausgehenden grammatischen Abschnitt, der wohl nicht so erschöpfend ist, daſs er eine Grammatik in strengerem Sinne genannt werden darf, aber immerhin alles bieten dürfte, was für das Studium der Lesestücke nötig ist.

Ich beschränke mich im folgenden auf einige wenige Bemerkungen zu dem sprachgeschichtlichen Teil der Einleitung, der im wesentlichen ein Auszug aus dem oben erwähnten Festschriftaufsatz ist, und dem grammatischen Abschnitt, indem ich beide in einem Zusammenhang erörtere, dies um so mehr, weil der Verfasser in letzterem keine bloſs beschreibende Darstellung liefert, sondern, freilich in einigem Widerspruche zu seinem in der Vorrede S. VIII ausgesprochenen Grundsatz, es keineswegs an sprachwissenschaftlichen Erörterungen fehlen läſst. Hierin, in der Inkonsequenz, womit dergleichen Erwägungen bald gegeben werden, bald wegbleiben, sehe ich einen Mangel der Meyerschen Sprachlehre. Nicht selten zieht der Verfasser das Holländische zum Vergleich an, bei einzelnen Formen um eine Übereinstimmung mit dem holländischen Sprachgebrauch festzustellen. Wo ein solcher Vergleich fehlt, verfällt der Leser leicht dem Irrtum, daſs er specifisch afrikanische Spracheigentümlichkeiten vor sich habe. An einigen Stellen führt die Ausdrucksweise des Verfassers direkt zu einem solchen Irrtum. So wird es dem Leser ganz fern liegen, daſs beispielsweise Formen wie *goeie* für *goede, kwaaie* für *kwade, rooie* für *roode, geleeie* für *geleden* auch gut niederländisch sind, in der ungezwungenen Verkehrssprache sogar die einzig üblichen; daſs *ochend, savens, snachts, as* u. dgl. ebenfalls im Holländischen für *ochtend, des avonds, des nachts, als* gesprochen werden; ferner daſs nicht nur *jullie,* sondern auch *zullie,* ja sogar *hullie* (ältere Spr. *heurlie* aus *heur lieden*) auch holländische Personal- und Possessivpronomina sind; daſs auch die niederländische Umgangssprache das männliche Pron. Pers. zugleich für Substantive weiblicher Form gebraucht, demnach etwa eine *preek* oder eine *grammaire* mit *hij* bezeichnet anstatt des in der höheren Sprache allein gültigen *zij, ze*; daſs *jij, je* gleichfalls im Holländischen das in der gewöhnlichen Rede pedantisch klingende unbest. Pron. *men* ersetzt; daſs die pleonastische Verwendung von *om* vor Infinitiven ebenfalls in der Sprache des Holländers wuchert (vgl. Beispiele wie *trachten, besluiten om iets te doen*; *ik heb geen lust* (*gelegenheid*) *om dit te doen*); daſs der Gebrauch von *als* für schriftsprachliches *dan* nach Komparativen, von *leggen* für *liggen* ganz geläufige Erscheinungen im gesprochenen Holländischen sind; daſs Ausdrücke wie *mijn vrous familie* nichts speciell Afrikanisches an sich haben, und dergleichen mehr. Wenn etwa bei der Konstruktion *Marie se boek, di kinders hulle boeke* auf Übereinstimmendes in der niederländischen Volkssprache hingewiesen wird, verlangt die Konsequenz einen ähnlichen Hinweis bei *feuls te feul,* das sich in der platten Sprechweise *veuls te veul* (für *veel(s) te veel*) des Holländischen wiederfindet; dasselbe gilt von den Verbalformen *mot, most* für *moet, moest* und anderem. Es interessiert mehr, zu erfahren, in welchen Punkten die Burensprache zu dem gesprochenen Holländisch stimmt, als daſs sie vom Schriftholländischen stark abweicht; darum wäre bei ihrer Darstellung, insofern sie nicht eine rein beschreibende ist, besonders jenes zu berücksichtigen. Der Ausländer, der es nicht durch persönlichen Verkehr mit Eingeborenen kennt, kann vieles aus der heutigen Roman- und Novellenlitteratur der Niederländer lernen, wo Um-

gangs- und Volkssprache reichlich vertreten sind. Noch ertragreicher für die richtige Beurteilung der Burensprache wäre das Studium der bekannten Amsterdamer Dichter des 17. Jahrhunderts, die in ihren Werken von der damaligen Volkssprache einen ausgedehnten Gebrauch machten. Ein flüchtiges Hineinlesen in Bredero, Hooft oder Coster genügt, um sofort zu erkennen, wie viele Eigentümlichkeiten des Afrikanischen aus der Muttersprache stammen. Man sieht, dafs die meisten, wenn nicht alle hier erwähnten Spracheigentümlichkeiten bereits dem Niederländisch jener Zeit angehörten. Ich verzeichne als gleichfalls alte Formen, die das Afrikanische aus dem europäischen Niederländisch hat, das auch heute in der holl. Alltagsrede geläufige *mekaar* für *malkander, elkander* (Meyer S. 60); *algar* (*allegaer*; aus *al gader*, nicht *al te gader*, Meyer S. 71); *min* in der Bedeutung 'wenig' (Meyer S. 61; vgl. ndl. *evenmin* 'ebensowenig'); ferner die noch in der jetzigen niederländischen Volkssprache sehr verbreiteten Verbformen *brocht, docht, gebrocht, gedocht*, afrik. *brog, dog, gebrog, gedog*, mit einem alten Vokalismus, der dem englischen in *brought, thought* entspricht, weiter *kos, begos* (für *kon, begon*), im heutigen Niederländischen nur noch einzelmundartlich zu belegen. Es zeigt sich hier, dafs die Burensprache einige alte Nebenformen zäher bewahrt hat als das gewöhnliche Holländische. Vielleicht hat sie ebenfalls im reflexivischen Gebrauch der Objektformen des Pron. Pers. eine alte Gepflogenheit fortgesetzt, die dem Mittelniederländischen in Übereinstimmung mit dem Englisch-Friesischen (und Sächsischen) eigen war.

Schwieriger als die Übereinstimmungen zwischen der Burensprache und dem gesprochenen Holländisch festzustellen, ist wohl die Entscheidung, inwieweit ihre in der Isolierung von der Muttersprache vollzogene Sonderentwickelung eine spontane ist, und inwiefern sie auf der Einwirkung fremder Idiome beruht. Im Gegensatz zu der von Hesseling vertretenen Ansicht möchte der Verfasser (vgl. S. 15) dem Malaaisch-Portugiesischen keinen Einflufs auf den grammatischen Bau des Afrikanischen einräumen, wenigstens nicht in dem Sinne, dafs irgend eine besondere grammatische Eigentümlichkeit direkt aus jenem Idiom abgeleitet werden müfste. Nun sind aber einige von den Abweichungen, die das Afrikanische gegenüber allen anderen niederländischen Mundarten charakterisieren, wie Hesseling dargethan hat, ebensoviele Übereinstimmungen mit dem Kreolischen. Sollte es wirklich auf einem zufälligem Zusammentreffen beruhen können, wenn die Bildung des direkten Objektes mit der Präp. *ver* 'für' (*ek het fer hom gesien* 'ich habe ihn gesehen'; *toen soen hij ook fer al sijn broers* 'dann küfste er auch alle seine Brüder') eine genaue Parallele in kreol. *eu ja olha per elle* 'ich habe ihn gesehen' und ähnlichem hat? (Ich entnehme dieses und folgg. kreol. Beispiele den 'Kreolischen Studien IX' von H. Schuchardt, in den Sitzungsberichten der Kais. Akademie zu Wien, Phil. Hist. Classe, Bd. 122.) Oder wenn die Verwendung eines Substantivs in adjektivischem Sinne (*ek is honger, ek is dors* 'ich bin hungrig, durstig' etc.) zum kreolischen Sprachgebrauch stimmt? Oder wenn — abgesehen von vereinzelten Fällen wie Präs. *het, sal, is, word, kan, moet, wil*; Prät. *had, sou,*

was, werd, kon, moes, wou — die Infinitivform beim Verbum sowohl das Präsens als das Präteritum ersetzt (*en hij gaan terug na sijn broers en sê* 'und er ging zurück zu seinen Brüdern und sagte'; *Josef sien toen dat hulle bang fer hom is* 'Josef sah, daſs sie Angst vor ihm hatten') und das Kreolische, in Übereinstimmung mit dem Malaiischen, denselben Zusammenfall der Zeitformen (*ele kumi* 'er iſst', *ele dja kumi* 'er aſs', Schuchardt S. 210) aufweist? Beispiele für einen ähnlichen Gebrauch des holl. Infinitivs führt Schuchardt S. 149 aus dem Kreolenholländisch auf Java an. Ich vermute, daſs die Verbindung von *staan* mit Infinitiv zum Ausdruck einer durativen Handlung (Meyer S. 45) ebenfalls im kreolischen Sprachgebrauch wurzelt und also mit der portugiesischen Konstruktion *estar* und Gerundium zusammenhängt (Schuchardt S. 212). Nur aus malaiisch-portugiesischen Sprachgewohnheiten heraus verständlich erscheint mir das Adj. *dood* im Sinne von Präs. 'stirbt' in *al di ree dood op* (Meyer S. 46, 48); vgl. mal. *māti* 'sterben' und 'tot', *ōrang māti* = kreol. *djenti more* 'tote Menschen' (Schuchardt S. 209). Andererseits ist wohl zuzugeben, daſs einige der von Hesseling angeführten Fälle ebensogut oder richtiger ohne die Annahme fremder Beeinflussung erklärt werden können. Insbesondere gilt dies Erscheinungen, die in die Lautlehre gehören. So z. B. braucht wohl das fehlende *-t* in *herfs, vernuf, sug* nicht notwendig auf die Aussprache holländisch redender Eingeborenen zurückgeführt zu werden (vgl. *vernuf* schon bei Cats, Spaens Heydinnetie, Zwolsche Herdr. v. 42, 1427: *daer is een diep vernuf in syn gelaet te lesen* etc.). Sicher ist wohl die Endungslosigkeit des Infinitivs (*sê, hê, gê, lê* etc., ndl. *zeggen, hebben, geven, leggen*) einer rein lautlichen Entwickelung zuzuschreiben, die in der niederländischen Abwerfung des schlieſsenden *-n* ihren Beginn hat. Wenn Verben wie *gaan, doen, sien* etc. eine Form auf *-t* (urspr. 3. Sg. Präs.) als finite Verbalform gebrauchen können (*ons siet* neben *ons sien* gegenüber *ons maak, ons loop* etc.), hängt dies vielleicht damit zusammen, daſs die Endung *t* hier, in der Stellung nach Vokal, lautgesetzlich bleiben muſste, während bei Verbalstämmen auf Konsonant die Neigung zur Apokopierung und demnach zur Vermischung mit der Infinitivform gröſser war.

Einzelheiten im Wortgebrauch des Afrikanischen, wie *klip* 'Stein', *kombêrs* 'Decke', *kombuis* 'Küche', *kooi* 'Bett' deuten auf einen näheren Zusammenhang mit der niederländischen Seemannssprache. Dr. Meyer äuſsert die Vermutung, daſs der blühende überseeische Handel des 17. Jahrhunderts vielleicht eine holländische Schiffersprache gezeitigt hatte, worin die eigentümlichen Grundzüge des jetzigen Afrikanischen schon feststanden. Es würde diese Annahme erklären, daſs man schon in dem 'Dagverhaal' Jan van Riebecks, des Gründers der Kapkolonie, ein paar merkwürdige Sprachzüge findet, die dem Niederländischen sonst fremd sind. Es fällt auf, daſs Zeugnisse eines solchen hyperanalytischen 'Schiffer- und Küstendialekts' in der älteren niederländischen Litteratur nicht begegnen. Wenn eine derartige Seemannssprache wirklich existiert hat, läge es wohl nahe zur Hand, in ihr ein durch das Malaiische oder eben durch jenes Malaaisch-Portugiesische umgestaltetes Holländisch zu sehen.

Dr. Meyers Buch hat, wie aus der Vorrede zu ersehen ist, in verhältnismäſsig kurzer Zeit geschrieben werden müssen. Trotzdem dürfte es nennenswerte Fehler nicht enthalten. Als Flüchtigkeiten, die dem Verfasser entschlüpft sind, wüſste ich nur zu nennen die Auflösung von *ens.* in *en so wyder* (S. 81; die niederländische Schriftsprache, woraus die Abkürzung wohl stammt, hat doch *enz.* = *en zoo voort*), die Behauptung (S. 35), daſs der deutsche sch-Laut dem Holländischen fehle (vgl. doch Wörter wie *vaasje, kistje,* als *vāše, kiše* gesprochen). Die Konstruktion *de menschen zijn ploegende* S. 46 ist meines Wissens nicht holländisch. Das richtige ist ja hier das ebenfalls vom Verfasser angeführte: *zijn aan't ploegen, zijn bezig met ploegen. Maskie* (S. 80) ist nur in der Bedeutung 'vielleicht' gleich holl. *misschien* (aus *mach schien*), im Sinne von 'gleichwohl', 'obwohl', 'trotzdem' dagegen aus portug. *mas que* abzuleiten. Vgl. Schuchardt, Litteraturbl. für germ. und rom. Philologie 1885, S. 468.

Dies nur als einige flüchtige Bemerkungen zu einzelnen Punkten. Zuletzt sei noch erwähnt, daſs Dr. Meyers Büchlein ein reichhaltiges Quellenverzeichnis bringt, das der künftigen Forschung von Nutzen sein wird.

Berlin. Hj. Psilander.

Rev. Walter W. Skeat, Notes on English Etymology, chiefly reprinted from the Transactions of the Philological Society. Oxford, Clarendon Press, 1901. XXII, 479 S. 8.

Das vorliegende Buch besteht, gleich der vorher erschienenen Publikation desselben Verfassers, genannt 'A Student's Pastime, hauptsächlich aus Neudrucken von vorher zu verschiedenen Zeiten veröffentlichten kleineren Aufsätzen. Der Hauptteil des Buches besteht aus Bemerkungen über die Etymologie zahlreicher englischer Wörter (S. 3—325). Diese Bemerkungen sind alphabetisch nach den beleuchteten Wörtern geordnet und liefern somit ein wertvolles Supplement zu dem Skeatschen Etymologischen Wörterbuche.[1] Danach folgt ein Aufsatz über die Sprache von Mexiko mit hauptsächlicher Berücksichtigung des aus dem Mexikanischen stammenden englischen Sprachschatzes, danach einige Verzeichnisse von englischen Wörtern brasilianischen, peruanischen und westindischen Ursprungs. S. 354—470 enthalten ein für die Kenntnis der altfranzösischen Lehnwörter im Englischen sehr wertvolles, aus zahlreichen Quellen geschöpftes Verzeichnis von anglo-französischen Wörtern, die ins Englische eingedrungen sind.[2] Einige Bemerkungen über anglo-französische Schreibungen im Englischen schlieſsen das Buch.

---

[1] Skeat's Concise Et. D. (Oxford 1901), wo diese Bemerkungen verwertet worden sind, ist mir erst nach der Absendung des Manuskripts zugänglich geworden (Korrekturnote).

[2] Der Titel dieser Abteilung, 'English words in Anglo-French', scheint mir etwas irreleitend, da die betreffenden Wörter, die aus anglo-französischen Quellen gesammelt sind, nicht aus dem Englischen stammen, sondern erst durch eine Importierung ins Englische englisch geworden sind.

In der Einleitung erzählt der Verfasser, wie er dazu gekommen ist, diesen Neudruck schon veröffentlichter Aufsätze zu veranstalten. Im Jahre 1898 wurde von seinen Freunden eine Geldsumme gesammelt, um sein Bildnis dem Christ's College zu Cambridge zu überreichen. Da etwas mehr, als für diesen Zweck nötig war, zusammengebracht worden war, wurde ein Teil des Überschusses dem Verfasser überreicht, um den Neudruck einiger von seinen zahlreichen kleineren Aufsätzen zu ermöglichen. Hierdurch erhielt diese Publikation gewissermafsen den Charakter einer Festschrift, was teils durch die Beigabe des betreffenden Porträts in Lichtdruck, teils durch den halb autobiographischen Inhalt der Einleitung veranschaulicht wird. In dieser wird nämlich u. a. ein Verzeichnis der Entdeckungen, die der Verfasser während seiner Studien von englischen Handschriften und anderen 'sources of informations' gemacht hat, mitgeteilt.

Schon der Name des berühmten Gelehrten, dessen Scharfsinn und unermüdlichem Fleifse die Wissenschaft so vieles verdankt, verbürgt uns, dafs wir es hier mit einem reichen und wertvollen Buche zu thun haben. Das Werk enthält nicht nur etymologische Erklärungen von Wörtern der ne. Schriftsprache, sondern auch von dialektischen oder nur in älteren Sprachperioden vorkommenden Wörtern. Es enthält in seinen früheren Teilen mehrfache Nachträge und Berichtigungen zu den zur Zeit der Verfassung der betreffenden Artikel schon erschienenen Partien des grofsen Oxforder Wörterbuches (von Murray und Bradley). In vielen Fällen werden frühe, vorher unbeachtete Belege beigebracht; so z. B. wird ein ae. Beleg von dem Worte, das im ne. Verbum *to amaze* fortlebt, mitgeteilt, welches das Oxforder Wörterbuch erst aus dem Ancren Riwle kennt. Lehnwörter werden öfters bezüglich der fremden Substrate eingehend besprochen: siehe z. B. die Artikel *beltane* S. 8, *corrie* S. 46. Solche Bemerkungen, die ja grofsenteils für die englische Sprachwissenschaft nur indirekt von Belang sind, hat der Verfasser gewöhnlich Arbeiten über die Sprachen, woraus die englischen Wörter stammen, entnommen.

Es wäre nun unmöglich, innerhalb des Raumes einer kürzeren Anzeige die Fülle von Details, woraus das Buch besteht, zu referieren; das meiste ist ja auch demjenigen, der die Transactions der Philological Society und derartige englische Publikationen studiert hat, schon vorher bekannt. Manches ist übrigens schon im Oxforder Wörterbuch, in dem Century Dictionary, in der neuen Auflage von Webster und in anderen Werken verwertet worden. Ich werde mich deshalb damit begnügen müssen, teils einige besonders wichtige Resultate hervorzuheben, teils einige Punkte, worin ich die Auffassung des Verfassers nicht teilen kann, zu besprechen.

Ne. *baste* 'to beat' leitet der Verfasser aus dem Nordischen her und vergleicht schwed. dial. *basta* 'schlagen, peitschen'. Wenn aber dieses nordische Wort ins Englische übernommen worden wäre, hätten wir eine analogische Lautentwickelung mit derjenigen von ne. *cast* (< altn. *kasta,* s. meine Loanwords S. 142) zu erwarten. Die Lautungen dieser beiden Wörter gehen aber sowohl in der Schriftsprache als in den Dialekten weit auseinander.

Deshalb ist die von Wall, Anglia XX S. 90, und von mir in meiner Lehnwörter-Abhandlung S. 67 gegebene Herleitung aus altn. *bøysta* (altschw. *bøsta*, altdän. *bøste*) entschieden vorzuziehen. Betreffs der lautlichen Seite der Frage ist nunmehr auf Luick, Arch. CVII S. 325, zu verweisen. Die nordische Herkunft des Wortes wird auch durch seine Verbreitung in den engl. Dialekten bestätigt. Dagegen ist ne. *baste* 'to drip butter or fat upon meat while roasting', das Skeat auch aus dem Nordischen herleitet, sicher nicht ein nordisches Lehnwort; wir hätten dann sicher zu erwarten, das Wort, das dem E. D. D. abgeht, in den ne. Dialekten vorzufinden. Das im älteren Dänisch vorkommende *baste* Vb. 'braten' ist wohl wie schwed. *basta* 'wärmen' in historischer Zeit zu dän. *badstue*, schwed. *bastu* (urspr. 'Badstube', dann 'heifser Platz im allgemeinen') gebildet; s. Ordbok öfver svenska språket utgifven of Svenska Akademien B. 488, wo auch schwed. *basta* 'schlagen' mit *bastu* zusammengebracht wird. — Ne. *blaze* 'a white mark on a horse's forehead' erklärt Skeat aus gleichbed. isl. *blesi*, schwed. *bläs*, dän. *blis*. Er beachtet dabei aber nicht genügend die lautlichen Schwierigkeiten, die mit dieser Etymologie verbunden sind. Eine direkt entsprechende Form bietet mnd. *blasenhengst* 'Pferd mit weifser Stirn' und (mit *r* < *z*) mnd. *blare* 'Blesse; Name einer Kuh mit einer Blesse', ndl. *blaar* 'witte plek'. — Dafs ne. *blet* 'to become sleepy, as a pear' aus frz. *blet* stammt, hat schon Murray mit Recht angenommen. Das französische Wort leitet nun Skeat aus altn. *bleyta* 'to render soft'[1] mit Unrecht her. Die richtige Etymologie findet sich bei Mackel, Die germ. Elemente S. 88. — Zu ne. *boatswain* giebt Skeat einen vorher (1899) unbeachteten ae. Beleg. Beiläufig möchte ich bemerken, dafs die von Skeat Et. D. gegebene Etymologie von ne. *swain* (auch altn. *sveinn*), ae. *swān*, das er mit got. *swinþs* zusammenstellt, unhaltbar ist. Die Etymologie ist noch unermittelt. Jessen, Dansk etym. ordb. S. 250, hält es für verwandt mit ae. *swīn* etc. (so auch nunmehr Skeat in der letzten Ausgabe); es ist zu bemerken, dafs ae. *swān*, mnd. *swēn* bes. 'Schweinehirt' bedeutet; auch in hochdeutschen Mundarten läfst sich dieselbe Bedeutung nachweisen (Schade S. 909). Die von Schade gegebene Erklärung des Wortes aus **swanja-* durch Epenthese ist natürlich nicht annehmbar. — Betreffs ne. *bud* ist auf die Sammlungen bei v. Friesen, De germanska mediageminatorna (Upsala 1897) S. 89 ff., zu verweisen. — Sehr ansprechend ist die Etymologie von ne. *burly*, die Skeat schon 1894 in der Academy veröffentlicht hat. Sie ist aber merkwürdigerweise nicht von Kluge und Lutz, die das Wort ganz anders, aber mit Zögern, erklären, verwertet worden. — Über das Wort *cinchona*, das nach Skeat eigentlich *chinchona* geschrieben werden sollte, bin ich jetzt, dank einigen Mitteilungen meines Freundes, Herrn Direktor Tom v. Post, im stande, noch weiteres hinzuzufügen. Der ursprüngliche botanische Name des Chinarindenbaumes war *quinquina*. Unter diesem Namen wird zum erstenmal der Baum beschrieben von Condamine in Acta Ac. Paris. 1738 (erschienen

[1] Nicht 'to become soft'.

1740) S. 226—243; vgl. auch Geoffroy Mat. med. II 308 (1743), Boehmer-Ludwig Gen. plant. 30 (1760). Linné änderte den Namen in *Cinchona* (1742) nach dem Namen der Gräfin von *Chinchon*, die durch Chinarinde von einer Fieberkrankheit geheilt worden sein soll (1638). Ob Linnés *Cinchona* nur ein Schreibfehler statt *chinchona* war, oder ob es auf seiner Willkür beruhte, bleibt unentschieden. Auch andere Verdrehungen des Namens kommen vor: Kramer, Tentamen bot. 133 (1744), schrieb *Chinchina*, Adanson *Kinkina* (1763). Der älteste, von Condamine gebuchte, Name *Quinquina* soll aus der peruanischen Inkasprache stammen und aus *quina quina* 'Rinde-Rinde' (d. h. 'ausgezeichnete Rinde') zusammengezogen sein. Er ist noch in den frz. Pharmakopöen üblich und wird aufserdem von mehreren französischen, englischen und deutschen Autoren (z. B. Weddel, Delondre, Howard, Triana, Planchon, Karsten) gebraucht. Weiteres wird das bald erscheinende Lexicon generum phanerogamarum von Tom v. Post bringen. — Betreffs der Etymologie von ne. *cudgel*, das Skeat richtig mit schwed. *kugge* 'Zahn am Rade' zusammenbringt, möchte ich auf v. Friesens eben citierten Aufsatz verweisen, wo noch weitere Anknüpfungen gegeben werden. — Zu den interessantesten Etymologien gehört die von ne. *to darn* 'mit Nadel und Faden stopfen, ausbessern'. Skeat bringt es, wie Murray, mit ae. *dierne*, *derne* 'hidden, secret' zusammen, spinnt aber die Fäden noch weiter, indem er es direkt aus ae. *dernan* (wsächs. *diernan*) 'conceal, keep secret' herleitet. Das betreffende Wort konnte auch 'to stop up' bedeuten. *To darn a hole in a stocking* ist nämlich dasselbe wie *to stop up the hole*. In dem Dialekt von Aberdeen bedeutet das Wort nicht 'to mend a stocking', sondern 'to stop up a hole with straw'. Der Verfasser fügt hinzu, dafs in Westfalen *stoppen* in dem Sinne von 'to darn a stocking' vorkommt, womit aber etwas zu wenig gesagt ist, da dieses Wort dieselbe specialisierte Bedeutung in allen germanischen Sprachen, das Englische ausgenommen, hat (deutsch *stopfen*, ndl. *stoppen*, schwed. *stoppa*, dän.-norw. *stoppe*). — Die Etymologie von *darnel* 'lolium temulentum' ist zweifellos insofern richtig, dafs das Wort ursprünglich eine Zusammensetzung ist, deren zweites Glied aus afrz. *nielle*, *nelle* (< mlat. *nigella*) entstanden ist. Dagegen dürfte die unmittelbare Quelle des ersten Teiles noch zweifelhaft sein. Skeat zieht hierher mndl. *verdaren* 'to amaze', ndd., ndl. *bedaren* 'to become calm or to be calmed down', die er andererseits mit ndd. *dor* 'Thor, Narr', deutsch *thor* zusammenstellt, was sicher unrichtig ist. Auch schw. *dåre* 'Thor' ist kaum mit *thor* zusammenzubringen, vgl. Tamm, Et. sv. ordb. Dagegen könnte vielleicht ndl. *bedaren* mit me. *darien* 'to lurk, be concealed' verbunden werden, vgl. Franck, Et. Wb. — Zur Etymologie von ne. *to drown* verweise ich auf meine Scand. Loan-words S. 176. — Ne. *dub* halte ich mit Noreen, Svenska Etymologier S. 13 f., von Friesen a. a. O. S. 31 ff. für ein echt germanisches Wort, während frz. *adouber* etc. (Körting[2] 3121) einer germanischen Sprache (nicht dem Altnordischen, wie Körting a. a. O. annimmt) entlehnt ist. — Die Herleitung von ne. dial. *duds* 'shabby clothes', *doudy* 'ill-dressed' aus dem Altnordischen ist in Ab-

rede zu stellen, teils wegen des *d* (statt *th*), teils weil ein nordisches Substrat sehr schlecht bezeugt ist. — Sehr einleuchtend ist die Etymologie von ne. *eager, eagre* 'a tidal wave in a river' aus afrz. *aiguere* 'a flood or inundation'; die me. Nebenform *aker, acker* stammt aus afrz. *aquaire*, dessen *qu* auf lateinischem Einflufs beruht. — Ne. *fib* erklärt Skeat aus dem Deutschen und vergleicht es mit nhd. *foppen*. Dafs *foppen* und me. *fib* verwandt sind, halte ich für sicher; die Annahme einer Entlehnung scheint mir aber unwahrscheinlich. Eher wäre an eine alte Nebenform (mit *i*-Umlaut) zu ne. dial. *fob* 'to cheat, deceive' (ae. **fybb* sb. oder **fybban* vb.) zu denken. Vielleicht gehört hierher auch ndd. *fûfe* 'faule, schmutzige Sache, listiger Streich, Kniff', *fûfen* 'verhöhnen, verspotten' (Doornk.-Koolm.). — Ne. *fond* leitet Skeat aus 'a Friesic word allied to the A. S. *fǣmne*, O. Saxon *fēmea*, Icelandic *feima* "a virgin"' her, was mehr als unwahrscheinlich ist. Die betreffenden Wörter können auch nichts mit schwed. *fåne*, altschwed. *fāne*, wie Skeat gleichzeitig annimmt, zu thun haben. Die Etymologie von ne. *fond* bleibt deshalb ebenso rätselhaft wie vorher. In Scand. Loan-words S. 238 habe ich einige nord. Wörter herangezogen, die an ne. *fond* erinnern, aber deren Verhältnis zu diesem ich nicht festzustellen vermag. — *frampold* 'cross, ill-tempered' (bei Shakespeare) wird teils mit ne. dial. *rantipole* 'a romping child' zusammengestellt, teils mit ostfr. *frantepot, wrantepot* 'a peevish, morose man', mndl. *wranten* 'to wrangle, chide', ostfr. *wranten, franten* 'to be peevish, to grumble', dän. *vrante* u. s. w. Da ich keinen Übergang von engl. *wr* > *fr* kenne, möchte ich die Wörter mit *wr-* ausschliefsen. — Die Etymologie von ne. *gallop* mufs in einigen Punkten modifiziert werden. Zuerst ist es mir nicht ganz klar, ob der Verfasser *gallop* und *wallop* aus dem Französischen als direkter Quelle folgern will. Anders sind aber die beiden Formen nicht zu erklären. Weiter sind norw. *vallhopp* sb., *vallhoppa* nicht für die ursprüngliche Bildung des Wortes beweiskräftig, da das *h* auf volksetymologischer Anlehnung an *hopp* sb., *hoppa* vb. beruhen dürfte. Die Wörter könnten sogar im Norwegischen Lehnwörter sein. *ll* in altn. *vǫllr* 'a field, plain', schwed. *gräs-vall* 'grassy field' beruht nicht auf einer Assimilation von *ld* > *ll*, sondern ist vorhistorisch aus *lþ* entstanden. Schliefslich ist es mir nicht recht ersichtlich, weshalb das Wort gerade aus dem Norwegischen stammen sollte. — Die Etymologie von *groom* hatte Bugge schon längst vorher ausfindig gemacht. — Ne. *lea, lee* 'a pasture' erklärt der Verfasser aus ae. *læs* 'pasture'. Wie diese Form nun entstanden sein soll, wird aber nicht genügend dargelegt. Es ist wahr, dafs der Ausfall von dem *s* mit dem von ne. *sherry, pea, chinee, shay* analog wäre. Dies setzt aber voraus, dafs das *s* stimmhaft war. Aber der ae. Nom. *læs* würde eine ne. Form mit stimmlosem *s* ergeben; das stimmhafte *s* würde sich aber sehr einfach aus den flektierten Formen erklären, wo *w* durch den Einflufs des Nominativs früh wegfallen konnte (vgl. Sievers, Ags. Gr.[3] § 260 und die ne. Doppelformen *mead* und *meadow*). Skeat nimmt nun, wie es scheint, unnötigerweise zwei 'distinct forms in A. S.' an: *læs* (Gen. *læse*) und *læsu* (Gen. *læswe*). Wenigstens ist der Gedankengang des Verfassers

hier etwas undeutlich.[1] — Unter dem Worte *listre* wird eine wertvolle Sammlung von Beispielen des sogenannten 'intrusive *r*' beigegeben. — Me. *maches* (Morte Arthure 2950) identifiziert Skeat, wahrscheinlich mit Recht, mit afrz. *marchis* 'marquis'. Aber seine Beweisführung ist nicht einleuchtend: 'When we remember that *a* was then pronounced as the *a* in *path,* which only differed from the sound of *ar* when the *r* was properly thrilled, we see that *maches* is an error for *marches.*' Ich halte mit Skeat *maches* für 'an error for *marches*', aber da im Mittelalter das englische *r* zweifellos immer sehr deutlich ausgesprochen wurde, müssen wir hier einen (von der Aussprache unabhängigen) Schreibfehler annehmen; dieser könnte vielleicht durch die Ähnlichkeit der *r*- und *c*-Typen verursacht worden sein; der Schreiber könnte **marches* als *macches* gelesen und dann das eine *c* ausgelassen haben. Jedenfalls müfsten vor einer Entscheidung die paläographischen Verhältnisse der Handschrift untersucht werden. — *mazzard* 'the head' (bei Shakespeare) ist sicher mit Skeat aus *mazer* entstanden; es fragt sich aber, ob die Bedeutung dadurch entstanden ist, dafs der Kopf mit einem Becher verglichen wurde. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes war nämlich 'Knolle, knollenartiger Auswuchs am Ahorn und anderen Bäumen',[2] und man könnte sich gut denken, dafs der Kopf als 'Knolle, Klumpen' oder derartiges charakterisiert wurde. — Das zweite Glied von ae. *nihtscada,* ne. *nightshade* will der Verfasser von ae. *sceadu,* ne. *shade, shadow* auseinanderhalten. Seine Gründe sind aber vollkommen hinfällig. Zuerst hat sich die Angabe, dafs das Wort nicht im Ahd. als Pflanzenname (sondern nur 'applied to denote obscurity') vorkommt, als unrichtig herausgestellt; in meinen Sammlungen über ahd. Pflanzennamen finden sich mehrfache Belege, z. B. *nachtschato* 'morella' Ahd. Gl. III 50, 44. Schwed. *nattskatta, nattskategräs,* dän. *natskade, nattskadde* 'Solanum nigrum L.' (Jenssen-Tusch, Nordiske Plantenavne S. 228) sind zweifellos nichts als Entlehnungen aus dem Deutschen. Die altschwedischen Formen sind *natskadha, natskædha,* die aus dem Ndd. stammen. Hieraus ergiebt sich, dafs die Erklärung von *natskategräs* als 'bat-grass', aus schwed. dial. (Rietz) *nattskata* 'a bat' (eigentlich 'Nachtelster'), unhaltbar ist, wenn auch zufällige volksetymologische Umdeutungen dieser Art stattgefunden haben können. Mit schwed. *skata* 'Elster' läfst sich der Pflanzenname aus lautlichen Gründen natürlich nicht vereinigen. — Schott. *orra* 'remaining, superfluous' kann nicht aus dän. *orrig,* schwed. *öfrig* erklärt werden, da diese dem Deutschen entlehnt sind. — Betreffs ne. *roam* sagt der Verfasser: 'I am now convinced that it is quite impossible to connect this verb with the M. E. *rāmien,* to wander (which will by no means give the sound of *oa*).' Dafs es lautliche Bedenken giebt, *roam* and *rāmien* zu vereinigen, sehe ich nicht ein;

[1] In der letzten Auflage seines Et. Wörterbuches giebt Skeat eine andere Etymologie (Korrekturnote).

[2] Vgl. z. B. ahd. *maser* 'tuber' Ahd. Gl. II 339, 21; 370, 3; 372, 58 u. s. w.; daraus entwickelte sich die Bedeutung 'Holz mit knollenartigen Auswüchsen, etwas aus solchem Holze Angefertigtes'.

vgl. ne. *foam* < ae. *fām*. Andererseits könnte aber hervorgehoben werden, dafs das Wort im Me. mit einer einzigen Ausnahme (in Laȝamon) durchgängig mit *o* geschrieben wird, so dafs die Existenz eines me. *rāmien* recht zweifelhaft ist. Der Reim *blōme* : *rōme* Hav. 63 f. macht es sogar wahrscheinlich, dafs es im Me. eine Aussprache mit geschlossenem *ọ̄* gegeben hat. Dies bestätigt gewissermafsen die von Skeat gegebene Erklärung des Wortes (aus dem Stadtnamen *Rom*); denn von diesem Worte hat es zwei Aussprachen gegeben: me. *Rǭm* (aus ae. *Rōm*) und me. *Rǫme* (aus afrz. *Rome*), vgl. Behrens, Beitr. zur Gesch. der frz. Spr. in England S. 106. — Ne. *sounder* 'a herd of wild. swine' führt der Verfasser auf ae. (nordhumbr.) *sunor* 'herd of swine, grex' zurück. Man könnte hinzufügen, dafs dasselbe Wort und ihm verwandte Wörter in anderen germanischen Sprachen vorkommen: an. *sonargǫltr* 'der gröfste Eber der Herde', langob. *sonorpair* 'der stärkste Eber der Herde' (Bruckner, Sprache der Langobarden S. 79), salfrk. *sonista, sunnista* etc. (van Helten, Beitr. XXV S. 281), ahd. *swaner, swan* 'Schweineherde' etc. (Schade S. 902); vgl. Sievers, Beitr. XVI S. 540 ff., wo die verschiedenen Formen zusammengestellt und besprochen werden. Das *ou* in *sounder* ist auffallend, da in ae. *sunor,* ae. *sonar,* langob. *sonor* der Stammvokal kurz gewesen sein mufs (vgl. Sievers a. a. O.); vielleicht erklärt sich *ou* durch die Annahme einer Entlehnung aus dem frz. *sundre,* das wohl aus dem Englischen stammt.[1] Die weitere Etymologie und das Verhältnis zu ahd. *swaner* etc. bleiben noch zu ermitteln. — Mit ne. *sprint* sind mhd. *sprinz* 'das Aufspringen, -spriefsen (der Blumen)', *sprinzen* 'springen, aufspringen' zu vergleichen. — Ne. *stook* 'a shock of corn' ist mit mnd. *stūke* 'Baumstumpf, kleiner Haufe' identisch; weiteres bei Franck, Et. Wb. s. v. *stuiken*. *oo* geht auf ae. *ū,* nicht auf ae. *ō,* wie Skeat annimmt, zurück. *stook* läfst sich deshalb mit *stack* nicht zusammenbringen; auch die Verwandtschaft mit ae. *stycce* 'a piece' möchte ich bezweifeln. Zur Lautentwickelung *ū* > *oo* [= *ū*] ist ne. *brook* 'ertragen, erdulden' (< ae. *brūcan*) zu vergleichen; vor *k* scheint keine Diphthongierung von *ū* eingetreten zu sein; vgl. ne. *duck, puck, suck, brook* etc., wo Kürzung zu verschiedenen Zeiten eingetreten ist (Material bei Holthausen, Litbl. XII 310; Luick, Anglia XVI S. 502). Dieses Ausbleiben der Diphthongierung in *brook, stook,* wo die Lautung [*ū*] noch in ne. Zeit gegolten haben mufs, ist analog mit der Entwickelung von *ū* vor Labialen (Sweet, H. E. S.[2] S. 238; Holthausen a. a. O.; Luick, Anglia XVI S. 497). Man vergleiche auch, dafs me. *ai* vor *k* schon in me. Zeit monophthongiert wurde (Luick, Archiv CVII, S. 326 ff.). Dies dürfte darauf hinweisen, dafs der Umstand, dafs die Lautgruppe [*auk*] dem Ne. abgeht, nicht ein Zufall ist. Anders Luick, Anglia a. a. O. *stook,* das ein nördl. Wort ist, könnte zwar auf nordengl.

---

[1] Dafs anglofrz. *sundre* in dem frz. Horn aus dem Englischen stammt, ist wohl mit Skeat anzunehmen. Jedoch ist kontinentalgermanischer Ursprung auch möglich; vgl. Godefroy s. v.: 'l'expression "cochons de *sonre*" est encore usitée en Champagne'.

Lautentwickelung beruhen, aber *brook* kommt nach dem E. D. D. auch in Kent, Gloucestershire und Norfolk vor, wobei allerdings zu bemerken ist, dafs im E. D. D. für die zwei letztgenannten Grafschaften keine Belege der Lautform gegeben werden. Jedenfalls ist die Frage nach der Entwickelung von der me. Gruppe *ūk* einer weiteren historischen Untersuchung bedürftig. — Sehr interessant ist die Etymologie von ne. *tiny*. Skeat macht darauf aufmerksam, dafs es ursprünglich mit auslautendem *e*, nicht mit *y*, geschrieben wurde, dafs es ursprünglich ein Substantiv war, und dafs es früher selten ohne ein vorhergehendes *little* gebraucht wurde. *A little tinè* (das Wort war zweisilbig) bedeutete 'a little bit'. Die Quelle ist afrz. *tinee* 'the content of a vessel called a *tine*' (< lat. *tinata*). Die ursprüngliche Bedeutung von *a tinè* war also 'a tubful'. — Über ne. *wall-eyed*, das Skeat, meines Erachtens mit Unrecht, sowohl mit me. *wawil-eyed* wie mit me. *wald-eyed* identifiziert, habe ich im zweiten Teil meiner Scand. Loan-words S. 257 gehandelt. — Die Herleitung von ne. *to yaw* aus isl. *jaga* 'to hunt' ist unannehmbar, da letzteres Lehnwort aus dem Deutschen ist.

Ich schliefse hiermit meine Bemerkungen zu dem Hauptteile des Buches. Dafs unter einer solchen Fülle von etymologischen Erörterungen wegen einiger Punkte Einwendungen gemacht werden können, wird nicht wunder nehmen; jedenfalls vermindern diese Einwendungen keineswegs die Verdienste dieser reichen und dankenswerten Forschungen.

Upsala. Erik Björkman.

Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuche herausgeg. von Eduard Mätzner und Hugo Bieling. II. Band: Wörterbuch. 13. Lieferung. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1900.

Die 13. Lieferung dieses hervorragenden Werkes schliefst sich würdig ihren Vorgängerinnen an. In Bezug auf Reichhaltigkeit an Stichwörtern, Übersichtlichkeit der Anordnung und logische Entwickelung der Wortbedeutungen verdient sie alles Lob. Was Vollständigkeit des Materials anbetrifft, so ist der Unterschied gegenüber Stratmann ganz aufserordentlich grofs: hier sind nicht nur die wichtigsten Denkmäler der me. Litteratur benutzt, sondern auch so wenig gelesene Sachen wie die Palladiusübersetzung, Kochbücher, medizinische Traktate u. s. w., und gerade diese haben eine recht ansehnliche Ausbeute geliefert. Aber auch dort, wo sich neue Wörter oder Wortbedeutungen nicht ermitteln liefsen, liegt der Fortschritt gegen früher auf der Hand: man schlage nur Artikel auf wie *meten*, *mid*, *min* — das sind keine knappen Bedeutungsangaben mehr, sondern syntaktische Monographien.

An fehlenden Wörtern könnte ich nur wenig nachtragen:

Zu S. 485 *meschyne* < afz. *meschin* 'elend' Caxton, Eneydos EETS. LVII 58/29.

488 *mesfeat* < afz. *mesfait* 'Missethat' Caxton, Godfrey of Boloyne EETS. LXIV 29/8.

500 *messan* < afz. **mestin, mastin* 'kleiner Hund', ne. *messin* (*-dog*) EETS. 42/13, 323.

504 *misterful* 'nötig' Ratis Raving 977.

533 *metrely* 'metrisch' Rom. Partenay 6566 — *metren* findet sich schon früher als bei Palsgrave, im Rom. Part. 6564.

533 *metsung* < ae. *metsung* 'Fest' Layamon III 278.

537 *michare* 'Knirps' (zu *micche, miche*) Alexander (EETS. XLVII) 3541.

571 *mil* (ne. *millet,* ae. *mil*) 'Hirse' Wycliffe Jesaj. XXVIII 25, Ezech. IV 9.

An Einzelheiten wäre sonst noch zu bemerken:

475 zu *merveilous* mit seinen vielen Nebenformen verdiente noch Erwähnung *merveloise* Merlin EETS. 112/766.

520 zu *meteful* 1) maſsvoll tritt die Bedeutung 2) 'in vollem Maſse', vgl. Mort. Arthure 2343.

536 zu *meur.* Schon frühere Erwähnung bei Caxton Recuyell 365/9. 15/31.

563 *midmorȝen,* 564 *midovernon* scheinen mir zum mindesten für das 15. Jahrhundert eher 8 Uhr vormittags und 4 Uhr nachmittags zu bedeuten als 9 und 3 Uhr. Man vergleiche die von Bieling aufgeführte Stelle EETS. 24/83 ff., wo als Tageszeiten angeführt werden *morewe, mydmore, vndren, mydday, hiȝ noon, mydouernoon, euensong* [*nyȝt*]. Setzt man für *morewe, mydday* und *euensong* die Zeiten 6, 12 und 6 an, so ergeben sich Abstände von zwei Stunden.

571 bei *miȝen* ist die Stelle aus Caxtons Reynard Fox zu streichen; dem *may* liegt ae. *mæȝ* 'mag' zu Grunde, vgl. Arbers Text (Scholar's Library I).

619 die Bedeutung von *mirour* 'Vorbild, Muster' geht in die naheliegende 'Tugend' über, vgl. *ful of womanly merrorys and of benygnyte* Digby Plays EETS. LXX 57/73.

Ferner möchte ich den Wunsch aussprechen, daſs die Belege für jede Bedeutung eines Wortes strenger chronologisch geordnet würden, wodurch mancherlei Arbeiten sehr erleichtert werden könnten. Was den etymologischen Apparat anbetrifft, so lieſse sich wohl die feste Norm einführen, daſs das Westsächsische aus Alfreds Zeit das Altenglische verträte, nicht spätere Sprachperioden. Vielleicht lieſse sich hier manches kürzen. So wertvoll auch Mätzner und Bielings Werk ist durch seine groſse Reichhaltigkeit — bei der etymologischen Übersicht ist die Fülle des Materials stellenweise etwas verwirrend. Was hilft es dem Leser, der die Abstammung eines me. Wortes erfahren will, wenn er allerhand altfranzösische Varietäten findet, die im Me. keine Fortsetzung gefunden haben, oder wenn er die griechischen Entsprechungen (so z. B. bei *mete*) für die Formen Wulfilas aufgezählt erhält? Auch lieſse sich vielleicht ein Weg finden, durch typographische Mittel auszudrücken, daſs Northumbrisch, die Sprache Barbers und das Neuschottische nicht in demselben entfernten Verhältnis zum Englischen stehen wie beispielsweise Niederdeutsch oder Altnordisch und Spanisch.

Groſs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

Einstein, Lewis, The Italian renaissance in England. Studies. New York, The Columbia University Press; London, Macmillan; 1892. XVII, 420 S.

Einstein hat seine Arbeit nicht klein angelegt. Er hätte sich auf die litterarischen Einflüsse Italiens auf England im 16. Jahrhundert beschränken und hiemit schon sehr viel leisten können. Aber er zog es vor, die verschiedensten Kulturbeziehungen der beiden Länder vorauszubehandeln, italienisches Schul-, Kirchen- und Hofwesen, Wander- und Kaufmannsvolk, politisches und historisches Denken in England, sowie englische Reisende in Italien zu verfolgen. Das Bild ist dadurch ungemein reich geworden.

Ferner hat sich Einstein nicht mit den gedruckten Quellen begnügt, obwohl er zwölf Seiten braucht, um sie nur zu nennen, und über vier, um die books of reference nachzutragen. Er hat auch eine Menge Handschriften eingesehen, römische und florentinische Archive, die Schätze des Britischen Museums, Public Record Office und der Bodleiana. Gelehrtenbriefe und Reisebeschreibungen bieten selbst dem Belesensten auf diesem Gebiete neues Material. Es ist ein Genufs, so viel Licht auf sich einströmen zu lassen.

Andererseits braucht es gar nicht viel Belesenheit, um Schritt für Schritt auch Lücken zu entdecken. Ich gebe einige Beispiele blofs aus dem litterarischen Kapitel: Koeppels Geschichte der italienischen Novelle in England und Schömbs' Einflufs des Ariost sind ihm entgangen, Grabaus Ausgabe der Komödie Bugbears und Churchill-Kellers Beschreibung der lateinischen Universitätsdramen aus der Elisabeth-Zeit, Sarrazins Studien über Shakespeares italienisches Wissen und die Erwähnung der italienischen Komödientypen in 'Love's labour's lost' V 2. Wenn Shakespeares Kenntnis der italienischen Novellen durch den 'Kaufmann von Venedig' exemplifiziert wird (S. 371), so ist dies unglücklich, weil wir als Quelle dieses Dramas ein verlorenes englisches anzusehen haben, dessen Titel, Aufführung und allgemeiner Inhalt — Verbindung der Kästchen- und Wucherergeschichte, wie niemals in einer älteren Novelle — längst bekannt sind. Die Frage, ob für Shakespeare jemals eine italienische Quelle anzusetzen ist, die ihm nicht in englischer oder französischer Bearbeitung vorliegen konnte, wird gar nicht ernstlich in Betracht gezogen. So wäre es, wie gesagt, nicht schwer, weitere Lücken zu erweisen, wie sie bei einem zusammenfassenden Versuch sich fast mit Naturgewalt einstellen. Aber solche Kleinkritik würde den wesentlichen Wert des Buches weder erschüttern noch klarstellen.

Die Hauptfrage wird immer die sein, wie weit italienisches Beispiel den Engländern den Weg zur Antike gezeigt hat. Zuerst wurde ihnen der Weg zu Christentum und Himmel vom Volke des Papstes gewiesen. Dagegen setzen die nächsten Perioden italienischen Geistesimports, die Chaucerische und die Wyattische, mit einer Abkehr Englands vom Papst ein; vom 14. Jahrhundert ab wirkt nicht mehr die kirchliche, sondern

die weltliche Bildung Italiens befruchtend. Sie wies auf die Klassiker hin; aber die französischen Einflüsse halfen ihr dabei ganz beträchtlich; du Bellay, de Baïf, Montaigne und Garnier waren dem Kreise Shakespeares näher und meist auch bekannter als die gleichzeitigen Italiener und müssen in einer Studie über die Erweckung des Altertums in England immer mit beachtet werden. Man wird wenig Beispiele dafür finden, dafs französische Bücher durch italienische Übersetzungen an der Themse eingebürgert wurden; um aber die Vermittlerrolle der Franzosen zu betonen, braucht man nur an die Übersetzer Amyot, Belleforest und Boisteau zu erinnern. Aber viele Renaissance-Elemente, die wir in Italien und London finden, sind auch direkt aus den Klassikern zu den Engländern gelangt, z. B. das Ideal geistiger und körperlicher Vollkommenheit, der *καλοκαγαθία*, und auch deutsche Humanisten, wie Erasmus, und Spanier hatten ihren Anteil. Diese Paralleleinflüsse machen es schwer, die specifische Einwirkung Italiens abzuschätzen, und zwingen uns jedenfalls, von Einsteins Resultaten, die etwas einseitig zu Gunsten Italiens lauten, einiges abzuziehen.

Unter den Einzelfragen mag die, ob eine Reise Shakespeares nach Italien anzunehmen sei, besonderes Interesse wecken. Einstein verhält sich ihr gegenüber sehr vorsichtig, eher ablehnend als zustimmend. Höchstens Venedig und Padua könne er selbst gesehen haben; und solche Vorliebe für Oberitalien lasse sich auch aus der Lektüre der Novellen erklären. Die Entscheidung vertagt er, bis man vielleicht einmal in den Papieren eines reisenden Londoner Kaufmanns den Namen Shakespeare finde. Inzwischen mufs die stattliche Reihe von englischen Schriften über Italien, die von 1506 bis 1600 erschienen oder doch verfafst wurden (S. 386 f.), jeden Unparteiischen zur Ansicht bringen, dafs man damals an der Themse schon recht viel über das Land der Romantik lesen konnte; nachzutragen ist dabei noch, was Koeppel, Keller und ich im Shakespeare-Jahrbuch XXXV 122 ff., 260 ff. und 305 vorgebracht haben.

Auf einzelne Persönlichkeiten breit einzugehen, wie es Burckhardt mit Genufs that, war in einem so mäfsigen Bande kein Raum. Der ungeheure Stoff wird durchfahren wie auf einer Eisenbahn; wer einige Partien schon kennt und die erforderliche Aufmerksamkeit mitbringt, sieht in kurzer Zeit sehr viel; es ist ein in knapper Form reich belehrendes Buch, mehr nach deutscher Gelehrtenart geschrieben als im englischen Essaystil. Als Schmuck ist eine Anzahl feiner Abbildungen beigegeben; mehrere Register erleichtern die Übersichtlichkeit. Kein Anglist, der über das 16. Jahrhundert schreibt oder liest, sollte sich das Werk entgehen lassen.

Berlin. A. Brandl.

Carlyle, Sartor resartus, edited by Archibald McMechan (Athenæum Press series). Boston and London, Ginn & Co., 1897. LXXI, 428 S. (Schlufs.)

— Sartor p. 52 'in place of this same Autobiography with "fullest insight" we find — Six considerable **Paper-Bags** ...'

Die autobiographischen Aufzeichnungen Teufelsdröckhs befinden sich in sechs 'Papierbeuteln'. Die Säcke, die Carlyle hier ausschüttete, waren nach Angaben Jean Pauls genäht. Denn gerade über das Leben des 'Quintus Fixlein' — und nur für den biographischen Teil seines Buches hält ja auch Carlyle an der abenteuerlichen Erdichtung fest — berichtet der deutsche Dichter nach Auswahl verschiedener 'Zettelkasten', in die Quintus selber seine Erlebnisse geordnet hatte. Schliefslich ist bei Jean Paul das Wort 'Zettelkasten' blofs ein recht gesuchter Ersatz für die alte abgegriffene Bezeichnung 'Kapitel'; das Zettelkastensystem sollte nur die Willkür in seiner Erzählung rechtfertigen, die auch sonst noch mit allerlei albernen Einfällen: 'Freie Nota von mir. Nur ein Extrawort über die Vokationen-Agioteurs überhaupt', 'Ende des Extrawortes über Vokationen-Agioteurs überhaupt' ganz unpassend durchschossen war.

Die 'Paperbags' des Carlyle sind mit den Namen der Sternbilder des südlichen Tierkreises bezeichnet. Der 'Zodiakus' war schon früher in Deutschland litterarisch in den Xenien Schillers und Goethes verwertet; Carlyle nahm deshalb den südlichen Teil, um anzudeuten, dafs sein Buch, im Norden geschrieben, auch zu den Gegenfüfslern kommen, also die ganze Erde beherrschen würde: 'the whole Philosophy and Philosopher of clothes will stand clear to the wondering eyes of England, nay thence, through America, through Hindostan and the *antipodal* New Holland, finally conquer *great part of this terrestrial Planet.*'

Die 'Paperbags' umfassen das Leben Teufelsdröckhs, d. h. den zweiten und mittleren Teil des Sartor. Die erste Lebenszeit des Kleinen, die 'Genesis', spielt im Zeichen der '*Libra*', der Wage. Das Gemüt des von Freude oder Leid nicht tiefer bewegten Kindes kann noch ruhig im Gleichgewicht beharren. Die beiden Schalen des Hasses und der Liebe, des No und des 'Yea', stehen noch in einer Ebene, bis später der Jüngling sich immer mehr dem 'Nein', 'the everlasting no', zuneigt, und bis der Mann, im 'centre of Indifference' angelangt, mühsam wieder den Schwerpunkt gewinnen und schliefslich noch das 'Ja' erreichen wird. — So beherrscht die 'Wage', bei deren Strahlen Teufelsdröckh geheimnisvoll auf die Welt kam, nicht nur sein erstes Jahr, sondern im weiteren Sinne auch sein ganzes Leben. Die Papiere liegen in den Beuteln nur scheinbar bunt durcheinander: im '*Scorpio*' werden die Schuljahre erzählt, als der Knabe auf dem Gymnasium in 'Hinterschlag' — nomen et omen! — von Lehrern und Kameraden kläglich mifshandelt wird. Es ist die Zeit des Duldens, da er den Scheren, Zangen und Marterwerkzeugen aller stärkeren Leute anheimfiel. Das Universitätsstudium dagegen steht unter dem Bilde des '*Schützen*'; die Selbständigkeit regt sich in dem Jüngling, der die Kraft seiner Sehnen an Menschen und Dingen, die ihm nicht gefallen, erprobt: 'as if, from the name Sagittarius he had thought himself called upon to shoot arrows.' Das Freundschafts- und Liebesidyll wird vom '*Capricornus*' beleuchtet; denn Teufelsdröckh versucht sich dabei meckernd in einer liebes- und lebensfroheren Gangart; aber die Sprünge wollen nicht recht glücken, sein Reh entflieht, und im '*Aquarius*' hat

unser Held als Wassermann Gelegenheit, sein Mifsgeschick, über die untreue Blumine zu beweinen, bis endlich die 'Wage' winkt und er sich zum Schlufs in dieser Welt doch wieder zurechtgefunden hat.[1]

— Sartor 53. 'Teufelsdröckh's scarce legible **Cursivschrift.**'

Carlyle an Eckermann, GCB 213, 20 III, 1830: 'Use the Roman handwriting; the other is like a thick veil, requiring to be torn off first.'

— Sartor 53. '**Washbills**'.

Tales 2, 136 (Fixlein): 'When the Conrector, in a wash-bill from his mother, received these two Death's-posts.'

— Sartor 55: In the village of **Entephuhl** dwelt **Andreas Futteral** and **his wife.**

Der seltsame Name geht auf eine Stelle der Wanderjahre zurück, wenn die Leiter der pädagogischen Provinz den besonders für das Theater befähigten Zögling aussenden wollen, 'damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem künftigen Lebensgewackel und Geschnatter eiligst entgegengeleitet werde'.

In der Übersetzung bei Carlyle lautet der Satz: 'that as the duck on the pond so he on the boards, may be forthwith conducted, full speed, to the future quack-quacking and gibble-gabbling of his life.'

Auch McMechan erläutert (p. 318), in ungewollter Übereinstimmung mit Carlyle's Translations, Entepfuhl als 'Duckpond'. —

'Entepfuhl' war dem Knaben Teufelsdröckh, was kleine Sümpfe jungen Wasservögeln sind — eine Gelegenheit zu ersten Schwimmversuchen, ehe er sich hinaus auf die Ströme des Lebens wagte. Ich verweise auf den 'Fixlein' des Jean Paul, der, wie Carlyle in den Essays sagt, 'eine ganze erfundene Geographie von Europa: Flachsenfingen, Haarhaar und Scheerau' angewandt hatte.

In jener Novelle heifst es auch: 'Ich ersah mit Vergnügen, wie lustig der Kauz in seinem Entenpfuhl und Milchbad von Leben schnalze und plätschere ...' In den Translations II, 190: ... how gaily the cob, was diving and swashing about in his *duckpool* and milkbath of life.

Der Name veranlafste nun bei Carlyle weitere Auseinandersetzungen; was man sonst von der Grausamkeit der Vögel, z. B. der Kraniche, erzählt, die ihre Genossen wegen gebrochener Schwingen quälen und töten, bezog Carlyle auf sein junges graues Entlein, auf Teufelsdröckh: 'My schoolfellows were boys and obeyed the impulse of rude nature which bids ... the duck-flock put to death any broken-winged brother or sister.' Die Ausstattung des Dörfchens aber geschah teils nach Erinnerungen aus der eigenen Jugend, teils nach den Angaben Jean Pauls. Der 'Postwagen (Stage Coach)' stammt ebensogut aus den 'Translations' wie jener Ableger des deutschen 'Lindenbaumes', der, in Entepfuhl als 'the Lindentree' an-

[1] S. R. 52 f. 55. 56. 58. 71. 75. 94. 104. 146. McMechan weist verfehlt — p. 317 — auf Emerson, der in Beuteln die Zettel aufbewahrte, die er nachher in seine Aufsätze verwob. Jedenfalls hat Emerson auf Carlyles Anordnung keinen Einflufs gehabt, vielmehr sich selbst von ihm und Jean Paul bestimmen lassen.

gepflanzt, den abendlichen Sammelpunkt der dortigen alten Leute bildet. — Aus der Umgebung Teufelsdröckhs werden drei nach ein und demselben Muster angelegte Personen aufgeführt. In ihrem Charakter, in ihrer Herzensgüte und Weltflucht dem Helden verwandt, sind sie geistig ihm doch weit untergeordnet. Denn auf Vielseitigkeit kam es Carlyle nicht an, der nur seine Gedanken durchdringen und beleben wollte, den aber die Menschen an und für sich im Wandel ihrer Leidenschaften und Sorgen nicht zur künstlerischen Nachbildung reizten. Andreas Futteral, Teufelsdröckhs Pflegevater, ist ein alter, ausgedienter Soldat von jener guten Art, wie schon einmal ein solcher die ersten Lebensjahre eines grofsen Dichters überwacht hatte: Schillers Vater. — Sein Weib, 'Gretchen', führt ihm in Treue, Ergebung und Ordnung das Haus: ein Paar, das unter den Bäumen auf dem 'Bauerngut (Copyhold)' wie Philemon und Baucis des zweiten Faust die Zeit in seligem Frieden verbringt. Die Stelle dieser beiden — von ihrem Tod wird freilich nichts erzählt — vertritt später bei dem erwachsenen Professor die rührige, aber stille Haushälterin, das 'Lieschen', deren Wirken lustig geschildert ist. Carlyle selber soll sehr ordentlich gewesen sein, aber das Durcheinander eines Studierzimmers, wo nur der Besitzer sich noch eben halbwegs zurechtfindet, war auch ihm gewifs nicht fremd; einmal im Monat aber bricht sich Liese [1] mit Besen und Bürsten Bahn in das Heiligtum: ein Bild deutscher Gelehrten-Bummelei, wie es unsere eigene Litteratur selber nirgends so artig ausgemalt hat.

— Sartor 62: 'the universal **World-fabric**'.

Über die Zusammensetzungen mit World- vgl. Kgr 164 f. — Nachzutragen sind aus Carlyles Übersetzungen, German Romance: 1) T 2, 69 'mitten im Weltsturm' (amid the tempests of the world); 2) T 2, 92 'der ungeheure Weltsturm' (the monstrous world-storm); 3) 'im Weltschwaden, im Weltsterb' (in this universal world-trap and world-poison); 4) T 2, 94 'Welt-Gericht' (World's-Doom); 5) T 2, 193 'Weltweisen und Weltleute' (cultivated persons). — Aus Goethes Wilhelm Meister: 1, 21 'Weltgeschichte' (general history, WMA I, 21); 1, 68 'Weltmensch' (the man of the world, A I, 68); 1, 169 'Weltmann (worldling); 2, 93 'bei ihrem Weltsinn (with her worldly views; 3, 76 'Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion' (to the general history of the world, to the general religion of the world); 3, 111 'die herrlichen Weltscenen (these glorious scenes of creation); 3, 205 'In solchem Sinne dürfen wir uns in einem Weltbunde begriffen ansehen' (as members of a Union belonging to the world); 3, 204 'Von einer Weltgegend zur anderen (from country to country).

— Sartor 78: 'As in long-drawn **systole** and l. d. **diastole** must the period of Faith alternate with the period of Denial.

JJ. 10 'seldom or never heard such snoring, which was not a *stream*,

[1] 'These were her Erdbeben (earth-quakes), which Teufelsdröckh dreaded worse than the pestilence.' Sartor 15.

diastole and systole, but a *whirlpool* rather, or system of *whirlpools*, bottomless maelstroms...' Das Bild diastole und systole von Goethe angeregt.

— Sartor 80: 'the living spirit of Religion freed from this its **charnel-house.'**

130: the Universe is not ... a charnel house with spectres. DWB I, 1387 'J. Paul: unter mir lag eine schlafende Gasse erloschener Beinhäuser' Jubelsen. 198 (Qt. 6; 130, 19). Tales 2, 95, Jean Paul Fixlein, 'charnel-houses'.

— Sartor 80: he stood connected with the counts of **Zähdarm.**

Im Namen des gräflichen Hauses der 'Zähdarm' wird schon auf die gesunde Verdauung des Hausherrn Philippus Zähdarm angespielt, dem Teufelsdröckh eine ironische lateinische Grabschrift setzt. Ohne andere Bedürfnisse als die des Leibes vertritt er menschliche Selbstsüchtigkeit und Niedrigkeit. Ein Verwandter des Grafen, der junge Engländer 'Herr Towgood, or, as it is perhaps better written, Herr Toughgut' — die Zusammengehörigkeit giebt sich im Namen kund — wird Teufelsdröckhs Freund, um ihm, dem überschwenglichen und platonischen Liebhaber, später die hübsche Blumine wegzuschnappen.

Was Teufelsdröckh in dieser höheren Gesellschaft erfährt, das hatte Carlyle persönlich im Hause der Familie Buller erlebt, deren beide Söhne ihm zum Unterricht anvertraut waren. Man gab im Winter 1822/3 in Edinburg viele Gesellschaften, wo er, öfter als ihm lieb war, ein- und ausgehen durfte. Auch an einer Jagd mufste er teilnehmen. Was im Kapitel 'Getting under way' (II, 14) Teufelsdröckh über seinen Verkehr bei Zähdarms aussagt, war auf den ehemaligen Brotherrn gemünzt: 'In answer to a cry for a solid pudding, whereof there is the most urgent need, comes the invitation to a wash of quite fluid Aesthetic tea.'[1] So steht Teufelsdröckh von der Gesellschaftstafel, die ihm kein passendes Futter zu liefern vermochte, hungrig wieder auf; denn der dünne ästhetische Thee und der kräftige Pudding sind selbstverständlich nur Gleichnisse für die geistige Nahrung.[2]

— Sartor 83: 'in this mad work must several years of our small term be spent, till the purblind Youth, by practice, acquire notions of distance and become a **seeing Man.'**

Vgl. Jean Paul, Schmelzle, Recl. 23, p. 49, Anm. 5: 'In der Jugend sieht man, wie ein eben operierter Blindgeborener, — die Ferne für die Nähe an, ... und die ganze Welt sitzt dem Jüngling auf der Nase, bis ihn, wie den Blinden, mehrmaliges Auf- und Zubinden endlich Schein und Ferne schätzen lehrt.' Tales 2, 76: 'In youth, like a blind man just couched you take the Distant for the Near ... and to the young man,

[1] 'Tea I now consume with urns and China and splendid apparatus all around me.' F1 170.

[2] 'The Bullers are essentially a cold race of people. They live in the midst of fashion and external show' (24 VI, '24). F1 230.

the whole world is sitting on his very nose, till repeated bandaging and unbandaging have at last taught him, like the blind patient, to estimate *Distance* and *Appearance*.

— Sartor 92: 'How wilt thou find that shorter **North-west Passage** to thy fair Spice-country of a Nowhere?'

Jean Paul, Schmelzle, p. 36, Anm. 97: 'Die theologische Welt ... entdeckt eigentlich nichts als eben die passiven Diebs-Inseln, wo sie ihre Gewürze abholt.' In die Tales ist die Anmerkung wegen ihrer großen Länge nicht mit aufgenommen. Nord-west-Passage auch bei J. Paul.

— Sartor 97: '**Blumine's** was a name well known to him'.

Während Jane Welsh in den früheren Novellenplänen eine große Rolle spielte, hatte sie nun, da sie Mrs. Carlyle war, in dem Romane beiseite treten müssen. Teufelsdröckh windet sich durch die Irrgänge seiner Philosophie ohne die Hilfe einer Ariadne durch. Carlyle erlaubt ihm nur eine bescheidene, erfolglos verlaufende Liebesepisode, die aber weniger der Jane Welsh, die er geheiratet, als den anderen Bekanntschaften vor seiner Ehe, der Miss Margareth Gordon und Miss Kirkpatrick, galt. Das Mädchen richtet nicht, wie in seinem Romanentwurf aus dem Jahre 1824, einen verzweifelten Weisen mit ihrem Trost dauernd wieder auf, sondern geht als Nebenerscheinung schnell vorbei. Teufelsdröckh hat aber so viel Besinnung, um innerhalb der Erzählung den Verzicht auf das Mädchen gleichzeitig zu einer Absage an 'Frau Welt', an die Sinne und alles Irdische überhaupt, aufzubauschen. Auch die Blumen des Lebens, das war die symbolische Bedeutung dieser schmerzlichen Liebesidylle, sind für Teufelsdröckh welk geworden und fallen ab. Den Namen hatte das Mädchen aus Jean Pauls 'Herbstblumine' 'Autumnal Flora' bekommen; sie war die einzige Göttin der Jugend Teufelsdröckhs — 'that he should ever win for himself one of this Gracefuls (*Holden*) — how could he hope it'[1] — wie ein Hauch geht und verweht ihre Erscheinung in dieser ernsten Biographie. Während die Heldin auf den Vorstufen des Sartor, in dem Entwurfe und auch im Wotton Reinfred in die Handlung thätiger eingreift, hat Blumine im Sartor mehr eine dekorative Bedeutung.

— Sartor 103: **View-hunting.**

McMechan 343. — Vgl. auch Carlyles Polemik gegen Sightseer. N4 35. — E1 268 'It is not with the feeling of a mere painter and view-hunter that he (J. Paul) looks on Nature.'

— Sartor 107: **Fortunatus' Hat.**

McMechan 344 giebt eine Stelle aus Dekker's Fortunatus; er übersieht ganz Flügel 257, der auf Jean Pauls 'Herbstblumine' weist (Gottschallsche Ausgabe III, 357). — Später auch die 'Geldtasche': FR 1, 36, 58 'With a miraculous Fortunatus-Purse in his Treasury, it might have lasted longer'. Fg 8, 93 'Had he but a Fortunatus-Purse, how lucky were it! With Fortunatus Silhouette as purse-holder ...'.

---

[1] S. R. 93; 95. — E1 269. DWB. IV2. 1776 'holde' substantivisch bei Schiller und Bürger belegt.

— Sartor 109: 'the end of **Man is an Action**, and not a Thought.'

E[4] 22 «Man is sent hither not to question, but to work: 'the end of man', it was long ago written, 'is an Action, not a Thought'.»

— Sartor 110: the **everlasting** No.

Die Ausdrücke für 'Ewigkeit' und 'ewig' bei Carlyle sind zu untersuchen. Bei Jean Paul treten dieselben gehäuft auf: Q. Fixlein: 'Das Herz des verwandten ewigen Menschen schwoll unter dem ewigen Himmel ... die fernen Dorfglocken schlugen um Mitternacht gleichsam in das fortsummende Geläute der alten Ewigkeit ... ich schaue auf zum Sternenhimmel, und eine ewige Reihe zieht sich hinauf und hinüber und hinunter.' Tales 2, 220: the heart of a brother everlasting man ... the everlasting Heaven ... the ever-pealing tone of ancient Eternity ... an everlasting chain. Vgl. N[2] 302 'So I "commit it silently" either to "everlasting Time" or everlasting oblivion.' N[3] 192 'Yet the infinite vault is over us.' N[4] 346 'in all true work, there is such an everlasting something.' N[2] 223 'Patience! Patience! that is the eternal song' (Übersetzung der Faustverse: 'Entbehren sollst du, sollst entbehren, das ist der ewige Gesang').

— Sartor 116: '**Rue Saint-Thomas** de l'Enfer.'

Eine solche 'Newbirth' glaubte er bekanntlich im Jahre 1821 zu erleben, als die hier nach der Pariser 'Rue St.-Thomas de l'Enfer' verlegte Begebenheit sich wirklich an der schottischen Küste bei Leith und Portobello zutrug. Dafs Carlyle dabei den Namen der französischen Strafse auf sich bezieht, er, der als 'Thomas' auf dem Pfade des Unglaubens nach der Hölle wandert, ergiebt sich von selbst. Es ist zu beachten, wie Carlyle dies ganz persönliche Erlebnis, diese innere Auferstehung zu einem Typus erhob, zu einem allgemeinen und gesetzmäfsigen Vorgang, den er auch in der Entwickelung der übrigen menschlichen Gesellschaft wieder finden wollte. Die Frage, die er in seinem Tagebuch im Februar 1829 stellte: 'Has the mind its cycles and seasons like nature, varying from the fermentation of "werden" to the clearness of "seyn", and this again and again, so that the history of a man is like the history of the world he lives in?' hat er im weiteren Verlauf einfach bejaht. Ob aber die Forderung richtig ist, dafs mit der zufälligen Entwickelung des Einzelnen der grofse Gang des Ganzen derart übereinstimmen soll, bleibt die Frage.

— Sartor 114: '**Know thyself**'.

Dazu E[5] 65 'Know thyself, value thyself, is a moralist's commandment (which I only half approve of); but know others, value others, is the best of Nature herself.'

— Sartor 115: 'O, the vast, gloomy, solitary **Golgotha**, and Mill of Death.' — J. Paul, Fixlein. 'Diese Brand- und Schädelstätte einer himmlischen Zeit.' — Tales[2] 212 'this conflagration place and Golgotha of a heavenly time.' — F[2] 329 'What is this whole earth but a kind of Golgotha, a scene of "Death-Life".'

— Sartor 116: "**Despicable biped!**" E[5] 66 'Consider the wretchedest "straddling biped that wears breeches" of thy acquaintance.'

— Sartor 116: the pangs of **Tophet.** N2 223, 246, N3 297, N4 92. — N3 309 'such a scandalous set of dogs out of Tophet.' — F2 161 'In all situations (out of Tophet) there is a duty.'

— Sartor 117: 'our **Wanderer.**' Auch bei den Wanderungen Teufelsdröckhs 'quietly ... begin a perambulation and circumambulation of the terraqueous Globe' im 8. Kap. des 2. Buches hat Carlyle viel mehr angedeutet als offen gesagt. Es ist eine der interessantesten, aber zugleich unmöglichsten Reisen, die in der Nachfolge des Musterpilgers Wilhelm Meister angetreten wurde, nicht mehr eine Reise nach der Bildung und dem Glück durch Deutschland allein, sondern nach dem Frieden durch die ganze weite Welt. Teufelsdröckh, 'the Wanderer,' mufs seinen Grimm und Liebesgram vertoben. Um diese Unstetigkeit und Zerrissenheit des Helden zu veranschaulichen, sowie Carlyle selber in Wirklichkeit die Bücher vieler Völker durchwühlt, aber natürlich nicht ihre Länder selber durchschritten hatte — wählte der Dichter das drastische Mittel, jenen fieberhaften Zustand schlichtweg als eine 'voyage imaginaire' im eigentlichsten Sinne zu schildern. Für einen geistigen Vorgang setzt er in dem Romane die körperliche Entsprechung ein: das 'Lesen', das Carlyle betrieben hatte, wurde bei seinem Ebenbild Teufelsdröckhs zu einem 'Wandern'.

— Sartor 125: reduced **to a caput mortuum.**

Vgl. GCB 191; im Faustaufsatz 'such a stagnant, vapid caput mortuum', FR2 123; FR2 159 'Had Philippe ... not been a caput mortuum'. — F3 80 'I am now reduced to a caput mortuum again'. — E6 32 'Popularity ... conflagrating the poor man himself into ashes and caput mortuum'. — E7 243 'sunk to caput mortuum and a torpid nuisance as now'.

— Sartor 126: 'what is this paltry little Dog-cage of an Earth'. 1 'the smallest cranny or **dog-hole in** Nature or Art'. 162 'It spreads like a sort of Dog-madness'.

Tales 2, 96, Jean Paul, Fixlein: 'every fixed idea, such as rules every genius ... separates and elevates a man above the bed and board of this Earth, above its Dog's-grottoes, buckthorns and Devil's-walls.' — Resc. 22 'A human dog-kennel five millions strong, is that a thing to be quiet over?' — E7 36 'the rabid dog-kennel raging round it'. — N3 336 'I shall delight to fancy you a free man, were it in your "own hired dog-hutch" — like Jean Paul'. — FR 2, 139 'France and the Earth itself, is but a larger kind of dog-hutch — occasionally going rabid'. — F1 152 'Better to do what I can while it is called to-day; and if the edifice I create be but a hog-dutch, it is more honourable to have built a dog-hutch than to have dreamed of building a palace'. — F2 11 'our paltry little dog-hutch of a dwelling place; that it is we and our dog-hutch that are moving all this while'. — F2 14 'thy little dog-hole of a planet or dwelling-place'. F2 16 'Should we run to Judaea or Houndsditch to look at the Doings of the Supreme?' — F3 118 'the bottom of my ditch'. — 3 243 'the hell-hound idea of beggary'. — 3 441 'base as Fleet Ditch, the mother of Dead dogs'. — 3 455 'Exodus from

Houndsditch,' der Titel eines Buches, das Carlyle (1848) plante; es wurde nicht ausgeführt; Flügel 92, 249; aber die vielen vorhergehenden Anspielungen lassen wohl einen Schlufs auf den Inhalt der Schrift zu, der schon im Sartor mit angedeutet war. Zu exodus F[2] 296, wo er citiert: 'Goethe's Works VI, 159, on Moses and his Exodus'. — P 251 'that Bobus of Houndsditch will love his guineas'.

— Sartor 130: 'Sweeter than Dayspring to the Shipwrecked in **Nova Zembla.**'

WR 131 'as for my life, I think it has been cast in some Nova Zembla climate'. — E[4] 213 'from Cape Horn to Nova Zembla ... not a mouse stirring?' — Jeanpaulisch.

— Sartor 130: **'Sanctuary of Sorrow.'** — Goethe VII, 155.

E[5] 52 'thus must the *Sanctuary* of Man's Soul stand perennially, shut against this man'. — E[5] 165 'the Crucified ... fronted sorrow still deeper ... and built of it a "Sanctuary of Sorrow".'

— Sartor 140: 'mistaking the ill-cut **Serpent-of-Eternity** for a common poisonous reptile'.

McMechan (362) cit. Lett. 209. — Vgl. Tales 2, 207; Jean Paul, Q. F. 'So does the Serpent-of-Eternity wind round us and our joys, and crush, like the royal-snake, what it does not poison.' — E[3] 56 Übersetzung aus Jean Paul, Siebenkäs: 'the upborne Rings of the Giant-Serpent, the Serpent of Eternity, which had coiled itself round the All of Worlds ..'

Sartor 144: **'the Divine Idea of the Universe.'**

McMechan 364. — Vgl. E[4] 27 'In dim forecastings, wrestles within them the "Divine Idea of the *World*".' E[5] 52 'whosoever recognises not that "Divine Idea of the World, which lies at the bottom of Appearances".' E[5] 161 'the great *not Divine* Idea, the great Diabolic Idea ... With force of genius she represses ... her *Undivine* Idea.'

— Sartor 148: 'Gaze thou in the face of thy brother ... and ye blaze and reverberate on each other, till it is all one limitless confluent flame (of embracing **Love** or of deadly grappling Hate) ...'

Es gehört auch zu den Aufgaben der Carlyle-Forschung, seine Lehre und sein Leben miteinander zu vergleichen und Übereinstimmungen und Abweichungen festzustellen. Gewifs giebt es im Leben jedes bedeutenden Mannes Dinge, die nicht blofs der Salonbiograph, sondern jeder vernünftige Geschichtschreiber übergeht. Dafs z. B. Schiller unmäfsig schnupfte, soll in seiner vita nicht besonders aufgeführt sein, weil diese Angewohnheit zur Erkenntnis seines Wesens und Lebens nichts beiträgt. Dafs aber Carlyle sich unvermögend im Verkehr mit den Menschen zeigte, denen er doch so liebevoll predigte, — dafs er ein Sonderling war und blieb und es seiner nächsten Umgebung immer schwer gemacht hat: dieses merkwürdige, leidige Privatleben eines Mannes, der sich sonst mit den höchsten Dingen beschäftigte, darf man keineswegs aus Scham und Höflichkeit verschweigen. Die Kehrseite sieht anders aus, als man erwartet; er verstand nicht, bei aller Stärke der in ihm schaffenden Kräfte sich auch zugleich den minderen Menschen heimisch anzugewöhnen;

im vornehmen Bewufstsein seiner selbst, schlofs er sich hochmütig vor allen, die ihm nicht das Wasser reichten, ab, gelinde ausgedrückt — aus einem Mangel an Lebensart. Es war mehr als das; Carlyle blieb weit hinter dem zurück, was er an seinen 'heroes' oft gerühmt hatte, die sich zu der Kreatur niederneigten, sie mochte so gering sein, wie sie wollte; und weil ihm diese Liebe mangelte, fehlt seiner Persönlichkeit schliefslich auch die Vertrauen weckende Einheit. Seine Philosophie ist teuer erkauft. War sie die Frucht oder war sie die Ursache oder nur eine Begleiterscheinung seines unglücklichen Lebens? Es ist oft etwas Unheimliches, Ungesundes, innerlich Überhitztes und Fremdartiges in ihm; man mufs vielleicht mit manchen sonderbaren Bedingungen seines Körpers rechnen, wenn man alles begreifen will, und mufs, so kleinlich es klingen mag, seine Krankheiten doch auch mit verantwortlich machen. Am meisten hat wohl die Gattin unter seinen Eigenheiten und seiner Selbstsucht gelitten. Ich übersehe dabei nicht, dafs er in seiner Art recht zu handeln glaubte; und diese Überzeugung fand in seinen Briefen oft einen rührenden Ausdruck. Er hatte das Mädchen 'gerettet', meinte er, gewifs, aber aus welchem Gefängnis? — und das harte Leben, das sie an seiner Seite fand, war, meinte er, eine vom Herrn verhängte Prüfung, der er sie hatte entgegenführen dürfen, aber wofür und wozu? Sie sollte, indem sie als Weib und Gattin blofs ihre Pflicht that, aber keine Rechte hatte, aus ihres Herzens Grund bekennen: 'It is good for me to be here,' worauf er fast beweglich (F² 189) antworten wollte: 'keep thy arms round me, and be my own prophetess and second self and fear nothing, let the Devil do its worst.' Aber dieses Verhältnis, wo sie sich ihm unbedingt unterwerfen mufste, wenn ihr Leben an seiner Seite nur halbwegs erträglich sein sollte, das war eine Zumutung; Jane hat sich nicht wie Miltons Gattin aus dem Staube gemacht und ist geblieben, wenn auch in der Luft, die um diesen Mann wehte, nichts von der Wärme zu spüren war, die sie zum Leben brauchte. Die liebevolle Rücksicht, welche die Frau gern von einem ritterlichen Manne nehmen läfst, fiel fort: Stürmen, denen er trotzte, sollte auch sie begegnen; kein Wunder, wenn die schönen Linien dieses Antlitzes bald für immer hinter Falten und Rissen verschwanden. Und der Mann lobte und liebte sie trotz alledem in seiner Weise: 'I love you for your bravery and because you have the heart of a valiant woman.' Aber wie mochte ihr ums Herz sein, wenn sie so etwas las, und wenn Dinge an ihr gepriesen wurden, um die sie selber, als Weib, mit Recht gar nichts gab, ja die sie in Wirklichkeit nicht einmal besafs, die ihr erst anerzogen und von ihr ganz kümmerlich erlernt und erworben waren.

— Sartor 164: **Phoenix.**

Kgr 70. — E¹ 124 'the emblem of a Phoenix' ... 'climbing the tree, where the pinions of his Phoenix last vanished'. — Jean Paul, Schmelzle, Anm. 100, Recl. 293, p. 8. 'Die Bücher liegen voll Phönixasche eines tausendjährigen Reichs und Paradieses.' Tales 2, 41 'In books lie the Phoenix-ashes of a past Millennium and Paradise'. Wird citiert E⁴ 189:

'In books lie the creative phoenix-ashes of the whole Past.' — Sartor 187 'the Palingenesie der menschlichen Gesellschaft', vgl. Novalis E² 216: 'If our bodily Life is a burning ...' Carlyles Auffassung vom 'Phönix' und seine Verwendung dieses Vogels als Symbol bedarf eingehender Darstellung. Vor der Bekanntschaft mit der deutschen Lit., 1815, N 1, 36, vergleicht er Napoleon mit einem Phönix: 'Which of ye, ye long-headed ones of the earth, ever dreamt that little Nap(oléon), tired of fretting out his heart in Elba, would rise Phoenix-like, disdaining "the limits of his little reign" once more front the world — determined to die "with harness on his back".'

Aber erst nach der Bekanntschaft mit Tieck und Jean Paul gehörten der 'Phoenix' und die mit ihm verbundenen Gruppen 'Palingenesia', 'death-birth' zu Carlyles Lieblingsworten. J. Paul, Fixlein: Tales 2, 107 'their main equipments, like Phoenixes, existed but in the singular number'. — Tales 2, 135 'The new chair of office was a Sun-altar, on which, from his Quintus-ashes, a young Phoenix combined itself together'. — Tales 2, 152 'every recovery is a bringing back and palingenesia of our youth'. — E³ 25 übersetzt eine Stelle aus Jean Paul: 'when among the Flames of Youth ... the oil of Riches is also poured in — little will remain of the Phoenix but his ashes; and only a Goethe has force to keep, even at the sun of good fortune, his phoenix wings unsinged.' Dies wird citiert: E⁴ 49: 'a wise observer has to remark: "none but a Goethe, at the Sun of earthly happiness, can keep his phoenix-wings unsinged".'

Carlyle wandte das Phönixbild auf den Zustand der menschlichen Gesellschaft nicht gleich an. Zuerst hat er entschieden nur den Zusammenbruch des gesellschaftlichen Bestandes dekretiert, ohne noch an ihre bessere Zukunft und Auferstehung zu glauben. F² 97 'The whole frame of Society is rotten and must go for fuel and wood and where is the new frame to come from?' Aber bei der völligen Vernichtung konnte sein thätiger, auf Leben bedachter Geist nicht stehen bleiben, und er lernte den Zerfall bloſs als eine Übergangsstufe verstehen, in dem der neu sich bildende Körper die alten, schlecht gewordenen Hüllen sprengen und abwerfen wollte. N³ 387 'Society (in my view) is utterly condemned to destruction, and even now beginning its long travail-throes of Newbirth'. Für diesen Gedanken, den Tod zugleich als ein Leben anzusehen, kam ihm das Bild des Phoenix trefflich zu statten: F² 173 'Everybody I see participates in the feeling that society is nigh done; that she is a Phoenix perhaps not so many conjecture'. — F² 183 'The doctrine of the Phenix ... is exactly what all intelligent men are wanting'. — Die französische Armee FR 2, 85 (cf. 2, 3) 'till it do, in that unexpected manner, phoenix-like, with long throes, get both dead and new-born; then start forth strong, nay stronger and even strongest'. — FR 1, 185 'Behold the World-Phoenix, in fire-consumation and fire creation, wide are her fanning wings; loud is her death-melody, of battle-thunders and falling towns; skyward lashes the funeral flame, enveloping all things: it is the Death-Birth of a World'. F² 355 (1833) 'in chaotic London there were blissful

symptoms here and there discernible of palingenesia'. 'In London "amid its huge deafening hubbub of a Death-song, are to be heard tones of a Birth-song".'

— Sartor 168: 'which to him was a **true Delphic avenue**, an supernatural Whispering-gallery, where the "Ghosts of Life" rounded strange secrets, in his ear'.

McMechan 377 weist für D. a. auf Faust. — Die Metaphern gehen vielmehr auf Jean Paul zurück; siehe Delphische Höhle, Reinhold Lex. zu J. P. Levana 27; die 'Flüstergalerie' habe ich bei Jean Paul gefunden, ohne jetzt noch den Ort angeben zu können.

— Sartor 171: Death and Birth are the **vesper and the matin bells** that summon Mankind to sleep and to rise ... 'Die Abendglocken des Lebens tönen,' Jean Paul, Hesp. 2, 241.

— Sartor 181: 'the **curtains of Yesterday** drop down, the curtains of to morrow roll up.'

102 thick curtains of Night. — Tales 2, 207 Jean Paul, Fixlein: 'our bright-painted curtain of Futurity'.

— Sartor 185: cit. 'we are **such stuff**' aus dem Tempest; auch P 55: 'there are three Times; and there is one Eternity; and as for us, "We are such stuff etc."' Kgr. 43.

Das Leben schien Carlyle, je älter er wurde, immer zauber- und traumhafter. F[2] 337 'Daily and yearly the world natural grows more of a world magical to me'. Aus dieser Sphäre und Stimmung aber stammen die vielen Wortbilder mit 'air', die das Nebelhaftige und Unbestimmte unseres Daseins malen: F[2] 85 'This solid world after all is but an air-image'.

— Sartor 189: '**Clotha Virumque cano.**'

P 214 'Our Epic having now become *Tools and the Man*'. 215 'the Epic verily is not *Arms and the Man*, but *Tools and the Man*'. -- F[3] 280 (1842) 'Tools and the Man! "*Arms and the Man*" is but a small song in comparison'. — E[4] 207 'Not "Arms and the Man"; "Tools and the Man", that were now our Epic'.

— Sartor 206: 'The Hofrath vanishes ... like an **ignis fatuus**'. 'Irrlicht' in Goethes Walpurgisnacht. Faust: 'Irrlichtelire ...'.

Tales 2, 110 Jean Paul, 'Fixlein hopped forth like a Will-o-the-wisp into the garden.' Artikel 'Irrlichter' in Reinholds Lexikon zu J. P.'s Levana, p. 65. — LoS 263 'Schubart flickered through existence like an ignis fatuus. — E[1] 112 inconstant as an ignis fatuus. — FR 2, 103 'plot after plot emerging and submerging, like ignes fatui in foul weather, which lead nowhither'. — F[1] 96 'For as to fame and all that, I see it already to be nothing better than a meteor, a will-o'-the-wisp which leads one on through quagmires to catch an object which, when we have caught it, turns out to be nothing'.

Einige Wortzusammensetzungen im Sartor.

Um die Sprache Carlyles geschichtlich verstehen zu lernen, ist es methodisch nötig, erst jedes einzelne seiner Werke zu untersuchen und

nicht gleich ein Bild von seiner Ausdrucksweise im grofsen und ganzen zu entwerfen, wie es Krummacher (Engl. Stud. VI) und neuerdings auch Schmeding probiert haben. Dabei verliert man vollständig die Übersicht, und die gewifs vorhandenen, durch Einzeluntersuchungen noch festzustellenden Unterschiede in der Ausdrucksweise des Jünglings, des Mannes und des Greises Carlyle gehen ganz unter. Auch sollten als Vorarbeit erst die fremden Elemente erledigt werden und, wie ich es für das Deutsche gethan habe, von einem Romanisten die französischen, spanischen und italienischen Worte und Entlehnungen Carlyles ausgehoben werden.

Natürlich finden sich unter diesen Zusammensetzungen viele Kuriositäten. In ein Lexikon der englischen Sprache gehören die bizarren Wendungen, die mit ihrem Schöpfer kamen und verklangen, nicht hinein; aber sie verdienten eine besondere Betrachtung, ebenso wie die deutsche Philologie noch den Sprachschatz Jean Pauls zu heben hat. Denn das deutsche Wörterbuch genügt für diesen Dichter nicht. Jakob Grimm hat ausdrücklich und mit Recht Sammlungen Jean Paulscher Seltenheiten, die ihm angeboten wurden, als für seine Zwecke belanglos abgewiesen; — und doch würde es sich lohnen, sich mit Jean Paul allein zu beschäftigen und die Gesetze aufzusuchen, nach denen ein so seltsam schöpferischer Geist wie er verfuhr.

Einige der auffallendsten Wortzusammensetzungen seien hier aus dem Sartor notiert:

Clothes: Clothes-screen 14. a Spirit of Clothes 23. our Clothes-thatch 38. cloth-rags 43. cloth-webs 46. Clothes-volume 53. Cloth-habits 118. Old-Clothes Market 167. Clothes-shop 168. Clothes-broker 168. Cloth-webs 176. Clothes-volume 205. Clothes-martyrdom E3. Clothes-Philosophy 188.

fire: into fire-eyed rage 72. Sorrow's fire-whip 74. fire-wings 82. fire-development 93. naphta-fire 97. flame-clad 100. a fire-heart 102. grim fire-eyed Defiance 116. Baphometic Fire-baptism 117. the fire-baptised soul 117. fire-pillar 124. fire-arms 158. Fire-pillars 159. Fire-Creation 164. Fire-wirlwind 169. Fire-Consummation 180. fire-breathing 184. Fire-balls 192.

heaven: the heaven-inspired Singer 26. your mere white Heaven-angels of women 97. the true Heaven-gate 99. The Heaven's-Messenger 100. All Heaven's blessings 100. the Born of Heaven 110. His Heaven-written Law 113. a Heaven-encompassed World 136. heaven-made Implement 157. a clear dewy heaven of Rest 158. a new heaven born young one 164. a fresh heaven-derived force 171. the Heaven-chosen 172. heaven-word 172. the Heaven-sent 184. Heaven's Artillery 184. Heaven's richest blessings 201.

life: The whole Life-circulation 13. Our Dreams and Life-visions 36. life-tackle 43. thy hard life-battle 59. the Fair life-garden 62. this our Life-element 94. a sort of Life-breath 104. life-warmth 112. life-weary 128. the mere external Life-element. a living and life-giving word 148. palpable life-streams 170. this life-devotedness to Cloth 189.

light: a light-particle 49. one sea of light 98. Orient Light-bringers 100. a very Light-ray incarnate 100. light-islets 107. light-spots 144. light-beams 172. the Light-sea of celestial wonder 183. rays of light 189.

all: all-enclosing 38. all-powerful 49. the All-seeing 79. all-sceptical 93. all-consuming fire 94. all-including 146. all-sustaining, all-important 149. all-illuminating 176. the all-importance 188.

ever: ever-young 22. ever-active 24. ever-living 26. ever-working 26. the ever-streaming currents 65. ever-vexed 74. ever-motionless 78. the ever-lasting granite 105. ever-renewed 179. that ever-vexed country 197.

half: half-official 11. half-rational 17. half-waking moments 36. a vague gray half-light 50. half-awakened 60. half-articulate 66. half-strangers 90. half-audibly 115. half-devilish 139. half-sophisms 140. half-truisms, half-savage 116.

high: high-swelling hearts 15. high-encircled 21. high-flaming 24. high-sailing 49. high-towering 64. high-souled 100. high-born 147. high-soaring declinations 152. that high-eddying Flame 164. High-breeding 165.

self: self-contained life 9. self-seclusion 17. self-secluded 22. self-per-fecting 26. self-growth 50. self-support 59. Self-conceit 78. self-help 79. self-indulgence 88. Self-conciousness 113. Self-conceit 132. Self-worship 197.

long: Long-continuing 22. the long-deafened soul 128. long-eared 152. long-drawn 184. long-forgotten 206. their long-accumulated debt 201.

shadow: shadow-hunter 125. shadow-hunting 128. a Shadow-system 184.

sky: sky-woven 44. the mere sky-influences of Chance 59. our winged sky-messenger 86. skyward 86. hosts of true Sky-born 93. my skyey Tent 129.

spectre: night-spectres 100. spectre-bearing 105. a spectre-fighting Man 117. a Spectre-queller. Spectre-like 138. spectre-work 179. spectre-hunt 184.

wonder: wonder-bringing 119. a wonder-working Tool 137. Wonder-loving, wonder-seeking 142. wonder-hiding, wonder-hider 182. the do-domestic wonderful wonder of wonders 189.

worship: World-worship 146. Fetish-worships, Hero-worships 190. Self-worship, Demon-worship 191. Nature-worship 195. Earth-worship 197.

Weniger zahlreich sind die folgenden Verbindungen, die alle systematisch einmal durch die dem Sartor vorhergehenden und die ihm folgenden Werke verfolgt werden müssen.

altar: Altar-fire 138. an altar-building time 150.

church: church-repairing 145. Church-Clothes 148. church bells 167. church vaults 183.

cloud: a cloudcapt aspect 47. Cloud-image 119. cloud-couch 124. cloud-skirted Dreams 158.

day: day-dreams 71. his general Day's work 102. the daylight of Life 150.

death: Death-shadows 103. death-scenes 115. bitter protracted Death-agony 115. Deathsong 115. 169. Death-birth 164 (vgl. Faust, Erdgeist: 'Geburt und Tod ein ewiges Meer ...'; auch birth in cps.: -pangs 122; -song 169; -land 104).

earth: the earth-visiting Me. 59. Earth-angel 97. earth-made 157. Earth-rind 180. Earth-blinded 181.

heart: heart-deluded 38. that heart-rending occurrence 103.

deep: the deep-seated chronic Disease 133, 7. deep-hidden 86.

hiero-: hieroglyphs 50. Hierarch 64. that sacred Hierarchy 137, 23. Hierograms 140, 6. hieroglyphical 141, 38. Hierophant 201, 34. the hieroglyphic nature 205, 8.

ill: ill-starred 59. ill-chosen 76. ill-furnished 137, 3. ill-written 138, 39.

loud: loud-laughing 66. loud-jingling 71. loud-roaring hailstorms 78.

much: much-respected 133, 32. the much-suffering, much-inflicting man 203, 23. thou much-injured one 201, 22.

new: my Spiritual New-birth 117. a new-attained progress 136, 33. new-created 167, 24.

over: over-crowded 160. Over-work 160. Over-growth 161. over-refining 199. over-weariness 206.

quick: quick-whirling 62. quick-changing 107. quick-succeeding 184.

sacred: a sacred scorn 145, 11. Sacred-writing 178, 34. some sacred Anchorite 201, 25.

solid: solid-grown 49. this so solid-seeming World 137, 15.

thick: thick-plied 148, 26. thickly-peopled 159, 1. thick-crowded 178, 38.

tost: storm-tost 30. tempest-tost 136, 1.

well: well-meant 68. well-fostered 69. well-doing 136, 40.

wild: wild-weltering 136, 1. wild-flaming, wild-thundering 184, 34.

Zu Carlyles Gedichten.

Das von Froude (Early life 1, 337) gedruckte Gedicht Carlyles 'My own four walls' kann sich, wie der Herausgeber will, weder auf das Jahr 1825 beziehen, noch damals entstanden sein. Die Schlufsverse ''T will screen my wife, my books and me, All in my own four walls' und vorher 'My wifekin watches, coffee-pot doth simmer Home in my own four walls' weisen auf die spätere Zeit der Ehe. Es lag nicht in Carlyles wahrheitsliebender Art, dergleichen dichterisch vorwegzunehmen. Er mufste das, was er schildern sollte, erst erlebt haben, und Froudes Ansicht 'But perhaps his imagination was looking forward' wird durch die vielen gehässigen Äufserungen widerlegt, mit denen Carlyle alles, was 'Imagination' und 'Fiction' hiefs, verfolgte. Die Strophen passen auf den Winter 1830. Besonders ist in dem Briefe vom 19. Dezember an Dr. Carlyle (Norton 3, 241) in Prosa die Stimmung des Gedichtes wiedergegeben, und zum Überflufs wird dort noch die dritte Strophe, 'What wanteth a Man that I have not within my own four walls?' in Gänsefüfschen citiert. — Da-

gegen sind 'my own four walls', von denen er zweimal in dem von Froude zur Begründung der These herangezogenen Briefe (1825) spricht, nicht citatenmäfsig, sondern als eine allgemein geläufige Redensart angeführt. Es handelte sich um Hoddam Hill, wo er mit seiner Mutter lebte: 'I have gained since I came within the walls of this poor cottage — my own four walls. I am ... no bad soul after all, and not to be dealt with in any other way. My own four walls.'

In dem Bericht von 1830 dagegen wird sein häusliches Leben gerade so wie in dem Gedichte geschildert, so dafs sich Brief und Gedicht zueinander wie ein Entwurf zum Kunstwerk verhalten.

Er erzählt dem Bruder: 'This very night, we have fine black frost, a vehement fire is blazing ... and on the opposite site thereof sits my wife sewing ...' und berichtet weiter von seinem Pferde: '"Harry" runs in the Gig ... and I give him "swine meal", ... and on those great Gig-occasions for two days previously "with my own hand".' Das kehrt, umschrieben, poetischer und gesteigert in dem Gedichte wieder:

1) The storm and night are on the waste
Wild through the wind the herdsman calls,
As fast on willing nag I haste
Home to my own four walls.

2) Black tossing clouds with scarce a glimmer
Envelop earth like sevenfold palls.
But wifekin watches, coffee-pot doth simmer
Home in my own four walls.

3) A home and wife I too have got
A hearth to blaze whate'er befals ...

6) When fools or knaves do make a rout
With gigmen, dinners, balls, cabals,
I turn my book and shut them out
These are my own four walls.

Die Strophen sind übrigens nicht so kunstlos gebaut, wenn man die Steigerungen am Schlufs beachten will: 1) Home to my own four walls — 2) Home in my own four walls — 3 u. 4) Within my own four walls — 5) I have my own four walls — 6) These are my own four walls — und zum Schlufs: 7) All in my own four walls. Die Bewegung, das Verlangen und endlich die frohe Sicherheit im Besitze — man denke an Walther von der Vogelweides Wort: 'Ih han ein lehen' — sind darin nicht ungeschickt ausgedrückt.

Im September 1831 schreibt Carlyle, selber die beiden Schlufszeilen der fünften Strophe seines Gedichts citierend, der Gattin: 'Happy that we have still a kail garden, fertill in potherbs, and a whinstone castle that resists the weather, let Book-selling go as it will ... Yet God be thanked: "my whinstone house my castle is; I have my own four walls".'

Gewifs webte etwas Poetisches in Carlyle, aber er war auch wieder falsch berichtet, wenn er es für die Keime und Seelen von Liedern hielt,

die an den Tag wollten. Sein eigenster Gesang war eine Rhapsodie in Streckversen, denn so liest sich seine philosophische und geschichtliche Prosa; aber seine Gebärden waren viel zu dramatisch, um eine mehr nach innen treibende Lyrik zu fördern, trotz seines Wunsches, der im Tagebuch am 25. Oktober 1812 noch einmal auftaucht: 'I wish often I could write rhyme.' —

Der Inhalt von Carlyles Tagebuch mufs einmal mit seinen Briefen und Schriften verglichen werden, um die Abhängigkeit festzustellen; von dem, was er erst für sich allein niedergeschrieben hatte, teilte er wohl meistens aus der Erinnerung, nicht unmittelbar an der Hand der schriftlichen Vorlage, manches den Seinigen mit. Das Tagebuch war der erste Entwurf; Gedanken und Worte konnten inzwischen ausreifen, sie wurden dann in den Briefen wiederholt, bis sie am Ende in den Werken schon zum letztenmal am besten ausgeprägt wurden. Aber auch der umgekehrte Fall tritt ein, und das, was Carlyle gleich nach dem Erlebnis seinem 'Journal' vertraute, hat lebendigere und wärmere Farben als einige Wochen darauf in einem Briefe. So schrieb er am Morgen nach jener Nacht, wo er den Verlust seines Manuskriptes der Französischen Revolution zu verwinden hatte, für sich: 'Cry silently to thy inmost heart to God for it. Surely he will give it thee. At all events, it is as if my invisible schoolmaster had torn my copybook when I showed it, and said: No, boy! Thou must write it better. What can I, sorrowing, do but obey — obey and think it the best? To work again. ... On in his name.' (Fr. L. L. 1, 31.)

In diesen Zeilen liegt viel Demut beschlossen; er mochte in jener Nacht sein Leben überdenken, und ein Bild aus der Schulzeit stellte sich ein, aber die Scene wird, dem furchtbaren Augenblicke angemessen, erweitert, und wie einst als Knabe verzagt vor dem Lehrer, so glaubt er jetzt als Mann vor Gott zu stehen, ohne es bei allem guten Willen dem Herrn recht gemacht zu haben.

Das Gleichnis ist dagegen etwas verkümmert, wenn Carlyle in einem Briefe an seinen Bruder vom 23. März 1835 ganz ohne die geheimnisvolle Beziehung auf den Himmel blofs das Bild vom Schuljungen beibehält: 'I felt in general that I was as a little Schoolboy, who had laboriously written out his copy as he could, and was showing it not without satisfaction to the Master: but lo! the Master had suddenly torn it, saying: "No, boy, thou must go and write it better".' (23. III. 35 an Dr. Carlyle, N 4 288.)

Ausführlicher, als es hier geschehen konnte, denke ich den Sartor in einer für deutsche Universitäten bestimmten Ausgabe zu erläutern, die in der Trautmannschen Sammlung erscheinen soll. Denn McMechans Arbeit reicht für eine tiefere wissenschaftliche Beschäftigung nicht aus, wenn sie in einigen Einzelheiten uns auch gefördert haben mag. Aber bei einem Manne wie Carlyle darf man ruhig gründlicher vorgehen, als es der amerikanische Autor wagte oder vermochte.

Berlin. H. Kraeger.

Yarnall, Ellis, Wordsworth and the Coleridges, with other memories, literary and political. New York, London, Macmillan, 1899. 331 S.

Yarnall war ein Amerikaner, der im Jahre 1849 mit einem Empfehlungsbrief von Prof. Reid zu Wordsworth kam und seine Eindrücke von diesem eben populär werdenden Dichter in einem ausführlichen Briefe nach Hause schrieb. Nur ein Teil davon war bisher gedruckt, in Christopher Wordsworths 'Memoirs of William Wordsworth' 1851, II 484—500. Die unterdrückten Stellen schienen damals zu persönlich, und dem ist jetzt, wo sie gedruckt vorliegen, nicht zu widersprechen. Namentlich gegen den Prinzgemahl und dessen Wahl zum Kanzler der Universität Cambridge hatte sich der Dichter ausgelassen: *He said Prince Albert's German education, his training at Bonn, was in itself a disqualification.* Noch schlimmer: der Prinz hatte reformatorische Absichten gezeigt; *he was supposed to entertain opinions opposed to classical study as pursued at the English universities, and to have intimated a wish for extensive changes.* Der einstige Bahnbrecher der modernen englischen Romantik war im Lauf der Jahrzehnte ein starker Klassizist geworden, der den Herodot für das interessanteste und lehrreichste Buch nächst der Bibel erklärte. Ähnlicher Art waren seine religiösen Meinungen geworden. Er wollte mehr Bischöfe haben. Er war für die Oxforder Bewegung eingenommen, und Mannings Predigten standen unter seinen Büchern. Körperliche Gebrechlichkeit fiel dem Besucher gleichfalls auf, und so ist das Bild des Naturreligiosen ein Jahr vor seinem Hinscheiden mehr mitleiderregend als erquicklich.

Erfreulicher ist, was Yarnall über die Coleridge berichtet. Hartley, der ältere Sohn des Christabel-Dichters, den mir noch ein alter Schiffer in Grasmere als ein stets durstiges Persönchen schilderte, immer bereit, sich bei der Schafschur selbst zu Freibier einzuladen und dann mit sehr schiefem Hute nach Hause stolpernd, hatte nach Yarnalls Zeugnis diese einzige Schwäche und war im übrigen ein liebenswürdiger, sympathischer Mensch. Derwent, der jüngere, den ich noch als *great sufferer* im Gedächtnis habe, wie er mir zu Torquey auf seinem Gichtstuhl die zitterige Hand reichte, ist hier noch ein energischer Sprecher und Schriftsteller. Sarah, die Tochter, der wir zwei reizende Bände Memoirs verdanken, gewinnt zu ihrer natürlichen Anmut einen Stich ins Herrische, wenn wir erfahren, wie sie, vom Krebs befallen, unerschrocken dem Tod ins Auge sah und sich bis zuletzt durch schriftstellerische Arbeit hochhielt. Von Southey allein werden boshafte Reden verzeichnet, die er über seinen Schwager, den Dichter S. T. Coleridge, that; z. B. *whenever he sees anything in the light of duty, he is unable to perform it;* oder *Coleridge writes so that there are but ten men in England who can understand him, and I am not one of the ten* (S. 118). Dagegen ist Lord Coleridge, der Chief Justice, mit aller Achtung und Freundlichkeit gezeichnet, die dieser seltene Mann verdiente. Ich hatte das Glück, ihm näher zu treten, nament-

lich als ich im Jahre 1882 eine Woche lang sein Gast in Ottery St. Mary war, und kann bezeugen, dafs er im persönlichen Verkehr noch ein weit gröfserer Mann war, als ihn Yarnall erfafst hat. Die Last seiner Amtsgeschäfte hielt ihn nicht ab, jeden Abend sich in ein neues Stück Litteratur — damals erschienen eben die Bände der 'English men of letters series' in rascher Folge — zu vertiefen, über das er sich dann beim Frühstück eingehend verbreitete. Er hatte ein Herzensverhältnis zur Poesie, hielt nie eine Rede ohne Verszitat und kannte zahllose Stellen auswendig. Was *literary feeling* heifst, ohne professionelles Interesse, bei einem natürlich gebliebenen Gentleman und praktisch kombinierenden Staatsmann, war an ihm gut zu beobachten.

Aber ich sehe, dafs mich der Plauderton des Buches ansteckt. Gewichtiges Material bietet es eigentlich nicht. Doch hat die Anekdotenhaftigkeit, in der es sich bewegt, auch ihren Wert oder wenigstens ihren Reiz, indem sie uns die Autoren der Halbvergangenheit für Augenblicke ganz nahe rückt. So lernt man Macaulay, Keble, W. E. Forster u. a. wie bei einer Einladung oder einem Morgenbesuche kennen und erhält eine Vorstellung von dem Kreise, in dem sie ihre Resonanz fanden. Das Buch geht nicht tief, aber man darf es doch nicht vernachlässigen.

Berlin. A. Brandl.

D. Asher, Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. Übungsbuch für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Achte Auflage, herausgegeben von Dr. Ph. Hangen. Dresden, L. Ehlermann, 1902. 75 S. M. 1.

Das bereits in achter Auflage vorliegende Büchlein von Asher (die erste Auflage erschien 1863) enthält nahezu 1000 deutsche Einzelsätze, die zur Einübung der wichtigsten syntaktischen Regeln des Englischen dienen sollen. Auch auf einige häufiger vorkommende Synonyma ist Bezug genommen worden. In Verbindung mit dem im gleichen Verlage erschienenen 'Key' gebraucht, mag das Büchelchen für das Selbststudium und für private Wiederholung und Befestigung der englichen Grammatik mit gutem Erfolge verwandt werden. Ich selbst habe es seiner Zeit als Student mit Nutzen durchgearbeitet. Wenn der Verfasser aber wiederholt daran erinnert, dafs die deutschen Übungssätze ohne den gleichzeitigen Gebrauch der beiden anderen Büchlein 'Exercices' und 'Key' unnütz sind, und dafs selbst für Schulen der 'Key' nur nützlich sein kann, da der Schüler sich mit Hilfe desselben für die Lektion vorbereiten soll, so kann ich mich dieser letzteren Ansicht nicht anschliefsen. Meines Erachtens ist bei einem solchen Verfahren zu befürchten, dafs der Schüler jede Selbständigkeit des Denkens und Überlegens verliert.

Auch der Umstand, dafs es sich um meist ganz kurze, den heterogensten Gebieten entnommene und zusammenhanglos aneinander gereihte Sätze und Sätzchen handelt, erregt Bedenken. Wenn man schon des Über-

setzens nicht entraten kann, so sind doch auf einer vorgerückteren Stufe längere, zusammenhängende Stücke entschieden vorzuziehen.

Auffälligerweise macht der Verfasser keinen Unterschied zwischen dem Partizip des Präsens und dem Gerundium; unter dem Kapitel XLV 'Particip der Gegenwart' finden sich daher Formen wie: *There is no saying* ... *without thinking* u. dgl. Ein sorgfältiges Auseinanderhalten der beiden ihrem Wesen nach doch ganz verschiedenen Endungen *-ing* wäre weit nötiger gewesen, als in Kap. XLVII zwischen Infinitiv und Supinum (?) zu unterscheiden.

Endlich mufs noch bemerkt werden, dafs das in den Sätzen gebotene Deutsch nicht immer einwandfrei ist. Es ist oft schwülstig und gesucht, und nicht selten ist der deutsche Ausdruck durch die Rücksicht auf seine englische Wiedergabe merklich beeinflufst worden. Ich will hier nur die folgenden Beispiele hervorheben: Als eine militärische Station, glaube er, dafs der Wert dieser Inseln sehr überschätzt worden sei (S. 42). — Als ich meinen Gesundheitsgang (?) in Rotten Row machte (S. 45). — So ausgezeichnet zu werden, ist eine Ehre, die ich nicht zu würdigen weifs, noch wie ich mich dafür bedanken soll (S. 49). — Sagen Sie mir, wenn Sie zu Ende sind mit dem, was Sie zu sagen haben (S. 53). — Von Lord Palmerston war es, dafs ein Parlamentsmitglied einst gesagt hat: Wir sind stolz auf ihn (S. 68). — Der Bürgermeister und der Stadtrat überreichte eine Adresse (S. 9). — Nie gab es eine bessere Gelegenheit, die gemeinsame Brüderschaft (?) Deutschlands zu sehen (S. 9). — Sie müssen es sich angelegen sein lassen, keinen Zweig des Faches, das Sie zu ergreifen beabsichtigen, zu vernachlässigen (S. 14). — Er hatte einen Sturz vom Pferde (S. 21). — Einer meiner Söhne hat die Kost bei ihm (S. 21). — Sein Ehrgeiz war nicht derart, der einen Mann antreibt, jedes Hindernis zu überwinden (S. 24). — Lust oder nicht, ich sage dir, ich will mir kein Schelten von dir gefallen lassen (S. 34). — Ich kann jung aussehen; doch versichere ich Ihnen, ich werde fünfundzwanzig (S. 36). — Fielding, der 'Tom Jones' im Manuskript vollendet hatte und damals knapp an Geld war, trug dasselbe (?) zu einem Verleger zweiten Ranges (S. 43).

Berlin. Albert Herrmann.

Lehrbuch der englischen Sprache. Nach praktischen Grundsätzen bearbeitet für Fortbildungs-, Handels- und Mittelschulen von Richard Krüger und Albert Trettin. Mit 10 Abbildungen im Texte. Berlin und Leipzig, Teubner, 1901. XVI, 296 S.

Das vorliegende Lehrbuch verfolgt weniger wissenschaftliche als praktische Zwecke. Es ist in erster Linie für Fortbildungs- und Handelsschulen bestimmt. Das Ganze gliedert sich in zwei Hauptteile. Der erste besteht aus Lautlehre, Lesebuch, Stoffen für Anschauungsunterricht (freien Stoffen und Anschauungsbildern, dazu als Anhang einige Briefe) und

Wörterverzeichnis nebst Phraseologie. Der zweite Teil enthält zunächst grammatische Regeln im Anschlufs an die Stücke des Lesebuches und dann eine zusammenhängende Grammatik.

Der in beiden Teilen gebotene Lehrstoff erscheint durchweg zweckentsprechend. Die Lesestücke sind anregend und allmählich vom Leichten zum Schweren fortschreitend. Einige hübsche Bilder, darunter zwei Pfeiffersche und ein Hölzelsches, bieten passenden Stoff zu Sprechübungen. In Übereinstimmung mit den Zielen des Lehrbuches sind die praktischen Verhältnisse des täglichen Lebens besonders berücksichtigt worden. Von grofsem Nutzen erscheint mir auch die in den einzelnen Abschnitten des Wörterbuches vorgenommene Zusammenstellung der bisher vorgekommenen Wörter gleichen Stammes (z. B. S. 117: *work, worker, workman*; *know, knowledge*; *friend, friendship, friendless*; S. 118: *use, useful, usefulness, useless*; *bake, baker, bakery* etc.).

Das Buch wird daher in der Hand eines tüchtigen Lehrers an Handels- und Fortbildungsschulen gute Dienste leisten.

Berlin. Albert Herrmann.

Plate-Kares, Englisches Unterrichtswerk. Lehrgang der englischen Sprache. II. Teil. Oberstufe zu den Lehrgängen von Plate-Kares und Plate. Neu bearbeitet von Prof. Dr. G. Tanger. L. Ehlermann, Dresden.

Diese Oberstufe bildet eine Umarbeitung des zweiten Teiles des Unterrichtswerkes von Plate-Kares (Lese- und Übungsbuch) und kann als gemeinsame Fortsetzung der Elementarbücher von Plate und Plate-Kares benutzt werden. Die durchgreifenden Änderungen, welche der Neuherausgeber vorgenommen hat, kann man nur gutheifsen. Neu hinzugekommen sind (vgl. Vorwort S. III) die meisten Stücke zur Einübung bestimmter syntaktischer Regeln, der Abschnitt über englische Briefe, alle Lesestücke, die Stoffe zu freieren Übungen, die Mehrzahl der Gedichte, die ganze Satzlehre und die Wörterverzeichnisse.

Der in dem Buche gebotene Lehr- und Übungsstoff ist so reich bemessen, dafs er auch für Anstalten mit Wechselcoeten ausreicht. Ebenso anregend wie geschickt ausgewählt sind die Lesestücke, die fast durchweg Autoren des 19. Jahrhunderts entlehnt sind. Besonders dürften die Abschnitte über das Zeitalter der Königin Victoria geeignet sein, die Schüler zu fesseln und zu belehren. Die Stoffe zu freieren Übungen, die Conversational Phrases und die Auswahl von Gedichten sind gleichfalls mit sachkundigem Verständnis zusammengestellt.

Der grammatische Teil des Buches besteht aus einer übersichtlichen, klar gefafsten Darstellung der englischen Syntax, während für Wiederholungszwecke eine kurze systematische Formenlehre in einem besonders gehefteten Anhange beigegeben ist.

Der Plan von London am Schlusse des Werkes bildet eine treffliche Ergänzung der Lesestücke über London. Die Ausstattung des Buches

ist, was Klarheit und Sorgfalt der Drucklegung, Papier und Einband betrifft, mustergültig. So kann die vorliegende Oberstufe allen Anstalten, welche dem Englischen wenigstens drei Jahre widmen, durchaus empfohlen werden.

Berlin. Albert Herrmann.

Dr. Eugen Herzog, Untersuchungen zu Macé de la Charité's altfranzösischer Übersetzung des Alten Testamentes. Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse. Band CXLII, VI. Wien 1900. In Kommission bei Carl Gerolds Sohn etc. 82 S.

In der unter vorstehendem Titel gedruckten Schrift veröffentlicht Herzog im Anschlufs an seine früheren dem Gegenstande gewidmeten Forschungen[1] eine neue Reihe von Beiträgen zur Kenntnis der Quellen, der Handschriften und der Sprache der glossierten Bibelübersetzung des im Beginn des 14. Jahrhunderts litterarisch thätig gewesenen, aus dem Süd-Südosten des oïl-Gebietes stammenden Geistlichen von Cenquoinz (Sancoins im Arrondissement de Saint Amand, Cher), Macé de la Charité, über dessen Lebensumstände und dichterische Arbeit zuerst G. Paris, Hist. littér. XXVIII ausführlicher gehandelt hatte. Die mit der Quellenfrage sich befassenden Abschnitte und Anmerkungen lassen deutlich die gewaltigen Schwierigkeiten erkennen, die sich hier der Forschung entgegenstellen; um so dankbarer darf man es begrüfsen, dafs es Herzogs unermüdlicher Arbeit gelungen ist, wenigstens an einigen Stellen das über dem Ganzen schwebende Dunkel zu lichten. Von Einzelheiten, deren Wesen mir von Herzog nicht erkannt zu sein scheint, berühre ich zunächst die Einführung der Worte *Larges soies et non eschars* (siehe Untersuchungen S. 46)[2] in den 1. Mose 27, 28—29 stehenden Segen Isaaks, ein treffliches

[1] Im Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften vom 1. Dezember 1897, Nr. XXV. 10 S.

[2] Dafs hier, mit Unterdrückung der sonstigen Vorzüge, die für gewöhnlich dem Ritter empfohlen oder an ihm gerühmt werden, allein von der *largesse* die Rede ist, kann nicht wunder nehmen, da gerade sie oft genug als die höchste aller Tugenden, die alle anderen in sich schliefst, also als ihr Inbegriff gepriesen wird. Aufser Dolop. 33 vergleiche man etwa *Largesce est tiex que de lui meuvent Li bien; biauté, sens ne proesce Ne valent noient, si largesce I faut; que largesce enlumine Proesce; largesce est medcine Por quoi proesce monte en haut. Nuls ne puet, si largesce i faut, Conquerre pris par son escu* u. s. w. Meraugis S. 171; *Qar doner est la rien qi plus monte a haut pris,* Ch. Sax. I 86. Wer die *largesse* recht zu üben versteht, verdient die Würde eines Königs, Aliscans 240, denn *Ja princes convoiteus bien ne gouvernera,* G. Muis. I 293. Um die kurz vorher ausführlich aufgezählten Vorzüge ihres Gatten, des Königs Rodarchus, auch der Nachwelt verständlich zu machen, widmet Ganieda ihm folgendes schlichte Epitaph: *Rodarchus largus, quo largior alter in orbe Non erat, hic modica magnus requiescit in urna,* Gaufridi de Monumeta, Vita Merlini 731. König Rodarchus scheint hiernach geradezu den Beinamen *largus* gehabt zu haben,

Beispiel für die Neigung Macés, das ihm historisch Überlieferte mit ihm persönlich naheliegenden, objektiv aber durchaus anders gearteten Ideen, hier mit einer Reminiscenz aus den in den Epen[1] so häufig anzutreffenden sogenannten *chastoiements* (vgl. etwa Doon 74; Aiol 244; Anseis 11356; Durmart 1436; Flamenca 244 u. s. w.), zu vermischen und so das Gegebene bis zur Unkenntlichkeit umzugestalten. Als ein Werk des gleichen Subjektivismus erscheint mir die sicher von Macé selbst konstruierte Inschrift auf dem Grabe Alexanders des Grofsen, deren Vorlage Herzog S. 81 f. ganz folgerichtig in den Alexanderdichtungen[2] suchen zu müssen glaubte; zu einem nennenswerten Ergebnis war auf dieser Fährte freilich nicht zu gelangen. Nachdem ich mich vor kurzem anderen Orts mit der Frage näher beschäftigt habe, kann ich mir hier Weiteres ersparen; für den Augenblick genüge der Hinweis auf Archiv CX Heft 1/2 (Sitzungsberichte).

Was der Verfasser über das Verhältnis der beiden bekannten Handschriften (P und T), von denen P, wie schon G. Paris a. a. O. 218 hervorhebt, dem Dichter räumlich und zeitlich ungemein nahesteht, ursprünglich freilich mit unzulänglicher Begründung geäufsert hatte, wird nunmehr durch vollgültige Beweise aufser Zweifel gestellt; dabei mufs aber auffallen, dafs Herzog auf die früher von ihm zwischen der nicht überlieferten gemeinsamen Vorlage (a) und jeder der beiden Handschriften angenommenen Zwischenglieder nicht wieder zurückgekommen ist, vermutlich weil er den Anzeichen für ihr latentes Vorhandensein heute nicht mehr das gleiche Mafs von Vertrauen entgegenzubringen vermag. Den Versuchen Herzogs, auch da, wo man sich auf Reime nicht berufen kann, den Lautstand von a aus dem kontroversen Verhalten von P und T festzustellen, mufs ich hie und da meine Zustimmung versagen. Das metrische Verfahren von P gestattet zwar, ohne viel Bedenken zu erregen, die Annahme, dafs die Verstummung des anlautenden *h* weiter vorgeschritten war, als noch die heutige Schriftsprache für gut hält;[3] aber wenn T, das

---

ähnlich wie der Graf von Champagne, Heinrich II. (1181—1192), *le Large* (s. P. Meyer, Alex. le Grand II 263; G. Muis. I 309 ff.) und der Heidenkönig Corsuble von seinen Mannen *le preu roi douneor,* Enf. Og. 6296, genannt wurde.

[1] Auch die Beurteilung des Verhaltens kämpfender Krieger seitens unthätiger Zuschauer (siehe Herzog S. 46) ist ein in den Epen nicht selten wiederkehrender Zug; vergleiche meine Beispiele im Toblerband 443.

[2] Die von Herzog, Bericht S. 2, aus anderem Anlafs mitgeteilten Zeilen *Li plus grant poysson pour convent Devorent les petiz sovent* scheinen die Vertrautheit Macés mit dieser Litteraturgattung sicher zu bezeugen; s. dazu P. Meyer, Alex. le Grand II 164.

[3] Hier war auf Tobler, Versbau[3] 53 f., zu verweisen. Die Behandlung, die Macé P insbesondere dem Verbum *haïr* zu teil werden läfst *(Mes tardis est y [= et] a corre,het),* ist auch in ihm sprachlich nahestehenden Denkmälern zu bemerken: *Se vous vous entr'amés, seigneur serés du monde; Se vous entreïssez (= entre-haïssez), de tout bien serés monde,* Gir. Rouss. 9 (neben *le hayoient,* 33); *Celes que per nature haïssent,* Ly. Ysop. 2786; *fors pour ce que mes sire m'ahissoit plus que nul qui feust en sa court,* Chev. pap. 56,10, und aus neuerer Zeit überhaupt in volkstümlicher Rede *je l'haïssais,* E. Sue, Martin II 214; *il*

im Gegensatz zu dem schwankenden P anlautendes *h* in Wörtern wie *haut*, *hardiesse* u. s. w. überall einsetzt, in der Zeile *Que pendu ne soient ou ars* statt der beiden letzten Wörter *aus hars* schreibt, so verstehe ich nicht, wie man daraus schliefsen kann, dafs a solches *h* „vielfach" noch nicht aufgewiesen habe (S. 14). Hier handelt es sich doch gewifs nicht lediglich um die Einführung eines *h* an falscher Stelle, also um umgekehrte Schreibung; — zu seiner Neuerung, die zugleich eine Änderung des Wortsinnes bedeutet, ist T doch offenbar durch die Nähe von *pendu* bewogen worden.

Wenn Herzog sich in seinem Berichte darauf beschränkt hatte, aus den Reimen und dem Metrum die von Macé gesprochene Mundart festzustellen, so wendet er nunmehr auch der Sprache der Handschriften, insbesondere der von P, seine Aufmerksamkeit zu und kommt, ohne dies im einzelnen freilich zu erweisen, zu dem Schlusse, dafs der Schreiber von P eine mehr westliche Mundart gesprochen habe. Im folgenden habe ich mehrere Züge berührt, die, soviel ich bis jetzt sehe, ausschliefslich dem Osten eigentümlich sind; und ich halte für wahrscheinlich, dafs uns in P ein im ganzen getreues Abbild der zwischen Ost und West vermittelnden Sprache Macés selbst erhalten ist. In den neu hinzukommenden Abschnitten über die Flexionen, die Wortbildung und die Syntax hat Herzog eine grofse Anzahl von Thatsachen zusammengetragen, unter denen neben allgemein Üblichem mancherlei bisher wohl nicht nachgewiesene Besonderheiten begegnen, deren Erklärung, soweit eine solche von Herzog versucht wurde, mir öfter Anlafs zum Widerspruch gegeben hat. Überhaupt hätte ich gern gesehen, dafs der Verfasser darauf bedacht gewesen wäre, den Zusammenhang der Sprache Macés mit dem Gemeinfranzösischen da, wo ein solcher besteht, zu betonen, das Allgemeingültige von dem Besonderen zu scheiden und den Sprachgebrauch anderer Denkmäler vergleichend heranzuziehen. Nicht überall habe ich der Verlockung widerstehen können, den hier berührten Erscheinungen eine eingehende Behandlung zu teil werden zu lassen; sollte ich hie und da über das zulässig scheinende Mafs hinausgegangen sein, so trägt daran das im Verlaufe der Arbeit sich wie von selbst einstellende Verlangen die Schuld, das Verständnis der einmal in Angriff genommenen Gegenstände nun auch so weit gefördert zu sehen, als mein Können eben reichte. Dabei mufs auch hervorgehoben werden, dafs die von Herzog aufgezählten Materien so vielgestaltig und zahlreich sind, dafs sie, wenn sie nicht mit allzu lakonischer, nicht selten bis zur Unverständlichkeit gesteigerter Kürze vorgetragen worden wären und der Verfasser in jedem Falle es für gut gehalten hätte, neben die nackte Thatsache auch ihre Deutung zu setzen, einen wesentlich breiteren Raum bedeckt haben würden, als dies in Wirk-

---

n'y a rien que j'haï tant qu'un chat, Mme Emile de Girardin, Contes d'une vieille fille 12, und in dem neunormannischen Sprichwort *I n'haït pas les jolies filles*, Mém. Soc. ling. V 409; vielleicht auch in *Oh, j't'haïs-t-i*, Jaubert, Gloss. C. Fr. I 520, ein Verfahren, das übrigens schon von Vaugelas I 75 gerügt wurde.

lichkeit der Fall ist. Dafs der Verfasser bei der Darstellung der Syntax wiederholt Gelegenheit genommen hat, die beiden ersten Bände von Toblers Beiträgen zu Rate zu ziehen, ist gewifs sehr erfreulich — es mufs aber befremden, dafs nicht überall, wo der Anlafs dazu gegeben war, auf Toblers Deutungen Bedacht genommen worden ist. Durch solches Verfahren wird geradezu der Anschein erweckt, als werde hier zum erstenmal auf gewisse Thatsachen aufmerksam gemacht, die doch anderen längst geläufig sind. So mufste, um von einigen später zu erwähnenden Einzelheiten für jetzt zu schweigen, bei *à set doubles* (S. 27) auf Beiträge I² 176, bei *tote meniere de gent aporterent* (S. 28) auf eb. I² 230 verwiesen werden. Von der Verschränkung von Redegliedern (S. 29, 34) handelt Tobler II 30; nicht minder ausführlich brachte er I² 106 ff., III 12 ff. die von Herzog S. 32 erwähnten Unebenheiten zur Sprache, die sich ergeben, wenn zwei syntaktisch ungleichartige Satzteile so behandelt werden, als bestünde diese Ungleichartigkeit in Wirklichkeit nicht.[1] Zu dem best. Artikel vor Kardinalzahlen (S. 28) war Toblers Bemerkung im Solothurner Programm 12 zu vergleichen.[2] In dem Abschnitt über das Metrum (S. 36) wird die Elision des *e* von *ce* nach Präpositionen als auffällig bezeichnet; doch ist dieser Vorgang in der alten Zeit ganz gewöhnlich; vgl. Tobler, Versbau³ 57, 140 f., und zu dem Wert des *e* in *je* (Herzog 37) jetzt meine Ausführungen im Arch. f. n. Spr. CV 449 f.

Auch innerhalb der etwa tausend Zeilen, die der Verfasser aus der mehr als 42000 Achtsilber zählenden Dichtung mitgeteilt hat, und die eine sehr dankenswerte Zugabe zu seinen Untersuchungen bilden, trifft man syntaktische Fügungen an, die es wohl verdient hätten, in den angehängten Anmerkungen eine Stelle zu finden; so die auffallende Gestalt

---

[1] Ohne weitere Gliederung füge ich etwa folgende Fälle hinzu: *et pour ce ne puet femme trop honnorer ne obeir à son seigneur*, La Tour de Landry 133; *et ainsi doit toute bonne femme fere, craindre et obeir à son seigneur*, eb. 43; *ayant embrassé et donné la benediction à son fils* wird von Vaugelas I 159 nicht absolut verworfen, von Chapelain für elegant gehalten, von Th. Corneille und der Académie dagegen streng verurteilt; weniger duldsam zeigt sich Vaugelas I 161, diesmal in voller Übereinstimmung mit Th. Corneille und der Académie, einer Fügung gegenüber wie: *afin de le conjurer par la memoire et par l'amitié qu'il avoit portée à son père.* Vorsichtiger, wenn auch noch immer uneben genug, ist folgende Fügung gebaut: *nostre Dieu en terre, lequel* (*après Dieu*) *nous devons craindre, honorer et luy obeyr avec toute fidelité* (a. 1624), E. Fournier, Var. hist. litt. VII 330. Ferner: *Et saciés pour voir ke je suis inocense* (so) *et giuste de tout çou ke li mauvais chevaliers me metoit sus*, Nouv. franç. 13ᵉ s., 146 f.; *dont que ilz venissent ou alassent*, Mon. Guill., Arch. f. n. Spr. XCVII 256, 17. Oder *deffendez vous de vostre cousté et moy du mien*, Arch. cur. Iʳᵉ série, t. II 108; *et vous alliez en lieu où vous n'aurez de moy, ne moy de vous, une seulle nouvelle jusque d'huy en sept ans*, Heptam. 200; (la femme) ... *s'achètera trois mantelets, pendant* (so) *moi un habit*, Claude Tillier, Mon oncle Benjamin 10; *Elle n'est pas faite pour toi, ni toi fait pour elle*, M. Prévost, Demi-Vierges 120; *Ermeline, qui, toute la journée, aux relais, aux repas, n'avait presque rien dit, ou parlé comme une absente, ...*, Abel Hermant, Ermeline, Rev. hebdom. No. 1, 84.

[2] Von den S. 33 berührten koordinierten Bedingungssätzen handelt jetzt Tobler in sehr ausführlichen Darlegungen, Sitzungsber. d. K. Pr. Akad. d. W. zu Berlin 1901, 240—50.

des Part. perf. in *Les dons qu'el ot fex aporter*, 14594, 20697; vgl. Tobler, Beiträge I² 203 f.,[1] oder die Verbindung *sum habutum*, 14632.[2]

---

[1] Außer dem schon bekannten *Si ne fu oncques mais veue faire si grant joye a nully, com ils firent au Chevalier du Papegau*, Chev. Pap. 77, 11, läfst sich hierherziehen der Fall *Et pour quoy, dist elle, ne l'aves vous voulue prandre*, eb. 22; *Car pour certain l'on ne peult ignorer Combien le Coq l'a voulue honorer*, Montaiglon, Recueil IV 53. Auch da, wo vor reflexiven Zeitwörtern und vor solchen Intransitiven, die *estre* als Hilfszeitwort bei sich haben würden, die zusammengesetzten Zeiten von *pouvoir, vouloir, scavoir* (?), *devoir, cuider, oser* (*Ore ce Scipion ... s'est osé affronter à mes bandes guerrières*, R. Garnier, Cornelie 1365, neben *Quant je m'ay en telz ennemis Osé embatre*, Mir. ND. XXXIV, 1604; *pour ce que les citains ne se avoient vollu mettre en guerre*, Phil. de Vigneulles 40; *une jeune fille qui s'a voulu engager*, Nérée Quépat, Chants. pop. messins 17), mit *estre* gebildet werden (s. Tobler, Beiträge II 37 f., und dazu meine Bemerkung Arch. f. n. Spr. XCV 316), gleitet die Sprache bei der Gestaltung des part. perf. gelegentlich aus und flektiert es so, als bezöge es sich wirklich auf das Subjekt des Satzes, so dafs man neben überwiegenden Fällen wie *Bernard, je suis voulu venir* (je = Nostre Dame), Myst. S. Bern. Menth. 3092; *Et pource, ceulx à qui les choses dessus dites aviennent, ont trouvé past en la nasse de marriage, où il estoient cuidé entrer* (a. 1450), XV Joyes de Mar. 139; *les sorceries qui s'en fussent peu ensuivre*, Journ. Bourg. Par. 354; *la bonne renommée des femmes et bourgeoises de cette ville, lesquelles, estant adverties, se sont voulu formaliser*, Caq. Acc. 284; *ils ne se sont osé asseurer* (a. 1587), E. Fournier, Var. hist. litt. IX 122; *jusques au Nouveau-Monde au partage duquel ils ne se sont jamais pu accorder* (a. 1633), eb. IX 48, auch Fügungen findet wie *du puis ou elle estoit deue cheoir*, La Tour' de Landry 75 (schon bei Tobler, Beiträge II 37 Anm.); *La dame s'estoit ja vollue engenillier*, Froiss. II 28; *a painnes s'en estoit-il peus partir*, eb. VII 62 (beide Stellen bei Ebering, Zs. f. rom. Phil. V 338); ferner *Vous estes volue apparoir*, Mir. ND. I 460 (schon Arch. XCV 316 von mir gebracht); *Il ne se sont volus retraire*, Mir. ND. XXXIII 981. Seltsam ist die Verwirrung in *Tu t'es volu povre estre fait*, Mir. ND. XL 2083, wo *te* nicht Reflexivpronomen, sondern Subjekt des nach *vouloir* auch sonst begegnenden Acc. c. Inf. ist. Hervorgehoben sei übrigens, dafs die Erscheinung bei guten Stilisten noch im 18. und selbst im 19. Jahrhundert anzutreffen ist; so *de quelque façon que je m'y sois pu prendre*, Rousseau, Confessions, partie II, liv. IX, éd. Paris, Dupont, 1824, t. XV 227, oder *Si le comte de Vandenesse s'était pu voir, à trois ans de distance, beau-père d'un sieur Ferdinand ...*, Balzac, Une Fille d'Eve 3, neben *il aurait pu se frapper*, 60. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wahrnehmung, dafs das mit einem Infinitiv verbundene Part. perf. *venu* unflektiert bleiben kann, z. B. *j'avois entendu les discours des femmes qui l'estoyent venu voir*, Caq. Acc. 46; *une femme aux yeux rouges l'était venu attendre*, Catulle Mendès, Maison de la Vieille, 82, ein Verfahren, das doch wohl nur deshalb möglich wurde, weil innerhalb solcher Kombinationen die selbständige Bedeutung von *venu* stark zurücktritt, so dafs es sogar zu einem Wechsel des Hilfszeitwortes kommen konnte, wie in *Ainsi que ces mots racomptoit, Je commençay à m'eslongner; Car s'on m'eust venu empoigner, Je croy qu'on m'eust gallé la teste*, Montaiglon, Recueil II 276, denn an die volkstümliche Verbindung von *venir* mit *avoir* dürfte hier kaum zu denken sein; auf *mult l'ai alet querant*, Karls Reise 279, verwies schon Meyer-Lübke III 320.

[2] Ihres Auftretens im Altfranzösischen und anderen romanischen Sprachen gedenkt Diez II³ 149 Anm. ** unter Beruf auf Mussafia und Bartsch. Zur Lokalisierung der Erscheinung s. Meyer-Lübke II 385 f.; Litteratur zu alten und neuen Dialekten bringt jetzt Gertrud Dobschall in ihrer lobenswerten Dissertation, Wortfügung im Patois von Bournois, Darmstadt 1901, S. 48 ff. Hier einige altfranzösische, dem Osten entstammende Beispiele: *En maintes terres sont eu*, B. N. Ms. fr. 15101, fol. 61 b; *Lai seroie [je] conëus Por ce que parloz soi eüz*, Joufrois 2755, wo die Herausgeber mit Unrecht in *soi estus* ändern wollen.

Auf die in dem 'Bericht' erörterten Einzelheiten gehe ich hier nicht näher ein; ich wende mich nur gegen die daselbst vorgetragene Anschauung, daſs bei der Bildung von *criembre* auſser *tremere* auch *timere* beteiligt gewesen sei, das freilich in *ne tamex*, Foerster, Erec 5045, oder *ne tameir*, G. Paris, Rom. XX 151, sowie in *taint* < *timet*, s. Zs. f. franz. Sprache XV² 21, erhalten gewesen zu sein scheint. Angesichts der in P geläufigen Schreibungen *fois, oir, loine* (Herzog, Untersuchungen 15) für *fais, air, laine* halte ich *croiment* (: *aimment* P) für nichts anderes als eine graphische Variante von *craiment*, einem Gebilde, das auch sonst begegnet, z. B. *craiment* : *aiment*, GGuiart VII 1222; 3. p. *craint*, VII 4313; *je craim*, Rose, ed. 1735, 4062; Chr. de Pisan, Œuvres poét. 66, 5 (neben *cremir*, 72, 13); *crain*, Lég. d'Œdipe, RThèbes, Append. VII; Subst. *craime*, Renard 18511. Der Diphthong *ai* hat hier natürlich den Lautwert *ę* und steht in den stammbetonten Formen für einfaches aus *ie* reduziertes *e*, so daſs sich also zunächst für P die Reihe *criement, crement, craiment, croiment* ergiebt. Aus dieser Thatsache würde ich schlieſsen, daſs zum mindesten für P die Aussprache von *oi* die Stufe *oę*, die Herzog Bericht 6 für unseren Dichter annimmt, bereits überwunden hatte und zu *ẹ* und *ę* fortgeschritten war. Die frühen Zeugnisse für diesen Vorgang, die ich im Rom. Jahresb. II 159; IV, I 219 mitteilte, vermehre ich hier um *faceent* für *façoient* : *conqueroient* in dem burgundischen Ms. Additional 15606, Arch. f. n. Spr. LXVII 264, 22; *iret*, Mir. ND. Chart. 5; *requeret* : *Longaret*, God. Paris 3613; *humiliet*, La Tour de Landry 165; *sçavet*, XV Joyes de Mariage 153; *scaver*, 133 (a. 1450); *cray* < *credo* : *lairay*, God. Paris 2448; *vait* < *videt*, 7035; *naire* < *nigra* : *luminaire*, Rose (Méon) 17194; *praie* < *prēda* : *esmaie*, GGuiart VIII 8746; *praies*, Gr. Chron. I 236; *velle* < *vēla* : *Marselle*, God. Paris 7794; *Laire* < *Lĭgerim* : *faire*, 4477; *det* < *digitum* : *varlet*, Montaiglon, Recueil VII 309 (16. Jahrh.); *laix* < *legem*, V 6; *reçait* < *recipit*, Bussy-Rabutin, Hist. amour. des Gaules 78, 112, während die Reime *craing* : *besoing*, Mist. V. Test. 17196; *congnoisse* : *rudesse*, 23912; *soif* : *sçay*, Anc. Th. I 254 ebensowohl die Aussprache *oę* bezeugen. — Das *oi* in *croiment* P aus *ai* < *ę* < *ie* hat also den Lautwert *ę*; wie Macé selbst diesen Diphthongen ausgesprochen habe, ist zunächst nicht mit Sicherheit zu ermitteln; aber mit Rücksicht auf das von P und T überlieferte *asprement* < *prèmunt* (s. Herzog, Bericht 2, und G. Paris, Rom. 1898, 172) für *priement*, Chron. D. Norm. 3750, Rois 178, neige ich zu der Annahme, daſs auch er bereits zu *crement*, vielleicht schon mit der Schreibung *craiment* oder *croiment*, übergegangen war. Dann ist aber auch das in P stehende *craint* (Auszüge v. 6545) trotz des Reimwortes *vient* an Stelle des von Herzog bevorzugten *crient* T in den Text einzuführen; denn solche Reime anzutasten, wie Herzog, Untersuchungen 14, gewillt ist, liegt kein Anlaſs vor; man vergleiche *fains* < *fingo* : *kiens*, Mont. Fabl. II 121; *tient* : *maint* < *minet*, Renart 21041; *remaigne* : *viegne*, Claris 16436; *viegne* : *craigne*, Anc. Th. III 156. Als Zeugen für die Vereinfachung von *ie* > *e* können diese Bindungen freilich ebensowenig wie *criement* : *aiment*, Macé T, herangezogen werden, da gerade wie in

sçait : *soyt,* Mist. V. Test. 7851; *perseverent* : *espoirent,* Jub. Myst. I 196; *sçairent* : *lievent,* Jean Lemaire bei Ph. Aug. Becker 188; *muire* : *ire,* Mir. ND. Chart. 192, 14 u. dgl. der Reim zwischen Monophthong und dem zweiten Element des Diphthongen dem Ohre genügt; s. dazu Mussafia, Zs. f. rom. Phil. III 249.

Ebensowenig wie *croiment* beweist aber auch der Infinitiv *cremoir* für die Mitwirkung von *timere* bei der Schöpfung des französischen Zeitwortes; s. dazu meine Andeutungen Studien 13 Anm. und Arch. f. n. Spr. XCII 451; für mich ist sein Aufkommen lediglich das Ergebnis einer lokalen morphologischen Bewegung und steht weder zu *timere* noch zu dem jetzt von A. Bos, Les doubles infinitifs en roman: *ardoir, ardre*; *manoir, maindre* etc. etc. Paris, Welter, 1901, S. 48, konstruierten lateinischen Infinitiv *tremĕre* in irgend einer Beziehung.[1]

Der Verfasser ist leicht geneigt, Sprachformen, die ihm mit den sonst von ihm gemachten Erfahrungen unvereinbar erscheinen, als Erinnerungsbilder lateinischer Verhältnisse aufzufassen. Aber schon mit Hinblick auf die Volkstümlichkeit des Wortes wird es mir schwer, *ale* P[2] für *ele* < *ala* mit Herzog 15 als Latinismus gelten zu lassen, besonders wenn ich daran denke, dafs im Osten auch sonst *a* vor *l* bleibt, s. Apfelstedt, Lothr. Ps. S. II, *hospital* : *tal,* Myst. SBern. Menthon 1893, und *ala* ebd. in der Gestalt *aule* auftritt, z. B. Psaut. Metz 50, 185. Übrigens kennt auch die nach P. Meyer, Rom. I 423 von einem Champagner oder Lothringer geschriebene, ebenda veröffentlichte Handschrift des Bestiaire de Gervaise die Form *ale,* 437, 834; 440, 1115. — Auch das *a* in *agle* < *aquila* ist keineswegs lateinische Reminiscenz; da in P mouilliertes *l* gelegentlich durch *gl* dargestellt wird, so ist *agle* vielmehr als *aille,* die durchaus laut-

[1] Die durch die Präsensformen *craim, crains, craint* in Verbindung mit part. *craint* für *crient,* Subst. *crainte* für *criente, crainsisse* Rose (Méon) 2795, *crainsist,* 1213 (neben *cremoie,* 1687, 3420), neben denen sich auch das fut. *craimbras* findet, GGuiart bei God. VIII^2 249, auf rein mechanischem Wege geschaffene Annäherung an *plaindre* etc. giebt weiterhin Veranlassung, dafs auch der Infinitiv sowie die mit vokalisch anlautender Endung versehenen Formen der Präsensgruppe in der gleichen Richtung umgebildet werden, s. *craindre* : *actaindre,* Mist. V. Test. 14599; : *ceindre,* Mir. ND. XX 53; *craignent,* Chr. Pisan, Long Estude 335, und die Entwickelung des Zeitwortes auch sonst hinfort in den Bahnen verläuft, die ihm von seinen neuen Vorbildern vorgezeichnet werden. Dahin gehört die Neuschöpfung des perf. *craignis,* sowie der für *craindre* von mir Zs. f. rom. Phil. VII 60 nur kurz gestreifte Übertritt des sekundären *d* in die Formen mit vokalisch anlautender Endung; vgl. *craindoit,* Erec (Prosa) 293, 7; *craindoient,* 271, 10; *craindent,* Cliges (Prosa) 293, 20; *craindant,* 316, 41; *craindoient,* Phil. de Vigneulles Gedenkbuch 6, *craindit,* 40; *craindes,* Montaiglon, Recueil X 313 (a. 1526); V 77. Ich bemerke noch, dafs das hier von *craindre* Gesagte auch von *priembre, giembre* (*jaindre* : *attaindre,* Anc. Th. III 348; nfrz. *geindre*; *gient* < *gemit* : *tient,* Renart 19166; : *vient,* Mont. Fabl. IV 167; *gemmanz,* Job 465, 476; *geindeux* für *geigneux,* Scheler E. W. s. v. *geindre*), vielleicht auch von *raiembre* (*raaindre,* part. *raaint, raint* bei God s. v.), weniger wahrscheinlich aber von dem aus *freinst* (Var. *fremit*), Bozon 156 (s. auch meine Studien 51), zu erschliefsenden *friembre, freindre* zu gelten hat.

[2] Auch in T begegnet es einmal 6441, wo P *eles* hat; ich würde die Form mit *a* getrost in den kritischen Text einführen.

gerechte Entwickelung aus *aquila*, zu verstehen, die so oder als *aisle* mehrfach, z. B. SBern. T 243, 9; 207, 74 und wiederum in dem Bestiaire de Gervaise, Rom. I 437, 831, 862 begegnet; ich würde demgemäfs *agle* oder *aille* in den Text setzen. — Wer ferner Toblers Erörterungen über den Accusativ mit dem Infinitiv kennt (s. Beiträge I² 88), wird Bedenken tragen, das Auftreten dieser Konstruktion auf französischem Sprachgebiete mit Herzog 31 rückhaltlos lateinischem Einflusse zuzuschreiben; ich möchte dabei hervorheben, dafs selbst Übersetzungen lateinischer Vorlagen sich gelegentlich dieser Ausdrucksweise bedienen, ohne dafs der Wortlaut des Originals, wenigstens nicht unmittelbar, vorbildlich wirken konnte; man vergleiche *Quar il lo comenzat a dire estre faindeor, et par un uilain mot a crier lui estre deceueor, ki demostreuet deuant les oex des hommes soi oreir par trois jors et par trois nuiz* mit *Nam hunc simulatorem dicere, et uerbo rustico coepit impostorem clamare, qui se tribus diebus et noctibus orare ante oculos hominum demonstraret,* Dial. Greg. 132, 23. Nebenher will ich bemerken, dafs innerhalb dieser Konstruktion auch der Infinitiv mit *de* möglich ist; so z. B. beim Nominativ mit dem Infinitiv, wenn im regierenden Satze *parler* an die Stelle von *dire* tritt, so dafs man neben *Le temps est dict estre père de la vérité,* Anc. Th. VI 224, sagen konnte *Car vous savez bien que j'estoye parlee de marier*[1] *a tel ou a tel,* XV Joyes de mariage 14 (a. 1450).

Sonst habe ich folgendes zu bemerken:

S. 16. Aus der Reihe der Fälle, in denen vortoniges *o* vor Nasalen durch *e* vertreten wird, mufs *ordena* ausgeschieden werden, weil das *e* hier ursprünglich ist. Auch in seinen stammbetonten Formen lautet das Zeitwort in der alten Sprache kaum anders[2] als *ordene* : *Ardene,* Part. 503; Ille 2531; Rose 18419; Mir. ND. VIII 1266; XXVII 143; *ordenes,* Lothr. Ps. 63; *ordeine* : *leine,* Jub. Myst. I 162; *ordaine,* Mir. ND. XL 2069; *ordaines* : *demaines,* XXXIV 2339; XL 2077. Die ersten Spuren des modernen *o* finden sich seit dem 13. Jahrhundert; nähere Mitteilungen zu dieser Neuerung, die, wie mir scheint, nach dem Vorbilde von *donne denons* zuerst in den stammbetonten Formen um sich griff, behalte ich mir für eine spätere Gelegenheit vor (vgl. zunächst Arch. CX Heft 1/2 [Sitzungsberichte]).

S. 17. Die Beurteilung des eigentlichen Wesens von Erscheinungen wie *Judé* für *Judée, la veray croix, seroy* für *seroye, envoy* für *envoye* wäre erleichtert, wenn die Zeilen in ihrem vollen Umfange mitgeteilt worden wären. Handelt es sich etwa um das frühe Auftreten von Fällen wie *Qui menés la vie que savés,* Montaiglon, Recueil VII 150, oder *La derniere nuictée d'apvril Qu'en vng beau lict couchee estoie,* Gasté, Chans. norm. 132,

---

[1] Zu dem absoluten Gebrauch von *marier* vergleiche ich *tu te passerais d'épouser avec moi plus facilement que de souper,* Emile Pouvillon, Les Antibel, Rev. hebdom. No. 20, 214; Imperativ *épouse avec Mette,* eb. No. 21, 380.

[2] *Ordanne* : *Diane* bei Benoist steht allein; dafs das *a* aus tonlosen Silben verschleppt sein soll, wie Meyer-Lübke I 134 will, verstehe ich nicht; ein **ordanons* habe ich nirgends angetroffen.

von denen ich unter Hinweis auf Tobler, Versbau^3 46 im Rom. Jahresb. II 151 und Anm. 65 eingehender gesprochen habe?[1]

Die Schreibung von *chiep, rechiep* < *caput* erinnert mich an *sap* < *sapio,* SBern. T 116, 34; 158, 18; 340, 14 u. ö., das in den burgundischen Nouv. franç. du 13e siècle 47, 71 wiederkehrt und, weil conj. *sace* auch *estace* von *esteir* zur Seite hat, neben sich *estapet,* SBern. T 204, 57; *estappet,* 149, 17 (*stet*); *stapiex* (*stetis*), 336, 51 hervorruft (s. dazu kalabres. *stapimu, stapiti,* Meyer-Lübke II 260).

Die eigenartige Neigung, die Gruppen *ntr, mpr, mpl, ncl, ltr* (?), *rtr* durch *ndr, mbr, mbl, ngl, ldr* (?), *rdr* zu ersetzen, wie sie in Macés *rombre* sichtbar wird, brachte ich bereits im Roman. Jahresb. IV, I 219 Anm. 224 zur Sprache. Den dort gegebenen Beispielen füge ich hier hinzu *desrombre,* Dolop. 348; *essamblir,* God. III 567; *englumes,* Mont. Fabl. II 127; *englin,* Lég. Gir. Rouss., Rom. VII 223; *englinte,* S. Bern. T 78 Anm. Könnten nicht *pertris* < *perdicem,* Mont. Fabl. I 188, sowie *rintrent* < *renerunt,* Auberon 990, Bedenken erregen,[2] so läge es nahe, *tordre* als eine rein mechanische Weiterentwickelung aus *tortre* aufzufassen, die unter dem Einflufs von *mordre* und *sordre* festen Fufs gefafst hätte, ohne ursprüngliches *tortre* gänzlich zu verdrängen. Dafs sich *tortre* wirklich findet, bezweifeln Meyer-Lübke II 196 und Körting Formenbau I 210 Anm.; doch finde ich den Infinitiv bei Egidio Colonna, Gouv. des Rois 74, 40, sowie bei Montaiglon, Recueil IV 274 (16. Jahrh.); *tortroit,* Anc. Th. I 161, *tortera,* III 365; *tortre,* Rab. Pant. III, XLV; *estorty* bei God. III 624 (a. 1397); *tortoient,* Prosa-Perceval 116; *detortent,* Nerbonois 4282; *destordent* : *emportent,* Flor. Blanch. 2314.[3]

S. 18. Dafs in *enrechir* (vgl. *enrechit,* SBern. T 91, 26; *enrechist,* Ezechiel 103, 17, neben *contrederit,* 64, 6; *enreki,* Ad. Halle ed. Berger 34, VI 9; *enrechir,* Biausdous 2879, 2884, 3679) der Tonvokal auf das stammhafte *i* dissimilatorisch einwirken konnte, läfst erkennen, dafs das Gefühl für den Zusammenhang des Zeitwortes mit dem Adjektiv *riche,* dem es doch seine Entstehung verdankt, nicht sonderlich stark sein kann, und dieser Sachverhalt befremdet um so mehr, als umgekehrt oft genug der differenzierenden Wirkung der Lautgesetze innerhalb der verbalen Formenbildung durch nachträgliche Einführung der in stammverwandten primitiven oder sekundären Nominibus waltenden Verhältnisse entgegengearbeitet worden zu sein scheint. Neben bekannte Fälle wie *demeurer*; *fleurir* (*fleurissant* auch bildlich im Mist. V. Test. 12952, 25766, 26223), *fleuronner* (*flouronne,* Jean Lemaire bei Becker 191); *pleurer; pleuvoir* (Subst. *pleuve,*

---

[1] Reime wie *ale* : *oubliee, este* : *donnee,* sowie ein Beispiel für die einsilbige Messung der Endung *ee* im Versinnern bringt jetzt Tobler aus Sone de Nausay, Arch. CVII 120.

[2] Man beachte auch *tympre,* Chev. Lyon 2353, neben gewöhnlichem *timbre.*

[3] Ich merke an, dafs neben *cosdre* < *consuere,* dessen *d* nach stimmhaftem *s* ebenso natürlich ist wie der Wandel von *t* > *d* in *cocorde, courde* < *cucurbita,* God. III 323, oder in *revisder* < *visitare,* HBord. 7330, Perc. 1851 (umgekehrt wandelt sich *d* > *t* nach stimmlosem *s* in *promoistre* < *proboscidem,* God. VI, 432), auch *costre* erscheint; vgl. *costroit,* Mir. ND. Chart. 96; Alcripe, Nouv. Fabr. 145.

Chans d'Ant. II 38; Rem. Am. 485 und meine Studien 66 Anm.; zu *pluyra* Rab. Pant. liv. III c. 3 aus *pluie* gehört auch das Adj. *plusieux*, Men. Par. II 43, 50); *peiner*; *peupler* (*puepla* schon Yde et Olive 6409, *repueplee*, Cleom. 15574, *pueplez*, Cor. Viv. 1900, *pueplee*, Cygne 5506); *étoiler* (*estelez*, Renart 16620, *estelee*, Mont. Fabl. II 94); *voiler* (*veler*, Foulques 791, *velee*, Ph. Mousk. 9337); *toiser* (*entesoye*, Rose 14458; *entoisa*, Jean d'Arras, Melusine 325); *preuver* (s. E. Deschamps ed. Tarbé I 59, 85; H. Stephanus, Hypomneses 35; *preuvé*, Caq. Accouch. 196; Zs. f. frz. Spr. II 67); *envoyer*; alfrz. *achiever* (s. Suchier, Zs. f. rom. Phil. VI 479); *rajeunir*, Fauvel, Jahrbuch VIII 443; *floiblir*; *chierir*, E. Deschamps I 86, 186; *amoindrir* (*amaindrira*, Mist. V. Test. 27005); *aveugler*; *empirer* für *empeirier*, *empoirier*, Tydorel, Rom. VIII 69, 216; *enrieillir* (*veillesce*, Guill. le Clerc, Arch. LXII 389, 701; 396, 1412) u. dgl. stelle ich weniger geläufige Gestaltungen wie *proier* (*prēda*), Journ. Bourg. Par. 251, neben *preerent*, Ph. Mousk. 4447, 6228; *jeuer*, Ad. Halle ed. de Coussemaker 353, 358, *jeuons*, Cygne 11595, *jeuant*, Ren. Mont. 28, 26, Cygne 4352; *œuvrerez*, Mist. V. Test. 19273, *œuvrez*, Rose ed. 1735, 12106 (vgl. mod. *desœuvré*); *heneura*, Mir. ND. Chart. Append. 247 VI; *fieurier* (*febris*), Dial. Greg. 18, 9; *achienir* (*canis*) neben *achenir*, God. I 54; *chiennaille*, Gringoire II 280; *declairer*, Anc. Th. III 467, *declairez*, Amadis liv. V 16ᵛ, *clairté*, Rons. Franc. III 72; *aboennir*, Graal 2378; *acertainee*, Marques 113, sonst *acertenee*, Cliges (Prosa) 322; Subst. *soirée* (für *seree*, Chr. Pizan, Long Estude 285); *curieuseté*, C. d'Artois 5; *gracieuseté*, 138; *généreuxté*, Vadé ed. Lecocq 209; vgl. auch *moelin* für *moulin*, Monm. Michel, Th. fr. m. â 173, wegen *muelent* < *molunt*, Barb. Méon I 244, 63; *meullent* : *veullent*, Romvart 126, 10, Formen, die noch bei Robertus Stephanus, Gram. gall. 62, gelehrt werden. — Übrigens steht der Fall *enrechir* nicht vereinzelt da. Aus *soleil*[1] hervorgegangenes *soleiller*, *assoleiller* hat in der alten Sprache neben sich *soreiller*, *assoreiller* (s. God. I 447; VII 454), und noch heute begegnet in der Bretagne *des fées qui soureillaient* (sonnten) *de beaux linceux* bei Sébillot, Trad. et Superst. de la Haute-Bretagne I 113; *genou* duldet neben sich schon altfrz. *ageloigner*, s. God. VIII² 45; neuburgundisch *aigelognay*, Dr. H. B(erthaut), Contes S. 92. Auch *sommelier*, *papellier*, Ph. de Vign. Gedenkbuch 338 (neben *papellerie*) haben sich besonders in der Form *sommetier*, *papetier*, *papeterie*, von denen Tobler, Rom. II 244 gehandelt hat, und denen ich der heutigen Sprache abhanden gekommenes *espreveteur*, *espreveterie*, Men. Par. II 279 ff., zugeselle, von ihren Ausgangspunkten (*sommier*, *papier*, *esprevier*) weit entfernt; so erscheint auch in *esquarteler*, *ensorceler*, für deren ursprüngliche Gestaltung ich in der Zs. f. frz. Spr. XIII² 218 mehrfache Beispiele brachte (s. auch part. *ensorcerés*, G. Pal. 7735), ebenso in *enchanteler*, God. III 92, *encharneler*, God. III 95, oder in provenz. *carceler* (Kerkermeister), Fierabras 1990 (neben *carcerier*, 2045,

[1] Für *soleil* war freilich schon *soreil* möglich, das, soviel ich weiſs, in der alten Sprache nicht begegnet, wohl aber dem Neuburgundischen in der Form *sereu* eigen ist; s. Dr. H. B(erthaut), Contes 113; auch andere moderne Mundarten kennen *sraj*, *sorolh*, s. Grammont, Dissimilation 92.

2047), die Beziehung zu *quartier*, *sorcier*, *chantier*, *charnier*, *carcer*, Fierabras 1994, 2044, einigermafsen gelockert. Ich erinnere ferner daran, dafs die stammbetonten Formen von *parler* und *araisnier* (*resnier*, Ph. Mousk. 8342), die altfrz. *parole* und *areisune*, Marie de France, Milun 434, lauten, unbekümmert um danebenstehende Substantiva zu *parle*, Mont. Fabl. I 12, Doon 75; *parlent*, Aye 17; Charr. Nymes 1060; Torn. Antechr. 99; Rutebeuf II 61; Psautier de Metz, Prol. 9; Serm. poit. 102, 205; Ly. Ysop. 1076, 1728, 1848 (dazu Foerster 146) u. s. w.; *araisne*, JBlaives 309, 2322; *aresne*, 2083; *araisnent*, 861; *aresne*, Prise d'Orenge 1047, fortgeschritten sind, so dafs sogar neues *raisne*, *raine*, *rene*, God. VI 566 neben *raison* lebensfähig wurde. Freilich suchten die beiden Zeitwörter andererseits wieder einen engeren Anschlufs, als ohnehin schon bestand, an die ihnen verwandten Nomina, indem sie an die Stelle von *araisnier* und *parler* etc. neues *aresoner*, GBourg. 1419, *areisuner*, Marie de France, Eliduc 503, *areisune*, SThomas 59ᵃ 28 (neben *araisnié*, 67ᵃ 19), *araisonnez*, Gr. Chron. I 37 (neben *aresna*, 148), und gelegentlich *paroloit*, La Tour de Landry 26, *parola* (Anfang des 15. Jahrh.), Rom. XIII 113 f., treten liefsen.

Wie in *tourjours*, das zu Henri Estiennes Zeiten in der Form *tourjou* (neben *toujou*, vgl. dazu *bon joux*, Vadé, Œuvres ed. 1775, II 5) volkstümlich war (s. Livet 386) und so noch in modernen Mundarten, z. B. in Dinard, Revue hebdom. No. 56, 463, 469, erklingt, wird *r* vor Konsonanten auch sonst eingeschoben, ohne dafs in jedem Falle die Annahme von Assimilation zulässig wäre. Zu den von mir Zs. f. rom. Phil. XXI 552 Anm. beigebrachten Belegen geselle ich *escharfault*, Mist. V. Test. C III 331 (*escherfault* A); *merningite*, Georges Courteline, Le 51ᵉ Chasseurs 74; *garzouillage*, *feurliage*, Vadé, Jérome II 4; *équirlibre*, II 5; *immorler*, Nisard, Etude 425; *unanirmité*, Théatre de Guignol 251; *je vergète* (végète), 321; *margnetiseur*, 323; an Stelle von ursprünglichem *s* steht es in *arnesse*, God. VIII² 204; *fantarque*, im Patois von Puybarraud, Revue des Patois II 196; *minirtre*, II 272; *jurte*, II 271; *verte*, III 201; *mourtache*, III 204; *arpece* < *espece*, III 205; vielleicht auch in lothr. *murguet* (*muguet*), J. Aubrion 50. Näher zu *tourjours* stellt sich *mermoire*, Vadé, Pipe cassée III 11; *marmoire*, Nisard, Etude 385.

Dafs in *tombleau* das *l* sekundär hinzugetreten sei, ist mir bedenklich; ich wüfste nicht, dafs unter den gegebenen Verhältnissen je Einschub eines *l* stattfände. Es bleibt mithin nur übrig, das Wort als eine Ableitung von dem in der alten Sprache hie und da, z. B. bei Ad. Halle (de Coussemaker) 416, anzutreffenden Simplex *tomble* aufzufassen, das sich zu *tombe* verhalten kann wie *caple* zu *cape*, Aiol 6699, eine Wortgestalt, der Foerster 482 eine nicht geringe Zahl analoger Fälle zur Seite zu stellen weifs; andere wären *principle*, Prise d'Or. 116; *Urracle* : *miracle*, Parton. 10027, 10375; *demoniacle*, La Tour de Landry 70 (vgl. *je demoniacle* : *oracle*, Ronsard VI 380); *patriarcles*, RClary 55, *patriacle*, Jean de Stavelot 431; *Arable* : *esperitable*, Jub. Myst. II 86; *Arablois*, HCap. 118; *Ardoffles* (Adolf), Chron. norm. XIV s. in Soc. Hist. France 205, 3; *triunfle*, Montaiglon, Recueil IX 309; *épitafle*, J. Aubrion 176; und noch im Neu-

burgundischen *musicle*, H. B(erthaut), Contes etc. en idiome bourguignon, Dijon 1885, 12, 126, und vulgärparisisch *harangle*, Nisard, Etude 338, 341; *sulable*, 341; *a son de tromple*, 341; *Pasqles* (Ostern), 337; *Paple*, 326. Über die Artikulationsstärke des *l* hinter Konsonant unterrichten Reime wie *oncles* : *adonkes*, Ph. Mousk. 15332, 15924; *articles* : *obliques*, God. Paris 3981; *article* : *catholique*, Couldrette, Mellusine 621; *article* : *aplique*, Jean de Meung, Trésor III 334, wie ja neufrz. *tempe*, *guimpe*, *ange* altfrz. *temple*, *tanple*, Erec 938, Elie 2180, Gaufrey 110, Anc. Th. VI 277, *guimple*, Chans. Ant. II 765, : *simple*, Viol. 36, *angele* (*angles* : *estranges*, Couldrette, Mellusine 347, *anges* : *mesanges*, Rose 906), entsprechen; gleicher Art ist *payabe*, Journ. Bourg. Paris (Lalanne) 27; *aimabe*, Coppée, Cure de Misère, Rev. hebdom. No. 30, 378, und altfrz. *yde*, God. IV 539, für *idele*, *ydles*, Dolop. 421, und aus neueren Mundarten *guièbe* < *diable*, Nisard 331; *ressambe* < *ressamble*, 337. Wie dem auch sei, den Bedenken, die sich im Hinblick auf das Geschlecht von *tomble* sowie auf die Lautlehre gewisser Mundarten gegen die Vermutung erheben, daſs das Wort, das auch in der Gestalt *tombre* vorhanden zu sein scheint (vgl. *tûbres*, Prosa-Cliges 334, 8, und dazu Foerster, Cliges 1 353),[1] in Beziehung zu lat. *tumulus* stehe, lieſse sich die Annahme entgegenhalten, daſs es aus einer Kontamination von *tumba* + *tumulus* hervorgegangen sei.[2] Die schon in der alten Sprache begegnende Deminutivform *tombel*, *tombiaus* ist übrigens ebenso leicht an *tombe* wie an *tomble* zu ketten. Denn der Weiterentwickelung von *tomblel*, das ich nur noch aus Flor. Blanch. 544, 553 und der Légende de Girard de Roussillon, Rom. VII 209, 211, 219, kenne, und aus dessen Nominativ *tombliaus* Macés sekundärer Obliquus *tombleau(l)* abstrahiert ist, öffneten sich zwei Wege. Dem Verlangen nach einer mundgerechteren Gestaltung des Wortes konnte entweder dadurch genügt werden, daſs man das erste *l* durch *r* ersetzte, wie es in *lonbril*, Best. Gerv., Rom. I 430, 306, oder *nombril* für *umblil*, Thomas von Kent bei P. Meyer, Alex. II 208, 328, *lumblil* (Var. *lumbrix*), Cambr. Ps. LXV 9, oder *numblil*, Paulusvision bei Ozanam, Dante et la philos. cath. 346, 347, auch wirklich geschehen ist; oder aber dadurch, daſs das erste *l* gänzlich unterdrückt wurde, so daſs also *tombel* zu *tomblel* sich verhielte wie *fabel*, Mont. Fabl. IV 198, zu *fablel*, I 13; *cercel cerceau* zu *cerclel*, Chev. Og. 1899, oder wie *engeneres* zu *engenreres* < *generatorem*, GMuis. II 102; *cuverunt* zu *cuvrerunt*, SBern.

[1] Von solchem Wandel des *l* in *r*, der übrigens das oben behandelte sekundäre *l* nie betroffen zu haben scheint, sprach ich eingehender im Rom. Jahresb. IV, I 208 und Anm. 126; hier verweise ich auf den Reim *chambre* : *samble*, Fergus 33, 24, *chamble*, Phil. de Vign. Gedenkbuch 140; *Callaible* < *Calabre*, 124; *massacle* : *miracle*, Greban 23366, wozu auch *maceclerie*, Enf. Og. 5685, gehört; ferner *escoufre* für *escoufle*, God. III 410; *flambre* für *flamble*, God. IV 20; *glădrè* < *glandulus* im Patois von Louvigné-de-Bais (Bretagne), Rev. pat. I 176.

[2] Es scheint mir in dieser Hinsicht bemerkenswert, daſs der altburgundische Übersetzer der lateinischen Vita des Girardus de Rossellon da, wo er in seiner Vorlage *tumba* fand, *tombe* wählte, während *tumulus* durch *tomblel*, nom. *tomblès* wiedergegeben wird; s. Rom. VII 215, 202, 204; 217, 207 gegen 219, 218, 220 (zu dem Dialekt vgl. man auch Foerster, Rom. Forsch. II 206 Anm. 1).

T 159, 27 (dazu A. Schulze 400); *renterons* zu *rentrerons*, Cygne 8938; *conterole* zu *contrerole*, s. meine Anmerkung Zs. f. rom. Phil. XXI 547.

Zu *corpe* < *culpa* s. meine Ausführungen Zs. f. rom. Phil. XXI 551 f.; es ist ein Wort gelehrter Herkunft, in dem sich *l* erhielt (s. *colpe*, SBern. T 322, 16) und, wie auch sonst unter gleichen Verhältnissen, in *r* überging.

Was ich von der Annahme des Überspringens eines *l* oder *r* in eine vorhergehende Silbe halte, habe ich vor kurzem im Arch. f. n. Spr. CV 447 f. dargelegt. Neben Macés *pleupe* < *pŏpulus* erscheint wallonisches *plop* < *pōpulus*,[1] s. Scheler-Grandgagnage II, XXXIII, und neulothr. *prope* bei Adam, Patois lorrains 41; die Zwischenform *pleuplée* steht im Ms. fr. B. N. 792 fol. 4e; gleicher Art sind *clapent* für *caplent*, Anseis 464, 15 in dem franko-italienischen Ms. C; *escarblonqes*, Aliscans 8018; *esplingue*,[2] Alcripe, Nouv. Fabr. 156; *blouques*, Fierabras 24, und analogisches *blouqués* für *bouclés*, Nerée Quépat, Chants pop. messins 8; *esclofle* für *escofle*, God. III 410; *tremples* (Schläfe), Par. Duch. 80, für **tlemples*[3] (vgl. dazu das Subst. *etremplee* bei God. III 671); ferner *presti* für *pestri*, Baud. Condé III 356, 44; wallonisch *prusti*, Scheler-Grandgagnage II, XXXIII, *deprestris*, Variante für *depestris*, Rou 4021, lat. *pristinum* bei Georges s. v. *pistrinum*; *aflubee*, Foulque de Candie 127, *afluba*, 132 u. dgl. mehr; andere Fälle bringt Tobler, Sitzungsb. 1896, S. 866; verwandt ist auch lat. *plublicare* nebst der frz. Übersetzung *plublier* in einem lat.-frz. Glossar des 13. Jahrhunderts, Zs. f. rom. Phil. IV 370, wo Stengel Schreibfehler annimmt, doch erscheinen die Reflexe dieser Neuerung in italienischen Mundarten, s. altgenuesisches *pluvico*, Meyer-Lübke, Ital. Gramm. 164, auch sonst heute veraltetes *piuvicare*. Das in Macés *proveté* < *povreté* enthaltene Adjektiv *prove* erklingt als *preuve* noch heute im Burgundischen, s. H. B(erthaut), Contes etc. en idiome bourg. 12 (auch *préti* für *pétri*, Glossar).

Die in *dagron* für *dragon* fühlbar werdende Wandlung erinnert mich an *espevrier*, Claris 10416, 19512, für *esprevier*, Viol. 198, aus *espervier*. Man beachte, daſs in beiden Fällen das *r* aus der unbetonten in die betonte Silbe übertritt, und daſs damit ein Zustand geschaffen wurde, der in *feblir*, prov. *ganre*, P. Meyer, Recueil 35, 114, *penrai*, *postravit* bei Heider, Beiträge zur Typologie 91 (span. *postrado*), durch Schwund des ersten *l*

[1] Nach Meyer-Lübke, Einführung 139, ist *ploppus* vielleicht schon lateinisch.

[2] *esplinga* heute in Nizza; s. Sütterlin, Die heutige Mundart von Nizza, Rom. Forsch. IX 341.

[3] Nicht anders erklärt sich meines Erachtens die dem Lyonesischen und Neuenburgischen eigentümliche Entwickelung von *tabula* > *trobla*, *stupila* > *etrobla*, *etrubla*, *duplum* > *drobli*; s. Meyer-Lübke I 485 (s. einmal *drobles* bei God. II 755; und daraus mit Metathesis des *r* seltenes *dorblier*, Cygne 13349); zu ihnen geselle ich auſser prov. *freble* < *flebilem*, *frebla*, Boethius 146, auch *flondres* < *fundula*, Doon. 319, *borcle* für *boucle*, Alix., Ms. de Venise 766; *charpler* für *chapler*, God. II 63; (s. neulothr. *porpe* neben *prope* < *pŏpulus*, Adam, Patois lorrains 41). Ob *chaplitre* < *capitulum*, das bei God. IX 44 mehrfach belegt wird, eine Folge von **chaplitle* oder **chapritre* sei, ist schwer zu sagen; die erste Möglichkeit wird gestützt durch die Reihe *scandalum*, *escandele*, *escandle*, **esclandle*, *esclandre*, die andere durch *clabro* < *crabro*, Diez, E. W. 41 s. v. *baratto*.

oder *r* erreicht wurde. Eine Vorstufe **dragron*, **esprevrier* anzusetzen, auf deren Vorhandensein etwa *proprose* für *propose*, Ille 3078; *interpretroit*, Rabelais, Pantagruel, lib. IV (ed. Louis Barré) 344, hindeuten könnte, scheint mir freilich nicht vonnöten, denn das nach Eintritt der Dissimilation[1] zu Recht bestehende Nebeneinander von *flebe* und *feblir* und der alsbald in beiden Richtungen sich bethätigende analogische Ausgleich zu *feble*, Part. 6105 und *flebir* s. *aflebis*, *flebis*, Ms. fr. B. N. 15101 fol. 22[c] (s. auch *famble* für *flamble*, God. IV 20; *orifamble*, Nerbonois 137, 738, 6549; *famblie*, 3685; *fanbloia*, 3240, 6543; *gondre* für *grondre*, God. IV 366; *penre*, selten *pendre*, Joufrois 181, 936, für *prendre*; *puire*, Dit du courtois Donneur, Mélanges Wahlund 57, 15, für **pruire*, wenn der Infinitiv *puirier*, aus dem das Präsens abstrahiert sein mufs, lat. **procĕrare* fortsetzt, wie Tobler, Mitteilungen I 266 vorschlägt); prov. *pestre*, Suchier, Denkmäler I 353, Fierabras 34, 1212, für *prestre*) genügten vollkommen, um auch in aufsenstehenden Fällen wie *dagron* den berührten Lautwandel zu veranlassen.[2]

S. 20. Zu dem neutralen Subjektspronomen *o*, *ol*, das ich, übrigens auch als nom. masc., im 16. Jahrhundert bei Bonaventura des Periers, Nouv. Récr. (éd. Lacour) II 32—35, und in noch jüngerer Zeit sehr häufig bei Bujeaud, Chants et chansons pop. des provinces de l'ouest, angetroffen habe, verweise ich auf G. Paris' ausführliche Untersuchungen Rom. XXIII 161—176.

S. 21. Von der Vermischung von *reponere* mit *respondēre* war bereits Zs. f. rom. Phil. VII 64 (58) die Rede; sonstige Fälle wären *responent*, Meraugis 69, Mort Garin 31, Cor. Lo. 438, 1189; Charr. Nym. 948, und umgekehrt *reponde* : *fonde*, Ch. Sax. II 45; : *monde*, Rutebeuf I 132; *desponde* : *seconde*, Phil. Mousk. 3593; *despondent* : *respondent*, Claris 832; *despondu*, Durmart 1164; *repondirent*, C. Ps. 141, 3. Zu neueren Mundarten s. Meyer-Lübke II 213. Eine weitere Folge dieser Verwirrung ist das perf. *respost* von *respondere* (bei Herzog 23), dem sich bei Macé und heute auch in Saintonge und Orléans das part. *respons* zugesellt.

S. 22. Die 3. s. conj. praes. *fast* für *face* ist nicht auffälliger als *puist*

---

[1] Ob sie notwendig eintreten mufs, ist schwer zu entscheiden, da altfrz. *flebles* und *fleblir*, in denen lat. *flebilem* unbeeinträchtigt fortzuleben scheint, ebensowohl einer Kombination von *flebe* + *feblir* ihr Dasein verdanken, also sekundären Ursprunges sein können.

[2] Dafs die in altmailändischem *pombio*, Viaggio di Carlo Magno I 53, I 61, für *piombo* < *plumbum* vollzogene Umwälzung einer ähnlichen Deutung fähig ist, wenn man es im Anschlufs an **pombiare* (s. altfrz. *pomblade*, God. VI 224, oder *plomblade*?) entstanden denkt, wird nahegelegt durch Existenzen wie ital. *strupo* < **strupro* < *stuprum*, s. Schuchardt, Vocal. d. Vulgärlateins III 4—5; *propia* < *propria*, Fazio degli Uberti, Dittamondo III 110, *propietade*, Cento Nov. ant. 24, frz. *propes*, HBord. 9914, *propietez*, Christ. de Pisan, Long Estude 2016, neuparisisch *propiétaire*, Monnier, Scènes populaires[1] I 7, I 16, *propiétais* < *propriété*, II 146; *flabe* < *fabula*, Mussafia, Monumenti antichi 2, deren Vorstufe in altlombardischem *repradriare*, Wiese, Altlombardische Margarethenlegende F 415, oder in *crastratinarum*, *crastrati* für *castrati* in dem Latein des Süditalieners Nicolaus de Martoni, Revue de l'Orient latin III 579, 580, offenkundig zu Tage liegt.

dicht neben *puisse*, Cleom. 13210, *truist, voist* für *truisse, voise*, oder *conduist* für *conduie, conduise*, Man. Lang., Rev. Crit. 1870, II 386, 389. Dafs das analogische *e* in der 2. s. conj. praes. der ersten Konjugation früher auftritt als in der 1. und 3. Person, ist öfter beobachtet worden; vgl. Ivan Uschakoff in den Mém. de la société néo-philol. à Helsingfors I 131—36 und dazu Roman. Jahresb. II 148.

Wenn *deré*, wie ich nicht bezweifeln möchte, wirklich an *dare* + *habeo* zu ketten ist, so darf man doch nicht mit Herzog das Vorbild der beiden in ihrer Struktur nicht ganz gleichartigen Futura *ferai* und *esterai* (besser *sterait*, Psaut. Metz 69, 3) für den ungewöhnlichen Wandel des tonlosen *a* der anlautenden Silbe zu *e* verantwortlich machen. Der Fortschritt von *darai*, das so in den von Mussafia und Gartner herausgegebenen altfranzösischen Prosalegenden 173, 17 erhalten ist, zu *derai* erklärt sich vielmehr als eine Folge derselben Bewegung, die auch *farai*, **starai* zu *ferai*, *sterai* umgeschaffen hat. Nach G. Paris' (Rom. XXII 570) ansprechender Vermutung aber trat *ferai* lautgesetzlich zunächst nur in der dem Fut. *laverai* konformen Verbindung *jo ferai* ein, um dann, über seine Schranken hinausgreifend, auch in die Sphäre von *farai* einzudringen. Die Schreibung *darrunt*, Hist. Metz III² 179; *darrai*, SBern. T 99, 6; *darras*, 88, 138; *darrit*, 189, 85, kann nicht erheblich stören, da der Bernhard auch *varit* < *videre* + *habet*, T 19, 39, kennt. Immerhin wird sich *darrai*, auch wenn man nicht den bei Corssen, Ezechiel 12, für diesen Fall so schwach begründeten Ersatz von *on* durch *an* als zulässig anerkennt, bei Ansetzung der Reihe *donrai, denrai, derrai, darrai* ohne besondere Gewalt als zu *doner* gehörig begreifen lassen. Dagegen wäre aber einzuwenden, dafs dem Bernhard T sonst begegnendes *dener* für *doner* nicht geläufig ist (s. *doner*, 118, 45; *donanz*, 36, 17; *doneies*, 82, 15; *pardonrat*, 85, 31 und so stets), wenn auch die Möglichkeit der beiden letzten Glieder der Reihe durch Gestaltungen wie *tarrat* (*tenra*), T 323, 22; *covarrit* (*convenra*), 9, 69; *entarriez* (*enterriez*), 105, 51, *entarrit*, 19, 40; *soffarrit*, 326, 18; *varroux* (*verrou*), 95, 53, vollauf bewiesen wird. Aus dem seltsamen Futurum *daras* für *dabis* im sogenannten Fredegarius, also in lateinischem Text, schliefst Oskar Haag, Rom. Forsch. X 889 Anm. 1, dafs *dare* zu des Chronisten Zeit in Nordfrankreich noch volkstümlich gewesen sein mufs; *adarrabo* im Fredegarius ist nach Haag eine Kreuzung von *dabo* und *dare* + *habeo*. Einige weitere Spuren von *dare* (part. *circondee*, perf. *circonda*) habe ich im Arch. XCII 464 nachgewiesen; einen Infinitiv *circonder* verwendet der 1577 gestorbene Gaskogner Blaise de Monluc, ob nur als Reminiscenz an heimatlichen Brauch, wie man nach Lanusse, De l'influence du dialecte gascon sur la langue franç., Paris 1893, 309, glauben sollte, habe ich schon im Roman. Jahresb. II 166 leise bezweifelt. Mit Hinblick auf die in *trox*, SBern. T 317, 13; *benox, benote*, 11, 92; *conossent*, 316, 10; *troverox*, 297, 53; *dessovrent*, 312, 23 u. dgl. vollzogene Reduktion von *ói* zu *o* fällt es mir übrigens nicht schwer, in dem in demselben Denkmal T 112, 99; 386, 90 stehenden Conj. praes. *dost*, den im Texte um ein *n* vor dem *s* vermehrt zu haben Alfred Schulze S. 407 zu meiner

Freude nachträglich bedauert (weil *n* vor *s* auch sonst häufig schwinde), einen Rest des von Meyer-Lübke II 260 als zu *dare* gehörig vermuteten, aber als nicht überliefert bezeichneten Konjunktivs *doise* wiederzuerkennen. Geht übrigens *darrai* im Bernhard wirklich auf *dare* + *habeo* zurück, so ist *perdarrit*, eb. 87, 46; *pardarrunt*, 263, 8, von *perdoner* (s. *perdonrat* 85, 31) als leicht erklärliche Nachbildung zu begreifen.

S. 23. Das überaus seltene Futurum *dorbré* zeigt, daſs die von mir Studien 39 angesetzte Reihe *dormirabeo, dormrai, dormbrai, dorbrai* nicht überall, wie ich annahm, auf der Stufe *dormrai*, die in wallonischem *doim're*, Delaite, Le verbe wallon 59; Doutrepont, Tableau 95, vorliegt, stehen geblieben ist, sondern vollständig durchlaufen wurde, ehe die Umbildung auf der Grundlage des Infinitivs eintrat.

Die in meinen Studien 65 ff. berührten Thatsachen lehren, daſs die Einführung des betonten Präsensstammes in das Futurum von *venir* nicht aus dem von Herzog angenommenen Grunde vorgenommen wurde, denn man scheute sich nicht, z. B. zu *achieveras*, Mir. N. D. XXXVIII 1239, oder *doibvroyent*, Montaiglon, Recueil VI 37, fortzuschreiten, wiewohl in altem *acheveras, devroient* irgend welche lautliche Abweichung von dem aus den übrigen Formen geläufigen unbetonten Stamme nicht zu befürchten war, wie etwa in *vendrai*. Seltsam ist das fut. *vindré*;[1] doch kenne ich *pervinir* schon aus SBern. T 18, 25 und *vinire* aus dem sogenannten Fredegarius, Rom. Forsch. X 853; im Neuwallonischen erklingt neben *tére* auch *tini, vini*, fut. *tinrè, vinrè*, s. Doutrepont 82 f., und in Centralfrankreich *convindre*, Jaubert, Gloss. C. Fr. I 273, oder *veindre*, II 418, *teinre*, II 355, 364.

Aus der kurzen Mitteilung Herzogs läſst sich nicht ermessen, ob *diserent* in T wirklich 'unzweifelhaft falsch' sei; in der Franche-Comté bekam man *liserent, diserent* zu hören; s. Czischke, Die Perfectbildung der starken Verba der *si*-Klasse im Französischen, Diss. Greifswald 1888, S. 15; man vergleiche damit *destruiserent*, Mon. Guill., Arch. XCVII 248; *venderent*, 244; *panderent*, Brandes, Visio Pauli 97, und vieles andere, Studien 33 Anm. 1.

S. 23. Die allzu gedrängte Kürze des Ausdruckes, deren sich der Verfasser befleiſsigt, läſst nicht erkennen, wie er sich das Verhältnis von *tabou(r)* zu *tabouler* eigentlich gedacht hat. Sollen die Worte, daſs *tabouler* für *tabourer* 'nur durch Verstummung des *r* möglich' sei, besagen, daſs aus *tabou* eine Ableitung *tabourer* nicht mehr zu gewärtigen war, so ist zu erwidern, daſs in solchem Falle nicht ein *l*, sondern vielmehr ein *t* eingeschaltet wird; vgl. auſser *miroiter*,[2] *papetier* bei Ernst Weber, Über den

---

[1] Herzogs Annahme, daſs dieses *i* dem Perfektum entnommen sei, soll hier unbestritten bleiben, um so eher, als das Lothringische in jüngerer Zeit umgekehrt ein perf. *viendrent*, *tiendrent*, Chron. de la Lorraine (Nancy, Wiener fils, 1860), 8, 51, 135, 177, 299, 322 und stets, entwickelt hat, das an das neben dial. *estretenroit* 8 begegnende hochfranzösische *viendra* 38, *tiendroit* 41 angelehnt sein wird. Auf anderweitige Beziehungen zwischen Futurum und Perfektum habe ich in der Deutsch. Litt.-Ztg. 1897, 301 hingedeutet.

[2] Subst. *miroeriers*, *miroilier*, neu *miroitier* bei God. V 342.

Gebrauch von *devoir, laissier* etc. S. 32, die eb. S. 36 aufgeführten Erscheinungen. Ist des Verfassers Meinung aber die, daſs, solange *tabour* mit lautem *r* im Bewuſstsein der Sprachangehörigen lebte, der in *tabouler* wirklich vollzogene Lautwandel ausgeschlossen war, so halte ich ihm entgegen, was ich oben zu *enrechir* angemerkt habe. Ich beurteile *tabouler* bei lautem *r* der Infinitivendung wie *ensorceler, esquarteler* u. dgl., denen vielleicht auch modernes *melu* (*miroir*) bei Puymaigre, Chants pop. rec. dans le pays messin, gloss. 471 (vgl. *meleur* < *miratorem,* Ezechiel 75, 32 und dazu Corssen 18, 27), zugesellt werden darf; entstand es aber erst, nachdem *er* zu *e* vereinfacht worden war, was insbesondere für Macés Mundart denkbar ist, so genügt der Hinweis auf *celise,* Amis 573 (*sèlej* heute in Bournois, s. Ch. Roussey, Cont. pop. du Bournois, Soc. parl. Fr. I 200); *Galyn,* Zs. IV 364; *matelas,* Men. Par. II 267, für *materas,* S. d'Angl. P 85, 300; *Kateline,* Ph. Mousk. 11485; der Kindersprache eigentümliches *aimelai* für *aimerai,* Gabriel Guillemot, Maman Chautard 49 (vgl. dazu das Verhalten der Kinder in Arréns, Rev. pat. IV 232).[1]

S. 24. Zu *pelliquant* vgl. Georg Cohn, Suffixwandlungen 143; zum Präfixtausch merke ich an aus dem Vulgärparisischen *inducation,* X. de Montépin, Dame de pique II 58; Vadé III 26; *insperiance,* III 8; *inloquence,* III 24; *invanouir,* III 16; *enralé* (*avalé*), M. Sand, Théat. d. Marionnettes 235.

S. 25. Das Geschlecht von *sort* schwankt auch im Münchener Brut 654, 365, 2629 und dazu die Anmerkung S. 109; aus seiner Verbindung mit *son* ist das Geschlecht von *estole* nicht mit Sicherheit festzustellen; zu *malice* vgl. Foerster, Aiol 1711; Alton, Marques 150; Mussafia, Rom. 17, 441; zu *pourpre* Vaugelas I 16; zu *mervoille* Foerster, Cliges[1] 341, 836.

S. 26. Die in der syntaktischen Gestaltung des weiteren Verlaufes der Rede sich bemerkbar machende Gleichsetzung von neutralem *tot* mit *totes choses,*[2] indem auf *tot* der nom. plur. fem. *bones* bezogen wird, ist ein echt volkstümlicher Vorgang; mit ihm verwandte Erscheinungen wären etwa *a tous les autres jousteront Ki defors nommer se feroit Et pour jouster venus seroit,* Sone von Nausay 1173, wo *feroit, seroit* durch die Gleichstellung von *tous les autres* mit *cascuns* gerechtfertigt erscheint; s. dazu Goldschmidt 586; *et fu tous nus fors dune pel de beste quil auoit vestue*

---

[1] Übrigens war durch Einschaltung eines sekundären *r*, wie sie unter Zustimmung Foersters, Zs. f. rom. Phil. I 564, aber gegen G. Paris, Rom. VI 129 ff., mehrfach von Tobler (s. Rom. II 244; Zs. f. vergl. Sprachforschung XXIII 414 ff.; zu Aiol S. 474, 4309) angenommen wurde, leicht zu *tabourer* (und daraus *tabouler*) zurückzugelangen. Moderne Mundarten, die der Macés zum Teil nahe stehen, verfahren ebenso; so erklingt in Centralfrankreich *sangsurer* (*poser des sangsues*), Jaubert, Gloss. C. Fr. II 305; im Neuburgundischen *chourette* für *couette* < *cauda,* Dr. B(erthaut), Contes 41, und im Patois von Ardens hört man *kạůkarụ̃a* für *kạůka ụ̃a* (quelqu'une), *ãrọ* für *ã ọ* (ah oui), *dẽmãrasé* für *démã at sé* (demain au soir), Rev. Pat. IV 232.

[2] Man denkt einen Augenblick an die Übersetzung von *cuncta* durch *totes* in *il estat ouertement totes estre alsi com tu affermes* = *sic cuncta esse, ut asseris, constat patenter,* Dial. Greg. 100, 5. Zu *all* und *all things* bei Byron s. jetzt Herrmann, Progr. 12. Realsch. Berlin 1902, S. 11.

entor lui in der jüngst von Rudolf Tobler veröffentlichten Prosafassung der Legende vom heiligen Julian, Arch. CVII 83; *et empoignirent Phelippe par la main, lequel estoit aussi tout nud fors que d'ugne chemise et d'ung bonnet qu'il avoit tant seullement,* Phil. de Vigneulles, Gedenkbuch 47, wo beiden Erzählern *nus* gleichbedeutend ist etwa mit *il n'estoit afublés*; in *J'aymeroye mieulx de estre sans De femme, le temps advenir,* Anc. Th. I 61, erscheint die Ordnung wieder hergestellt, sobald man an die Stelle von *sans* etwa *dépourvu* oder *veuf* treten läſst (zu diesem Gebrauch von *sans* vergleiche man übrigens Diez, E. W. 292, und Leser, Fehler und Lücken in der Li Sermon Saint Bernart benannten Predigtsammlung 111 f.). Wenn Victor Hugo seinen Don César beim Auftreten der Duègne sagen läſst: *D'ordinaire une vieille en annonce une jeune,* Ruy Blas IV 4, so zeigt *en*, daſs *vieille* für *vieille femme* steht. Ich erinnere auch an die Verwendung des Adverbiums *en* in Fällen, wo es nicht auf einen vorher ausdrücklich genannten, wohl aber aus dem thatsächlich gewählten Wortlaut heraus sich mühelos in das Bewuſstsein drängenden Begriff zurückweist; man sehe das altfranzösische Beispiel (Alisc. 165) bei Tobler, Beiträge I^2 110, und die beiden Belege aus der modernen Volkssprache bei Siede 18.[1] Nicht minder überraschend wirkt das Auftreten solches *en* in Fügungen folgender Art, wie sie der Schriftsprache seit Jahrhunderten geläufig sind: *Vous voyez que je ne puis avoir ung mary selon la maison d'où je suis, et que j'ay tousjours fuy ceulx qui sont beaulx et jeunes, de paour de tumber aux inconveniens où j'en ay veu d'autres,* Heptaméron (ed. Jacob) 164; *Quand je pense qu'ils pourraient me prendre Laurent! ... C'est vrai qu'ils permettent aux femmes des prisonniers d'en aimer et même d'en épouser d'autres. Ils appellent cela la liberté de l'amour,* Paul Perret, Manette André, Rev. hebdom. No. 52, 381; *Si une personne ne nous aime point, nous disons: Elle est froide; mais si elle en aime un autre, nous crions à l'injustice,* Mme Emile Girardin, Contes d'une vieille fille 59; *Werner en appela un autre,* Erckmann-Chatrian, Conscrit (Velhagen & Klasing) 67; *Nous irons consulter la Gate; cette femme sait beaucoup de choses: elle trouvera ce qu'il faut pour te désensorceler. Et si la Gate n'est pas assez savante, nous en verrons une autre,* Emile Pouvillon, Les Antibel, Rev. hebdom. No. 21, 381, nur daſs hier die Gattung, der das oder die mit *autre(s)* bezeichneten Einzelwesen zugehören, und auf die *en* zurückdeutet, nicht aus den früher verwendeten Ausdrucksformen nach ihrer materiellen Beschaffenheit entnommen werden kann, sondern sich ohne jede äuſsere Hilfe lediglich aus dem jeweiligen Gedankeninhalt der Rede dem Intellekt erschlieſst, und so heiſst denn auch in dem Satze *Et, par le conseil de raison que Dieu m'a donnée* (so), *me voyant vielle et hors d'espoir de trouver party selon ma maison, me suis deliberée d'en espouser ung à ma volunté,* Heptaméron 173, *en ... ung à ma volunté* nichts anderes als 'einen Mann

[1] Mit Leistungen vollends wie etwa *Soudain dix bras robustes arrachèrent le bourreau de sa victime et poussèrent des cris d'horreur à la vue de l'affreux carnage qu'ils avaient sous les yeux,* Ch. Aubert, Belle Luciole 305, finde sich jeder ab, wie er kann.

nach meinem Behagen'; derselbe Sachverhalt liegt vor in *Pour cela vous avez été bien malade; mais pourtant j'en accouchay hier une, c'estoit bien autre chose: elle a été plus de six heures en son grand mal,* Ed. Fournier, Var. hist. litt. IX 171 (a. 1631), oder in neufrz. Fällen wie *il y en a donc un qui ne m'a pas oublié!* worauf die Antwort erfolgt *il n'y en pas rien qu'un* (so), *m'sieu Pierre ..., il y en a deux,* X. de Montépin, Secret du Titan II 270; *c'est la destinée de la courtisane ... d'en séduire cent, pour être séduite à son tour par un seul,* Albert Samanos, Vie qui brûle 231; und auch in dem Gefüge *elle ... dist qu'elle ne croyoit pas que son maistre ... se amusast à regarder une chose si layde qu'elle, veu que, au chasteau où il demeuroit, il en avoit de si belles qu'il ne falloit point en chercher par la ville,* Heptaméron 288, wird niemand in *chose* die Gattung erkennen wollen, aus der vermittels *de si belles que* bestimmte Einzelne ausgesondert werden sollen.

S. 27. Was der Dichter mit der Wiederholung des in *estoit* ausgedrückten Verbalbegriffes durch *fu* in dem Satze *Qui estoit ne qui fu ce donques Don j'é viande receue?* beabsichtigt hat, ist mir nicht recht verständlich; auch Herzogs Deutung: 'wer war es und wer erschien?' kann mich nicht befriedigen. Auch im 16. Jahrhundert findet man *Le Roy pria l'une des principalles de danser avec luy, et les autres dansoient et dansèrent avec les nobles chevaliers et gentilshommes estans à l'assemblée* bei Sébastien Moreau aus Villefranche(-sur-Saône), Arch. cur. de l'hist. de France, 1[re] série, tome II 304; oder in dem Epitaph der Anthoinette du Chesnay *Aux indigens et povres charitable Fut et estoit, et en dictz veritable,* Roger de Collerye 280. Sollte die seltsame Erscheinung nicht eines Wesens sein mit der auch sonst vornehmlich in volkstümlicher, durch keinerlei stilistische Vorschriften eingeengten Rede zu Tage tretenden Neigung, mit der Fülle verschiedener für die Gestaltung eines und desselben Gedankens zur Verfügung stehender Ausdrucksmittel einen gewissen Aufwand zu treiben, wo eines von ihnen vollauf genügen würde?[1] Fälle rein lexikalischer Art, wie sie Herzog S. 43 aus Macé selbst beibringt, und wie sie vorliegen etwa in *L'espee nue u pong, qui reluist et resplent,* Doon 34; *A une eglise en fait le cors Mult richement ensevelir* (in ein Leichentuch hüllen) *Et enterrer et enfouir,* GPal. 2434; *Et cil lor requierent et prient,* Cliges 2152; *se festina et hasta de faire,* Aimé, Yst. norm. 57; *j'ay crainte et peur,* Roger de Collerye 246; *vielx et antis,* s. Alfred Schulze, Arch. f. n. Spr. CII 224 f. (auch ital. *amico suo vecchio e antico,* Mantova, Novelle 19), berühre ich nur nebenher und betone, daſs auch zwei formal verschiedene, in ihrer Bedeutung aber gleichwertige morphologische oder syntaktische Gebilde dicht nebeneinander im Bewuſstsein auftauchen

[1] Man vergleiche dazu Tobler, Beiträge III 87, 89; auch *N'a ci se nos seulement non,* GPal. 7767. Nahe stehen die von Herzog 44 aus Macé angeführten Fälle syntaktischer Gemination und vielleicht *Et quant li Franchois virent trestoutes les batailles l'empereur assanlees ensanle, si s'aresterent,* RClary 42; *aucunes fois il advient souvent,* La Tour de Landry 248; *Celuy que je vous vien naguères de nommer,* Anc. Th. VIII 242; *pendant deux heures durant,* Gyp, Ô Province 200.

und zu sprachlichem Ausdruck gelangen können, wobei es dann zuweilen geschieht, daſs das eine von ihnen ausschlieſslich oder doch vornehmlich volkstümlicher oder gar mundartlicher Redeweise, das andere dagegen der Schriftsprache angehört. So finde ich in lothringischen Urkunden condit. *paierient et paieroient*, Hist. Metz IV 401 (a. 1391); *tous ceulx qui ont et sont estei noiei et mis a exseoution du corps, et aussi tous ceulx qui ont et sont esteit bannis fuers de nostre ditte citeit*, eb. IV 597 (a. 1407); ebenso sagt der amtliche Stil in Isle de France: *ne voisent n'aillent*, s. Behrens, Lautvertretung 24; *Et lequel m'a doulcement accueilly Et de bon cueur reçeu et recueuilly Dont et de quoy en rends graces à Dieu*, Roger de Collerye 168; *Dont et de quoy* (so) *je me suis soucye*, eb. 54; *on en était déjà, j'en étais*, Léon Cladel, Crête-Rouge 200; *on a vu, j'ai vu*, eb. 219. Die gleichzeitige Verbindung von *pour* und *afin de* mit einem Infinitiv scheint mir in der Form, wie sie sich zeigt in *Je m'en vay la treuver pour à fin de luy dire Que* ..., Anc. Th. VIII 239; *Pour afin d'éviter*, eb. VIII 290; *Mais pour afin de vous donner entendre Le poinct final auquel je veux pretendre, Il est besoin* ..., Montaiglon, Recueil VII 156; *Or, pour affin d'eviter telle angoisse Et que ce cas ne soit reiteré, Cesse, vieillart*, Roger de Collerye 234; *Pour afin d'éclairoir l'affaire, L'guet les mène tretous cheux l'Commissaire*, Vadé IV 37 (Anhang), nicht streng in diesen Zusammenhang zu gehören;[1] doch trifft man an Stelle der asyndetischen Nebenordnung auch *pour et afin de n'estre*, Montaiglon, Recueil VII 169, eine Fügung, die ebenso wie die von Vaugelas II 313 im Grunde ebenso scharf wie *pour afin* verurteilte Wendung *pour et à (i)celle fin* hier am rechten Orte steht.[2]

S. 28. Es ist unzulässig, zu sagen, in Sätzen wie *puis reconte toz les leus Qui sont jusqu'à*[3] *quarante et deus; La troverent arbres fruitiers: Jusqu'à soissante et dix paumiers*, denen ich hinzufüge *Estre les contes i ot rois Venus en l'ost de si à trois*, Brut 4084; *Puis fist monter sor les destriers de si* (statt *desi*) *qu'a treis cenz chevaliers*, Eneas 6137; *Et montent chevalier entresqu'à cent*, God. III 301; *et menez avecq vous jusques à cinquante de plus nobles barons de ceans*, Jehan de Paris 89 (ed. A. de

---

[1] Zur asyndetischen Paarung sinnverwandter Wörter wie *coiement a cellee, puis après, sempres maneis, sempres maintenant, del tot en tot* s. Tobler, Beiträge II 149 f., und etwa *mais pourtant j'en accouchay hier une*, Ed. Fournier, Var. hist. litt. IX 171; *ne craignez que je me plaigne plus davantage*, Sauvigny, Hist. amour. 34; *Dès aussitost que le peuple cela congneut, il le denonça à l'Empereur*, Viol. hist. rom. 21; *ou soit* ... *ou soit* ... *ou soit* für *ou* ... *ou* oder *soit* ... *soit*, Lafontaine, Contes II 129; *ou sans cela*, in *Si vou voulez le payé, il est à vou, ou sans ça je m'en débarrasse*, Maurice Talmeyr, Cormière, Rev. hebdom. No. 64, 251; *Pour à l'égard de c'qui est de moi* (was mich betrifft), Vadé III 27 (Anhang); *quant à l'égard de ce qui est du Roi*, eb. IV 300, und einfacher *pour à l'egard d'vote petitesse*, eb. III 7 (Anhang); *jusqu'en attendant que le renard ait encore eu mal au dos* im Patois von Bourberain, Rev. pat. III 182; *Toutefois néansmoinsse que ma présence vous désobligerait*, Eugène Verconsin, Théatre de Campagne VII 117.

[2] Vgl. im angeblich volkstümlichen Deutsch *Weilen es aber auch noch andere Bedürftigkeiten in der Welt giebt und der Mensch viel nöthig hat, ehe und bevor er nichts mehr nöthig hat, so giebt es auch* u. s. w., Wilhelm Raabe, Hungerpastor 65, 114.

[3] Die um das *s* geschmälerte Form *juc'à* begegnet auch Gringoire II 128; II 284.

Montaiglon); *Apres venoist la litière de la dite dame, conduicte comme dessus, laquelle suyvoient les dames, tant de France que d'Espaigne, jusques à vingtz cinq ou XXVI de chascun cousté,* Ed. Fournier, Var. hist. litt. VIII 256; *Mais comme il faut manger de plus d'un pain, Je puise encor* (aufser aus Boccaccio) *en un vieux magasin; Vieux, des plus vieux, où Nouvelles nouvelles Sont jusqu'à cent,* Lafontaine, Contes (Paris, Delarue) I 97, stehe *jusqu'à* ohne bestimmten Sinn. Hier wird vielmehr deutlich bekundet, dafs erst durch eine Zählung, also durch ein Fortschreiten von einem Anfangspunkte zu einem Endziele hin, festgestellt werden konnte, in welcher Menge irgend welche Seiende vorhanden waren oder sein sollten. Die Präposition *jusqu'à* verbindet sich hier also mit einem Zahlbegriff, der das unter gewissen Umständen äufserst Erreichbare bezeichnet, und genau in derselben Funktion tritt sie auch aufserhalb dieser Schranken auf, um auszudrücken, a) dafs ein Thun oder ein Zustand bis zur äufsersten Grenze seines jeweiligen Bereiches fühlbar bleibe,[1] und b) dafs ein oder mehrere Glieder einer Reihe begrifflich verwandter Seienden nicht minder wie ihre Nachbarn, sei es als Subjekt oder Objekt, an einem Geschehen beteiligt seien. Das Gefühl der Überraschung, des Befremdens, das sich dabei zumeist, wenn auch immer als Nebenwirkung, ergiebt, ist die Folge der Wahrnehmung, dafs der mit *jusque* verbundene Begriff Merkmale enthalte, die anfangs jede Art von Beziehung zu dem durch das Verbum angedeuteten Geschehen auszuschliefsen schienen. Bei solcher Verwendung von *jusque,* die Vaugelas I 78 eine *chose à remarquer, qui est assez curieuse* nennt, sind hinsichtlich der sprachlichen Bezeichnung der übrigen Glieder der Reihe zwei Fälle möglich; entweder werden sie α) durch ein Kollektivum zusammengefafst oder mehr oder weniger vollständig einzeln vorgeführt, oder aber sie werden β) gänzlich unterdrückt, es sei denn, dafs sie aufserhalb des Satzgefüges, dem die Verbindung mit *jusque* angehört, bereits ihre Stelle gefunden haben.

a β) *Contraindrez-vous César jusque dans ses amours?* Racine, Britannicus III 4; *Jusque dans ton saint temple ils viennent te braver,* Athalie II 9; *Jusqu'au fond de nos cœurs notre sang s'est glacé,* Phèdre V 6; *Un rien presque suffit pour le scandaliser, Jusque-là qu'il se vint l'autre jour accuser D'avoir pris une puce en faisant sa prière, Et de l'avoir tuée avec*

---

[1] Die Grenze dieses Bereiches scheint für das Französische stets hinter dem mit *jusqu'à* verbundenen Begriff zu liegen, während im Deutschen der Sachverhalt jeweilig aus dem Zusammenhange erschlossen werden mufs. Soll *jusqu'à* anders aufgefafst werden, so ist entsprechende Fürsorge zu treffen, wie etwa in *Je l'ai compris, jusqu'au mariage exclusivement,* Henri Gréville, Chénerol, Rev. hebdom. 24, 416. In Fällen wie *c'est toujours la statue ou le buste du mort qui se retrouve, sculpté avec un réalisme minutieux, — jusques et y compris la dentelle d'une robe,* Paul Bourget, Sensations d'Italie, Rev. hebd. No. 21, 310; oder *donnant les explications relatives ... à l'emploi de son temps le jour de son arrivée à Paris, jusques et y compris le moment où le spectacle du Gymnase finissait,* X. de Montépin, Le mari et l'amant 293, wird durch die Kombination von *jusques* mit inhaltlich gleichwertigem *y compris* der etwaigen mifsverständlichen Annahme, die im Verbum liegende Thätigkeit hätte nur einen Teil der im Umkreise befindlichen Objekte ergriffen oder sei nicht über das gesamte sich öffnende Gebiet ausgedehnt worden, nachdrücklichst vorgebeugt.

trop de colère, Molière, Tartuffe I 6; *Elle le regarda partir, sans qu'il lui tendît la main, sans qu'il se retournât une fois jusqu'à la porte qu'il referma doucement* (selbst an der Thür nicht), Marcel Prévost, Automne d'une femme, Rev. hebdom. No. 70, 485.

b α) 1) Subjekt: *Ardent cex hanstes de fraisne e de pumier E cist escut jusqu'as bucles d'or mier,* Roland 2537; *quar se il ne portent hastivement son cors en l'abbaïe de Pouteres, ... il periront tuit de cele meïsmes pestilance dou tout en tout jusques au derrenier,* Lég. Gir. Rouss., Rom. VII 219, 213; *Cet Achille ... De qui jusques au nom tout doit m'être odieux,* Racine, Iphigénie II 1; *Toutes les sensations morbides qu'il éprouvait, la fatigue immense à son lever, les bourdonnements, les éblouissements, jusqu'à ses mauvaises digestions et à ses crises de larmes, s'ajoutaient, une à une. comme des preuves certaines du détraquement certain dont il se croyait menacé,* Zola, Pascal 151. 2) Objekt: *J'ignore le destin d'une tête si chère; J'ignore jusqu'aux lieux qui le peuvent cacher,* Phèdre I 1; *Il sut ... Comment gagner les confidents d'amours, Et la nourrice, et le confesseur même, Jusques au chien,* Lafontaine, Contes I 184; *Il sut, dans cette misérable hôtellerie de province, dénicher, afin de plaire à ces femmes, des friandises et jusqu'à du vin de Champagne,*[1] Abel Hermant, Ermeline, Rev. hebdom. No. 2, 234; *elle souhaita qu'il l'abandonnât, qu'il ne l'aimât plus, qu'il perdît jusqu'à son souvenir,* Marcel Prévost, Automne d'une femme, eb. No. 68, 180; *Elles savaient tisser tout elles-mêmes, jusqu'à des serviettes,* Mérimée, Nicolas Gogol 332.

b β) 1) Subjekt: *Il n'est pas jusqu'au fat qui lui sert de garçon, Qui ne se mêle aussi de nous faire leçon,* Tartuffe I 2; *Ses sujets se fondent en pleurs Et regrettent leur cher maistre; Jusqu'au moindre serviteur Son déplaisir fait paroistre,* Tarbé, Romancéro IV 199; *Enfin, jusqu'au chien prenait part au bonheur commun,* Bernardin de Saint-Pierre, Chaumière

---

[1] Da *jusqu'à du vin* nichts anderes bedeutet als *même du vin,* so kann die Anknüpfung mit *et* an das vorangehende Redeglied nicht sonderlich auffallen, falls sie nicht andeutet, daſs *friandises* und *vin* zwei inhaltlich streng voneinander zu trennende Objekte sind, ein Verhältnis, das aber für die Subjekte in *mais tout son attitude, Sa peur, sa voix tremblante et son regard troublé, Et jusqu'à son silence enfin, tout m'a parlé,* Jean Richepin, Flibustier II 6, gewiſs nicht anzunehmen ist; und andererseits wird die Unebenheit, die in dem Satze *La tablée s'anima d'un gros rire, Marcel lui-même,* Georges Beaume, Aux Jardins, Rev. hebdom. No. 37, 23, zu liegen scheint, weniger störend empfunden werden, sobald man sich einmal klar geworden ist, daſs für *jusqu'à* + Substantiv auch Substantiv + *lui-même* oder *même* mit durchaus analogem Sinne eintreten kann, wie *il a donné son Carrosse mesme* bei Thomas Corneille zu Vaugelas I 79 und die bei Ebeling, Rom. Jahresb. 1896, S.-A 45, stehende Fügung aus Daudet, Sapho 203, oder *Les sources ellesmêmes se sont taries,* Zola, Pascal 56; *Il y courut, il s'enfonça en pleine obscurité, une nappe si épaisse, que lui-même, qui connaissait chaque tronc d'arbre, devait marcher les mains en avant, pour ne point se heurter,* 92, zur Genüge darthut. Die seltsame Verquickung beider Ausdrucksweisen, wie sie in dem von Thomas Corneille und der Académie (zu Vaugelas a. a. O.) an Stelle des für zweideutig gehaltenen *il a donné jusqu'aux Valets* vorgeschlagenen Satze *il a donné à tout le monde, et mesme jusqu'aux valets* sichtbar wird, bezeugt einen merklichen Rückgang in dem Gefühl für das eigentliche Wesen der in Rede stehenden Erscheinung.

indienne 304 (ed. Hachette 1871). 2) Objekt: *Je hais jusques au soin dont m'honorent les Dieux,* Phèdre V 7; *et qu'un sang pur, par mes soins épanché, Lave jusques au marbre où ses pas ont touché,* Athalie II 9; *La Grammaire, qui sçait régenter jusqu'aux Rois,* Molière, Femmes savantes II 6; *j'ai fait disparaître jusqu'aux moindres incorrections de langage,* Chateaubriand, Atala 14 (ed. Firmin Didot, Paris 1862); *Madame, oublier jusqu'à mon nom!* Mérimée, Arsène Guillot 127; *Ils étaient alliés aux Proctoral, ces hôteliers qui fournissaient jusque de la chair de vierge,* Jean Blaize, Amour de Miss, Rev. hebd. No. 24, 22; *Si jeune, elle avait déjà la repartie vive et le mot, mais une incapacité de raisonner droit, qui faisait sourire jusqu'à sa mère, elle-même assez peu géométrique cependant,* Abel Hermant, Ermeline, eb. No. 1, 63. Wie lebhaft in den Fällen b β 1) die Verbindung mit *jusqu'à* dem Bewufstsein als Subjekt vorschwebt, zeigen die vier altfranzösischen Beispiele bei Tobler, Beiträge I 221 f., in denen das von der Präposition abhängige Substantivum auch in seiner äufseren Form als Nominativ erscheint,[1] gerade wie in einem Teile der im Eingange dieser Erörterung besprochenen Fälle, denen jene inhaltlich gleichstehen, *jusqu'à* + Substantiv syntaktisch und formal den Wert eines Accusativs hat.

S. 33. Wer zu klarer Erfassung der Gesichtspunkte gelangen will, nach denen sich die Wahl der Zeiten im konjunktivischen Nebensatze vollzieht, sollte zunächst einmal die Rücksicht auf die sogenannte 'Logik' ganz beiseite lassen und es vermeiden, die Sache so darzustellen, als handle es sich bei gewissen auffallenden Erscheinungen um Abweichungen von irgend welchen von Anfang an festgelegten Gesetzen, deren Durchbrechung einen mehr oder minder stark zu rügenden Mangel bedeute. Vom Standpunkt der Sprachwissenschaft aus würde ich ganz einfach sagen:[2] die Wahl des Tempus im konjunktivischen Nebensatze wird bestimmt entweder a) durch die Form des im regierenden Satze stehenden Prädikats; denn in ihr wird für gewöhnlich so materiell wie möglich angedeutet, in welche Zeitsphäre das Geschehen fällt, oder b) durch einen zwar in der äufseren Gestaltung dieser Form nicht unmittelbar angezeigten, wohl aber α) sofort in ihr empfundenen oder β) dem Bewufstsein erst nachträglich bei der Schöpfung eines zweiten, dem ersteren meist koordinierten Nebensatzes sich erschliefsenden eng verwandten Gedankeninhalt, der auch in eine materiell anders gestaltete Form gekleidet werden könnte.

---

[1] Gewissen modernen Mundarten ist übrigens auch die Verbindung *chez* + Substantiv mit dem Werte eines Nominativs geläufig; so sagt man in Bournois *Voilà que la semaine de la fête chez Augustin Roussey, chez Daudon et puis chez Pougy dirent qu'ils les voulaient saigner,* Ch. Roussey, Contes pop. de Bournois, Soc. parl. France I 81, und in Bourberain *chez nos gens n'y sont pas aujourd'hui,* Rev. pat. III 99. Die Schuld tragen gewifs Zusammensetzungen wie *derrier' chez mon père,* Tarbé, Romancéro II 206; *Si print cent les plus beaux barons de cheux le Roy,* Jehan de Paris 32; *hors de avecques luy* (aus seinem Hause), La Tour de Landry 135; *d'o luy,* Anc. Th. III 382 u. dgl.

[2] Man vergleiche dazu, was ich Arch. f. n. Spr. CV 448 f. über das Verhalten mehrerer auf ein Kollektivum bezogener Satzteile gesagt habe.

Die Entscheidung wird, zum mindesten von der alten, unter keinerlei lehrhaftem Zwange stehenden Sprache, in jedem Falle durchaus unbewufst getroffen, ohne dafs bei solcher Freiheit die Idee in ihrem psychischen Gehalte irgend welche Einbufse erleiden könnte. Den Fall a) durch Beispiele zu erläutern, liegt natürlich kein Anlafs vor; doch mögen für b) folgende Thatsachen zeugen:

b α) I. Das historische Präsens ist inhaltlich mit dem Perfektum verwandt; daher steht im abhängigen Satze (hier wie in allen anderen Fällen fakultativ) 1) nach dem historischen Präsens der Konjunktiv des Imperfektums:[1] *Sor membre perdre lor comande par non Ne ne muïssent por cri ne por canchon*, Ogier bei P. Meyer, Rapport 99 (bei Barrois: *Sus lor cors perdre lor comande par non Nus ne se mueve*, 9912); *Pape Jehan supplie qu'il venist dedier les mostiers*, Gir. Rouss. (M) 181; *Quant s'en entra en la chapelle, O la cloche la gent apelle Que venissent oir la messe*, Mir. ND. Chart. 159; *Quant les chariotz et les deux cens hommes d'armes eurent passé, le roy va dire que l'on allast disner ce pendant*, Jehan de Paris (ed. Montaiglon) 77; *l'un des dits philosophes ... le prie de lui donner audience avant que l'on procedast à son jugement*, Ed. Fournier, Var. hist. litt. III 210 (Ende des 16. Jahrhunderts); anderes s. in meinen Studien 94 Anm. Auch Macé selbst verfährt so, was Herzog freilich entgangen ist: *A conseillier le rei fu mis Et faint que mont fust ses amis*, Auszüge v. 13325.

2) Nach dem Perfektum der Konjunktiv des Präsens: *Et il lor comanda par grant aatison Que chascuns s'en revoist ariere en sa maison*, Chans. d'Ant. I 225; *Comanda li, senz demorance s'en tort, ainz quel prengnent li Greu* (Var. *comande* G), Eneas 36, ähnlich 148, 2692, 3395, 7357; *Deu reclamerent, le verai justissier, Que* (so nach B) *de mort les defende*, Aym. Narb. 2889; *Par lettres les pria qu'il le vuilent secore*, Gir. Rouss. (M) 202; *Ainz que fussiom de Nerbone torné, Nos comanda Aimeri le manbré Q'Aymer aut en Espagne o regné ...*, Nerbonois 1046; *Mout doucement Jesucrist reclama Que il le gart et desfende de mal*, Esclarmonde 119, 2685; *Au bon conte d'Osenefort Pria li rois qu'il se deport en ses fores, en ses castiaus; De tout veut qu'il soit damoisiaus*, Jeh. et Blonde 6055; *Ains manda que de là se tiengne Et que plus vers Rome ne viengne*, God. Paris 4299; *ordonnont que ... soient*, J. Aubrion 278; *ains crya mercy au Chevalier du Papegau qu'il ne l'ocie et que il luy pardoine la villenie*, Chev. Pap. 40; *et deffendit que doresnavant n'entrent aucuns draps d'or*, Journ. Bourg. Par. (ed. Lalanne) 50.[2] *Ainc n'encontra nul home de mere né, N'ermite ne conuers, u puist parler*, Aiol 1295.

b α) II. Das Präsens der Verba *prier, demander, vouloir, desirer, requérir, laissier, savoir, être;* ferner *il se peut, it faut, il estuet, il est* + adj.

---

[1] Im Griechischen kann bekanntlich aus demselben Grunde der Konjunktiv durch den Optativ ersetzt werden, *τοῦτον δὲ Ἐπισθένει παραδίδωσιν φυλάττειν, ὅπως εἰ καλῶς ἡγήσαιτο ἔχων καὶ τοῦτον ἀπίοι*, Xen. Anab. IV 6, 1.

[2] So auch italienisch *e tutti pregaveno Macone che presta grazia a Polinoro ch'e' possa vendicare la morte del fratello*, Viaggio di Carlo Magno I 157; *e comandògli che ciascaduno prenda riposo*, II 158 und öfter.

stehen dem zum Ausdruck 'bescheidener Behauptungen' oder Wünsche[1] verwendeten Conditionalis inhaltlich nahe; daher steht

1) nach dem Präsens der Konjunktiv des Imperfektums: *mont desir que mes filz eust Une fame*, Macé 1605 (bei Herzog 33); für *prier, demander, requerir* s. Beispiele in meinen Studien 95 Anm.; ferner *Mais d'une chose je vous prie Que me dissiez présentement*, Anc. Th. III 342; *S'il y a sept ans que vous l'aimez, Il est* (= *serait*) *bien juste que vous l'eussiez*, H. Carnoy, Litt. orale de la Picardie 352; zu *savoir* s. b α II 2, unten b β 2); zu *laissier, il se peut, il faut* unten b α II 2); zu *estuet* u. b β 1);

2) nach dem Conditionalis der Konjunktiv des Präsens. Die alte Sprache scheint hier freilich den Konjunktiv des Imperfektums bevorzugt zu haben; *Je ne voudroie pour l'or d'une chité Que .I. autre que moi l'eust à fin mené*, Gaufrey 241; *Je volroie ore qu'a moillier l'eust prise*, Chev. Og. 1713; *Ge voudroie que li respiz De ma vie i peust fenir*, Poire 411; doch finde ich einmal *Mes nel leiroie pour nul home Que ne revoise o vos ariere*, Athis C 16, 336. Viel häufiger verwendet die neuere Sprache neben *Je voudrais que tu pusses toi-même Lire au fond de mon cœur pour voir combien je t'aime*, V. Hugo, Burgraves III 3; *je voudrais bien qu'on parlât d'autre chose*, Ch. Canivet, Ferme des Gohel 20; *Il se pourrait bien ... qu'ils fussent sur ton testament*, Ch. Deslys, Héritage de Joseph 228 Fügungen wie *Les pères sont égoistes, vois-tu: ils voudraient que vous ne vous envoliez jamais*, Edmond de Goncourt, Renée Mauperin 97; *je ne voudrais pas ... qu'il aille encore perdre tout ce qu'il a*, Alexis Bouvier, Petites Ouvrières 192; *tous ces gens-là étaient si mystérieux ... qu'il se pourrait qu'il soit obligé de louer sous un autre nom*, A. Bouvier, Femme du mort 445; *mais il pourrait se faire que la commotion que cette enfant a éprouvée, ait causé un trouble fâcheux dans les organes*, E. de Molènes, Palotte 19, und natürlich auch *Il nous entraîna dans le salon ne voulant pas que nous puissions reconnaître celle qui était couchée sur son lit*, Arsène Houssaye, Larmes de Jeanne 123. Ferner *il faudrait que j'arrive*, Daudet, Jack I 355; *Quelle somme faudrait-il que je verse*, Samanos, Vie qui brûle 185; *il faudrait qu'il épouse*, Daudet, Immortel 16; *saurait ... n'ait* ... s. Lücking § 336, 2 I und unten b β 3.

b β) 1) Im regierenden Satze Präsens; im ersten Nebensatz der Konjunktiv des Präsens, im zweiten der des Imperfektums: *Milx voil les menbres me faites erachier Qu'en lor prison fusse deus jors entiers*, Chev. Og. 9497; *Ah lionesse, fole beste, Atent un peu et si t'areste, Car il estueut* (so) *que je te lie Pour toi mener en l'abeïe, Pour presenter a dant abé, Qu'il ne desist ke l'ai gabe*, JJourni 535.

2) Im regierenden Satze Präsens; im ersten Nebensatze der Konjunktiv des Imperfektums, im zweiten der des Präsens, ein, wie es scheint, sehr seltener Fall: *Par le cors saint Amant, Je n'en sai* (= *saurais*) *nule*

---

[1] Chiffon: *'Je ne veux pas aller aux courses!'* M. de Bray: *'On ne doit pas dire: Je ne veux pas.' Docilement, Chiffon rectifia: 'Que je voudrais ne pas aller aux courses'*, Gyp, Mariage de Chiffon 257.

en cest siecle vivant, Qui aferist a moi ne tant ne quant Ou ne me soit molt près apartenant, Aym. Narb. 1341 (vgl. *Je n'en sai nule en France n'en Berri ... Que ne me soit parente et ge a li*, 1350).

3) Im regierenden Satze Perfektum oder Conditionalis; im ersten Nebensatze der Konjunktiv des Imperfektums, im zweiten der des Präsens: *Et tot entor mist ses guardens Ki veillassent la nuit tox tens Que ne s'en fuient a larron Cil del chastel et del donjon*, Eneas 4893; *Il ne scauroit dire si peu de parolles qu'il n'assemblist tantost beaucoup de gens, et que le bruit n'en coure incontinent par toute la ville*, Cymb. Mundi in Bonaventura Desperiers, Œuvres ed. Lacour II 274.

Dafs die moderne Volkssprache an der Stelle des bei ihr wenig beliebten conj. imperf. gern den conj. praes. verwendet, ist bereits von Siede 48 f. hervorgehoben worden mit dem Bemerken, dafs auch die Sprache der Gebildeten diesen 'Fehler' nicht ganz vermeide. Die folgenden Hinweise können diese Wahrnehmung nur bestätigen. *Fallait que ça finisse* (in ungebildeter Rede), Albert Cim, Prouesses d'une fille 207; *il fallait bien que je me défende* (im Munde eines Gebildeten), eb. 222 neben *fallait ... fussent*, 235; *Quand tu permettais que je te conduise*, Alexis Bouvier, Chansons du peuple 183; *il supportait mal qu'on rie en sa présence, craignant toujours qu'on se moquât* (!) *de lui*, Georges Courteline, Le 51e Chasseurs 162; *elle a crié toute la nuit, dans sa chambre, si fort que nous avions peur que Madame l'entende*, Georges Ohnet, Dette de Haine 265 im Munde der Mulattin Leïla, die auch sagt *il fallait que j'aille la chercher auprès de son galant*, 265; *Il ne voulait pas que l'élévation de la fille puisse mortifier l'amour-propre des parents*, M. Jogand, Enfant de la folle 123; *il fallait que je dise encore une autre chanson*, P. Féval, Revenants 58; *que voulais-tu que je dise? j'ai dit la vérité*, Hector Malot, Bonne affaire 275; *comme si une police secrète surveillait tout avec ses yeux de lynx, sans qu'on puisse la mettre en défaut*, Mérouvel, Caprice des dames 139; und mundartlich *il avait eu peur qu'on lui prenne*, Ch. Roussey, Contes pop. du Bournois I 117; *ils avaient peur qu'on n'aille*, I 166; *ils attendaient qu'il sonne*, I 222. Zum Verhalten des Neuwallonischen s. Wilmotte, Lit.-Blatt 1893, 12.

S. 34. Der Fall, dafs ein Relativsatz an ein possessives Adjektiv anknüpft, wie in *Vostre sanc, qui vos estes mis*, Macé 13817, scheint recht selten zu sein; doch liegt er gewifs vor in *car il m'a monstré ma folie, qui espargnoye mes bonnes robes aux festes*, La Tour de Landry 60, und weniger auffällig in *Mi conpaignon i furent tuit ocis Fors que mes cors qui en eschapai vis*, Mort Aym. Narb. 2069; vgl. auch *O tu, Jhesucrist, qui es chief de pitié, tes œuvres sont tex qui guerredonas jadis de vie ton chier ami espressé de cruel mort*, Lég. Gir. Rouss., Rom. VII 225.

S. 35. Zu den von Meyer-Lübke II 571 genannten Denkmälern, die die Negationspartikel *in-* durch *non* oder *niant* ersetzen, füge ich den Cambridger Psalter mit *nient nuisant* (*innocentem*), 9, 28; 14, 25; *les jurz des neient marguillied* (*dies immaculatorum*), 36, 18, und die Légende de Girart de Roussillon mit *neant-eschuissable* (*inevitabili*), Rom. VII 209;

ferner *nient dignes* (*indignis*) aus einer Berner Handschrift bei God. VII 515. Übrigens kennen die SSBern. auch *non digne* bei Le Roux 535; *non-posanz* (*impotentem*), T 129, 37.

S. 40 Anm. 1. Sollte der Dichter zu dem Gebrauch von *estre* mit dem Participium des Präsens wirklich nur durch metrische Rücksichten gedrängt worden sein? Jedenfalls ist die Erscheinung nicht auf Macé beschränkt: *Mors fu venans de Romme d'ung ampoinsenement*, Gir. Rouss. (M) 11; *Pour la uallour qu'en li ert aparans Ert tous li mons en bien de lui parlans*, Auberon 973 und sonst; *Pour plus amoderacion Des vices qui y sont menans Un tout seul prince y soit regnans*, Chr. de Pizan, Long Estude 3084; *Ne pourroit grever les passans Qui par ce lieu sont trespassans*, eb. 767; *Et cecy n'estes point scavant* (für *sachant*, s. Zs. f. rom. Phil. VII 50), Montaiglon, Recueil V 174; und begegnet im 16. Jahrhundert und noch später auch in prosaischer Rede; z. B. *une fille* ... *fut si bien endurant les douleurs de l'enfantement*, Macault, Apophthegmes 106[b]; *les gens sont negligens, lesquelz ne reullent estre obeyssans à leurs maistres*, Arch. cur. 1[re] série, t. II 460; *Cependant donc que le corps de monsieur tel* ... *est gisant sur la paille*, Ed. Fournier, Var. hist. litt. X 7 (a. 1641). Verwandter Art ist die Umschreibung *Glorios Dé, qui me fëistes né*, Mort Aym. Narb. 3473.

Berlin. Alfred Risop.

Lais et descorts français du XIII[e] siècle — texte et musique — publiés par Alfred Jeanroy, professeur à l'Université de Toulouse, Louis Brandin et Pierre Aubry, archivistes-paléographes. Paris, Welter, 1901. XXIV, 171 S. 4.

Es war ein guter Gedanke, die 30 altfranzösischen Lais, von deren Vorhandensein man wufste, die aber nur zum kleineren Teile und zerstreut in ihrem Wortlaute veröffentlicht waren, in ihrer Gesamtheit unter Benutzung aller Handschriften in kritischem Texte und mit den zugehörigen Singweisen herauszugeben; und es ist dieses Vorhaben von den drei dazu verbundenen Gelehrten, von denen der zweite die Abschrift der Texte, der erste deren kritische Bearbeitung und metrische Untersuchung, der dritte die Ausgabe der 26 überlieferten Singweisen übernahm, mit unverkennbarer Sorgfalt durchgeführt worden. Drei Blätter schönen Lichtdrucks, die je eine Seite der Handschriften Bibl. Nat. f. frç. 12615 (entsprechend S. 33 des gedruckten Textes), 846 (im Druck S. 64) und 844 (S. 26) wiedergeben, bilden eine willkommene Zugabe. — In der Einleitung setzt Herr Jeanroy zunächst auseinander, dafs irgend welcher Unterschied zwischen *lai* und *descort* nicht wahrnehmbar sei, und man wird dem beistimmen können, wenngleich die Eingangsworte des Stückes VII: *Se chans ne descors ne lais* ... *Puet d'amor alegier fais* eher für nicht völlige Sinnesgleichheit zeugen, und es allen Anschein hat, es sei bei den Franzosen *lai* die ältere und allgemeine Bezeichnung für lyrischen Gesang aus nicht lauter gleichgebauten Strophen gewesen, *descort* die viel-

leicht später üblich gewordene für solchen Gesang als Ausdruck der Liebesklage, so dafs *descort* eine Art des *lai* wäre. Er prüft sodann den Gesamtbestand an Lais unter den Gesichtspunkten der Strophenzahl, des wiederholten Auftretens der nämlichen Strophenform in je einem Stücke, der Zahl verschiedener Reime und der Zahl der Zeilen in je einer Strophe und berührt die Fragen, ob die Gattung früher im Norden oder im Süden Pflege gefunden habe, und ob sie auf keltische Kunst zurückzuführen sei, ohne zu bestimmten Antworten zu gelangen. Den Zusammenhang mit der Sequenz leugnet er wohl allzu entschieden; sind gewisse Unterschiede nicht zu verkennen, so ist nicht minder klar, dafs, wer ein Abstammungsverhältnis zwischen den beiden musikalischen Formen zu erkennen geglaubt hat, dazu ebenfalls durch Thatsachen von nicht geringem Gewichte bestimmt wurde. Die kurze Einleitung des Herrn Aubry schliefst sich vom Standpunkte des Musikers all den Aufstellungen an, welche Herr Jeanroy von dem des Metrikers zum Ausdrucke gebracht hatte, und äufsert sich zutreffend über den Sinn der Thatsache, dafs für einen Teil der Lais die Singweise nur streckenweise beigeschrieben ist; es war eben für die ohne Noten gegebenen Textstücke jeweilen die mitgeteilte Singweise zum zweitenmal zu Gehör zu bringen, die dem metrisch entsprechenden Textstücke übergeschrieben war.

Die Dichtungen, die hier gesammelt erscheinen, und unter denen wir mehrere durch frische Natürlichkeit der sich aussprechenden Empfindung anziehende neben solchen antreffen, die sich in den gewohnten Geleisen des höfischen Minnesangs halten, sind zum Teil nicht sehr befriedigend überliefert und an mehr als einer Stelle kaum zu verstehen. Herr Jeanroy hat nicht selten durch den Strophenbau sich zu Tilgungen oder auch zur Annahme von Lücken veranlafst gesehen, hie und da auch — ich hätte es vielleicht noch öfter gethan — sich mit achtungswerter Offenheit dazu bekannt, dafs er des Verständnisses nicht sicher sei. Der Scharfsinn der Philologen wird nach beiden Richtungen hin sich zu bethätigen Anlafs finden; hier nur weniges: II 46 *ne je* ist wohl nur Druckfehler für *je ne*. — III 54 ist der Hiatus sehr anstöfsig; soll man *aime* mit *aiue* vertauschen? — VIII 28 giebt *pour mentir* keinen Sinn; man wird *sans m.* dafür setzen müssen. Z. 67 würde ich *Fac' endevenir* schreiben. — IX 14 l. *S'adont s'amort.* Z. 79 l. *Que vostres cuers me consente K'autre fois nue vos sente* (vgl. Z. 107); *Trop estes de soucors lente.* — X 41 l. *Por çou amerai* (vgl. die Variante). — XI 10 l. *Mais nient plus ke cose painte À vire a comparison*; ähnlich hatte schon GParis, Romania XVIII 141, die Stelle lauten lassen. Nach Z. 23 und nach Z. 60 ist ein Komma zu setzen. *faus tour* 52 ist Täuschungsversuch, arglistiger Versuch, wie Cleom. 4302, 4337, Rom. u. Past. III 38, 17, Rem. Am. 717; *vilains tours*, Enf. Og. 2904, *mauvais tour*, RCcy 4929. — XIII 73 finde ich keinen Flexionsfehler; die Accusative hängen ab von *ou il a*. Dagegen ist Z. 69 *tailliés* zu beanstanden. — XV 75 l. *Tu es* und 85 *oies* (2. Sing.). — XVI 21 setze ein Komma nach *lais*. — XVII 128 ist *tot digne* (weiblich) unmöglich; man könnte *tote estes vos digne* schreiben, wenn man nicht *tresdigne* vor-

zieht. 133 l. ohne Interpunktion *de cui verai signe* 'vor dessen wahrhaftigem Zeichen'. 197 *des* ist verlesen für *cles*. 232 l. *Et sainte et caste et nete* (denn daſs auslautendes dumpfes *e* vor *et* eher als sonst vor Vokalen unelidiert bleibe, ist wohl behauptet, aber nie bewiesen worden). — XVIII 37 *donques s'aresna* soll nach dem kleinen Glossar heiſsen *s'arrangea, se mit en ordre*; doch kennt man das Wort in solcher Bedeutung sonst nicht. Ich bleibe bei dem *donc* der Hs. und lese *se ressua* 'wurde wieder trocken'. Z. 64 *en oire* ist ein oft begegnender adverbialer Ausdruck, der aber 'sofort' bedeutet, was hier nicht paſst; das Richtige ist wohl *encore* oder *encoire* (wie 101). Z. 66 l. *devié*. Z. 76 l. *Et tel i ot, ki conissoit Chascun, li devoit reprochier* 'und manch einer, der einen jeden kannte, muſste es ihm vorwerfen, und (ebenso muſste es ihm vorwerfen) Gott'. Wenig klar ist die folgende Strophe. — Z. 218 *en* (oder, wie in der Hs. Pb[11] oft steht, *ens*) *elle* kann nicht heiſsen 'in ihr', wofür afz. immer *en li* (*liei, lié, lei, lé*) gesagt worden ist, und würde zudem keinen annehmbaren Sinn geben. Ich übersetze: 'da wo die Seele (wie es nach Jesu Tode geschehen ist) das Gefäſs, aus dem sie geschieden war, wieder zurückruft (ins Leben) und überallhin rasch die Kunde davon ausgeht, welche offenbart: "sein Gefäſs ist wieder im Sattel", dann sah ich kein gröſseres Wunder' d. h. dann ist das ein Wunder, wie es gröſser nicht geschehen konnte. — XX 29, 30, 65, 66 schreibe *mi* (nicht *m'i*) als Nebenform des tonlosen *me*, die gerade in Pb[12] öfter begegnet. Z. 56 l. *panra* = *prendra*. Nach Z. 81 kein Komma. In Z. 84 *j'aie*. — XXI 28 und 77 scheinen mir im Glossar mit zu groſser Kühnheit gedeutet; gleiches gilt von 131. — Auch in XXIII finde ich der dunklen Stellen mehr als der Herausgeber. Nach 195 ist eher als nach 194 ein Semikolon zu setzen.

Berlin. Adolf Tobler.

Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors. III. Helsingfors, Hagelstam, 1902. 576 S. 8.

Der neuphilologische Verein in Helsingfors, der in den achtmal jährlich erscheinenden 'neuphilologischen Mitteilungen' von seiner bei dem Drucke empörender Willkürherrschaft doppelt verdienstlichen Thätigkeit erfreuende Kunde giebt, hat den in den Jahren 1893 und 1897 erschienenen zwei Bänden von Abhandlungen einen dritten folgen lassen, der den beteiligten Verfassern nicht minder Ehre macht, und von dessen Inhalt hier in Kürze berichtet werden soll.

Das Leben des h. Quintin, das uns Herr Söderhjelm kennen lehrt, ist noch nicht das von Hugues de Cambrai in Reimpaaren aus achtsilbigen Versen verfaſste, das wir uns aus seiner Hand versprechen dürfen, sondern ein schwerlich vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in 169 vierzeiligen, einreimigen Alexandrinerstrophen geschriebenes, dessen Urheber wir nicht kennen. Die Handschrift der Fonds frç. der Pariser Nationalbibliothek 23117, in der es zwischen lauter Prosalegenden steht, giebt einen Text, der vielfacher Berichtigung bedarf, einer noch weiter

gehenden, als der Herausgeber ihr hat angedeihen lassen. Ich führe hier an, was ich nachzutragen gefunden habe, und berühre gleichzeitig einige Stellen, wo er meines Erachtens Unstatthaftes selbst verschuldet hat.

22. L. mit der Hs. *vers* und dann *Qu'estoit nommee*. — Nach 43 ist ein Punkt zu setzen. Darauf *En* oder vielleicht *Par tant* und nach *desproissiez* ein Komma. — Z. 62, *l'ajornee*. — Z. 114 würde ich bei *nullement* 'irgend' bleiben. — Z. 139, *larron faitis* ist mit *l. furtis* zu vertauschen, einem Ausdrucke, dem man auch Orson 2327 begegnet. — Z. 142, *quin* ist unklar. — Z. 145 l. *merveilleuse*. — Z. 187, hinter *sommes*, womit die Rede schliefst, ist ein Punkt zu setzen. — Z. 212 l. *gardoient*. — Z. 230, *mahomet* mit Minuskel, weil es hier nicht Eigenname ist, sondern 'Götze' bedeutet. — Z. 248 l. *or fust ou droit ou tort*. — Z. 286. Die *moles ardans* scheinen 'Feuerbrände' zu sein, wenn das Gedicht hier dasselbe sagen will wie die anderen Versionen der Legende; doch kenne ich *mole* (m.) in solchem Sinne sonst nicht. Im Vers darauf l. *en flamberent*. — Z. 306 scheint (nach S. 497, wo auf den Vers verwiesen ist) *cheannes* Druckfehler für *chaennes*. — Z. 343 l. *receurent*. — Z. 364, *a* ist eine wenig glückliche Ergänzung des zu kurzen Verses; eher *sans fin*. — Z. 368 l. *A chascun doi des mains*. — Z. 388 l. *Em porterent*. — Z. 396 l. *Merrain et bos pesant qu'il avoit fet plomer* (nicht *plongier*, womit das S. 484 über Reimbindung zwischen *é* und *ié* Gesagte hinfällig wird, da auch *Baionvillier* 551 mit der etymologisch richtigeren Form *Baionviller* zu vertauschen ist; vgl. den Ortsnamen *Viler* bei Mousket 16085 im Reime mit *honorer*), *Fist metre sus le corps pour miex aler au fons Du fangier, qui estoit lors* (oder *ors*), *hideus et parfons. Pour cela le faissoit li desloial gloutons Qu'i[l] cuidoit que de li* (*li* für *lui* in diesem Texte öfter) *ne soit ja mes renons. Mes si fu maugré sien; que le tresdous Jhesus* u. s. w. — Nach Z. 420 scheint, wenn man die Version S. 506 vergleicht, eine ganze Strophe verloren gegangen zu sein. — Z. 491 l. *L'angre li comanda trois fois en tel maniere*. — Z. 507 l. *Lors fist Jhesucrist*. — Z. 529 l. *vout* für *veut*. *e* und *o* sind mehr denn einmal verwechselt. — Z. 542 l. *chascun jour a jornee*, vgl. Foerster zu Chev. II esp. 1173. Den beiden Subjekten *Miracles et vertus* in 543 wird aus 541 ein *furent* hinzuzudenken sein. — Z. 571, nach *dist il* ist ein Komma zu setzen. — Z. 575 l. *ja mes*.

In den reichlichen Bemerkungen über die Sprache des Schreibers und die des Dichters ist zu beanstanden S. 484 die Ableitung des Wortes *here* 'Pein' 269, das überall und tadellos mit *faire* u. dgl. reimt, vom deutschen 'Herr', S. 485, die Auffassung, nach welcher *encombrier* eine Nebenform des Infinitivs *encombrer* wäre, ebenda die Vernachlässigung des Imperativs *obëi* 219, der in korrekter Sprache nur *obëis* lauten könnte. Von dem Inhalte der Seiten, die dem Versbau des Gedichtes gewidmet sind, ist besonders bemerkenswert, was sich darunter über das Strophenenjambement findet, welches hier ganz ungemein häufig auftritt. Von interkonsonantischem *e* kann man aus Anlafs von *souverain* (neben *souvrain* und wie dieses gesprochen 123, 174) und mit noch mehr Recht aus Anlafs des nicht erwähnten *suiverai* 309 reden; hier mögen die zwei-

silbigen Formen die ursprünglichen sein, da ein afz. **souvrier*, von dem *souverain* mit Dissimilation hätte abgeleitet werden können, wie prov. *sobeiran* es von *sobrier* thatsächlich ist, nicht bestanden zu haben scheint. In *vraiement* dagegen kann nicht, wie S. 497 geschehen ist, von interkonsonantischem *e* gesprochen werden. Neben *vraiement* hätte übrigens *hastiment* 148, 598 erwähnt werden müssen, eine Form, zu der man von *hastivement* aus über *hastieuement*, Ch. II esp. 11255, *hastieument*, Jub. N Rec. I 94, gelangt. Noch erwähne ich, dafs *bu* 298 nicht als Form mit verschlungenem tonlosem *e* vor lautem Vokal angeführt werden durfte (S. 497), da es 1. Person des Perfekts ist, also Nebenform des immer einsilbigen *bui*. Gern lernt man in dem etwas kurzen, die lateinischen Texte wenig berücksichtigenden Abschnitte über die afz. Quintinslegenden ein Stück des Gedichtes von Hugues de Cambrai kennen. Hier ist S. 505 Z. 12 v. o. nach *oront* ein Komma zu setzen. Eb. Z. 13 v. u. ist *ausi* schwerlich richtig. S. 506 Z. 3 v. o. *Li nostre*. Z. 20 v. u. l. *j'öi*, drei Zeilen später *aduire*. — S. 508 Z. 5 v. o. l. *fol prouvé*. S. 509 Z. 5 der ersten Anm. l. *piec*, ein wohlbekanntes Wort, mit dem sich Gaspary Zts. XIII 325, GParis Rom. XVIII 629 und Godefroy unter *pec* 4 beschäftigt haben; in der folgenden Zeile *oura* statt *ovra* und sechs Zeilen später *Des dens* (nicht *deus*).

Recht hübsch in Prosa erzählt ist die Legende, wie sie im Anhang S. 512 ff. aus einer Petersburger Hs. mitgeteilt wird. Auch hier mögen ein paar Fehler des Abdrucks berichtigt sein: S. 512 Z. 14 *estoient pendu a cordes ou acorchés ou agibex* l. *ou a forches ou a gibex*. Z. 18 *sos greex* l. *sor gr*. — S. 513 Z. 11 *ississent* l. *issirent*. — Z. 31 *affondrer en le gué la ou Aire, une riviere, chiet ou Rin*. Wo die Aar in den Rhein mündet, ist durchaus keine Furt (das mufs ich wissen), und Furten wählt man auch kaum, um Menschen darin zu ertränken; l. *en l'egue*, eine Form, die auch 521, 12 neben *aigue* 515, 21 erscheint. — Z. 40 l. *li menistre*. Wie der Erzähler Z. 43 dazu kommt, mit *et est encor ma jourente* (nicht *jouventé*) die Worte *a juventute mea* der Vulgata (Psalm 70, 5) zu übersetzen, ist mir nicht verständlich. — S. 514 Z. 17 l. *souverainne sapience*. — S. 515 Z. 8 l. *estoit .I. petit aclinex*. — S. 517 Z. 4 l. *or oi* (nicht *oï*) *mon consoil*. — Z. 8 l. *que toutes les richesces*. — Z. 34 l. *consoil qu'i[l] te plaist*. — S. 518 Z. 15 l. *pansee*. — Z. 18 l. *autresi com se ce fust douçors*. — S. 519 Z. 2 und 9 l. *chevalier*. — Z. 12 l. *mëussent*. — Z. 30 statt *ne les mëismes* l. *n'eles m*. — Z. 42 l. *destroit* statt *destraix*. — Z. 43 l. *et s'i praignent example*. — S. 520 Z. 2 l. *l'alaissent decoler*. — Z. 7 l. *a veoir*. — Z. 13 scheint hinter *nois* etwa *issir* zu fehlen. — Z. 15 l. *li enge sont apparoillié de toutes parz qui t'en menront et qui t'em porteront*. — Z. 34 l. *par toux les siecles*. — Z. 38, statt *vit en li ave* l. *jut en l'iaue*. — Z. 41 l. *grant seignorie*. — S. 521 Z. 16 l. *en si grant voie*. — Z. 17 l. *biaus dras*. — Z. 25 l. *ensaignié*. — Z. 40 l. *se coumanda a mener la endroit*. — S. 522 Z. 1 l. *que oies* (nicht *oïes*). — Z. 9 l. *en l'aigue*. — Z. 23 statt *au föir* l. *anföir*. — Z. 24 l. *qu'eles ne sont*. — Z. 36 statt *chevir* l. *cheoir*. — Z. 38 l. *tous les membres*. — S. 523 Z. 15 der Pariser Prosa l. *säin* statt *sam*. — S. 524 Z. 5 l. *l'en moinne aignel*. — Die Imperfecta des Konjunktivs *querist*

Z. 15 und *anseveliss est* Z. 16 erregen Bedenken. — In der letzten der mitgeteilten Legenden wird Z. 2 *draglon* zu *dragon*, Z. 5 *pressoner* zu *pressouer*, endlich S. 525 Z. 5 das ganz unverständliche *i weut* zu *illeuc* zu verbessern sein. (Mit einigen der auch hier gemachten Bemerkungen ist mir im Lit.-Blatt 1902, 172 H. Suchiers Besprechung dieser Ausgabe zuvorgekommen.)

J. Poirot giebt unter dem Titel *A propos de Victor Hugo* einmal eine Zusammenstellung von Motiven, die aus 'Kabale und Liebe' und andererseits aus J. de Maistres *Soirées de S. Pétersbourg* in *Han d'Islande* übergegangen sind, ferner eine Vergleichung des *Géant* in den *Odes et Ballades* mit dem *Nemrod* der *Fin de Satan*, endlich das Ergebnis einer genauen Durchsicht des in der Nationalbibliothek aufbewahrten Druckmanuskripts der *Voix intérieures*, von welchem der Wortlaut der endgültigen Ausgabe in vielen Punkten sich entfernt. Der nämliche Gelehrte handelt in *Deux questions phonétiques* auf Grund sorgfältiger Experimente und Messungen von den Verschiedenheiten der Artikulation des *p* und des *b*, welche sich ergeben, je nachdem diese Explosiven *a*, *e*, *i* oder aber *o*, *ö* oder endlich *u*, *ü* nach sich haben;[1] sodann von dem so oft unbedachterweise geleugneten Unterschied in Dauer und Klang der betonten Vokale, wenn sie ein stummes *e*, sei es unmittelbar, sei es durch Konsonanten getrennt, hinter sich haben oder aber nicht haben.

J. Runeberg handelt von weitverbreiteten Versionen der Erzählung von dem Fisch (oder der Schildkröte), der, mit dem Rücken aus dem Meere aufragend, von Seefahrern für eine Insel gehalten und bestiegen wird, beim Anzünden eines Feuers aber sich in Bewegung setzt, und von dem ursprünglich damit unverwandten Bericht von einem Fische, der ein Fahrzeug umkreist oder es führt oder Reisende wohin trägt. Diese Arbeit scheint zu rechtem Abschlufs noch nicht gebracht.

U. Lindelöf und A. Wallensköld haben eine kritische Ausgabe der Lieder des Gautier d'Épinal beigesteuert. Der erstere hat dazu die handschriftlichen Materialien geliefert, der zweite die kritische Arbeit gethan mit Inbegriff der Untersuchung der Sprache. Die litterargeschichtliche Behandlung war einem anderen Mitarbeiter zugedacht und steht leider noch aus. Alles Bibliographische, die Erörterung der Verhältnisse, die zwischen den Handschriften bestehen, und der Fragen, die sich auf die Verfasserschaft der einzelnen Stücke beziehen, die Feststellung dessen, was als Charakter der Sprache und als Regel des Versbaues der sicher dem Dichter gehörenden Lieder gelten darf, dies alles ist mit grofser Sorgfalt ausgeführt, was man gern anerkennen wird, auch wenn abweichende

[1] Der Verfasser wird entsprechende Wahrnehmungen zu machen Gelegenheit haben, wenn er auf die Verschiedenheit der Artikulation des *f* in *fade*, in *feu* und in *fut* achtet, und wenn er seine Beobachtungen auf *plat* neben *plus*, auf *pratique* neben *prune*, auf *blanc* neben *bleu* oder *bluette*, auf *bras* neben *breuil* oder *bru*, auf *flanc* neben *flot* oder *fluet*, auf *franc* neben *frôler* oder *fruit* richtet. Auch zwischentretende Liquiden hindern keineswegs die Anpassung der für die Labialen erforderten Lippenstellung an die von den nachfolgenden Vokalen verlangte.

Auffassung des Überlieferten hie und da zu Schlüssen gelangen läfst, die von denen Herrn W.s sich entfernen. Nicht mindere Mühe ist auf die Untersuchung der Reime gewendet, und den Ergebnissen dieses Teils der Arbeit wird man fast durchweg zustimmen können. Der schliefslich gewonnene kritische Text scheint mir nicht über allen Zweifel erhaben, und man mag wohl bedauern, dafs, wie auf einen sachlichen, historischen Kommentar mit Versuch einer Deutung der vorkommenden Eigennamen, so auch auf jede Analyse und Würdigung der einzelnen Stücke und auf Auslegung schwer verständlicher Stellen verzichtet ist. Vielleicht erschiene die am Ende gewählte Lesung bisweilen annehmbarer, wenn man wüfste, welche Erwägungen sie dem Herausgeber empfohlen haben. Um nur weniges zu berühren, wie mag er VIII 1, 6 verstanden haben? warum setzt er nicht nach I 4, 4 ein Semikolon? warum duldet er II 3, 9 das unpassende Perfectum *esbahi* (denn das Präsens würde doch *esbahis* lauten)? warum setzt er V 4, 9 nach *savoir* kein Komma? hat er VI 2, 11 (*sartu* = *s'Artu*) die Anspielung auf die auch XIII Geleite 2 vorkommende bretonische Hoffnung nicht erkannt? ist VIII 2, 3 *haut* mit *igaus* vereinbar? warum VIII 4, 2 nicht das bekannte Adjectivum *chascunjornaus*? Gegen die Durchführung gleichmäfsiger Sprachform ist, scheint mir, im vorliegenden Falle nichts Ernstliches einzuwenden; sie verlangt aber viel Vorsicht: die Handschriften C und U (die grofse Berner und die Pariser 20050) meinen z. B. mit *a* ebensowohl, was auch anderwärts *a*, wie das, was sonst *au* geschrieben wird, und letzteres war in einem Texte von francischem Gewande einzuführen, wo der Herausgeber schreibt *Quant la vi a comencier, Tost cuidai aroir trovee Merci* (so zu interpungieren), III 4, 2, oder *a mien espoir ëusse je jöi De ce que j'ai a gré d'amor choisi*, IX 3, 5. In den nämlichen beiden Handschriften kann *ait* allerdings den Indikativ *a* (*habet*) vorstellen; aber auch der Konjunktiv, der überall *ait* (*habeat*) lautet, kann damit gemeint sein, und *ait* war zu belassen, wo der Herausgeber schreibt *Sol qu'ele l'a comandé*, XV 1, 8.

Hugo Palander behandelt mit guter Kenntnis der aus Deutschland stammenden Litteratur des Gegenstandes (von W. Wackernagel bis zu Maxeiner) den französischen Einflufs auf die deutsche Sprache im 12. Jahrhundert. Er bemüht sich, das Material, das anderwärts wohl ebenso vollständig zusammengetragen war, chronologisch zu ordnen und gleichzeitig nach den Gegenden und den einzelnen Quellenschriften zu sondern, in denen jedes Frankreich entstammende Fremdwort zuerst nachweisbar ist, versäumt auch nicht diejenigen Wörter zu Gruppen zusammenzustellen, die den nämlichen Lebensgebieten zugehörende Dinge und Thätigkeiten bezeichnen. Im einzelnen bleibt freilich die Richtigkeit der vollzogenen Aufstellungen nicht selten zweifelhaft. Nicht immer braucht, was in deutschen Texten an undeutschen Wörtern begegnet, gerade aus Frankreich eingeführt zu sein (so z. B. die aus den Lapidarien stammenden Namen der Edelsteine); sehr oft spricht der Verfasser selbst aus, dafs dieses oder jenes angeblich französische Wort in altfranzösischer Litteratur sich nicht habe entdecken lassen. Bisweilen wiederum sind die von

ihm oder vielmehr von anderen vor ihm gewagten Identifikationen deutscher Wörter mit französischen in hohem Grade unsicher (*hamît* = *hamede*) oder entschieden abzuweisen (*væle* Mantel = *veile* Schleier, an dessen Statt man eher an *faille* denken dürfte). Doch wird man gern anerkennen, daſs die Arbeit gut angelegt und mit Umsicht, Fleiſs und lobenswerter Kenntnis ausgeführt ist.

Die Arbeit von U. Lindelöf 'Die Handschrift Junius 27 der Bibliotheca Bodleyana' und T. E. Karstens Beiträge zur germanischen Wortkunde, worin über nhd. *drohen*, *sich sehnen*, einige germanische Ausdrücke für 'Quelle', über mhd. *stunx* 'kurz', *stinx* 'ein Fisch', über got. *wis* 'Meeresstille', über ags. *dwǣscan* und nebenher noch über eine groſse Zahl anderer indogermanischer, auch einige finnische Wörter gehandelt wird, diese beiden Arbeiten ebenfalls zu besprechen, muſs ich anderen überlassen.

Berlin. Adolf Tobler.

Il Libro delle tre scritture e i Volgari delle false scuse e delle vanità di Bonvesin da la Riva a cura di Leandro Biádene. Pisa, Spoerri, 1902. XXXVIII, 113 S. 8. (Edizione di 300 esemplari.) L. 5.

Von der oberitalienischen Litteratur des 13. und des 14. Jahrhunderts, die seit mehreren Jahrzehnten in früher nicht geahntem Reichtum ans Licht getreten ist und gleich sehr als Bezeugung eigentümlichen Geisteslebens wie als Quelle sprachgeschichtlicher Erkenntnis die Aufmerksamkeit der Philologen festgehalten hat, ist das Lebenswerk des Bonvesin wohl das Anziehendste, und mit berechtigter Ungeduld sieht man der Zeit entgegen, wo Professor Biádene, ein vor über fünfzehn Jahren gegebenes Wort einlösend, die sämtlichen bekannten Dichtungen des wackeren Lombarden vereinigt in solcher Gestalt zugänglich gemacht haben wird, wie sie dem heutigen Stande der philologischen Studien entspricht. Daſs er die schöne Aufgabe (die übrigens ein ganzes Gelehrtenleben auszufüllen doch nicht völlig ausreichend erscheinen will) aus dem Sinne verloren habe, braucht man nicht zu fürchten; denn von Zeit zu Zeit tritt er mit Arbeiten hervor, deren Zusammenhang mit ihr man leicht erkennt, und die deutlich zeigen, wie vielseitige Vorbereitung er sich angelegen sein läſst, damit dereinst seiner Leistung es an gar nichts fehle. Aber Zeit nimmt er sich dazu, das muſs man sagen, so viel, daſs er kaum ein Recht hat, sich zu beklagen, wenn eines oder das andere, was er sich vorbehalten hatte, ihm von anderer Seite vorweggenommen wird — wie jetzt eben geschehen ist. Denn dieselben drei Gedichte, ein dreiteiliges umfangreiches und zwei kürzere, die er jetzt vorlegt, sind kurz zuvor auch von V. de Bartholomæis für die Società filologica Romana herausgegeben worden,[1]

[1] Diese Ausgabe ist von A. Mussafia in der Deutschen Litteraturzeitung 1902 Nr. 15 und 16 besprochen, wo man einige der unten gegebenen Besserungsvorschläge ebenfalls gemacht findet.

freilich (allem Anscheine nach) ohne dafs die auf sehr sorgsamer Abschrift beruhende Ausgabe Biádenes, und was er zur Würdigung und zur Erläuterung der Texte hinzugefügt hat, darum weniger verdiente, mit Dank aufgenommen zu werden.

Die hier herausgegebenen Gedichte finden sich mit Ausnahme des zweiten Teiles des vorangestellten gröſseren Werkes nur in einer ambrosianischen Handschrift (T 10 sup.) in Mailand, welche in starkem Unterschiede von der Berliner Handschrift, aus welcher allein wir bisher den gröſseren Teil von Bonvesins Werken kannten, von der Sprache des Dichters nur eine recht wenig zutreffende Vorstellung giebt, indem sie die altlombardischen Formen in hohem Maſse mit den toskanischen vertauscht oder ihnen annähert, dergestalt, dafs die vom Verfasser unverkennbar auch hier gewollten und sicher ebensogut wie in den lange bekannten Gedichten ihm auch gelungenen (zu vierzeiligen einreimigen Strophen verbundenen) Alexandriner das erforderte Mafs nur dann zeigen, wenn man sie liest, wie sie in Bonvesins Mundart thatsächlich lauteten, nicht wie man der Schreibweise nach denken möchte. Schon in den Bekkerschen Texten muſs man, um richtiges Versmaſs zu gewinnen, sich eine Menge in Wirklichkeit geschwundener Vokale hinwegdenken, die die Schreibweise auch des Berliner Codex noch festhält (*Quand have zo digio Maria, la vox ghe dixe per man* zu lesen *Quand hav zo diǵ Maria, la vox ghe dix per man*), wie ja für die Dichtungen Uguçons oder Barsegapès ähnliches gilt; hier aber ist der Abstand zwischen Schrift und Laut viel weiter: die Schreibungen *dra, dro* sind hier durchweg mit *de la, de lo* vertauscht; die in provenzalischer Weise stattfindende Enklisis tonloser Pronomina und der Artikel bleibt noch viel öfter unangedeutet; die Infinitive weisen meist das *re* ihrer Endung noch auf, auch wo der vorangehende Vokal Auslaut gewesen sein muſs; die Adverbien *illoga, quiloga* sind mit *li* oder *qui* vertauscht, die dritte des Pluralis *en* mit *son*; und man kann sich denken, welche Entstellungen des Versbaues sich aus solchem Verfahren ergeben müssen. Hier dürfte die 'Kritik der Sprachform' in mehrerem als bloſs gelegentlichen Bemerkungen, an denen es Herr Biádene nicht hat fehlen lassen, ihres Amtes zu walten haben. Hätte man schon auf Grund sorgfältigen Studiums der handschriftlichen Überlieferung des Versbaues und der Reime ein gewisses Recht zu einer gründlichen Umgestaltung der Schreibweise, so wird solches Recht dadurch noch unbestreitbarer, dafs die Berliner Handschrift uns zeigt, wie die leicht zu erkennenden Eigenheiten der Mundart auch in der Schrift der Zeit ihren treuen Ausdruck gefunden haben, wenngleich nicht mit der Folgerichtigkeit, an die wir heute gewöhnt sind; und will man nicht die in toskanisierender Darstellung vorliegenden Dichtungen Bonvesins samt und sonders zwiefach herausgeben, d. h. einmal so, wie sie in der Handschrift stehen, und daneben so, wie sie gesprochen worden sein müssen, so kann einem Herausgeber, der seine ganze Schuldigkeit thun will, doch nicht erlassen werden, die im Jahre 1868 von Mussafia unternommene und weit geförderte Untersuchung der Sprache Bonvesins auf Grund des vervollständigten eigentlichen Materials

und mit Zuzug der vielen durch Mussafia selbst und durch andere hinzugebrachten Texte verwandten Ursprungs und mit Verwertung der Ergebnisse von deren Studium zu vervollständigen und mindestens das eine oder das andere der Gedichte so vorzulegen, wie man gewifs sein darf, dafs es Bonvesins eigener Sprache und auch wohl Schreibweise am nächsten zu bringen möglich ist. Für jedes einzelne Stück, das man herausgiebt, die Untersuchung der Sprache aufs neue anzustellen, zu jedem einzelnen ein besonderes Glossar anzulegen und dabei jedesmal wieder in jedem Artikel auf die sehr lobenswerte Arbeit Seiferts, auf die dazu von Salvioni gegebenen Nachträge und anderes Ähnliches zu verweisen, hat wenig Sinn. Was dringend not thut, das ist, dafs endlich die ganzen, gewifs genauen Abschriften Herrn Biádenes auf einmal in die Druckerei wandern, nicht etwa die eine in irgend einer Zeitschrift, die andere zur Hochzeit von Hinz und die dritte in einer Festgabe für Kunz ans Licht komme, und dafs er dann ein Gesamtglossar zu dem Dichter seines Lebens und eine Darstellung von dessen Sprache gebe. Die litterarhistorischen Fragen zu erörtern, zu denen die einzelnen Werke Anlafs bieten, und die angemessen zu beantworten er durchaus der rechte Mann und seit Jahren speciell vorbereitet ist, wird immer noch Zeit sein.

Was in der vorliegenden Publikation geboten wird, verdient im ganzen alle Anerkennung. Was über das Verhältnis der Ausgabe von de Bartholomæis zu der von Biádene gesagt wird, läfst keinerlei Gereiztheit erkennen, wie sie am Ende doch erklärlich gewesen wäre, und giebt die beruhigende Gewifsheit, dafs auf Abschrift und nachträgliche Wiedervergleichung des Manuskripts hier alle Sorgfalt verwendet ist. Man erfährt ferner, was an Dichtungen Bonvesins die ambrosianische Handschrift aufser dem hier zuerst gegebenen Neuen sonst noch enthält, und bekommt eine zutreffende Charakteristik der drei nachfolgenden Dichtungen. Der Herausgeber ist sie zu überschätzen weit entfernt, wie sie denn in der That mit ihrer kaum erträglichen Breite und der ärmlichen Eintönigkeit ihres Vortrags manchem weit nachstehen, was wir dem nämlichen Urheber verdanken. Auf Schriften, mit denen die hier vorgelegten vergleichend zusammenzuhalten besonders nahe liegt, hinzuweisen, hat Herr Biádene nicht versäumt. Dafs man beim Lesen dessen, was Bonvesin von Hölle und Paradies in der *Scrittura negra* und der *Scrittura dorata* sagt,[1] nicht an Dante sich erinnern darf, soll ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden; dafs er die vielen Arten höllischer Qual zu irgendwie entsprechenden Arten von Versündigung in Bezug zu bringen keinen Versuch macht, schon eher, da doch andere mittelalterliche Visionen das bereits zweckmäfsig gefunden haben. Wenn gleiche Mannigfaltigkeit der ewigen Wonnen nicht in Aussicht gestellt ist wie der höllischen Pein, so hat über solche in der menschlichen Natur begründete Ungleichheit auch Dante nicht hinwegzukommen vermocht, nur dafs er der Mann dazu war, für das Einerlei blofser Schmerzlosigkeit, auf die doch schliefslich alle Seligkeit

[1] Die dazwischen gestellte *Scrittura rossa* ist eine Darstellung der Passion.

hinausläuft, Ersatz zu gewähren in der Fülle innerlich reicher Persönlichkeiten, in fesselnden Ausblicken auf Vergangenheit und Zukunft, in symbolischen Visionen, in eingeschalteten schwungvollen Darlegungen ergreifender Wahrheit.

Für Herstellung eines durchweg grammatisch und metrisch und dem Sinne nach befriedigenden Textes hätte der Herausgeber noch etwas mehr thun müssen. Auch wer weiſs, wie er die überlieferten nichtaltlombardischen Formen lesen darf oder soll, um der Sprache des Dichters nahe zu kommen, wird an manchen Stellen über das Schwanken zwischen mehreren Möglichkeiten nicht leicht hinauskommen oder wird an anderen nicht wissen, wie er zu kurze Verse auf das geforderte Maſs bringen soll. Der Herausgeber hat in dieser Hinsicht in seinen Anmerkungen recht Schätzenswertes geleistet und namentlich aus der Thatsache gebührend Nutzen gezogen, daſs der Dichter es liebt, gleichlautende Verse oder Vershälften an verschiedenen Stellen zu verwenden, so daſs die Form, in der sie das eine Mal überliefert sind, lehren kann, wie man sie ein anderes Mal zu heilen hat. Aber der Hinweis auf die Notwendigkeit kritischer Eingriffe dürfte meines Erachtens noch öfter gegeben werden, als geschehen ist, und brauchte auch da nicht zu unterbleiben, wo der Herausgeber über das Wie? der angemessenen Besserung vielleicht noch nicht mit sich im reinen war. Zu Halbversen wie *con le membre fievele e lasse* S I 31 (wo *fievle* oder *fievre* zu sprechen nicht genügt), *On in qualche parte* eb. 72, zu Versen wie *Zà marcirano in proximo dentro la terra in le brute fosse* eb. 151 und so zu sehr zahlreichen anderen war eine Bemerkung zu geben, wenigstens immer da, wo die bloſse Einführung der bonvesinischen Sprachform zu Befriedigendem noch nicht führte. Stellen, wo mir der Verdacht gekommen ist, es sei entweder falsch abgeschrieben oder vom Schreiber des Codex selbst ein Fehler begangen worden, ohne daſs der Herausgeber sich zu einer Änderung entschlossen hat, sind etwa folgende: S I 814 und III 638 begegnet *novello* in einem Sinne, der mir nicht recht zu passen scheint, indem *novità*, womit Herr Biádene es im Glossar erklärt, nicht genug sagt; ich möchte glauben, das Richtige wäre dort *rovello* im Sinne von 'Freude, Jubel', was afz. und prov. *revel* auch heiſst (Zts. f. rom. Phil. X 578). In I 835 sagt der Sünder *Eio inflo più ka brosco* (im Gedanken an die verscherzte ewige Seligkeit), und III 679 sagt der Selige vom Teufel, der darüber wütend ist, daſs eine Seele sich aus seinen Klauen gerettet hat: *Ello infiama più cha brosco.* Hier ist offenbar die eine Stelle nach der anderen zu berichtigen, und zwar möchte ich glauben, *inflo* sei richtig, und *brosco* sei nicht *pustola*, wie Herr Biádene vermutet, sondern das lombardische Abbild des vulgärlat. *bruscus*, mit welchem C. Nigra sich im Arch. glott. XV 505 beschäftigt hat. III 426 wird *straledectevoli* nur Druckfehler für *stradelectevoli* sein; dagegen vermute ich in *grande* für *gramo* eb. 517 einen Fehler der Abschrift. Mehrere Verse, in denen *bexogna* vorkommt, werden richtig, wenn man dieses durch *cal* ersetzt (s. Lexikalisches zu Uguçon). In Q 62 scheint zwischen *te le* und *tole* (Infinitiv) ein *volia* verloren gegangen zu sein; eb. 111 mag *ombra* Lesefehler für *ombría* sein,

das dem Vers sein Maſs giebt. Manche Verse, in denen zwei Adjectiva durch *e* verbunden auftreten, werden richtig, wenn man auch dem ersten ein *e* vorsetzt.

Das den Schluſs bildende Glossar ist mit viel Sorgfalt gearbeitet und weist reichlich auf die gleichartigen Beigaben hin, mit denen andere oberitalienische Texte veröffentlicht sind, auf Flechia, Mussafia, Salvioni, Parodi und andere. Vermiſst habe ich *crodare* R 2, *stramitade* S I 495 und hie und da die Anführung von Belegstellen, wo man (bei seltenen, schwierigen Wörtern) diese gern möglichst vollzählig finden möchte. Was über die Herkunft von *bozoli* S III 134 gesagt ist, scheint mir bedenklich. *delongara* S II 175 und *deslongato* S I 757 würde ich eher zu it. *slogare* als zu *longo* stellen; *derexiato* S II 417 mit *rigidus* lieber als mit *resecare* in Verbindung bringen. Prov. *engres,* wovon unter *incresso* die Rede ist, hat offenes *e* und kann mit *crescere* nicht zusammenhängen. *nervoso* (von den Füſsen des Gekreuzigten) heiſst schwerlich 'nervös zuckend', sondern eher 'mit stark hervortretenden Sehnen'. *stranforte* S III 566 ist augenscheinlich dasselbe wie afz. *estanfort,* worüber ich auf P. Meyer in Romania VI 604 Anm. und Ebeling zu Auberee 82 verweise.

Berlin. Adolf Tobler.

La novella provenzale del Pappagallo (Arnaut de Carcasses). Memoria letta alla R. Accademia di archeologia, lettere e belle arti nella tornata del 19 marzo 1901 dal professore Paolo Savj-Lopez. Napoli, 1901. 82 S. 4.

Die in der Hs. R in längerer Fassung, in italienischen Handschriften in kürzerer, auſserdem noch bruchstückweise erhaltene Erzählung in Versen, die durch Bartsch in ihrem ganzen Umfang wiederholt herausgegeben worden ist, erscheint hier abermals in kritischer Bearbeitung auf Grund des gesamten Materials. Die Frage, welche von den beiden, nur für die ersten etwa 140 Verse ungefähr gleichlautenden Fassungen als die ursprüngliche anzusehen sei, wird, wie auch schon früher geschehen ist, zu Gunsten der längeren entschieden. Auſserdem handelt die Einleitung von anderweitigem Auftreten der Motive vom Vogel als Liebesbote und vom Vogel als Brandstifter, wobei nur zu bedauern ist, daſs von den zahlreichen beigebrachten Dichterstellen so viele durch Druckfehler arg verunstaltet sind (z. B. S. 22, wo man Verse umzustellen hat) oder stillschweigend in einem Wortlaut mitgeteilt werden, dem der beste Wille keinerlei Sinn abgewinnen wird (S. 25, S. 29). Der neu hergestellte Text, der sich von dem in Bartschs Chrestomathie nicht weit entfernt, bedarf noch einiger Berichtigungen mehr, als A. Thomas in der Romania XXXI 169 an ihm vollzogen hat. Z. 14 l. *bastit.* Z. 23 l. *qu'el.* Z. 47 die Dreisilbigkeit von *sapiatz,* an die überhaupt schwer zu glauben ist, wird durch die Schreibung *sapcha* 226 nicht wahrscheinlicher. Z. 65 die Stellung der Worte *Vos be dizetz* ist unnatürlich. Z. 93 die Infinitivform *dezir* für *dire* ist bedenklich. Z. 114 *ma amistat* (viersilbig) an Stelle des über-

lieferten *mamistat* zu setzen, ist gewagt; das gleiche ist von Z. 150 zu sagen, wofür Z. 151 die Heilung nahe legt. Z. 144 wird *voli'* zu setzen sein. Zu Z. 160, wo auch Herr Thomas nicht beistimmt, verweise ich auf E. Levys Supplementwörterbuch, wo *per espas* nachgewiesen ist; daſs der Schreiber auslautendes *tz* und *s* verwechselt, zeigen *las* 271 und *jotz* 280, und daſs dem Dichter die beiden Auslaute gleich waren, der Reim *rolres* (d. h. *volretz*) : *pres* 40. Z. 173 ändere ich (von A. Thomas abweichend) *sel dieus que vos creetz*. Z. 224 darf hinter *cami* keine Interpunktion stehen. Z. 238 bedarf der Besserung, aber welche darf man am ehesten vorschlagen? Z. 250 l. *l'es tart*. Z. 262 die Wortstellung, die Herr Savj durch seine Änderung gewinnt, ist nicht provenzalisch (*ieu fag n'ay*); eher würde ich vorschlagen, *tot* durch *trastot* zu ersetzen. Das dreisilbige *comiat* 277 ist wenig glaublich; l. *tot ses comjat*. Z. 298 l. *levatz*. — In der Fortsetzung der Hs. J würde der schlechte Reim *lęi* : *rẹi* 10 durch einen richtigeren ersetzt, wenn man *sẹi* (für *lęi*) einführte, eine öfter begegnende Nebenform von *sẹ*; doch ist dieser schlechte Reim nicht der einzige des Stückes. — Daſs *Joan* im Breviari 12726 einsilbig sei, wie S. 73 behauptet wird, muſs bestritten werden. Daſs in der Anmerkung zu Z. 48 die Deutung Raynouards mit Unrecht angefochten sei, hat schon Herr Thomas gesagt. Die fragliche Stelle ist in meinen Verm. Beitr. I² 5 mit anderen zusammen angeführt, die jeden Zweifel an der Richtigkeit des Überlieferten ausschlieſsen. Wo von den Reimen der Novelle die Rede ist, verdiente auch die Gleichstellung des festen mit dem beweglichen *n* in *respon* (*respondet*) : *don* (*donet*) 118 Erwähnung.

Berlin. Adolf Tobler.

Boccaccio-Funde. Stücke aus der bislang verschollenen Bibliothek des Dichters, darunter von seiner Hand geschriebenes Fremdes und Eigenes, ermittelt und erwiesen von Oskar Hecker. Mit zweiundzwanzig Tafeln. Braunschweig, George Westermann, 1902. XVI, 320 S. gr. 8.

Zwei Seelen wohnten in der Brust Boccaccios: die des sinnenfrohen Genuſsmenschen und die des Gelehrten, zu dem 'der ganze Himmel niedersteigt', sobald er 'ein würdig' Pergamen entrollt'. Arm, wie er war, gelangte er mit Schwierigkeiten und allmählich in den Besitz von Codices; trotz seiner Körperfülle lieſs er sich die Mühe fleiſsigen Abschreibens nicht verdrieſsen, und so mag er es bis auf etwa zweihundert Bände gebracht haben, für jene Zeit gewiſs ein groſses Gut. Und nicht wie ein Geizhals saſs er über seinen Schätzen; er hatte den Wunsch, sie auch anderen zu Lektüre oder Kopie zugänglich zu machen, noch über seines Lebens Frist hinaus: mit dieser liberalen Bestimmung hinterlieſs er sie seinem Beichtvater Fra Martino da Signa, und nach Fra Martinos Tode sollten sie dem Kloster S. Spirito in Florenz zufallen, dort einen besonderen Schrank erhalten und ein Inventar darüber aufgenommen werden. In S. Spirito fiel die schöne Sammlung arger Vernachlässigung

anheim, bis sich — Anfang des 15. Jahrhunderts — Niccolò Niccoli ihrer annahm. Eine Feuersbrunst vernichtete 1471 die Kirche; doch die Bücher gingen damals nicht, wie man geglaubt hat, mit zu Grunde: das wies E. Narducci (1882) nach. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts sind die Schicksale der Bibliothek in Dunkel gehüllt.

A. Goldmann entdeckte (1887) ein Inventar der Klosterbibliothek von S. Spirito aus den Jahren 1450—51; der dritte Teil beschreibt die sogenannte parva libreria, und diese enthielt (nach Goldmanns Vermutung, die dann F. Novati zur Gewifsheit erhob) aufser einigen anderen Handschriften solche, die aus Boccaccios Besitze stammten. Es war das nicht mehr der vollständige Nachlafs, wie er in die Hände Fra Martinos gelangte, sondern nur noch einige neunzig Bände, meist klassische Werke enthaltend.

Mit Hilfe des Inventarium parvae libreriae ist es möglich, einzelne wieder aufgefundene Handschriften als ehemals zu genannter Bibliothek gehörig zu erweisen. Nachdem dies Novati mit dem schon vorher als Boccaccio-Autograph erkannten Terenz-Codex der Laurenziana gethan, begann Hecker seine planmäfsigen Nachforschungen auf Florentiner Bibliotheken, die von so glücklichem und verdientem Erfolge begleitet waren. Es gelang ihm, zwölf solcher Codices zu identifizieren, zwei mit grofser Wahrscheinlichkeit, zehn mit voller Sicherheit. Einer ist der bekannte Zibaldone (Laur. Pl. 29, Nr. 8); die anderen enthalten Werke von Horaz, Juvenal, Lucan, Ovid, Fra Giovanni Gallico (Magister Johannes Wallensis), Statius, Seneca (dem Tragiker) und zeigen entweder gar keine oder mehr oder weniger zahlreiche Spuren von Boccaccios Hand; nur eine Apuleius-Hs. ist vollständig Autograph, sowie die folgenden beiden, welche Heckers wichtigsten Fund darstellen.

Es sind dies die codd. Ricc. Nr. 1232 und Laur. Pl. 52, Nr. 9; in ihnen entdeckte er die Originalniederschriften zweier lateinischen Werke Boccaccios, der Eklogen und der Genealogia deorum. Zu dem Schlusse, dafs es sich wirklich um Autographen handelt, gelangt Hecker durch methodische Prüfung der inneren und äufseren Gründe, die dafür sprechen; erst dann zieht er die paläographische Vergleichung mit anerkannten Boccaccio-Hss. zur Unterstützung herbei. Die Herkunft aus der parva libreria wird bezeugt durch die Übereinstimmung von Anfang und Ende mit den Angaben des Goldmannschen Inventariums.

In beiden Hss. sind durch Rasur und Einschiebsel zahlreiche Änderungen von Buchstaben, Worten und ganzen Wortreihen oder Kapiteln vorgenommen worden; es sind das Spuren einer redigierenden Thätigkeit, die — wie Hecker überzeugend ausführt — nicht von einem Schreiber herrühren können, der etwa seine Abschrift nach einer anderen, ihm besonders vertrauenswürdig erscheinenden umgestaltet habe. Auch ist die Annahme, Boccaccio habe sich zu Niederschrift oder Redaktion eines Sekretärs bedient, bei des Dichters bescheidenen Verhältnissen abzuweisen: die beiden Codices, deren Handschrift völlig die gleiche ist, sind Autographen.

Dafs die erwähnten Umänderungen im cod. Ricc. noch zu Boccaccios Lebzeiten, in den letzten Jahren, erfolgten, ja Boccaccio selbst zum Urheber haben müssen, macht Hecker ohnehin auf Grund des Briefes Boccaccios an Fra Martino da Signa bis nahe zur Gewifsheit wahrscheinlich. Die Redaktion wurde teils vor, teils nach der Illuminierung vorgenommen, d. h. — da man eine Hs. erst nach Abschlufs des darin enthaltenen Werkes zu illuminieren pflegte — wohl vor und nach 1366 (ungefähres Abfassungsjahr der letzten Ekloge). Für einen Zusatz bestimmt sich als frühester Termin 1369. Mit Hilfe des cod. Laur. Pl. 39, Nr. 26, der den Eklogentext vor Abschlufs der Revision giebt, läfst sich ermitteln, was Boccaccio an einzelnen Stellen des cod. Ricc. geändert. Dann vergleicht Hecker diesen Originaltext mit dem der Ausgabe Florenz 1719. Da für einen Neudruck sämtlicher Eklogen kein Grund vorliegt, begnügt er sich, im Anhang zu Kapitel III, die XIV. nach dem cod. Ricc. mit Einleitung und den Varianten des florentinischen Druckes zu publizieren.

Die Niederschrift des cod. Laur. geschah nicht in einem Zuge, sondern in drei Abschnitten. Zunächst Buch I—XIII, kaum vor 1363. Dann eine erste Textrevision mit Änderungen und Einschiebungen, sowie die Niederschrift von Buch XIV—XV; für diese nimmt Hecker die Zeit zwischen November 1366 und Februar 1367 an (nach S. 274 Anm. 4 aber wäre sie erst nach 1371 beendet worden). Hieraus erschliefst er als spätesten Abfassungstermin des in der 'Genealogia' citierten Werkes De Montibus das Jahr 1366, während er auf Grund einer Stelle in dessen Abschnitte de fluminibus als frühesten den Herbst 1360 ansetzt; eine weitere Konjektur sucht sogar 1362 annehmbar zu machen. Endlich ein dritter Abschnitt der Textbehandlung, der sich durch weniger ruhige Schrift abhebt und nach Hecker wahrscheinlich bis spätestens Hochsommer 1373 reicht. Einige Stellen des cod. Laur. werden mit den entsprechenden der Ausgabe von Micyllus, Basel 1532, verglichen. Manche Abweichungen legen Hecker die Vermutung nahe, es könne noch ein zweites Original existiert haben, auf das die sogenannte Vulgata (Text der Drucke und anderen Hss.) zurückgehe. Unterstützt wird diese Hypothese durch eine Anzahl Stellen, die in der Vulgata vom cod. Laur. verschieden lauten und doch nicht etwa in diesem fortradiert worden sind. Hecker möchte den cod. Laur. als die spätere der beiden Redaktionen Boccaccios ansehen, wenn er sich auch nicht die Bedenken verhehlt, die dagegen geltend gemacht werden können.

Da Boccaccio der erste Schriftsteller seines Jahrhunderts ist, der Homer in der Ursprache anführt, schenkt Hecker den in griechischen Buchstaben geschriebenen Citaten der Genealogia-Hs. die gebührende Beachtung. Dabei ergiebt sich, welche Fehler aus dem Boccaccio vorliegenden Homer-Texte stammen, welche auf seiner mangelhaften Sprachkenntnis beruhen. Offenbar hat Boccaccio den griechischen Wortlaut, wie er ihn geschrieben, gar nicht mit der von ihm beigefügten lateinischen Übersetzung seines Lehrers Leontius Pilatus verglichen; zuweilen enthält diese Worte, die in jener fehlen. Er kopierte den griechischen Text

mechanisch und ohne Verständnis. Als Anhang zu Kapitel IV folgt der Abdruck der Proemia, der Bücher XIV und XV, sowie die Conclusio der Genealogia deorum im Wortlaute des cod. Laur. mit Varianten aus dem Drucke Basel 1532 und dem Pariser cod. Bibl. Nat. Ms. lat. 7877. Es sind die Abschnitte, die mit dem mythologischen Thema nur lose zusammenhängen.

Der reiche Inhalt des Heckerschen Buches ist durch diese Angaben nicht erschöpft. Aufser kleineren Erörterungen über wichtige Fragen in den Fufsnoten sind den Kapiteln Anhänge beigegeben; der zum ersten behandelt das Dante-Carmen, welches von Boccaccio an Petrarca und zwar — wie Hecker gegenüber Fracassetti hervorhebt — nicht 1359 nach Mailand, sondern nach Avignon gesandt wurde. Es sei wahrscheinlich 1352 entstanden, zwischen 1351 (erster Besuch Boccaccios bei Petrarca) und 1353 (Ende des letzten Aufenthaltes Petrarcas in Avignon). Mit Benutzung aller zugänglichen Handschriften und der bisherigen Ausgaben druckt Hecker das Carmen nochmals ab. Der Codex L. V. 176 der Chigiana gilt ihm, obwohl er die von Macrì-Leone und Rostagno gegen die Authenticität vorgebrachten Gründe als nicht stichhaltig zurückweist, nicht für ein Autograph. Im Anhang zu Kapitel II stellt er wichtigere Versehen Goldmanns beim Abdruck des Inventars der Parva libreria nach dem Ms. richtig, giebt erläuternde Bemerkungen zu der Eigenart einiger Codices, um Nachforschungen zu erleichtern. Z. B.: Boccaccio hat, woran Hortis zweifelte, Chalcidius' Übersetzung des Platonischen Timaeus in Händen gehabt. De Nolhacs Vermutung, Boccaccio könne von Tacitus mehr als wir gekannt haben, wird entkräftet.

So charakterisiert sich dieses Werk Heckers als eine der bedeutsamsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Boccaccio-Litteratur. Er hat zu suchen und das Gefundene zu verwerten gewufst. Interessante Einblicke eröffnen sich in Boccaccios emsige Schriftstellerthätigkeit, in sein Ringen nach Wissen. Wir glauben ihn am Schreibtische zu sehen, unermüdlich feilend und nachtragend. Hecker fordert andere zu Nachforschungen auf aufser-florentinischen Bibliotheken auf: vielleicht kommen so noch weitere verschollene Bände aus Boccaccios Bibliothek zum Vorschein. Es bleibt nur zu wünschen, dafs Heckers Nachfolger auf diesen Wegen ebenso gründlich, methodisch und verständnisvoll zu Werke gehen möchten wie er.

Breslau. Richard Wendriner.

Gran Diccionario de la Lengua Castellana autorizado con ejemplos de buenos escritores antiguos y modernos, por Aniceto de Pagés.

Esta obra constará de cuatro tomos, cada uno de los cuales contendrá 40 cuadernos de 32 páginas, del tamaño del diccionario académico, próximamente. El cuaderno vale 1 peseta. En el 1[er] año se reparte uno cada 15 días. En los años 2° y 3° el reparto será semanal. Los avisos han de dirigirse al autor, en Madrid, plaza de las Cortes, 7.

Si bien tengo pedidos hace tiempo los primeros cuadernos, no parecen. Gracias á una célebre casa berlinesa puedo disponer de los números tres á seis inclusive, y con ellos á la vista puede uno formarse idea de lo que será la extensa obra, é informar á los interesados sobre su importancia.

La envoltura no predispone en favor del libro, pues en ella vienen cartas de académicos, recomendándolo, y no hay quien ignore que en la Academia española se anda en punto á lexicografía á la altura del betun, como ahora se dice, aunque la frase, por supuesto, no figure en el léxico oficial. Pero, en fin, esperemos que bajo una mala capa se oculte un buen bebedor. Abramos el nº 3. ¡Hm! Mal empieza el examen. *Acafresna*, con dos citas, de Miguel Colmeiro, y Odón de Buen, catedrático de Barcelona. Respecto á este, diré que ni como escritor ni como botánico le conoce casi nadie en España. En cuanto al primero, reconozco que entendió de plantas, pero también que no se tomó gran trabajo por estudiar sus nombres vulgares. Yo tenía coleccionados, y áun tengo, cientos de vocablos populares con sus correspondientes denominaciones científicas, que Colmeiro no mencionaba en la obra á la cual parece referirse Pagés. Ya entonces prefería yo la filología á los aburridos cursos de Historia Natural, explicados por viejos cansados y chochos (Dios les tenga en la Gloria).

Como se ve, el autor pone el nombre del escritor al pié de la cita, y *Pax Christi*. ¡Pues nos hemos lucido! En el siglo XX no es posible volver á las andadas de Sánchez y Ochoa. Pero el autor no tiene sólo la culpa, sino el académico Benot, quien ha aplaudido ese método, usado desgraciadamente por él en sus obras, que en España nadie conoce, exceptuando algunos ratones de biblioteca. Al señor académico en cuestión le diría yo, por tercera vez, que en su mamotreto oficial hay varios vocablos copiados de textos con su errata correspondiente, los cuales van rodando de diccionario en diccionario académico igual que en Alemania en los léxicos españoles-alemanes las voces con significados del tiempo de la Nana dados como si fueran frescos, de hoy en día, en primera linea.

Así, no puede uno comprobar si el texto es bueno ni malo. Hay autores que han escrito (y escriben) con los piés en unas obras, y en otras como Dios manda. Tengo hecha una colección de disparates gramaticales y lexicográficos que saldrá á luz en su dia, probablemente con el título de 'Maraña de la Literatura', porque me he propuesto desenmarañar la hermosa lengua de Cervantes, que media docena de literatos están echando á perder, manejándola como chicos de escuela á veces. Por ejemplo, si el Sr. Pagés saca á relucir 'una concavidad *panzuda*' (Galdós, académico) ¿cree que vamos á tomar este disparate como oro de ley? ¿Y 'una callejuela *rodeada* de árboles' (Galdós)? ¿Y un sin número de desatinos comprobados ó por comprobar?

'*Acalandar* (del bajo latin *calendare*, del lat. *calumnia*).' Luego, la cita, firmada 'Juan Ruiz'. Mejor que copiar la etimología académica sería poner un signo de interrogación, suprimiendo el desatino de la segunda

parte. Luego, en vez de citar nombre y apellido, es preferible seguir el uso corriente, y decir 'A. de Hita, 1677 c'.

Antes de *acalenturarse*, pondría yo el adjectivo de aquí derivado, con este ejemplo, de Galdós: 'imaginación *acalenturada*' (León Roch II. 94), sinónimo de *calenturienta*, que es como se dice generalmente. La misma razón ha tenido el autor para admitir *acalorado*, hoy adjectivo.

Poner en *acalorar* dos renglones sólo del capítulo de dos columnas que dedica el gran lexicógrafo Cuervo á ese vocablo, me parece muy pobre, científicamente. Yo me habría remitido por completo á su texto, perfectísimamente confeccionado. Y á renglón seguido habría citado *acaloro*, voz nueva, con texto de Navarro Ledesma. Y poco más después, *acalzar*, que ya mencioné en 'Maraña del Diccionario'. *Acamar*, que yo echaba de menos en el diccionario académico, viene en la edición 13ª y en la obra de Pagés.

En *acamuzado*, falta, por supuesto, el texto de Cervantes en que se halla, que es en el Quijote (París 1835, página 712 parte 2ª, cap. 52). Equivale en alemán á *gemsledern*, cuyo primer miembro es también latino.

Un texto puede añadir el autor en *acañaverear*, cuando publique la 2ª edición, que es de esperar sea pronto: 'unos degollados, otros empalados, aquellos *acañavereados*, estos descuartizados' (el Peñón de Argel, Juan García Al-Deguer).

Ya en otra crítica publicada en Barcelona echaba yo de menos la base fundamental en una obra de este género, el estudio profundo de nuestros primeros monumentos literarios. En mi obra citada (pág. 4) echaba de menos *acapdellar* (P. Alej. 524 c) que tampoco Pagés cita.

Otro reparo al autor. ¿En qué límites se mantiene respecto á los vocablos dialectales, y porqué no usa dos signos, uno para las voces no citadas por la Academia, y otro para los dialectismos? Digo esto porque *acapizarse* viene con asterisco, y con texto de Borao, que es como si viniesen los vocablos vizcaínos y santanderinos de mis 'Dialectos castellanos' citando mi humilde nombre. No he querido mencionar antes varias palabras dialécticas no citadas en la obra, por haber supuesto que Pagés no armaría el zurriburri académico, barajando lo verdaderamente castellano con lo que no pertenece á la lengua. Más razón que para tomar un texto de Borao, recopilador de aragonesismos, habría para mencionar, v. gr. *acaldar* = calentar (Pereda, académico, de 'Peñas arriba', 'La Puchera' 301 y el tomo III. 455). Una vez metidos en los dialectos, sería cosa de decir: 'apaga, y vámonos'.

En *acardenalar* hay dos de los defectos apuntados: 1º la falta de un texto antiguo (Milagros. 265 a); 2º la omisión del pasage de Cervantes (Quijote, 749). Esto sería mucho más importante que aducir el texto de un ex-jesuíta académico á quien conocerán cuatro gatos. Al Sr. Oto de Buen citó el autor, por ser convecino; y á Mir, por inmortal. No cambio yo la inmortalidad de este autor por mi modesta oscuridad.

Vaya otro reparo de importancia. ¿Nos va á venir el autor en toda a obra, como la Academia, con aquello de '*comedor*, que come, *bebedor*,

que bebe; *aburridor,* que aburre', etc.? Porque entonces, habrá que apagar por segunda vez y largarse. ¡Pues no digo nada! Y si añadimos al ciento y la madre que trae la Academia los ciento y la abuela que pare, recopilados por mí con calma y paciencia, ¡santas pascuas!

De modo que, por los reparos que van saliendo, se ve la falta de método en la confección de la obra, la cual es producto de un trabajo de hormiga pacientísimo que agota la vida de un hombre y en el cual, á juzgar por el retrato del autor, no sólo se ha descejado, sino despelado casi por completo, con tanta vigilia y tanto afán de revisar textos, muchos de ellos por cierto desconocidos.

Y sigue el capítulo de los reparos. La colocación de las palabras es la misma que en el diccionario académico, lo cual quiere decir que es mala, pues ya sabemos, v. gr. que tras *ácaro* viene *acarralar,* y que después de *acarreto* vuelve á aparecer la *r* sencilla en *acartonar,* y *acartonarse,* que es lo único que hacen los señores en la Academia, y eso, no por la actividad suya, sino por la del maldito tiempo, cuyo valor es allí desconocido.

En *acaso,* yo me habría remitido á Cuervo, que trae cuatro columnas. Aquí se nota la falta de mención de la obra muy especialmente. El Sr. Pagés trae dos textos de Calderón que no puedo comprobar. Yo tengo anotado uno en que equivale á 'por casualidad', del mismo, no citado por Cuervo ni por Pagés. Ni este, de la Gitanilla: 'si *á caso* le buscasen.' Tampoco trae Pagés esta frase: 'nacen *al acaso* en el Norte' (La Batalla de los Arapiles, 85). Advierto que no tomo citas de segunda mano.

Ni Pagés ni la Academia ('Maraña', 4) traen *acastillar,* teniendo los franceses *accastiller,* voz tomada del castellano.

Acatar no viene, come ambos dicen, de *a* y *catar,* etimología infantil, sino de *adcaptare,* antiguo francés *acater.* Y además significa 'asociar'.

Ninguno de ambos cita *acayax,* del P. Cid, 2669 ('Maraña', 4). Ni *acecinado* (id.): 'perezosamente estiró el acecinado y árido cuerpo' (El equipage del rey José, 207). Ni *acecinamiento* (id.), de 'La Guarda cuidadosa'.

Ambos preguntan, en *acedía* = platija, si viene del árabe. No señores, eso del árabe es un recurso gastado y mandado retirar. El texto, como de costumbre: 'Cervantes.' ¡Y al sol! Yo diría: 'Rinconete y Cortadillo' (Novelas ejemplares, pág. 114, poniendo, por supuesto, al principio de la obra, 'ed. Coblens, 1832'). Y añadiría esto, en *acedo*: 'no estuvo en dos dedos de caerse muerta la Carducha con la aceda respuesta de Andrés' ('La Gitanilla,' Nov. ej., pág. 52). Y esto: '*Mosq.* Pienso que el viejo lo ha visto — Que trae aceda la vista' (El lindo don Diego, acto II, esc. XIV). Y esto: 'si te repite la respuesta que te diere dos ó tres veces, si la muda de blanda en áspera, de *aceda* (= al. *herb*) en amorosa' (Quijote, p. II, cap. X, pág. 422). O mejor, me remitiría á Cuervo.

Acéfalo podría empezar así: '*Acephalo* (P. Alejandro. 2331 b'), advirtiendo que está como nombre propio, con mayúscula, y que es sustantivo aquí, ó substantivo, que es como quieren hacernos decir y escribir ahora los señores.

El pasage de Cervantes, en *aceite de aparicio* = heilendes Wundöl (con minúscula en mi texto), se halla en el Quijote, II. 46 (pág. 623). La Academia ha tenido el buen acuerdo (¡rara avis!) de suprimir *aceite de petroleo,* frase que el Sr. Pagés no ha podido comprobar, como no pudo Cuervo hacerlo en multitud de capítulos académicos, lo cual indica 'eine faule Sache'.

Ni Pagés ni la Academia traen *acelerado,* de Cervantes. Esta ha añadido *acelajado,* que aquel trae con cita de léxico; yo tenía una del Heraldo, porque hoy dia, con tantas voces nuevas y tantos academizantes que no las admiten por no manchar su pulida pluma, se ve negro uno en cuestión de textos.

¡Dale con el árabe! *Acelga* no viene de él, sino de *síluca* por *sícula,* en mi opinión. Tengo dos textos anotados, modernos.

En *acendrado* = al. seelenrein, yo habría puesto: 'en este gremio, corro y compañía' está 'el acendradísimo caballero D. Quijote de la Manchísima, y su escuderísimo Panza' (guasa purísima, II. 38, pág. 582). Y en *aceña,* esto: 'de muchas ricas aceñas que les dicen traperas' (P. Alej. 1304 b); por cierto que en la interpretación usa Ochoa un castellano macarrónico. Y luego, habría citado *aceñar* ('Maraña,' 4, tomado del P. Alejandro, 355 b). — *Aceñero* viene también en la 'Biografía de un Gato'.

Voy á ver si en otra edición mencionan la Academia y el Sr. Pagés un vocablo citado en 'Maraña', *acer,* apedreándoles á citas: P. Alejandro (14 b, 671 d, 745 b, 751 c, 784 b, 1314 a, 1703 c, 2413 d, total ocho). ¡Al tiempo!

Si *acera* viene de *haz,* á la *h* con ella. Antes, la Academia remitía de *hacera* acá. Ahora, de aquí allá. Y así pasamos el tiempo, en remisiones, muchas de ellas falsas, y gran número pedantes. Pero *non hic locus.*

Creo que con el examen de estas 20 páginas (49—68) basta y aun sobra para enterarse aproximadamente del trabajo en cuestión.

Me he detenido en reseñar sus defectos. Pero no hay que echar en saco roto sus ventajas, que son: 1° La de proporcionarnos un cúmulo de citas sin las cuales no es posible comprobar el verdadero significado de las voces ni estudiar el desarrollo psicológico que han experimentado; 2° La claridad del texto de consulta, cualidad indispensable en obras de esa naturaleza.

Para un hombre solo, la empresa es colosal, y más si se compara esa tarea con la infeliz que desempeñan un par de docenas de miembros del Sanedrín académico, ayudado por una cáfila de corresponsales extendidos por el globo terraqueo de tal suerte, que en los dominios de la Academia nunca se pone el sol, sin que por eso alumbre jamás el de la ciencia en su diccionario.

Berlin. P. de Mugica.

Verzeichnis

der vom 15. Mai bis zum 23. Juli 1902 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Festgabe für Wendelin Foerster zum 26. Oktober 1901. Halle, Niemeyer, 1902. 499 S. 8. M. 15 [R. Lenz, Die indianischen Elemente im chilenischen Spanisch. M. Goldschmidt, Germanisches Kriegswesen im Spiegel des romanischen Lehnwortes. E. Stengel, Fromondins als Klosterbruder, Episode aus der Chanson von Gerbert de Mez nach 11 Hss. A. Thomas, Hérec de Beaujeu, maréchal de France, et les derniers vicomtes d'Aubusson. W. Cloëtta, Die Entstehung des Moniage Guillaume. J. Cornu, Das Hohelied in castillanischer Sprache des XIII. Jahrhunderts nach der Handschrift des Escorial I. I. 6. R. Zenker, Die Synagon-Episode des Moniage Guillaume II. C. Wahlund, Eine altprovenzalische Prosaübersetzung von Brendans Meerfahrt. H. Suchier, Die Mundart der Strafsburger Eide. M. Förster, Ein englisch-französisches Rechtsglossar. G. Baist, Variationen über Roland 2074, 2156. D. Behrens, Zur Wortgeschichte des Französischen. F. Neumann, Lat. *auca* > afz. *oie*, *oue* und Verwandtes. P. Rajna, Un eccidio sotto Dagoberto e la leggenda epica di Roncisvalle. V. H. Friedel, L'arrivée des Saxons en Angleterre d'après le texte de Chartres et l'Historia Britonum. L. Morsbach, Die angebliche Originalität des frühmittelengl. 'King Horn' nebst einem Anhang über anglofranzösische Konsonantendehnung. G. Steffens, Der kritische Text der Gedichte von Richart de Semilli. E. Gaufinez, Notes sur le vocalisme de Meigret. G. Gröber, Ein Marienmirakel. K. D. Bülbring, Sidrac in England. F. Tendering, Die logisch schulende Kraft der französischen Grammatik, ein Beitrag zur Methodik des französischen Unterrichts].

Sütterlin, Ludwig, a. o. Professor an der Universität Heidelberg, Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Kritische Bemerkungen zu Wilhelm Wundts Sprachpsychologie. Heidelberg, Winter, 1902. VII, 192 S. 8.

de Reul, Paul, Du point de vue sociologique dans l'histoire du langage, leçon d'ouverture du cours de Principes généraux de l'évolution du langage, faite à l'École des sciences sociales de l'Université, le 4 novembre 1901 (Extrait de la Revue de l'Université de Bruxelles, janvier—février 1902). Bruxelles 1902. 28 S. 8.

Findlay, J. J., Principles of class teaching. London, Macmillan, 1902. XXXV, 442 S.

Steinweg, Dr. C., Schlufs! Eine Studie zur Schulreform. Halle a. S., Niemeyer, 1902. 48 S. 8.

Beiträge zur romanischen und englischen Philologie dem X. deutschen Neuphilologentag überreicht von dem Verein akademisch gebildeter Lehrer der neueren Sprachen in Breslau. Breslau, Preuss & Jünger, 1902. 211 S. 8 [C. Appel, Die Danza general nach der Handschrift des Escorial neu herausgegeben. Mühlan, Der Bretonen Leben und Sterben. A. Pillet, Studien zur Pastourelle. C. Reichel, Zur handschriftlichen Überlieferung der Chanson de geste Fierabras. G. Sarrazin, Kleine Shakespeare-Studien].

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. XXIII, 5, Mai; 6, Juni.

Modern language notes XVII, 5, May [E. P. Hammond, The tent scene in Richard III. — J. S. Nollen, Heine and Wilhelm Müller, II. — A. S. Cook, The opening of Boccaccio's Life of Dante. — W. W. Newell, Arthurian notes. — J. W. Bright, Minor notes on Chaucer. — Reviews etc.]. 6, June [C. Searles, The Leodilla episode in Bojardo's Orlando innamorato. — G. P. Krapp, The first transcript of the Vercelli book. — W. F. Reeves, 'Mobled queen', Haml. II, 2. — R. Ferguson, Goldsmith and the notions Grille und Wanderer in Werthers Leiden, I. — A. S. Rosenbach, The curious impertinent in English dramatic literature before Shelton's translation of Don Quixote. — E. S. Ingraham, Apropos of a 17. cent. article on Jean Antoine de Baïf. — J. W. Strunk, Notes on Cynewulf. — Reviews etc.].

Studier i modern språkvetenskap utgifna af nyfilologiska sällskapet i Stockholm. II. Uppsala, Almqvist & Wiksells Boktryckeri-Aktiebolag, 1901. IX, 241 S. 8. Kr. 5 (Kronologiskt ordnade geografiska schemata öfver nordfranska medeltidslitteraturen [C. Wahlund]. Sur les 'propositions relatives doubles' [A. Malmstedt]. Om franska lånord i svenskan [A. Nordfelt]. Om användningen af ordet *katt* i svenska eder och liknande uttryck [A. W:son Munthe]. Les pronoms français au seizième siècle [G. Ernst]. Sur les adverbes qui déterminent les substantifs [Anna Ahlström]. Sur le dévelopment phonétique de quelques mots atones en français [E. Staaff]. La note sur le Virgile de l'Ambrosienne [Fr. Wulff]. Rimstudier hos Verlaine [R. G:son Berg]. Modus conjunctivus, särskildt i franskan [P. A. Geijer].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und Jules Jeanjaquet. VI, 2 [G. Fient, Hemd und Hosa (in Prättigauer Mundart abgefaßt). J. Volmar, Us et coutumes d'Estavayer, II. S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. A. Sprenger, Einige Sagen aus dem St. Galler Oberlande. J. Häberlin-Schaltegger, Aus dem thurgauischen Volksleben. Miscellen. Bücheranzeigen].

The modern language quarterly. V, 1, April [L. E. Kastner, Montaigne's philosophy. — R. B. McKerrow, The use of so-called classical metres in Elizabethan verse, II. — M. Bentinck Smith, Some remarks on chapter III of ten Brink's 'Chaucer's Sprache und Verskunst'. — Reviews etc.].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. X, 2 [H. Müller, Zweite englische Kanon-Liste. K. Meier, Racine und Saint-Cyr (II). Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. X, 3 [R. Kron, Französischer Lektüre-Kanon. K. Meier, Racine und Saint-Cyr (III). Berichte, Besprechungen, Vermischtes].

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht herausgegeben von M. Kaluza, E. Koschwitz, G. Thurau in Königsberg i. Pr. Erser Band, erstes Heft. Berlin, Weidmann, 1902. 116 S. 8 [Koschwitz, Die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität, I. Kaluza, H. Sweet's Stellung zur sogenannten Reformmethode, I. Thurau, Victor Hugo als Dichter für Haus und Schule. Graz, Zur Schullektüre. Delmer, Australian universities and modern language teaching. Lescœur,

La division et l'organisation du territoire français, introduction. Baumann, Darf man im französischen Unterricht von Genitiven und Dativen sprechen? — Mitteilungen. — Litteraturberichte und Anzeigen. — Zeitschriftenschau]. Jährlich vier Hefte von zusammen 24 Bogen, zum Jahrespreis von M. 8.

Neusprachliche Reformbibliothek. Herausgeg. von B. Hubert und M. Mann.

1. Band: P. A. Graham, The Victorian era; adapted for the use of schools, and with a full English commentary by D. R. Kron. VII, 89, 81 S. Geb. M. 1,80.

3. Band: R. Kipling, Three Mowgli stories, selected etc. by Prof. E. Sokoll. XIII, 87, 44 S. Geb. M. 1,80.

5. Band: W. Shakespeare, The tragedy of Julius Caesar. With introduction etc. by D. M. F. Mann. VIII, 86, 56 S. Geb. M. 1,80.

Sammlung neuphilologischer Vorträge und Abhandlungen herausgeg. von W. Vietor. Leipzig, Teubner, 1902. 8.

I: Michel Jouffret, De Hugo à Mistral. Leçons sur la poésie française contemporaine. 103 S.

II: R. Schinder, On certain aspects of recent Engl. literature. 112 S.

III: W. Vietor, Die Methodik des neusprachlichen Unterrichts. 56 S.

Baumann, Friedrich, Oberlehrer am Gymnasium zu Torgau, Reform und Antireform im neusprachlichen Unterricht. Abgedruckt aus der Zeitschrift für das Gymnasialwesen und durch Zusätze erheblich erweitert. Berlin, Weidmann, 1902. 44 S. 8. M. 1.

Logeman, H., Elckerlyc-Everyman. De vraag naar de prioriteid opnieuw onderzocht (Université de Gand, Recueil de travaux, 28. facs.). Gand, Vuylsteke, 1902. 175 S.

Engelien, A., Grammatik der nhd. Sprache. 5. Auflage, herausgeg. unter Mitwirkung von H. Jantzen. Berlin, W. Schultze, 1902. 619 S.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. XLV. Heft. Band V. Bogen 12—21. Bearbeitet von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher, E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber, 1902.

Die Amberger Parcifal-Fragmente und ihre Berliner und Aspersdorfer Ergänzungen. Herausgeg. von D. A. Beck, K. Präfekt an der Lehrerbildungsanstalt Amberg. Amberg, Böes, 1902. 49 S., 6 Tafeln. 4.

Die Carolina und ihre Vorgängerinnen. Text, Erläuterung, Geschichte. In Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegeben und bearbeitet von J. Kohler. II. Band: Die Bambergische Halsgerichtsordnung unter Heranziehung der revidierten Fassung von 1580 etc. herausgeg. von J. Kohler und W. Scheel. Halle, Waisenhaus, 1902. XCI, 312 S., 23 Abbildungen. M. 10.

Klopstocks Oden. Ausgewählt und erklärt für den Schulgebrauch. Mit einem Anhang: einige charakteristische Stellen aus dem Messias von R. Windel, Professor. 2. Auflage (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1902. 147 S. Geb. M. 0,75.

Freytags Schulausgaben für den höheren Unterricht. Leipzig, Freytag, 1902.

Der schwäbische Dichterkreis, eine Gedichtsammlung für Schule und Haus, herausgeg. von Dr. Ernst Müller. 142 S. Geb. M. 0,80.

Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Für den Schulgebrauch herausgeg. und erläutert von Oberlehrer D. W. Böhme. 347 S. Geb. M. 1,40.

Voretzsch, Prof. Dr. Carl, Unsere Soldatenlieder (Sonderabdruck aus der Beilage zur 'Allgemeinen Zeitung' Nr. 72 und 73 vom 27. und 29. März 1902). München 1902. 26 S. 8.

Beiblatt zur Anglia. XIII, 4—7, April—Juli.

The English world. May [Bristol's new docks. — Hospital '13'. — Mr. Rhodes's will. — Jerry Bundler. — A mountain paradise. — P'tite Mère. — Wind and bells. — An agricultural experiment. — Maupygernon. — Odds and ends of interest. — Questions and answers etc.]. — June [The shipping combine. — Notes of the month. — Bret Harte. — The very false Gallup of Dementia. — Mist. — The Hinda mystery. — Free Cuba. — Agriculture in Canada and its future. — The King's illness. — The peace terms].

Liddell, H. H., An introduction to the scientific story of English poetry, being prolegomena to a science of English prosody. New York, Doubleday, 1902. XVI, 312 S.

Bonner Beiträge zur Anglistik, herausgeg. von M. Trautmann. IX [H. Steffens, Versbau und Sprache des me. stabreimenden Gedichtes 'The wars of Alexander'. — U. Lindelöf, Wörterbuch zur Interlinearglosse des Rituale ecclesiae Dunelmensis]. Bonn, Hanstein, 1902. 220 S. M. 7.

J. T. Brown, Huchown of the awle ryale and his poems, examined in the light of recent criticism. Glasgow 1902 (read to the Royal Philos. Soc. Glasgow, 21. April 1902). 27 S.

Eckhardt, E., Die lustige Person im älteren englischen Drama (bis 1642). Palaestra XVII. Berlin, Mayer & Müller, 1902. XXXII, 479 S.

Jonson, Ben, The case is altered, a comedy, presented by students in the University of Chicago at the Auditorium Theater, 17. May 1902. Revised after the original edition of 1609. Chicago, The University of Chicago Press, 1902. 89 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3572: L. Merrick, When love flies out o'the window.
„ 3573—4: S. R. Crockett, The dark o'the moon.
„ 3575: M. Betham-Edwards, Moch beggars' hall.
„ 3576: G. Gerard, The blood-tax.
„ 3577: H. G. Wells, The first men in the moon.
„ 3578: Bret Harte, On the old trail.
„ 3579—80: R. S. Savage, The mystery of the shipyard.
„ 3581: W. W. Jacobs, At Sunwich Port.
„ 3582—3: Margaret J. Woods, Sons of the sword.
„ 3584: Mrs. W. K. Clifford, Woodside form.
„ 3585: E. F. Benson, Scarlet and Nyssop.
„ 3586: T. Hopkins, The silent gate.

Meier, Konrad, und Assmann, Bruno, Hilfsbücher für den Unterricht in der englischen Sprache. Ausgabe für Schulen mit dreijährigem Kursus. Teil II: Englisches Lesebuch. Leipzig, Seele, 1902. 229 S., mit einem Plan von London.

Nader, E. D., und Würzner, D. A., Englisches Lesebuch für Mädchen-Lyceen und andere höhere Töchterschulen. I. Teil, mit einer Karte der britischen Inseln und einem Plane von London. Wien, Hölder, 1902. VII, 249 S. Geh. 2½, geb. 3 Kr.

Shakespeare, Macbeth. With introduction and explanatory notes ed. by Prof. D. K. Deutschbein (Klapperichs Engl. u. franz. Schriftsteller, XII). Glogau, Flemming, 1902. XIV, 137 S.

Macaulay, History of England, erklärt von Dr. F. Meffert, ehem. Realgymn.-Direktor. 1. Heft. 1. Kapitel: die Zeit bis 1660. 3. Aufl. Text. Berlin, Weidmann, 1902. VIII, 125 S., Anm. 32 S. Geb. M. 1,60.

Poems of English country life, selected and edited with introduction and notes by Hereford R. George, M. A., and W. H. Hadow, M. A., Oxford, Clarendon Press, 1902. XII, 112 S. Geb. 2 Sh.

Reed, T. B., English boys. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. K. Münster, Oberlehrer (Freytags Sammlung französ. und engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1902. 108 S., dazu 58 S. Wörterbuch. Geb. M. 1,20.

Swoboda, W., Prof., Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyceen und andere höhere Mädchenschulen. I. Teil: Elementarbuch. Wien und Leipzig, P. Deutsche, 1902. VII, 170 S. Geb. Kr. 2,50.

Pünjer, J., Rektor, und Hodgkinson, F. H., ehem. brit. Vice-Konsul, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Ausgabe B, Teil I. 2. verb. u. verm. Aufl. Hannover und Berlin, Carl Meyer, 1902. 124 S. Geb. M. 1,60.

Köcher, E., und Runge, H., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Mit 12 Vollbildern, einem Plane von London, einer Karte von England und einer Münztafel. Leipzig und Berlin, Teubner, 1902. XII, 176 S., dazu Wörterverzeichnisse 88 S.

Kellner, Leon, Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyceen. Berlin, Springer, und Wien, Gerold, 1902. IV, 238 S. M. 2.

Thamm, E., Dr., First steps in English conversation, for use of schools. Ein Hilfsbuch für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache. Auf Grund der neuen preufsischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet. Gotha, Perthes, 1902. VI, 66 S. M. 0,60.

J. T. Gradon, B. A., Schlechtes und gutes Englisch, Sammlung von Fehlern, die von Nicht-Engländern beim Erlernen der englischen Sprache gemacht werden. Mit Schlüssel. [Mistakes in English, made by foreigners studying the language, with their corrections.] Strafsburg, K. J. Trübner, 1902. 54 S. Geb. M. 1.

Schmitz, H., Englische Synonyma für die Schule zusammengestellt. 2. verb. u. verm. Aufl. Gotha, Perthes, 1902. VI, 92 S. M. 1.

Mueller, Dettloff, Analysis of commercial correspondence with an abstract of commercial law; textbook for commercial academies und Handelshochschulen. Leipzig, Teubner, 1902. 142 S., with sample letter, definitions of technical terms, and English-German vocabulary.

Grundrifs der romanischen Philologie ... herausgegeben von Gustav Gröber. II. Band. I. Abteilung. 5. Lieferung (Bogen 60—81 und Titelbogen). Schlufs der I. Abteilung des II. Bandes. Strafsburg, Trübner, 1902. S. 945—1286. M. 5,20. (Enthält den Schlufs der Geschichte der französischen Litteratur von Gröber und das Register zur 1. Abteilung des II. Bandes.)

Revue des langues romanes. XLV, 2 [F. Troubat, La danse des treilles (ein in Montpellier bis ins 16. Jahrhundert hinauf nachweisbarer Tanz, dessen Figuren beschrieben werden; zugegeben die begleitenden Gesangesworte und Weisen). E. Stengel, Le chansonnier de Bernart Amoros (Forts.). F. Castets, I dodici canti (Schlufs des Textes). Bibliographie. Chronique]. XLV, 3 [A. Jeanroy, Refrains inédits du XIII[e] siècle. E. Stengel, Le chansonnier (suite et fin). J. Anglade, Lat. *gurgus*, formes féminines et masculines en provençal. Bibliographie].

Studj di filologia romanza pubblicati da E. Monaci e C. De Lollis. Fasc. 25 (vol. IX, fasc. 2°) [Pierre Toldo, Études sur le théâtre comique français du moyen âge et sur le rôle de la nouvelle dans les farces et dans les comédies. G. Bonelli, I nomi degli uccelli nei dialetti lombardi. Bullettino bibliografico]. Torino, Loescher, 1902. S. 181—488. L. 12,50.

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XVI, 3 [L. Clédat, Essais de sémantique, I. La famille du verbe *céder*, II. Les formules négatives. — Comptes rendus. Correspondance].

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens, Professor an der Universität Giefsen. Bd. XXIV, Heft 5 und 7. Der Abhandlungen drittes und viertes Heft [J. Ulrich, Die Sprichwörtersammlung Jehan Mielot's. W. Foerster, Zu Bartsch's Chrestomathie de l'ancien français. G. Nebb, Die Formen des Artikels in den französ. Mundarten (II. Teil). H. Schneegans, Der Münchener 'Rabelais' aus dem Jahre 1549. A. Mennung, Der Sonettenstreit und seine Quellen. E. Herzog, Nachträge zu XXIII[1] S. 302—310].

Mart. Hartmanns Schulausgaben französischer Schriftsteller. Leipzig, Stolte, 1902. Kl. 8. Geb.

25. Souvenirs d'une Bleue, élève de Saint-Cyr. Marguerite-Victoire de la Maisonfort à Geneviève de Colombe (octobre 1688—février 1691). Herausgegeben von Konrad Meier. Autorisierte Ausgabe. XVIII, 91, 37 S. Dazu ein Wörterverzeichnis v. 27 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1902. Kl. 8. Geb.

Les Bardeur-Carbansane, histoire d'une famille pendant cent ans par Jacques Naurouze. Troisième partie. A travers la tourmente. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. G. Balke, Oberlehrer am Kgl. Berger-Gymnasium zu Posen. IV, 112 S. M. 1,20. Wörterbuch dazu, 57 S., M. 0,50.

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig, Gerhard, 1902. Kl. 8.

9. Petite Nell par Mme Suzanne Gagnebin. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe mit Anmerkungen und Wörterbuch von Dr. Ernst Wasserzieher, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in Oberhausen (Rheinland). I. Teil: Text. 107 S. Geb. M. 1,20. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch. 24 S. M. 0,25.

Neusprachliche Reformbibliothek. Herausgeber: Dir. Dr. Bernhard Hubert und Dr. Max Fr. Mann. Leipzig, Rofsberg, 1902. 8. Geb.

2. Quatre nouvelles modernes. Annotées par Bernhard Hubert. (Boum-Boum par J. Claretie. Une guérison difficile par E. Legouvé. La chèvre de M. Seguin par A. Daudet. Yvon et Finette par É. Laboulaye.) VI, 76, 81 S. M. 1,80.
4. Expédition de Bonaparte en Égypte et en Syrie par Adolphe Thiers. Annotée par Prof. Dr. O. Schulze. X, 78, 82 S. M. 1,80.
6. Nouveau choix de contes et nouvelles modernes à l'usage des classes supérieures par D. Bessé, professeur à l'École normale de Versailles. (Les mères par A. Daudet. Le retour par R. Bazin. La première édition par J. Normand. Courage de femme par J. Normand. Anne des Iles par P. Féval.) VII, 91, 100 S. M. 1,80.

Pitt Press Series.

Madame Thérèse by Erckmann-Chatrian edited with introduction and notes by Arthur Reed Ropes, M. A., late fellow of King's College, Cambridge. Cambridge, University Press, 1902. XVI, 227 S. kl. 8. Geb. Sh. 3.

Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires par Eduard Koschwitz. Textes diplomatiques. Sixième édition revue et augmentée avec deux fac-similé. Leipzig, Reisland, 1902. 58 S. kl. 8.

Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires par Eduard Koschwitz. Textes critiques et glossaire. Leipzig, Reisland, 1902. VIII, 92 S. kl. 8.

Baist, Gottfried, Variationen über Roland 2074, 2156 (aus der Festschrift für W. Foerster, S. 213—232).

Hartnacke, Wilhelm, Aliscans II (2894—5380), kritischer Text mit Einleitung und Varianten. Inauguraldissertation aus Halle, 1902. 31 S. 8. (Die Dissertation enthält aufser der Einleitung die Stelle 2891—3350; die vollständige Arbeit soll bei Niemeyer in Halle erscheinen.)

Mélanges d'ancienne poésie lyrique. Chansons, jeux partis et refrains inédits du XIIIᵉ siècle publiés et annotés par A. Jeanroy. Paris, Picard, 1902. 68 S. 8 (Extrait de la Revue des Langues romanes 1896, 1897, 1902).

Ein Marienmirakel. Von Gustav Gröber in Strafsburg (aus der Festschrift für W. Foerster, S. 421—442). [Altfranzösische gereimte und bisher nicht gedruckte Fassung des Wunders von der Klosterpförtnerin, die während mehrjähriger Abwesenheit aus dem Kloster durch eine von der h. Jungfrau entsandte Stellvertreterin ersetzt wird, so dafs sie nachher unbescholten in ihr Amt zurückkehren kann. Diese Fassung wird mit zahlreichen anderen, lateinischen und französischen, verglichen. Sie ist der Arsenalhandschrift 3518 entnommen und scheint der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts anzugehören.]

Montaigne. Principaux chapitres et extraits des 'Essais' publiés avec des notices et des notes par A. Jeanroy, professeur à la Faculté des lettres de Toulouse. Deuxième édition. Paris, Hachette, 1902. XXXV, 379 S. kl. 8. Fr. 2,50. (Über die erste Auflage s. Archiv C, 218 ff.)

Patois-Lieder aus Lothringen. Von L. Zéliqson. Sonderabzug aus dem Jahrbuche der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde. Band XIII. 1901. 22 S. 4. [Die Texte sind in phonetischer Schreibung gegeben, von einer Übersetzung ins Französische und von einigen erklärenden Anmerkungen begleitet.]

Saure, Prof. Dr. Heinrich, Le théâtre français classique. Das klassische Drama der Franzosen. Für Schulen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. Erster Teil. Zweite verbesserte Auflage. (Tableau explicatif des syllabes douteuses. — Corneille: Le Cid. Horace. — Racine: Britannicus. Phèdre. Athalie. — Molière: Le Misanthrope. Les Femmes savantes. — Voltaire: Zaïre.) Berlin, Herbig, 1902. VIII, 185 S. 8. [Die im Titel genannten Stücke sind nur in Auszügen mitgeteilt, das Weggelassene ist durch kurze Inhaltsangaben ersetzt, und jedem Stücke geht eine knappe Analyse voran. In Anmerkungen unter dem Text werden Hilfen für angemessene Übersetzung, auch Erläuterungen anderer Art geboten.]

Französisches Reallexikon ... herausgeg. von Dr. Clemens Klöpper in Rostock. Lief. 28—30 (Schlufs: Uniforme—Zythogale, und drei Anhänge. S. 673—929). Leipzig, Renger. Jede Lief. M. 2.

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. Berne, Bureau du Glossaire (Hallerstrafse 39). 1902. 8. (Jährlich vier Nummern von je wenigstens 16 Seiten zum Preise von Fr. 1,50 jährlich. Die Redaktion bilden die Herren Gauchat, Jeanjaquet, Tappolet. Die erste [Doppel-] Nummer enthält aufser einem einleitenden Aufsatze über die *patois romands* eine Mundartprobe mit französischer Übersetzung, Etymologien und die Beschreibung des Heugadens samt den in den Ormonts üblichen Benennungen seiner Teile und der dazu in Beziehung stehenden Thätigkeiten. Die kleine Zeitschrift wird sicher die Mitarbeiter an dem grofsen Unternehmen aufklären, anregen, wohl auch neue gewinnen.)

Weitzenböck, Georg, Professor an der Landes-Oberrealschule in Graz, Lehrbuch der französischen Sprache. I. Teil. Vierte, inhaltlich unveränderte Auflage. Leipzig, Freytag, 1902. 172 S. 8. Geb. M. 2.

Boerner, Dr. Otto, Lehrbuch der französischen Sprache ... Ausgabe D ... Mitbearbeitet von Dr. Friedrich Schmitz. II. Abteilung, Mittelstufe. In Tasche: Französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Leipzig und Berlin, Teubner, 1902. X, 259, 76 S. 8. Geb.

Desselben Werkes Ausgabe B. IV. Teil. 2. Abteilung. (Neubearbeitung.) Oberstufe. Mit Wörterbuch. IX, 264, 136 S. 8. Geb.

Knörich, Dr. phil. Wilhelm, Direktor der städt. höheren Mädchenschule und Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Dortmund, Französisches Lese- und Lehrbuch. Erster Teil: Erstes Schuljahr. Zweite Auflage. Hannover und Berlin, Meyer, 1902. VI, 96 S. 8. Geb. M. 1,25.

Breymann, Dr. H., Französisches Elementarbuch für Gymnasien und Progymnasien. 1. Auflage. München und Berlin, Oldenbourg, 1902. VII, 129 S. 8. Geb. M. 2,10. (Verbesserte und vermehrte Neuauflage des Elementarbuchs für Realschulen.)

Schmeding, G., docteur en philosophie, professeur à l'École normale pour institutrices au château ducal de Wolfenbuttel, Matière grammaticale pour servir à l'enseignement des classes supérieures. Dresde et Leipsic, Koch, 1902. 48 S. 8.

Schneider, Direktor Prof. Dr. phil. Julius, Einige Hilfsmittel für die Praxis des französischen Unterrichts in der Prima. Beigabe zum Jahresbericht des Herzogl. Realgymnasiums mit Realschule zu Altenburg, S.-A. 1902. Programm Nr. 766. IV, 60 S. 8.

Marchot, Paul, docteur ès lettres, professeur à l'Université de Fribourg (Suisse), Petite phonétique du français prélittéraire (VI[e]—X[e] siècles). Seconde partie. Les consonnes. Fribourg (Suisse), Veith [o. J.]. S. 41—98. (S. Archiv CVII, 238.)

Gaufinez, Eugène, Notes sur le vocalisme de Meigret (aus der Festschrift für W. Foerster). S. 363—420.

Borelius, Hilma, Étude sur l'emploi des pronoms personnels sujets en ancien français (Extrait de 'Från filologiska Föreningen i Lund', II, 1902). Lund 1902. 20 S. 8.

Klöpper, Dr. Clemens, Stilistische Verschiedenheiten im Gebrauche der deutschen und französischen Pronomina. Dresden und Leipzig, Koch, 1902. 31 S. 8 (Neusprachl. Abhandlungen ... herausgeg. von Dr. Clemens Klöpper-Rostock. XII). M. 0,80.

Thomas, Antoine, Ancien français *nuitre*. Extrait des 'Mémoires de la Société de linguistique de Paris' T. XII. 3 S. 8. [*nuitre* wird aus *mute*, Var. *mutre* u. ähnl. in RAlix. 286 hergestellt, aus einer bei Littré unter *auvent* angeführten Psalterstelle weiter nachgewiesen und mit **noctula*, it. *nottola* gleichgesetzt.]

Schenk, Albert, Paris pédagogique. Kiel, Cordes [o. J.]. (Eine Wandtafel im Maſsstabe 1 : 20000; Gröſse 82 × 106 cm., aus welcher Zahl und Lage der Pariser Theater [!], Lyceen, Kollegien und höheren Unterrichtsanstalten ersichtlich werden. Die Namen der Straſsen, an denen die einzelnen Schulen liegen, sind zwar am Rande angegeben; da aber in den riesigen Stadtplan fast keine Straſsen eingezeichnet und auch für diese keine Namen angegeben sind, so wird nicht erkennbar, wie dem Benutzer durch das Blatt das Erreichen einer einzelnen Schule erleichtert werden könnte. Er wird immer daneben eines Bädekerschen Stadtplanes und der in jedem Führer zu findenden Aufschlüsse über Straſsenbahnen u. dgl. bedürfen.) M. 3.

Wershoven, Prof. Dr. F. J., Conversations françaises. Stoffe und Vokabular zu französischen Sprechübungen. Nach den Forderungen der neuen Lehrpläne bearbeitet. Köthen, Schulze, 1902. 92 S. 8.

Faggion, Bortolo, Le incursioni de' Normanni in Francia e la Chanson de Roland. (Dalla rivista 'Il Saggiatore'.) 12 S. 8.

Paris, Gaston, Naimeri — n Aymeric [aus Mélanges Léonce Couture. Études d'histoire méridionale dédiées à la mémoire de Léonce Couture (1833—1902), Toulouse, Privat, 1902]. 11 S. 8.

Modigliani, Ettore, Intorno alle origini dell' epopea d'Aspremont (aus Scritti vari di filologia in onore di E. Monaci, Roma 1901). 17 S. 8.

Baudler, Arthur, Guiot von Provins, seine Gönner, die 'Suite de la Bible' und seine lyrischen Dichtungen. Inaugural-Dissertation aus Halle. 1902. 91 S. 8.

Pillet, Alfred, Dr. phil., Privatdocent an der Universität Breslau, Studien zur Pastourelle. Sonderabdruck aus der Festschrift zum X. Deutschen Neuphilologentag. Breslau 1902. 56 S. 8.

Schneegans, F. Ed., Maistre François Villon. Sonderabdruck aus 'Neue Heidelberger Jahrbücher' XI, S. 153—172. Heidelberg, Koester, 1902.

Klingler, Oskar, Die Comédie-Italienne in Paris nach der Sammlung von Gherardi. Ein Beitrag zur Litteratur- und Sittengeschichte Frankreichs im siebzehnten Jahrhundert. Inaugural-Dissertation aus Zürich. Mit Illustrationen. Strafsburg, Trübner, 1902. VI, 232 S. 8.

Mühlan, Dr. (Glatz), Der Bretonen Leben und Sterben [aus 'Festschrift zum X. Deutschen Neuphilologentag']. 44 S. 8. Vom Verfasser gegen M. 1,25 zu beziehen.

Münch, Dr. Wilhelm, Geh. Regierungsrat, Professor der Pädagogik an der Universität Berlin, Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts. Zweite umgearbeitete Auflage. [Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen herausgeg. von D. A. Baumeister. Dritter Band, 2. Abteilung, 1. Hälfte.] München, Beck, 1902. IV, 179 S. 8. M. 4, geb. M. 5. (Die erste Auflage ist besprochen Archiv XCV, 328—333.)

Löwisch, Dr. M., Das Volkslied im französischen Unterricht. Sonderdruck aus dem Jahresbericht des Grofsherzogl. Sächs. Realgymnasiums zu Eisenach, 1902. 32 S. 4.

Crescini, Vincenzo, La lettera epica di Rambaldo di Vaqueiras (testo critico, versione, postille), omaggio a Giosuè Carducci. Memoria letta alla R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, nella tornata del giorno 8 di giugno 1902, ed inserita nel Vol. XVIII, dispensa III degli Atti e Memorie. Padova 1902. 26 S. 8.

Thomas, Antoine, Étymologies gasconnes [aus Mélanges Léonce Couture. Études d'histoire méridionale dédiées à la mémoire de Léonce Couture (1833—1902), Toulouse, Privat, 1902]. 14 S. 8.

Dittes, Dr. Rudolf, Über den Gebrauch der Participien und des Gerundiums im Altprovenzalischen. Separatabdruck aus dem Programme der deutschen k. k. Staats-Realschule in Budweis, veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1902. Budweis, Selbstverlag, 1902. 32 S. 8.

Dittes, R., Über den Gebrauch des Infinitivs im Altprovenzalischen. Syntaktische Studie. Aus 'Romanische Forschungen herausgeg. von Vollmöller', XV, 1. 1902. 40 S. 8.

Donati, Dr. L., professore alla Scuola cantonale di Zurigo, Corso pràtico di lingua italiana per le scuole tedesche. Grammàtica — Esercizi — Letture. Zurigo, Art. Institut Orell Füfsli, 1902. VI, 336 S. 8. Geb. Fr. 4,50.

Zuberbühler, A., Lehrer an der Sekundarschule in Wädenswil, Kleines Lehrbuch der Italienischen Sprache. II. Teil. Lese- und Übungsbuch. Zürich, Art. Institut Orell Füfsli, 1902. VII, 191 S. 8. Geb. Fr. 2,80. (Der erste Teil, VIII, 131 S., geb. Fr. 1,90, ist 1902 in vierter Auflage erschienen.)

Riccoboni, Daniele, Studi sul dialetto veneto. II. Intorno alla lingua di Nicola da Verona, trovero del secolo XIV. (Dagli Atti del R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti, t. VIII, serie VII. 1896—97.) 8 S. 8. — Continuazione e fine (eb. t. LX, parte seconda. 1901). 33 S. 8. Der Text war im t. V, s. VII, 1893—4 erschienen.

Ettmayer, Karl von, Lombardisch-Ladinisches aus Südtirol. Ein

Beitrag zum oberitalienischen Vokalismus. Aus 'Romanische Forschungen' XIII, 2, S. 321—672.

Eighteenth and nineteenth annual Reports of the Dante Society (Cambridge, Mass.) 1899—1900. [Accompanying papers: A list of Danteiana in american libraries, supplementing the catalogue of the Cornell Collection, compiled by Theodore Wesley Koch. Index of authors quoted by Benvenuto da Imola in his commentary on the Div. Commedia; a contribution to the study of the sources of the commentary, by Paget Toynbee.] Boston, Ginn and Company (for the Dante Society), 1901. XVII, 67, 54 S. 8.

Crescini, Vincenzo, L'episodio di Francesca. Padova, Draghi. 32 S. 8. L. 0,50. (Vortrag, der am 7. Mai 1902 in Padua gehalten wurde.)

Bertana, Emilio, Vittorio Alfieri studiato nella vita, nel pensiero e nell'arte, con lettere e documenti inediti, ritratti e fac-simile. Torino, Loescher, 1902. VII, 547 S. 8. L. 9.

Zumbini, B., Studi sul Leopardi. Volume I. Studi giovanili di erudizione e di letteratura. Primo periodo poetico. Attraverso lo 'Zibaldone'. Secondo periodo poetico. Firenze, Barbèra, 1902. XIII, 335 S. 8. L. 3,50.

Cancioneiro gallego-castelhano, the extant galician poems of the gallego-castilian lyric school (1350—1450) collected and edited with a literary study, notes, and glossary by Henry R. Lang, professor of romance philology in Yale University, corresponding member of the Royal Academy of Sciences of Lisbon. I. Text, notes, and glossary. New York, Scribner's Sons; London, Arnold, 1902. XIX, 284 S. 8. (Yale bicentennial publications.) Geb. $ 3,00 net.

Die Danza general nach der Handschrift des Escorial neu herausgegeben von Carl Appel. Sonderabdruck aus der Festschrift zum X. Deutschen Neuphilologentag. Breslau 1902. 42 S. 8.

Altamira, Rafael, profesor de la Universidad de Oviedo, Psicología del pueblo español. Madrid, Fé; Barcelona, López, 1902. 209 S. 8. Pes. 2.

Reynier, Gustave, La vie universitaire dans l'ancienne Espagne. Paris, Picard; Toulouse, Privat, 1902. VII, 222 S. 8. Fr. 3,50.

Farinelli, Arturo, profesor en la Universidad de Innsbruck, España y su literatura en el extranjero á través de los siglos, conferencia dada en el Ateneo científico, literario y artístico de Madrid la noche del 19 de enero de 1901. (De la revista *La Lectura.*) Madrid 1902. 40 S. 8.

Beilage:

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG,

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CIX. BAND, DER NEUEN SERIE IX. BAND,

3. u. 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

BREITESTRASSE 1.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1902.

Inhalt.

CIX. Band, der neuen Serie IX. Band,

3. u. 4. Heft.

Schlufs der Redaktion 1. Dezember 1902.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Zu den Quellen des 'Esopus' von B. Waldis.[1]

Über die Quellen des B. Waldisschen *'Esopus'* herrscht noch nicht völlige Klarheit. Heinrich Kurz[2] und Julius Tittmann[3] haben zwar in den Anmerkungen zu ihren Ausgaben von einem grofsen Teil der Fabeln die Quellen nachgewiesen, aber was sie unerforscht gelassen haben, ist immerhin noch beträchtlich genug, und ihre Angaben bedürfen selbst da, wo sie im allgemeinen richtig sind, im einzelnen mehrfach der Berichtigung und Ergänzung.

Während Kurz über die Hauptquelle des Dichters noch sehr ungenügend unterrichtet ist und daher eine Menge von Vorlagen (darunter den *Vincentius Bellovacensis,* den *Petrus Alfonsi,* die *Sermones discipuli* des J. Herolt, sowie dessen *Quadragesimale* und *Speculum exemplorum,* ferner das *Quadragesimale* von J. Gritsch, das *Itinerarium Paradisi* von J. Raulinus u. s. w.) annimmt,[4] kommt Tittmann der Wahrheit auf den Grund, indem er für die Fabeln 1—283 die bekannte

---

[1] Vorstehender Aufsatz, für die zum 25jährigen Professorenjubiläum Herrmann Pauls erscheinende Festschrift bestimmt, wurde zu spät fertig. Indem ich ihn an dieser Stelle veröffentliche, verbinde ich damit die herzlichsten Glückwünsche für den Jubilar.

[2] Esopus von Burchard Waldis, hg. von H. Kurz; Leipzig, Weber. 2 Bde. 1862. (Deutsche Bibliothek, hg. von Heinrich Kurz. Bd. I u. II.)

[3] Esopus von Burchard Waldis, hg. von Julius Tittmann; Leipzig, Brockhaus. 2 Bde. 1882. (Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, hg. von K. Goedeke und J. Tittmann, 16. und 17. Bd.)

[4] Vgl. seine Ausgabe Bd. I, praef. XXVI ff.

Fabelsammlung von Dorpius als Vorlage bezeichnet. Unrichtig ist indes einmal, was er über diese Fabelsammlung sagt; ein Eingehen hierauf kann ich mir jedoch ersparen, da W. Braune in seiner vortrefflichen Ausgabe der Fabeln des Erasmus Alberus[1] (praef. XXX—XLII) sorgfältige Angaben über diese Sammlung und ihre zahlreichen Ausgaben gemacht und insbesondere auch den seltsamen Irrtum Tittmanns verbessert hat, dafs 'dieses Buch ... in der älteren Ausgabe sowohl wie in der neuen vermehrten Waldis vorgelegen habe'. Waldis hatte selbstredend nur ein Exemplar der späteren, nicht erst von 1532 an, wie Tittmann meint, sondern bereits 1521 erweiterten Fassung vor sich. Ferner hat Tittmann die wichtige Frage ununtersucht gelassen, ob Waldis bei jenen 283 Fabeln wirklich nur die Sammlung des Dorpius gekannt, ob er nicht daneben noch andere Vorlagen benutzt hat.

Ich glaube daher, dafs es angezeigt wäre, das Quellenverhältnis des '*Esopus*' einer nochmaligen Untersuchung zu unterziehen. Eine gründliche Umschau unter den Fabel- und Schwanksammlungen vor 1548 wird ergeben, dafs Waldis neben dem vielverbreiteten Buche des Dorpius noch manches andere für seine Fabeln zu Rate gezogen hat. Hierüber gedenke ich an anderer Stelle ausführlich zu handeln. Hier möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser nur auf eine Quelle des hessischen Dichters hinlenken, an die man noch nicht gedacht hat, obwohl sie nahe genug liegt, ich meine die '*Fabulae Aesopicae*' des Joachim Camerarius.

Diese Fabelsammlung wird von H. Kurz sehr oft unter den Bearbeitungen und Nachweisen der einzelnen Fabelstoffe, aber niemals als Quelle einer Fabel des Waldis angeführt. Kein Wunder auch: Kurz scheint die von ihm citierte Ausgabe der '*Fabulae Aesopicae*' von 1564 (Leipzig) für die editio princeps zu halten. Da nun der '*Esopus*' des Waldis 1548 zum ersten Male erschien, so dachte er, es sei undenkbar, dafs dieser jene gekannt haben könne. In Wahrheit kamen die '*Fabulae Aesopicae*' bereits 1538, also zehn Jahre vor dem '*Esopus*', ans

[1] Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Nr. 104—107.

Licht,[1] und es wäre die Aufgabe der Quellenforscher längst gewesen, das Verhältnis des Waldis zu dem Bamberger Humanisten klarzulegen.

Eine Frage muſs ich von vornherein von der Betrachtung hier ausschlieſsen, nämlich die, ob die *'Fabulae Aesopicae'* etwa schon bei den ersten 283 Fabeln als Nebenquelle gedient haben.

---

[1] Ich will an dieser Stelle keine erschöpfenden bibliographischen Angaben über die *'Fabulae Aesopicae'* machen, ich begnüge mich hier, einige der wichtigsten Ausgaben kurz zu erwähnen.

Die *editio princeps*, die mir leider hier nicht zur Verfügung stand, ist beschrieben in Fabricii *Bibliot. Graeca* Bd. XIII (Hamburg 1726), S. 510. Ich bezeichne sie mit T.

Mir lag ein Nürnberger Nachdruck mit folgendem Titel vor:

AESO-||PI PHRYGIS || FABVLARVM CELE-||berrimi autoris Vita. || FABELLAE AESOPI||cae plures quadringẽtis, quae||dam prius etiam, multa nũc||primũ editae: oẽs autẽ orati || ionis cõueniente & aequabili||ueluti filo pertextae à Joachi||mo Camerario Pabengeñ. || Fabulae itẽ Liuianae, Gelli||anae, Politiani, Gerbelij & || Erasmi aliquot. || Norimbergae 1539.

Ein Drucker ist nicht genannt. Blatt- oder Seitenzählung fehlen, die Signaturen gehen bis V8. Diese Ausgabe, die ich durch N bezeichne, enthält 425 Nummern (gleich der ed. princ.?), die gegen den Schluſs eine eigentümliche Ordnung darbieten: nach Nr. 403 folgt Nr. 410—425, dann 404—409. Die aus T herübergenommene Dedikation an 'Joanni Schoppero Venerabili patri & Abbati Conuentus Fontis Salutaris' ist von Tubingae Id. Sextilio 1538 datiert. —

Von Wichtigkeit für die Geschichte des Buches ist folgendes Werkchen:

Appen||dix Fabvlarvm || Aesopicarvm nvper || editarum à Joachimo Camerario || additis Aegyptiacis & alijs qui || busdam fabulosis narra || tiunculis. | Tvbingae ex offici||na Vlrici Morhardi Anno MDXXXIX.

Das Büchlein (App. hier bezeichnet) enthält 3 nicht gezählte, 45 gezählte und wieder 5 nicht gezählte Blätter kl. 8°. Dieser Nachtrag zu der im Vorjahre veröffentlichten Sammlung enthält einige siebzig neue Fabeln und ist dem Micael Rotingus in einem vom V. Non. datierten Febr. Schreiben dediziert. Also nur ein paar Monate nach dem Erscheinen der editio princ. ergänzte Camerario seine erste Sammlung. Die nach 1539 in Tübingen erschienenen Ausgaben, wie z. B. die mir vorliegende von 1542 (T^x), bieten die neuen Fabeln bereits eingereiht. In dieser letzten Ausgabe sind mehrere Fabeln in anderer Reihenfolge aufgeführt.

Schwer zu bestimmen ist der s. a. mit verändertem Titel Norimbergae apud G. Wachterum erschienene Druck. Er enthält nur 425 Nummern, bietet aber Abweichungen im Texte der Fabeln, die uns zwingen, ihn nach 1539 zu setzen. Ich bezeichne ihn N^w.

Die Beantwortung derselben würde auch zu ausführlichem Eingehen auf die Hauptquelle (Dorpius) und auf andere Fabelsammlungen, kurzum zu Weiterungen zwingen, wozu mir hier der Raum fehlt. Ich begnüge mich daher zu zeigen, welche unter den letzten 117 Fabeln des *'Esopus'* ganz oder teilweise Camerarius entlehnt sind.

Ich übergehe zunächst die Fabeln *'Esopus'* III, 84, 86 und 91, von denen zwar bei Camerarius ähnliche Versionen vorkommen, deren Benutzung seitens Waldis aber zweifelhaft ist, und hebe an mit der Fabel III, 95

Von einem alten vnd einem newen Wagen.

Als der seit 1535 in Tübingen wirkende Camerarius 1541 nach Leipzig berufen wurde, liefs er drei Jahre später in dieser Stadt eine neue Ausgabe mit geändertem Titel erscheinen:

> HISTORIA || VITAE FORTUNAEQUE AESO-||PI CUM FABVLIS ILLIVS || pluribus quingentis, & alijs quibusdam narra-||tionibus compositis studio & diligentia || JOACHIMI CAMERARII PAB. Quibus additae fuere & Liuianae duae et Gellianae ac aliorum aliquot. etc. — LIPSIAE || ex officina recente || Valentini Papae MDXLIIII.

Das Dedikationsschreiben des Camerarius, 19 Seiten lang, ist an Joan. Malleolum puerorum nobilium in Booemia paedagogum gerichtet und 'idibus Martijs' datiert. Das Buch enthält 24 ungezählte, 538 gezählte und wieder 28 ungezählte Seiten kl. 8°. Die Ausgabe bietet ein paar neue Fabeln gegenüber den früheren (und wird von mir L^a bezeichnet).

Die späteren Ausgaben sind ohne Bedeutung für Waldis. Ich bemerke also kurz, dafs Camerarius 1564 eine neue Ausgabe — die von Kurz u. a. meist citierte — 'Lipsiae in officina Ernesti Voegelini Anno MDLXIIII' erscheinen liefs (von mir L^b bezeichnet) mit abermals verändertem Titel (FABVLAE AESOPICAE PLVRES QVINGENTIS ET ALIAE QVAEDAM NARRATIONES etc.) und einer Dedikation an 'Esromo Rudingero, genero suo'. Spätere gute Ausgaben sind die von 1570 und 1598. — Früh wurden die *'Fabulae Aesopicae'* zu Sammlungen für Schulzwecke herangezogen. So besitze ich eine solche, die 1576 in Leipzig bei J. Steinmann (Typis Voegelianis) erschienen ist, aber schon lange vorher einmal herausgekommen sein mufs, weil sie zwei Dedikationsschreiben von Melanchthon an B. Ziegler enthält. Die gleiche Sammlung gab mehr als ein Jahrhundert später Christian Daumius wiederholt bis tief in das 18. Jahrhundert heraus und versah sie mit Nachweisen. — Man kann wohl sagen, dafs die *'Fabulae Aesopicae'* kaum weniger Auflagen als die Sammlung des Dorpius erfahren, aber viel länger fortgelebt haben.

Kurz bezeichnet (II, S. 142) die Quelle dieser Fabel als unbekannt und giebt auch keine Nachweise an. Tittmann bemerkt (II, S. 112 A.) zu derselben: 'Scheint eigene Erfindung des Dichters.' Die Quelle ist aber Camerarius' *'Fabulae Aesopicae'* Nr. 406 (N.) (T^x Bl. 157, L^a S. 329, L^b S. 303).

Ich führe die lateinische Fabel hier ganz an.

De plaustro recenti et uetere.

Plaustrum recens stridentibus rotis fertur obuiam quondam factum alteri, quod & uetustius, & cuius rotae detritiores essent. Hoc igitur illud interrogat, quid queratur, aut quae res ad ista ipsum lamenta adigat. Cui recens & stridulum plaustrum: Cur tu obsecro tanto, inquit, silentio inueheris, & raros etiam gemitus edis sub oneribus? Sentio enim, inquit hoc, dolorem, & ferenda intelligo quae imposita mihi sunt, itaque ferre quam deplorare malo.

Docet fabula, clamores & uociferationes non fere a uanitate & incogitantia abesse. Vt dicant Franci; cachinnos sonantes in ore nasci. Etiam docet, quantum in laboribus perferendis exercitati nouitijs & rudibus praestent.

Waldis hat diese Fabel in seiner gewohnten Weise nachgeahmt: er gestattete sich Ausschmückungen und kleine Abweichungen. Hebt Camerarius kurzweg mit dem Wagen selber an, so spricht Waldis erst von dem Bauern, dem der neue Wagen gehört, und erzählt uns:

> Den lud der Bawr mit Weytzenkern,
> Wolt fahrn zu mark, war eben fern.

Anschaulich schildert Waldis das Geräusch des neuen Wagens und ebenso das heruntergekommene Aussehen des alten Karrens, während Camerarius das kurz mit einem Beiwort abfertigt.

Sachlich weicht Waldis insofern von seiner Quelle ab, als bei ihm der neue Wagen das Gespräch beginnt, während bei Camerarius der alte anfängt und den neuen nach der Ursache seines Ächzens fragt. Die Auffassung des Waldis, dass der alte Karren, trotz seiner schweren Last,

Dennocht gieng stillschweigend daher,
Gleich ob er hette kein beschwer,

und erst auf die Frage des neuen Wagens das Stillschweigen bricht, ist eine entschiedene Verbesserung gegenüber Camerarius.

Dafs aber Waldis wirklich die *'Fabulae Aesopicae'* zur Vorlage hatte, das beweisen verschiedene wörtliche Anklänge. Ich lasse zu den oben durch gesperrten Druck hervorgehobenen Stellen hier die entsprechenden nachgeahmten Verse des deutschen Dichters folgen:

V. 10. Da kam ein ander Wag entgegen,
Der war nun alt vnd abgenützt
Sein achssen — — — — — —
— velgen, speichen, naben
Verbraucht ...

V. 19. — — — der Wagen new
— sprach: ich bitt dich auff mein trew

V. 26. Vnd dennoch solcher last bist trechtig,
Doch hört man solchen alten Wagen
Gar selten seufftzen oder klagen.
'Ey' — — — sprach der alt
— — — — — — — — — — — —
Wiewol mirs in mein gliedern schmertzt,
— — — — — — — — — — — —
Doch weil mirs ist gesetzt zur buſs,
Das ich nur immer tragen muſs,
So gib ich mich darinn auch willig
Vnd werd derhalben nimmer schellig.
Ich leidts geduldig ...

Was die Moral der lateinischen Fabel anbetrifft, so hat Waldis nur den letzten Satz benutzt, den er aber umschreibt, wenn er sagt:

Ein gmeyner schad ist gut zu wagen,
Ein teglich vnglück leicht zu tragen;
Schwer tragen lert ein offt die not,
Die gwohnheit leichte bürden hot.

Gleich die nächste Fabel — oder richtiger Erzählung — des Waldis (III, 96),

Wie einer seinem Freunde gelt zu behalten gab,

ist auch Camerarius entnommen. Kurz vermutete als Quelle derselben *'Aes. s. l. P. I.a Fabule collecte De fidei commissa*

pecunia Exhortatio' [wohl identisch mit Steinhöwel '*Esopus*' (lat.) 143 *de fidei commissa pecunia* (ed. Oesterley S. 301) = Alfonsi, *Discipl. Clericalis* cap. 16 = *Gesta Romanorum* c. 118]. Tittmann äufsert sich folgendermafsen: 'Die nächste Stelle kann ich nicht nachweisen; die Geschichte ist alt und weit verbreitet. Steinhöwel ex Adelfonso 238ª, 239ᵇ.'

Kurz und Tittmann deuten auf die gleiche Geschichte hin. Diese hat zwar eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen des Waldis, ihre Quelle aber ist sie nicht. In jener (aus der *Disciplina Clericalis* des Petrus Alfonsi stammenden) Erzählung wird der Empfang von anvertrautem Geld geleugnet, und der Betrogene veranlafst einen Freund, dem Betrüger Kisten, angeblich mit köstlichem Geschmeide, in Wirklichkeit mit Kies gefüllt, zur Aufbewahrung zu übergeben, wo er denn, in demselben Augenblick eintreffend, durch diese List sein Eigentum zurückerhält. Bei Waldis handelt es sich auch um anvertrautes Geld, aber sein Empfang wird nicht geleugnet, es wird nur behauptet, die Mäuse hätten es gefressen, kurz es ist die bekannte, auf das alte indische Fabelbuch Calila ve Dimna (Bidpai) zurückgehende Erzählung, betreffs deren Verbreitung ich auf Oesterley zu *Wendenmuth* I, 191 und Bolte zu Schumanns *Nachtbüchlein* I, 11 (Stuttg. Litt. Verein 197. Publikation S. 392 und 209. Publikation S. 279) verweise.

Waldis konnte die Erzählung aus dem *Directorium vitae humanae* des Johannes von Capua, der lateinischen Übersetzung des indischen Fabelbuches, oder aus deren deutschen Übertragung, dem *Buch der Beispiele der alten Weisen* (beide von 1480 an wiederholt, das deutsche Buch unzählige Male gedruckt), oder aus den '*Fabulae Aesopicae*' des Camerarius N. Nr. 385 '*Depositum aes*' (Tˣ Bl. 147, Lᵇ S. 285) schöpfen. Dafs er aber nur das letzte Werk benutzte, läfst sich leicht zeigen.

Im '*Directorium*' 'deposuit' 'quidam pauper mercator ... mille libras ferri' 'apud quemdam notum suum', im '*Buch der Beispiele*': 'ein kauffman ... het ... hundert pfund ysen ... in sins wirtes hufs in einr statt geben', bei Camerarius: 'Deposuerat mercator apud hospitem suum magnum pondus aeris' und bei Waldis: 'Vil gelts ein kaufman ... legt ... Bey seinem Wiert auf guten glauben'; man beachte dabei die Doppelbedeutung von aes = Erz (Kupfer) und Geld.

Der von der Reise zurückgekommene Kaufmann fordert im *'Directorium'* und im *'Buch der Beispiele'* sein Eisen, bei Camerarius sein 'aes', bei Waldis sein Geld. Die Ausrede des Wirtes (bei Joh. von Capua des Freundes) ist die gleiche in allen Versionen. Die Antwort des Kaufmanns bietet im *'Buch der Beispiele'* den sonst fehlenden Zug, 'daſs kein Tier auſser dem Strauſs (= »on ein struſs«) Eisen fresse.'

Der Kaufmann giebt sich scheinbar zufrieden, und der Wirt, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, lädt im *'Directorium'* und im *'Buch der Beispiele'* den Betrogenen ein, bei ihm zu speisen, ein Zug, der bei Camerarius und Waldis fehlt.

Der Kaufmann stiehlt dann den Sohn des Wirtes und verbirgt ihn im *'Directorium'* 'in domo cuisdam', in den drei anderen Versionen 'bei einem anderen Wirt'.

Im *'Buch der Beispiele'* kommt der Kaufmann erst am dritten Tag zu seinem Wirt zurück (bei Johannes von Capua fehlt die Zeitangabe), bei Camerarius 'postero die', bei Waldis, damit übereinstimmend, 'am anderen Morgen'.

Im *'Directorium'* behauptet der Kaufmann, 'vidi auem que rapuit ... puerum', im *'Buch der Beispiele'* ebenfalls 'ein vogel' schlechtweg, bei Camerarius und Waldis ist es ein Rabe.

Es erübrigt noch ein paar Züge anzuführen, die Camerarius und Waldis gemeinsam sind, in den anderen beiden Versionen aber fehlen.

Camerarius:	Waldis:
Quid? mures, inquit mercator, homo intelligens, Dij boni quid narras? nunquam audiui illos hoc cibo uti,[1] sed bene habet quod tu euasisti uoracitatem ipsorum. Placebat hospiti commentum suum, quo(d) tam facile imposuisset mercatori. Sed dum discedit mercator puerum per-	Der Kauffman, wie er war gar klug ... Er sprach: was hör ich immer sagen? Pflegen die Meuſs auch Gelt zunagen? Das hab ich warlich nie gewust, Das sie zu solcher speiſs han lust ... So hastu warlich sehr groſs glück, Weil du bist in der mitt gesessen, Das sie dich nit han auch gefressen ...

[1] In den späteren Ausgaben, anfangend von N^w und T^x, wenn nicht schon früher, finden sich hier noch folgende Worte: 'Vtuntur, inquit ille, & hic & in insula Gyaro, an tu obsecro, non audisti? Non equidem, inquit mercator, quod sciam!' — Da Waldis von diesen Worten keine Kenntnis zeigt, so dürfte er eine Ausgabe vor 1542 zur Vorlage gehabt haben.

quam scitum filium hospitis sui, ante aedes discurrentem absque custode, abducit ad alium suum hospitem.

Der Wiert frewt sich in seinem sinn,
Das er den Kauffman hat gefatzt,
Mit solcher list das Gelt abgschwatzt.
Dieweil, der Kauffman gieng hinaufs,
Findt auff der Gassen für dem Haufs
Des Wiertes Son, ein Knaben klein
Der spielt vnd war nun gar allein.
Den bracht er — — — — — —
Heimlich zu seinem andern Wiert.

Die entsprechende Stelle lautet im *'Directorium'* (Hervieux V, S. 165): Et ait mercator: Nunquam audiuimus esse in mundo animal quod frangeret ferrum, et mures comederunt modo illud. Nunc autem nihil reputo illud, ex quo Deus liberauit te ab eis, et non offenderunt te. At ille gauisus [est] de verbo quod audiuit ab eo rogauitque illum vt comederet secum illa die et statuit sibi terminum reueniendi ad eum. Postquam vero recessit ab eo mercator cogitauit argumentum vt caperet sibi filium suum. Qui cum furatus esset eum, abscondit in domo cuisdam. —

Im *'Buch der Beispiele'* lautet sie folgendermafsen. (ed. Holland S. 60): Sprach der kauffman: 'Nie hat man gehört noch gesehen, daz kein tier sy, das ysen efs, on ein strufs vnd hie essen es die müfs. Aber ich schäz das alles für nicht, allein so dich got vor jnen behüt hat, das du vnbeschädiget von jnen kummen bist.' Der wirt was fro von des kouffmans worten vnd lud in, by im zu essen. Vnd do der kouffman ufs dem hufs kam, gedacht er, wie er dem man sinen sun stelen möcht, der zumal ein wolgeschaffner junger knab was vnd dem vatter vast lieb. Un do er jm den gestal, do behielt er in jn eines andern wirtes hufs. —

Auch die Moral des Camerarius hat Waldis herübergenommen: Fabula subijcit proverbij sententiam: C l a u u m c l a u o p e l l i o p o r t e r e. Waldis: M i t N e g e l n m a n N e g e l a u f s g r e b t etc. —

Die nächste Erzählung, die hierher gehört, ist *'Esopus'* IV, 13

Vom Schiffman vnd einem Diebe.

Kurz sagt über diese (II, S. 153): 'Wahrscheinlich mündliche Überlieferung oder eigenes Erlebnis'. Bearbeitung (davon): Aes. Camer. 328: *Tempestas in mari.* — Tittmann schreibt das (II, 160)

getreulich nach: 'Eigenes Erlebnis, später in Joachim Camerarii "*Fabulae Aesopicae*" (Lipsiae MDLXX) Nr. 328: Tempestas in mari (schon 1564 gedruckt)'.

Die Erzählung erschien bereits 1539 im Druck in dem oben erwähnten '*Appendix fabvlarum*' S. 11[a]. Hier lautet sie:

Tempestas in mari.

Orta in mari tempestate atroce, omnibusque alijs metu trepidantibus, unus inter illos solus omnium nullam dare significationem timoris, ac potius magnam prae se ferre confidentiam. Cui alius quidam, quaenam res te, inquit, aut spes, tam securum in maximo discrimine praestare potest? Tum hic, nihil enim periculi est, inquit. Nihil ne, inquit alter, iam pene fracta naui? Mihi quidem, inquit ille, cuius corpus non piscibus, sed auibus pabulum praebere debet.

Fabula docet, diuinitus reseruari ad sua supplicia malos.[1]

Das Verhältnis des Waldis zu dieser Darstellung ist ein sehr freies, wie man es indes bei ihm seinen Vorlagen gegenüber sehr oft beobachten kann. Waldis erzählt die Geschichte mit grofser Frische und Lebendigkeit als Erlebnis auf einer Seereise nach Riga und hält sich, obwohl in dem Schwanke im wesentlichen mit Camerarius übereinstimmend, von wörtlicher Anlehnung ganz frei.

Als unbekannt bezeichnet Kurz (II, 165) auch die Quelle von '*Esopus*' IV, 48

Von öpffeln vnd einem Rofsdreck

und führt wiederum Camerarius unter den Bearbeitungen an, aber auch in diesem Falle ist letzterer die Quelle des Waldis gewesen. Seine Fabel ist bereits 1538 im Druck erschienen. Sie hat folgenden Wortlaut (N Nr. 396, T[x] Bl. 154, L[b] S. 297):

Poma et sterquilinium.

Forte sublatum cum pomis sterquilinium subita aquarum exundatione, fluitabat in eo loco, vbi dudum iacuerat. Tum se illud & in aquis vehi & ferri cum pomis praeclarum existimans:

---

[1] T[x] Bl. 169[b], L[b] S. 328.

Quam scite nos, inquit, poma natamus! Sed paulo post humiditate dissolutum in aquis evanuit.

Fabula narratur contra gloriationis uanitatem.

Diese kurze Fabel hat Waldis wieder in seiner Weise erweitert und ausgeschmückt. Aus dem unbestimmten 'sterquilinium' machte er einen 'Roſsdreck'. Er gab an, wie einerseits die Äpfel, anderseits der Roſsdreck ins Wasser geraten waren. Eine Magd lieſs über einen Steg gehend die Äpfel aus einem Korbe ungeschickterweise in den Bach fallen. Ein Bauer tränkte sein Pferd an demselben Bache, und dieses lieſs bei der Gelegenheit 'ein Feigen' hineinfallen. Und nun schwammen Äpfel und Roſsdreck zusammen weiter, und der letztere redete die Leute an:

Seht, wie wir schœnen öpffel flieſsen!

Den Schluſs 'Sed paulo post' etc. hat Waldis weggelassen; die Moral der Fabel, von Camerarius kurz angedeutet, hat er durch eine Anzahl treffender Vergleiche veranschaulicht.

Die nächste Fabel, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben, ist die 87. im IV. Buche des *'Esopus'*

Vom Wolff vnd einer Ganſs.

Kurz bezeichnet die Quelle als unbekannt und führt unter verschiedenen Versionen bezw. Bearbeitungen der Fabel Camerarius 'Lupus saltans' an. Wir werden auch dieses Mal die *'Fabulae Aesopicae'* als Quelle des Waldis anzusehen haben. Ich lasse die lateinische Fabel folgen (Nr. 350, T^x Bl. 134^b, L^2 S. 260):

Lvpvs saltans.

Hieme quaerebat escam lupus, & anserem nactus in syluas deuoraturus hunc asportauit. Qui uidens de se esse actum, nisi consilium callidum excogitaret, quo eriperetur e dentibus saeuissimae bestiae, ualde orat lupum, quoniam sibi moriendum esset, mediocriter se delectari, sine quidem incomodo ipsius ac molestia, pateretur, minus postea grauiter mortem ut ferret. Lupus iubet petere quid concedi sibi uelit. Tum ille respondit, choream se cupere agitare, quam ipse ducat. Lupus, qui nihil fraudis metueret, age inquit, fiat, & leuae alae pennam

eminentiorem prehendens, cum ansere saltare coepit. At hic occasione fugae oblata, relicta penna in ore lupi auolauit. Lupus cum gemitu auolantem prosequens: Me miserum, inquit, non oportuit saltare ieiunum.

Fabula monet, nihil recte alieno tempo fieri.

Diese Fabel benutzte Waldis mit charakteristischen kleinen Änderungen, indem er sich zugleich sprachlich möglichst seine Selbständigkeit wahrte. Bei ihm geht der Wolf 'vmb Faſsnacht' auf Raub aus, die Gans ergreift er 'bey einem Zaun', die arme Gefangene möchte in der lustigen Zeit 'die allen Menschen freude geit' auch noch einmal fröhlich sein. Die beiden tanzen 'als obs zu einer Hochzeit wer'. Der Wolf macht sich Vorwürfe, daſs er sich nicht der Lehre erinnert, die ihm einst sein Vater gab, u. s. w.

Einen Zug, daſs der Wolf die Gans an einer Feder festhält, hat Waldis weggelassen.

Ein paar Sätzchen verraten übrigens noch deutlich die Quelle. Waldis sagt: '... ein Gans ergriff.' — 'So wolt ich denn dest lieber sterben.' — 'Drum wolt ich gern einst vmbher springen.' — 'Auch nimmer nüchtern tantzen solt.' — Hiermit vergleiche man die oben in gesperrter Schrift hervorgehobenen Stellen bei Camerarius.

Nur ein paar Seiten später fand Waldis bei Camerarius eine Fabel, die er für die 96. im IV. Buche seines '*Esopus*' verwertete,

Von den Löwen vnd Hasen.

Wieder bezeichnet Kurz (II, 183) die Quelle als unbekannt und führt die Fabel des Camerarius als Bearbeitung an, und Tittmann II, 291 folgt ihm getreu.

Es wird gut sein, die lateinische Fabel hier wiederzugeben (Nr. 356, L² S. 264):

Leporum concio.

Quodam tempore uisum est omnibus bestijs conuentum et coetum habere quod aliarum de alijs frequentiſsime querelae essent. Vbi dictis ultro citroque sententijs, lepores ita concionatos perhibent: Videri sibi aequum, omnium vt bestiarum eadem sit dignitas et par potestas, neque oportere alias tanto plus, alias minus valere, hoc enim pacto fieri, vt inferiores praestantibus

direptioni & praedae sint. Quibus dictis oblocutos leones accepimus, orationi leporinae deesse vngues & dentes.

Fabula docet, fortem orationem, nisi etiam viribus sit fulta a potentioribus deriderí.

Mit dieser Fabel hat Waldis sehr frei geschaltet; man kann bei ihm nur von einer Nachahmung im allgemeinen sprechen. In der Ausführung ist er ganz seine eigenen Wege gegangen. Nicht eine allgemeine Versammlung der Tiere, sondern, wie man es strenge genommen nach dem Titel der Fabel (Concio leporum) auch bei Camerarius erwartete, nur eine der Hasen findet bei ihm statt. Streben die Hasen bei Camerarius die allgemeine Gleichstellung der Tiere an, so wollen sie bei Waldis nur die Tyrannei der Löwen beseitigt wissen:

Vielleicht sie sich zum guten kerten
Durch süsse wort vnd Hasenstimm,
Baldt liessen ab von jrem grimm,
Den Thieren nit mehr widerstrebten,
Hinfürter freundtlich mit jn lebten,
Wurden all mit einander frumb.

Sie begeben sich bei Waldis zweimal zu den Löwen, um ihnen die Sache vorzutragen. Das erste Mal kehren sie wieder unverrichteter Sache um, denn die Löwen waren alle 'voll mit bancketieren'. Das zweite Mal bringen sie ihre Moralpredigt an, werden aber von den Löwen nicht, wie bei Camerarius, bloſs verhöhnt, sondern zerrissen und aufgefressen.

Noch eine Abweichung von Camerarius bietet die Einleitung des Waldis. Er verlegt die Handlung 'Kvrtz vor (?) der Schöpfung aller Ding', 'da sey gwest ein alter Haſs', 'der war verstendig, klug vnd weiſs Vnd hat in Büchern lang studiert'. Von diesem Hasen sei das ganze Hasengeschlecht gelehrt geworden. Und ihre Gelehrsamkeit und Weisheit habe sie auf den Gedanken gebracht, als Weltverbesserer aufzutreten.

Die Idee, den Hasen als ein gelehrtes Tier anzusehen, dürfte Waldis aus einer Fabel entnommen haben, die sich bei Camerarius (Appendix S. 17[b], L[b] S. 341 *'Leporis eruditio'*) und Pauli (Schimpf und Ernst Nr. 108 ed. Oesterley S. 80) findet und aus dem Dialogus creaturarum (ed. Grässe S. 255) stammt.

Die Abweichungen des Waldis von Camerarius erklären sich größtenteils aus der von jenem beliebten grundverschiedenen Moral, die er an die Fabel anknüpfen wollte. Während Camerarius nur veranschaulicht, daß die wirkungsvollste Rede ohne eine ihr Geltung verschaffende Hand von den Mächtigen nur verlacht wird, will Waldis zeigen, daß

> Kōnig, Fůrsten vnd der Adel
> Kōnnen nit leiden irgends tadel.
> Wer sie strafft vnd die warheit sagt,
> Der wird veracht, getōdt, verjagt.

Seine Fabel ist wie so manche andere von ihm eine wetternde Strafrede gegen die Tyrannengewalt seiner Tage.

Bei der 98. Fabel des IV. Buches,

Wie einer ein Esel solt schreiben leren,

bezeichnet Kurz (II, 184) 'Abstemius ap. Nev. 592' *'De Grammatico docente asinum'* als Quelle und führt eine Anzahl anderer Versionen, darunter Camerarius (Lips. 1564) S. 167, als Bearbeitungen an. Tittmann (II, 295) meint vorsichtiger: 'Quelle nicht genau nachzuweisen'.

Ein Teil der von Kurz angegebenen Versionen, wie z. B. die 39. Historie des Eulenspiegel, gehört nicht hierher. Für Waldis können nur drei Versionen in Betracht kommen: Poggios *'Facetum dictum asinum erudire promittentis'*, sei es direkt, sei es durch Vermittelung Seb. Brants (Mythologi Esopi ... vna cum Auiani et Rimicij fabulis 1501) oder eines anderen Sammlers, Abstemius Nr. 133 und Camerarius.

Die Fabel des Abstemius ist ohne weiteres auszuscheiden, nicht deshalb weil sie in der Sammlung des Dorpius fehlt und die Ausgabe des Nevelet erst 1610 erschien — denn Waldis konnte die Fabel ja aus einer Separatausgabe des 'Hecatomythium (alterum)' kennen —, sondern weil sie derjenigen des Waldis ganz fernsteht. Bei Abstemius rühmt sich ein 'Grammaticus', er sei so vortrefflich in seiner Kunst, daß er selbst einen Esel mit Erfolg unterrichten könne. Ein Fürst fragt ihn, ob er sich für fünfzig Goldgulden getraue, einen Esel innerhalb zehn Jahren ordentlich auszubilden. Der Prahler will sich umbringen lassen,

wenn er bis zu dieser Frist den Esel nicht lesen und schreiben gelehrt habe, u. s. w. Von dieser Einkleidung finden wir nichts bei Waldis, und gerade sie ist für die Darstellung des Abstemius charakteristisch, während der Schlufs der Erzählung in den meisten Versionen so ziemlich gleich ist.

Waldis nähert sich sowohl Poggio als Camerarius, und es bleibt zu untersuchen, ob er diesen oder jenen oder beide benutzt hat. Ich hebe mit Camerarius an und gebe zu diesem Zweck seinen Text wieder (Nr. 181, L^2 S. 166):

Rex et svbditvs.

Innocenti subdito infestus Rex, ut cum causa illum posset plectere, imperat asinum ut litteras doceat. Hic se obedientem iusso futurum ait, & omnem diligentiam operae adhibiturum, sed esse tempore longo opus ad eam rem perficiendam. Peteret quantum vellet, concedente Rege, ille decennium postulat. Quo impetrato, amici hominem admonuere, fieri non posse, vt asinum literis erudiret. At vos, inquit, bono animo estote: nam intra tam multos annos aut morietur animal, aut rex aut ego. Quodcumque autem horum acciderit, ego onere suscepto liberatus fuero.

Docet fabula, difficilibus (in) negocijs & periculosis saepe esse salutarem procrastinationem.

Die Fabel des Poggio lautet:

Facetum hominis dictum asinum erudire promittentis.

Tyrannus ad exhauriendum bona subditi, qui se multa facturum iactabat, sub graui poena praecepit, ut asinum literas doceret. Ille impossibile ait fore, nisi multum temporis sibi in erudiendo asino concederetur. Petere quantum uellet iussus, decennium impetrauit. Deridebatur ab omnibus, quoniam rem impossibilem suscepisset. Ille amicos solatus, nihil timeo, inquit, nam interim aut ego moriar, aut asinus, aut dominus. Quibus uerbis ostendit salutare esse rem difficilem in longum protrahi ac differi.

Die beiden Versionen bieten, wie man sieht, einige wörtliche Übereinstimmungen — und es liegt auf der Hand, daſs Camerarius die Facetiae des Italieners zur Vorlage hatte —, aber auch einzelne Abweichungen, die es ermöglichen, das Verhältnis des hessischen Fabeldichters zu ihnen zu bestimmen.

Waldis nähert sich mehr Camerarius als Poggio. Ich sehe von seinen einleitenden Worten, wo er über den Miſsbrauch der Gewalt bei den Mächtigen klagt — sein Zusatz — ab, und gehe gleich zur eigentlichen Erzählung über.

Bei ihm ist es, wie bei Camerarius, ein König, kein tyrannus dem 'ein frommer vnderthenig war' (entsprechend dem 'innocenti subjecto' des Camerarius), und diesem 'gebietet' er (Camerarius: imperat) den Esel zu unterrichten.

> Er antwort: — — — —
> Ewrem Fürstlichen Bfehlen noch
> Wil ich gantz gern diſs grobe Thier
> In Disciplin nemen zu mir,
> Mit aller arbeit halten drob.
> Weils aber ist so wundergrob ...
> Ich darff dazu ein lange zeit.

Hiermit vergleiche man die oben gesperrt gedruckten entsprechenden Stellen bei Camerarius.

Waldis hat soweit von Poggio keinen Gebrauch gemacht. Es ist bei ihm weder die Rede vom 'exhaurire bona subditi' noch davon, daſs dieser 'se multa facturum iactabat'. Es entspricht aber sowohl Poggio als Camerarius, wenn der subditus zehn Jahre zu der Arbeit fordert und zugestanden erhält.

Dagegen weist es wieder auf Camerarius hin, wenn wir bei Waldis lesen:

> Vnd kamen all sein Freund daher,
> Fragten, wie er so Nerrisch wer
> Sich solcher arbeit vnderstündt
> Weil das man doch kein Esel fünd ...
> Der schreiben kund het oder lesen ...
> Er sprach: jr Freunde, schweigt nur still ...
> Wer weiſs, wer Zehen Jar mag leben ...
> Leicht stirbt mein Herr oder das Thier
> Oder wird die zeit sein leicht an mir.
> Wenn von dreien eins geschicht
> So bin ich loſs, die sach entricht.

Hiermit wäre wiederum oben Camerarius zu vergleichen. Selbst in der Aufzählung der drei Möglichkeiten stimmt Waldis mehr mit Camerarius als mit Poggio überein. Bei Waldis ist die Reihenfolge: König, Tier, ich; bei Camerarius: Animal, rex, ego; bei Poggio: egō, asinus, dominus.

Auch die Moral des Waldis klingt mehr an Camerarius als an Poggio an, wenn sie auch im Grunde bei beiden die gleiche ist:

> Man soll in grossen schweren fellen
> In sachen, die — — —
> — schedlich aufsgang möchten gewinnen,
> Sich bdenken vnd recht wohl besinnen.

Vergleiche hiermit die beiden Texte oben.

Wenn sonach Camerarius die Hauptquelle für Waldis war, so möchte man doch aus ein paar Sätzchen schliefsen, dafs er auch Poggios Erzählung herangezogen habe.

So sagt z. B. der König im *'Esopus'*:

> Das dirs gelingen wird ...
> Zu schwerer straff ...
> bei Poggio: (Tyrannus) sub poena graui praecepit;
> bei Waldis heifst's: Da ward er blacht von jederman
> bei Poggio: Deridebatur ab omnibus.

Diese Ausdrücke fehlen bei Camerarius.

Nicht weit brauchte Waldis zu gehen, um die Quelle seiner übernächsten und letzten Erzählung (*'Esopus'* IV, 100)

Von einem Tyrannen vnd seinem Vndersassen

zu finden, gleich die nächste Erzählung des Camerarius bot sie ihm dar.

Kurz (II, 185) führt als Vorlage des hessischen Dichters Poggius 'De tyranno qui homini pecunioso causas injustas injecit' an. Wie weit das richtig ist, wird sich weiter unten zeigen. Jedenfalls ist Poggio die Quelle für Camerarius selber.

Die Fabel dieses letzteren hat denselben Titel wie die oben zuletzt angeführte, welche die Quelle von *'Esopus'* IV, 98 bildete. Schauen wir sie uns näher an (N Nr. 182, T^x Bl. 87, L^2 S. 167):

Rex et subditus.

Svbditum opulentum & pecuniosum cupiens expilare Rex, ne uim fecisse uideretur, adduci hominem imperat, & a subornatis coram se postulari crimine perduellionis, quod receptaret hostes suos, & cum illis consilia nefaria contra patriam iniret. Homini quieto & cui nihil esset pace neque utilius neque optatius, mira uideri accusatio & res illa. Tum unus de accusatoribus: Etiam nunc, inquit domi istius hostes regios occuli existimo. Ibi intelligens reus, qui essent hostes, quos abducere a se rex cuperet: Ita, inquit, est, cogor enim fateri uerum. Sed mitte mecum, o Rex, quibus illi statim tradantur. Rex satellites cum illo misit, quibus omnem suam pecuniam & nummos dedit deferendos ad Regem. Hi quidem sunt hostes, inquit, etiam mei. Pene enim me perdiderant.

Docet fabula, prudentes parua libenter amittere ut maiora retinere possint.

Mit dieser Darstellung stimmt die Erzählung des Poggio — die sich auch bei Brant und Brant-Adelphus findet — inhaltlich fast ganz überein, aber im sprachlichen Ausdruck entfernt sie sich sehr davon und bietet sogar ein paar kleine sachliche Abweichungen. Dadurch läſst sich zeigen, daſs Waldis den Camerarius zur Vorlage hatte.

Natürlich verfuhr der deutsche Dichter bei einem Stoffe, der ihm erwünschte Gelegenheit zu einer Philippika gegen die Gewaltherrscher gab, ziemlich frei. Er schilderte ingrimmig das Treiben des Tyrannen und verbreiterte die Reden und Gegenreden der Personen. Statt der in acht Worten ausgedrückten Moral des Camerarius bringt er eine vier Seiten lange heftige Rede gegen den Eigennutz.

Daſs er aber von Camerarius abhängig ist, zeigen die nachstehenden Verse, mit denen man die durch gesperrten Druck hervorgehobenen Stellen der lateinischen Fabel vergleichen möge:

1) V. 21. Vnder jm saſs ein Reicher Mann,
Ein trewer frommer Vnterthan ...

V. 28. Das ern seins gfallens auch möcht schinden.

2) V. 33. Er hett die Feind seines Vatterlands ...
Heimlich in seinem Haus versteckt.

3) V. 40. Als heimlich Conspiration
Die du mit vnsern Feinden heltst
Vnd nach des Lands verderben stelltst.

4) V. 65. Da stund einr von den Suppenfressern ...

V. 68. Vnd sprach: ja, wenn ichs sagen sol
Lafst in seim Haufs — — —
Suchen, ich weifs das man wird finden
Meins Herren feind, dazu die seinen.

5) V. 73. Da merkt der Mann dasselbig stůck,
Verstand jr Practick vnd jr tůck.
Er sprach von stund: Gnediger Herr,

6) Schickt mit mir einen oder mehr.
Wo ein Feindt in meim Haufs wird funden
Soll er gefangen vnd gebunden
— — — werden gführt ...

7) V. 81. Nam etlich von von den Hofe schrantzen

V. 83. Gab jn ein grosse summen Gelts
Vnd sprach: schweigts nit, meim Herrn vermelts!
Vnd sagt, difs ist der grosse Feindt.

Dafs aber Waldis auch bei dieser Erzählung Poggios Version, sei es direkt, sei es aus einer Sammlung (etwa aus Brant) kannte, möchte man daraus schliefsen,

1) dafs bei jenem wie bei diesem von einem 'Tyrannen', nicht von einem 'rex' die Rede ist;

2) dafs die oben sub 2, 3 und 6 angeführten Verse des Waldis dem Poggio fast noch näher stehen als dem Camerarius; man vergleiche:

Poggio: 2) Hostes, inquit, meos ac rebelles qui contra
3) me conspirarunt domi absconditos tenuisti.

6) Sed destina mecum satellites tuos, ego hostes
illos ac rebelles tibi statim comprehensos dabo.

Ich habe mich jetzt mit einigen Fabeln zu beschäftigen, bei denen Camerarius nicht die Hauptquelle, bzw. nicht die einzige Quelle gewesen ist. Ich beginne mit *'Esopus'* IV, 75

Vom Kônigreich der Affen.

In dieser Fabel haben wir ein altes, weitverbreitetes Motiv, und es ist daher nicht leicht, die direkte Quelle des Dichters nachzuweisen. Bezüglich seiner Verbreitung sei, aufser auf Kurz II, 137 ff, noch auf Oesterley zu Pauli *Schimpf und Ernst* Nr. 381 verwiesen. Als Quelle bezeichnet Kurz: Aes. s. l. J. 7^a 'De homine fallaci et veraci et simiis' (wiederum nichts als ein lateinischer Text des Steinhöwel).

Waldis konnte die Erzählung aus Steinhöwels '*Esopus*' (Oesterleys Ausgabe S. 181), aus Pauli Nr. 381 oder aus Camerarius' '*Fabulae Aesopicae*' Nr. 228 (T^x Bl. 102, L^b S. 296) nehmen. Pauli steht ihm ganz fern. Bei ihm wird der Schwank von einem 'tůtschen Walch vnd einem Zigeiner' erzählt, und letzterer ist der Wahrheitsliebende, der dem Affen sagt: 'ir künnen euwre schand da hinten nit decken u. s. w.' Von allem dem finden wir bei Waldis nichts.

An Steinhöwel dagegen erinnern einzelne Sätze und Ausdrücke, so z. B.:

Waldis:	Steinhöwel:
V. 28. Das sie solch schône Ordnung führen	Alle nach einander in langer ordnung
V. 70. Den Gselln that er ehrlich begoben.	Das er solte rychlichen begabet werden. —
V. 79. Er dacht: erzeigt man solche ehr Der lůgen, so wirdt man viel mehr Die Warheit ferdern, loben, preisen.	— gedacht er in im selber: Wann der trugner, der alle ding erlüget, disen so empfenglich ist umb syn lůgen, o wie wol würt es mir ergaün, so ich die warheit sage.

Kein Zweifel also, dafs Waldis den Steinhöwelschen '*Esopus*', ein Buch, das ohnehin zu seinen Quellen zählt, hier benutzte.

Aber auch Camerarius mufs er zu Rate gezogen haben. Hierfür spricht die gleiche Überschrift, bei Camerarius: 'Simiorvm regnvm', bei Waldis: Vom Kônigreich der Affen; hierfür sprechen ferner ein paar wörtliche Anklänge:

Waldis:	
V. 67. Der Aff werdt sehr der red erfrewt.	Delectatus simius assentione hominis, bene eum accipi & praemiis affici imperat.
V. 70. Im wardt ein kŏstlich Kleidt geschenckt, Mit einer gůlden Ketten bhenckt, Dorthin zu einem Tisch geführt, Mit essen, trincken wol Tractiert.	
V. 101. Von solcher red der Aff ergrimmt Vnd all die Affen zu sich nimpt, Sich wider den Geselln ermanten Vnd jn gar zorniglich anzanten ... Vnd auff das jåmerlichst zerbissen.	Offensus hac libertate ille Regius simius unguibus & Dentibus suorum discissum hominem abigi iubet.

Übrigens verfuhr Waldis auch mit dieser Fabel in seiner bekannten Weise.

Ein ähnliches Verhältnis bietet die übernächste Fabel des Waldis (IV, 77):

Vom Lŏwen Wolff vnd Fuchs.

Auch hier findet sich die Fabel bei Pauli und zwar sub Nr. 494 (ed. Oesterley S. 287), bei Steinhöwel (ed. Oesterley S. 209) und bei Camerarius sub Nr. 71 (L^b S. 112).

Die Fassung des Pauli (der wolf verklagt den fuchs falsch) steht abermals Waldis ganz fern, die Fabel Steinhöwels (Von dem fuchs, wolff und lŏwen) gehört nur in der zweiten Hälfte[1] hierher und ist, ebenso wie die des Camerarius (Leo et lvpvs), von Waldis benutzt worden.

Bei Waldis, Steinhöwel und Camerarius hat der Wolf vor, den Fuchs zu verderben, indem er bei den beiden ersten dem kranken Löwen den frischen Pelz des abwesenden Reinecke als Heilmittel empfiehlt, bei Camerarius, indem er die Abwesenheit des Fuchses als eine Geringschätzung des Königs bezeichnet. Der Fuchs kommt dazu und zahlt ihm mit gleicher Münze. Er giebt sich für einen eifrig um das Wohl des Löwen bedachten

[1] Der erste Teil der Fabel — es sind zwei zu einer vereinigt — ist die von fischenden Wolf, vgl. unten S. 278.

Arzt aus und verschreibt als Heilmittel für den kranken König den abgezogenen, noch warmen Balg des Wolfes. Der geschundene Wolf wird vom Fuchs verhöhnt.

Die Hauptquelle des hessischen Dichters ist Steinhöwel. Mit ihm stimmt er am meisten sachlich überein, und auf ihn gehen die nachstehenden Stellen zurück:

Waldis:	Steinhöwel:
V. 24. Der hat ein schönen warmen balck, Wenn jr jm den von stund abzügt. Ein weil für einen brustlatz trügt...	... züch im synen balg ab ... und schlag synen balg also warm umb dynen buch ...
V. 30. Solchs alles het der Fuchs gehort; Denn er hett hart dabey gewült Vnd jm ein wonung aufsgehült.	der Fuchs hat in demselben stain ain hol nahet by dem löwen, das er alles hören mocht ...
V. 85. Sein haut abgezogen gar bhend Biſs an den Halſs, beid füſs vnd hend.	zoch im synen balg gancz ab on allain an dem houpt vnd an den füſsen.
V. 89. Da stund der Fuchs auff einem Berg — — — — — — — — — — — Sprach: Freundt, wie kumpstu so daher Als obs gleich vmb die Faſsnacht wer?	da stuond der fuchs uff ainem hohen Felsen und schry mit luter stim spottend: Oho, wer bist du, der über den anger louffst mit dem hütlin und hendtschuochen u. s. w.
V. 94. Wammes vnd Hosen aus hast zogen Nur in der Kugel, Håndschuh, Socken Leuffst durch dick dünn u. s. w.	

Mit Camerarius zeigt Waldis Ähnlichkeit nur in den Anfangs- und Schluſsworten seiner Fabel:

Waldis:	Camerarius:
Der Loew war kranck vnd lag zu Beth Vnd gar ein schweres Fieber het.	Decumbebat in antro suo ... leo & insuper morbo correptus.
V. 97. ... wer einen andern hembt Zu mehrermaln sich selber klembt.	... qui alteri struat malum, eum sibi laqueos quibus capitur nectere.

Natürlich bietet Waldis selbständige Zuthaten, so z. B. die Rede des Fuchses an den Löwen und die Aufzählung aller der 'tucken', die der Wolf vom Fuchse erfahren hat, wobei Waldis, was er in seinen vorhergehenden Fabeln (IV, 7, IV, 8 und IV, 73), über Streiche Reineckes am Wolfe verübt, erzählte, kurz wiederholt.

Wir kommen jetzt zu der vorletzten Fabel des *'Esopus'* (IV, 99)

Vom Bawrn, Lindwurm, Pferd Hund vnd Fuchs.

Über die Verbreitung des Stoffes giebt Kurz (II, 184 ff.) zahlreiche Nachweise, außerdem sei noch auf Oesterley zu 'Wendunmuth' V, 121 und VII, 73 und auf Benfey 'Pantschatantra' I, 113—120 verwiesen. Letzterer bietet auch ein paar Andeutungen über die Filiation der Fabel. Zahlreiche Parallelen lassen sich noch nachtragen.

Als Quelle des Waldis bezeichnet Kurz (l. c.): 'Aesop. s. l. K 4[b] Fab. extr. 7 De Dracone et villano', und fügt hinzu: vgl. P 8[b] 'De Lupo, rustico, vulpe et caseo'. Wie sich das Kurz dachte, weiß ich nicht. Keine von beiden Fabeln kann als eigentliche Quelle des Dichters gelten, auch nicht beide zusammen, auf die erstere indes werde ich unten zurückkommen.

Wenn wir der Quellenfrage dieser Fabel näher treten wollen, so haben wir nicht vom *'Esopus'*, sondern von den fünf Jahre früher als Beigabe zu *'Ein warhafftige Historien van zweyen Mewßen'* erschienenen *'Drey schoner newer Fabeln'* des Waldis (gedruckt 1543 s. l.) unseren Ausgang zu nehmen. Die erste dieser Fabeln

Wie die Welt alle wolthat mit vndank-
barkeit pflegt zu bezalen. Von einem
Pawren / vnd von einem Lindt-
worm

ist die unserige. Sie weicht sachlich allerdings gar nicht von der im *'Esopus'* später aufgenommenen ab; es bestehen zwischen beiden Darstellungen nur unbedeutende Verschiedenheiten in Wörtern und Wendungen — wovon Kurz die meisten in den Lesearten seiner Ausgabe (Bd. II, S. 21—23) mitgeteilt hat —, und die Orthographie ist eine andere. Aber die Existenz dieses

Druckes überhebt uns der Verpflichtung, ein paar Versionen als mutmaſsliche Quellen ins Bereich unserer Betrachtung zu ziehen, die vor 1548, aber nach 1543 erschienen sind. Ich meine den in Frankfurt am Main 1544 gedruckten *'Reinicken Fuchs'* (Buch 3 Kapitel 4) und die 1545 erschienene Bearbeitung von Paulis *'Schimpf und Ernst'* (Blatt 7[a], Nr. 33), von denen namentlich die letztere Waldis recht nahe kommt.

Es kommen für uns, als vor 1543 gedruckt, nur die Werke in Betracht: Steinhöwels *'Esopus'*, Camerarius' *'Fabulae Aesopicae'* und Sebastian Francks *'Sprichwörter'*. Um mit diesen letzteren zu beginnen, so finden wir unsere Fabel darin im II. Bande auf Blatt 28[b] ff. (Ausgabe 1541) angeknüpft an den Satz: 'Es hat sich nie kein sein angenommen / er ist seins vnglůcks teylhafftig geworden'.

Die Geschichte wird hier von einem Bauern erzählt, der 'einer nater auſs eim felſsen halff', 'die verhieſs dem baurn der welt lon', und als sie ihn erwürgen will, da 'appelliert er für das nechst thier, so jn bekem'. Das erste ist ein Hund, das zweite ein Pferd, beide geben der Schlange recht, indem sie über Undank der Menschen klagen. Dem dritten, einem Fuchs, verspricht der Bauer alle seine Hühner, wenn er ihm helfen wolle. Reinecke geht darauf ein und läſst sich das Felsenloch zeigen, in dem die Natter eingeschlossen gewesen. Er unterrichtet den Bauern vorher, wie er sich verhalten solle. Die Natter, vom Fuchs aufgefordert, in die Höhle voranzugehen, kriecht hinein, der Fuchs springt zurück, und der Bauer verschlieſst die Öffnung mit einem Stein und ist gerettet. Nun führt der Bauer den Fuchs heim, aber die Bäuerin weigert sich, die Hennen auszuliefern, der Fuchs mischt sich ins Gespräch und sagt: 'Es were oft einer fromm / wañ mann fromm lieſs'. Da er gutwillig nichts erhält, so stiehlt er 'nahend all hennen'. Aber die Bäuerin hetzte ihre Hunde auf ihn, 'biſs er zuletzt den tod an den hennen fraſs ... vnd von den hunden zerrissen ward'.

Mit dieser Darstellung weist die Fabel des Waldis manche Ähnlichkeit auf, weicht jedoch auch nicht unwesentlich davon ab. Die Geschichte wird bei ihm auch von einem Bauern erzählt, aber das Tier, das er befreit, ist 'ein armer Trach' oder 'Lindworm', 'Bey sechtzig schůch' lang. Dieses hat ihm versprochen

'die hochsten gaben Welch gemeinlich grosse herren haben Damit alzeit alhie auff erden Die grost wohlthat vergolten werden'. Befreit will der Drache ihn 'verschlingen'. Die als Schiedsrichter angerufenen Tiere sind wohl dieselben wie bei Franck, aber sie treten in anderer Reihenfolge auf: Pferd, Hund, Fuchs. Die Antworten der Tiere lauten bei beiden Autoren ähnlich, bieten aber doch viele Verschiedenheiten im einzelnen, insbesondere im Ausdruck. Bei Waldis geht der Fuchs nicht mit dem Bauern nach Hause, er kommt erst in der Nacht, um das Federvieh aus dem offen gelassenen Stalle zu holen, und wird dort von der Bäuerin — die ihrem Manne die heftigsten Vorwürfe über sein Versprechen gemacht hat — und ihrem Knechte mit Prügeln empfangen und erschlagen. Der sterbende Fuchs hält noch eine Rede über den Undank.

Eine sachliche Übereinstimmung bietet Franck noch mit Waldis gegenüber anderen Versionen: der Fuchs verabredet mit dem Bauern, bevor sie an Ort und Stelle angekommen sind, wie er es mit der Schlange (bzw. mit dem Drachen) halten wolle.

Waldis:	Franck:
Wir woln albeid hin gehn zum loch So volg du vff dem fuſs vns noch Vnd wan wir alle beid sein dynne — — — — — — — — — — — — Wen ich — — — — — — — — — — — in eym hwy spring auſs der thur *So waltz den stein bald wieder fur.*	... wann ich mit der schlangen / ... inn das loch schleuffe / so wil ich mich geferen zu ruck widder herauſs zu springen / *so stoſs du bhend den stein wider für.*

Im letzten Teil der Citate herrscht, wie man sieht, wörtlicher Anklang. Solche kleine wörtliche Übereinstimmungen findet man noch ein paar, z. B.

Waldis:	Franck:
Du solt nit weitter Appellieren.	der baur appelliert weiter,
Vnd kunt mein Herrn ... tragen	seiñ herrn tugentlich getragen
Was woltst zu lohne geben mir?	aber was wiltu mir geben /
Der Bawr ... sprach: — — — — Ich wil dir al meyn Huner geben	der baur verhieſs dem fuchs all sein hennen.

Kann man auf diese Übereinstimmungen die Behauptung stützen, dafs Franck unserem Waldis bekannt gewesen sei? Bei der selbständigen Arbeitsweise des hessischen Dichters, der ja seine Vorlagen meist nur wenig verrät, berechtigt das Angeführte gewifs dazu.

Die Fabel des Camerarius *'Merces Anguina'* (N Nr. 392, L[b] S. 289) zeigt, verglichen mit der des Waldis, sowohl sachlich, als im Ausdruck ganz auffallende Ähnlichkeiten.

Wie bei Waldis der Bauer, wird bei Camerarius ein 'viator', an einem Berge vorübergehend, durch Klagen und Wimmern aus einer Höhle aufmerksam gemacht und fragt, wer darin stöhne. Die eingeschlossene Schlange (anguis, auch Drache) bittet und beschwört den Menschen, sie zu befreien, und verspricht ihm dafür den Lohn, der für die gröfsten Wohlthaten bezahlt werde. Der Mensch läfst sich durch die Versprechungen des Gewürms blenden und entfernt den den Ausgang versperrenden Stein, erschrickt aber, wie er das ungeheure Tier aus der Höhle kriechen sieht. Er bereut seine unbedachte Handlungsweise, als ihn das Tier verschlingen will, indem es vorgiebt, Undank sei eben der höchste Lohn unter Sterblichen. Der Betrogene will sich dieser Ansicht nicht fügen, und es entwickelt sich zwischen ihm und der Schlange ein Zwiegespräch, das bei beiden Autoren ähnlich verläuft. Die von Mensch und Schlange (bzw. Drache) befragten Tiere erscheinen bei Camerarius und Waldis in gleicher Reihenfolge (Pferd, Hund, Fuchs), und ihr Urteil sowie ihr Verhalten, wenn auch nicht in allen Einzelheiten gleich, stimmt doch in der Hauptsache bei beiden Dichtern überein. Der Fuchs nimmt bei Camerarius und Waldis den 'viator' bzw. Bauern auf die Seite und fragt ihn, was er als Lohn verheifse, wenn er ihn aus der Gefahr ziehe. Die Schlange wird sodann in gleicher Weise in allen drei Versionen wieder in die Höhle gebracht. Der gerettete Mensch bestellt aber nur bei Camerarius und Waldis den Fuchs auf die Nacht. Das Weib empfängt ihren Mann mit lautem Schelten, bei Camerarius stärker als bei Franck, aber freilich lange nicht so roh wie bei Waldis. Der ahnungslos kommende Fuchs wird sofort erschlagen. unter Zustimmung des von dem Weibe schnell bekehrten Mannes, bei Camerarius sogar von letzterem selber.

Diese sachlichen Übereinstimmungen werden durch zahlreiche wörtliche Anklänge unterstützt, ich lasse hier einige folgen:

Waldis:	Camerarius:
Wes ist das gschrey / vnd elend klagen?	... quid ego quiritationis ... audio?
Drum bit ich dich, seist wer du seist / Das du mir deine hulff beweifst Woltst ein gut werck an mir erfüllen ... Wen du vom loch den stein abkerst / Vnd ich hinaufs kum vnuerletzt. Vnd wo sunst niemant meyn wird achten Mufs ich vorhungern vnd verschmachten.	Anguis ... maximis precibus obsecrare illum quisquis esset, vt patefacta cauerna sese liberet de interitu, qui oppetendus in illo sibi carcere sit inopia cibi, potus, lucis atque aëris.
Wo du mir hilfst / glob ich dir das ... Wil dir geben die hochsten gaben Welch gemeinlich grosse herren haben / Damit alzeit alhie auff erden Die grost wolthat vergolten werden.	... ideo si emissus sit, policeri gratiam quae inter mortales pro summis atque eximijs meritis rependi consueuisset.
Dacht, etwas treffliche zu erlangen Vnd liefs bald lofs denselben gfangen. Wie er den stein walzt von dem loch Ein vngehewres thir raufs kroch Das war langleybig / — — — — — — — — — — — — — — — Rot blutfarb augen — — — — Nab an die erd hieng ym der bauch Darob erschrack der selbig Pawr Er forcht sich sehr vnd sahe gar sawr / Vnd dacht / werst von dem thir erlest.	... ingens precium operae suae expectaret, amouet de faucibus cauernae saxum. Ibi vero horribilis prouoluitur & 'Asper, acerba tuens immani corpore serpens' & longa explicatis giris volumina trahit, inque illum territum quemque poeniteret iam benignitatis, ... sese infert ...
Da sprach das thir / ey neyn du yrst / ... Ich hab dir zwar nichts anders gelobt Den das damit man stets begobt	Cui anguis: Immo ego tibi, inquit, quae pollicitus sum praestare paro, nempe eam gratiam ut referam benefactori, quae inter mortales summis

Die hoch wolthat / damit erkenth Wôlch in der welt mag werden gnent. Ja sprach der Pawr / so warts beschlossen Was reyſstu nur den itz für possen?	beneficijs, ut dictum est, rependi consueuit. Hoc ne fit igitur? inquit viator.
Sie zugen hin / ein ebne weyle ... Da ging ein Pferd das sucht sein weid ... Das Pferd vff kaler wysen funden ...	Tum profecti vident in prato equum strigosum ... pasci.
Da sprach das Thir / horstu das vrteil	Audin tu istum, inquit anguis, quae loquitur?
Vnd ziehen beid im weg daher Da kam ein Fuchs on als gefehr	Nec longe inde digressi, vulpem obuiam habuere ...
Der Fuchs riff vff ein seit den Pawrn Sprach / wan ich dir ergetzt dein trawrn Erlöſst von dem grewlichen thir Was woltst zu lohne geben mir?	... sed heus tu, seducto viatore ait, quid daturum te mihi promittis, si te imminenti exitio eripuero?

Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daſs diesen Übereinstimmungen auch eine erhebliche Anzahl von Abweichungen gegenüberstehen. Bei Waldis ist der Mensch ein Bauer, bei Camerarius unbestimmt ein 'viator', bei Waldis das Tier 'ein Trach', bei Camerarius unbestimmt eine 'anguis', bei jenem geht der Bauer in die Stadt, um seiner Frau 'ein Beltz' zu kaufen, ein Zug, der bei Camerarius fehlt. Bei Camerarius schlieſst der 'viator' die Schlange, ohne es zu wissen, ein, bei Waldis findet sie der Bauer bereits eingeschlossen. Bei Waldis sind des Pferdes 'fordern fuſs zusamen punden', bei Camerarius nicht, dagegen ist bei letzterem der Hund mit einem Strick am Halse an einem Baum aufgehängt und dem Tode nahe, bei Waldis aber liegt er 'bey einem Zaun'. Der Bauer verspricht dem Fuchs alle seine Hühner, der Fuchs verlangt bei Camerarius aber nur 'dimidium auium quas domi in corte aleret' und dgl. mehr.

Darf man unter solchen Umständen Camerarius als die Hauptquelle des Waldis ansehen? Ich glaube die Frage wenigstens so lange unbedenklich bejahen zu dürfen, bis eine andere

noch näher stehende Version nachgewiesen wird, was ich indes für ausgeschlossen halte. Alle die oben angeführten Abweichungen sind derart, daſs die Abhängigkeit des Waldis von Camerarius nicht erschüttert werden kann. Der hessische Dichter hält sich ja selten strenge an seine Vorlage. Mit oder ohne Grund ändert er sie, erweitert sie, schmückt sie in seiner Weise aus; kurz, er wahrt sich seine Selbständigkeit in der Ausführung.

Es erübrigt noch, ein auch sonst von Waldis ziemlich stark benütztes Buch hier heranzuziehen: Steinhöwels *'Esopus'*. Dieser hat mehrere Fabeln, die zwischen Schlangen und Bauern (bzw. Menschen) spielen. Die eine, Romulus I, 10 (Oesterley, S. 90), *'Von aim man und einer schlangen'* ist die bekannte Fabel von der Schlange am Busen, die andere, Extrav. 8 (Oesterley, S. 206), *'Von dem schlangen vnd dem puwrn'* ist die von der Schlange, die den Knaben des Bauern tötet. Beide Fabeln können hier als fernstehend auſser Betracht bleiben. Die dritte Fabel, Extrav. 4, *'Von dem Draken und dem puwrn'* behandelt das gleiche Thema wie diejenige bei Waldis, aber in anderer und weit einfacherer Form. Die Einzelheiten bieten mit Ausnahme der zwei Punkte, daſs die Hauptpersonen ein Bauer und ein Drache sind, und daſs ein Fuchs als Schiedsrichter auftritt, keine Ähnlichkeit mit Waldis. Hat Waldis den Gedanken, an Stelle der unbestimmten anguis des Camerarius oder der Natter des Franck einen Drachen zu setzen, sich hier geholt? Es wäre möglich. Dann hat er wohl übersehen, daſs 'Drake' (draco) hier gar nicht einen Lindwurm, sondern eine Wasserschlange bedeutet. Daſs er den 'viator' durch einen Bauern ersetzte, darauf konnte ihn ebensogut Franck wie Steinhöwel führen.

Es verbleiben jetzt noch mehrere Fabeln, bei denen es zweifelhaft ist, ob Camerarius oder ein anderer Autor die Quelle des Waldis gewesen, und ein paar andere, bei denen jener zwar die gleiche Fabel bietet, aber nicht benutzt worden ist.

So hat gleich die erste der 117 letzten Fabeln *'Esopus'* III, 84 'Vom Pferd vnd einer Fliegen' ihre Parallele in Camerarius Nr. 210 Crabro et mvla (T^x Bl. 96^b, L^b 186); aber Steinhöwel (Romulus II, 17) ed. Oesterley, S. 129, 'Von der fliegen und dem mul' steht mindestens ebenso nahe. Waldis hat an Stelle des 'Muls' ein Pferd gesetzt und auch sonst manches ge-

ändert. Der Umstand, daſs die Fabel bei ihm von einer Fliege und nicht von einer Hornisse (crabro) erzählt wird, und daſs von der 'Geisel' des Treibers die Rede ist, stimmt zu Steinhöwel, dagegen weist die Moral auf Camerarius.

Die übernächste Fabel (*'Esopus'* III, 86) 'Vom Ochssen vnd einem Wider' findet sich auch bei Camerarius sub Nr. 336 (T^x Bl. 131, L^2 S. 253) 'Aries et Taurus', aber auf vier Zeilen zusammengeschrumpft. Waldis benutzte, wie sich leicht zeigen läſst, dieses Mal nur die Sammlung des Dorpius (Ausg. Straſsburg 1523, 4°) fol. 41a. Es ist die 79. Fabel aus Abstemius: 'De Ariete cum Tauro pugnante'.

Die 91. Fabel des III. Buches 'Vom Wolffe vnd Fuchſs' ist verwandt mit Camerarius 'De Lvpo avspicante'. Waldis hat aber diese Fabel, die sich noch nicht in der Tübinger Ausgabe von 1542, sondern zum ersten Male in der Leipziger von 1544 findet, nicht benutzt. Seine Fabel scheint aus einer bei Steinhöwel (Extravagantes 9, Wolf fischt) ed. Oesterley S. 209 — deren zweiten Teil er, wie oben S. 269 gezeigt worden ist, zu einer anderen Fabel benützt hat — und 'Reinicke Fuchs' IV, 1 zusammengeschweiſst zu sein.

Den gleichen Inhalt wie *'Esopus'* IV, 2 'Vom Fuchſs vnd dem Hanen' hat die Fabel bei Camerarius Nr. 262 (L^2 S. 214) 'Vvlpes et gallvs gallinaceus', die selbst aus Poggio oder — was das gleiche ist — aus Steinhöwel (letzte Fabel) entnommen ist. Bei der Ähnlichkeit dieser beiden Versionen unter sich und bei der im Ausdruck recht selbständigen Behandlung des Waldis muſs es zweifelhaft bleiben, wen er zur Vorlage hatte. Die Fabel findet sich übrigens auch, allerdings ganz kurz, bei Franck *'Sprichwörter'* I, 105, und ein paar Kleinigkeiten lassen fast glauben, daſs Waldis diese Version kannte.

Endlich findet sich auch zu der 52. Fabel im IV. Buche des *'Esopus'* 'Vom Fuchſs vnd dem Igel' eine entsprechende Fabel bei Camerarius sub Nr. 398 'Vulpes et erinacevs' (T^x 154^b, L^b S. 298), allein diese ist auch in der Sammlung des Dorpius und zwar im Proemium zu den Fabeln des Abstemius — des Camerarius eigener Vorlage — vertreten, und es muſs wiederum unentschieden bleiben, ob Dorpius oder Camerarius die Quelle des Waldis gewesen ist.

Ich bin zu Ende. Die *'Fabulae Aesopicae'* des Camerarius dürfen nach den vorausgegangenen Darlegungen wohl zu den sicheren Quellen des Waldis gezählt werden. Das Verhältnis des hessischen Dichters zu ihnen ist indes nicht anders als das zu seiner Hauptquelle, der Sammlung des Dorpius. Waldis lernte Camerarius kennen, als schon der gröſste Teil des *'Esopus'* vollendet und der Stil sowie das Verfahren des Dichters fest und fertig waren. Waldis zeigte auch in den nach Camerarius gedichteten Fabeln die Vorzüge, welche sein Herausgeber und die Litterarhistoriker an ihm bewundern. Selbst Hans Sachs, der seinen *'Esopos'* kannte und sehr fleiſsig benutzte, steht als Fabeldichter in mancher Hinsicht hinter ihm zurück.

München. Arthur Ludwig Stiefel.

Die Geschichte des Wortes 'Zigeuner'.

Die Zigeuner haben seit ihrem Erscheinen in Mitteleuropa im Anfange des 15. Jahrhunderts das Interesse der Gelehrtenwelt erregt, und seitdem Crellmann ihre Abstammung einer wissenschaftlichen Kritik unterworfen hat, haben sich tüchtige Philologen, Ethnologen und Folkloristen, wie Miklosich, Pott, Bataillard, Hopf, De Goeje, Groome, in die Geschichte dieses Nomadenstammes vertieft. Recht vieles ist in den letzten hundert Jahren über diesen Gegenstand geschrieben worden, zählt ja Colocci[1] nicht weniger als sechshundert derartiger Werke auf; doch entspricht der nette Gewinn dieser Untersuchungen bei weitem nicht dem großen Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit. Festgestellt ist nur die Verbreitung der Zigeuner seit dem Jahre 1417 und ihre sprachliche Verwandtschaft mit den Völkern Indiens. Daß sie aber schon lange vordem in Europa ansässig gewesen sind, hat sich, trotz der bei Bataillard und Hopf gesammelten Belegstellen[2] aus älteren Quellen, nicht faktisch nachweisen lassen, da das Hauptgewicht auf eine lautliche Ähnlichkeit mit bekannten Benennungen gelegt wurde, was oft zu falschen Schlüssen geführt hat. In dieser Jagd nach Belegen hat man fast gänzlich vergessen, dieselben in der Weise zu verbinden, daß sie sich zu einem Ganzen gestalten; man hat es selbst als überflüssig betrachtet, die Quellen des 15. Jahrhunderts

---

[1] A. Colocci, *Gli Zingari, Storia d'un popolo errante,* Torino 1899, S. 332 ff.

[2] Am besten zusammengestellt bei Colocci l. c. S. 37 ff. und F. H. Groome, *Gypsy folk-tales,* London 1899, S. XIX ff.

gründlich zu untersuchen, um daraus auf eine etwaige Vergangenheit zu schliefsen. In der vorliegenden Arbeit will der Verfasser, bei der Feststellung der Etymologie des Wortes 'Zigeuner', das Volk bis in das frühe Mittelalter verfolgen, mufs aber, da irgend welche entsprechende Vorarbeiten fehlen, zuerst das vorhandene Material sichten.

Die Zigeuner erschienen zum erstenmal im Jahre 1417 in Lüneburg;[1] von da aus streiften sie durch Norddeutschland, wandten sich dem Süden zu und gingen über die Schweiz nach Frankreich und Italien; kurze Zeit darauf sind sie in ganz Mitteleuropa bekannt. Wo sie vor dem oben genannten Jahre gewesen, ist nicht ersichtlich, doch da sie ein Geleitschreiben vom ungarischen Könige mit sich führten, so müssen sie wohl aus Ungarn hergewandert sein, und ihr Erscheinen in Deutschland ist entschieden auf viele Jahre zurück zu setzen. Dazu kommt noch der Umstand, dafs all die 'Herzoge' christliche Namen führen: Michael, Andreas, Thomas, was nur dadurch zu erklären ist, dafs sie schon längst in christlichen Ländern geweilt hatten. Etwas später kommt allerdings ein eigentümlicher Name, Zindel, vor, doch auch dieser wird sich wahrscheinlich als irgend ein europäischer Name entpuppen. Diese kleine Bande von knapp dreihundert Männern, die sich zudem bald zersplitterte und schnell ausstarb, kann unmöglich der Stamm aller späteren Zigeuner gewesen sein; entweder sind bald darauf noch viele andere eingewandert, oder es sind schon früher welche in gröfserer Anzahl im Centrum Europas zu Hause gewesen. Jedenfalls stellen diese herumfahrenden Vagabunden ihrer Beschäftigung nach nur einen kleinen Bruchteil ihres Stammes dar. Sie werden nie als Kesselflicker, Schmiede, Pferdehändler aufgeführt, als welche sie doch am besten bekannt sind; sie sind alle insgesamt Bettler, die Frauen Wahrsagerinnen, die Männer Diebe. Wollen wir aber ein Gesamtbild der zu jener Zeit in Europa 'wohnhaften' Zigeuner gewinnen, so müssen wir uns nach Griechenland begeben, wo für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts die Nachrichten reichlich fliefsen.

Im Südwesten von Griechenland lag die Hafenstadt Modon;

[1] Groome l. c. S. X.

im 14. und 15. Jahrhundert Venedig gehörend, war sie eine Zufluchtsstätte der sich zu jener Zeit in Griechenland tummelnden Völkerschaften. Der Hafen lag bequem auf halbem Wege von Venedig nach Jaffa, dem besuchtesten Seewege aus Europa nach Palästina, und alle Pilger, selbst diejenigen, die über Sicilien reisten, blieben gern einige Tage in Modon liegen. Alle Pilgerfahrten, die schriftlich verzeichnet wurden, enthalten Beschreibungen von Modon und den dort hausenden Zigeunern.[1] Konrad Grünemberg[2] pilgerte um das Jahr 1486 nach dem heiligen Lande. In seiner Zeichnung der Stadt Modon befindet sich das Zigeunerlager, bestehend aus etwa dreihundert Häusern aus Rohr; dieselbe Zahl erwähnen Bernhard von Breitenbach[3] und Le Huen,[4] während zehn Jahre später Alexander, Pfalzgraf bei Rhein,[5] nur noch zweihundert Hütten und Arnold von Harff[6] einhundert Familien aufzählen; zwanzig Jahre später fand Tschudi[7] nicht mehr als dreifsig Häuslein. Diese Modoner Zigeuner sind mehr oder weniger ansässig und werden fast ohne Ausnahme als Schmiede gekennzeichnet. Ihre primitive Art des Schmiedens wird von Lencheraud[8] und Arnold von Harff[9] beschrieben; auch besitzen

[1] Siehe Röhricht u. Meisner, *Deutsche Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande*, Berlin 1880, und L. Conrady, *Vier Rheinische Palästina-Pilgerschriften*, Wiesbaden 1882, sub Modon. [2] Röhricht u. Meisner l. c. S. 153.

[3] *Peregrinatio ad Terram Sanctam, ex Bernhardo Breitenbach Ecclesiae Maguntinae decano et camerario*, Vittenbergae 1536, S. 5.

[4] In G. Méniglaise, *Voyage de Georges Lencheraud, mayeur de Mons en Haynaut*, Mons 1861, S. 224.

[5] In *Reyszbuch desz heyligen Lands*, Frankfurt a. M. 1584, S. 37.

[6] E. von Groote, *Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff*, Köln 1860, S. 66—68.

[7] *Reysz vnd Bilgerfahrt, zum Heyligen Grab desz Edlen vnd Bestrengen Herren Ludwigen Tschudis*, S. Gallen 1606, S. 68.

[8] 'Et oultre ce dit bourg, il y a de tous costez de la dicte terre ferme tygurions en grand nombre qui semblent logis de bien povres gens. Touttefois la pluspart des hommes sont sauldoyers à la ville de Modon à cheval; et en iceulx tigurions et en aultres villages assez près y avoit, comme nous fut dit, mil sauldoyers à cheval, et desquelz chevaulx j'en veys aucuns bons. Esquelz tigurions il y a grand partie de gens Egipciens telz que ceulx que autresfois j'ay veu en nostre pays, et desquelz Egipciens en y a la pluspart marricheaulx et euvrent d'icellui mestier eulx estans assiz à la terre et leurs souffletz sont de peaulx de chièvre ...' In G. Méniglaise l. c. S. 98 f. [9] l. c.

wir eine gute Aufzeichnung für die Zigeunerschmiede von Zante[1] um dieselbe Zeit. Wie bezeichnend für die Balkan-Zigeuner das Schmieden war, ist aus der Aufzählung der Zigeuner zu ersehen, die an dem Feste der Beschneidung des Sohnes Sultan Mehemets im Jahre 1582 teilnahmen.[2] An den Prozessionen waren beteiligt zigeunerische Besenmacher, Rauchfangkehrer, Musiker, Tänzer, Bärenführer, aber ganz besonders Schmiede. An einem Tage waren es nicht weniger als sechzig Schmiede, und in einem von ihnen gezogenen Wagen safsen drei, 'so geschmiedet'.[3] An einem anderen Tage waren es gar über vierhundert, die sich unter des Sultans Fenster setzten, um ihr Handwerk zu betreiben, was dem Sultan so sehr gefiel, dafs er etliche Tausend Asper an sie verschenkte.[4] Was sie heute sind, das waren sie schon vor mehr als dreihundert Jahren, und das werden sie auch viel früher gewesen sein. Neue Benennungen finden wir keine für die Zigeuner; es sind fast alles aus der Heimat mitgebrachte Namen, nach denen sie erwähnt werden: sie heifsen Saracenen, Heiden, Ägypter, Albanesen. Die in Mitteleuropa durch die Zigeuner selbst verbreitete Aussage, dafs sie aus Ägypten stammten, versuchen mehrere der Pilger umzustofsen, indem sie angeben, dafs sie aus der in der Nähe von Modon befindlichen Landschaft Gyppe herkämen. Dieses Gyppe wird verschiedentlich als dicht bei Modon gelegen oder in einer Entfernung von vierzig Meilen

[1] 'Dont vismes oprime merveille, car les forgeux de cloux et de fer de chevaulx sont forgeans emmy les rues, et sont assis sur la terre, comme ung cousturier est en nostre païs; ont lesdis forgeux une petite pierre de quoy ils mont du carbon contre, et font la du feu. Ladite pierre a environ deux pied de loing et ung pied de hault. C'est leur contrecœur elle est trauée au milieu, et ont une petite buise de fer et deux peaux de cuir liée a ladite buise sans estre couzue a ladite peau, dont il y a quelque valton ou bacelette qui tiennent lesdites peaux par le boult et les haulcent et abaissent et du vent font ardoir ledit carbon, qui est le plus estraingue chose a regarder que ne sçaroit escripte. Car ils sont tant de ce mestier et si dru que il samble que on soit en faire.' *Voyage de Jacques le Saige*, par H. R. Duthillœul, Douai 1851, S. 78.

[2] *Newwe Chronica Türckischer nation* ..., von Hans Lewenklaw von Amelbeurn, Frankfurt a. M. 1590, S. 468 ff.

[3] *ib.* S. 491.

[4] *ib.* S. 508.

angegeben; wenn auch dieses Dorf oder Gegend nicht feststellbar ist, so weist doch die Form Gyppe auf ein griechisches, dem *Γυπτός* verwandtes Wort, und man ist zu der Annahme berechtigt, dafs die Zigeuner als Ägypter in der Morea längst bekannt waren.[1]

Wenden wir uns wiederum zu den neueingewanderten Zigeunern vom Jahre 1417, so finden wir, dafs sie vorgaben, aus Ägypten oder Klein-Ägypten zu stammen. Es sind hier zwei Annahmen möglich. Entweder waren sie wirklich aus einer Klein-Ägypten genannten Gegend irgendwo im Südosten Europas ausgewandert, oder sie hatten guten Grund, anzunehmen, dafs ihre Aussage leicht Glauben finden würde. Einfach gelogen haben sie nicht, denn warum sollten sie alle insgesamt Ägypten und nicht irgend ein anderes Land gewählt haben. Merkwürdig ist der Umstand, dafs sie Geleitschreiben vom Kaiser und Papste vorzeigten. Wie ist zu erklären, dafs eine arme Bettlerbande in dem Schutze des Staates und der Kirche stehen konnte, zumal da sie nicht gut christlich war? Nicht weniger auffallend ist die oft wiederholte Legende vom siebenjährigen Wandern. Nach Aventinus[2] wären sie zu einer sieben Jahre langen Pilgerfahrt verurteilt, weil sie sich geweigert hätten, die Mutter Gottes und Christum zu empfangen; hier ist an eine periodisch wieder-

[1] Schon vor 1350 nannten sich die Zigeuner Ägypter: 'Mandopolini sive Mandindes; isti legem nullam defendunt, sed sunt Egyptii dicentes se esse de genere Pharaonis; fures optimi, de loco ad locum cum uxoribus navigantes, crebra et varia artificia operantes, solis ardorem non curantes. Cum Grecis Greci, cum Saracenis Saraceni et sic cum aliis; et si aliquis cum uxore sua comprehenditur, non irascitur, sed cum primo potest, similem vicem sibi reddit.' Ludolphus de Sudheim, *De Itinere Terre Sancte*, in *Archives de l'Orient Latin* II, II, S. 375.

[2] 'Ex Aegypto se esse mentiuntur extorresque domo a superis cogi; se maiorum delicta, qui deiparam virginem cum puero Jesu hospicio excipere recusarint, septem annorum exilio expiare impudentissime confingunt. experimentis cognovi, eos uti Venedica lingua et proditores atque exploratores esse tum alii cum imprimis imperator Maximilianus caesar augustus et Albertus, parens principum nostrorum, publicis edictis testantur . adeo tamen vana supersticio hominum mentes velut lethargus invasit, ut eos violari nefas putent atque grassari, furari, imponere impune passim sinant.' In Johannes Turmairs *Sämtliche Werke*, München 1883, Bd. III, S. 518.

kehrende Wanderung zu denken. Ähnliches steht in Trauschs[1] handschriftlicher Strafsburger Chronik. Tschudi,[2] der um die Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb, citiert eine ähnliche Sage, wenn er angiebt, dafs sie aus Igritz, wahrscheinlich Griechenland, sieben Jahre wanderten; Ähnliches besagen auch Corner,[3] Krantz,[4] Münster[5] und Stumpf.[6] In Bologna[7] gab der 'Herzog'

---

[1] 'Sie sagten es müsste all 7 Jahr ein Rott ausziehen vnd Buss thun, dieweil sie vnser liebe Fraw nicht haben herbergen wollen.' Trausch, *Handschr. Strafsburger Chronik* II 36b.

[2] 'Und seit dasselb Volck si wårind usz dem Land Zingri, usz dem kleinern Egypten, und hette si der Soltan und der Türck vertriben, und můsztind 7. Jahr uszfahren; etlich sprachen si wårind von Igritz.' Aegidii Tschudii *Chronicon Helveticum*, Basel 1736, Bd. II, S. 116.

[3] 'Causa autem hujus divagationis eorum et peregrinationis dicebatur fuisse aversio a fide et recidivatio post conversionem suam ad Paganismum. Quam quidum peregrinationem continuare tenebantur ex injuncta eis paenitentia ab Episcopis suis ad septennium.' Hermanni Corneri *Chronicon*, in Eccards *Corpus historicum medii aevi* II, 1225.

[4] 'Ferunt ipsi ex iniuncta sibi poenitentia mundum peregrinantes circuire: sed fabellae sunt ... per aliquot annorum interualla reddit.' Krantz, *Saxonia*, Köln 1520, lib. XI, cap. II.

[5] Schreibt Krantz ab und erweitert ihn, Seb. Münster, *Cosmographia*, Basel 1554, S. 267 f.

[6] 'In disem 1418. jar kamen erstlich die Zyginer, so man nennet die Heiden, in Helvetien, gen Zürych vnd andere ort, die waren mengklichen seltzam, vnd hievor in disem land nit mehr gesehen: deren waren mann, weyb vnd kinder auff 14000. personen geschåtzt, doch nit an einem hauffen, sonder hin vnd wider zerstrŏwet. Sie gaben für, wie sie ausz Egypten verstossen weren, vnd můszten also im ellend 7 jar bůsz würcken. Sie hielten christliche ordnung, trůgen vil gold vnd silber, doch darneben arme kleider. Sie wurden von den jhren ausz jhrem vatterland herüber mit Gelt verlegt vnd besŏldet, hatten keinen mangel an zeerung, bezalten jhr essen vnd trincken, vnd nach siben jaren fůren sie widerumb heim. Das vnnütze Bůbenvolck, so bey vnseren tagen herumb zeücht, hat sich seidhero erhebt, deren ist der frŏmmest ein Dieb, dann sie allein sich stålens ernehren.' H. J. Stumpf, *Schweytzer Chronik*, Zürich 1606, S. 731 a.

[7] 'Il qual duca aveva rinegata la fede christiana . E il re d'Ungheria prese la sua terra e lui . Esso duca disse al detto re di voler tornare alla fede christiana, e così si battezzò con alquanti di quel popolo e furono circa 4000 uomini . Quei che non si vollero battezzare furono morti . Dappoichè il re d'Ungheria gli ebbe presi e ribattezzati, volle che andassero per lo mondo sette anni, et che dovessero andare a Roma al papa e poscia tornassero in loro paese. ... Avevano un decreto del re di Un-

vor, sein Land und Gut an den König von Ungarn verwirkt zu haben, weil er vom Christentum abtrünnig geworden, weswegen er auch sieben Jahre wandern und den Papst in Rom aufsuchen müsse; inzwischen hätten sie das Privileg vom Kaiser, nach Herzenslust zu stehlen. In Paris[1] hiefs es, sie hätten in Rom dem Papst gebeichtet, und zur Abbufse müfsten sie nun sieben Jahre lang herumwandern, ohne in einem Bette zu schlafen. So verschieden auch diese Aussagen sind, so kann man nicht umhin, sofort zu raten, dafs man es hier mit einer traditionellen Sage zu thun hat, in der die Zigeuner in irgend ein Verhältnis zu dem Christentume und dem periodischen Wandern zu bringen sind.

Schon im Anfange dieses Aufsatzes wurde bemerkt, dafs man die Zigeuner als Diebe verdächtigte, und dafs ihre Weiber hauptsächlich als Wahrsagerinnen bekannt waren. Unehrlich sind sie gewifs gewesen, doch ist die Meinung über ihr diebisches Wesen geteilt. So weifs der Berichterstatter aus Paris von ihren Diebereien nicht aus eigener Erfahrung, und Stumpf stellt sie geradezu allem diebischen Gesindel als Muster gegenüber. In der Litteratur kommen sie noch besser weg. In den Fastnachtspielen[2] und bei Hans Sachs,[3] und später noch bei Lope de Vega,[4] werden sie gar nicht als sehr schlechte Menschen dar-

gheria, che era imperatore, per vigore di cui essi poteano rubare per tutti quei sette anni per tutto dove andassero, e che non potesse essere fatta loro giustizia.' *Scriptores rerum italicarum* Bd. XVIII, S. 611.

[1] 'L'Empereur, et les autres Seigneurs, par grande deliberation de conseil, dirent que jamais ne tenroient terre en leur pays, si le Pape ne le consentoit, et qu'il convenoit que là allassent au sainct Pere a Rome: et là allèrent tous petits et grands à moult grand peine pour les enfans. Quand là furent, ils confesserent en general leurs pechez. Quand le Pape ot oüye leur confession, par grande deliberation de conseil, leur ordonna en penitence d'aller sept ans ensuyvant parmy le monde, sans coucher en lit.' In *Les Œuvres d'Estienne Pasquier*, Amsterdam 1723, Bd. I, S. 407.

[2] *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert*, Stuttgart 1853, S. 823 ff.

[3] *Hans Sachs*, herausgeg. von Keller und Goetze, Tübingen, Bd. XIV, S. 29 ff.

[4] *Obras de Lope de Vega*, Madrid 1890, Bd. II, S. 365 ff. (La vuelta de Egipto), S. 467 ff. (El tirano castigado); Bd. III, S. 351 ff. (La madre de la mejor), S. 453 ff. (La corona derribada y vara de Moisés).

gestellt, und auch anderswo[1] gelten sie als ehrwürdige Leute. Die italienische Zingaresca[2] erwähnt sie als gute Christen, die der Mutter Gottes und dem Christkinde die Zukunft voraussagen. Nach den vorhandenen italienischen Liedern zu urteilen, gehört die Zingaresca in das 16. Jahrhundert hinein, es läfst sich aber leicht beweisen, dafs sie schon früher in Italien zu Hause gewesen. Das goldene Zeitalter der serbischen Litteratur in Ragusa am Adriatischen Meere fällt um die Wende des 15. Jahrhunderts und ist in vielen Hinsichten ein Reflex der zeitgenössischen italienischen Litteratur. Sogar die leichteren Maskaradengesänge der Italiener wurden von den ragusischen Dichtern nachgeahmt, ebenso wie die Maskaraden bei ihnen sehr beliebt waren. Čubranović, der um 1525 schrieb, behandelte die wahrsagende Zigeunerin in seinem berühmten Drama Jegjupka[3] (die Ägypterin); dasselbe wurde so populär, dafs nicht weniger als drei Dichter es nach seinem Tode umarbeiteten und erweiterten. Schon aus der gleichen Behandlung des Gegenstandes bei den Ragusanern und Italienern ist zu schliefsen, dafs die Zingaresca ehedem bekannt war. Ganz im Gegensatz zu dieser augenscheinlich traditionellen Auffassung der Zigeuner in der Litteratur stehen die Polizeiverordnungen[4] gegen diese Nomaden, die vom Ende des 15. Jahrhunderts ab ganz fürchterlich verfolgt werden. Um sich diesen Kontrast zu erklären, mufs man in Betracht ziehen, dafs das Bettler- und Gaunerwesen zu jener Zeit sehr verbreitet war, und dafs Strolche das Land durchstreiften, sich wie die Zigeuner zu Banden vereinigten und vom Volke bald nicht mehr von den harmloseren Zigeunern unterschieden wurden.[5]

[1] Interessant ist folgendes Buch: *Turckenpuechlein* 1522, dessen zweiter Titel lautet: *Gesprech oder Vnderrede: so ein Einsidel, ein Hunger, Tůrck, vnd Zigeüner, newlich miteinder gehabt, zů den sweren leüffen dieser vnser zeit dienstlich.*

[2] Siehe E. Lovarini, *Nota*, in Menghinis *Canzoni antiche del popolo italiano*, Roma 1890, Bd. I, 117 ff. Die älteste datierbare Zingaresca geht auf das Jahr 1520 zurück.

[3] In *Stari pisci hrvatski* Bd. VIII, Zagreb 1876.

[4] S. das III. Kapitel (Persecuzione degli Zingari) in Colocci l. c.

[5] So heifst es z. B. in Minsheus Wörterbuch: '*Gipson* or *gypson*, a counterfet rogue, one that speaketh gibbrish or gibble gabble. *Egyptians* are in our Statutes and Lawes of England, a counterfete kinde of roagues,

In der Litteratur herrschte aber die alte herkömmliche Anschauung, bis Cervantes in seiner *Jitanilla* den Grund legte zu einer picaresken Behandlung derselben.

Faſst man alles Vorhergesagte zusammen, so ergiebt sich, daſs die Zigeuner gleich bei ihrem Erscheinen nach drei Richtungen hin bekannt waren. Wo man sie ansässig findet, sind sie ganz besonders als Schmiede berühmt; sonst haben wir es bei ihrer Benennung als Wahrsager mit einer Sage von Jesu Kindheit zu thun, bei der die Zigeuner, wie in der Zingaresca, eine bestimmte Rolle spielen; als herumirrendes Volk werden sie wieder mit derselben Legende verknüpft, aber auch der Fluch des 'ewigen Juden'[1] lastet auf ihnen. Wie wir später sehen werden, ist diese dreifache Zusammenstellung eng miteinander verbunden, entspringt einer uralten Zigeunersage, von deren Existenz nicht eine Spur bei allen früheren Untersuchern zu finden ist. Wie gesagt, sie begingen alle den Fehler, nach dem Namen der Zigeuner zu fragen, anstatt sich zuerst des Wesens und der Bedeutung dieser Rasse bewuſst zu sein; dagegen wollen wir erst dann den Namen erklären, wenn schon ohnedies feststeht, daſs die entsprechende Beschreibung auf die Zigeuner paſst. Nur so werden wir mit Recht auf eine ältere Anwesenheit dieses Nomadenvolkes in Europa schlieſsen können. Es liegt uns nur weniges Material vor, und unterliegt es keinem Zweifel, daſs bei fleiſsigem Nachsuchen in den europäischen Bibliotheken noch vieles andere zu verwerten sein wird.

Ein ungenannter Kleriker aus Köln,[2] der um das Jahr 1340 den Orient bereiste, hat uns eine Beschreibung der von ihm ge-

---

that being English or Welsh people, accompanie themselues together, disguising themselues in strange roabes, *blacking* their faces and bodies, and framing to themselues an vnknowen language, wander vp and downe, and vnder pretence of telling of fortunes, curing diseases, and such like, abuse the ignorant common people, by stealing all that is not too hot, or too heauie for their carriage.'

[1] Simrock hat schon längst auf das Verhältnis der Zigeuner zur Sage des ewigen Juden hingewiesen (*Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde* Bd. I, S. 432 ff.); auch P. Cassel in *Ahasuerus*, Berlin 1885, S. 41 f.

[2] *Zeitschrift für deutsche Philologie* Bd. XIX, S. 1—86, und früher in Benfeys *Orient und Occident*, 1862.

sehenen Völker überlassen; darunter befinden sich auch die wunderlichen Mandopolos:

Vort sind da andere snoide kirsten in deme lande, ind dye heischent da Mandopolos, dye steynt ind strygent ind geynt ouch zo samen mit wyven ind mit kinden (zo samen), ind koment winter noch sommer nummer yn huys, ind gaint ouch mit groissen schairen van eyme dorpe zo deme andern, ind machent dinck, da sy af sich generent, noch ere wyfen brengent kint in den huysen. Ind blyvent ouch nyet langer dan dry dage up eynre stat, ind wurden sy yrgent lancger gehalden, so sturven sy, ind weren ouch dry dage indeme huysse, dar sy sturven. Ind dese lude haint under sich eyn eynige sprache, dye nyeman en kan verstain, dan sy onder sich; mer sy verstaint doch wail andre lude spraiche, ind nummer en kyvent sy onder sich. In vynt eyn wyf yren man by eyme andern wyve of ein wyf yren man by eyme andern manne, mer kan he dat gedoen, he doet eme dat selve widerumb ind nyet mer wort dar na. Ind so geent sy zo samen wynters ind somers van eynre stede zo der andere, ind lygent zo velde mit groisser scharen dages ind nachtes mit pyfen ind mit bougen as vur eyme slosse, ind stelend zo maile sere, wat sy essen of dryncken. Ind war sy koment vur eyn groiss dorp, ind da machent sy eyn kaffende spill, so dat alle dye lude uyss louffent, ind dar under stelent sy, wat man essen ind drycken sall. Vort dise lude by so wat lude sy koment, sy syn kirsten of heyden, we lange dat sy by eyn sint, so lange haldent sy sich ouch na yrme seden an essen ind an drincken, an vasten ind an vure, ind en haint geynen hern noch priester; mer under wat kirsten yre wyf kinder brengent, na yrme seden laissent sy dye douffe intfain, mer under wat kirste sy synt des sondages, geynt sy alle zosamen zo kirchen mit pyfen ind mit bougen, ind haldent eynemisse van den heiligen dryn konincgen, dat sy got umb eren wille geleyde ind behoede, wair sy hien varent durch berge ind woystenye. Vort under wat kirstenen dise lude sterven na yrme gelouven, laissent sy sich berichten ind begraven.

Die Beschreibung paſst vollständig auf die Zigeuner, ist überhaupt die beste für das ganze Mittelalter, denn nirgends wird so früh darauf hingewiesen, daſs sie ihre eigene Sprache besäſsen. Wir haben es hier mit griechischen Zigeunern zu thun, von denen die auf der Insel Kreta lebenden schon bei Simeon Simeonis[1] beschrieben sind:

Ibidem et vidimus gentem extra civitatem ritu graecorum utentem, et de genere Chaym se esse asserentem, quae raro vel nunquam in loco

---

[1] *Itinerarium Symonis Simeonis et Hugonis Illuminatoris ad Terram Sanctam*, Canterbury 1778. Die betreffende Stelle bezieht sich auf das Jahr 1322.

aliquo moratur ultra XXX dies, sed semper velut a deo maledicta vaga et profuga post XXXm diem de campo in campum cum tentoriis parvis oblongis negris et humilibus ad modum Arabum, et de caverna in cavernam discurrit; quia locus ab eis inhabitatus post dictum terminum efficitur plenis vermibus et aliis immunditiis, cum quibus impossibile est cohabitare.

Schon vordem spricht Leo Diaconus[1] von den Einwohnern dieser Insel als der Magie ergeben; wahrscheinlich übertrug er den Ruf der Zigeuner auf das ganze Volk. Dafs die Zigeuner als so eifrige Christen dargestellt werden, braucht kein Staunen zu erregen, denn auch später nahmen sie Anteil an kirchlichen Feierlichkeiten: so erzählt Martin del Rio[2] von solchen, die am Feiertage des Corpus Domini tanzten, und Vaillant[3] erwähnt ihre Teilnahme an der Osterfeier. Doch viel ausgeprägter erscheint ihre Christlichkeit bei Noe Bianco:[4]

Sono di questa medesima osservanza i Zingari, benche non siano battezati; i quali oltra modo riueriscono la vergine benedetta: e piu tosto si lascerebbono amazzare, che indurre a dishonorarla.

Was heifst nun Mandopolos?[5] Es ist nichts anderes als das bei Stephanus aufgeführte *μαντιπόλος*, welches, wie leicht zu sehen, einfach so viel bedeutet als 'Wahrsager'. Es sind dies also Zigeuner von dem Typus, der später, von 1417 an, in Mittel-

---

[1] *λέγεται γὰρ κατόχους εἶναι Κρῆτας μαντείαις καὶ βωμολοχίαις καὶ πλάναις, πρὸς τῶν Μανιχαίων καὶ τοῦ Μωάμεθ παρειληφότας ἀνέκαθεν.* In *Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae* Bd. XI, S. 24. Leo Diaconus lebte Ende des 10. Jahrhunderts.

[2] Borrow (*The Zincali* Bd. I, Kap. II) citiert den Passus: 'When, in the year 1584, I was marching in Spain with the regiment, a multitude of these wretches were infesting the fields. It happened that the feast of Corpus Domini was being celebrated, and they requested to be admitted into the town, that they might dance in honour of the sacrifice, *as was customary.*'

[3] Bei Colocci l. c. S. 310.

[4] *Viaggio del Rever. P. F. Noe Bianco Vinitiano, della congregation de' servi*, Vinetia 1566, S. 72b.

[5] Wie unkritisch man bisher diese Mandopolos behandelt, erhellt aus der folgenden Stelle in Ennens Einleitung im *Orient und Occident* l. c. S. 451: 'Ihr Name *Mandopolos* erinnert an den zigeunerischen Bettelspruch "Mong poolu mong", ... von dem zigeunerischen Verbum *mangava, mangaben* "betteln".'

europa erschien. Was sie da von ihrem Verhältnisse zu dem Christkinde erzählten, ist somit nichts Neues, sondern existierte schon lange, wenigstens in Griechenland, als eine Sage.

Im 14. Jahrhundert erwähnt der griechische Historiker Mazaris[1] die Ägypter unter den sieben Völkerschaften, die damals Griechenland bewohnten; es wird gewöhnlich angenommen, es seien darunter die Zigeuner gemeint, und vielleicht auch mit Recht; allein beweisen läfst sich diese Annahme nicht, da schon viel früher ägyptische Akrobaten bei Nicephorus Gregorias[2] beschrieben werden und schon im 10. Jahrhundert Joannes Cameniata[3] von syrischen Ismaeliten und von Äthiopern spricht, die die feindlichen Araber in Thessalonica gelandet haben sollen. Unmöglich ist es keineswegs, dafs auch die letzteren Zigeuner gewesen sind, besonders die Akrobaten, was für sie pafst; jedenfalls ist der Umstand interessant, dafs nach Gregorias' Aussage diese ägyptischen Akrobaten von Griechenland aus über Thracien und Macedonien bis nach Spanien gewandert sein sollen. Jedenfalls wird die Anwesenheit solcher schwarzhäutigen Leute dazu beigetragen haben, den Namen Äthiopier und Ägypter bei den Zigeunern zu befestigen.

Dafs sogenannte Äthiopier auch in Westeuropa hausten, wissen wir auch von einer anderen Quelle. Im Jahre 1266 erklärt Roger Bacon[4] ihre Anwesenheit in den westlichen Ländern dadurch, dafs sie, die die magischen Künste verstünden, dort nach Drachen suchten. Die Stelle ist interessant und lautet wie folgt:

Repens quod est esca Aethiopum est draco, secundum quod David dicit in psalmo, Dedisti eam escam populis Aethiopum. Nam certum est quod Aethiopes sapientes venerunt in Italiam et Hispaniam et Franciam et Angliam, et in istas terras Cristianorum in quibus sunt dracones boni volantes, et per artem occultam quam habent excitant dracones de cavernis suis, et habent sellas et froena in promptu, et equitant super eos et agitant in aere volatu fortissimo, ut dometur rigiditas carnium et temperetur durities, sicut apri et ursi et tauri agitantur canibus et variis percussionibus flagellantur, antequam occidantur pro comestione. Cum ergo sic domesticaverint eos, habent artem praeparandi carnes eorum, sicut est

---

[1] Groome l. c. S. XX.

[2] *Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae* Pars XIX, S. 348 ff.

[3] *Ib., Theophanes Continuatus* (Bd. XXXII) S. 512.

[4] *The 'Opus Majus' of Roger Bacon,* Oxford 1897, Bd. II, S. 211.

ars praeparandi carnes tyri, et utuntur eis contra accidentia senectutis, et vitam prolongant et intellectum subtiliant ultra omnem aestimationem. Nam nulla doctrina quae per hominem fieri potest tantam sapientiam inducere valet sicut esus istarum carnium, secundum quod per homines probatae fidei didicimus sine mendacio et dubitatione.

Wenn das nicht Zigeuner sind, von denen er hier spricht, so haben wir ein ganz unlösbares Rätsel vor uns, denn andere Äthiopier können durchaus nicht gemeint sein. Allein wir haben einen wichtigen Beweis, daſs schon vierundzwanzig Jahre vordem Zigeuner bis an den Rhein geraten waren. Die betreffende Erwähnung findet sich in Dalimils gereimter Chronik,[1] die wir hier in ihrer deutschen Übersetzung aufführen wollen:

Von den, di in dem lant zcu fuz gingin mit der vient gruz.
Nach Crist geburd, als ich laz, ist geschen daz
czwei hundirt gar vnd darzcu zcwei vnd virczig iar,
Cartassi also gnant do gingin in dem lant,
di beroubtin dy Tatrer, daz mir ist gar vnmer.
Der man gingin funf hundirt. Der leut sitin waz bisundirt.
Si warn gar wundirlich, do si gingin durch daz rich.
Gar hoe hutil hattin dy, kurcz gewant trugin si
vnd taschin mit den senckin. Wan si woltin trinkin,
in einem rinnendin pach waz in vil gach.
Vnd wen si peteln brot, si nantin 'gartas' Got
vnd ruftin 'Kartas wo'; darvm hiz man si do
Kartas mit dem nomen. Vnd dovon so komen
den Lunen dy bletir vf dem schilt stetir,
di ouch Kartassi sint gnant. Si sint in gar wol bekant
darnoch dy lut mit irn sin. Vnd si komen an den Rin,
furen si abir hindir sich. Der Behem, leidir, dez ich gich,
groz vnbesichtikeit, di wart in mit schaden leit.
Ir vnwiz virhengniz wart in gar vnsuoz,
daz si dy lute liszin sten vnd in dem rich irgen,
vnd si liszin si sehin, vnd ir lant also virspehin.
Ez wer billich gewesin, daz ir keiner wer genesin,
vnd daz man irvorscht het, waz leut si do zcu stet
weren gewesin. Si soltin si nit gelesin,
noch durch ir lant laszin habin. Dovon so komen zcu schadin
dez andirn iars zcu hant di Tatrer in daz lant.

Diese 'Kartassier' sollen vor den Tataren geflohen sein, was nicht undenkbar ist, denn alle ihre Massenwanderungen, auch

[1] *Fontes Rerum Bohemicarum* Bd. III, S. 171 ff.

die vom Jahre 1417, sind entschieden das Resultat irgend eines äufserlichen Druckes. Der Herausgeber der Dalimilschen Chronik, Palacký, fühlte sich gezwungen, diese Neukömmlinge für Zigeuner zu halten. Er sagt selbst über diese Stelle: '*Kartas boh* kann nicht aus dem Mongolischen erklärt werden, wie einer der ausgezeichnetsten Kenner des Kalmück-Mongolischen, Professor Bernhard Julg zu Innsbruck, mir versichert. Ich nehme an, dafs die Zigeunersprache die einzige sei, die in diesen Gegenstand Licht bringen kann. *Bokh* heifst in ihrer Sprache "Hunger", und *kŭrdas* ist das Perfektum des Wortes *kŭr*, *kar* "thun" (Miklošić, Über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas V, Wien 1875). *Kartas bogh* würde also bedeuten: "es macht Hunger, Hunger ist hier". Dieser Ausdruck pafst gut für einen um Brot bettelnden Mann.'

Aber schon hundert Jahre früher waren die Zigeuner in Deutschland bekannt. Von ihnen spricht die oft citierte Bibelparaphrase:[1]

> Agar gewan ein chint uon dem ẘhsen chaltsmide sint.
> Als Agar daz chint gewan Ismahel gap si im den nam:
> danne chomen Ismahelite die uarent in dem lande wite
> daz wir da heizzen chaltsmide. we gescheh ir lide
> wan alliz daz si habent ueile daz ist mit grozzem meile.
> er chŏf wol oder ubele er wil ie etwaz dar ubere.
> dei lòte si beströffent mit div und si uerchöffent,
> sine habent hös noch heimût, alle glet dunchent si gůt,
> daz lant si durchstrichent, daz livt si beswichent.
> Alsus betriegent si daz livt, si röbent nieman ubirlòt,
> ach gescheh in und ach, we gescheh ir chinnebach.

Ihrer Beschäftigung nach hiefsen diese Zigeuner 'Kaltschmiede', und da sie Fremdlinge und schlechte Christen waren, so werden sie mit dem in solchen Fällen üblichen Worte 'Ismaeliten' gekennzeichnet. An einer anderen Stelle[2] heifst es von den Ismaeliten: 'Er uuas Ismahêlis sun, uone demo Ismahelitae cuman sint, die der hûser ne habent, sunter okkeret uilzhûs unte andera unuuâtlîche hereberga'. Da Joseph an die Ismaeliten ver-

---

[1] J. Diemer, *Genesis und Exodus nach der Milstäter Handschrift*, Wien 1862, Bd. I, S. 36.

[2] *Ib.* Bd. II, S. 25 (aus *Williram*, in *Quellen u. Forschungen z. Sprach- u. Culturgeschichte* Bd. XXVIII, S. 4).

kauft wird und diese ihn nach Ägypten führen, so liegt die Verwechselung mit den Ägyptern nahe; daher haben wir auch an der betreffenden Stelle:[1]

Von erist si im sageten daz si nicht ubirhabeten:
wie si josep gewandes beströften unde wie si in den chaltsmiden uerchöften.

Mit den Kaltschmieden des Mittelalters hat es eine ganz eigene Bewandtnis. Einerseits hören wir von ihrer 'an Rechtlosigkeit grenzenden Unehre',[2] andererseits besitzen sie Privilegien[3] wie keine andere Zunft. Vom 13. Jahrhundert ab besitzen wir eine Reihe von Schutzbriefen für die Keſsler oder Kaltschmiede, und noch zu Ende des 15. Jahrhunderts hören wir von Keſslertagen und von der Wahl von Keſslerkönigen.[4] Keſsler wurden als unordentliches Gesindel betrachtet, und überhaupt haben sie alle Merkmale der Zigeuner; selbst ihre Privilegien sind den Geleitschreiben analog, welche die späteren Einwanderer mit sich brachten. Den Grund zu einer solchen Bevorzugung werden wir weiter untersuchen. Also von ihrer Beschäftigung stammt der alte Name; dieser Fall ist auch gar nicht vereinzelt. Die englischen *tinker* und schottischen *tinkler*, die so viel wie 'Zigeuner' bedeuten, sind etymologisch verwandt mit deutschen *tengelen*, *tengeln*, *dengeln*, mhd. *tengan*, ags. *dencgan* 'hämmern'; auch finden wir mhd. *tengeler* 'malleator' und ahd. *tengelari*, *dengelari*[5] u. dgl. oft. Die Sippe ist eine Weiterbildung des onomatopoetischen Lautes des Metallanschlagens, ebenso wie *ticken* einem weniger metallischen Laute entstammt. Nun finden wir auch Kaltschmied mit 'malleator' glossiert, es sind sich also *tinker*, *tinkler* und *Kaltschmied* und *Keſsler* in jeder Hinsicht gleich. In der Bibelparaphrase sind entschieden alle Kaltschmiede Zigeuner; wenn wir auch nicht im stande sind, dies zu beweisen, so ist der Fall

[1] J. Diemer l. c. Bd. I, S. 100.

[2] *Zeitschrift des deutschen Altertums* Bd. IX, S. 545.

[3] Sattler, *Vom Keſsler- oder Kaltschmiedschutze*, Tübingen 1781; Mone im *Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters* Bd. VIII, S. 457 ff., und *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* Bd. II, S. 4 ff., XIII, S. 160 ff., XVII, S. 32.

[4] O. Henne am Rhyn, *Kulturgeschichte des deutschen Volkes*, Berlin 1886, Bd. I, S. 300.

[5] In Steinmeyers und Sievers *Die althochdeutschen Glossen*, passim.

denkbar, dafs die den Kaltschmieden eigentümliche Art des Schmiedens von den Zigeunern nach Europa gebracht wurde, wie De Goeje behauptet. Wie dem auch sei, sind 'Schmied' und 'Zigeuner' für die Periode vor dem Jahre 1417 identisch. In Griechenland sehen wir die Zigeuner noch bis Ende des 15., ja des 16. Jahrhunderts als Schmiede berühmt. Von all den Namen, die im 15. Jahrhundert in Europa im Gebrauch waren, läfst sich das Wort 'Zigeuner' allein nicht aus einem Volksnamen deuten und hat zu den extravagantesten Auslegungen Stoff gegeben. Uns scheint die Sache ganz einfach zu liegen. Wie im englischen *tick* und *tink*, so sind in den meisten orientalischen Sprachen *čik, ček, čink, čenk*[1] die Wurzeln, von denen Wörter für 'Hammer' und 'Metallanschlagen' hergeleitet werden. Aus irgend einer dieser Sprachen, wahrscheinlich aus dem Tatarischen, ist das Wort *čekan*[2] mit seinen Ableitungen in die kirchenslavische, russische und polnische Sprache geraten; es bedeutet so viel wie 'Hammer', besonders 'Münzstempel'. Das ital. *zecchino*, franz. *sequin* ist von derselben Abstammung.[3] Im Griechischen findet sich bei den byzantinischen Schriftstellern oft das Wort *τζυκανιστήριον* 'Ort, in dem das dem heutigen Polo ähnliche Ballspiel stattfand'. Man leitet es gewöhnlich aus dem Persischen *čogan* oder *čaugan* ab, was dieses Ballspiel sein soll; in Steingass' Pers. Wörterbuche wird dieses Wort von *čaul-gan* abgeleitet; da aber in vielen Sprachen *čekan* 'Hammer' bedeutet und dieses Ballspiel auf dem Schlagen mit dem langen Hammer beruht, so scheint kein Grund vorhanden, dies *τζυκανιστήριον* von *čekan* zu trennen, besonders da es lautlich richtiger ist, es von *čekan* als von

---

[1] Ung. *csengeni* klingeln; türk. *čekidž* Hammer, *čingirmaq*, *činglemek* Metall anschlagen, *čenk* Guitarre; pers. *čakuš*, *čakūč* Hammer des Kesselschmieds, *čang* Harfe; arab. *džunk* Harfe.

[2] Russ. *čekan* langstieliger Hammer, Münzstempel, *čekanka* Vogel mit Metallstimme, *čekanit'* mit dem Hammer anschlagen; dazu gehört auch *čekat'*, *čikat'* anschlagen, ticken, *čekušit'* plaudern.

[3] Littré und Zambaldi leiten ital. *zecca* (somit auch *zecchino*) 'Münzhaus' aus dem arab. *sekkah* 'Prägstock' ab; nun steht aber im Wörterbuch *sakkiy*, und nicht *sekkah*, in derselben Bedeutung, und machen schon das türk. *čiqyn* 'Geldsack mit Geld' und das oben angeführte sehr alte *čekan* eine Abstammung aus dieser Gruppe viel sicherer; vielleicht gehen auch all diese Wörter zu allerletzt auf arab. *sakka* 'Nagel' zurück.

čaugan abzuleiten. Ist aber τζυκανή oder ein ähnliches Wort 'Hammer', so müfste etwa τζυκανᾶς gleichbedeutend sein mit 'malleator', und dies sollte unserer Annahme nach auch 'Zigeuner' sein. Schlagen wir bei Ducange nach, so finden wir wirklich τζηγαρᾶς in der Bedeutung von 'incantator', τζυγαρισμός 'incantatio', τζυγαρίζειν[1] 'incantare more sagarum', das heifst, es ist τζηγαρᾶς gleichbedeutend mit dem früher besprochenen μαντιπόλος. Leider sind die bei Ducange angeführten Citate fast alle aus ungedruckten Quellen; doch läfst ein Citat aus De Amoribus Lybistri et Rhodamnes sich datieren, da Crusius[2] beweist, dafs es um 1200 niedergeschrieben wurde. Da τζηγαρᾶς zum Wahrsager werden konnte, indem es erst 'Zigeuner' bedeutete — denn sonst lassen sich 'Hämmerer' und 'Wahrsager' kaum verbinden —, so müssen die Zigeuner schon vor 1200 in Griechenland bekannt gewesen sein, was zu allem Vorhergesagten vollständig pafst. Aus der Sippe τζυκανᾶς τζυγαρᾶς lassen sich ohne weiteres russ. *cygan,* böhm. *cykan,* deutsch *Zigeuner* ableiten, und wie *tink* zu *tick,* so steht *čink* zu *čik,* woraus wieder *zingaro, zincalo* etc. entstehen mufs. Wahrscheinlich kam das orientalische Wort für Schmied mit den Zigeunern nach Griechenland, wo es lautgemäfs umgeändert wurde, und von da aus verbreitete es sich über Europa. Damit soll etwa nicht gesagt sein, dafs auch die ältere Zigeunereinwanderung über Griechenland gewesen ist; sie kann auch auf direktem Wege der Völkerwanderungen aus Asien geschehen sein. Die Annahme, dafs die griechischen Elemente in allen heutigen Zigeunerdialekten auf griechischen Ursprung hin-

[1] In S. P. Lambros, *Collection de Romans Grecs,* Paris 1880, wird τζυγαρίζω übersetzt mit 'tourmenter, torturer', und in Koraes Ἄτακτα, Paris 1828, Bd. I, S. 292, heifst es, Ducange hätte τζηγαρίζω falsch ausgelegt; es sei dasselbe wie τηγανίζω und bedeute 'braun backen' und im übertragenen Sinne 'martern'; die Abstammung von τήγανον 'Bratpfanne' (wahrscheinlich stammt deutsch. 'Tiegel' davon) wird wie folgt erklärt: *εἶναι ἀπὸ τὸ τηγανίζεται, κατὰ τροπὴν τοῦ τ̄ εἰς τὸ βάρβαρον τσ̄ καὶ τοῦ ν̄. εἰς τὸ ρ̄.* Wäre dem so, so hätten wir für τζυγαρᾶς eine griechische Abstammung von τηγανᾶς 'Pfannenschmied'; unmöglich ist eine solche Kontamination nicht, wahrscheinlich aber hat sich τζυγαρίζω in der Bedeutung 'martern' direkt aus 'hämmern' entwickelt.

[2] Siehe A. Ch. Gidel, *Etudes sur la littérature grecque moderne,* Paris 1866, S. 170.

weisen, ist nicht absolut notwendig; die letzte Einwanderung war die gröfste, oder die älteren Zigeuner waren mehr oder weniger in dem Rest der Bevölkerung aufgegangen, und so konnte sich nur die neuere Sprache erhalten haben. Wir haben Ähnliches bei den Juden: die slavisch-sprechenden Juden Rufslands sind vollständig in den deutsch-sprechenden aufgegangen, wie die orientalischen in den spanischen aufgegangen sind.

Es bleibt uns noch übrig, die dritte Kategorie der einfach herumstreifenden Zigeuner zu untersuchen. Auch für diese haben wir eine frühe Quelle, und zwar die schon besprochene, aus der wir von den Mandopolos gehört haben. Bei dem Aufzählen aller Völker, die die heiligen drei Könige verehrten, kommt er auf die Georgier zu sprechen.[1] Von diesen heifst es, dafs sie 'sint alze starcke lude, ind haint eyne eygen spraiche, ind dye geent ind rydent durch die lant mit groissen schairen, as Vriesen,' was Johannes von Hildesheim[2] übersetzt mit 'tendunt, semper in turmis, ut Frisones vel Vngari'. An einer anderen Stelle[3] heifst es wieder: 'die lude Georgiani, ind synt vroim lude ind starck, ind geent ind rydent zo samen groissen weydeligen schairen, as Vreysen'. Nach derselben Quelle[4] sind in Nubien 'die beste kirsten, ind die sprechent Caldeischs ind schryvent Caldeischs, ind in allen landen over mer haint sy dat vurgain van andern kirsten, ind haint in allen landen da yre sonderlinge kirchen ind kirchove, as dye Vriesen zo Aiche, in ere des heiligen conincgs Melchior, van des lande sy sint'. Was sind das für Friesen, die gar Landstreicher sind und mit Ungarn in einem Atem ausgesprochen werden? Und wie kommen solche Landstreicher zu einer so grofsen Ehre in der Stadt Aachen? Es sind eben keine Friesen, sondern unsere Zigeuner in ihrer alten Rolle von privilegierten Vagabunden. Es ist gar nicht denkbar, dafs die Friesen im 14. Jahrhundert, oder auch die Ungarn jener Zeit, als Vagabunden galten, dagegen läfst sich das Wort Friese leicht als eine Umdeutung von *frîheit, frîhard, frîet*[5] auslegen, was gleich-

---

[1] *ZfdPh.* Bd. XIX, l. c. S. 16.

[2] C. Horstmann, *The Three Kings of Cologne*, in *Early English Text Society* Bd. LXXXV, S. 281. [3] l. c. S. 18. [4] l. c. S. 13.

[5] *Archiv für das Studium der neueren Sprachen* Bd. XXXIII, S. 223 ff. Interessant ist die folgende Stelle aus Sigmund Meisterlins Chronik (in

bedeutend war mit 'Vagabund'. Diese *frîheiten* hatten eben specielle Privilegien, und man dachte leicht bei ihrem Namen an *glebae non addicti*, was kaum auf andere Vagabunden paſst als auf die Zigeuner. Für *Friso* finden wir in Ducange die Glosse 'homo Francus', was uns wieder auf dasselbe führt, denn es decken sich die zwei Ausdrücke vollständig. Daſs aber Friesen und Ungarn gleichgestellt werden, hat für uns einen ganz besonderen Wert, zumal da sie in Aachen lokalisiert werden. Wir wollen es versuchen, das Rätsel der besonderen Privilegien, die die Zigeuner im Altertum genossen, zu lösen.

Wir besitzen keine authentische Nachricht über die specielle Verehrung der Zigeuner in Griechenland, denn was der Kölnische Klerikus von den Mandopolos sagt, beruht vielleicht auf seiner eigenen Einbildung, von der er, wie auch später Johannes von Hildesheim, sich leiten läſst, um die Universalität der Verehrung der heiligen drei Könige herauszustechen. Dafür aber weisen die Privilegien der Kaltschmiede, die Schutzbriefe der Zigeuner, die Immunitäten der *frîheiten* auf eine mitteleuropäische, speciell deutsche, am Rhein lokalisierte Sage. Schon seit der Einführung des Christentums in Deutschland verbreitete sich am Rhein die Sage von der Thebäischen Legion,[1] nach der Thebäer und Mauritaner, oder einfach Mohren, ihren Märtyrertod in Deutschland gefunden haben sollen. Im 11. Jahrhundert wurde die Sage nach Köln übertragen. Im Jahre 1164 wurden die Überreste der heiligen drei Könige aus Mailand nach Köln überführt, so daſs daselbst fast ohne Unterbrechung der Glaube an die gute Christlichkeit der Ägypter zu Hause war. Zwar werden Melchior und Balthasar nach Nubien und Tharsis versetzt, aber vor dem 14. Jahrhundert sind diese Gegenden nicht gut von Ägypten geschieden. Schon das Äuſserliche der Zigeuner muſs die Phantasie der unwissenden Gläubigen entfacht haben, denn hier hatte man

Die Chroniken der fränkischen Städte, Nürnberg, dritter Band, Leipzig 1864, S. 109 ff.): 'Es macht sich auf einem hochzeitlichen tag, dasz Rudolphus kaiser mit den fürsten des reichs wolt zu sant Peters und Sebaltskirchen geen . da lief im in sein angesicht ein histrio, den wir nennen einen freiheit; etlich nennen in einen herold, wiewol von heros kumpt heroes, etc....'

[1] F. W. Rettberg, *Kirchengeschichte Deutschlands*, Göttingen 1846, Bd. I, S. 94 ff.

vor den Augen die Abkömmlinge des Volkes, aus dem wenigstens einer der drei Könige entsprossen war; ihre wahrsagenden Künste konnten die Kirchlichen nur in ihrem Glauben befestigen, und obgleich das gemeine Volk mit Abscheu[1] auf das diebische Wesen der Zigeuner blickte, so fühlte man sich doch kirchlicherseits gezwungen, sie zu schützen. Mit der Zeit sind gewifs die Kefsler und Kaltschmiede im Deutschtum aufgegangen, und Strolche jeder Art sind zu *frîheiten* geworden, aber die von der Ferne kommenden Zigeuner hatten guten Grund, an der ihnen angedichteten Legende ihrer ägyptischen Abkunft und an ihren alten Schutzbriefen festzuhalten, um bei ihren periodischen Wallungen an den Rhein gute Spenden einzuheimsen. Wenn sie vorgaben, alle sieben Jahre wandern zu müssen, so hängt das von der Thatsache ab, dafs in Köln und besonders in Aachen, wohin so viele wallfahrten, die Reliquien nur einmal alle sieben Jahre gezeigt wurden. Kein Wunder also, dafs die 'Friesen', wie die Nubier anderwärts, in Aachen besondere Kirchen und Begräbnisplätze besafsen. Die Gleichung von Friesen und Ungarn kommt aber daher, dafs zu seiner Zeit wirklich viele Ungarn nach Aachen wallten, wo im Jahre 1374, am Tage der heiligen drei Könige, von Ludwig dem Grofsen eine ungarische Kapelle eingeweiht wurde.[2] Wurden einerseits die Zigeuner für Ungarn gehalten, so veränderte sich bald das Verhältnis, und man hielt die Ungarn für Zigeuner, denn die aus Siebenbürgen und Ungarn kommenden Pilger hiefsen in der älteren Zeit Tattern:[3] Tattern sind aber in Norddeutschland die Zigeuner,[4] und schon während des Mongolen-Einfalles hielt man sie für verwandte Völker, ja man glaubte in Köln fest daran, dafs die Tataren nach Europa gekommen wären, um die ihnen gehörenden Reliquien der drei Könige wieder nach ihrer Heimat zu holen.

Da wir die vor dem 15. Jahrhundert in Europa weilenden Zigeuner als Wahrsager und Kaltschmiede in genau denselben Beschäftigungen vorfinden, wie auch in der Gegenwart, und sie

[1] Dagegen spricht Münster (l. c.) von einem abergläubischen Verehren der Zigeuner seitens des gemeinen Volkes.

[2] F. Haagen, *Geschichte Achens*, Achen 1873, Bd. I, S. 303.

[3] In J. Müller und W. Weitz, *Aachener Mundart* 1836, S. 244, citiert in A. F. Potts *Die Zigeuner*, Bd. I, S. 30. [4] Pott l. c.

sonst sich in den letzten fünf Jahrhunderten nicht geändert haben, so müssen wir annehmen, dafs sie auch früher in anderen charakteristischen Beschäftigungen thätig gewesen, das heifst, dafs sie als Akrobaten, Musiker, Pferdehändler[1] bekannt waren. Hier ist die Untersuchung eine viel schwierigere, da sie sich als solche weniger von ihren Geschäftsbrüdern unterschieden und leichter im Volke aufgehen konnten. Doch wollen wir es versuchen, diese Seite der Zigeunerfrage hypothetisch anzugreifen; vielleicht gelingt es noch einmal, auch hier Klarheit zu gewinnen. Als Musiker und Sänger, also als wahre Troubadours, werden sie in der Türkei zu Ende des 16. Jahrhunderts erwähnt;[2] als Akrobaten erscheinen sie schon im Jahre ihrer beglaubigten Einwanderung in Deutschland.[3] Sind aber auch die älteren Zigeuner musikalisch gewesen, und das bezeugt ja der Kölnische Klerikus, so müssen wir auf zigeunerische *jongleurs* und *menestrels* schliefsen. Erwähnt werden sie allerdings selten, doch der Grund wird wohl sein, weil sie zusammen mit ihren Berufsbrüdern verachtet waren und sich leicht mit ihnen vermengten. Wenn wir aber lesen, dafs Nicolette 'prist une herbe si en oinst son cief et son visage, si qu'ele fu tote noire et tainte ... si s'atorna a guise de jogleor',[4] so ist kein Grund vorhanden, mit Wesselofsky[5]

[1] Als Pferdehändler werden sie allerdings nicht früh erwähnt, doch schon beim ersten Erscheinen im Jahre 1417 bemerkte man, dafs sie viele Pferde mit sich führten (so z. B. in *Röteler Chronik*).

[2] 'Erstlich giengen vorher, durch eine grosse mennig desz Volcks, so von allen Orten zusammen gelauffen, drey Zingani oder Zigeuner, welche von etlichen für Egyptier, von andern für Arabier gehalten werden, auf Türckisch bekleidet. Der Mitler vnter diesen dreyen schlug auff einer Lauten, so etwas grösser, dann gewönliche Lauten; die andern beyde spieleten ein jeder auff seiner kleinen Geigen, so ein scharpffen vnlieblichen Thon gaben, vnnd mit einer Barbarischen Stimm sangen sie darein, was von den Osmanischen Sultanen verrichtet. Vnnd theten in diesem Gesang sie alle gar ordentlich nacheinander erzehlen vnnd rühmen, sampt ihrer ritterlichen Thaten, bisz auff den gegenwårtigen Sultan Murat den dritten.' *Neuwe Chronica Türckischer nation*, l. c. S. 118.

[3] Schöppenchronik von Magdeburg, in *Chroniken der niedersächsischen Städte. Magdeburg*, Leipzig 1869, Bd. I, S. 345.

[4] H. Suchier, *Aucassin und Nicolette*, 4. Auflage, S. 39.

[5] A. N. Veselovskij, *Razyskanija v oblasti russkago duchovnago sticha*, VI—X, St. Petersburg 1883, S. 162 ff.

an eine Tradition des Schwärzens bei den *jongleurs* zu denken, sondern es war eben das Nichterkanntwerden dadurch bewirkt, dafs Nicolette als ein musizierender Zigeuner erschien. Ja, man kann sich gar nicht anders den zweiten Fall erklären, wenn es von Jehan de Rampaygne[1] heifst: 'fist teyndre ces chevoyls e tut son corps entierement auxi neyr come geet', um als 'menestral Ethiopien, né en Ethiopie' zu erscheinen. Hier ist gar kein Zweifel möglich, denn erstens was soll ein äthiopischer menestrel denn sein? und an eine Tradition könnte man etwa glauben, wenn nur das Antlitz und nicht der ganze Körper schwarz angestrichen wäre. Dafs 'ägyptische' Akrobaten im 13. Jahrhundert Mitteleuropa durchstreiften, haben wir bei Gregorias gesehen; sie waren gewifs keine Seltenheit, oder wir hätten auch andere Belegstellen für diese Gruppe.

Man ist zu geneigt, das Schwärzen des Gesichtes der Tradition und der Mythologie in die Schuhe zu schieben;[2] das scheint gerade so widersinnig, als wollte man das Theater des Mittelalters direkt auf dem griechischen Theater basieren. Gewifs sind viele alte Bräuche bis auf unsere Zeit gekommen, aber wie komisch wäre es, das Verkleiden der Kinder als Indianer oder unsere pechschwarzen amerikanischen minstrels (wer weifs, vielleicht sind sie auch auf europäischen Bühnen zu sehen) auf eine römische Tradition oder auf ein mythologisches Überbleibsel zurückzuführen. Liegt es doch viel näher, diese Vermummungen aus dem in der ganzen Welt verbreiteten Drange, das Wilde und Ungewöhnliche, das Erschreckende und Verhafste darzustellen: die grotesken Masken der Chinesen, die Kriegsfarben des Indianers, die wodewose[3] der Engländer bezwecken dasselbe. Dafs man am liebsten zur schwarzen Farbe griff, ist an und für sich ganz natürlich, denn die Kohle und der Rufs sind am zugänglichsten. Dazu gesellte sich noch in Mitteleuropa das Verlangen, die Zigeuner, als die wirklichen Waldleute und wilden Männer, darzustellen; ja noch heute ist im Russischen 'zigeunern'[4] gleich-

[1] Moland et d'Héricault, *Nouvelles françoises en prose du XIVe siècle*, Paris 1858, S. 76.

[2] So auch mein Kritiker N. W. Thomas in *Anglia* Bd. XXIII, S. 517 ff.

[3] *Wodewose* wird glossiert mit 'sylvanus, pilosus', also Waldmensch.

[4] Veselovskij l. c. S. 200.

bedeutend mit maskieren, und im 16. Jahrhundert verstellte man sich noch mit Vorliebe als Zigeuner.[1]

Ein alter Fall solcher Zigeunervermummungen scheint erwähnt zu sein in den Stadtverordnungen von Ragusa.[2] Da heifst es, dafs im Jahre 1323 der kleinere Rat verordnet hätte:[3] Nulla persona audeat vel presumat modo aliquo vel ingenio in isto presenti anno facere se *carbonozum,* vel se transfigurare vel Judeum facere sub pena XXV ypp. pro quolibet et qualibet vice, et accusator habeat medietatem banni, si per eius accusam veritas poterit inveniri.

Im Jahre 1331 wurde verordnet:[4] 'de non prohibendo in isto pascate, quod aliqua persona possit se facere *carbonezum* seu Judeum, vel se de sua propria forma ad aliam transfigurare.' Auch später[5] finden sich solche Verordnungen oft. Schon Wesselofsky hat diese carbonozi besprochen,[6] aber, wie uns scheint, hat er nicht das Rechte getroffen. Er nimmt an, *carbonozus*

---

[1] So z. B. in *Newwe Chronica Türckischer nation* S. 482: '(Die Juden haben) etliche Mummereyen auff Griechisch, aller gleich, andere auff Zigeynerisch gekleydet, mit sich auffgeführt.'

[2] *Monumenta Ragusina,* in *Monumenta spectantia historiam Slavorum Meridionalium* Bd. X u. XIII. [3] *ib.* Bd. I, S. 80. [4] *ib.* Bd. II, S. 332.

[5] 'Nulla persona civis vel forensis et alterius cuiuscumque conditionis hoc anno audeat vel presumat modo aliquo vel ingenio se facere vel fieri facere carbonosium neque ludum carbonosii.' Bd. I, S. 256. — 'Quod nullus carbonosius audeat portare secum arma ad offendendum. Item quod nullus carbonossius audeat committere seu facere ruffam vel clamorem cum aliqua persona neque dicere verba ingnuiriosa alicui persone masculo vel femine. Et quod nullus ex dictis carbonossiis audeat se facere carbonossium neque ludum ipsum carbonossiorum post sonum campane Ave Maria, de quanto duraverit iste ludus. ... Et si reperietur, quod aliquis ex ipsis carbonosiis faceret contra predicta vel aliquod predictorum, quod omnes alii carbonossii sint pro hoc anno privati de dicto lude et nullus in hoc anno non possit amplius se facere carbonossium.' *Ib.* S. 257. — 'Aliqua persona omnis aetatis a XII annis supra non possit se facere carbonezum seu Judeum. ... A die dominice usque per totam diem dominicam ss. apostolorum quilibet possit se facere carbonezum vel Judeum ad suum velle. Item quod nullus carbonezus sive Judeus possit portare per civitatem aliqua offensibilia, vel bastonem de ligno sive lapide.' *Ib.* Bd. II, S. 333. — 'Nulla persona audeat facere se carbonezum, seu Judeum, vel se transfigurare in aliquam figuram turpem.' *Ib.* S. 355.

[6] Veselovskij l. c. S. 211 ff.

wäre eine Latinisierung des hypothetischen slavischen *krabonoša*, was so viel heifsen würde wie 'Maskenträger', da ein Wort *krabulja* in der Bedeutung von 'Maske' wirklich im Serbischen existiert. Nun lag aber gar kein Grund vor, die slavische Formel *krab* in die lateinische *carb* umzuwandeln, denn auch nicht ein einziges Mal ist in diesen Stadtverordnungen ein Name, in dem die Formel *car* + Konsonant vorkommt, zu belegen, dafür aber sehr oft die slavische Form *cra* + Konsonant, wie Cranca, Cranoe, Cranze, Cranotta etc. Wir müssen uns nach einer anderen Deutung umsehen. Die Stadt Ragusa stand oft unter venedischem politischem Einflusse, und der dalmatisch-veneziarische Dialekt war daselbst ebenso zu Hause wie das Serbische. Das Kanzleilatein, in dem die Verordnungen niedergeschrieben sind, unterscheidet sich durchaus nicht von dem zeitgenössischen Latein der Republik Venedig, und in demselben finden sich latinisierte Namen von venezianischen Übersetzungen einheimisch-slavischer Bürger. Für unseren Fall ist besonders interessant die Gruppe 'Cerne de Carbono',[1] die in unseren Quellen vom Jahre 1224 bis 1345 öfters verzeichnet ist. 'Cerne' ist die serbische Form für 'Schwarz', und augenscheinlich ist 'Carbono' die romanische Übersetzung desselben Namens; es gab also ein dialektisches Wort *Carbono*, was gleichbedeutend war mit 'Schwarz'. Von *carbono* bildet sich leicht *carbonazzo, carbonozzo* oder *carbonoso* weiter. Als Familiennamen wird erwähnt ein Bettler Georgius Carbonosso,[2] der von Almosen lebte, und später Thomaso Carbonaz[3] 're de ladri'. Man darf nicht behaupten, dafs alle Schwarzen, d. h. alle Carbonossos, Zigeuner gewesen sind; ganz anders aber steht die Sache beim Könige der Diebe, denn auch ohne die Benennung 'Carbonaz' müfste man hier auf einen Zigeuner schliefsen. Es will uns also scheinen, dafs *carbonazzo* auf wirkliche Zigeuner angewandt wurde, oder man übertrug auch den Namen auf andere Personen. Durfte man aber in Ragusa nicht als *carbonozus* oder Jude erscheinen, so weist das auf eine sehr alte Art und Weise der Vermummungen als

[1] *Monumenta spectantia historiam Slavorum Meridionalium. Listine*, Bd. I, S. 42, 80; Bd. II, S. 235, 241; Bd. III, S. 394.

[2] *Mon. spect. hist. Slav. Mer., Listine*, Bd. III, S. 259.

[3] *Ib., commissiones et Relationes Venetae*, Bd. I, S. 81.

Zigeuner oder Juden; ganz genau dieselbe Formel lebt bis auf den heutigen Tag in Rufsland[1] als Ausdruck für die Maskaradierung.

Ich habe schon früher,[2] bei der Besprechung des Wortes *romanger*, auf die Identität von *le masque* und *la masque* hingewiesen und will nur so viel davon wiederholen, als zur Ausrundung des gegenwärtigen Artikels nötig ist. Von *masca* 'Hexe' geht man ganz leicht zum provenzalischen *masco* 'Wahrsager' über, was wieder zum französischen *mascot* führt. Analog mit Mandopolos und *τζυγαρᾶς* müfste eine von *masca* gebildete Form auch auf die Zigeuner angewendet werden; somit läfst sich nach dem, was über *carbonozo* gesagt worden, sofort auf die Verbindung von 'Maske' mit dieser Gruppe schliefsen. Vielleicht ist auch franz. *maignen* 'Kesselflicker' auf eine Form *maskinanus* zurückzuführen;[3] jedenfalls ist *maquignon* 'Pferdehändler' nicht von unserer Sippe auszuscheiden, und ist die Annahme, dafs demselben die Bedeutung 'Zigeuner' voranging, dadurch gesichert, dafs die englische Übersetzung von *maquignon* 'Romongour' ist, was eben 'Vagabund, Landstreicher' heifst. Mein Kritiker[4] besteht darauf, *romongour* sei eine Korruption von *rossmonger*, giebt aber selbst zu, dafs ihm die Belege fehlen; da auch kein holländisches Wörterbuch ein solches verzeichnet, so müssen wir die Annahme des Kritikers als unbewiesen hinstellen.

---

[1] Veselovskij l. c. S. 200. [2] *Anglia* Bd. XXIII, S. 106.

[3] Körting leitet *magnan maignen* von *machinanus*; mit ebendemselben Recht kann man *maskinanus* aufstellen, denn da *maignen* nicht sehr früh zu belegen ist, so kann das *s* längst ausgefallen sein.

[4] Suchier, in *Anglia* l. c. S. 521 f.

Cambridge, Mass. Leo Wiener.

Zur altenglischen Bedeutungslehre.

Die folgenden lediglich andeutend gehaltenen Miscellen betreffen Erscheinungen im Leben der altenglischen Sprache, welche zwar in ihrer Allgemeinheit nicht unbekannt sind, aber im Einzelfalle, wenn es sich um Interpretation handelt, vielfach nicht gebührend beachtet werden.

I. Verba, welche einen Gemütszustand bezeichnen, lassen öfter eine bestimmte, konkrete Bethätigung desselben zum Ausdruck kommen.

lufian = 'Liebe erweisen; liebkosen'. Musterbeispiele: *lufiađ mid lacum þa þe læs agun* Gudl. 50. *he lufode mid his bradre hand þa nunnan 7 ofer þa sculdru geþaccode* Dial. Gr. 189. 22.[1] (Vgl. Grein; Cosijn, Beitr. XXI 12.)

[In entsprechender Weise findet sich *lufu* verwendet: *an lufu is, þe þu miht me gegearwian* (= beneficium) Dial. Gr. 182. 5; und ähnlich *freondscipe,* in *freondscype fremman* Botsch. d. Gem. 18.]

lufian mit einem Sachobjekt 'gutheifsen': *ealle þa þing þ ic wat þet đu geornest on ure Drihtnes halfe, swa ic lufe 7 tyđe* Chron. A. D. 656 E (allerdings mit *lofian* konfundiert: *ic ... hit loue* [abwechselnd mit *ic ... hit tyđe*] *mid Crystes mel* ib.).

hatian, feogan nicht nur 'hassen', sondern auch 'befehden, verfolgen'. Beisp.: *no đy ær he þone heađorinc hatian ne meahte | lađum dædum* Beow. 2466. *ac se bryne bindeđ bidfæstne here, | feođ firena bearn* 'Crist' 1598.

[1] Eine Specialisierung ähnlicher Art ist es, wenn *firenian* im Sinne von 'schmähen' gebraucht wird, wie in *firenaþ þus þ flæschord* Red. d. Seel. 104; vgl. *wemman þe mid wordum* ib. 64.

[Entsprechend *leodhata*; *cyrichata* (Wulfst. 310. 1 *cyrichatan* 7 *sacerdbanan*); *dædhata* Beow. 275 (das zu ändern durchaus nicht vonnöten ist); *hetelice*: *him com to on niht se apl Petrus* 7 *hine hetelice swang* Chron. A. D. 616 A E (MS. F *heardlice*); Ælfric Saints XXXV 188 und sonst; *hettend*: *he wearþ eft het[t]end cristenra monna* Oros. 264. 7 (MS. C *ehtend*).]

fægnian (*fagnian*), *blissian* werden von ganz bestimmten Äufserungen der Freude gebraucht. So *onginnađ* | *fægnian mid folmum* (= plaudent manibus) Par. Ps. 97. 8 [*fægnung* = plausus, Napier, OE. Gl. p. 146, 399]. *blissiađ* = plaudite, Blickl. Glosses (Morris, Blickl. Hom. p. 254). — *đa sceolde cuman đære helle hund ongean hine, þæs nama wæs Ceruerus* ... 7 *onfægnian* (MS. B *ongan fægenian*) *mid his steorte* Boeth. 102. 12. (Sedgefield: 'and he began to welcome him with his tail'.) In diesem *fægnian* (oder, genauer, der Nebenform *fagnian*) haben wir potentialiter das moderne *fawn* vor uns, für welches das N. E. D. erst aus Langland einen Beleg bringt: *fawned with þe tailles* P. Pl., B XV 295 (wogegen das Verbalsubstantiv aus der Ancren Riwle citiert wird). Dafs dieser direkten Ableitung des Verbums *fawn* aus dem Altenglischen wenigstens nichts im Wege steht, ist kürzlich auch von Björkman (Scandinavian Loan-Words in Middle English p. 111) gezeigt worden. — Die bekannte Stelle aus der Chronik: [*Æþelwulf cyning*] *æfter þam to his leodum cuom*, 7 *hie þæs gefægene wærun* A. D. 855 erinnert an moderne Berichte über 'begeisterte Ovationen'.

onscunian heifst 'scheuen, verabscheuen, fürchten', aber auch 'von sich stofsen, ablehnen, fliehen'. *Gif hwelc mon his agnum wife widscufe* (= expulerit), MS. B ... *his agen wif onscunie* Bed. 280. 3; *heo ne meahton* ... *heora ealdan þeawas onscunian* 7 *forlætan* ib. 100. 14. — *þa onscunode he þæt and cwæđ* (= qui renuens ait) Gen. 48. 19. — *ónscuna đu á leasunga* (= mendacium fugies) Ælfr. Ges., Einl. 44.

giernan 'wünschen' und 'bitten', auch 'betteln': *gesaet æt l neh woeg giornade* (= mendicans) Lind. Mc. 10. 46 (Rush.[2] *giornde*, WS. *wædla*). Natürlich auch *wilnian* 'bitten': *giuig l wilnig from me þte đu willt* (= pete a me quod uis) Lind. Mc. 6. 22 (WS. *bide me swa hwæt swa þu wylle*).

unnan sowohl 'gönnen' als auch 'gewähren' ('vergönnen'). *hwæđre him god uđe*, ... *þæt he hyne sylfne gewræc* Beow. 2874. *gewunna l*

sella ... (= exhibebit mihi modo plus quam duodecim legiones angelorum) Lind. Mt. 26. 53. Speciell: 'vermachen', wie aus den Urkunden bekannt ist.[1] Verschiedene Schattierungen treten gut hervor in den folgenden Stellen. *Ic Elfred dux hatu writan 7 cyđan ... þa men þe ic mines erfes 7 mines boclondes seolest onn* Thorpe, Dipl. Angl. 480. 10.[2] *Ærest ic an Eadwearde minum yldran suna þæs landes æt Strætneat* ib. 487. 11 (cf. *ic sello Æđelwalde minum suna III hida boclondes* ib. 481. 35).

Auch die folgenden eine geistige Thätigkeit bezeichnenden Verba können wohl hierher gezogen werden.

gemunan 'gedenken', auch 'jemandes Gedächtnis ehren': *đaet ge me gemynen aet đere tide mid suilce godcunde gode suilce iow cynlic đynce* Sw., OET. 444. 41.

eahtian '(ab)schätzen' (*þæt hie mon na undeorran weorđe moste lesan, đonne hie mon be þam were geeahtige* [Quadrip.: adpreciabitur] Ælfr. Ges. 32); dann 'loben': *eahtodan eorlscipe ond his ellenweorc duguđum demdon* Beow. 3173. So auch *þa wæs on gange gifu Hrođgares oft geæhted* Beow. 1884.

II. Zur resultativen Funktion von Verben mit dem Präfix *ge*.

(Wir verweisen auf Streitberg, Perfektive und imperfektive Aktionsart im Germanischen, Beitr. XV 70—177; Wustmann, Verba perfektiva namentlich im Heliand, Leipzig 1894; Wilmanns, Deutsche Grammatik II, p. 168 ff. Erörterung principieller Fragen liegt aufser unserer Absicht.)

Je nach der Beschaffenheit des zu erreichenden Objekts kann sich die resultative Verwendung ein und desselben Verbums natürlich verschieden gestalten. Zugleich macht sich aber auch der Zug nach Verallgemeinerung des ursprünglich specialisierten Verbalbegriffs bemerkbar, also z. B. *gefrignan* 'erfahren' (auch ohne vorheriges 'fragen'), *geferan* 'erlangen' (ohne besondere Rücksicht auf

---

[1] Goethe: Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

[2] Blickl. Hom. 195. 1 *Forþon oft hit gesæleþ þæt his æhta weorþaþ on þæs onwealde þe he ǽr on his life wyrrest uþe.* Toller: '... into the power of the man that when alive he would have been least pleased should have it', womit Morris' Übersetzung ('... into the power of those whom he previously worst treated in his life') genügend korrigiert ist.

das 'gehen'), *gespringan* einfach 'erwerben' (Sievers, Anglia XIV 139); ohne ersichtlichen Unterschied findet man *sige gefaran, geferan, geræcan, geslean, gewinnan.* — Mit Wustmann (a. a. O. 6) meinen wir, dafs Konstruktionen nach dem Muster von *beddreste gestah, meregrund gefeoll* hierher zu zählen sind; d. h. *meregrund gefeoll* bedeutet eigentlich: er fiel, bis er den Grund erreichte, oder: er erreichte durch Fallen den Grund.

Aus der Fülle von Einzelbelegen heben wir einige der bemerkenswerteren heraus.

gegan, gegangan. Eadmund cyning ... Myrce geeode Chron. A. D. 942. — *Hæfde aglæca elne gegongen, | þæt he beahhordes brucan moste* Beow. 893. — *gif friman edor gegangeð* Æðelb. Ges. 29 ('wenn ein Freier ins Gehege kommt' Liebermann). — *gif hyra hwylc geuntrumad biþ, þæt he ciricean gegan ne mæge* Ben. R. 140. 19.

gefaran. gif ic eft gefare swelcne sige æt Romanum Oros. 156. 31. — *nan man ne mihte Godes rice gefaran* Ælfr. Hom. I 94. 3 (ib. 94. 11 *ne mæg he faran into heofenan rice*).

geferan. he sige geferde on manegum gefeohtum Ælfr. Saints XXV 730. — *Dunstan se halga arĉb forlet þis lif 7 geferde þ heofonlice* Chron. A. D. 988 E. — *hafast þu gefered, þæt ðe feor ond neah ealne wideferhð weras ehtigað* Beow. 1221. — *hine axodon be his wife and his cildan, hwæt hi geferdon* Ælfr. Saints XXX 275 ('was aus ihnen geworden wäre').

geiernan 'durch Laufen erreichen' und *geærnan* 'durch Reiten erreichen'. *gif hie* [i. e., *cirican*] *fáhmon geierne oððe geærne* Ælfr. Ges. 5.

geridan. 7 geridon Wesseaxna lond 7 gesæton Chron. A. D. 878.

geþringan. (*Gotan* ...) *þreate geþrungon þeodlond monig* Met. Boeth. I 3.

gespringan in: *widgongel wif word gespringeð* Gnom. Ex. I 65 (nach Sievers a. a. O. = 'das herumschweifende Weib gerät leicht in [übeln] Ruf').

gefeallan. Nu giet todæge hit is on leoðum sungen hwelcne demm hie Romanum gefeollan Oros. 72. 10. — *he eorðan gefeoll* Beow. 2834; ib. 2100. *gefealle ærest þæs abbodes fet* Ben. R. 70. 10; ib. 100. 15 f.

gesceotan. hord eft gesceat, | dryhtsele dyrnne (vom Drachen) Beow. 2319.

gebugan. *ond hine ymb monig | snellic særinc selereste gebeah* Beow. 689, wozu Trautmann (Bonner Beiträge zur Anglistik II 163) bemerkt: '*sele-reste* wird von Grein und von Heyne für Accusativ gehalten: "Accusativ des Gegenstandes, zu dem man sich wendet." Ist das möglich?! Ist nicht hier und in *flet-ræste gebēag* Beo. 1242 zu schreiben *ræste geþeah* = "was taking rest"?' — Nein, ganz gewiſs nicht! S. auch Mod. Lang. Notes XV 493. — Dagegen 'imperfektives' *bugan* in *bugon þa to bence* Beow. 327.

gecyrran. *noldon đoneređan cwellere eft gecyrran* Ælfr. Hom. I 80. 25 ('[they] would not return to the cruel murderer' Thorpe). *ne gecyrre ge nænne mann be wege* [Luc. 10. 4] ib. II 534. 4.

gestandan. *þa gestodon his frynd his fæder and cwædon* Ælfr. Saints XXXV 31.

gestigan. *gefeonde þa heofonlican rico gestàh 7 gesohte* Bed. 464. 16. *hire seo halige sawl þæs heofonlecan eđles ingong gestág* ib. 288. 24. — *Nænig eft þæs swiđe þurh snyttru cræft | in þeode þrym þisses lifes | forđ gestigeđ* Be Mon. Cræft. 18 (niemand gelangt zu solcher Herrlichkeit).

geræcan. *hie ne meahton nanne mete geræcan* Chron. A. D. 918. — *nađer ne mehte on oþrum sige geræcan* Oros. 96. 33. — *Gotan ... eall Italia rice ... in anwald gerehton* Boeth. 7. 1. Sedgefield bringt *gerehton* bei *reccan* 'explain, prove, narrate, reckon' unter, doch ist es zweifellos *gerēhton* (kent., = *gerǣhton*), so auch Met. Boeth. XXVI 17 *đa sio tid gelomp þ hi đæt rice geræht hæfdon.* (Wegen des Zusatzes *in anwald* vgl. *and us þær in onweald geslogon eal his londrice* Ep. Alex. 61. *Eadred ... gerad eal Norþhymbra land him to gewealde* Chron. A. D. 946.) — Imperfektives *ræcan* z. B. in Beow. 747 *ræhte ongean | feond mid folme.*

gescinan. *se ficbeam ofersceadađ đæt lond đæt hit under him ne mæg gegrowan, forđæm hit sio sunne ne mot gescinan* Cur. P. 337. 10 (weil es die Sonne mit ihren Strahlen nicht erreichen kann).

gefeohtan; gewinnan. *Hæfde þa gefohten foremærne blæd | Iudith æt guđe* Jud. 122. — *þa wæs Romana rice gewunnen* Met. Boeth. I 17. (Durativ z. B.: *Constantinus 7 Constans wunnon him betweonum* Oros. 284. 16; *Saturninus, þe æfter þæm onwalde wonn* ib. 278. 9.)

geslean. *gesloh þin fæder fæhđe mæste* Beow. 459; nicht = 'dein Vater schlug der Fehden gröſste' (Grein), sondern, wie wir in

Mod. Lang. Notes XVI 29 f. gezeigt haben: 'thy father brought about (or, brought on his head) by fight the greatest of feuds'.

gewyrcan 'erwirken, erwerben, verdienen' (Grein). *se þe his agnum her | willum gewyrceð, þæt him wuldorcyning ... milde geweorþeð* Phoen. 536. Sicherlich resultativ ist auch *gewyrcan* in der bekannten Beowulfstelle: *Swa sceal [geong] guma gode gewyrcean, fromum feohgiftum on fæder [bea]rme* (?), | *þæt hine on ylde eft gewunigen | wilgesiþas,* 20 (durch Freigebigkeit es dahin bringen [sich's verdienen], daſs ...). — *swa wite swa wuldor, swa him on worulde ær | efne þæt eorðfæt ær geworhte* Red. d. Seel. 7. — So auch: *7 done gylt gebete, swa wer swa wite, swa he gewyrht age* Ælfr. Ges. 7. 1. — *be gewyrhtum* = merito, etc.

gefrignan, gefricgan, geascian sind wohl die bekanntesten aller dieser Verben. Bei ihnen tritt die formale Trennung von den imperfektiven Simplicien am deutlichsten hervor. Unrichtig ist der Ansatz *fricgan* 'inquire, learn' in Sedgefields Glossar zu Met. Boeth. IX 27 (*þa ricostan Romana witan* ...) *þe he on þæm folce gefrigen hæfde.* — Daſs *ahsian* in *wean ahsodon* Beow. 423, 1206 nicht etwa perfektiv zu fassen ist, ist in Mod. Lang. Notes XV 30 f. des näheren erörtert worden.

gehycgan, geþencan 'erdenken'. *Sum in mæðle mæg modsnottera | folcrædenne forð gehycgan* Be Mon. Cræft. 41. Analog in Gen. B 286 *mid swilcum mæg man ræd geþencean.* Ferner (*þa wearð hit swa mycel æge fram þam here, þet man ne mihte geþeoncean ne asmægian hu man of earde hi gebringon scolde*) Chron. A. D. 1006 E. [Vgl. Oros. 46. 27 *On þæm dagum wæs swa micel ege from ðæm wifmonnum, þætte Europe ne Asia(m) ne ealle þa neahþeoda ne mehton aþencean ne acræftan hu hi him wiðstondan mehten.*]

gebidan 'erleben'. *fela sceal gebidan | leofes ond laðes, se þe longe her | on ðyssum windagum worolde bruceð* Beow. 1060.

Anhangsweise erwähnen wir ein paar Stellen, in denen imperfektive Simplicia und effektive Komposita einander gegenübergestellt werden.

Oros. 20. 36 *þonne ærnað hy ealle toweard þæm feo ... 7 se nimð þone læstan dæl se nyhst þæm tune þæt feoh geærneð.* — Chron. Einl. DEF (Thorpe p. 3, Plummer p. 3) *Ða ferdon þa Pihtas 7 geferdon þis land norþanweard.* — (Assm., Hom. V 7 *cumað þa Romaniscan leoda 7 ure land gegað*; ib. 49.)

Num. 21. 1 *Chananeus þa wann wið Israela bearn and sige on him gewann.* (Assm., Hom. VI 100 ff. *winnan — oferwinnan.*)

Oros. 202. 33 *þa hluton þa consulas hwelc hiera ærest þæt gewinn underfenge; þa gehleat hit Quintius Flaminius.*

Dial. Gr. 207. 6 *7 geornlice ongan acsian 7 eac hraðe geacsode, fram hwan he ofslagen wæs.* Ælfr. Hom. I 80. 23 *hine axodon* (nicht mit Thorpe: 'informed him') *be ðam acennedan cilde, and þaþa hi his cenning-stowe geaxodon ...*; Boeth. 139. 9 ff.; auch Dial. Gr. 322. 4 *he ongan acsian ... þa gefrægn he, þæt ...*

[Cf. Ines Ges. 8 *Gif hwa him ryhtes bidde beforan hwelcum scírmen oððe oþrum deman 7 ábiddan ne mæge.* Bed. 400. 10 *ond þeah ðe ic georne bæde, ne meahte nænge þinga lefnesse abiddan*; ib. 6. 13.]

III. Ingressive Funktion von *gesittan, gestandan, gelicgan, gerestan.*

Wir behandeln diese Fälle gesondert, da es uns nur auf den 'praktischen' Zweck der Vorführung von Beispielen ankommt. Im übrigen vgl. Streitberg a. a. O. 72.

gesittan. Her Danihel gesæt on Wintanceastre, 7 Hunferþ feng to bisčdome Chron. A. D. 744. Dazu Plummer (Vol. II 42): 'The meaning must be that Daniel resigned. Exactly the same phrase is used of the resignation of Cynewulf, Bishop of Lindisfarne, in 779 D, E. Yet it is hard to see how "gesæt" can mean anything but "resided". I suspect that the compiler had a Latin source before him and confused between "resedit" and "recedit". The latter is the word actually used by Florence here; but in 932, a passage independent of the Chron., he has "resedit" in the sense of "resigned", I 130.' Thatsächlich erklärt sich der Ausdruck sehr einfach; *gesæt* ist ingressiv 'setzte sich hin', d. h. nach einem 'bewegten' Leben setzte sich D. zur Ruhe. Genau so heifst es Oros. 280. 20: *þa geweard hi him betweonum þæt hi woldon þa onwaldas forlætan, 7 þa purpuran alecgan þa hie weredon, 7 woldon hiera dagas on seftnesse geendian. 7 þæt swa gelæston. Dioclitianus gesæt on Nicomidio þære byrig, 7 Maximianus gesǽt on Mediolane þære byrig* (im lateinischen Texte: ... Itaque sub una die Diocletianus apud Nicomediam, Maximianus apud Mediolanum potestatem imperii deposuerunt). — *Hæfde he þa on ylde six and twentig wintra þa he ærest se Godes cempa on þam*

westene mid heofonlicre gife geweordad gesæt Vita Guthl. 24. 2. — *gesæt* (= discubuit), ws. Evang. Luc. 7. 36 (Lind. *gehlionade*).

Mit Bezug auf einen vorausgehenden Zustand des 'Liegens' gebraucht, bedeutet ingressives *gesittan* 'sich aufrichten' ('in sitzende Stellung kommen'). So in einer oft mifshandelten Stelle des Beowulf: *he onfeng hraþe | inwitþancum ond wiđ earm gesæt* 748; und noch deutlicher in: *aras þa anra gehwylc* ⁊ *wiđ earm gesæt, | hleonade wiđ handa* Sat. 432.

[In derselben Funktion *asittan*: Bed. 422. 28 *Ah in dagunge he eft acuicode* ⁊ *semninga up heh asæt*; 462. 9 *þa æt nyhstan on dagunge þæs fiftan dæges, swa he of hefigum slæpe onbrude,* ⁊ *wæs arisende* ⁊ *úp asæt* ... ⁊ *he sume hwile sǽt* ⁊ *sworette.*]

Der Bewegungsbegriff kann durch Setzung von *eode* stark hervorgehoben werden (wobei die idiomatische Verwendung von *to* zu beachten ist): *eode gesittan to þæs halgan weres liice* Bed. 186. 29. Freilich wird hier auch einfaches *sittan* gebraucht: *eode goldhroden freolicu folccwen to hire frean sittan* Beow. 640; Jud. 15. (So in der Aufforderung: *site nu to symle* Beow. 489; *hehton hiene sittan mid him to swæsendum* Bed. 398. 8.)

[Ein Beispiel resultativer Funktion: *forþon þe hie gesittaþ eorđu* (= quoniam ipsi possidebunt terram) Rush.[1] 5. 5 (WS. *águn,* Lind. *agnegađ*).]

gestandan 'zum Stehen kommen, Stellung nehmen', d. h. sowohl 'Halt machen' als 'aufstehen'. *þa gestod seo cweorn sona* 'then the mill stood still at once' OE. Martyr. 202. 2 (cf. *þa orn seo cweorn* ib. 200. 24). *þa ongon his hors semninga wergian* ⁊ *gestondan* ('still stehen, Halt machen') Bed. 178. 19. *þa semninga se min latteow gestod* Bed. 430. 24. *se heort þa witodlice astah on anne heahne clud, and þær gestód; Placidas đa lange stód and beheold þone heort* Ælfr. Saints XXX 37. — *Stiđmod gestod wiđ steapne rond | winia bealdor* Beow. 2566 ('Resolute in mind the Prince of friends took stand well up to his hoised shield' Earle), cf. *wiđ earm gesæt. þa arn seo leo, and gestod wiđ þone eadigan wer* Ælfr. Saints XXX 416. — *þonne semninga storm gestandeđ and se stranga wind* ('sich erhebt') Wulfst. 262. 7.

[In ingressiver Funktion auch *ætstandan, ođstandan, astandan.* Z. B. *þa geseah se Godes þeow ane wilde hinde melce; þa gesenode he hi, þa gestod heo,* MS. C *ætstod,* OE. Martyr 170. 8. *đæt þæt swurd*

þurhwod wrætlicne wyrm, þæt hit on wealle ætstod. — *7 þ unstille hweol ðe Ixion wæs to gebunden Leuita cyning for his scylde, ðæt oðstod for his hearpunga* Boeth. 102. 29. Ælfr. Ges. 46. 1. — *syþðan he eft astod* ('stand wieder auf') Beow. 1556. *þa astod he semninga, 7 getogene þy wæpne under his sceate, ræsde on þone cyning* Bed. 122. 17.]

gelicgan. *windblond gelæg* Beow. 3146 ('the wind-roar subsided' J. L. Hall; 'legte sich'). (Dagegen *ðonne wind ligeð* Phoen. 182 'wenn es windstill ist'.)

(*hine*) *gerestan.* *Iohannes se godspellere gereste on þam dæge in Effeso* Chron. A. D. 100 BC (*hine gereste* ADE; *forþferde* F), 'ging zur Ruhe ein'. (Dagegen *Her forðferde Ælfgar cinges mæg on Defenum, 7 his lic rest on Wiltune* Chron. A. D. 962.)

Daſs das für die vorhistorische Sprachperiode doch wohl vorauszusetzende System massenhaft durchbrochen worden ist und keine Regelmäſsigkeit in der Gebrauchsweise der interessantesten aller Partikeln herrscht, bedarf keiner besonderen Erläuterung.

Minneapolis (Minn.). Fr. Klaeber.

Frühmittelenglische und anglofranzösische Glossen aus Digby 172.

Prof. Gröber hat kürzlich in der 'Strafsburger Festschrift zur XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner' (Strafsburg 1901) S. 39—48 'Altfranzösische Glossen' nebst einigen englischen zum Abdruck gebracht, die mir aus mehreren Gründen für die Anglistik von grofser Bedeutung zu sein scheinen und darum, vom Standpunkt dieser Wissenschaft beleuchtet, teilweise hier nochmals mitgeteilt und besprochen werden mögen.[1]

Es handelt sich dabei um einen lateinischen Kommentar zu den Briefen des gallischen Bischofs Sidonius Apollinaris († 484), in welchem verschiedentlich zur Erklärung seltener lateinischer Vokabeln französische oder englische Wörter verwendet sind. Dieser Kommentar ist uns in einem Sammelbande der Bodleiana, Digby 172, erhalten und danach in Auswahl von R. Ellis in den 'Anecdota Oxoniensia' (Classical Series, Vol. I, Part V, Oxford 1885, S. 27—62) veröffentlicht worden. Auf dieser Publikation beruht sowohl Gröbers Abdruck wie der meinige.

Die Niederschrift der Glossen weist Ellis dem *'saec. XII uel XIII'* zu. Gröber bemerkt, dafs die Form der französischen Wörter nicht 'gegen die Verlegung der Handschrift in den Ausgang des 12. Jahr-

[1] Erst nachdem vorliegende Arbeit bereits der Redaktion eingesandt war, kamen mir Prof. Toblers wertvolle Bemerkungen zu den gleichen Glossen im Archiv Bd. CVIII, S. 145—7 durch die Liebenswürdigkeit des Verfassers zur Hand. Ich habe aber noch nachträglich auf dieselben Bezug nehmen können.

hunderts' spricht. Und dasselbe kann vom Standpunkt der englischen Philologie aus gesagt werden.[1]

Wenn die Glossen wirklich noch ins 12. Jahrhundert gehören, so sind die wenigen darin vorkommenden englischen Wörter von doppelter Bedeutung, da ja kaum für einen anderen Zeitabschnitt der englischen Sprachgeschichte die Quellen so spärlich fliefsen wie für die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Denn obwohl die politische Verschmelzung der Angelsachsen und Normannen längst zu einem Abschlufs gelangt war, war man von einer sprachlichen Einigung noch recht weit entfernt. Das Latein als Kanzelei- und Gelehrtensprache und das Anglofranzösische als Litteratur- und Hofsprache herrschten so ausschliefslich für jede Art schriftlicher Aufzeichnung vor, dafs nur wenige Originalwerke in englischer Sprache aus jener Zeit auf uns gekommen sind. Der Mangel an englischen Denkmälern wird dadurch noch erhöht, dafs auch zur Glossierung lateinischer Schriften, soweit ich sehe, ausschliefslich das Französische verwendet wurde, und dafs selbst die Abschriften und Erneuerungen altenglischer Werke, die bis um die Mitte des Jahrhunderts die heimischen Traditionen und die heimische Sprache fortgepflanzt hatten, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts immer seltener wurden und sich vielleicht nur auf Ausnahmen beschränkten, wie das Worcester-Fragment der Ælfricschen Latein-Grammatik, die kentischen Evangelien, die Lambeth-Homilien u. dgl. m.[2]

---

[1] Macray's Catalogue (1883) verlegt sie ebenfalls ins 12. Jahrhundert. Auch Fräulein L. T. Smith schreibt mir: *'Both handwriting and green occasional initials point to the early date of the MS., possibly the second half of the 12th cent.'*

[2] Brandl sagt in Pauls Grundrifs II[1] S. 615: 'Um die Mitte des 12. Jahrhunderts verlor sich das Verständnis des Altenglischen.' Sollte diese Formulierung nicht doch etwas zu weit gehen? Denn es sind doch thatsächlich ae. Schriften (s. oben) damals kopiert worden. Zudem scheint mir das von Brandl angeführte fehlerhafte *liffestan* für *liffæstendan* nur dann irgendwie beweiskräftig, wenn sich nachweisen liefse, dafs es sich dabei um eine bewufste Änderung des Kopisten handelt, nicht aber um ein unbewufstes Versehen, wie etwa eine mechanische Buchstabenauslassung oder eine unwillkürliche Vertauschung gleichanlautender Wörter, wie beides auch in früherer Zeit unachtsamen Kopisten nicht selten passiert ist. Endlich scheint mir der Unterschied in der Sprache nicht so grofs, dafs nicht etwa der Verfasser des *Poema Morale* — wenige lexikalische Schwierigkeiten abgerechnet — eine Handschrift des 11. Jahrhunderts habe ver-

Mehr noch als durch ihr Alter sind uns die Glossen dadurch bedeutsam, daſs sie uns einen Blick thun lassen in den Prozeſs der Vermischung des Englischen und Französischen auf britischem Boden. Wir sehen uns hier nämlich einem Glossator gegenüber, der abwechselnd, ohne erkennbaren Unterschied, sich der französischen oder der englischen Sprache bedient, so daſs sich uns die Fragen aufdrängen: War der Glossator sich der Anwendung zweier Sprachen bewuſst, oder glaubte er nur eine Sprache zu schreiben? War er von Geburt ein Normanne oder ein Engländer? Warum blieb er nicht bei einer einzigen Sprache, sondern griff bald zu diesem, bald zu jenem Idiome? Alle diese Fragen lassen sich, wo nicht mit Sicherheit, so doch mit einiger Wahrscheinlichkeit beantworten.

Auf den ersten Blick könnte es den Anschein haben, als seien die in beträchtlicher Minderheit befindlichen englischen Glossenwörter als Lehnworte des Französischen, wie es in England gesprochen wurde, aufzufassen, und als habe der Glossator eine Sprache, eben Anglofranzösisch, zu schreiben vermeint. Diese Auffassung lieſse sich noch durch den Hinweis stützen, daſs in der That die Französisch schreibenden Engländer des 13. und 14. Jahrhunderts mehrfach englische Vokabeln ihrem Französisch beimischen, wie schon einzelnes in Skeats Liste der *English Words in Anglo-French* (Notes on English Etymology, Oxford 1901, S. 364 ff.) beweist.[1] Bei näherem

stehen können, trotz des lautlichen Abstandes, der für ihn beim Lesen ja nicht in Betracht kam.

[1] Skeats Liste hat den Zweck, für die romanischen Lehnworte im Englischen Belege aus anglofranzösischen Texten beizubringen. Englische Erbwörter aus diesen Texten sind nur nebenbei verzeichnet, und zwar, wie es mir nach S. 360 scheinen möchte, mehr mit Rücksicht auf ihre Seltenheit und Schwierigkeit der Erklärung. Es ist daher sehr wohl möglich, daſs gerade ganz gewöhnliche englische Wörter, die uns für unseren Zweck am meisten interessiert hätten, ausgelassen sind. Das Bild, das Skeats Liste von der Einmischung englischen Sprachgutes in das Anglofranzösische ergiebt, ist daher vielleicht ein sehr unzulängliches. Da aber meines Wissens noch nirgendwo eine Zusammenstellung englischer Fremdworte im Anglofranzösischen versucht ist, mag hier folgen, was Skeats Liste an solchen enthält. Für die näheren Belege muſs ich auf Skeat selbst verweisen.

acre 'Acker': ae. *æcer*, ne. *acre*; *a-flote* 'schwimmend': ne. *afloat*; *bagge*: ne. *bag* 'Sack'; *bars* 'Barsch': ae. *bærs*, ne. dial. *barse*; *begger* 'betteln': me. *beggen*, ne. *beg*; *bundes* 'Fronpflichtige': ae. *bonda*, me. *bonde*; *burger*:

Zusehen erweist sich jedoch eine solche Annahme als unmöglich. Der Glossator selbst scheidet nämlich ausdrücklich zwischen *romanice* und *anglice* und weist nicht selten durch Vorsetzen dieser Ausdrücke seine volkssprachlichen Übersetzungen der einen oder anderen Sprache zu. Er mufs sich also des Gegensatzes der beiden Idiome vollkommen bewufst gewesen sein. Offenbar haben wir es mit einem zweisprachigen Manne zu thun, wie sie jedenfalls in den gebildeteren und höheren

---

ne. *burgher* 'Bürger'; *borghesaldre*: s. Oxf. Dict. unter *borsholder*; *buc* 'trunk of the body': ae. *būc*, ne. dial. *bouk*; *claspes* 'Klammern': me. ne. *clasp*; *cod*: ne. *cod* 'Kabeljau'; *cod-net*: Netz; *crabbe*: ae. *crabba*, me. *crabbe*, ne. *crab*; *croft*: ae. ne. *croft* 'Feld'; [*cros* 'Kreuz', wohl eher nach Stimming S. 205 zu beurteilen als = ae. ne. *cross* zu setzen]; *dabbe*: me. *dabbe*, ne. *dab* 'Plattfisch'; *dayerie*: me. *deierie*, ne. *dairy* 'Milchwirtschaft'; *deye*: ae. *dǣge*, me. *deie*, ne. *dey* 'Meierin'; *danegeld*; *dikers* 'Anzahl von zehn': ae. **dicor*, ne. *dicker*; *esterlinges*: ne. *easterlings*; *fish-wharf*; [*flaschiz* 'gushed forth': ne. *flash*??]; *flat* 'flach': me. ne. *flat*; *forgoer*: ne. *foregoer*; *forstallours*: ne. *forestallers*; [*haddock* 'Schellfisch'?]; *hacches* 'Lukendeckel': ae. *hæčč*, ne. *hatch*; *haven* 'Hafen': ae. *hæfene*, me. ne. *haven*; *hay* 'Hecke': ae. *hege*, ne. va. *hay*; *heriet*: ae. *heregeatu*, me. *heriet*, ne. *heriot* (s. Oxf. Dict.); *hides* 'Hufe': ae. *hīd*, ne. va. *hide*; *hokes* 'Haken': ae. *hōc*, me. *hōk*, ne. *hook*; *hundred* 'Hundertschaft'; *hundreders*; *hustenge* 'Versammlung': ae. *hūsting*, ne. va. *husting*; *husbandrie*: ne. *husbandry*; *landlorde*: ne. *landlord*; *last* 'Ladung': ae. *hlæst*, me. ne. *last*; *lattes* 'Latten': ae. *lætt*, me. *lat*; *ling*: ae. *leng*, me. ne. *ling* 'Langfisch'; *lodship* 'Lotsenschiff': ne. *lodeship*; (*lode-manage* 'Lotsenkunst': ne. *lode-manage* zu *lodeman* 'Lotse); *merke* 'Zeichen': ae. *mearc*, me. *merk*, ne. *mark*; *mene* 'gewöhnlich, gemein': ae. *[ge]mǣne*, me. *mene*, ne. *mean*; *more* 'Moor': ae. *mōr*, ne. *moor*; *outsiders* 'Vorreiter'; *pan* 'Pfanne': ae. *panne*, ne. *pan*; *rakyers* 'Kehrer': ne. *rakers*; (*rerewarde* 'rückwärts': ne. *rearward*); *rivelinges* 'Schuhe': ae. *rifeling*, me. *riveling*; *escot*: ae. *scot* (vgl. Arch. CVIII, 193); *shope* 'Laden': ae. *scoppa*, me. *shoppe*, ne. *shop*; *shotenharang*: ne. *shotten herring* 'Hohlhering'; *smelt*: ae. ne. *smelt* 'Stintfisch'; *sprottes* 'Sprotten': ae. *sprott*, ne. *sprat*; *stokfisshe*: ne. *stockfish*; *estriké* 'gestrichen' (vom Mafs): me. ne. *striken*; *tele* 'Krickente': ne. *teal*; *tromes* 'Trumm': me. *þrum*, ne. *thrum*; *tilers* 'Ziegelbrenner': ne. *tilers* aus ae. *tigele*; *tincler* 'klingen': ne. *tinkle*; *toft* 'Hügel': me. ne. *toft*; *trippes* 'Tänze': me. *trippe*, ne. *trip*; *wadmal* 'grobhaariges Wollenzeug'; *weynscotte* 'Wandtäfelung'; *wapentak*; *wassail*; *welcume* 'bewillkommnen' (St. Giles, ed. Paris & Bos, V. 2467 *il les welcume en sa language*): ne. *welcome*; *wherf* 'Werft': ae. *hwerf*, me. *wherf*, ne. *wharf*; *welkes*: ae. *weluc*, me. ne. *whelk* 'Trompetenschnecke'; *wimple*, *guimple* 'Hals- und Kopfschleier': ae. *wimpel*, ne. *wimple*; *windas* 'Winde': me. *windass* (an. *vindāss*) neben me. ne. *windlass*; *widecoke*, *whodekoks* 'Schnepfe': ae. **widucocc*, *wuducocc*, ne. *woodcock*; *yomen*: me. *yomen*, ne. *yeomen*, vgl. afrs. *gāmen*.

Kreisen Englands sowohl unter Normannen wie unter Angelsachsen damals durchaus die Regel gewesen sind.[1]

Fragen wir weiter nach der Nationalität des Glossators, so würde wiederum der stark überwiegende Gebrauch des Französischen — auf 106 romanische kommen 16 germanische Wörter — für die Vermutung sprechen, wir hätten einen Kleriker normannischer Abkunft vor uns. Schauen wir uns aber die Begriffssphäre des englischen Wortmaterials etwas näher an, so wird uns die entgegengesetzte Annahme für wahrscheinlicher gelten. Die englischen Vokabeln gehören nämlich fast ausschließlich dem Kreise des intimen Alltagslebens an; denn englisch sind die Glossen für 'Kniekehle', 'Haarlocke', 'Warze', für 'Schuh' und 'Kleidersaum', für 'Molken', 'Bier', für 'Ruſs', für 'Thürriegel', 'Griff' und 'Haken', endlich für 'Knurren', 'Stammeln' und 'Schnarchen'.[2] Daſs ein Normanne gerade für diese Begriffe englische Ausdrücke überhaupt kennen und, wenn er sie kannte, gebrauchen sollte, scheint mir durchaus unwahrscheinlich. Ich glaube vielmehr, daſs diese Ausdrücke der Muttersprache des Glossators entstammen müssen, mit anderen Worten, daſs dieser ein geborener Engländer war.

Denken wir uns nun den Glossator als einen zweisprachigen Engländer, so sind weiter keine Schwierigkeiten mehr vorhanden. Daſs ein Engländer sich zum schriftlichen Gebrauch des Französischen bediente, kann bei den damaligen Sprachverhältnissen des Inselreiches nicht im geringsten auffallen. Ebensowenig werden wir daran Anstoſs nehmen, daſs er gelegentlich zum Englischen griff für die selten in der Litteratur oder höheren Konversationssphäre erscheinenden Begriffe des Kleinlebens, sei es nun, daſs sein Französisch für diese Begriffe nicht ausreichte, oder daſs er aus reiner Bequemlichkeit die ihm geläufigeren Bezeichnungen seiner Muttersprache anwandte, oder daſs er mit Rücksicht auf seine englischen

[1] Vgl. E. Freeman, The History of the Norman Conquest of England, Vol. V (Oxford 1876) S. 525 ff., und Morsbach, Festschrift für Wendelin Foerster (Halle 1902) S. 330.

[2] Auſserdem sind noch als Englisch in Anspruch zu nehmen die Ausdrücke *crufte* (schon ae. Lehnwort) 'Gruft' und *grip* 'Greif', wo in einem Falle das ähnlich lautende lateinische Lemma (*crypta*), im anderen Falle vielleicht germanischer Aberglaube zur Verwendung gerade dieser Wörter geführt haben mag.

Leser oder Schüler so verfuhr. Wenn er zu *verruca* 'Warze' erst eine französische und zu dieser wieder eine englische Glosse setzt und in vielen anderen Fällen sein Französisch nochmals mit einer lateinischen Erklärung versieht, so sieht das fast so aus, als habe er den französischen Kenntnissen seines Publikums nicht ganz getraut. Auf der anderen Seite mufs dann freilich betont werden, dafs er einen beträchtlichen Grad französischer Kenntnisse eben doch bei diesem voraussetzte und damals voraussetzen durfte.

Wie schon oben erwähnt, unterscheidet der Glossator gelegentlich zwischen den zwei Sprachen durch ein beigefügtes *romanice* oder *anglice*. Ersteres findet sich 37 mal, letzteres 5 mal verwendet. Das Interessante dabei ist nun, dafs er ein paarmal sich über die Zugehörigkeit eines Wortes zum romanischen bezw. germanischen Sprachstamme irrt und zwei Wörter (*loc* und *rūte*) als französisch bezeichnet, die echt englisch sind, und umgekehrt das Wort *mosse* 'Moos', das sich durch Form und Bedeutung als französisch erweist (s. weiter unten), dem Englischen zurechnet. Letzterer Irrtum ist leicht zu entschuldigen, da es ja wirklich ein ähnlich lautendes Wort, ae. *mos* 'Sumpf', in seiner Muttersprache gab, welches früh sich mit dem romanischen Worte vermischt haben mufs. Schwerwiegender ist aber schon, dafs er heimische Wörter als französische auffafst. Wenigstens bei *loc* 'Haarlocke' ist dies doch für einen geborenen Engländer recht auffallend,[1] wenn auch bei *rute* 'schnarchen' durch Vermengung mit dem altfranzösischen Substantiv *ruit, rut* 'Lärm, Brunst' eher verständlich. Mir scheint daher der Schlufs sehr naheliegend, dafs sich, wie häufig bei einer zweisprachigen Bevölkerung, das Sprach-

[1] Zu erklären ist es wohl nur dadurch, dafs unser Glossator dieses wie die anderen englischen Wörter als Fremdworte in sein Französisch einzumischen gewöhnt war. Tobler hat zudem das Wort *loc* in einem französischen Texte nachgewiesen (Romania V, 44, Z. 128: *un loc a Buiamon de sex chevox copé*). Da aber diese Stelle in einer Handschrift vorkommt, die nach P. Meyer von einem Engländer in England, und zwar erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, geschrieben ist, wo das Französische nur noch künstlich in England gelernt wurde, so beweist dieser vereinzelte Beleg wohl kaum, dafs das Wort hier anders zu beurteilen ist als die sonstigen in anglofranzösischen Texten vorkommenden englischen Vokabeln, wie *nous givons* (Morsbach a. a. O. S. 330), *clasp, flat, hay, hoke, latte, merke, pan, rivelings, shope, tromes, tincler, trippe, welcume, wherf, wimple, windas* u. s. w. Vgl. S. 316, Anm. 1.

gefühl unseres Glossators schon recht bedenklich abgestumpft hatte, daſs sich die Grenzen zwischen dem Wortschatz der beiden Sprachen in seinem Kopfe bereits zu verwischen drohten.[1] Ein solches Schwankendwerden des Sprachgefühls bedeutet aber einen wichtigen Schritt auf dem Wege der Wortentlehnung, und wir können hier somit gewissermaſsen den Boden belauschen, auf dem das anglofranzösische Fremdwort üppig gedeihen muſste und leicht zu jener Romanisierung des englischen Wortschatzes führen konnte, die sich noch heute so fühlbar macht. Hierauf scheint mir ein Hauptwert der vorliegenden Glossen zu beruhen.

Ein Engländer, für den die Sprachgrenzen so beträchtlich verblaſst waren, hat gewiſs in seiner Alltagsrede, wo noch heute selbst der gebildete Zweisprachler mehr als beim schriftlichen Gebrauch der Sprachmengung die Zügel schieſsen läſst, unwillkürlich und unbewuſst eine groſse Menge französischer Worte verwendet, auch wenn nicht obendrein die Mode dies begünstigt hätte.[2] Es ist daher auch sehr wohl möglich, daſs er einen groſsen Teil der von ihm zur Glossierung verwandten romanischen Wörter, zumal von den ohne den Zusatz *romanice* gelassenen, bereits als Lehnworte, d. h. als einen festen Bestandteil des Englischen empfunden und gebraucht hat. Bei einem Worte wenigstens, nämlich bei *mosse* 'Moos', könnte man eine Bestätigung dieser Auffassung in dem Zusatze *anglice* erblicken. Von den übrigen romanischen Glossen kämen besonders diejenigen in Betracht, welche nach Ausweis des Mittel- und Neuenglischen thatsächlich als Lehnworte in die englische Sprache Eingang gefunden haben. Wieweit im einzelnen diese Auffassung für die vorliegenden Glossen zutrifft, läſst sich natürlich heute nicht mehr ausmachen, zumal auch die ausdrückliche Bemerkung *romanice,* wie wir oben sahen, kein untrüglicher Führer hierfür ist.

---

[1] Unwillkürlich wird man daran erinnert, wie zu eben jener Zeit (um 1177) Heinrichs II. Schatzmeister Richard Fitz-Nigel in seinem 'Dialogus de scaccario' (I, 10 bei Stubbs, Select Charters p. 201) die äuſsere Verschmelzung der beiden Völker schilderte: *Iam cohabitantibus, Anglicis et Normannis, et alterutrum uxores ducentibus vel nubentibus, sic permixtae sunt nationes, ut vix discerni possit hodie, de liberis loquor, quis Anglicus, quis Normannus sit genere, exceptis dumtaxat adscriptitiis qui villani dicuntur.*

[2] Vgl. die von Behrens in Pauls Grundriſs I², 963 mitgeteilte Stelle aus John of Salisbury († 1180).

Im folgenden teile ich nun alphabetisch geordnet zunächst alle englischen Glossen nebst ihrem Lemma mit, sodann von den französischen alle diejenigen, welche als Lehnwörter in die englische Sprache aufgenommen sind und zugleich in einer Form erscheinen, welche die Möglichkeit nicht ausschliefst, dafs sie schon recipierte Bestandteile des damaligen Englisch waren. Ich habe dabei, wenn sie diese beiden Bedingungen erfüllten, auch solche Wörter mit einbezogen, die die Bezeichnung *romanice* tragen,[1] weil dieser Zusatz, zumal bei einem Manne mit abgestumpftem Sprachgefühle, nicht beweist, dafs die betreffenden Vokabeln nicht schon damals in gewissen Kreisen oder Gegenden in englischer Rede gebraucht wurden. Dagegen habe ich von dieser Liste ausgeschlossen alle solche französischen Wörter, bei denen entweder eine deutliche französische Flexion[2] (*-er, -é, -anz*) oder eine lautliche Abweichung von der sonst belegten mittel- oder neuenglischen Wortgestalt die Auffassung als englisches Lehnwort verbietet oder unwahrscheinlich macht. Ich bin mir darüber klar, dafs man die Ausschliefsung dieser letzten Gruppe tadeln kann, weil damit in etwa dem Zufall der Überlieferung eine Entscheidung eingeräumt wird. Ich gebe dies Bedenken als sehr gewichtig zu, glaube aber doch an meinem Plane festhalten zu sollen, weil es mir darauf ankam, durch eine Zusammenstellung erkennen zu lassen, bei welchen von den Glossenwörtern wir einen thatsächlichen Anhalt für die Vermutung haben, dafs sie in der vom Glossator gebrauchten Form dem Wortschatz des damaligen Engländers angehörten. Theoretisch kann natürlich jedes beliebige anglofranzösische Wort zu irgend einer Zeit oder in irgend einer Gegend in der englischen Volkssprache üblich gewesen sein.

---

[1] In der unten folgenden alphabetischen Liste sind diese Wörter durch eckige Klammern kenntlich gemacht.

[2] Keinen Anstofs habe ich genommen an altfrz. *-x* in *dex*, [*plaix*], *ribaux* und *vix*, da ich aus *conis* (zu *conil*) statt *conix* (s. weiter unten S. 330) und namentlich aus *mulesx* (zu *mulet*, S. 336) schliefsen zu dürfen glaube, dafs *-x* von unserem Glossator bereits als *-s* gesprochen wurde. Vgl. wegen der schwierigen Frage über den Lautwert des *-x* im Agln. Stimming, Boeve de Haumton S. 230 f. Beachtenswert ist, dafs auch in englischen Texten seit 1200 gelegentlich ein *x* für me. *s* geschrieben wird, so z. B. in *wax* 'er war'.

A. Germanischer Wortschatz.

croc 'Haken', Ellis S. 33, Z. 12: *unco* .i. *'croc'*.

Ae. **crōc*, me. *crǫk*, ne. *crook*. Die vorliegende Glosse dürfte der älteste Beleg für das Vorkommen dieses Wortes in England sein. Trotzdem scheint es mir zweifellos, dafs das Wort auf ein altererbtes, nur zufällig nicht in der Litteratur[1] vorkommendes ae. **crōc* zurückgeht (so Kluge-Lutz) und nicht erst aus dem Altnordischen entlehnt ist (so Skeat, Oxf. Dict., u. a.). Für ersteres spricht sowohl die Verbreitung des Wortes in allen neuenglischen Dialekten (s. Wright) als auch die Verwandten in den anderen germanischen Sprachen: mndl. *croec*, an. *krókr* : ahd. *krăcho* (*ă*?) : an. *krake*[2] (vgl. die gleichen Vokal- und Konsonantenverhältnisse in ae. *hōc*, mndl. *hoek* : ahd. *hăko*, *hāg(g)o*, an. *hákr* : ae. *haca*, an. *hake*). Neben dieser unzweifelhaft germanischen Sippe steht nun freilich auch eine romanische mit der gleichen Bedeutung, vlat. *crŏoc-*[3] (W. Foerster ZffrzPh. II 85 f.). Es ist daher die Möglichkeit nicht zu leugnen, dafs unser Glossator, wie Gröber annimmt, das afrz. *croc* 'Haken' gemeint hat. Wer aber meine Auffassung von der englischen Nationalität des Mannes teilt, wird es für natürlicher halten, die vorliegende Glosse als englisch zu betrachten.

crufte 'Gruft', 30[27]: *Fornix* idem est, quod testudo arcuata siue criptica a *cripta* -tae, quod est proprie *'crufte'*.

Ae. *crufte*, *cruft*[4] (Napier OEGl. I 2046, 3350, 4889, 4907 und sonst). Unsere Glosse dürfte der einzige bisher bekannte Beleg aus

---

[1] Dagegen halte ich für sehr möglich, dafs das Wort in den ae. Flurnamen *Crochyrst* und *Croecrigge* (Middendorff, Ae. Flurnamen S. 31) vorliegt. Schwierigkeiten bereitet freilich das danebenstehende ae. *crog-* (*crōh-*) (vgl. ndd. *krōg*, *krōch*) in *Croghyrst*, *Crohwœlla*, *Crohhamme*, *Crohlea*; doch vgl. die Doppelformen bei der Sippe *'Haken'* (Kluge, Etym. Wtb. s. v.).

[2] Für das Altnordische wird die Kürze erwiesen durch neudän. *krage*, adän. norw. *krake* 'krummer Stab'. — Wo ist die von Kluge-Lutz aufgeführte an. Nebenform *krákr* belegt?

[3] Belegt z. B. bei Goetz, Corp. Gloss. lat. V 624[42]: *uncinus* — *croccus uel aspidiscus*.

[4] Das ae. Wort geht auf die lat. Nebenform *crupta* zurück, welche thatsächlich bei Goetz, Corp. Gloss. lat. II 118[12], belegt ist. Vgl. Pogatscher, Lehnw. § 152, 156, 324, 335. Wegen des lat. *u* gegenüber gr. *υ* s. Meyer-Lübke, Einführ. in das Stud. der roman. Sprachwissenschaft (Heidelberg 1901) S. 96 f.

dem 12. Jahrhundert sein. Später scheint das Wort ausgestorben und durch das seit 1462 belegte me. *cripte,* ne. *crypt* aus frz. *cripte* ersetzt zu sein.

grīp 'Geier' 58 [26]: *Uultur* est auis, quae anglice uocatur *'grip'*, in cuius ouo ponuntur reliquiae.

Me. *grip* (Layamon u. ö., s. Herrtage, Cath. Angl. S. 165 Anm. 6 und S. XLIV), im Ae. vielleicht nur zufällig nicht belegt, vgl. mndl. mndd. *grīp,* an. *grīpr* (nur Þiðr. Saga, daher vielleicht aus dem Ndd. [1] entlehnt?), ahd. *grīf*; später verdrängt durch das französische Lehnwort *griffoun* (14. Jahrh.), ne. *griffin.*

grunie 'knurren', 50 [12]: *Hirriant,* inter dentes murmurent quod anglice dicitur *'grunie'.*

Ae. *grunnian,* me. *grunnie(n),* vgl. Engl. Stud. XXXI, 18, wo ich die mir bekannten Belege für letzteres zusammengestellt habe.

hamme 'Kniekehlen', 28 [21]: *Poplites* dicuntur *'hamme'.* Dieses *hamme* ist wohl alter femininaler Plural zu ae. me. *hamm* 'Kniekehle', ne. *ham* 'Kniekehle (Anatom.); Schenkel; geräucherter Schinken'.

hem 'Kleidersaum', 59 [20] Anm.: Et est proprie *sirma* anglice *'hem'* .i. margo femineae uestis.

Ae. me. ne. *hem.*

loc 'Haarlocke', 28 [16]: *Flagellis* .i. cirris, quae recte [2] dicuntur *'loc'*; 36 [26]: *Cirrus,* romanice *'loc'.*

Ae. me. *loc[c],* ne. *lock.* Wegen des *romanice* s. oben S. 319.

medo 'Bier', 58 [15]: *Mirtus* [3] est quaedam arbor paruula dedicata Veneri propter eius calorem, ex qua fit *'medo'* [4] [s. unten S. 325].

Ae. *medu,* me. *mẹ̄de,* ne. *mead.*

---

[1] Dän. *grib* 'Geier' und *grif* 'Greif' sind nach Jessen beides deutsche Lehnwörter. [Ebenso jetzt Falk-Torp, Etymologisk Ordbog, S. 248.]

[2] Tobler S. 146 weist darauf hin, dafs das mehrfach so erscheinende *recte* vielleicht eine mifsverstandene Abbreviatur für *romanice* sein könnte. Sollte sich dies nicht als zutreffend erweisen, so würde *recte* wohl synonym mit *proprie* zu fassen sein, welches in gleicher Verwendung öfter in diesen Glossen erscheint.

[3] Diese Glosse ist auch inhaltlich interessant als ein neuer Beleg dafür, dafs ein myrtenähnliches Holzgewächs — nach Schrader ist es der Gagel (Myrica gale L.) — statt des Hopfens zum Bierbrauen benutzt ist. Eine ähnliche Stelle führt Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde S. 569, an. Andere Ingredienzien, um dem Biere 'einen aromatischen und bitterlichen Geschmack' zu geben, sind ebenda S. 90 f. genannt. Der

pin, eine Vorrichtung zum Verschliefsen der Thür, etwa 'Thürriegel', 45[21]: *pessulum* opponis .i. *'pin'*[5] [s. unten S. 325].

Hopfen ist als Bierwürze in England erst im 15. Jahrhundert allgemeiner geworden; ein Wort dafür, me. *hoppe*, ist zum erstenmal ca. 1440 im Prompt. Parv. belegt, doch auch hier mit dem Zusatze *secundum extraneos*. [Dafs ae. *hymele* Leechd. I, 172, wo es ein gr. *bryonia dioica* übersetzt und ausdrücklich als Trankwürze bezeichnet wird, den Hopfen meine, ist nur eine, wie mir scheint, unhaltbare Vermutung von Cockayne, ausgehend von der irrigen Annahme, dafs nur diese Pflanze als Bierwürze vorkomme. An anderen Stellen bezeichnet *hymele* sicher andere Pflanzen: Leechd. I, 154 = gr. *polytrichon*, Wr.-W. 279, 13 = lat. *volvula*.] Aus diesem Grunde scheint es mir für die Angelsachsen nicht angänglich, mit Kuhn (K. Z. 35, 313) in ae. *beor* einen Ausdruck für 'gehopftes' Bier zu sehen im Gegensatz zu 'ungehopftem' *ealu*. Es könnte sich wohl höchstens darum handeln, dafs das eine Getränk mit, das andere ohne einen aromatischen Bitterstoff, wie Gagel, Eichenrinde (Leechd. II, 292), Fichtensprossen, Schafgarbe u. dgl., hergestellt war. Auf Grund der bekannten Edda-Stelle (Alvíssmǫl 35 *ǫl heitir med mǫnnum en med ásum biórr*) hat man vermutet, dafs *beor* und *ealu* völlig synonym gewesen seien. Doch glaube ich, dafs dies für England nicht zutrifft. Denn zweierlei scheint mir dafür zu sprechen, dafs wirklich zwischen beiden Namen ein Artunterschied bestand. Einmal denke ich an drei Stellen, wo die Nebeneinanderstellung beider Wörter keinen rechten Sinn hätte, wenn beide Getränke identisch wären: Leechd. II, 314 *Of-geot mid strangan beore oþþe mid strangum ealad*, Ælfrics Hom. Cath. II, 38 *Ne dranc he nador ne win ne beor ne ealu ne nan dæra wætan, de menn of druncniad* und Kemble, C. D. II, 111. Der andere Grund ist der Gebrauch von *bēor* und *ealu* in der ae. Glossenlitteratur: auf der einen Seite Wr.-W. 128, 11 *Ydromellum* beor *uel* ofetes wos, 128, 15 *Mulsum* beor, 329, 10 *Ydromellum uel mulsum* beor, 430, 9 *Idromelum* æppelwin, beor, 445, 12 *melle dulci* leoht beor, Luk. I, 15 (in allen Versionen) *sicera* beor (bear), Kent. Gloss. (Kluge, Leseb.[2]) 1128 *siceram* bior; auf der anderen Seite Wr.-W. 128, 3 *Cerevisia, celea* eala, 102, 21 *Cervisam* ealu, 203, 14 *Celeum, cervise*, ealu, 281, 26 *Celia* ealo, 369, 34 *Cælia* ealo. In diesen Glossen ist ae. *beor* für lat. *mulsum* 'Met aus Wein und Honig', *hydromeli* 'Met aus Wasser und Honig', *mel* 'Honig' und *sicera* 'Scherbet', also ausschliefslich für süfse Rauschtränke, gebraucht, *ealu* dagegen nur für lat. *cerevisia* und *celia*, beides Weizen- oder Gersten-Getränke. Dafs nie eine Vertauschung stattfindet, kann kaum Zufall sein. Worin freilich der Unterschied bestanden hat, ob schon im Grundmaterial (Honig, Obst, Cerealien u. dgl.) oder in dem Zusatz bezw. Fehlen eines Bitterstoffes, läfst sich wohl kaum entscheiden, namentlich solange eine etymologische Anknüpfung beider Wortstämme nicht feststeht. Falls der Unterschied in der letzteren Richtung zu suchen ist, wird jedenfalls auf Grund der Glossierungen das Verhältnis eher umgekehrt sein, als

Ae. me. *pin[n]*, ne. *pin* 'Stift, Bolzen; Stecknadel'. Das Simplex ist in dieser prägnanten Bedeutung bisher nicht in unsere Wörterbücher aufgenommen. Wohl aber verzeichnen Mätzner und Stratmann-Bradley ein Kompositum *dure-pin* auf Grund von Gen. & Exod. 1077 *Ðis angels two drogen Loth in and shetten to ðe dure pin* und Horn C 973 *Rimenhild undude þe dure pin.* Höchst wahrscheinlich ist aber auch an diesen beiden Stellen kein Kompositum anzunehmen, sondern *dure* das eine Mal als Dativ zu *to,* das andere Mal als Genetiv (vgl. *halle* Gen., Horn 1474) zu fassen. Jedenfalls ist auch für das Simplex die Bedeutung 'Riegel' völlig gesichert durch die von Hall zu Horn 973 beigebrachten Stellen:[1] Engl. Stud. VII, 115

Kuhn und Schrader annehmen: d. h. *beor* wird das süfsliche, *ealu* das bitter-herbe Getränk gewesen sein, wozu die freilich sehr unsichere Zusammenstellung des letzteren mit lat. *alumen* 'Alaun' (Schrader S. 34) stimmen würde. Dem steht kaum entgegen, dafs die Angelsachsen auch ein gesüfstes Ale kannten (Leechd. II, 120 *on twybrownum ealad ..., swet mid hunige*; ib. II, 292 *healde hine georne wiþ geswet eala, drince hluttor eala*), und dafs in mittelenglischer Zeit das Verhältnis sich verschoben hatte, wofern Riley, Liber Custumarum (London 1860) II, 707 f. (unter *cerveise*), recht damit hat, dafs damals *ale* ohne, *beer* mit Bitterstoff hergestellt wurde. Nach Einführung des Hopfens unterschied man *beer* als 'gehopftes' und *ale* als 'ungehopftes' Bier; doch scheint dies wesentlich nur für das 16. Jahrhundert zu gelten. Der jetzige Gebrauch beider Wörter schwankt sehr nach den verschiedenen Gegenden, worüber das Oxf. Dict. und Wright unter den genannten Wörtern zu vergleichen sind; s. auch The Student's Encyclopædia (1884): *Ale is now used indiscriminately with beer, but this term may include both porter and ale. In England the name ale is mostly restricted to the pale, highly-hopped varieties of the beverage originally prepared for export, while in Scotland it is chiefly applied to the sweet and alcoholic liquors, which are known in the market as Scotch ales.* Danach ist Kuhns Bemerkung über den heutigen Unterschied zu berichtigen. Zu bemerken ist noch, dafs die Angelsachsen auch eine besondere Art keltischen Ales tranken (Belege bei Bosworth-Toller unter *wilisc*). [Vgl. auch Leo, Rectitudines S. 200 f.; Schröer, AfdA. 23, 155 f.]

[4] Fräulein L. T. Smith war so liebenswürdig, auf meine Bitte einige Lesungen Ellis' mit der Handschrift zu vergleichen, wofür ihr auch an dieser Stelle bestens gedankt sei. Nach ihr liest die Handschrift in der That *medo* (nicht *mede*).

[5] Diese Glosse fehlt bei Gröber.

[1] Weitere reiche Belege für *pin* aus Balladen verzeichnet Child, English and Scotch Popular Ballads V, 364. Doch scheint das Wort hier eine etwas andere, vielleicht einer jüngeren Schliefsvorrichtung angepafste

In to hir chaumber hye stirt an hiȝt & schette þe dore wiþ þe pinne, Squyr of Low Degree 99 f. *Anone that lady, fayre & fre, undyd a pynne of yvere and wyd the windowes, she open set,* Child's Ballads IV, 289 *She's tane him to her secret bower, pinnd with a siller pin,* Sharpe, Ballad Book p. 5 *With her fingers lang & sma she lifted up the pin.* Auch an die me. Verben *pynnen* 'zuriegeln' und *unpinnen* 'aufriegeln' ist hier zu erinnern: Langland C XXIII, 298 *Conscience... made Pees portor to pynne þe gates,* Horn 1018 Hs. O *Reymyld gan dore vn-pynne,* Pearl 726 f. *Quen such þer cnoken on þe bylde, tyt schal hem men þe ȝate vnpynne,* Langland C XIII, 47 *the porter vnpynnede þe gate,* C XXIII, 330 *Pees vnpynnede þe dore,* B XVIII, 261 *vnpynneth & vnlouketh,* Chaucer, Troilus III, 698 *He ... gan the stewe dore al softe unpinne* (übertragen vom Munde: Gower, Conf. Am. III, 424 *he berth evere his mouth unpinned, so that his lippes ben unloke*). Sachlich verweist Hall auf die Abbildung in Th. Wrights Homes of Other Days (1861) p. 145; vgl. auch Schrader, Reallexikon S. 866: 'Diese [ältesten] Thüren sind entweder einzuhängen oder vorzusetzen und werden durch einen groſsen riegelartigen Stab verschlossen.' Schlüsse auf die Art der zum Schlieſsen der Thür verwandten Vorrichtungen gestatten auch Wörter wie ae. *scytel[s]* eigtl. 'Geschoſs' (Bosw.-Toller), me. *dore-barre* (Oxf. Dict.), *dore-tre* [1] (Havelok

Bedeutung zu haben und speciell *'an implement for raising the fastening of a door'* zu bezeichnen. Sachlich bemerkt W. Forbes (bei Child a. a. O.) dazu: *'The pin was always inside, hung by a latch, or leather point, the end of which was drawn through a small hole in the door to the outside. During the day-time, the pin was attached to a bar or sneck in such a way that when the latch was pulled the door was free to open. But at night the pin was disconnected from the door-fastening and hung loose, so that when the latch was pulled the pin rattled.'* Die oben angeführten me. Stellen weisen aber sämtlich auf eine Vorrichtung zum Schlieſsen der Thür. Die früher beliebte Erklärung von *pin* 'a metal peg under a knocker' (Furnivall) hat meines Wissens nirgendwo einen Anhalt.

[1] Die Wörterbücher fassen *dore-tree* meist als 'Thürpfosten' (Mätzner) oder schwanken zwischen 'door-post' und 'door-bar' (Oxf. Dict.). An der Havelok-Stelle geht sicher aus dem Zusammenhange hervor, daſs dort der 'Riegelbalken' gemeint ist. Als Havelok nämlich sieht, daſs die Thür durch einen Steinwurf gespalten wird, zieht er den Riegelbalken heraus (*þe barre sone ut-drow* 1794) und heiſst die Feinde herankommen. Als einer mit dem Schwerte auf ihn eindringt, hebt er den Riegelbalken empor und erschlägt damit gleich ihrer drei (*H. lifte up þe dore-tre* 1806). Und

1806, 1968) sowie andere Glossierungen zu lat. *pessulus* wie ae. *haca* eigtl. 'Haken' (Epin. 803), ae. *scettels* (Napier 46, 38), me. *dore-bar* (Wr.-W. 667 [40]). [Vgl. auch Stephani, Ältest. Deutscher Wohnbau, I (1902), S. 14, 40, 364, 396.]

riveling 'Schuhzeug', 44 [8]: *perone* .i. anglice *'riueling'*.

Ae. *rifeling* (Wr.-W. 125 [33] = lat. *obstrigili*), me. *riveling*, ne. va. *riveling* 'rohlederner Schuh'. Vgl. Wr.-W. 468 [31] pero: *'hemming'* .i. *'ruh sco'*, Wr.-W. 602 [14]: *Pero*, quoddam calciamentum rusticorum amplorum et altum, quod alio nomine dicitur culponeus, anglice *'cokeres'*. Das Wort findet sich auch bei französisch schreibenden Engländern, s. Skeats Liste (Notes on English Etymology p. 450).

rute 'schnarchen', 30 [7]: *stertere* dicuntur illi, qui obmurmurant, et tractum est a more dormientium. Qui cum firmiter dormiunt stertunt, quod romanice dicitur *'rute'*.

Gröber bringt dies Wort mit afrz. *ruit* 'Lärm; Brunst' (aus lat. **rugitum*), *ruité* 'brünstig' zusammen. Doch meint er selber, daſs die Konstruktion Schwierigkeiten bereite, da man einen Infinitiv *ruter* oder die 3. Pl. *rutent* erwarten solle. Hinzu kommt das weitere Bedenken, daſs die Bedeutung 'schnarchen' für die romanische Sippe nirgendwo nachweisbar ist, oder, wie Tobler a. a. O. S. 147 es ausdrückt, daſs afrz. *ruit* 'seiner Bedeutung nach zu weit abliegt'. Alle Schwierigkeiten verschwinden, wenn wir obiges *rute* als englisches

---

daſs dieser *dore-tre* identisch ist mit dem vorhergehenden *barre*, wird uns nochmals durch V. 1811 bestätigt, wo es heiſst: *With þe barre so he him grette.* Überdies haut auch Bevis of Hamtun mit einem Riegelbalken drein (1622 C *The dore-barre he toke yn honde and slewe all þat he þere fonde*). An den beiden anderen Stellen, wo das Wort *dore-tre* vorkommt, ist nicht bestimmt zu entscheiden, was gemeint ist. Langland A I, 185 *as dead as a dore-tre* würde sehr wohl ebenfalls die Bedeutung 'Riegelbalken' passen. Gen. & Exod. 3155 *de dure-tren and de uuerslagen wid ysope de blod ben dragen* sollte man freilich nach dem Wortlaut der Vulgata (Exod XII, 7 *sument de sanguine eius et ponent super utrumque postem & in superliminaribus domini*) die Bedeutung 'Thürpfosten' erwarten. Oder dürfen wir dem Dichter eine kleine Abweichung oder auch ein Miſsverständnis zutrauen? — Ich halte es übrigens für möglich, daſs auch me. *dore-nail*, welches an der Langland-Stelle mit *dore-tre* wechselt (C II, 184), ursprünglich ebenfalls zum Thürverschluſs diente; vgl. mhd. *mit tür und nagel beslìezen* (Grimm-Schröder, Weiſstümer VI, 2, 47). An anderen Stellen wird freilich doch wohl an Nägel zum Beschlagen der Thür zu denken sein.

Wort nehmen, nämlich als Infinitiv [1] zu me. **rute(n), route(n),* [2] ne. va. *rout* 'schnarchen' aus ae. *hrūtan* 'schnarchen'. Dafs der Zusatz *romanice* nicht ausschlaggebend ist, haben wir schon oben S. 319 gesehen. Damit soll freilich nicht geleugnet werden, dafs in ne. *rout* 1) 'schnarchen', 2) 'brüllen' die Bedeutungen der germanischen und der romanischen Wortsippe zusammengeflossen sein mögen. Ganz sicher ist ne. *rut* 1) 'Brunst, Brunstzeit', 2) 'brunsten' mit anderen normannischen Jagdausdrücken aus dem Französischen entlehnt (afrz. *ruit,* agln. *rut* [Godefroy s. v., nfrz. *rut* 'Brunstzeit'], afrz. *ruter* [Godefroy, Compl. s. v.]); ebenso das schon im 14. Jahrhundert bei Langland belegte me. *rotey-time* (B XI, 329) und *ruteyen* 'to copulate' (C XIV, 146).

soth 'Rufs', 36 [8]: *fuligo, 'soth'.*

Ae. me. *sōt,* ne. *soot* 'Rufs'. Verwechslung von *th* und *t* findet sich oft bei anglonormannischen Schreibern, s. Skeat, Notes on Engl. Etym. S. 475 und Havelok-Ausgabe (1902) p. XV f.

stale 'Griff, Handhabe', 59 [21]: *Ansae et ansulae* alicuius rei sunt illa eminentia in illa re, per quam capi possit .i. *'stale'.*

Ae. **stalu* [3] (?), me. ne. *stale,* vgl. mndd. mndl. *stāle,* ne. *stalk* (mit *k*-Suffix), im Ablaut zu ae. *stela* (Kluge, Et. Wtb. u. *Stiel*).

---

[1] Dafs unser Glossator das Infinitiv-*n* nicht mehr sprach, lehren die Formen *grunie* und *stamerie.*

[2] Beispiele siehe bei Herrtage, Catholicon Anglicum S. 312 Anm. 4.

[3] Für sehr wahrscheinlich halte ich, dafs dies Wort vorliegt in der Glosse *hearpan stala* 'Ceminigi' Wr.-W. 203 [36]. Leider ist hier weder der lateinische noch der englische Ausdruck ganz klar. Bosworth-Toller und Sweet übersetzen *'pieces of wood into which the harp-strings are fixed',* C. Hall *'stales of a harp',* Padelford *'neck of a harp'.* Wer den Beleg in der Ancren Riwle heranzieht (*Scheome and pine beod þe two leddre stalen þet beoð upriht to þe heouene and bitweonen þeos stalen beoð þe tindes ivestned* S. 354 [18]), wo der Zusammenhang deutlich zeigt, dafs *stale* die beiden Seitenbalken der Leiter bezeichnet, zwischen denen die Sprossen befestigt sind, möchte bei *hearpan stala* am ehesten an den Holzrahmen der Harfe denken, in dem die Saiten aufgespannt sind (vgl. die alten Abbildungen, z. B. bei Wülker, Gesch. d. engl. Litt. S. 62 ff.). Schwierigkeiten bereitet freilich noch die Glosse *hearpan stapas* 'cerimingius' Wr.-W. 203 [7], die man ungern davon trennen möchte. Doch könnte man diese vielleicht damit in Einklang bringen, wenn man bei *stæp* an die Bedeutung 'pedestal, that on which the lower part of any thing rests' (vgl. bes. Wr.-W. 117 [6] = lat. *basis*) anknüpfte, da die Harfe oft mit dem Rahmen aufgestützt wurde.

stamerie 'stammeln', 43 [15]: *Balbutire* .i. *'stamerie'*.

Ae. *stamerian*, me. *stamer(i)e(n)*, ne. *stammer*.

weʒe 'Molken', 34 [3]: *Serum* .i. *'weʒe'*. Vnde caseus dicitur quasi carens sero.

Ae. *hwæg*, me. *whei*, ne. *whey*; vgl. afries. **wêi*, **wâi* (wanger. *wôi*, saterl. *wâi*, sylt. *wai*, hind. *wāi*), mndd. *wei*, ndl. *wei* (s. Franck unter *hui*). Beispiele für die namentlich im Süden häufige Schreibung *w* statt *wh* s. bei Skeat, Notes on Engl. Etymol. p. 474.

werten 'Warzen' (Plur.), 40 [15]: *uerrucis* .i. *'uerrues'* .i. *'werten'*.[1]

Plural zu me. *werte* > ne. *wart* aus ae. **wierte* (neben ae. *wearte*).

B. Romanischer Wortschatz.

[*ardiesce* 'Kühnheit', 49 [8]: *Animositas* .i. romanice *'ardiesce'*. Me. *hardiesse*.

[*baillie, balie* 'Umwallung', 40 [26]: *uallatus* .i. circumdatus a uallo, quod romanice dicitur *'baillᵉ'*. 32 [22]: *uallatus* circumdatus, quoniam uallum romanice dicitur *'balie'*.

Welche Form der Glossator im Kopfe hatte, ist nicht ohne weiteres klar, obschon das Wort zweimal vorkommt. Das eine Mal druckt Ellis *baillᵉ*. Ob damit ein *baille* [so Gröber] oder ein *baillie* gemeint ist, wage ich ohne Autopsie der Handschrift nicht zu entscheiden. Für *baillie* würde die andere Stelle mit überliefertem *balie* sprechen. Denn das Nebeneinander von *ll* und *l* für französisches mouilliertes *l* ist im Anglofranzösischen nicht auffallend (s. Stimming, Boeve de Haunton S. 212 f.); ebensowenig *a* für *ai*, sei es, daſs das Fehlen des *i* hier mit Fällen wie agln. *claré* (Stimming S. 195) oder mit Fällen wie agln. *colie* (für *coillie*, Stimming S. 213) gleichzustellen ist. Jedenfalls beweist das Mittel- und das Neuenglische, daſs beide Formen in dieser Bedeutung auf englischem Boden in Gebrauch waren: me. *baile* > ne. *bail* (Oxf. Dict. unter *bail* sb.[3]) neben me. *bail(l)ie* > ne. *bailey* (besonders in Namen wie *Old Bailey*). Wenn wir *baillie* lesen dürfen, was mir nach der Lage der Dinge durchaus das Wahrscheinlichste dünkt, so wäre das der früheste Beleg für diese Form. Im Französischen (einschl. Anglofranzösischen) ist eine solche Weiterbildung mit *-ie* im Sinne von 'Umwallung' — nicht zu

[1] Ellis druckt fälschlich *wetten* statt *werten*, wie nach Frl. Smith die Handschrift thatsächlich liest.

verwechseln mit me. afrz. *baillie* 'Amt eines Bailiff' — noch nicht gefunden worden; sie scheint vielmehr ausschließlich in englischen Texten vorzukommen. Nach dem oben Gesagten können wir auch den vorliegenden Beleg trotz des Zusatzes *romanice* nicht sicher fürs Französische in Anspruch nehmen.

[*bisse* 'Hindin', 56 [6]: Nota quod aliud est capra, aliud caprea. Nam caper .i. aedus et capra simul iunguntur. Caprea autem de feris bestiis. Et sunt illarum ferrarum tria genera. Minimum inter illa est capreolus et caprea, maius uero animal damma; et est damma communis generis ad marem et ad feminam; maximum autem est ceruus et *cerua*, quae romanice dicitur *'bisse'*.

Me. *bisse* belegt das Oxf. Dict. einmal vom Jahre 1450.

bote 'Stiefel', 43 [19]: *Cothurnus* .i. crepida .i. *'bote'*.

Me. *bǫte*, ne. *boot*.

brandun 'Fackel', 40 [8]: *Fascibus* [1] .i. *'brandun'* .s. torribus ardentibus.

Ne. *brandon*, erst seit 1649 im Oxf. Dict. belegt, also junge Entlehnung (so Oxf. Dict.)? Doch soll es auch im Norfolker Dialekt im Sinne von *'wisp of straw'* (vgl. Wright) vorkommen.

[*canele* 'Zimmt', 38 [22]: *Cinnamomum*, romanice *'canele'*.

Me. *canele* (Layamon), ne. va. *canel*. Skeat, Notes S. 378.

chemenee 'Kamin', 36 [8]: *Camino* .i. *'chemenee'*.

Me. *chemne, chemeney, chimenee*, ne. *chimney*. Skeat S. 382.

ciclatun, 31 [27]: *Ciclas* cicladis .i. *'ciclatun'*.

Me. *ciclatun(e)* 1) ein kostbarer, im Mittelalter sehr geschätzter Stoff, 2) ein Kleidungsstück daraus (s. Oxf. Dict. und Skeats Anm. zu Cant. Tal. B 1924). Skeat, Notes S. 382.

creste 'Mähne', 36 [5]: *Juba* .i. *'creste'* et proprie dicitur equorum.

Me. *creste*, ne. *crest*. Skeat S. 389.

[*cumpas* 'Zirkel', 42 [2]: *Circinum*. Perdix iuxta Ouidium repertor circini fuit et dicitur hic circinus, quod est romanice *'cumpas'*; unde circinari .i. *'cumpasser'*.

Me. *compas*, ne. *compass*. Skeat S. 384.

[*cunis* 'Kaninchen', Plur. zum Sing. *conil*, 40 [35]: *Cuniculi* dicuntur quaedam animalia, quae romanice dicuntur *'cunis'*.

[1] Ellis und Tobler vermuten, daß dies in *facibus* zu bessern sei, was in der That sehr einleuchtend ist.

Me. Plur. *conies,* daraus gefolgert ein neuer Sing. *coni,* ne. *con(e)y* (Oxf. Dict. und Wright). Skeat S. 385. Beachtenswert ist, daſs bei diesem wie bei dem vorhergehenden Worte die ne. Aussprache ein me. agln. *u* in der ersten Silbe voraussetzt.

curteis 'höflich', 33 [24]: *Comiter* .i. *'curteisement'; unde comis* .i. *'curteis'.*

Me. *curteis* (13. Jahrh.), ne. (mit Suffixvertauschung seit 16. Jahrh.) *courteous.* Skeat S. 388.

[*daunger* 'Gefahr', 54 [14]: Ille patitur *animi seruitutem,* cui aliquis conuitia ingerit .i. infert et postea conuitiatori nec conuitia infert nec satyra se uindicat, quod romanice dicitur *'maunes daunger'.*

Me. *daunger,* ne. *danger.* Skeat 391.

[*deis* 'Tribüne', 59 [4]: *suggestum,* romanice *'deis'.*

Me. *deis* (13. Jahrh.); das ne. *dais* ist eine neue, junge Entlehnung des 18. Jahrhunderts aus nfrz. *dais,* wie schon die ganz unhistorische, von der Orthographie ausgehende moderne Aussprache [*dē̆is*] lehrt. Skeat S. 390.

destrece 'Angst', 32 [13]: angor *'destresce'.*

Me. *destresse,* ne. *distress.* Skeat S. 396.

dez 'Würfel' Plur., 29 [21]: *tesseras* .i. *'dez'.*

Me. *dees,* Sing. *dee,* ne. *dice, die,* dial. (East Anglia) *dee.*

espies 'Spione', 37 [12]: *exploratores* .i. *'espies'.*

Me. *espie* neben *spie* (Ancr. Riwl.), ne. *spy;* Skeat S. 456.

frenges 'Fransen' Plur., 47 [11]: *uillis* .i. *'frenges'.*

Me. *frenge,* ne. *fringe.*

frestel 'Flöte', 36 [14]: *armentalem camoenam* .i. *'frestel'.*

Me. **frestel,* jünger *fristele* (Ywain & Gawain).

[*glas* 'Trompetenstoſs', 56 [16], 50 [20]: *classicum,* romanice dicitur *'glas'.*

Me. *glasse,* nur Cath. Angl. S. 158: *a glasse of ringynge or trumpynge 'classicum'.*

glu 'Leim', 31 [6]: *gluten* .i. *glu.*

Me. *glu,* ne. *glue.*

karoles 'Schreibpulte' Plur., 37 [17]: *pluteos* .i. *'karoles'* supra quos scribunt clerici.

Me. *karolle* (z. B. Cath. Angl. S. 200: *a karalle or a wryting burde 'pluteus',* s. Oxf. Dict. unter *carol* und *karol*), ne. va. *carol.* Im Französischen ist das Wort in dieser Bedeutung bisher nicht nachgewiesen.

kernaus 'Zinnenlücken, Schiefsscharten', 49 [10]: *propugnacula* .i. *'kernaus'* (Ellis druckt fälschlich *kernans*).

= me. *kerneaus* (Ancren Riwl.) zum seltenen Singular *kernel* (13. Jahrh.), ne. va. *kernel*. Skeat S. 419.

morsel 'Stück', 42 [6]: *simbolum* in neutro genere coniunctionem uel communionem significat, quod romanice dicitur *'cumfre'*, a sin, quod est con, et bolus, quod est *'morsel'*.

Me. ne. *morsel*. Skeat S. 427.

mosse 'Moos', 61 [14]: *muscus*, anglice *'musse'* uel *'mosse'*.

Me. *mosse* (z. B. Cath. Angl. S. 243), ne. *moss* 'Moos'. Die vorliegende Glosse giebt sich selbst als englisch, müfste dann also mit ae. *mos* (n.) in Zusammenhang gebracht werden. Dagegen spricht aber einmal der Wechsel von *u* und *o* in der Schreibung, sodann die Endung *-e*, welche in so früher Zeit weder rein orthographisch noch im vorliegenden Falle als analogische Übertragung [1] betrachtet werden kann. Daher wird *musse, mosse* (mit Gröber) trotz des Zusatzes *anglice* als anglofranzösische Form von frz. *mousse* (prov. *mọssa*) aufzufassen sein, das seinerseits aus einer Vermischung von lat. *mūscus* mit urgm. **mōsa* oder got. **mūsa* hervorgegangen ist. Jedenfalls haben wir hier den ältesten bisher bekannten Beleg für ein Wort *mosse* im Sinne von 'Moos' auf englischem Boden. Das ae. *mos* ist nämlich nur mit der Bedeutung 'Sumpfland', nirgendwo mit der von 'Moos' belegt; letzteres heifst vielmehr im Ae. stets nur *mēos*, das noch bis heute in grofsem Umfange in den ne. Dialekten als *meese* (Wright) bewahrt ist, während dort *moss* überwiegend noch die alte Bedeutung 'Sumpfland' zu haben scheint (Wright). Die gewöhnliche [2] Annahme (Skeat, Kluge, Schröer) geht nun freilich dahin, dafs die Bedeutung 'Moos' nur zufällig nicht für ae. *mos* belegt ist, dafs letzteres dieselbe Bedeutungsdifferenzierung gehabt haben müsse wie das ahd. *mos* und das an. *mose,* die beide 1) 'Sumpf', 2) 'Moos' bedeuten. Möglich wäre dies gewifs. Aber angesichts des obigen, durch

[1] Eine Ableitung aus dem Plural, der ae. **mosu* (also mit stimmhaftem *z*) lauten müfste, ist schon des doppelten *s* wegen unmöglich.

[2] Sweet HES S. 331 und Stratmann-Bradley nehmen das an. *mose* als Etymon für me. ne. *moss* 'Moos' an. Dies verbietet aber sowohl der kurze Vokal wie das stimmlose *s* in dem ne. Worte. Auch die ne. Dialektformen *mosing* und *mozed* (Wright unter *moss* sb 1 und sb 2) können ebensowohl heimische Entwicklungen sein.

die Form als romanisch sich erweisenden Beleges dünkt mir doch die andere Möglichkeit fast wahrscheinlicher, daſs sich ein heimisches *mos* 'Sumpf' mit dem frz. *mousse* 'Moos' gemischt hat und so me. ne. *moss* zu seiner zweiten Bedeutung 'Moos' gekommen ist. Wenigstens erhält letztere Auffassung durch obige Glosse einen historischen Anhaltspunkt, wohingegen die erstere nur auf einer Wahrscheinlichkeitsannahme beruht.

[*parc* 'Gehege, Wildpark', 49 [3]: *indago* romanice dicitur *'parc'* s. ubi cerui includuntur.

Me. *parc* (Layamon), ne. *park*; Skeat S. 433. Da nach Gröber das afrz. *parc* in dieser Bedeutung nicht belegt ist, mag auch hier sich Heimisches (an. *pearroc* 'Gehege') und Fremdes inhaltlich gemischt haben.

pel 'Pfahl', 31 [18]: *paxillus* a palo .i. sude .i. *'pel'*.

Ne. *pel* 'Pfahl zu Fechtübungen' (ob junge Entlehnung?).

[*picois* 'Hacke', 32 [4]: *ligone*, quod romanice dicitur *'picois'*.

Me. *picois* (14. Jahrh.) neben *pikeis*, ne. (volksetymologisch umgestaltet zu) *pickax*; Skeat S. 436. Wegen des *oi* neben *ei* vgl. Behrens in Pauls Grundriſs I², 961 und vor allem Stimming in seiner Ausgabe des 'Boeve de Haumton' S. 197 f.

plaix ein Fischname, 59 [16]: *Pecten* uero ponitur pro *'plaix'*, quodam pisce.

Me. *plais*, ne. *plaice* 'Scholle, Goldbutt'. Vgl. Tobler a. a. O. S. 146.

[*prasine* 'lauchgrün', 38 [10]: *prasinum* uiride, quod romanice dicitur *'prasine'*.

Ne. *prasine* 'lauchgrün'.

[*pulie* 'Winde', 47 [12]: *troclea* dicitur *'pulie'* romanice, per quam facilius chorda labitur; et hoc gausape tamquam troclea erat circa quemdam baculum, cuius baculi duo capita pendebant iuncta cuidam funi et duo capita ipsius gausapis consuta simul erant, ut rotari posset gausape circa baculum illum. Quale gausape in claustris relligiosorum inuenitur.

Me. *polley*, ne. *pulley* mit Vokalkürze gegenüber afrz. *poulie*; diese Kürzung sowie die Doppelkonsonanz erklären sich leicht nach den lichtvollen Ausführungen, die Morsbach über diese Verhältnisse in den 'Beiträgen zur romanischen und englischen Philologie; Festgabe für Wendelin Förster' (Halle 1902) S. 324 ff. gemacht hat.

[*puliol* ein Pflanzenname, 59[25]: est *serpillum* herba quaedam, quae iuxta terram serpit, quae uocatur romanice *'puliol'*, et est aptissima ad salsamenta condenda.

Ne. *puliol, puliall* 'Polei-Minze' (Mentha pulegium). Französische Belege s. Alphita (ed. Mowat, Anecd. Oxon. 1887) 31[30], 120[32], 150[25], 167[21].

[*ribauz* 'Landstreicher, Räuber' Plur., 37[4]: Quidam dicunt esse differentiam inter *uispiliones* .i. *latrones,* qui ui spoliant, et uispillones, qui mortuos ad tumulandum deportant, sed unum trahitur ab alio .i. romanice *'ribauz'*.

Me. *ribauz* Plur. (OE. Hom. I, 279[34]: *unwurði ribauz*) zu *ribaud* neben *ribald,* ne. *ribald*; Skeat S. 450.

robburs 'Räuber', 56[19]: et dicuntur *piratae* praedones maris .i. *'robburs'*.

Me. *robbour,* ne. *robber*; Skeat S. 450.

saie 'grobes, wollenes Tuch' (lat. *saga*), 44[10]: *saga 'saie',* quoniam ex sago habebant clamides.

Me. *saie* (sicher z. B. Wiclyffe Ex. 26, 9, wo es lat. *sagum* übersetzt; Cath. Angl. S. 315: *say* 'sagena, sagum'; Caxton's Dialogues ed. Bradley S. 14[40]: *saye* = frz. *saye*), ne. va. *say(e)* 'eine Art Serge' (Wollenzeug).

seie 'Seide' (lat. *seta*), 32[31]: *serica* .i. *'seie'*.

Me. *saie* (sicher Ferumbras 213: *mantel of say* als Übersetzung von *son bliant de soie*; Wars of Alex. 4600), ne. va. *say* 'Soje' (eine Art Seidenzeug). Da im Mittelenglischen afrz. *saie* (lat. *saga*) und afrz. *seie* (lat. *sēta*) lautlich zusammenfallen mufsten [1] und beide einen Gewandstoff bezeichnen, so ist nicht immer zu entscheiden, welches Wort gemeint ist. Auch unsere Wörterbücher vermengen beide häufig.[2]

---

[1] Ebenso schon im Anglonormannischen: Boeve de Haumtone (ed. Stimming, Halle 1899) 738 *mon bliaunt de saie* [d. i. 'Seide']. Weitere Beispiele für den Zusammenfall von *ei* und *ai* im Anglofranzösischen s. bei Stimming S. 197 ff.

[2] In Shaksperes Henry 6 B IV, 7, 27 heifst es von Lord Say verächtlich *'Ah, thou say, thou serge, nay, thou buckram lord'*. Es mufs also eine 'Art Wollstoff' hier bedeuten (Craig im Glossar des Oxford Shakespeare *'a kind of serge'*), nicht, wie A. Schmidt Sh.-Lex. will, *'a kind of silk'*. Übrigens scheinen auch sonst die Elisabethaner nur die erstere Verwendung zu kennen, z. B. Spenser F. Q. I, IV, 8; III, XII, 8; weitere Beispiele bei Herrtage a. a. O.

so z. B. Stratmann-Bradley, Muret, auch Herrtage in seiner Ausgabe des Catholicon Anglicum S. 315 Anm. 3.

scapelarie, 55[27]: *segmenta* sunt quaedam indumenta parua circa collum per humeros usque ud pectus dependentia, quae possunt appellari *'scapelarie'*.

Me. *scapelari* (vgl. Herrtage a. a. O. S. 321 Anm. 3), ne. *scapulary*.

seim 'Fett', 40[32]: *abdomen* .i. pinguedo .i. *'seim'*.

Me. *seim* (Ancr. Riwl. 412; Wright-Wülker 608[46]: Saginum *'saym'*; Caxtons Dialogues 20[33], 46[18]: *sayme of hering* = frz. *saing de herencs*).

[*stuble* 'Stoppel', 38[8]: *stupula*, romanice *'stuble'*.

Me. *stuble*, ne. *stubble*; Skeat S. 457.

talun 'Kralle', 39[2]: *calx* -cis .i. *'talun'*.

Me. *taloun*, ne. *talon*; Skeat S. 460.

tresche ein Tanz, 39[8]: *tripudium* .i. *'tresche'*, et tripudiare .i. gaudere et terram pedibus terrere.

Me. *tresche* (Robert of Brunne).

trusse, 32[34]: inuolucrum uero proprie est *'trusse'*.

Me. *trusse* (Ancr. Riwl.), ne. *truss* 'Bündel'; Skeat S. 464.

vnniuns 'Zwiebeln', 42[32]: *ceparum* .i. *'vinnuns'* [lies *vnniuns*].[1]

Me. ne. *onion* (gesprochen mit *v* aus me. *u*); Skeat S. 431.

[*vix* 'Turm mit Wendeltreppe', 46[12]: *coclea* romanice dicitur *'uix'*, quasi ciclea, ut supra dictum est; vorher 43[27]: *cocleae* sunt altae et rotundae turres et dictae sunt cocleae quasi cicleae, eo quod in eis tanquam per circulum ascendatur.[2]

Me. *vis* (Wiclyffe 3 Kings VI, 8, wo es *cochlea* in demselben Sinne übersetzt, entsprechend der Vulgata: *ascendebant per cochleam in caenaculum*), ne. *vice* 1) 'Schraube', 2) 'Spindel einer Wendeltreppe'. Beachtenswert ist, dafs das Wort in diesem Sinne im Altfranzösischen noch nicht belegt ist. Dagegen bringt Tobler a. a. O. S. 147 afrz. Belege für *vix* 'Schraube' bei.

Den folgenden Wörtern der Glosse stehen englische Lehnworte

---

[1] Frl. Smith schreibt mir, dafs die Handschrift deutlich *vinnuns* hat. Dann hat der Glossator sich eben verschrieben.

[2] Für diese Bedeutung von *cochlea* vgl. Wr.-W. 573[46]: *cochlea* ... *est alta et rotunda turris*; Steinmeyer-Sievers, Ahd. Gl. III, 268[36]: *coclea, turris in qua per circuitum ascenditur* — *wentelstæin*; Goetz, Corp. gloss. lat. V, 351[43]: *coclea, ascensus qui circuit.*

bezw. Ableitungen zur Seite, wenn auch die vorliegende Form teils sicher, teils wahrscheinlich ihre Auffassung als englische Lehnworte ausschliefst:

abeisanz (vgl. ne. *abase*), *appentiz* (me. ne. *pentice*, gelehrt seit dem 17. Jahrh. auch *appentice*), *apprester* (ne. *apprest*), *assegger* (ne. *assiege*), *assisement* (vgl. ne. *assize* 'festsetzen'), *bendello*[1] (vgl. me. *bendel*), *bevre*,[2] *calchetrappe* (me. *calketrappe*), *chamberlenc* (vgl. me. *chamberlain, chamberling*), *cheinsil* (me. *cheisil*[3]), *crustre* (me. *chrushen*, ne. *crush*), *despreiser* (me. *despreise*, ne. *dispraise*), *enegrisanz*[4] (vgl. ne. va. *eneager*), *empallisanz* (ne. *empale, impale*), *enducer* (ne. *induce*), *entrecanjant* (me. *enterchaunge*, ne. *interchange*), *eslitte* (me. *elite* 14. Jh.), *espris* Partc. (me. *esprisen*), *estranglé* (me. *[e]stranglen*, ne. *strangle*), *forfere* (vgl. ne. *forfeit*), *herberger* Vb. (Sb. me. *herberger* 12. Jh., ne. *harbinger*), *jangler, janglur* (ne. *jangle, jangler*), *marcher* 'angrenzen' (me. *marchen*,[5] ne. *march*), *mulesz* (me. *mulett*[6] ne. *mullet* 'Meeräsche, Seebarbe'), *puz* (vgl. me. *puls*, ne. *pulse*, aus afz. *pouls*, das Tobler S. 146 belegt), *purcaz* (ne. *purchase*), *rebuché*[7] (vgl. ne. *rebuke*), *remembrant* (ne. *remember*), *repruver* (ne. *reprove*), *truilleries* (vgl. me. *troilen* 'täuschen'), *urles* (ne. *orle* 'Rand').

Endlich bleibt noch ein Rest von Wörtern, die meines Wissens

---

[1] Nach Frl. Smith liest die Hs. deutlich *bendello*; ob verschrieben für *bendelle*?

[2] Die Form der Endung, *-re* statt *-er*, zeigt, dafs der Glossator hier das anglofranzösische (natürlich aus dem Deutschen entlehnte) Wort meinte und nicht das heimische me. *bęver*, ne. *beaver* aus ae. *beofor*.

[3] Über den Ausfall des *n* im Agln. vgl. Stimming S. 217 und die dort angeführte Litteratur.

[4] So ist wohl mit Tobler S. 146 zu schreiben statt des bei Gröber und Ellis zu lesenden *en egrisanz*.

[5] Stratmann-Bradley sowie Mätzner fassen das me. Verbum fälschlich als heimisch auf. Tobler S. 146 hat Belege für ein afrz. *marchier* im Sinne von 'angrenzen' nachgewiesen.

[6] Das me. Wort fehlt in den Wörterbüchern, doch kenne ich es aus Caxtons Dialogues 12 6 *molettis* = frz. *mulets* (unter Fischnamen) und Wright-Wülker 705 21 *mulett*, wo das Lemma *mulus* = lat. *mullus* 'Meerbarbe' ist.

[7] Gröber ändert hier die Überlieferung in *rebruché* und verweist auf *rebronchier, bronchier* bei Godefroy. Indes sehe ich keinen Grund, warum man das überlieferte *rebuché* von afrz. *rebouchier*, agln. *rebuker* 'stumpf machen' (s. Skeat S. 445) trennen sollte. Auch Tobler ist dieser Ansicht und weist Belege für das afrz. Verbum nach.

keine Spur im Englischen zurückgelassen haben. Es sind dies: *aveiller, bloie, buissons, caume, caux, cleie* 'Krug', *cuillere, ebruscer, enclume* 'Amboſs', *enter* [1] 'pfropfen', *essele* 'Achselhöhle', *faude* 'Schafstall', *feutremenz* 'Ruhelage', *flestrie, fresaie* 'Nachteule', *grisilun* 'Ciclade', *mazakerie* [2] 'Metzgerei', *mazerre* [lies *mazakerre*], *mauves, mesdit, purser, runces, russenole,* [3] *ruter* 'rülpsen', [4] *severunde, surchant, suchant, teil* 'Linde', *tisun* 'Feuerbrand', *verrues, warex.* Ich zweifle aber nicht, daſs das Oxford Dictionary auch für manche von diesen Belege beibringen wird.

Der Deutung und Erklärung harren noch die Glossen *amacheurs,* [5] *chenapie,* [6] *cumfre.*

Überblicken wir nochmals den ganzen romanischen Wortschatz unserer Glossen in Bezug auf sein Verhältnis zum Englischen, so können wir sagen, daſs fast die Hälfte der vorliegenden romanischen Wörter — 44 unter 106 — direkt Aufnahme ins Englische gefunden hat, und daſs weniger als ein Drittel (31) gar keine Spur im Englischen zurückgelassen hat.

---

[1] Ne. *enté* ist natürlich gelehrte Entlehnung des 18. Jahrhunderts, wie schon der Accent zeigt.

[2] Nicht *mazazerie,* wie Ellis druckt, sondern *mazakerie* liest nach Frl. Smith die Handschrift. Dagegen steht wirklich in der Hs. *amacheurs, chenapie, cumfre, mazerre.*

[3] Eine Form *russinole* (mit *-e*) belegt Tobler S. 147. Bei unserem anglofrz. Schreiber könnte das *-e* indes vielleicht rein graphisch sein (Stimming S. 182).

[4] Dies Wort fehlt in Gröbers Liste, doch steht es bei Ellis S. 35, Z. 16: ructat '*ruter*' romanice dicitur. S. Godefroy Compl. unter *roter* und Körting Nr. 8182.

[5] Tobler S. 145 denkt an die Möglichkeit, daſs die Glosse ein afrz. **macheor,* pic. **maqueor* 'Kuppler' enthalte, welches er in den 'Sitzungsber. der Berliner Akad.' vom 6. Febr. 1902 (S. 90—93) als Grundlage für das gleichbedeutende Deminutiv afrz. *maquerel* (daraus me. *maquerel* [Caxton]) und ne. va. *mackerel* 'Kuppler' wahrscheinlich gemacht hat.

[6] *Chenapie* erinnert mich an eine Pflanzenglosse in 'Alphita' ed. Mowat (Anecdota Oxoniensia, 1887) S. 37, Z. 10: *Cenapium, gall. ceneue, angl. warich* [*walrich* Hs. S] *uel mostard,* wozu der Herausgeber verweist auf Earle, English Plant Names (Oxford 1880) S. 51: *Hoc sinapium, warkecok,* und vielleicht ähnliche Formen bei Goetz, Corp. Gloss. lat. (V, 333 ^{3} sinapiones 'cressa' saxonice, qui in aqua crescit; sinapio V, 290 ^{28}; senape III, 548 ^{21}; sanapi III, 430 ^{67}) heranzuziehen sind. Tobler erinnert an afrz. *chenelie.*

Würzburg. Max Förster.

Claude Tillier als Pamphletist.

I.

Am 20. April 1831, wenige Tage nachdem sie das neue Wahlgesetz beschlossen hatte, war die französische Deputiertenkammer vom König vertagt worden. Am 31. Mai dann wurde sie aufgelöst, und die Neuwahlen wurden auf den 5. Juli festgesetzt. Die Begeisterung der unteren Schichten des Volkes für die Staatsumwälzung und ihren neuen Vertragskönig war längst verraucht. Mit der Abschaffung des alten legitimen Königtums glaubten sie gründlich reinen Tisch für sich selber gemacht zu haben; bald aber sahen sie wieder die Wohlhabenden allein daran sitzen. Selbst die akademisch Gebildeten, die sogenannten Kapacitäten, hatten den zuerst für sie vorgeschlagenen geringeren Wahlcensus schliefslich von der Kammer nicht bewilligt erhalten. Alle diese Ausgeschlossenen sahen sich für die Vertretung ihrer politischen Ideen und Forderungen allein an die Presse gewiesen. Denn der Presse allerdings hatte das neue Regiment dadurch, dafs es ihre Gesetzesübertretungen dem Schwurgericht zuwies, zunächst eine fast grenzenlose Freiheit verschafft. Auch in Clamecy schien einer Anzahl jüngerer, von den Juli-Idealen erfüllter Männer die Zeit gekommen, sich durch ein Journal gegen die ihre Herrschaft einrichtende Bourgeoisie zur Geltung zu bringen. Der Lehrer Tillier war der Kern dieser kleinen Gruppe. Neben ihm ist besonders sein späterer Biograph Bayle Parent zu nennen, der sich durch die Begründung und langjährige Verwaltung der städtischen öffentlichen Bibliothek um Clamecy wohlverdient gemacht hat. *L'Indépendant, Journal politique, industriel et littéraire* nannten sie ihr Oppositionsblatt, das am 2. Juni des Jahres zu erscheinen begann. Nur einmal wöchentlich, Donnerstags, kam es heraus, vier Seiten Folio, und sollte vierteljährlich 7, halbjährlich 12 Franken

kosten. Aber noch nicht ein Vierteljahr wurde es alt. Nur 13 Nummern erschienen; ohne ausdrücklichen Abschied, bloſs mit Tilliers vielsagendem Klagelied des *Poète mendiant*, ging die Nummer vom 25. August als letzte ins Land. Claude Tillier schrieb auch die Ankündigung, den Prospektus: *Au milieu de ces jours si froids et si décolorés des provinces se lèvent d'intervalle en intervalle, grâces à nos institutions nouvelles, des jours pleins d'intérêt et d'agitation, où tout est vie et couleur: telle est l'époque dans laquelle nous allons entrer.* Zugleich die Wähler und die Gewählten will das Blatt im Auge halten, die einen zu zeitgemäſsen konstitutionellen Staatsbürgern erziehen, daſs sie nicht länger über kleinen lokalen Sorgen die groſsen politischen Bedürfnisse des Landes vergessen; die anderen, die Gewählten und Herrschenden, vor Miſsbrauch ihrer Gewalt warnen und hüten. Immer sei es nützlich, wenn die, welchen nur die Macht des Wortes zu Gebote steht, von Zeit zu Zeit denen entgegentreten, die die materielle Macht in Händen haben, um ihnen, wenn sie gut handeln, Beifall zu bringen ohne Übertreibung und Schmeichelei, oder um sie ohne Bitterkeit zu tadeln für das, was sie schlecht gemacht haben. Die Presse, wie sie der Prospektschreiber und seine Freunde zu handhaben gedenken, wird wie der zauberhafte Feenring sein, der durch seinen Druck dem Träger warnende Zeichen giebt. Die persönliche Empfindlichkeit der Honoratioren von Clamecy werden sie möglichst schonen, das Privatleben ihrer Mitbürger nicht berühren, denn die Politik allein ist Sache der Presse. Überhaupt, da sie Leidenschaften nicht aufreizen, sondern beruhigen wollen, werden sie immer für Mäſsigung und Eintracht ihre Stimme erheben; die Freiheit wäre kein Gut mehr, wenn Meinungsverschiedenheit in persönliche Feindschaft ausartete. Und die Wähler müssen den Wogen gleichen, die, im Sturm aneinander gebrochen, ihre Tropfen ruhig wieder vereinen, sobald die Meeresstille zurückgekehrt ist. Auch die auswärtige Politik, vor allem das Schicksal der eben jetzt gegen Ruſsland in verzweifeltem Kampfe ringenden Polen, wird sie beschäftigen; allwöchentlich werden sie eine Übersicht der äuſseren Politik bringen, in der die Ereignisse auch in verkleinerter Statur den vollen Ausdruck ihrer Physiognomie behalten sollen.

So tugendhaft und hoffnungsvoll spricht der Prospekt. Daſs

die Kompetenz der neuen Zeitungspolitiker als etwas Selbstverständliches gar nicht erörtert wird, ist ganz im Sinne jener, und nicht nur jener Zeit. Mäfsigung in der Hitze des Kampfes zu bewahren, wurde dem zugleich heftigen und von humoristischer Laune erfüllten Tillier schwerer als tausend anderen. An einem aber hat er als Publizist auch späterhin unverbrüchlich festgehalten: das Privatleben seiner Gegner blieb ihm stets aus dem Spiel. Auch Meinungsverschiedenheiten nicht in persönliche Feindschaft zu verkehren, fiel ihm nicht schwer. Er konnte durch Schroffheit abstofsen, in rascher Leidenschaft ungerecht werden, kleinlich aber war er nicht.

Die Ankündigung nennt uns nicht den Mann, dessen Einflufs im Arrondissement zu erschüttern, womöglich zu brechen, das neue Unternehmen recht eigentlich bestimmt war. Für Clamecy war das auch gar nicht nötig; hier wufste jeder, dafs es zu allererst darauf hinausging, die Wiederwahl Dupins des Älteren zu bekämpfen. Dupin selber hat in seinen Memoiren (2, 328 ff.) von diesem Angriff, der auch von Paris aus unterstützt wurde, gesprochen. Das in Frankreich Unerhörte geschah, dafs ein Elementarlehrer, der, wenn es mit rechten Dingen zuging, bei den Wahlen ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Präfekten zu sein hatte, gegen einen der Regierungsmehrheit angehörigen, mit dem Ministerpräsidenten eng verbundenen Deputierten öffentlich aufzutreten wagte; denn obwohl die Artikel Tilliers fast ohne Ausnahme nicht gezeichnet waren, so war seine Hauptmitarbeiterschaft natürlich ein öffentliches Geheimnis.[1] Aber so erging es dem streitbaren Humoristen auch weiterhin. Wie hoch ein Gegner stand, das kümmerte ihn nicht im mindesten, sein eigenes Selbstgefühl trug ihn schnell da hinauf. Und dafs es ihm gelang, in Clamecy auch andere für sein tolles Unternehmen zu gewinnen, zeigt wenigstens, wessen man ihn fähig hielt.

Der Mann, auf den der kampflustige Schulmeister so keck losging, war wie Tillier ein Sohn des Landes. Dupins Grofsvater, ein Arzt, hatte als Maire von Clamecy im Jahre 1769 noch den letzten Herzog von Nivernais bei seinem Einzug in

[1] In dem auf der städtischen Bibliothek in Clamecy aufbewahrten Exemplar des *Indépendant* sind die Tillier gehörigen Artikel von einem anderen Mitarbeiter als solche bezeichnet.

die Stadt begrüſst; der Vater, ein geachteter praktischer Jurist, hatte in den napoleonischen Zeiten seine Heimat wiederholt als Abgeordneter vertreten und war nachher, von 1815 ab, lange Jahre Unterpräfekt in Clamecy. Auch André Dupin selber, 1783 in Varzy geboren, hatte rasch und energisch als Advokat die juristische Laufbahn eingeschlagen und war für groſse bürgerliche wie politische Prozesse unter der Restauration bald einer der gesuchtesten Rechtsbeistände und Verteidiger geworden. Besonders in den Kämpfen für die Preſsfreiheit und, gegenüber ultramontanen Bestrebungen, für die kirchenpolitischen Grundsätze des Gallicanismus trat er hervor; und auch litterarisch wurde er auf dem Gebiete des Kirchenrechts bald eine anerkannte Autorität. In ziemlich nahe Beziehungen zum Herzog von Orleans brachte sein juristischer Beruf ihn schon seit 1817; er wurde Mitglied des herzoglichen Apanagerats und also seit 1830 Mitglied, später Chef des Königlichen Geheimen Rates (*conseil privé*).

Auch seine politische Thätigkeit, die er als Abgeordneter gegen das Ende der Restauration begonnen hatte, gewinnt erst seit der Erhebung Louis Philippes ihre charakteristische Bedeutung. Schon das in aller Eile hergestellte Grundgesetz der neuen Monarchie — *la charte bâclée* wurde es boshaft getauft — war zum guten Teil sein Werk. Er wurde zum Generalprokurator am Kassationshof ernannt, war Mitglied ohne Portefeuille des ersten Ministeriums vom 11. August 1830; vor allem aber, er wurde 1832 zum Präsidenten der Deputiertenkammer gewählt und behielt diesen politisch wichtigen Posten zunächst ununterbrochen sieben Jahre. Hier hatte er so recht den passenden Platz gefunden. Seine Vorliebe für dekorative Repräsentation, seine Geschäftserfahrung, seine auſserordentliche Geschicklichkeit in der Leitung parlamentarischer Debatten, seine gefürchtete sarkastische Schlagfertigkeit — alle die besseren und mehr noch die niederen Kräfte und Triebe des Mannes fanden hier Gelegenheit, sich zu bethätigen. Vor allem aber erscheint er auch uns heute noch gerade hier an der ihm gebührenden Stelle, weil er ein typischer Vertreter des eigennützigen Bürgerregiments jener achtzehn Jahre ist, das mit all seinen glänzenden parlamentarischen Redethaten dennoch an höheren politischen Gedanken, an socialen Leistungen für die Gesamtheit des Volkes so unfruchtbar blieb.

Dupin war arm an eigenen politischen Ideen, noch ärmer an praktischem politischem Mut; immer wieder versagte er sich schliefslich dem König, wenn bei Neubildungen des Ministeriums Louis Philippe auch an ihn sich wandte. Hinter einer gar nicht zu ermüdenden, geräuschvollen Geschäftigkeit für allerlei gemeinnützige Zwecke, als Begründer und Leiter von Anstalten und Vereinen hielt er im stillen immer zunächst den eigenen Vorteil im Auge. Daher auch war er politisch der unsicherste Freund seiner Freunde; Männern, mit denen er kurz zuvor noch zusammengegangen, konnte er mit behaglicher Schadenfreude in den Rücken fallen, wenn er in solcher Gemeinschaft nicht mehr seinen Vorteil fand. Von allen scharfen Urteilen, die Tocqueville in seinen *Souvenirs* über namhafte Politiker der Julimonarchie und der zweiten Republik ausgesprochen hat, ist keines von solcher Verachtung, so gründlichem moralischem Widerwillen eingegeben wie das über Dupin den Älteren.

Dupins Name wird im Prospekt Tilliers nicht genannt; und so verdecken auch noch die beiden ersten Nummern des *Indépendant* den Einzelkampf, indem sie ihn zugleich vorbereiten, durch den allgemeinen Angriff auf die herrschende Bourgeoisie, die den eigentlichen Julisiegern den Lohn ihrer Arbeit entrissen, das von ihnen erstrebte Ergebnis, die Republik, vereitelt hat. Und Tillier schliefst hieran aufs neue die Mahnung, es jetzt nicht mehr mit den kleinen häuslichen, bürgerlichen Tugenden genug sein zu lassen. Jetzt braucht es vor allem Uneigennützigkeit, hochherzige Hingebung und, wie er mit deutlichem Winke und charakteristischem Ausdruck hinzusetzt: *la puissance d'être soi-même, de rouler dans son propre tourbillon et de ne pas se laisser entraîner par celui des grosses planètes.* Die zweite Nummer zeigt, wie in der auswärtigen Politik seit der Julirevolution diese 'schönste Lage, in der Frankreich sich je befunden,' ebensowenig ausgenutzt worden ist. Wie könnte sonst Polen ohne Frankreichs Beistand bleiben! Die leidenschaftliche Begeisterung für Polens Aufstand damals war in Frankreich wie bei uns in Süddeutschland so allgemein, sie entsprang dort zum guten Teil eben den Gefühlen, die Tillier auch in seiner Umgebung wieder erwecken wollte, dafs sein immer heftigeres Eintreten für diesen, wie er überzeugt war, durchaus reinen Freiheitskampf nichts Aufserordentliches

hat. Selbst der ruhige, philosophische Charles de Rémusat schrieb um jene Zeit (Juni 1831) an Guizot, daſs er einen auswärtigen Krieg, der Polen zum Anlaſs nähme, für Frankreich recht anangezeigt fände. Nicht daſs ein solcher Krieg gerade politisch vernünftig wäre, aber, so sagt er bezeichnend: *La France est, pour le moment, dans le genre sentimental bien plus que dans le genre rationnel.* Drastisch zeigen uns das Tilliers Artikel über Polen, den für ihn einzig bemerkenswerten Schauplatz der auswärtigen Politik. Während eben die französische Regierung, allein unter allen Mächten, durch Vorstellungen beim russischen Kabinett das Äuſserste versuchte, verlangt Tillier die bewaffnete Hilfe schlechtweg. *O France! ne répondras-tu rien à l'appel de ceux qui vont mourir. — Quoi! quand la Pologne meurt, le sang français n'appartient qu'à la France!* So antwortet er auf Casimir Périers bekanntes Wort. Wie Périer aber dachte und sprach in der Deputiertenkammer Dupin. Gegen Dupins Polenpolitik wendet sich Claude Tillier noch in der letzten Nummer.

Hier, in der dritten, folgt auf den ersten kurzen Polenartikel ein anderer: *Les deux candidats,* der nun offen auch Dupins Kandidatur für die bevorstehenden Wahlen bekämpft. *Enfin nous avons deux candidats; ceux des électeurs qui réclament les conséquences de la révolution de juillet ne seront pas obligés de jeter dans l'urne un bulletin sans nom.* Für das Frankreich, das gegen die Übergriffe der Restauration sich zu wehren hatte, mag Dupin als Vertreter genügt haben, heute aber handelt es sich darum, das so lange vergessene wieder auf den Rang der groſsen Nationen zu erheben, dem Volke zum Genuſs der Früchte seiner zurückgewonnenen Souveränität zu verhelfen, der Nation eine lange Zukunft in Glück und Freiheit zu sichern. Viel mehr als Dupin, der neuernannte Generalprokurator am Kassationshof, scheint zu diesem Werke der Gegenkandidat berufen, der eben die Präfektur des Aisne-Departements verlassen hat und jetzt mit leeren, von den Geschenken des Ministeriums gereinigten (*lavées*) Händen den Stimmen der Wähler sich darbietet.[1] Talent, rednerisches

[1] Schlieſslich scheint dieser Kandidat, der schon im vergangenen Herbst, bei der durch jene Beförderung nötig gewordenen Neuwahl, Dupin ganz erfolglos gegenübergetreten war, Bogne de Faye, noch vor der Wahl verzichtet zu haben. Dupin nennt in den Memoiren einen anderen Gegner.

zumal, ist Dupin ja nicht abzusprechen; ein Charakter, wie Dupont de l'Eure, wie Odilon Barrot, Lafayette in Tilliers Vorstellung es sind, ist er nicht. Gerade Talent aber bei Leuten, die, wie die Glocke für jedermann läutet, für alle Regierungen sich zu Advokaten hergeben, und die das nationale Wohlsein an ihrem eigenen Geldschrank abschätzen, ist ein Grund zur Ausschliefsung. Schärfer wiederholen sich in den folgenden Wochen die Angriffe auf das neue Bourgeoisregiment wie auf Dupin, die Ermahnungen an die Wähler, ihre Wahlpflicht ganz uneigennützig in grofspatriotischem Sinne auszuüben. Tillier fordert zwar noch nicht ausdrücklich wie später, und wie manche Radikalen von links und rechts schon damals, das allgemeine Wahlrecht, doch weist er schon drohend auf die Wünsche der vom Wahlrecht ausgeschlossenen eigentlichen Nation hin, *la nation qui paye, qui combat, en un mot la véritable France.* So schreibt er noch am 30. Juni. Am 6. Juli ist die Neuwahl, und ihr Ergebnis steht in kläglichem Mifsverhältnis zu all dem aufgewandten Eifer. Dupin wird mit 163 Stimmen von 167 gewählt und hält eine Triumphrede, die später in seinen Memoiren über ein halbes Dutzend eng gedruckter Seiten füllen wird. Er blieb der König von Clamecy, und schwerlich hat sich noch einmal ein Gegenkandidat gefunden, ihm seine Herrschaft streitig zu machen. Die Kanonade, welche die folgenden Nummern des *Indépendant* gegen den siegreichen Gegner und die Übermacht der Begüterten noch fortsetzten, konnte ebensowenig wie ein hoffnungsvoller Artikel zum ersten Jahrestag der Julirevolution darüber täuschen, dafs diese Wahlcampagne recht gründlich verloren war.

Welche Einbufsen sie übrigens für Tillier selber noch nach sich zog, haben wir schon gesehen. Weiter gingen wieder die Jahre eines unbefriedigten, unausgefüllten Daseins, und oft wurde er den 'Patriciern' von Clamecy durch die Eingebungen seiner bald bissigen, bald übermütigen Laune beschwerlich.[1] Er stand in einem Kreise gleichgesinnter, zumeist wohl jüngerer Freunde und machte in ihrer Gesellschaft Studien nach dem Leben zu mancher Schilderung seines späteren Romans. Diese 'Patrioten von Clamecy' etablierten sich als 'Akademie' und nannten sich

[1] Paul Cégrétin, Étude sur Claude Tillier, Clamecy 1880, S. 27 ff.

untereinander Professoren. Wie dadurch die wirklichen Professoren des städtischen Collège einmal in schlimmen Verdacht gerieten und wegen ihres liederlichen Lebenswandels von einem Fremden beim Rektor in Bourges denunziert wurden, erzählt Tillier selber in der 'Association'. Endlich konnte er das Stillsein nicht länger ertragen. Neun Jahre nachdem das Zeitungsunternehmen so jämmerlich gescheitert war, erschien sein erstes Pamphlet: *Un Flotteur à la majorité du conseil municipal de Clamecy,* und die Ehre dieses Angriffs hatte, wie billig, wieder Dupin der Ältere.

Die Verkleidung als Flöfser erinnert uns sogleich an den Vigneron de la Chavonnière. Dafs Courier zu Tilliers Vorbildern gehörte, würden wir ohne weiteres annehmen; Couriers *Simple Discours* erschien eben in dem Jahr (1821), das Tillier als *répétiteur* in Paris zubrachte. Tillier versichert es uns aber auch ausdrücklich in dem Widmungsbrief, in welchem er Cormenin sein Pamphlet über die Wahlreform zueignet. Nur einmal noch hat er diese Maske getragen. Die Verkleidung, die selbst dem so viel gröfseren Künstler Courier nicht immer natürlich stand, wäre dem ungestüm offenen, litterarisch weit weniger geschulten, zudem von der Not des Lebens zu rascher Arbeit getriebenen Tillier bald unerträglich geworden.

Übrigens lag der Gedanke, litterarisch in der Rolle eines Flöfsers gegen die regierende Bourgeoisie aufzutreten, einem Bewohner Clamecys nahe genug, denn neben anderen Orten war vorzüglich Clamecy damals und noch viele Jahre nachher ein Stapelplatz für den Holzhandel des Morvan. Dupin, immer und überall auf seine Popularität bedacht, hatte schon im Jahre 1828 dem angeblichen Erfinder des Holzflöfsens in jener Gegend, Jean Rouvet, durch öffentliche Sammlung ein Denkmal auf der Bethlehemsbrücke in Clamecy zu verschaffen gewufst. Er hatte auch seinen Zweck erreicht; unter den Liedern der Flöfser gab es eins mit dem Refrain: *Dieu nous conserve Dupin!* Das reizte Tilliers Laune, gerade einen Flöfser gegen ihn vorzuschicken. Die Veranlassung aber zu dem Pamphlet war diese. Dupin, selber Grofsgrundbesitzer im Morvan, fand neben seinen vielen anderen Geschäften doch auch noch Zeit, für die Beförderung des französischen Ackerbaues zu wirken. Er war Mitglied des landwirtschaftlichen Vereins des Departements der Seine und

Oise, in seiner Heimat der Vereine von Cosne und Château-Chinon, und war im Jahre 1839 Gründer und Präsident des landwirtschaftlichen Vereins von Clamecy geworden. Am 8. September dieses Jahres, in Tannay, feierlich mit allem Phrasenpomp solcher Unternehmungen, den Flaubert in 'Madame Bovary' ironisch, aber sehr lebendig geschildert hat, war das geschehen. Jetzt, zum 6. September 1840 rüstet sich Clamecy für den festlichen Empfang der Versammlung, wozu die Municipalräte 700 fr. bewilligt haben. Mit dem Hinweis hierauf setzt das Pamphlet ein. 'Also, ihr Herren Municipalräte, es ist öffentlich bekannt gemacht, daſs in Clamecy der landwirtschaftliche Verein seine Medaillen verteilen wird, und ihr habt 700 fr. bewilligt, um die Herren Mitglieder tanzen zu lassen. Sicherlich eine glänzende Aufmunterung für die Landwirtschaft.' Doch näher noch liegt dem Flöſser die Frage: warum werden nicht auch wir und unseresgleichen mit unseren Damen eingeladen zu diesem Fest auf allgemeine Kosten? Zwar wüſste er wohl, wie eine solche Summe nützlicher zu verwenden wäre; er findet die landwirtschaftliche Begeisterung lächerlich bei Leuten, von denen die meisten nicht einmal einen Nelkentopf vor ihrem Fenster haben; er kritisiert die ausgesetzten Preise: 40 fr. für den besten Dienstboten, 200 fr. für das schnellste Reitpferd; er kennt praktischere Mittel als diese Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins, um den Fremdenverkehr in Clamecy zu steigern. Aber alles das ist es nicht, was ihn eigentlich erregt, denn er weiſs wohl, daſs es Gelegenheiten giebt, die eine Stadt festlich feiern soll. Und wie schön ist sie gerade dann. In ihrem Schmucke schöner junger Mädchen, fröhlicher Knaben, mit all dem Volk, das festlich gekleidet auf die hell erleuchteten Straſsen hinausströmt, gleicht sie einer guten Mutter, die alle ihre Kinder um sich versammelt und sich zu ihrem Empfange geschmückt hat. Nein, es ist keine Geldfrage für ihn: *ce qui excite le plus notre mécontentement, ce n'est pas l'accroc que vous faites à notre bourse, c'est cette obstination que vous mettez à toujours séparer la grande famille communale en deux catégories, l'une où vous vous étalez complaisamment sous le titre de gens comme il faut, l'autre où vous reléguez tout le monde. Vous vous dites des hommes de progrès; si cela est vrai, le but vers lequel vous marchez, ce doit être l'égalité politique. Or, je*

vous le demande, est-ce par ce chemin que vous y arriverez? au lieu d'honorer le peuple aux yeux de tous, vous l'humiliez par une manifestation publique de mépris. Und er nennt die politisch herrschende Bourgeoisie *une difformité du peuple* und — in extravaganten Vergleichen, zu denen ihn seine humoristische Phantasie leider nicht selten verleitet — *une verrue sur son front, un pou qui fait le beau sur son oreille.*

Die Illusion, daſs ein Flöſser diese Gedanken so ausgesprochen habe, kann dem Leser dieses Pamphlets keinen Augenblick kommen; es ist ganz unverstellt dieselbe Sprache und Darstellung wie in den anderen Flugschriften Tilliers, vor allem dieselbe allzuwenig gesichtete Fülle der Bilder, Vergleiche und humoristischen Einfälle. Mit allerlei Püffen und Stichen werden besonders die Lokalgröſsen der herrschenden Klasse bedacht, so Herr Paillet, der *chambellan de la bourgeoisie* und daher Ordner dieses Balles, der auch hier wieder seine bekannte Weisheit und Unparteilichkeit zeigt. Wir sehen ihn auf seinen Stock gestützt durch die Straſsen wandeln, so gravitätisch, als ginge er unter einem Baldachin. Den Hauptanteil aber erhält Dupin. Neben seinen Brüdern — M. Dupin Charles und M. Dupin Philippe, die zusammen mit ihm das Fest verherrlichen werden — bezeichnet Tillier ihn ironisch als *M. Dupin sub lege libertas,* denn diesen Wahlspruch hatte Dupin der Ältere angenommen, als er aus dem Anwaltsstande schied. Er, der, um die Arbeit der Flöſser zu ehren, das Denkmal Jean Rouvets habe errichten lassen, könne mit einem Beschlusse der Stadtverordneten, der das Volk von den Festen der Bürgerschaft ausschlösse, unmöglich einverstanden sein. *Prenez-y garde, messieurs du conseil, vous êtes en cela d'une opinion contraire à celle de M. Dupin. M. Dupin a fait écrire sur le piédestal de Jean Rouvet, inventeur très apocryphe du flottage, et que je soupçonne avoir été inventé lui-même par M. Dupin: Honneur au travail et à l'industrie! Si M. Dupin eût cru devoir dire: Honneur à la bourgeoisie! il eût bien trouvé un grand homme de Clamecy qui l'eût inventée et des souscripteurs pour dresser une statue à son grand homme.*

Kaum ein Monat war verstrichen, da folgte diesem ersten Pamphlet des Flöſsers Jacques Brèchedent ein zweites: *Le flotteur Brèchedent à ses Abonnés et aux Gardes Nationaux.* Es ist nicht in

die Werke, auch nicht in die vorausgehende Sammlung der Pamphlete aufgenommen.[1] Der erste Teil, von keckem Selbstvertrauen übersprudelnd, weist die Freunde ab, die ihn um die Folgen seines Angriffs besorgt machen wollen: *Eh, mes amis, la bourgeoisie n'a pas peur de moi, pourquoi donc lui ferais-je l'honneur d'avoir peur d'elle. ... Tous les gens qui vous dominent ne sont puissants que par la terreur qu'ils vous inspirent. Approchez-vous du géant et osez le regarder de près, vous vous apercevrez bien que sa terrible lance n'est qu'une épingle emmanchée dans une chènevotte. Croyez-moi, restons unis et nous ferons bientôt tomber à nos pieds l'orgueil de ces supériorités factices: l'union parmi les gens du peuple, c'est le commencement de l'égalité de bien d'autres choses encore.* Er, Tillier, soll sich doch nicht etwa vor Herrn Paillet fürchten: 'Herr Paillet ist ein dicker, grofser Mann, der sich auf einen Stock mit goldenem Knopfe stützt, Würde und Haltung eines Domschweizers hat, wie die Spitze einer Prozession sich vorwärts bewegt und Kalauer macht. In alle dem sehe ich nichts, was fürchterlich wäre.' 'Aber Herr Dupin!' rufen ihm die Freunde wieder entgegen. Hier handelt sich's nicht blofs um einen Friedensrichter (*juge aux fines herbes,* sagt Tillier spöttisch), hier gilt's den König des Nièvre-Departements. *Mon Dieu, mes amis, Monsieur Dupin est asphyxié d'encens nivernais par ses flatteurs, il ne serait pas fâché sans doute que j'éteignisse quelques-uns de ces fastidieux encensoirs. Toute renommée, voyez-vous, a besoin de contradicteurs. La gloire est comme une salade, pour qu'elle soit bonne, il y faut un peu de vinaigre. Qu'ai-je donc à craindre, d'ailleurs, de M. Dupin? je suis bien sûr qu'il ne me fera pas avoir la croix d'honneur.* Und er verspottet nun Dupin wegen seiner Rede auf der Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins, in der der unausstehlich eitle Mann wieder auf ein eigenes, nicht eben landwirtschaftliches Verdienst um Clamecy hingewinkt hatte. Gegen Tillier selber aber hatte Dupin seinen auch im Parlament gefürchteten 'Eberhauer' gebraucht. Er hatte recht deutlich ausgesprochen, was in seiner Auffassung das Motiv zu dem ersten Pamphlet des von ihm nicht genannten Tillier gewesen war: *le froid égoïsme et le stupide dédain de ces hommes qui passent leur vie à blâmer et*

[1] Ich verdanke die Mitteilung eines Exemplars Herrn Renard in Clamecy.

à dénigrer ce que les autres font ou entreprennent de bon et de bien, incapables qu'ils sont eux-mêmes de rien conseiller d'utile à leurs concitoyens.[1] Tillier regt sich darüber nicht auf: *En style parlementaire voilà ce qui s'appelle un coup de boutoir. Pour moi, qui n'ai point de boutoir, je ferai simplement observer à M. Dupin qu'il vaut encore mieux ne rien conseiller à ses concitoyens que de leur conseiller de dispendieuses niaiseries et de se faire nommer président de ces niaiseries.* Und wieder hören wir den Refrain: das alles sind nur Veranstaltungen der Wohlhabenden zu ihrem eigenen wirtschaftlichen und politischen Nutzen. Einem bekannten Viehzüchter, Herrn Mathieu, Besitzer von Saint-Pierre-du-Mont,[2] hat Dupin das Kreuz der Ehrenlegion verschafft. 'So bringt der Ackerbau zu Ehren!' hat Dupin ausgerufen, als er diese Auszeichnung eines ihrer Mitglieder der Versammlung kundthat. Hierauf nun Tillier scharf und schneidend: *On répondrait à un autre que M. Dupin: vous êtes un rhéteur hypocrite ou un niais; mais M. Dupin n'est pas un niais. Non, il n'y a pas d'honneur à cultiver la terre à moins qu'on n'ait sept ou huit mille francs de revenu et qu'on ne soit électeur influent; sans cela il n'y a que misère et abjection; dans ce siècle d'égoïsme, véritable âge de honte, il n'y a honneur que là où il y a profit. Ceux qui font claquer des phrases ampoulées en l'honneur des agriculteurs feraient mieux de leur donner des droits politiques que des discours.* Noch einen Hieb, im Abgehen, nach Herrn Paillet, und Tillier wendet sich zum zweiten Thema seiner Flugschrift: *Et maintenant à vous, mes amis de la garde nationale.*

Man muſs, um die lebhafte Erregung nachzufühlen, die aus dem Folgenden spricht, an die politische Lage Frankreichs denken zur Zeit, da das Pamphlet verfaſst wurde (Oktober 1840). Eine gewaltige Bewegung ging seit dem Sommer durch das ganze Land; seit bekannt geworden war, daſs ohne irgend eine Rück-

---

[1] Dupin, *Des comices agricoles,* S. 5. Auch seine Reden auf den landwirtschaftlichen Kongressen hat Dupin später gesammelt in Druck gegeben. Er gehörte zu denen, die nichts umkommen lassen.

[2] Es ist derselbe, auf den in *Mon oncle Benjamin,* Kap. 8, hingewiesen wird. In diesem Roman, dessen Humor zuweilen bis ins Phantastische sich verliert, sind doch die Scenerie wie die meisten Figuren nach der Natur gezeichnet.

sicht auf die Forderungen der französischen Regierung die anderen Grofsmächte Mehemed Ali, den bewunderten Liebling aller Franzosen, nach seinem siegreichen Kampf gegen den Sultan mit brutaler Gewalt in die Schranken seiner ägyptischen Statthalterschaft zurückgedrängt hatten. Diese Stimmung kommt auch bei Tillier zunächst, was die Nationalgarde von Clamecy angeht, zu fast komischem Ausdruck. *Dieu merci, à ce bruit d'armes qui s'élève de toutes les parties de la France, la garde nationale de Clamecy elle-même a tressailli au fond de son sépulcre de carton; la voilà qui s'organise.* Tillier bekennt seine romantisch-politische Vorliebe für diese bürgerliche Kriegerschaft: *j'aimais, la veille des fêtes, la retraite qui grondait comme un tonnerre souterrain au fond de nos rues noires et bosselées; j'aimais jusqu'au qui vive lointain du 'biset' vigilant qui avait l'obligeance de garder la ville endormie.* Jetzt aber ist die Nationalgarde für ihn auch die letzte Stütze Frankreichs: *c'est le dernier tronçon de son épée, c'est la dernière cartouche de sa giberne.* Sie enthält die wirklichen Leute des Volkes, *durs ouvriers français de vieille roche, dont la richesse n'a pas énervé le patriotisme.* Die neue Konstitution seit 1830 hat den Nationalgardisten, auch solchen armen Proletariern, wie Tillier und seine Freunde sind, das Recht gegeben, ihre Offiziere bis zum Major einschliefslich selbst zu wählen; da sollen sie ihre Pflicht nun auch — immer kehrt diese Mahnung wieder — grofspatriotisch nehmen: *avez-vous préféré toujours l'intérêt de la garde nationale à vos intérêts particuliers? vous êtes-vous montrés français et citoyens avant tout?* Jetzt gilt es einig zu sein. Ein Duell am Tage der Schlacht ist eine Feigheit, ein Verrat. Nicht mehr um Volksfreiheiten handelt es sich jetzt; in der Stunde der Gefahr ist König und Volk ein und dasselbe. Aber vor allem, auch Tillier ahnt etwas von dem, was aus dem Grunde dieser tiefen patriotischen Bewegung noch einmal heraufsteigen wird. *Cette guerre, on a beau dire, n'est pas une guerre ordinaire, une querelle de cabinet à cabinet, c'est le choc depuis si longtemps prévu et le dernier choc sans doute de l'absolutisme contre la liberté. Il ne s'agit pas ici d'un peu de grève lointaine à ôter à un pacha pour la rendre à un sultan, ce n'est pas à l'Égypte qu'on en veut. L'Angleterre en veut à notre marine et à notre commerce, la Russie à notre civilisation, à l'ascendant de nos idées démocratiques, à notre terrible*

Marseillaise, qui résonne à ses oreilles comme un cliquetis d'armes, et tous en veulent à notre intégrité territoriale. Mais la France, ce volcan des révolutions, qui a jeté de sa lave par tout le monde, ils ne l'éteindront pas en crachant dessus; il faudra bien des cadavres pour fermer son cratère! Es erfüllt ihn, wie alle Radikalen damals in Frankreich, die Erinnerung an die Kriege der grofsen Revolution: *La guerre que nous prépare l'Europe monarchique est comme la mort, elle viendra infailliblement, mais nul ne sait ni quel jour ni à quelle heure ...*

Zunächst ging die Gefahr vorüber. Thiers, dessen Kriegsvorbereitungen Tillier zweifelnd halb wie eine Fanfaronnade betrachtet hatte, mufste dem Ministerium Soult-Guizot Platz machen. Während der immer stärker einsetzenden Friedensbewegung widerfuhr nun Dupin, der an sehr sichtbarer Stelle daran beteiligt war, ein empfindliches Mifsgeschick. Das gab Tillier den Anlafs zu dem einige Monate später geschriebenen Pamphlet: *A M. Dupin, sur sa lettre à M. Étienne, concernant la communauté des Jault,* in welchem noch viel spitzigere Pfeile unmittelbar und allein auf die Persönlichkeit Dupins gerichtet werden.

Dupin hatte im Sommer des Jahres, im August, einen Ausflug durch seine Heimatprovinz gemacht. Seine Memoiren, die auf jeder Seite die gänzlich taktlose Selbstgefälligkeit ihres Verfassers zeigen und in der Mitteilung auch kleinster persönlicher Gleichgültigkeiten das irgend Mögliche leisten, haben auch dieses Ereignis seines Lebens verzeichnet. Das eigentliche Ziel der Exkursion war das etwa halbwegs zwischen Prémery und Saint-Saulge gelegene Dorf Saint-Benin-des-Bois gewesen, wo aus den Zeiten des alten heimischen Gewohnheitsrechtes durch alle politischen Erschütterungen hindurch in der Familie Lejault ein merkwürdiges Überbleibsel rechtlicher Haus-, Feld- und Wirtschaftsgemeinschaft sich erhalten hatte. Diese Fahrt mit ihrem Besuch der *communauté des Jault* hatte Dupin in einem Brief an Etienne, den ihm politisch nahestehenden Hauptredakteur der Zeitung *Le Constitutionnel,* geschildert und seine Schilderung später auch der Öffentlichkeit, dem Adressaten, für den sie von vornherein bestimmt war, nicht vorenthalten. Tillier, der ja einzig die Persönlichkeit Dupins dem Spotte blofsstellen will, geht auf den eigentlichen Inhalt gar nicht ein; was er in seinem Pamphlet angreift, sind erstens die Motive und dann die Form des Dupinschen Briefes.

Zwei Schriftsteller, die weniger in ihrer Sprache und Darstellung gemein hätten als Tillier und Dupin, lassen sich allerdings kaum denken. Tilliers Feder führt jederzeit, bei jedem Gegenstand, den er behandelt, vor allem das Gefühl und eine unruhige, launische, ausschweifende Phantasie, so daſs das Gebäude seiner Gedanken hinter dem wild wuchernden Schmuck von Bildern und Gleichnissen bisweilen gänzlich verschwindet. Dupin dagegen ist wie als Mensch so in Rede und Schrift ganz und gar nüchterner, robuster Verstand, platt und scharf. Seine Versuche, zu rhetorischem Schwung sich zu erheben oder seiner Darstellung einigen Schmuck anzulegen, erscheinen immer künstlich und unwahr; Tillier vermiſst mit Recht bei ihm jede Gabe der Phantasie: 'Dieser tausendfarbige Schmetterling läſst sich nie auf eure Feder nieder.' Bei einzelnen Ausstellungen dann freilich verleitet ihn sein Haſs zur Übertreibung und kleinlicher Schulmeisterei.

Nichts als die Wirklichkeit dagegen zeichnet die moralische Charakteristik, die Tillier mitten in der Erbitterung des publizistischen Kampfes von dem allmächtigen Gegner gegeben hat. Sie war für ihn und ist noch für uns das eigentliche Thema seines Pamphlets. Hier auch hat Tillier sich nicht beschränkt auf das, was der Inhalt des Briefes ihm darbot. Im August des Jahres war über Dupin eine biographische Notiz erschienen, von Dr. Ortolan, Advokaten und Professor an der Rechtsfakultät in Paris; sie war nicht nur, wie wahrscheinlich schon jener Flöſserhymnus, unter den Augen, sondern auch mit thätigem Anteil Dupins verfaſst. Der Held des gemeinsamen Machwerks erschien dementsprechend in allen seinen Qualitäten und besonders in seinem politischen Charakter so vollkommen und fleckenlos, daſs auch das 'Journal des Débats' Einspruch erhob und Dupin selbst später in seinen Memoiren eine Entschuldigung nötig fand. Wer diese biographische Lobhudelei gelesen hat und dann an die Lektüre der Tillierschen Flugschrift geht, freut sich noch heute bei jedem Hieb, der hier für Herrn Ortolan mit abfällt.[1]

Für Dupin viel empfindlicher aber muſsten die fast ebenso oft in diesem Pamphlete wiederkehrenden Hinweise auf seinen

[1] Er ist als ein namhafter Gelehrter, Professor des Strafrechts an der Rechtsfakultät in Paris, 1873 gestorben.

verunglückten Adreſsentwurf vom November 1840 sein. Das neue Ministerium hatte Ende Oktober die Geschäfte übernommen, und am 5. November war die Session der Deputiertenkammer mit einer in resigniertem, aber würdigem Ton gehaltenen Thronrede eröffnet worden. Die Adreſskommission der Kammer hatte darauf Dupin mit der Redaktion ihres Antwortentwurfs beauftragt, und diese Antwort Dupinscher Fassung, statt durch einige schärfere Accente dem allgemeinen, sicher nicht unberechtigten Unwillen eine kleine Genugthuung zu geben, war für französische Ohren unerträglich matt und nüchtern geraten. Als die Kammer unter den für Frankreich unbedingten Kriegsfällen auch die Bedrohung französischen Bodens aufzählen hörte, an die allerdings keine der anderen Mächte damals auch nur im mindesten dachte, da unterbrach ein minutenlanger Ausbruch der Entrüstung die Verlesung des Präsidenten. Sofort entstellten die Gegner der Regierung den Entwurf in der Presse so, als ob er nur diesen einen Kriegsfall genannt hätte, und die Kommission sah sich genötigt, diesem wichtigsten Teil der Adresse eine andere, der erregten Volksstimmung besser genügende Fassung zu geben.

Dieses Miſsgeschick des Feindes im publizistischen Kampfe gegen ihn auszunutzen, war Tilliers gutes Recht. Zudem ist der Vorgang wirklich charakteristisch für die platte opportunistische Art Dupins. Er sah, wie die Friedensstimmung im Lande allmählich wieder stärker wurde; sie beherrschte die Majorität in der Kammer; also brachte er sie nüchtern zum Ausdruck. Den Unwillen, der diese Form unerträglich fand, will er noch nach Jahren, in seinen Memoiren, nicht begreifen können; um so empfindlicher muſs er seiner Zeit den eitlen Mann getroffen haben.

Tillier behauptet nun, der Brief an Etienne sei gerade jetzt veröffentlicht worden, um Dupin vor seinen Wählern wieder in besseres Licht zu bringen. Daher der Hinweis darin, daſs der groſsen Straſse von Lyon nach Paris über Clamecy nur noch wenige Meilen zu ihrer Vollendung fehlen. Wenn Tillier diesen Hinweis zu erläutern hätte, so würde die Erklärung etwa folgendermaſsen lauten: *Mes chers électeurs, je vous ai peut-être mal représentés durant cette session. Défunt mon projet d'adresse n'était pas, j'en conviens, une très bonne réponse aux provocations insolentes que nous*

jette l'aristocratie goudronnée de l'Angleterre, et bien que Clamecicois, vous n'êtes pas si pacifiques que mon adresse; mais si je rédige mal vos sympathies, voyez comme je sers bien vos intérêts: encore quelques coups de pioche et vous aurez la grande route de Paris à Lyon, passant par Clamecy. La France est, il est vrai, descendue dans l'estime des peuples; elle a perdu, par la faiblesse de son gouvernement, la prééminence qu'elle avait conquise par trente ans de victoires. M. Guizot a fait porter au musée des Augustins, comme un objet de curiosité, son vieux char de triomphe. Mais, je vous le répète, vous aurez la grande route de Paris à Lyon, passant par Clamecy, et advienne que pourra, les Cosaques ne vous l'emporteront point, roulée autour de leurs lances.

Herr Dupin kennt seine Wähler, er weiſs, wie gut sie solche Sprache verstehen. Und hier nun läſst unser Pamphletist seinen Feind für eine kurze Weile aus dem Auge — er liebt auch sonst solche Kampfpausen —, um sich mit leidenschaftlicher Rede an seine trotz allem geliebte Vaterstadt zu wenden: *Et pourtant, ce fétu de chef-lieu, cette noire masure où d'immondes cloportes traînent leur ventre autour d'un nom, cette besace de pierre qui n'est jamais rassasiée, ce petit amas d'écorces naufragées que l'Yonne a rejeté sur sa rive et où meurt tout germe de liberté qui y tombe, ce Clamecy, qui me donne à regret, à moi, pauvre insecte, un brin d'herbe amère, je l'aime encore tel qu'il est. C'est là qu'a commencé mon matin, et tant que durera ma journée, je veux jeter un bourdonnement de liberté dans ses oreilles. O Clamecy! as-tu quitté sans retour le chemin de la civilisation et du progrès? Quand cette génération qui va devant elle est arrêtée à chaque instant sur sa route, qu'elle est détroussée, qu'elle est percée de coups, n'accourras-tu jamais à son cri de détresse que pour prêter main-forte à ses adversaires et serrer d'un tour de plus la corde qu'ils lui passent autour des jambes? ... O Clamecy! es-tu mort pour la liberté? ... la France ne doit-elle plus compter sur toi pour soulever le lourd fardeau qui l'accable? ... Faut-il t'envelopper dans le tracé de la grande route de Paris à Lyon, et, dans un projet avorté de chemin de fer, rouler autour de toi deux ou trois aunes de ruban de la Légion d'Honneur, t'enterrer sous la banquette de M. Dupin et écrire sur cette banquette, en lettres noires et avec des larmes blanches: Ci-gît l'arrondissement de Clamecy; il fut bon père, bon fils et bon époux; priez pour lui.*

So schliefst pathetisch und resigniert der erste Abschnitt des Pamphlets. Begonnen dagegen hatte Tillier seine Darstellung launig und übermütig mit der Schilderung der unersättlichen Eitelkeit Dupins: *Ainsi, M. Dupin, aucun de vos faits et gestes si petit qu'il soit ne doit passer sans laisser de traces. Déjà vous avez fait publier par M. Ortolan votre magnifique et incomparable histoire, et voilà que vous nous racontez vous-même, de peur que la postérité n'en ignore, votre expédition à la communauté des Jault ... Vous devriez, grand homme, vous attacher une clochette au cou, afin que vous ne fassiez plus un pas que nous n'en soyons avertis.* Dieser Gang der Darstellung von Scherz und Spott zu Ernst und Pathos kehrt oft bei Tillier wieder. Man wird darin vielleicht weniger ein überlegt künstlerisches Verfahren als das getreue Abbild seiner Stimmung bei der Niederschrift zu sehen haben.

Nachdem Tillier so zur Einführung ein Bild Dupinscher Eitelkeiten gezeichnet, geht er an die Kritik der ihm vorliegenden Reiseschilderung. *Vous vous adjoignez pour compagnon de voyage un de vos amis, M. Rabier, 'autrefois bon notaire et maintenant excellent juge de paix'. Voilà une phrase dont chaque mot mérite une analyse particulière.* Der ironisch witzigen Analyse, die zwischen und hinter den Zeilen sucht und des guten Freundes Paillet auch bei dieser Gelegenheit nicht vergifst, brauchen wir nicht näher zu folgen. Fortgesetzte schärfste Angriffe auf Dupins Charakter wechseln ab mit behaglichem Spott über die pompös trockene Sprache seiner Erzählung; wenn Dupin nach den eben citierten Worten über M. Rabier fortfährt: *Nous étions au 15 août; il faisait une chaleur extrême; nous partîmes de grand matin,* so ergänzt Tillier diesen trockenen Bericht und läfst erst Dupin an seinen schlaftrunkenen Reisebegleiter einen poetischen Weckruf richten:

Oui, c'est ton député, c'est Dupin qui t'éveille,
Faut-il te mettre un cor de chasse dans l'oreille?
Aurais-tu, toi qui dors d'un sommeil si pesant,
Lu ma biographie hier dans Ortolan,
Ou sous ton oreiller quelqu'un, par maladresse,
A-t-il mis un feuillet de mon projet d'adresse?

Seinem Namen unter dem Briefe hat Dupin das *'député de la Nièvre'* hinzugesetzt. Diese Unterschrift führt Tillier am Schlufs wieder zurück zu den bitteren Betrachtungen des

ersten Abschnitts. *Dupin, député de la Nièvre! Si j'étais le collège électoral de Clamecy, vous ne signeriez pas longtemps de cette façon, M. Dupin!* So beginnt er die Charakteristik des Politikers Dupin und seines Einflusses im heimatlichen Wahlkreis. Auf die Frage, ob denn die Leser auch wüſsten, welche politische Meinung sie durch Herrn Dupin vertreten lieſsen, ja ob er selber es wüſste, giebt Tillier die ins Herz der Wahrheit treffende Antwort: *Vous êtes Dupiniste avant tout. Vous n'êtes d'aucun parti, vous ressemblez à ces lagunes entre deux fleuves, qui ne sont ni terre ni eau, qui sont tout simplement du sable mouvant. Vous pouvez jeter à présent votre masque d'austère franchise, votre feinte rudesse ne trompe plus personne. Non, vous n'êtes pas le paysan du Morvan, vous n'êtes qu'un flagorneur de ministres. Vous quittez vos souliers ferrés pour marcher sur le parquet des salons. Vous êtes un lion qui sait donner la patte.*

Aber welch einen moralisch verwüstenden Einfluſs hat dieser Mann im Arrondissement Clamecy! *Vous avez développé parmi nous un funeste esprit d'égoïsme et d'intrigue. Vous avez fait de nos bonnes et grosses nullités des écornifleurs de places. On a donné de l'éducation à des idiots parce qu'on vous voyait dans l'avenir, les prenant par la main et les conduisant à la fortune. ... Votre recommandation tenait lieu de droits acquis, de capacité, de vertu ... Le talent que votre protection n'avait pas mis en lumière s'étouffait misérablement sous son boisseau. Vous étiez regardé comme la providence du pays ... On se fût volontiers adressé à vous pour de la pluie ou du beau temps. Si vous eussiez voulu un autel dans la basilique de Clamecy, le conseil municipal vous en eût consacré deux.*

Trotzdem er so betrübende Zustände um sich herum erblickt, schlieſst Tillier sein Pamphlet doch mit dem Ausdruck der Hoffnung, dem Hinweis auf Anzeichen, daſs die Tage dieser Dupinschen 'Geiſselherrschaft' im Arrondissement gezählt seien. Und wenn auch hier nicht so bald, in der Kammer sank Dupins Einfluſs unter Guizot immer mehr; damals lernte Tocqueville den Mann so kennen, wie er ihn 1851 in seinen 'Erinnerungen' gezeichnet hat.

Gegen den Schluſs dieses Pamphlets gegen Dupin hatte Tillier den persönlichen Angriff aufs neue zu der wohlbegründeten Anklage der ganzen regierenden Klasse erweitert: *Cette*

révolution (1830) qui s'est faite à côté de vous, sans vous et peut-être malgré vous, vous avez pris tout ce qu'elle avait de meilleur butin, vous en avez lavé le sang, et vous l'avez distribué à vos créatures. Sein nächstes Pamphlet, das auch noch in Clamecy geschrieben ist, die umfassendste seiner politischen Flugschriften, geht von derselben Anklage gegen das, von Guizot so genannte, *Pays légal* aus, um dann die Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu stellen und zu begründen. Es sind die vier *Lettres au Système sur la Réforme électorale.* Kritik, vernichtende Kritik des Schlechten, nicht Neubau des Guten — darin sieht er zunächst auch hier seine Aufgabe. Eine Satire will er schreiben auf das klägliche 'System', infolgedessen das französische Volk aus einigen hundert Herren und Millionen Sklaven besteht. Das zu jener Zeit in Frankreich geltende Wahlgesetz (seit 15. April 1831) gab das Stimmrecht (*électorat*) nur denen, die mindestens 200 fr. direkter Steuern zahlten, und für die Wählbarkeit (*éligibilité*) war der Census auf 500 fr. festgesetzt. Es war gegen die Restauration, wo ein Census für Wähler von 300, für Wählbare von 1000 fr. gegolten hatte, immerhin ein Fortschritt; die Zahl der Wähler war dadurch von 94500 auf 166500 (bei einer Gesamtbevölkerung von 32,5 Millionen) gestiegen, und sie mochte mit dem wachsenden Wohlstand im Jahre 1841 auf 200000 gekommen sein — immerhin blieb das ein Wahlrecht allein der Reichen und Wohlhabenden. Es mindestens auch auf die 'Kapacitäten' auszudehnen — vom König ernannte unbesoldete Beamte, pensionierte Offiziere, Doktoren und Licentiaten, Notare, Mitglieder und Korrespondenten des Instituts und der anderen gelehrten vom König bestätigten Gesellschaften —, das war schon seit mehreren Jahren das Ziel zuletzt immer lebhafter werdender Reformbestrebungen. Tillier aber ging viel weiter. Wie die Radikalen von rechts und links, die 'Gazette de France' und die Socialisten die ganzen Jahre seit 1830 her, fordert er das *suffrage universel sans restriction.*

Den ersten Brief beginnt er, wieder nach scherzhaftem Eingang, damit, daſs er den Anspruch der politisch herrschenden wohlhabenden Klasse, allein das Land zu sein, bitter zurückweist. *Vous avez des châteaux grands comme des villages, vous avez des usines qui flamboient, des magasins qui resplendissent; vous avez des*

montagnes de blé dans vos greniers, des lacs de vin dans vos caves, des troupeaux plein vos étables. Mais autour de tout cela n'y a-t-il que le désert et la mort? Mon petit champ qui ne vote pas, n'est-il pas à la surface de la France aussi bien que votre grande propriété qui vote? Diesen Anspruch, allein das Land zu sein, leitet die heute regierende Klasse daher, daſs das Volk zwar durch die Julirevolution seine Souveränität wiedererhalten habe, selbst aber seine Rechte wahrzunehmen nicht im stande sei. Ist denn nun aber jene Klasse, die sich aus eigener Macht zum Vormunde des Volkes bestellt hat, die für die Aufgabe geeignetste? *Est-ce vous, Monseigneur, qui êtes l'homme le plus capable de la grande famille? ... Je vois bien que vous êtes riche, mais capable, je ne le sais pas.* Und er betrachtet nun näher und schildert, natürlich nicht ohne Übertreibung, den oft seltsamen oder bedenklichen Ursprung dieses wahlberechteten Reichtums. *Cet homme est capable parce que sa vieille tante est morte; cet autre, parce que sa belle-mère lui a cédé son incapacité. Et ce monsieur, pourquoi est-il capable? Parce qu'il a fait trois fois banqueroute. Et cet autre, pourquoi est-il incapable? Parce que la capacité ci-dessus a fait banqueroute ... C'est une capacité qui serait au bagne si elle n'était dans les collèges électoraux.*

Claude Tillier hat die Bankerotte, welche, eine Folge der gerade in jenen Jahren immer leichtsinniger vorgehenden Spekulation, auch Nevers heimsuchten, in einer besonderen Flugschrift besprochen. Auch hat er später noch eine kurze *Physiologie de l'électeur de petite ville* geschrieben, die einem in den Sinn kommt, wenn man in unserem Briefe hier weiter die Worte liest: *Si on voulait sincèrement la capacité, il fallait la prendre où elle se trouvait. En France les capacités brevetées surabondent; on y lèverait une armée de docteurs. Que ne s'adressait-on à ces capacités? on aurait été sûr au moins que le souverain savait lire et écrire.*

Man wendet nun aber von der anderen Seite gegen jede umfassende Erweiterung des Wahlrechts immer wieder ein, das Volk habe Brot viel nötiger als politische Rechte. Eine unerträglich materielle Anschauung für einen so rein idealistischen Radikalen wie Tillier war. 'Wenn ihr nichts als die Befriedigung der materiellen Interessen haben wollt,' sagt er nicht mit Unrecht und für sein Land einigermaſsen prophetisch, 'so ist eine starke

absolute Gewalt fruchtbarer an materiellem Wohlstand als eine nie zur Ruhe kommende Freiheit... Bittet also nur das bürgerliche Königtum, sich in eine Autokratie zu verwandeln.' Und noch höhnischer weist er einen zweiten Beruhigungseinwand zurück: die Zahl der Wähler sei ja schon bis auf 200000 gestiegen, während es vor der Julirevolution nur 120000 waren. (Wir haben gesehen, es waren noch nicht soviel.) '200000 Wähler und 32 Millionen Proletarier, das also nennt man in diesem konstitutionellen Zeitalter eine freie Nation!' Und er schliefst pathetisch mit dem Hinweis, wie armselig die Julirevolution gegen die erste grofse gewesen sei: 'Unsere Väter haben die Herrschaft eines doch immerhin glänzenden Adels abgeworfen, wir lassen uns heute die seiner früheren Gutsverwalter und Pächter ruhig gefallen.'

Diesen Gedanken nimmt der Eingang des zweiten Briefes wieder auf. Allerdings, die Vorrechte des Adels sind heute beseitigt. Aber was ist dafür gewonnen? Tillier selber hätte gar nicht so grofse Antipathie *pour ces grands seigneurs si brillants, si gais, si spirituels, si galants, si magnifiques, si braves sur les champs de bataille comme sur le pré, que Dieu semblait avoir envoyés ici-bas en partie de plaisir. Ceux-là, du moins, nous opprimaient avec élégance.* Auch im 'Onkel Benjamin', der im übrigen so deutlich die Tendenz verrät, das Bürgertum der letzten Zeiten vor der grofsen Revolution trotzig nach oben, übermütig nach unten zu zeigen, verbirgt Claude Tillier doch nicht seine Hochschätzung der persönlichen Tapferkeit des alten Adels. Erinnern wir uns an den alten Sergeanten, den Benjamin und Machecourt auf dem Wege nach Corvol treffen, und der dann in Herrn Minxits medizinische Kapelle Aufnahme findet. Wie der den beiden erbittert erzählt, er habe seinen Abschied genommen, weil man bei der ihm längst gebührenden Beförderung ein blutjunges Junkerchen ihm vorgezogen habe, fügt er doch hinzu: *Ça saura se faire tuer tout de même; car ils sont braves, on ne peut leur refuser cela.* Wie gänzlich anders der heute regierende Geldadel. Was jener alte Geburtsadel an eitlem Ruhm besafs, hat der aufgegeben, nur die reellen Vorteile hat er eingeheimst. Den Rock hat er weggeworfen, aber erst nachdem er sorgfältig die Taschen geleert. Im übrigen spricht dieser zweite Brief von der politischen Ämter-

jagd der regierenden Klasse, die immer mehr einträgliche Ämter und Stellen in ihrem Besitz aufhäuft, aber keine nicht in ihren Zirkel gehörende Befähigung aufkommen läßt. Im Hinblick auf so manchen ohne Mittel erfolglos aufstrebenden Jüngling, vielleicht an seine eigenen jungen Jahre denkend, schreibt er die Worte nieder: *Combien d'entre nous qui ont de la capacité et qui subissent les tortures de la faim dans vos greniers! J'ai connu, moi, de jeunes hommes qui avaient de la capacité et qui enviaient aux animaux de vos ménageries la nourriture et l'abri que vous leur donnez.* Und Dupin andererseits hat er vor allem im Auge — wie zum Überfluß der Schluß des Briefes mit ganz deutlicher Ironie zeigt —, wenn er weiter schreibt: *Ce qui m'étonne, c'est que des capacités si occupées n'amassent ni fièvre cérébrale ni fluxion de poitrine, et qu'elles trouvent encore le temps de visiter leurs terres et de fabriquer d'énormes discours, dont les phrases massives, tombant l'une après l'autre comme les marteaux d'un foulon, vous démontreront, si vous ne vous endormez dès le commencement, que, sauf le discours lui-même, tout est pour le mieux sous le meilleur des gouvernements possibles.*

Wenn er, Claude Tillier, an Stelle der Wähler wäre, so würde er, in einem Lande, das seine übermäßig wachsende Bevölkerung — eine damals in Frankreich nicht bloß von Tillier gehegte Illusion — nur noch mit Mühe zu ernähren vermag, vor allen Dingen von der Regierung verlangen, daß sie eine möglichst große Zahl wirtschaftlich gesicherter menschlicher Existenzen zu schaffen suche. Und er stellt die echt demokratische Forderung, daß Begüterte für Staatsämter, die sie übernommen haben, nicht bezahlt werden sollten; er würde jede Ämtervermittelung den Deputierten untersagen, die Zurücknahme des Mandats durch die Wähler erlauben, wenn ein Deputierter deren politische Meinungen nicht mehr durch sein Votum verträte. Dergleichen ideal-demokratische Reformen darf man dem herrschenden System der unbeschränkten Habsucht, dessen Interessen denen des Volkes völlig entgegengesetzte sind, natürlich nicht zumuten. So kommt Tillier, obwohl er selbst das Phantastische will, wieder zu dem scharfen, aber treffenden Urteil über das damalige Bürgerregiment in Frankreich: *Que nous importent à nous vos discours de tribune, vos majorités qui se font et se défont? Aux bonnes nous ne gagnons rien, aux mauvaises nous perdons toujours quelque chose.*

Je vois bien à la chambre le parti des légitimistes et le parti de l'opposition bourgeoise. Mais le parti du peuple où est-il? ou, s'il y est, de combien d'hommes est-il composé?

Der dritte Brief bespricht die, wenn die politischen Zustände so bleiben, immer näher drohende Gefahr gewaltsamer Umwälzungen. Die Symptome zeigen sich auf der Oberfläche häufig genug. Denn die Herrschaft eines Parlaments, das nicht aus allgemeiner gleicher Volkswahl hervorgegangen ist, von dem also immer zweifelhaft bleibt, ob seine Mehrheit die Mehrheit des gesamten Volkes hinter sich habe, bleibt auch in dauernder Gefahr, entweder durch einen Staatsstreich von oben oder durch eine Revolution von unten vernichtet zu werden. 'Hütet euch!' ruft Tillier wieder prophetisch, 'es wird Einer kommen, ein Cäsar oder ein Spartacus.' Und er schliefst mit einer beredten Schilderung der ausbrechenden Revolution.

Besonders der vierte Brief ist für Tillier charakteristisch. Übermütig scherzend beginnt er wieder. Das herrschende System, bisher mit ironischer Ehrfurcht als Monseigneur angeredet, ist jetzt das kranke Murmeltierchen der Verse des Volksliedes, die er sich zum Motto seiner Betrachtungen wählt: *Notre marmotte a mal au pied, — Lui faut mettre un emplâtre; — Quel emplâtre lui mettrons-nous?* Tillier weist zunächst jede irgendwie einschränkende Wahlreform zurück, so, mit allerlei humoristischen Glossen, Odilon Barrots Vorschlag, die Kapacitäten hinzuzuziehen. *Vos capacités, c'est une variété de la richesse ... Les connaissances dont vous faites vos capacités ne s'acquièrent qu'à prix d'argent.* Er wendet dann sich gegen allerlei Einwände: dafs die unteren Schichten des Volkes das Wahlrecht mifsbrauchen würden, dafs sie nicht intelligent genug seien, nichts von Politik verstünden, sich bestechen lassen, zu Unruhen geneigt sein würden. Er findet treffende und schöne Worte, den gesunden Verstand des Volkes, das Verdienst der Ehrlichkeit gerade in diesen Schichten hervorzuheben, den Reichen vorzuhalten, wie ihre Moral nicht reiner, sondern oft nur pfiffiger sei als die der Armen: *on règle sa conscience sur le code, tout ce qu'il ne défend pas est permis; l'impunité, c'est la vertu ... O riches! vous vous dites honnêtes gens; eh! qui le sait? Croyez-moi, pour se dire honnête homme il faut avoir grelotté de froid dans un galetas, passé de longues nuits d'hiver sous*

une couverture trouée; avoir vu sa femme malade de misère et n'avoir pu lui procurer un bouillon, avoir entendu ses enfants crier de la faim, et n'avoir point eu de pain à leur donner; avoir vu cependant dans la rue des femmes et des hommes éblouissants de luxe et des animaux bien repus, et être sortis purs de cette épreuve. Je connais parmi le peuple beaucoup de gens de cette force-là. Auch revolutionäre Unruhen, eine neue Konventsherrschaft, brauche die Bourgeoisie von dem niederen Volke, wenn es erst gleichberechtigt sei, nicht mehr zu fürchten: *la faiblesse, plutôt qu'une exubérante énergie, est le vice de notre époque.* Es ist nicht nur der Widerwille gegen die schamlose politische Profitwirtschaft der herrschenden Klasse, die er überall um sich herum erblickte, was wie so viele damals auch Claude Tillier in seinen Pamphleten immer wieder auf die grofsen Erinnerungen der Revolution und zugleich auf die des gewaltigen napoleonischen Regimentes zurückkommen läfst; es liegt ihm im Blute, *il a tété à la gourde des vivandières,* wie er an anderer Stelle einmal sagt. Er glaubt in seinem demokratischen Idealismus an das reine, an sich gute Menschentum der grofsen Masse, und er glaubt, auch hierin noch ein nachgeborenes Kind des achtzehnten Jahrhunderts, an die alles heilende Kraft politischer Institutionen. *Est-ce donc les hommes qui ont dégénéré? Non. Ce sont les institutions ... pour faire un peuple, il faut des citoyens. Faites revivre par des institutions démocratiques le peuple héroïque de 93, et que les autocrates fassent, tant qu'ils en voudront, des congrès et des protocoles, la constitution que vous aurez fondée sera à l'épreuve de leurs boulets.* Solche schwärmerische Erinnerungen an die Revolutionssiege waren es, die einen Mann, der den Krieg kannte, den General Bugeaud, unlängst auf der Kammertribüne zu der Äufserung gebracht hatten: es giebt in Frankreich viele Leute, die überzeugt sind, dafs man nur die Marseillaise zu singen brauche, um die Armeen Europas niederzuwerfen.

Also — darauf kommt Tillier nun endlich hinaus — das souveräne Volk mufs das allgemeine gleiche Wahlrecht erhalten; sogar die Bettler nicht ausgenommen. Und da diese letzte Forderung denn doch selbst von seinen Freunden als eine Ungeheuerlichkeit empfunden wird, so rechtfertigt er sich vor diesen in einem Postskriptum durch eine romantisch-humoristische Verteidigung des Bettlertums. Er schliefst sie mit den Worten:

Tout ce que je viens de dire est peut-être exubérant; mais je tenais à réhabiliter le mendiant, car nul ne sait ce qu'il deviendra. Man hat nun aber auch gefragt, da Tillier selbst öffentlichen Almosenempfängern den Genufs des Wahlrechts gewähren wolle, warum er dann die Frauen ausschlösse. Das veranlafst ihn, auch hierüber sich seine Meinung vom Herzen zu sprechen. *La raison en est simple: c'est qu'il n'y a plus d'Amazones; c'est que les femmes sont des enfants qu'il faut éloigner du pêle-mêle de nos assemblées; en termes plus graves, c'est que les femmes ne sont pas faites comme nous, qu'elles ont des goûts, des instincts, des passions et des capacités différentes des nôtres. Sauf quelques grandes et rares exceptions, qui a jamais vu une idée politique se loger sous un bonnet de gaze? Si cela arrivait, l'idée en grandissant, ne ferait-elle pas éclater sa belle mais fragile enveloppe? Plante-t-on un chêne dans un vase de porcelaine? ... Ne voyez-vous pas que nous gâterions nos femmes en leur donnant nos mœurs, nos habitudes, nos passions et même nos vertus? n'avez-vous pas remarqué que le charme le plus doux et le plus puissant des femmes, c'est d'être autres que nous sommes?* Und er fährt fort, mit weichen, herzlichen Worten die Frau als Mutter, als tröstende Pflegerin zu preisen; auch in einem anderen Pamphlet sagt er kurzweg: wir wollen, dafs unsere Töchter Familienmütter werden, weil Gott sie hierzu und hierzu allein geschaffen hat.

Unter allen diesen Forderungen für eine radikale Wahlreform läfst aber eine Claude Tilliers Idealismus besonders schön hervortreten. Er verwirft nicht nur Diäten oder Entschädigungsgelder, erwartet, das Wahlrecht werde allgemein als Wahlpflicht aufgefafst werden; er verlangt vor allem die ganz offene Wahl. *Je voudrais que l'urne où ils déposent leurs bulletins fût de verre, et que tout le monde vît ce qu'on met dedans. C'est à la face de la nation et la main sur le cœur qu'un citoyen français doit voter. Les électeurs sont des fonctionnaires; comme fonctionnaires ils sont responsables de leurs actes, sinon devant la loi, du mois devant l'opinion publique ... Le scrutin secret ne protège point l'indépendance des électeurs; quand on a des opinions généreuses on a toujours le courage de ses opinions. Il ne protège que la corruption, l'apostasie, l'intrigue; les honteuses manœuvres cherchent le mystère et les ténèbres. L'honnête homme, au contraire, aime a agir au grand soleil de la publicité. Quand on n'a pas l'intention de faire de honteuses choses on n'éteint pas les lumières.*

Vous demandez à un électeur, pour qui il votera; il vous répond qu'il votera selon sa conscience. Quoi! citoyen anonyme, tu voteras selon ta conscience, et tu n'oses dire comment tu voteras? As-tu donc peur qu'on te prenne pour un honnête homme? —

Dieses Pamphlet schien der Pariser Zeitung *le National*, deren Redaktion seit 1840 Armand Marrast übernommen hatte, durch Inhalt und Form bedeutend genug, um ihrem Leserkreise vorgelegt zu werden; in Tilliers Heimat erregten die Briefe die allgemeine Aufmerksamkeit so stark, dafs die Aktionäre des in Nevers erscheinenden Journals *l'Association* ihn für den Mann hielten, diese einzige oppositionelle Zeitung des Departements als Hauptredacteur zu leiten. Hier fiel ihm natürlich zunächst der Leitartikel zu; aber neben dem Politiker kam, im Feuilleton, der Lyriker, der Romandichter und Erzähler zum Wort; Gedichte, der 'Onkel Benjamin', Bruchstücke des anderen Romans, Cornélius[1] erschienen zuerst in der 'Association'. Tillier arbeitete über seine Kräfte, sein Körper begann zu unterliegen. Aber er achtete der immer deutlicher hervortretenden Lungenkrankheit erst, als es zu spät war.

II.

Die zweimal wöchentlich, Sonntags und Donnerstags, erscheinende Zeitung: *L'Association, Journal de la Nièvre. Politique. — Industrie commerciale et agricole. — Jurisprudence. — Littérature* bestand gerade elf Monate, als Tillier am 9. Juni 1841 ihre Leitung erhielt. Die am folgenden Tage, einem Donnerstag, ausgegebene Nummer ist die erste, die unter seiner Redaktion herauskam. Nur zwei Jahre noch (bis zum 14. Mai 1843) hielt sie sich dann unter ihrem neuen, sehr eigenwilligen, sehr humoristischen Redacteur; ihm vor allem kann man unbedenklich die Schuld geben, wenn sie nicht länger bestand. Wir kennen ihn schon zur Genüge mit seinem die Wirklichkeit und ihre Bedingungen so gern überfliegenden Eigensinn; wir können uns daher leicht vorstellen, wie er, von dem Bewufstsein ganz uneigennütziger Gesinnung erfüllt, jede Konzession, jede Abschwächung verschmähte, alle die kleinen und grofsen Künste politischer Taktik, die eine Zeitung, welcher Richtung sie nun angehören mag, tagtäglich

[1] Das ist nach Parent (S. 21) sein wirklicher Titel.

üben mufs, wenn sie praktische Wirkungen erreichen will. Tillier war durchaus nur für den politischen Einzelkampf angelegt, die persönliche, nur sich selber verantwortliche Flugschrift war seine Waffe. Wir wundern uns nicht, von seinem Biographen zu hören, dafs die Aktionäre der Zeitung des geschäftlich unpraktischen Eigensinns ihres Hauptredacteurs überdrüssig wurden und schliefslich den äufseren Vorwand eines Prozesses benutzten, um die Zeitung eingehen zu lassen. Eher mag es uns verwunderlich erscheinen, dafs sie ihn überhaupt an diese Stelle zu setzen wagten. Die Ankündigung des Redaktionswechsels in der Nummer vom 6. Juni behauptet recht zuversichtlich: diesen witzigen, den Lesern schon bekannten Schriftsteller[1] noch enger mit der Zeitung verknüpfen, das heifse ihr neue Erfolge sichern. Als Pamphletist sei Claude Tillier über die Grenzen seines Arrondissements hinaus namhaft geworden; nachdem man sich vergewissert, dafs er auch ein ernster Publizist sein könne, habe man die Überzeugung, dafs mit dieser Wahl der Sache der Gerechtigkeit, der Vernunft und des Fortschritts gedient werde, zu deren eifrigsten und geschicktesten Verteidigern der neue Leiter der 'Association' gehöre.

Aber trotz dieser vertrauensvollen Erwartung läfst schon die erste von Tillier redigierte Nummer uns ahnen, dafs er die ihm gemäfse Form politischer Erörterung rücksichtslos in die ihm anvertraute Zeitung mit hinübernehmen werde. Zwar der erste Leitartikel, sein Programm enthaltend, ist — das mufs man ihm lassen — noch ganz ernsthaft gehalten. Wiederum, wie vor zehn Jahren, nimmt er sich vor, den Gegnern, wenngleich er sie bekämpft und obwohl er sie schon hier mit Ausdrücken wie *presse courtisane* und *fange ministérielle* beschenkt, dennoch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: *nous dont la plume est libre comme celle de l'oiseau qui traverse les airs, pourquoi ne serions-nous pas justes envers tous comme contre tous?* Er ist von der Partei des Volkes, dem nur die wenigen gegenüberstehen, und dieses Volk will er aufklären über sein heiliges, ewig gültiges Recht. Das ruft er auch in dem folgenden langen Abschieds-

[1] Die Pamphlete des *Flotteur* waren in der 'Association' abgedruckt worden.

grufs: *'A mes amis de Clamecy,'* den 'Patrioten von Clamecy', zuallererst in die Heimat zurück: *toujours rappelez-vous que vous êtes des enfants du peuple et toujours soyez fiers de l'être.* Und dann wieder, mit einer Begründung, die er später im Eingang von *Mon oncle Benjamin* ähnlich wiederholen wird, die Mahnung, politisch uneigennützig, hochherzig zu denken und zu handeln: *ne sacrifiez jamais à des considérations de fortune l'indépendance de vos opinions.* Das war rein und wahrhaft seine eigene Art. Es hätte darum auch gar nicht der nun folgenden Auseinandersetzung bedurft, wie er nicht aus Erwägungen des Eigennutzes von Clamecy fortgegangen sei und aufser den Freunden seine Mutter, zunächst auch Frau und Kinder dort zurückgelassen habe. Er glaubt eben, der gemeinsamen Sache in Nevers besser dienen zu können. *L'âge où nous vivons est un âge de luttes et de combats, ce siècle que nous avons ébauché à grand'peine, on ne veut pas qu'il arrive à sa perfection; le peuple trahi, méconnu, renié, vendu par ceux-mêmes aux mains desquels il a confié sa puissance, a besoin de tous ses enfants pour le défendre. Qu'ils soient armés d'un bâton ou d'une épée, tous ceux qui ont un peu d'honneur sous la mamelle gauche doivent accourir sous son drapeau. Pour moi, je suis maintenant un petit bruissement d'opposition qui peut se faire entendre d'une limite à l'autre du département, je rends grâce à la fortune de m'avoir fait un peu plus que je n'étais, parce que je deviendrai plus utile à la cause commune.* Und so sollen sie alle, je nach ihren Kräften, dazu helfen. Dann allein kann das Volk zum Bewufstsein seiner Macht kommen. *Le peuple sera le plus fort le jour où il s'apercevra de sa puissance; et alors ce jour d'égalité et de confraternité dont nous voyons l'aurore poindre à travers de sombres nuages, resplendira sur toute la France.*

Mit dem letzten Satz dann, der unmittelbar folgt, läuft der Brief in drohend humoristischer Wendung aus. Denn er ist an die *Chers et vertueux professeurs de l'Académie de Clamecy* gerichtet. In einer ausführlichen Anmerkung macht Tillier die unter seinen Lesern, welche mit den Verhältnissen in Clamecy weniger vertraut sein sollten, mit dem Ursprung dieser Titulatur bekannt. Solche Mischung von Pathos und burleskem Humor war schwerlich nach jedermanns Geschmack. Auch in dem Briefe

selber überläſst sich Tillier seiner Laune, wie es ihm gefällt. Er weiſs, daſs das Pflaster, das er jetzt in Nevers betreten wird, nicht mit Rosen bestreut ist: 'Bedenkt, ehrenwerte Professoren, daſs ich mich jetzt einen Tag um den anderen rasieren und daſs ich das *Écho de la Nièvre* lesen muſs.'

Damit hat er unter seinen Gegnern den eingeführt, den fortan in Schimpf und Ernst, vorwiegend mit übermütigem Spott zu bekämpfen ihm offenbar ein mehr als bloſs politisches Bedürfnis war. Das *Écho de la Nièvre* war das Organ der Präfektur, das Blatt Dupins, es wurde später auch das Blatt des Bischofs Dufêtre. Ohne Zweifel war Tillier an Witz und Schärfe, an Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks diesem Gegner sehr überlegen. Doch mit Recht konnte das 'Echo' ihm vorhalten, wie bedenklich in dem engeren Bezirk einer Provinzialstadt diese Form der persönlichen Persiflierung nach Pariser Vorbild sei. Solche moralische Betrachtung half ihm freilich gar nichts. Tilliers Begabung war zu natürlich auf diese Form des Kampfes hingewiesen, und es kümmerte ihn nicht im mindesten, daſs seine Zeitung hierdurch bisweilen ganz die Manieren eines politischen Witzblattes annahm.

Auch seine Vaterstadt bekam Witz und Laune Tilliers jetzt von Nevers aus noch manchesmal empfindlich zu fühlen. Es war, als ob der Humorist die alten Feinde — die ihm fast lieb geworden, weil er an ihnen seine Kraft zuerst erprobt hatte — nun nicht mehr entbehren könnte. Nicht umsonst hatte er am Schluſs des Briefes an die 'respektablen Professoren' der pathetischen Betrachtung des still zu seiner Kraft kommenden Volkes das Heinesche Schwänzchen angehängt: *En attendant, si votre aristocratie de papier timbré se conduit mal avec vous, faites-le-moi savoir.* Am 25. Juli bringt die 'Association' ein C. T. gezeichnetes Feuilleton: *Théâtre de Nevers.* Tillier sagt einem Schauspieler Gamard die Wahrheit über seine Leistungen und rät ihm, Schulmeister zu werden *pour notre plaisir et pour votre gloire.* Er erzählt ihm auch gleich, was ihn da erwartet. Schüler würde er, die kleinen Mädchen mit eingerechnet, im Winter etwa fünfzig zusammenbringen. *Le quart de vos écoliers vous payera mal, l'autre quart ne vous payera pas du tout, à moins toutefois qu'il ne vous paye en mauvaises querelles et en injures. Aussitôt que la*

violette commencera à poindre le long des haies, que les arbres deviendront blancs et roses, petites filles et bambins s'envoleront aux travaux des champs, comme une troupe de petits canards qu'une poule a longtemps rassemblés autour d'elle, ouvrent leurs ailes et s'envolent lorsqu'ils aperçoivent une rivière. Alors vous pourrez vous livrer aux délices de la chasse ou de la pêche comme un véritable gentilhomme. Er setzt Herrn Gamard weiter auseinander, wie gefügig gegen öffentliche Gewalten jeder Gattung er in seiner neuen Stellung sein müsse, und erzählt ihm ein warnendes Beispiel. *Je connais un de vos confrères auquel il arriva malheur pour n'avoir pas voulu se soumettre à ces exigences. Quand ces beaux messieurs venaient, lui appuyant le procès-verbal sur la gorge, lui demander le sacrifice de son indépendance, il les regardait en souriant comme un homme de six pieds regarderait un enfant qui lui demanderait la bourse ou la vie. Il les voyait si petits, si petits qu'il ne se donnait pas même la peine de les mépriser; il avait confiance en sa force et s'imaginait qu'aussitôt qu'il aurait montré les dents, toute cette racaille empanachée prendrait la fuite; mais il se trompait: avec cent brins de chanvre on fabrique une corde, et cent nains bien unis, bien serrés l'un contre l'autre font la monnaie d'un géant. ... Les uns allaient chevauchant sur leur canne et se donnaient des airs de sergent de bataille; les autres brandissaient leur cachet comme une masse d'armes; il y avait des écharpes, il y avait aussi, je crois un peu d'hermine. ... c'était à son martinet qu'on en voulait, et il n'avait pour le faire vivre que cet outil.* Und das Ende dieser Geschichte, die wir kennen, lautet hier so: *Enfin, ils firent tant et si mal que chaque jour le pauvre confrère perdait quelqu'un de ses écoliers; les bourgeois s'en allèrent les premiers, puis les marchands en gros et en détail, puis enfin le peuple. Le peuple qui l'abandonnait précisément parce qu'il avait été plus fidèle à sa cause. Oh! cela fit de la peine au confrère. Quand l'ingratitude vient des nôtres, elle a un dard bien cuisant.* Und so sah sich der arme Kollege, der nicht mehr Schulmeister sein konnte, genötigt, Feuilletonist zu werden, wofür er seinen guten Feinden die lebhafteste Dankbarkeit bewahrt.

Herr Paillet tritt in diesem Pamphlet noch nicht hervor, aber seine Stunde ist nahe. Acht Tage später beginnt Tillier ein neues Feuilleton: *Chronique de Clamecy. Le marché,*

le budget et le conseil municipal. Der Municipalrat von Clamecy geht damit um, den Markt von der Höhe neben der Martinskirche hinunter auf den Bethlehemsplatz zu verlegen. Tillier giebt zu, dafs er an seiner alten Stelle unbequem genug liegt: *on n'y aborde que par deux ou trois petites rues boiteuses qui grimpent clopin-clopant la montagne, qui s'en vont de çà et de là comme un homme ivre et forment autant de zig-zags qu'un chemin couvert.* Trotzdem bekämpft er die Verlegung und führt seine Gründe an. Das giebt ihm die erwünschte Veranlassung, sich noch einmal mit den Regierenden der Stadt auseinander zu setzen. Er erinnert sie unter anderem daran, wie er (durch sein erstes Flöfser-Pamphlet) versucht hätte, der Stadt eine unnütze Ausgabe von 700 fr. zu ersparen. *Mais vous ne pouviez, vous, nobles bourgeois, sérénissimes propriétaires, qui avez pour cinq à six mille francs d'esprit par an, faire droit aux avis d'un pauvre maître d'école; il était même de votre dignité de faire tout le contraire; aussi ai-je eu deux torts en composant mon premier pamphlet: celui de n'avoir pas mis un habit à la française pour l'écrire, et l'autre de ne pas vous avoir tirés par la queue au lieu de vous tirer par la tête.* Allmählich, während die Erörterung noch andere Gebiete, wie höheren und elementaren Unterricht, streift, tritt aus der unbestimmten Menge der Angegriffenen immer sichtbarer Herr Paillet heraus. Wir lernen sein Haus kennen, in der *rue Bourgeoise,* gegen deren beabsichtigte Aplanierung Tillier sich wendet: *une maison noire, sans soleil, toute moisie, une véritable maison de mélodrame, où M. Paillet, dans la retraite et le silence, élucubre ses calembourgs.* Und wie Tillier weiter von den Wahlen zum Municipalrat spricht, bei denen in jedem Fall ein Bourgeois, mag er sonst sein, was und wie er wolle, aus der Urne hervorgeht, kommt ihm der Gedanke, Herrn Paillets berufenen Stock mit dem grofsen vergoldeten Knopf als Kandidaten hinzustellen und in längerer Rede durch Herrn Paillet selber empfehlen zu lassen. *Que M. P...... mette un de ses vieux habits à sa canne et qu'il fasse aux électeurs ce petit discours: 'Messieurs, je recommande ma canne à vos suffrages; ma canne est comme moi le plus beau juste-milieu que vous puissiez désirer; elle est indifférente à tous les vernis comme à toutes les formes; elle peut faire au besoin un manche à balai, une canne de tambour-*

maître, un balancier de sauteur de corde, un bâton de croix ou un bâton de drapeau. Elle est comme mon épine dorsale, raide ou pliante, selon les occasions; elle sait très bien quand il faut se courber et quand il est à propos de se redresser ... A ceux qui objecteraient que, par ma canne, j'aurais deux voix dans le conseil, je répondrais que M. C......... a, par son commis, deux voix dans le conseil et qu'il importe peu que cela résulte d'une canne ou d'une plume ... Il est vrai que ma canne ne se fera pas remarquer par un grand talent d'élocution, qu'elle n'égayera pas la discussion par un de ces jolis calembourgs dont les avoués de Clamecy régalent au dessert leurs convives et qui ont porté mon nom jusqu'aux limites les plus reculées de l'octroi, mais je lui prêterai une de mes vieilles toques, afin qu'elle puisse opiner du bonnet.' Hiermit ist aber auch der Humor auf die Spitze gekommen und schlägt unmittelbar in den bittersten Ernst um, wie auch sonst so oft in Tilliers Pamphleten. In pathetischer Apostrophe, die er liebt, wendet er sich an die Wähler und sucht ihnen das Gewissen zu wecken. *O électeurs! quand reviendrez-vous de la sotte admiration que vous professez pour cette aristocratie de bas étage! ... C'est cette fatale idée de supériorité qu'il attache à tout ce qui prédomine par la fortune, qui le maintient dans l'esclavage. Du moment où le peuple sera convaincu qu'il est égal en intelligence à ceux qui le surpassent en richesse, toutes les aristocraties disparaîtront de la surface de la nation, et l'égalité fera passer les hommes sous sa guirlande de fleurs.* Tilliers Gleichheitsschwärmerei ist so unbedingt wie irgend möglich, das hat schon sein Bettlerstimmrecht genügend gezeigt. Mehr noch erregt ihn aber, dafs die Wähler so oft ihr Stimmrecht geradezu verschachern oder doch socialen Rücksichten preisgeben. Und er führt uns nun wieder mit bitterem Humor diese Wähler vor Augen, für die jede Wahl ein Rechenexempel ist. *Voilà, dit l'épicier, un gros monsieur qui nous conviendrait bien; j'ai usé ce mois-ci, rien qu'à envelopper son poivre, toute la biographie de M. Dupin, par le docteur Ortolan, les couvertures y comprises.*

C'est en effet une excellente tête, répond le chapelier à l'instar de Paris; je lui vends tous les ans deux castors superfins.

Excellente tête, en effet, s'écrie le perruquier; il porte un faux toupet, voilà l'homme qui nous convient.

Oui, l'homme qui nous convient, répète le bijoutier opticien; c'est moi qui lui fournis des lunettes, et je réponds qu'il y verra clair.

Le seul homme qui nous convienne, fait le marchand de modes; ma femme m'a bien recommandé de voter pour lui, c'est elle qui fournit sa bru de chapeaux.

Le débitant de tabac objecte que le gros monsieur ne prise ni ne fume; mais on lui fait observer qu'il faut être impartial avant tout.

Eigentlich würde solchen Leuten ja ganz recht geschehen — damit kehrt Tillier zu dem Ausgang der ganzen Erörterung zurück —, wenn ihnen aus denselben Motiven, von denen sie bei ihren angeblich gemeinnützigen Handlungen sich leiten lassen, der Markt genommen und in die Bethlehems-Vorstadt verlegt würde. Sie erhielten so eine gute Lektion darüber, daſs in allen Dingen das Gesamtinteresse zugleich das wohlverstandene Privatinteresse ist.

Daſs Dupin häufig, und auch mit besonderen Artikeln, bedacht wird, ist selbstverständlich. So im November 1841 für verächtliche Bemerkungen über die Presse in seiner Eröffnungsrede der Sitzungen am Kassationshof. Dupin will sie von einem Journalisten gehört haben, doch hat er ihn nicht genannt, und Tillier ist geneigt, sie für einen indirekten *coup de boutoir* eigener Mache zu halten. In demselben Artikel, vom 16. November: *M. Dupin, ancien journaliste,* bringt er aber auch, nach dem Vorgang der Pariser Zeitung *la Patrie*, eigene journalistische Arbeit Dupins den Lesern der 'Association' in Erinnerung. Sie gehört dem Jahr 1834 an. Dupin war zu jener Zeit der unsichere Kern einer unsicheren Parteibildung, des *tiers parti*, und sein einziger Versuch positiver Politik: ein Kabinet, dem zwar nicht er selbst, aber sein Bruder Charles angehörte, scheiterte damals schon nach drei Tagen so lächerlich, daſs die anderen Witzbolde der Kammer ihm endlich einmal nach Herzenslust heimzahlen konnten und von der *journée des Dupins* sprachen.

Aber selbst die eigenen Freunde des launischen Redacteurs waren vor sanften Rutenstreichen nicht sicher. Clamecy besitzt eine öffentliche Bibliothek, wie man sie bei uns in Städten von noch nicht 6000 Einwohnern sicherlich sehr selten antreffen wird. Sie wurde zu Tilliers Zeit, am 1. Januar 1842 eröffnet, und der Bibliothekar, sein Freund Parent, hatte einen Bericht über die

neue Anstalt verfaſst. So lange die Bücherei der Stadt nicht jedermann zugänglich gewesen war — noch in dem zweiten Artikel über die Verlegung des Marktes —, hatte Tillier gespottet, die Stadt brauche auch keinen besonderen Raum für sie; zwei oder drei groſse Kisten mit etwas Arsenik durchstreut, damit die Ratten sie nicht läsen, und ein Kater als Bibliothekar seien vollauf genügend. Nun bekrittelt er wieder die neue Schöpfung und tritt, hierin ein rechter Durchschnittsdemokrat, für den Volksunterricht auf Kosten der höheren Bildung ein. Diese Anschauung trägt er auch sonst in eigenen Artikeln vor; der gewaltsam zum Volksschulmeister Herabgedrückte verleugnete jetzt den Bachelier.[1] Und das Gefühl ist aufrichtig, im Innersten blieb Tillier zeitlebens ein Kind des Volkes. Mit den damals häufiger werdenden radikalen Wortführern der unteren Volksschichten, die für sich selber nicht nur gebildete, sondern, wie Marrast und Dupoty, äuſserlich elegante Lebensformen verlangten, hatte Tillier gar nichts gemein. Die Form seiner Bildung zeigt eine eigene Mischung volksmäſsiger und höherer geistiger Bedürfnisse.

Diese ihm allein eigene Art, die sich auch in seiner hochsinnigen Staatsauffassung ausprägte, brachte ihn hier nicht selten auf Wege, die von der gemeinsamen groſsen Straſse der radikalen Parteien ziemlich weit abführten. Daher sein Widerspruch gegen die geheime Abstimmung und daher auch sein wiederholtes Eintreten für eine strengere Gefängnisdisciplin. Das 16. Kapitel von *Mon oncle Benjamin* enthält eine gewiſs auffällig lange Erörterung hierüber; ihr war schon in der 'Association' am 15. August 1841 ein Artikel über dieselbe Frage, *Quel est le meilleur régime disciplinaire à appliquer aux détenus?* vorangegangen. Vermutlich hatte Tillier im Leserkreis heftigen Widerspruch erregt, und gerade daher läſst er in dem Roman noch einmal seine Ansicht über den Zweck der Strafe durch den Helden so drastisch wie möglich aussprechen. Auch Benjamin giebt von vornherein zu: *Il est dur sans doute de crier à la loi, quand elle flagelle un*

[1] Die Vermutung (Archiv Bd. CVIII, 91), Tillier habe sein Bachelier-Examen nicht gemacht, hat sich als irrig erwiesen. Das städtische Museum in Clamecy bewahrt das von Cuvier als Kanzler d. 23. Sept. 1820 gezeichnete Diplom.

malheureux: Frappe plus fort, tu ne lui fais pas assez de mal; mais il faut bien se garder aussi de cette philanthropie inintelligente[1] *et myope qui ne voit rien au-delà de son infortune ... C'est toujours du point de l'intérêt public qu'une question sociale doit être examinée.* In England hat ein Jahrzehnt später auch ein Humorist, einer der tiefsten, die es giebt, die gleiche Anschauung in noch schrofferer Form ausgesprochen. Und auch er gerät bei einem Gefängnisbesuch in London[2] auf die Vorstellung, wie behaglich er selber, mit Papier und Tinte allein gelassen und ohne alle Störung, an solchem Orte sich befinden würde: 'ich würde ein Buch schreiben, wie jetzt kein Leser eins von mir zu sehen bekommen wird.' Gegen Tilliers Bemühungen ist zu sagen, daſs der Staat selber schon seit dem 10. Mai 1839 Änderung zu schaffen begonnen hatte.[3] Ganz im landläufig radikalen Sinne ist, was Tillier in dem Artikel der 'Association' schlieſslich sagt, um die politischen Gefangenen insgesamt von alledem auszunehmen: *Ce sont les vaincus d'un pouvoir et non des criminels, des prisonniers de guerre et non des détenus, des soldats auxquels on a ôté leurs armes, mais qu'on n'a pu dégrader. Le gouvernement quel qu'il soit, leur doit la considération qui s'attache à toutes les opinions généreuses.*

In den ernsten politischen Artikeln überhaupt sprechen sich natürlich die gemeinsamen Grundanschauungen der radikalen Opposition, wie sie von der hauptstädtischen Parteipresse vertreten wurden, häufiger und stärker als die Abweichungen aus. Sie bieten eben darum für die persönlich bezeichnende Charakteristik Claude Tilliers weniger als die humoristisch-politischen Pamphlete des Feuilletons. Auch die durch viele Nummern sich fortsetzenden Kampfartikel gegen die *opérations du recensement,* d. h. gegen die vom Finanzminister Humann 1841 in gesetzwidriger Form angeordnete Neueinschätzung der Steuerzahler, welche überall in Frankreich erbitterten, in einzelnen Städten bis zu offenem Aufruhr sich steigernden Widerstand fanden, gehen bei Tillier schlieſslich in die burlesk humoristische Form ein.

---

[1] *philanthropie de gazette,* stand vor den letzten beiden Worten noch in der ersten Form des Romans ('Association' vom 16. Oktober 1842).

[2] Carlyle, *Latter-Day Pamphlets. II. Model Prisons.*

[3] Tocqueville, *Œuvres* IX, 299 ff. *(Réforme des prisons).*

Das eine dieser Pamphlete: *Je veux être recensé,* ist aus der 'Association' in die Sammlung der Werke aufgenommen.

Aber eben diese zügellose Angriffslust Tilliers, deren Erzeugnisse wir heute aus den erhaltenen Nummern der 'Association' zusammensuchen, wurde dem Blatt zum Verderben. Schon am 14. Oktober 1841 lesen wir von einem gegen die Zeitung eingeleiteten gerichtlichen Verfahren. Diesmal wurde sie freigesprochen. Bald darauf (16. November) schied der bisherige *directeur-gérant* aus, und Tilliers Bruder Alexander trat an die Stelle. Wir wissen nicht, was den Wechsel herbeiführte; sicherlich war es nicht leicht, mit Tillier zusammen zu arbeiten. Am 20. Juni 1842 finden wir die 'Association' wieder angeklagt; und jetzt wird sie wegen verleumderischer Beleidigung zu einer Geldstrafe von 3000 fr. verurteilt. Ein Herr Avril, der, wie es scheint, in Nevers für Tillier Herrn Paillet ersetzte, hatte sie verklagt. Und einen Prozeſs, sagt Parent, hätten im Mai des nächsten Jahres die Aktionäre der 'Association' zum äuſseren Anlaſs genommen, um das Blatt eingehen zu lassen. Vielleicht war es noch derselbe.

Diese Verhältnisse klarzulegen, ebenso wie den Anteil Tilliers an der 'Association' genau festzustellen, ist bisher nicht möglich gewesen, da ein vollständiges Exemplar der Zeitung selbst in Nevers nicht erhalten ist. Was sich noch hat auffinden lassen: Juninummern aus der Zeit von Tilliers Eintritt und das fast vollständige zweite Halbjahr 1841, dann etwa 45 durch das Jahr 1842 verstreute Nummern, das genügt wenigstens, um eine Anschauung von Tilliers journalistischer Thätigkeit zu gewinnen. Am meisten wird man bedauern, daſs die Feuilletongestalt von *Mon oncle Benjamin* nicht mehr zusammenzubringen ist. Auch die Teile des zweiten Romans, die, wie Parent angiebt, zuerst in der 'Association' erschienen sind, finden sich in dem Erhaltenen nicht. Von den beiden kleineren Erzählungen[1] füllt die eine: *Comment le capitaine eut peur,* drei Feuilletons des Jahrgangs 1842.

[1] Sie sind, ebenso wie der Roman *Cornélius,* neugedruckt erschienen (1890) Berlin, Neufeld & Henius, Éditeurs.

Berlin. Max Cornicelius.

(Schluſs folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Zum angelsächsischen Krönungseid.

Das Datum 975/8 mag für die angelsächsische Form des Krönungseides (*Gesetze der Angelsachsen* S. 214) zutreffen. In diesem Falle ist nicht sie, sondern der lateinische Text original. Denn dieser findet sich in zwei Pontifikalien vor 975, nämlich dem *Leofric missal* (dort S. 215 als *El* verglichen, aber falsch um 1050 datiert), einem lothringischen oder nordfranzösischen Sakramentar von etwa 925, und dem *Pontificale Lanaletense,* von etwa 875—925 [freundliche Mitteilungen von Herren F. Madan, Bodley's Sublibrarian, bezw. H. Loriquet, Conservateur de la bibl. de Rouen]. Ja, er würde bis 750 hinaufdatieren, wenn das sogen. *Pontificale Egberti* (dort *P* genannt), welches aber mindestens 200 Jahre jünger als Egbert ist, mit Grund 'is said to be a copy of the Pontifical of Egbert of York 732—66'. So vorsichtig urteilt L. G. W. Legg *English coronation records* auf p. 3, der p. XXXI aber doch den Eid ins 8. Jahrhundert hinaufsetzt. Er druckt die Krönungsliturgie samt dem Eide p. 9 [1] nach jenem Buche des '9. century' von Lan (d. h. Kirche) Aleth in der Bretagne, einem jetzt nach Saint Malo übertragenen Bistum. Dies Buch gehörte später Jumièges und ist jetzt in Rouen (A 27). Englischen Ursprung des Textes beweisen in der Litanei die Heiligen *Birin, Cuthberht, Ercenvald*; und auf angelsächsische Benutzer deuten 'Anglo-Saxon glosses'. Von letzteren steht eine zu den Ordalformeln (*Gesetze* S. 405 [c], wo die Hs. *Rj* heifst; vgl. 401 [b]. 416. 411 [20]). Obwohl [nach Loriquet] die Handschrift fränkische Minuskel zeigt, und obwohl die Liturgie [ed. Legg S. 8] *Romanum imperium* als berufen zur Predigt des Evangelium erwähnt, bezweifeln die englische Herkunft nicht die (bei Legg nicht genannten) früheren

[1] Die Lesarten decken sich fast ganz mit P. Als Liturgie von etwa 1066 druckt er p. 15 den Text der *Gesetze,* doch aus anderer Hs., der dort S. 401 *Oi* genannten. Die Form des 12. Jahrhunderts, dort S. 215 aus Kb, bringt er p. 30 aus dem dort S. 401 *Tr* genannten Codex.

Editoren Mabillon (*Ann. ord. s. Bened.* IV 461), Martene (*De antiq. eccl. rit.* II 214. 232. III 434), Gage (*Archaeologia* 25 [1834], 235), Westwood *Miniatures* 143, Bethmann bei Zeumer *Formulae* 710 (wo *Canaletensis* in *Lanal.* zu bessern). In der Zeitansetzung schwankten sie von 875—1025. Und eine gründliche Untersuchung des Bandes durch Paläographen, Liturgiker und Anglisten fehlt. Gage hielt ihn für südenglisch, vielleicht aus Winchester. Legg meint: 'possibly it comes from the north of England'; aber dafs f. 176 *Excerptio de canonibus Egberhti Eburacensis* aufgenommen ist, bildet hierfür kein Argument.

Berlin. F. Liebermann.

Angelsächsischer Protest gegen den Cölibat.

Die Handschrift Cotton Nero A 1, von Thorpe G genannt, enthält f. 70—96 einen Teil von einer Hand um 1060—80 geschrieben. Vor Homilien (ed. Napier *Wulfstan* p. 65—76. 130—4) und Gesetzen (meine *Ges. d. Ags.* 146. 201. 236. 470. 263. 473) steht stückweise die sogen. *Polity*, ed. Thorpe *Ancient laws* 422, aber anders geordnet: es folgen c. 2 ff. 11. 19. 23. 13—16. 22. 17. 25. 24. Von den starken Abweichungen bemerkt Thorpe nur wenige. So lautet f. 72 v. wie c. 23 mit der aus D citierten Variante. Das Verbot der Priesterehe aber ist ausradiert und ersetzt durch die Zeile *Riht is þæt preost him lufie clænlicne wimman to gebeddan.* Der Verbesserer war vielleicht einer jener rechtmäfsig verheirateten Priester, der für seine Hausehre eintrat, wie es scheint im bewufsten Gegensatz zum Cölibatsgebot von 1070, das Lanfranc, auch als er es später abschwächte, aufrecht erhielt gegenüber allen Stiftspriestern und den späterhin zu Ordinierenden. Nicht von zeitweiliger Duldung eines Brauches, wie sie Lanfranc bei den vor 1070 verheirateten Landpfarrern, und nur ungern, des Friedens willen übte, sondern von einem moralisch zu billigenden Rechte spricht der Verbesserer in G; und deutlich schilt er jene illegalen Verhältnisse, die oftmals an die Stelle der Priesterehe traten, als unrein.

Berlin. F. Liebermann.

Angelsächsische Hss. in Burton im 12. Jahrhundert.

Aus der Hs. 23944 des British Museum druckte W. de G. Birch im *Journal of the Brit. archl. assoc.* 1896 p. 247 einen Bücherkatalog der Abtei Burton on Trent vom [Ende des] 12. Jahrhunderts, der fast zuletzt, hinter 61 [lateinischen] Codices verzeichnet: *Omeliarium Anglicum. Psalterium Anglicum. Passionale Anglicum. Dialogum Gregorii et Historiam Anglorum Anglicam. Apollonium Anglicum. Euangelistas Anglicas* [so]. *Ymnarium Anglicum.* Da der Katalog vorher, als n. 13, *Dialogum Gregorii* unter den Lateinern erwähnt,

so meint er hier Werfriđs Übersetzung. Unter ihren erhaltenen Codices ist keiner, der Herkunft aus Burton verriete oder gleichzeitig die Beda-Übersetzung enthielte.

Berlin. F. Liebermann.

Spielleute und Narren im 14./15. Jahrhundert.

Als die Stadt Leicester 1318 dem Amtmanne ihres Herrn, des Grafen, eine Mahlzeit gab, zahlte ihr Mayor an Wade und seinen Genossen, Spielleute, vier Pfennige.[1] Vielleicht gehörten diese zum gräflichen Haushalt, wie jedenfalls *II ministralli thesaurarii*, denen die Stadt 1307 zwölf Pfennige schenkte.[2] Nachdem 1338 die Landwehr aus Bürgern gemustert war, trank man auf dem Sonnabend-Markt, wobei *tubantes* Spielleute drei Pfennige erhielten.[3] Spielleute des Grafen beschenkte die Stadt zu seinem Bankett an Himmelfahrt Mariae,[4] 1358 zu einem Brautfest.[5] 1374 sind Stadtgaben an Spielleute des Königs und des Herzogs von Lancaster[6] gebucht,[7] 1379 an solche des Grafen von Warwick und an einen *bourdour Yevan* der Herzogin [Constance von Lancaster] — dieser Narr, bemerkt die Hrsg., trug den Walliser Namen für 'Hans' —, 1333 an Richard *le fol domini comitis*[8] [des Urgroſsvaters Heinrichs IV.]. John Gibson, John Wait, Mountford[9] heiſsen 1378 Minstrels [wohl des Johann von Gent]. Öfter stehen Spielleute neben Boten und Läufern.[10]

Berlin. F. Liebermann.

Zum angelsächsischen Davidbild.

Das Bild des Zither spielenden David zwischen zwei Bläsern, über welchen ein Geiger und ein Messer- und Kugelwerfer gemalt stehen, ist oft faksimiliert, zuletzt bei Wülker *Gesch. Engl. Litt.* 63. Dieser liest die Aufschrift über letzterem Jongleur *fthan.* Gemeint ist *Ethan,* den die Bibel unter den Musikern in Davids Kreise auszeichnet. Also aus der Vulgata müſste man die wenigen Namen desselben Zusammenhanges heranziehen, um die drei anderen, nicht ganz lesbaren, auf dem Bilde zu erklären.

Berlin. F. Liebermann.

---

[1] *Records of Leicester* ed. Bateson [vgl. *Archiv* CVII 108; *Mitteil. histor. Litt.* XXX 64] I 319. [2] Ebd. 260. [3] Ebd. II 45. [4] Ebd. 46. [5] Ebd. 109. [6] Auch 1376, p. 155; 1379, p. 170 f. [7] Ebd. 148. [8] Ebd. 14. [9] Ebd. 171. [10] Ebd. 154 f.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Georg Friedrich Benecke. Mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben von Dr. Rudolf Baier. Leipzig, 1901. X, 173 S. 8.

Die vorliegende, sorgfältig herausgegebene und kommentierte Sammlung hat nicht nur für die Geschichte der deutschen Philologie Wert, auch der Litterarhistoriker wird manches aus der Lektüre derselben gewinnen können. Er wird sich freuen, dem Vertreter einer älteren schriftstellerischen Epoche in Eschenburg zu begegnen, er wird vor allem zur indirekten Charakteristik eines Häuptlings der wichtigsten damaligen litterarischen Strömung wichtige Beiträge bekommen. So schreibt W. Grimm am 10. November 1815 über A. W. Schlegels Recension der altdeutschen Wälder: 'Nicht nur ist manches falsch ... sondern manches ist auch unbescheiden und albern ausgedrückt. Im ganzen ist mir ein widerwärtiges französisch-vornehm thuendes Wesen, das mit einer leichten Wendung abzusprechen denkt.' Schärfer noch geht Lachmann ins Zeug: am 7. Juni 1826 hat er einen Brief an Schlegel geschrieben, den er in Kopie beilegt, und den dieser gewifs nicht 'hinter den Spiegel gesteckt hat.' Der eitle Mann hatte sich beklagt, dafs L. ihn nicht als den 'Anfänger und Anreger dieser Untersuchungen' in der Vorrede zu seinen Nibelungen genannt habe. In seinem Zorn unterschätzt wohl L. das Verdienst des feinsinnigen Kritikers, das z. B. gerade in jener Recension der altdeutschen Wälder steckt; nur eines will er ihm zugestehen: 'Er hat es zuerst erfunden und Herr von der Hagen treulich die Kunst fortgesetzt, dafs man das gelehrte Studium fahren lassen und zunächst auf Weiber und Kinder einen flüchtigen Eindruck machen müsse, besonders aber sich selbst immer als den höchsten Gipfel der Wissenschaft und ihren Grundpfeiler hinstellen.' Auch der 'vielseitige und vielgeschäftige' Böttiger taucht einmal auf: 'Böttiger', schreibt Jakob Grimm am 11. August 1811, ‚unter uns gesagt, hat mir widerstanden.' Goethes Name erscheint im Zusammenhang mit den Brüdern Boisserée, deren Gemäldesammlung W. Grimm in genanntem Brief begeistert beschreibt: 'Göthe, der auch dort

war und sehr gesund, jugendlich und freundlich ist, ist ganz erstaunt und schreibt etwas darüber' (vgl. Goethe und die Romantik, hg. von Schüddekopf und Walzel I. S. LVIII, II. S. 321). Ernst Moritz Arndts Interesse für das Studium über das deutsche Altertum bezeugt ein Brief Reimers' vom 28. August 1816.

Für den Germanisten ist diese Frühzeit der deutschen Philologie, in der ohne Grammatik und Wörterbuch so Grofses geleistet wurde, eine stets erneute Quelle der Bewunderung. Vor allem ist jeder einzelne Brief Lachmanns, der ans Licht kommt (vgl. die neuerdings veröffentlichten Briefe an Docen Anz. f. d. A. 28, 143 ff.), ein neues Zeugnis für seine schier unermüdliche Arbeitskraft und seine treue Hingabe an seinen Beruf. Die Schärfe gegen seine Gegner wird teilweise durch ihren Hochmut und ihre Unbelehrbarkeit erklärt, teilweise durch seine aufrichtige und demütige Bewunderung fremden Verdienstes wettgemacht. Aber auch für den gegenwärtigen Betrieb der Wissenschaft ist manches aus diesen Briefen zu lernen: wenn z. B. Piquet gewufst hätte, dafs Lachmann wegen des Überwiegens der französischen Fremdwörter im Erec denselben vor den Iwein gestelllt hat, so hätte er es sich vielleicht doch überlegt, ihn gerade wegen dieses Umstandes hinter denselben einzureihen.

Im einzelnen bemerke ich folgendes: Nr. 2 fehlt eine Anmerkung über die Reisebücher von Barrington. — Über 'D. Zays Schrift über das Goldauer Unglück in der Schweiz', die J. Grimm hier am 22. September 1810 verlangt, schreibt er am 7. Oktober (W. Müller, Briefe der Brüder J. u. W. Grimm an G. F. Benecke S. 20): 'Hingegen brauchen Sie mir Say (!) über Goldau nun gar nicht zu schicken.' Goldau, in der Nähe des Rigi, wurde nach Müllers Anmerkung am 2. September 1806 verschüttet. — Nr. 4: Da sonst in den Anmerkungen die vollen Titel der angeführten Bücher citiert werden, hätte es auch hier geschehen sollen: Suhm, om Odin og den hedeniske Gudeläre 1771. R. Jonas, isländ. Grammatik, Kopenhagen 1651. Scott, the minstrelsy of the scottisch border in 3 parts, 2. Aufl., Edinburgh 1803. Ich entnehme die Titel den Briefen vom 14. März, 10. April, 5. November 1810 bei Müller. — In Bezug auf Heinrich v. München hätte auf W. Grimms Deutsche Heldensage Nr. 84 verwiesen werden sollen. — S. 7 Z. 12 *aber einfach* verstehe ich nicht: sollte hier ein Lesefehler vorliegen? — Darüber, dafs von der Hagen die Kämpadater zurückbehält, wäre nicht nur auf S. 39 der Müllerschen Briefe, sondern vor allem auf S. 27 derselben in der Anmerkung zu verweisen gewesen. — Wer ist 'die Dame', die eine französische Übersetzung von Bouterweks Geschichte der Poesie etc. besorgen will? — Nr. 10: Über 'Zennes Verfahren gegen Hagen', das W. Grimm hier tadelt, hätte man eine Anmerkung erwartet. Das Nähere findet man jetzt Anz. f. d. A. 28, 137. — Nr. 21, 22 wäre eine Anmerkung über Dr. Irving erwünscht. — Nr. 24: 'die beste Handschrift des Gedichtes ... mit *h* die wie *h* aussehen' ist undeutlich; gemeint sind wohl 'mit *z* die wie *h* aussehen'. Nr. 29: Über das Gedicht des Konrad von Helmsdorf findet man Näheres bei Bächtold, Gesch. d. d. Litt. in d. Schweiz, S. 139, Anm. S. 40. — S. 49

Z. 3. v. u. ist *seiner Raben* vielleicht Lesefehler für *seines*, obwohl das Femininum nicht unerhört wäre. Nr. 42 wäre zu bemerken, dafs unter *Muri* der Ort im Aargau zu verstehen ist. — Nr. 46 l. *pascua* st. *pascuo*, *pacto* st. *pacta*. — Nr. 48, Cleasby betreffend, wäre vor allem auf Dasents grofse Biographie zu verweisen gewesen (An Iclandic-English Dictionary, based on the Ms. collections of the late Richard Cleasby, enlarged and completed by G. Vigfusson. With an Introduction and Life of R. Cleasby by G. W. Dasent. Oxford 1874. pp. LXI—CIV). — Nr. 51: Über die Hs. des Renner und ihre Datierung s. Wölfel Zs. f. d. Alt. 28, 1 ff. — Nr. 59: S. 91 Z. 7 v. u. l. *per* st. *per*. Wichtigere Nachträge giebt Steinmeyer Anz. f. d. Alt. 28, 1 ff.; die meinigen sollen nur das Interesse bekunden, mit dem ich Text und Anmerkungen dankbar genossen habe.

Bern. S. Singer.

Rudolf Haym, Aus meinem Leben. Erinnerungen. Aus dem Nachlafs herausgegeben. Mit zwei Bildnissen. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, 1902. 303 S.

Es ist das erste Mal, dafs ein Meister der Biographie seine eigene Lebensgeschichte schreibt, wenn man von Goethe absieht, den ich doch den eigentlichen Klassikern der biographischen Kunst kaum zuzählen möchte. Und in vollem Mafse hat sich Haym alle die Vorteile zu eigen gemacht, die aus der glänzenden Vorübung an Gentz, Varnhagen, Herder, Duncker einerseits und aus der intimen Kenntnis des 'Gegenstandes' andererseits erwuchsen. Es ist ein Werk entstanden, das in der Geschichte der Autobiographie Epoche machen mufs: die erste Beschreibung des eigenen Lebens, die nach allen Regeln und mit allen Künsten der wissenschaftlichen Biographik ausgeführt ist!

Eine Autobiographie, die ein Kunstwerk sein will, mufs einen bestimmten Abschlufs haben. Sie darf nicht mit dem Zufallsmoment endigen, in dem der Verfasser die Feder aus der Hand legt: die abgeschlossene Bahn eines fertigen Individuums mufs sie geben. Mag sie dann, wie der englische Familienroman, in gutmütiger Schlufsrede erzählen, was sich weiter noch begeben; nur darf das nicht als gleichwertig gelten mit der eigentlichen Geschichte. Augustinus erzählt, wie ihn Gott zu sich zog und rifs, und in dem Augenblick, da er die Ruhe gefunden, ist auch die eigentliche Lebensgeschichte zu Ende. Goethe schildert seine Erziehung zum Künstler; Haym giebt uns eine Entwickelungsgeschichte seiner eigenartigen Stellung in der Wissenschaft.

Auf einer merkwürdigen Conception beruht diese ganz individuelle Stellung. Man hat es oft betont, dafs Haym am liebsten — und besten — Gestalten behandelte, die ihren Weg auf dem Grenzgebiet von Litteratur und Philosophie ausschritten; aber eine Ergänzung ist nötig: seine Hauptbelden haben alle auch ein starkes politisches Interesse. Alle, nicht nur Gentz und Varnhagen, Humboldt und Duncker, sondern auch Herder; denn für das Zeitalter der Aufklärung ist die Politik kaum etwas anderes

als eine Einzelform der Volkserziehung. Und, wie wir gleich hinzufügen wollen, sie ist auch für Haym kaum etwas anderes gewesen. Und so fügen sich jene drei zusammen: Poesie, Philosophie, Politik. Es sind seine grofsen Lebensinteressen wie es die seiner Helden sind; auch der Romantiker. Das politische Interesse der Romantischen Schule mufs einmal systematisch dargestellt werden; man wird finden, wie mächtig es ist nicht nur bei den aktiven Politikern wie Kleist und Arnim (für die es jetzt eben Steig schön ins Licht gestellt hat) oder Adam Müller und Fouqué, sondern auch bei den latenten Politikern wie Novalis und Hoffmann.

Worin finden nun jene drei grofsen Tendenzen oder Interessen ihre Einheit? Hettner, den man von allen Litterarhistorikern noch am ehesten mit Haym vergleichen kann — Julian Schmidt oder Gustav Freytag stehen trotz äufserlicher Ähnlichkeiten viel ferner —, Hettner hat eine besondere Litteraturgeschichte nicht anerkennen wollen: ihm war sie nur ein Zweig der allgemeinen Kunstlehre. Haym scheidet die Werke der bildenden Kunst so gut wie die Musik aus, nimmt dafür aber die Politik herein, die freilich der leidenschaftlich politisch interessierte Hettner in seine Darstellungen auch hineinschmuggelte. Wir dürfen sagen: für Haym giebt es ein grofses Gebiet des Interesses: es ist das der Ideenbildung. Die Lehre von den durch das Wort, durch die Sprache getragenen Künsten ist ihm ein einheitlicher Boden. Um Volkserziehung, um Volksbildung im höchsten Sinn handelt es sich überall: aus einem gärenden Chaos will die Poesie, will die Philosophie, will die Politik übersichtliche, geordnete, normale und dennoch individuelle Verhältnisse schaffen.

Daraus erklärt sich vieles. Daraus die stark praktische Richtung des ungemein lebensklugen und lebenstüchtigen Mannes, dem an Schopenhauers Lehre die Abkehr vom praktischen Leben geradezu widerlich war; daraus die starke Betonung, die die Kraft der Sprache erfährt, in der Romantischen Schule wie in den Erinnerungen: ist ja doch die Sprache das gemeinsame Vehikel jener drei Künste.

Nun beachte man dies. Weil Haym ein Kunstwerk geben will, schliefst er in einem bestimmten Moment. Ist es der, wo der Philosoph fertig ist? Haym ist kaum je weit über den grofsen Artikel 'Philosophie', diese Prachtleiche der Ersch und Gruberschen Katakomben, fortgeschritten. Ist es der, wo der Litterarhistoriker gereift ist? Aber der 'Gentz' zeigt schon ganz dieselbe Methode wie die in unserem Buch nicht mehr erwähnte Romantische Schule. Es ist der Moment, wo der Politiker seinen definitiven Standpunkt errungen hat: wo der 'Altliberale' sich endgültig in den 'Nationalliberalen' verwandelt hat! Ein politischer Klageruf schliefst das Werk. — Möglich, dafs er es doch noch weiter geführt hätte. Dennoch wäre die politische Erziehung die Hauptsache geblieben. Dafür ist etwas anderes Beweis genug: die rührende, überschwengliche Dankbarkeit für seinen politischen Erzieher, die die Erinnerungen atmen. Keiner seiner anderen Lehrer nimmt entfernt nur den Platz in seiner Autobiographie ein wie Max Duncker.

Haben wir so die Aufgabe des Werkes richtig erkannt, so ergiebt sich von selbst sein Inhalt. Haym schildert, wie er die deutsche Litteratur, die deutsche (und englische) Philosophie, die deutsche (und europäische) Politik verstehen lernte. Und zwar ist dies die Stufenfolge seiner Interessen. Für uns ist der Verfasser der Romantischen Schule und des 'Herder' von ganz anderer Bedeutung als der Rudolf Haym, der in der Paulskirche saſs und über sie auch das beste Buch schrieb. Aber Haym selbst hat entschieden die Poesie als die engste Bethätigungsform jenes groſsen, normale Verhältnisse, Menschen und Ideen schaffenden Triebes angesehen. — Dazu kommt freilich noch die Lage der Dinge in seiner Jugend. Dichter, die auf ihn unmittelbar wirkten, hat er weder aus seiner persönlichen Bekanntschaft, noch aus seiner Zeit zu nennen. Ja, wenn er, wie Hettner, Gottfried Keller getroffen hätte! Aber mit starken philosophischen Mächten hat er sich wie mit lebenden Kräften auseinanderzusetzen: gerade das typische Durchleben der inneren Kämpfe mit dem Rationalismus, mit Hegel, Feuerbach, Strauſs und Schopenhauer giebt seiner meisterhaften Schilderung die dauernde Bedeutung eines unschätzbaren Dokuments zur deutschen Geistesgeschichte. — Und gar die Politik! 1848 und der Verfassungskonflikt; die Reaktion und Bismarck! Alles ist politisch geladen. Begegnungen mit Politikern wie Hansemann und Lichnowsky, in feinen Kabinettsbildern gezeichnet; die Paulskirche; die Jugendjahre der Preuſsischen Jahrbücher — ist es ein Wunder, daſs das politische Element in dem Werk so mächtig und hinreiſsend hervortritt?

Doch aber dominiert es nicht allein. Der groſse Biograph hat seine feste Methode: es ist die psychologisch-beschreibende Methode. Er geht allen Kundgebungen des Geistes nach, um in jeder die Struktur gerade dieses Geistes und die Notwendigkeit gerade dieser Form nachzuweisen. Er behandelt sich wie er die Romantiker und Herder behandelte; nur unendlich schärfer, strenger, mit einer erzieherischen Unerbittlichkeit ohnegleichen. Keine Anmaſsung, keine Voreiligkeit, keine Unsicherheit des Jünglings wird ihm geschenkt; und ohne Augustins Pathos oder Rousseaus Affektation, in ruhiger Sachlichkeit vollzieht sich vor unseren Augen die Erziehung Wilhelm Meisters vom Dilettanten — eben zum Meister. Und diese Kunst, auch nachträglich noch immer das Normale, Richtige herauszufinden, die andere pädagogische Biographen mit so billiger Bequemlichkeit üben, ruht bei ihm auf einer eingehenden Kenntnis des Individuums und der Zeit. Diese ganz objektive Freude an der eigenen Entwickelung giebt den politischen Problemen das wohlthätige Gegengewicht: eine interessante Einzelfigur verwebt ihr Leben in das der Zeit. Was dem historischen Roman so selten gelingt — diese Autobiographie löst es spielend. Herzenserlebnisse, zart und liebenswürdig geschildert; Charakterskizzen; sparsam eingestreut auch Anekdoten wie die traurige Audienz bei Alexander von Humboldt — alles dient dazu, mit der Persönlichkeit zugleich die Zeit und mit der Laufbahn vom kaum geduldeten Privatdocenten bis zum Rektor zugleich die Entwickelung der politischen und wissenschaftlichen Atmosphäre darzustellen.

So erhielten wir ein Meisterwerk, das überall wahr und deshalb überall interessant ist; in fein abgetönter schlichter Rede ein Stück Lebensgeschichte und zugleich ein Stück deutscher Geistesgeschichte; in der lichtvollen Schilderung eines grofsen deutschen Gelehrten und Künstlers zugleich ein Muster und Vorbild für die Kunst der Autobiographie.

Berlin. Richard M. Meyer.

Otto Behaghel, Die deutsche Sprache. 2. neubearbeitete Auflage. Wien, Leipzig und Prag, Tempsky und Freytag, 1902. VIII, 370 S. kl. 8°. Preis gebunden M. 3.60. (Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universalbibliothek für Gebildete. 54. Band.)

Man wundert sich, dafs von Behaghels schönem Buche. das 1886 zum erstenmal ausgegeben wurde, erst jetzt eine zweite Auflage nötig geworden ist. Andere Bücher und Büchlein dieser Gattung kommen immer wieder neu heraus, so dafs den Verfassern angeblich keine Zeit bleibt, ihre Arbeit wieder durchzunehmen. An wahrem Erfolg sind jedoch meines Erachtens alle diese hinter Behaghels Buch zurückgeblieben, denn diese Schrift hat den Vorzug, dafs der Verfasser aus dem Vollen schöpft, den Stoff beherrscht und mit glücklicher Darstellungsgabe auch dem weniger Vorgebildeten mundgerecht zu machen weifs, und vor allem: das Buch weckt nebst dem Verständnis für wissenschaftliche Fragen auch Achtung vor der Wissenschaft und verhütet, dafs der Benutzer sich mit Wenigem zufrieden giebt, wenn es sich um wissenschaftliche Fragen handelt. Diesen wohlthätigen Einflufs des Buches Behaghels habe ich seit Jahren beobachten können, an Studierenden der Mittel- und Hochschulen sowohl wie an Mittelschullehrern. Für solche Kreise kann das Werk nicht genug empfohlen werden, und die neue Auflage, welche durch die Überarbeitung früherer Kapitel[1] und durch die Aufnahme neuer (wie des beachtenswerten Abschnittes über die deutsche Wortbildung S. 252—294) um mehr als acht Bogen vermehrt worden ist, verdient überall Eingang, wo man sich mit der deutschen Sprache beschäftigt. Ein ausführliches Verzeichnis der besprochenen Wörter und sprachlichen Erscheinungen erleichtert die Benutzung wesentlich.

Innsbruck. J. Schatz.

---

[1] Einiges ist auch stehen geblieben, was eine Besserung verdient hätte; so hätte im Abschnitt über Personennamen die Deutung der althochdeutschen Zusammensetzungen wohl etwas vorsichtiger gegeben werden können, damit ja keine Dilettantengelüste geweckt werden. Statt Notburga und Sigelinde wäre Notburg und Sigelind zu schreiben oder doch die Eigenheit zu verzeichnen, dafs wir viele altdeutsche Frauennamen im Auslaut mit einem Vokal behängen nach dem Muster nicht deutscher Frauennamen und unter lateinischem Einflufs. Sigelind ist doch keine Siegesschlange. Namen wie Jörger und Hauser erklärt B. jetzt bestimmt als: Sohn des Jörg, des Hans, wie er das schon in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung 1, 64 berührte. Ich kann solche Namen nur als Hausnamen erweisen, Jörger ist der Inhaber des Jörganwesens.

Friedrich Kauffmann, Deutsche Grammatik. Kurzgefaſste Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. 3. Auflage. Marburg, Elwert, 1902. VIII, 110 S. M. 2.10.

Zum drittenmal seit 1889 wird Kauffmanns Grammatik, die aus einer Bearbeitung des 1. Teiles der Vilmarischen Grammatik hervorgegangen ist, nun ausgegeben, ein Zeichen, daſs sie ihrem Zwecke vollkommen entspricht: den Lehramtskandidaten als Leitfaden und Wiederholung für das Studium der deutschen Sprachgeschichte zu dienen. In knappster Form sind im Anschluſs an die Darstellung des urgermanischen Lautstandes die Vokale, Konsonanten und Flexionsverhältnisse der deutschen Sprachperioden behandelt, des Gotischen (als Vertreters des Germanischen), des Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. Die neue Auflage ist gegenüber der früheren nicht wesentlich geändert, zeigt aber in nicht wenigen Abschnitten die nachbessernde Hand des Verfassers. Manche Punkte wünschte man schärfer gefaſst und auch im Rahmen, den der Verfasser seiner Arbeit gegeben hat, deutlicher dargestellt. Aus dem in § 40[d] Gesagten dürfte ein Anfänger nicht klar werden, wie es sich mit der Verschiebung des germ. *k* im Hochdeutschen verhält, daſs ein Unterschied bestehe zwischen südoberdeutsch und nordoberdeutsch (mit dem mitteldeutschen), daſs im Südobd. in Teilen des Alem. der Reibelaut herrscht, in andern und im Südbair. (nicht nur in Tirol) die Affrikata. Unrichtig ist es, wenn § 40[f] gesagt wird, germ. *g* sei im Bair. im Auslaut als stimmloser Reibelaut erhalten; es herrscht da im Südbair. stimmloser Verschluſslaut, in manchen Gegenden allgemein Affrikata, von einem Reibelaut keine Spur. Derartiges wird in einer neuen Auflage gewiſs gebessert werden.

Innsbruck. J. Schatz.

Dr. E. Tappolet, Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft VI). Zürich, Zürcher & Furrer, 1901. 40 S. 8.

Tappolet behandelt vier Fragen: 1) Welches sind die Sprachverhältnisse in der französischen Schweiz? 2) in der deutschen Schweiz? 3) Warum ist der französisch sprechende Landesteil dem deutsch sprechenden in der Sprachentwicklung um etwa zweihundert Jahre voraus? 4) Was wird im Laufe der Zeit aus unserer (deutschen) Mundart werden? Er beantwortet diese Fragen sachkundig, klar und überzeugend; die Schrift sei allen Freunden der Mundarten und der Mundartenforschung auf das wärmste empfohlen. Der Referent hat sie noch aus einem besonderen Grunde mit dem gröſsten Interesse gelesen; denn auch er ist teilnehmender Zeuge eines Kampfes zwischen Mundart und Schriftsprache: seiner heimischen niederdeutschen Mundart (speciell im nördlichen Brandenburg)

und der hochdeutschen Schriftsprache, und es war nun eine Überraschung für ihn, zu sehen, dafs sich dieser Kampf unter denselben Bedingungen, mit denselben Etappen und auch mit gleichen Aussichten vollzieht wie in der Schweiz. Die jetzt erreichte Etappe aber steht in der Mitte zwischen der in der französischen Schweiz, wo der Kampf schon zu Gunsten der Schriftsprache so gut wie entschieden ist, und der in der deutschen Schweiz, wo der Kampf erst anhebt. Noch lernen die Dorfkinder auch bei uns das Hochdeutsche erst in der Schule; aber die Städte sind für das Hochdeutsche gewonnen. Er wäre undenkbar, dafs Bauern unter sich hochdeutsch sprächen; aber der Prediger, der Arzt, der Rechtsanwalt, der Richter braucht nicht mehr in der heimischen Mundart zu sprechen, um Vertrauen zu gewinnen oder sich verständlich zu machen! Der Bauer spricht von vornherein hochdeutsch mit ihm, schon um ihm zu zeigen, dafs er es kann. Aber ich glaube doch, unsere Bauern halten es noch ein paar Jahrhunderte aus, und so meine ich denn auch, dafs Tappolet die Lage des 'Schweizerdeutsch' doch etwas zu schwarz ansieht. Der Kampf wird länger währen, als er annimmt! Der Zustand in meiner niederdeutschen Heimat ist das Ergebnis eines dreihundertjährigen Kampfes, und die Stellung des Schweizerdeutsch ist ja ersichtlich noch ungeheuer stark. Wohl werden zuerst die Städte hochdeutsch werden, allen voran Zürich: damit ist aber nicht gesagt, dafs 'die Landbevölkerung nicht werde zurückbleiben wollen' (S. 36). Bei uns sprechen die mafsgebenden Kreise in den Städten schon längst hochdeutsch. Dieses Hochdeutsch übt wohl einen gewissen Einflufs auf das Platt der umliegenden Dörfer aus (z. B. wird s vor l, m, n, w, t, p allmählich zu sch), aber von einer Verdrängung des Platt ist bisher nichts zu merken. Die letztere Thatsache bringt mich auf eine weitere Einschränkung der Auffassung Tappolets. Er sagt (S. 25 u. 29), die deutschen Mundarten der Schweiz gingen quantitativ und qualitativ zurück, quantitativ, indem die Zahl der Dialektsprechenden und der Gelegenheiten zum Dialektsprechen zu Gunsten des Hochdeutschen abnehme, qualitativ, indem der Dialekt an Eigentümlichkeit verliere und dem Hochdeutschen angeglichen werde. Die beiden berührten Sprachprozesse dürfen m. E. durchaus nicht als gleichwirkende Kräfte zusammengestellt werden. Die Aufnahme fremder Bestandteile ist an und für sich noch keine Ursache für den Untergang eines Dialektes. Das Niederdeutsche hat seit Jahrhunderten eine Fülle von Lauten und Wörtern aus dem Hochdeutschen entlehnt: sie sind eingeplattdeutscht worden und haben die innere Struktur der Sprache gar nicht verändert. Das Holländische hat eine grofse Fülle französischer Elemente in sich aufgenommen und ist doch eine Schriftsprache geworden. Was eine Sprache an fremden Bestandteilen verdauen kann, ohne die Fähigkeit zu verlieren, eine blühende Kultursprache zu werden, zeigt das Englische. Nein, die Gemeinsprache hat nur da gesiegt, wo sie an die Stelle der Mundart tritt.

Das thut sie ja nun, wie Tappolet zeigt, auch in der deutschen Schweiz in zunehmendem Mafse, und so meine auch ich, dafs sie einst bei gleichbleibenden politischen Verhältnissen den Sieg davontragen wird; aber erst

'einst'. Und auch darin stimme ich Tappolet aus voller Überzeugung zu: das Endergebnis wird nicht die reine Schriftsprache sein, sondern örtlich gefärbtes Schweizer Hochdeutsch. Treffliche Männer haben den Ausweg der Doppelsprachigkeit befürwortet. So scheint O. von Greyerz 'eine Abgrenzung der Gebiete des mundartlichen und schriftsprachlichen Ausdrucks das sicherste Mittel zur Vermeidung einer zwitterhaften Mischsprache' (Tappolet, S. 37). Und ein anderer Sohn der Schweiz, ihm gleich an treuer Anhänglichkeit an seine Heimat, A. Tobler, meint ebenso, dafs 'eine bestimmtere Scheidung zwischen der gemeinsamen Sprache der gebildeten Deutschen und der örtlichen Mundarten, eine entschlossene Aneignung der ersteren ..., und andererseits ein gleichzeitiges, ebenso mutiges Festhalten der letzteren mit allen ihren lokalen Besonderheiten ... vielleicht am ehesten noch die Gefahr beschwören könnte' (Herrigs Archiv C., S. 455). Ich glaube aber mit Tappolet, dafs es stets ein Vorrecht der Gebildeten bleiben wird, ein lautlich und idiomatisch gutes Deutsch zu reden. Ist es doch selbst in Berlin so. Man soll doch ja nicht glauben, dafs das 'Deutsch' der breiten Volksmassen in Berlin verdorbenes Hochdeutsch sei. Verdorbenes Hochdeutsch ist m. E. nicht einmal das *j* der berühmten *jut jebratenen jans*. Dieses *j* ist eine Erbschaft aus dem verdrängten Niederdeutschen wie das *t* in *det*, das, das *k* in *ick*, ich, und das *e* in *nēse*, Nase: Berlin liegt eben in dem Gebiet des Niederdeutschen, das *g* lautgesetzlich zu *j* gewandelt hat.

Ich hätte noch mancherlei zu sagen. Ich will mich beschränken und nur noch darauf hinweisen, dafs aufser den Vertretern des Gelderwerbes und des wirtschaftlichen Fortschrittes auch noch andre in gewissem Sinne den Sieg des Hochdeutschen in der Schweiz vielleicht zu begrüfsen berechtigt wären. Die Deutschen im allgemeinen: Sollte die deutsche Schriftsprache nicht widerstandsfähiger gegen die aus dem Südwesten andrängende französische Schriftsprache sein als die Mundart? Und darf man nicht erwarten, dafs, wenn nicht die deutsche Schriftsprache, so doch die gemeindeutsche Umgangssprache durch manchen kräftigen, herzhaften Ausdruck bereichert würde? Die Niederdeutschen, die das Hochdeutsche annehmen, nehmen doch manchen Herzensausdruck, für den das Hochdeutsche versagt, vielfach in ihre neue Sprache hinüber.

Friedenau. E. Mackel.

C. Dietrich, Grundlagen der Völkerverkehrssprache. Entwürfe für den Auf- und Ausbau einer denkrichtigen neutralen Kunstsprache als zukünftige Schriftsprache, eventuell auch Sprechsprache (?) für den internationalen Verkehr. Dresden, Kühtmann, 1902. 70 S. M. 3.—.

Wie alle Weltsprachler, verwirft auch D. (S. 13, 64, 68) alle andern Kunstsprachen, und wie sie erklärt er die Völkerverkehrssprache der Zukunft für eine sichere Errungenschaft der Zukunft. Die Philologie soll damit (S. 20) Ähnliches leisten wie die Physik mit Erfindung der Loko-

motive. Da aber D. seine Zukunftsprache nicht auf die vorhandenen Nationalsprachen aufbauen will, wie die 'Kompromifssprachen' von Schleyer etc. (S. 64), sondern auf die 'Denkrichtigkeit', so hätte die Arbeit eigentlich die Psychologie zu leisten. Hier aber steckt's eben. Principiell ist gewifs das der richtige Standpunkt; wenn man überhaupt eine internationale Sprache will, mufs man sie über den gegebenen Sprachen aus der Logik heraus aufbauen. Die Zeichen müssen dann etwa denen der Stoichiometrie ähneln, wie D. (S. 33 f.) das erstrebt, und soll gesprochen werden, mufs gewifs die Grundformel gelten: 'für sachlich verwandte Begriffsgruppen klanglich verwandte Wörtergruppen' (S. 27). Aber vergleicht man den Entwurf mit einem von den gleichen Principien ausgehenden älteren, wie etwa dem des Bischofs Wilkins, so sieht man recht, wie tief die Idee der Weltsprache gesunken ist. Damals eine grofsartige, wenn auch undurchführbare Conception; heute ein kümmerliches Dasein. Man sehe sich nur die Begriffssuffixe (S. 37) an: welch kümmerliches Hineintappen in den sprachlichen Vorrat ohne jedes höhere logische Princip!

Vom praktischen Gesichtspunkt aus scheinen uns unsere Zahlworte immer noch viel besser als die so bequem zu verwechselnden *tax* und *tox*, *taj* und *toj* (S. 52) der Tabelle D.s; oder gar unsere Stammsilben als die mit *eit* und *ait* differenzierten 'klaren Formen' (S. 35). Ehe man an die 'systematische Ausnutzung der Vokale und Konsonanten' (S. 63) geht, mufs man doch wohl diese rein empirischen Begriffe auf eine höhere Einheit, phonetisch oder historisch-national, reduzieren. Kurz — der 'Idealist', dessen Eifer uns freut, hat noch recht viel zu thun, ehe er von seinem 'Aufbau' zum 'Ausbau' kommen darf — wenn das je geschieht.

Berlin. Richard M. Meyer.

The German and Swiss settlements of colonial Pennsylvania: a study of the so-called Pennsylvania Dutch, by Oscar Kuhns. New York, Henry Holt and Company, 1901. 8[o]. VIII and 268 pp.

Die deutsche Auswanderungslust nach Amerika ist immer grofs gewesen, aber meistens haben sich die Deutschen unter der anderen Bevölkerung der neuen Heimat zerstreut und so ihr Volkstum bald fast gänzlich verloren. Doch in einem Teile der Vereinigten Staaten war dies nicht der Fall, und obwohl die deutsche Kolonie in dieser Gegend (meist im Staate Pennsylvanien gelegen) schon seit zwei Jahrhunderten existiert haben die Nachkommen der ersten Einwanderer doch noch so ziemlich ihre Sprache und Sitte bewahrt erhalten. Dr. Oscar Kuhns, Professor für Romanische Sprachen in der Wesleyan University, Middletown, Conn., gehört selbst zu dieser isolierten deutschen Kolonie, da sein Familienname Kuhns ursprünglich Kuntz lautete und sich nur mit der Zeit unter dem Einflufs des Englischen so verändert hat.

Der Dreifsigjährige Krieg hatte solch unerhörte Verwüstung in manchen Teilen von Deutschland verursacht, dafs Bauern und Leute mittlerer

Volksschichten da und dort in der Verzweiflung auswanderten. Dies war besonders in der Rheinpfalz der Fall. Dazu kamen noch die religiösen Unruhen in der Schweiz. Ganze Familien zogen nach Pennsylvanien.

Zuerst hatten sie schlimme Zeiten durchzumachen; aber der Boden war so fruchtbar, und der Fleiſs dieser wackeren Leute und ihre Kulturkentnisse waren so groſs, daſs die ehemals armen Bauern sehr bald zu wohlhabenden Landeigentümern wurden. Von Deutschland aus hatten sie zugleich eine starke pietistisch-religiöse Gesinnung mit in die neue Heimat gebracht, und dieser Einfluſs war so dauernd, daſs heutzutage noch die lutherischen und reformierten Kirchen mitsamt mehreren Verzweigungen das ganze Volk in dieser Gegend beherrschen, ja noch Pastoren in alle umliegenden Staaten entsenden.

Im Zusammenhange mit dem Buche des Prof. Kuhns mag hier auch die zweite groſse deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten erwähnt werden, die durch den politischen Sturm von 1848 verursacht wurde. In diese Klasse gehört der Referent selbst, als Nachkomme eines Auswanderers, und könnte von so manchem persönlich Erlebten Aufschluſs geben. Der Strom ging diesmal in viele Gegenden, z. B. auch in den Umkreis von Baltimore. Die Deutschen gründeten überall Kirchen, und zwar sind auch die katholischen Abkömmlinge vielfach vorhanden, was bei der ersten Auswanderung nicht der Fall war. Ihre deutsche Muttersprache hat in den wenigen Jahrzehnten schon ziemliche Verluste erlitten, und das Englische gewinnt rasch die Überhand. Als typisches Beispiel dieser Mischsprache mag der folgende Satz dienen:

Das Pferd ist über die *Fence gejumped* und hat den *Wheat gedamaged.*

Spricht man die deutschen Worte deutsch und die englischen englisch aus, so macht sich die Sache sehr komisch. Die verschiedenen einheimischen Dialekte haben viele Variationen ergeben, doch scheint das Schwäbische allgemein zu überwiegen.

Durch den immer zunehmenden Verkehr mit anderen Gegenden und die Einmischung von fremden Elementen ist das Deutsche im Absterben begriffen. Noch eiñ halbes Jahrhundert, und das einzige noch Übrigbleibende wird wohl ein Fortdauern von so manchen deutschen Familiennamen sein. In mancher Hinsicht ist diese Vernichtung einer Sprache und Sitte zu bedauern; doch im allgemeinen ist es wohl besser, daſs das neue amerikanische Volk im Laufe der Zeit zur Einheitlichkeit gelangt und die verschiedenen ursprünglichen Bestandteile ganz und gar zusammenschmelzen.[1]

Baltimore. Georg C. Keidel.

---

[1] Die Ansicht des Verfassers lasse ich ungeschmälert abdrucken, füge aber bei, daſs sie wenigstens für die ländlichen Kolonien weiter im Westen wohl zu pessimistisch ist. Hat sich das kleine, von Deutschen ganz umgebene und durchsetzte Volk der Tschechen, das schon fast litteraturlos war, dennoch aufgerafft und erhalten, so werden hoffentlich auch unsere Landsleute noch einiges Rückgrat haben und den groſsen Vorteil, zwei Kulturen in sich zu vereinen, die deutsche und die englische, nicht so leicht wegwerfen. Es braucht nur etwas energische Mütter.

A. B.

Jakob Gerzon, Die jüdisch-deutsche Sprache. Eine grammatisch-lexikalische Untersuchung ihres deutschen Grundbestandes. Frankfurt a. M., J. Kauffmann, 1902. 134 S. 8°. M. 2.50.

Den Gegenstand dieser Arbeit über das Judendeutsch bildet die Sprache der Juden in Rufsland, die der Verfasser lediglich nur aus der Litteratur und aus Mitteilungen jüdischer Studenten aus Rufsland kennen gelernt hat. Er behandelt nach dem üblichen Schema Laut- und Flexionslehre, dann auch Wortbildung und Syntax und in vier Gruppen den Wortschatz des Judendeutsch, hier hauptsächlich Wörter, die dem Verfasser Besonderheiten aufzuweisen schienen. Soweit man, ohne die Sprache selbst zu kennen, da ein Urteil fällen kann, scheint mir die Arbeit mit Fleifs und nicht ohne Erfolg durchgeführt, und Fachgenossen werden das Buch gegebenen Falles dankbar benutzen. Der Verfasser glaubt nach einigen wichtigen Erscheinungen der lautlichen Entwicklung (wie die p-Verschiebung) Ostmitteldeutschland als die Heimat des Jüdischdeutschen aufstellen zu können. Auf eine eingehendere Behandlung mundartlicher Fragen hat er sich nicht eingelassen; schliefslich ist ja auch die genaue Untersuchung einer Mundart, die man nur aus zweiter Hand kennt, nicht mit eigenem Ohr gehört hat, eine mifsliche Sache.

Innsbruck. J. Schatz.

Dott. S. Friedmann, Grammatica tedesca con esercizi, letture e vocabolario etimologico. Seconda edizione. Torino, Löscher, 1902. 333 S.

Die erste Auflage dieses Buches wurde von der Kritik günstig besprochen, und nach sechs Jahren ist bereits eine zweite Auflage nötig geworden. Ein Erfolg, der Büchern dieser Art nur selten zu teil wird.

In der That behandelt Dr. Friedmann die Grammatik mit grofser Sorgfalt, wenn man von modernen Forderungen abstrahiert; die Fassung der Regeln ist klar, wenn auch etwas gedrängt; der Druck unterscheidet deutlich zwischen dem, was zu einem Elementarkursus gehört, und dem, was der vorgeschrittenere Schüler noch zu lernen hat. Die vielen Übungen sind vorsichtig abgestuft und streben nach interessantem Inhalt; endlich wird im Vokabular sowie im Texte dem Wifsbegierigen viel Etymologisches und Anziehendes geboten. Das Buch ist ein originelles und tüchtiges Kompendium der Grammatik für Schule und Privatgebrauch, wie man sie noch vor zwanzig Jahren auffafste.

Hat denn aber Herr Dr. Fr. von den neuen Methoden und von der Umwälzung, die auf dem Gebiete des Sprachunterrichts stattgefunden, gar nichts gehört? Oder, falls er davon etwas weifs, glaubt er etwa, man könne die Ideen von Männern wie Vietor, Storm, Beyer u. a. einfach mit Stillschweigen übergehen? Die Regeln über die Aussprache des Deutschen, verglichen mit der des Italienischen, nehmen bei ihm kaum drei Seiten ein, die Betonung eine! Ich habe an der Universität

in Rom zwei Jahre lang deutschen Unterricht erteilt, da die fleifsigeren Studenten es lebhaft wünschten; und meine Erfahrung geht dahin, dafs die phonetische Einübung nie fleifsig genug betrieben werden kann; mit drei Seiten trockener Regeln erreicht man beim Italiener noch lange kein richtiges Deutsch.

Mit Seite 5 werden bereits, in rein abstrakter Weise, die Deklinationen in Angriff genommen, mit all ihren Ausnahmen; dabei treten lange Reihen von Wörtern auf, unter diesen: Gruft, Zunft, Bürge, Laie, Rappe, Fink, Geck, Hagestolz. Mit Recht schliefst die neue Methode im Anfangsunterricht solche Wörter aus, die der Schüler lange keine Gelegenheit haben wird, praktisch zu verwerten; das ist reiner Ballast, keine lebendige Sprache. — S. 30 beginnen die Übungen, wo Version und Thema regelmäfsig abwechseln, nach klassischer Vorschrift: 'pas à pas, côte à côte, — Comme s'en vont les vers classiques et les bœufs.' Dafs die Übersetzung von der Muttersprache in die Fremdsprache ein zeitraubendes, geradezu gefährliches Exercitium ist, das haben andere bereits so schön und so klar nachgewiesen, dafs ich einfach die Seelenruhe bewundern mufs, mit der Herr Dr. F. in der Routine weiterfährt.

Wie gut es auch gemeint sein mag, scheint mir ebenfalls das Vielerlei dieser Grammatik ein methodischer Fehler zu sein. Was für Schüler hat eigentlich der Autor im Auge? Wenn er an Anfänger denkt, so überwiegt die Grammatik viel zu sehr die Phonetik; wenn an Realschüler, so wirkt der beinahe gelehrte Apparat abschreckend; wenn an künftige Germanisten, so ist wiederum eine gute Hälfte des Buches zu elementar. Für jeden einzelnen Fall steckt darin nur zu viel des Guten.

Ich mufs darauf zurückkommen: bei den italienischen Verhältnissen, d. h. bei der dortigen Schulroutine, wo die Muttersprache selber besonders vom rhetorischen und ästhetischen Standpunkte aus gelehrt wird, da mufs, mehr noch als anderswo, bei der Erlernung einer Fremdsprache das Hauptgewicht auf die Phonetik gelegt werden, wonach erst die elementarsten Begriffe der Grammatik allmählich gewonnen, dann aber fest eingeprägt werden. In mehreren Städten habe ich Sekundarlehrer und -Lehrerinnen gesehen, die Objekt und Subjekt nicht zu unterscheiden wufsten. An der Universität in Rom habe ich fünf Jahre lang Fachlehrer auf das Examen im Französischen vorbereitet und dabei immer wieder die gröbsten Versehen in Phonetik und Grammatik bekämpfen müssen. Der Anschauungsunterricht, verbunden mit strenger phonetischer Schulung, hat dann merkliche Fortschritte hervorgebracht.

Damit möchte ich nicht sagen, dafs die neue Methode alleinrettend sei; sie hat selber sich noch zu bessern, sich vor Oberflächlichkeit wohl zu hüten, und sie wird hoffentlich mit der Zeit von der alten Methode noch manches Gute lernen. Gewifs wird ein guter Lehrer auch mit dem alten System gute Resultate erzielen; solche Lehrer sind aber in Minderheit und sind auch die ersten, welche die Notwendigkeit der Reform eingesehen haben. — Schade, dafs Dr. Fr. eine grofse Arbeit und ein schönes

Wissen an ein Buch vergeudet hat, welches in seiner ganzen Methode dem Geiste unserer Zeit und den Bedürfnissen der italienischen Schule gar nicht mehr entspricht.

Zürich. E. Bovet.

Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Entstehungs- und Bühnengeschichte von Max Herrmann. Nebst einer kritischen Ausgabe des Spiels und ungedruckten Versen Goethes, sowie Bildern und Notenbeilagen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1900. VIII, 293 S. M. 8.—.

Oft mufsten wir in den letzten Jahren hören, dafs die philologisch-historische Methode dem Kunstwerke und künstlerischen Schaffen gegenüber eigentlich versage; man verlangt dafür nach stärkerer Berücksichtigung der dichterischen Psychologie und nach intimer Beobachtung der Wirkungen und Reize des Gebildes. Ich glaube, dafs solchen Forderungen die allgemeingültige Berechtigung fehlt; in den besten Leistungen philologischer Litteraturwissenschaft ist eine gesunde Psychologie und Ästhetik bisher nicht zu kurz gekommen. Immerhin verdient es erhöhte Aufmerksamkeit, wenn ein zünftiger Litterarhistoriker versucht, ein Beispiel vertiefter und verfeinerter Methode aufzustellen. Ein solches ist Herrmanns Buch über Goethes 'Jahrmarktsfest zu Plundersweilern'; es möchte, 'wenn auch mit philologischen Mitteln, so doch auf eine vom Herkömmlichen vielfach abweichende Art so tief wie möglich in die Seele des jungen Goethe hineinleuchten.'

Die Untersuchung weist treffliche Eigenschaften auf: rastlosen und umsichtigen Spüreifer in der Herbeischaffung des zerstreuten und verschiedenartigen Materials, das aus Litteratur- und Theater-, wie aus Kunst- und Kulturgeschichte geschöpft und dem engeren Gegenstande des Buches dienstbar gemacht wird; einen nie versagenden Scharfsinn, eine weitgehende Fähigkeit des Kombinierens und Ausdeutens; eine bestechende Dialektik, die sich einem eindringlichen und bewegten Stile gesellt; schliefslich eine peinliche Genauigkeit des äufseren Gewandes, philologische Akribie im guten Sinne.

Und doch möchte ich der Wissenschaft als solcher, so hoch ich die Anregung einschätze, nicht den Weg wünschen, den Herrmann eingeschlagen hat. Dafür ist der gröfste Teil des hier errichteten Gebäudes, wie mir scheinen will, doch zu wenig dauerhaft. Freilich Herrmann selbst klagt (S. 2) über den 'Fluch aller wissenschaftlichen Arbeit, dafs sie den Stoff nicht für die Ewigkeit, sondern günstigenfalls nur für die Erkenntnisbedürfnisse einer bestimmten Zeit ins rechte Licht rückt.' Es ist leider in der Wirklichkeit häufig so, aber das ideale Ziel mufs für uns doch wohl noch immer die Feststellung einer bleibenden Wahrheit innerhalb der Aufsendinge und unseres Erkenntnisvermögens sein. Von ihr sagt Goethe: 'Nichts ist grofs als die Wahrheit, und die kleinste Wahrheit ist grofs.'

Herrmanns ganze Studie wird von einer Grundanschauung getragen,

das ist seine Auffassung von der 'Conception' des 'Jahrmarktsfestes' in Goethes Seele. Es ist notwendig, Herrmanns Darstellung hier bis in die Einzelheiten nachzugehen; nicht nur wie sie das erste Kapitel: 'Schöne Raritäten' enthält, sondern auch in ihrer Verknüpfung mit den übrigen Abschnitten des Buches.

Zweifellos ist die Frage nach dem Conceptionshergange für die Erkenntnis dichterischen Schaffens die mafsgebende. Es ist ein Verdienst Herrmanns, sie hier gestellt und mit strenger Konsequenz verfolgt zu haben. Gewifs darf man nicht einwenden, das 'Jahrmarktsfest' sei ein corpus vile. Für jene Zeit junggoethischer Entwickelung, da es entstand, ist jede Zeile von Belang; es wird sich zeigen, wie H. dem 'Schönbartspiel' auch eine typische Bedeutsamkeit zu verleihen bemüht ist.

In dem grofsen Ganzen der Dichtung sucht H. zunächst eine sogenannte 'Conceptionsstelle' ausfindig zu machen; er vermag die erste Fassung nicht als Werk aus einem Gusse zu betrachten. Mit Gründen, denen freilich das Zwingende fehlt — man erinnert sich einzelner Experimente der Faustforschung —, tritt H. als Chorizonte zunächst zweier Partien des Stückes auf. Die erste wird gebildet durch die vierhebigen Reimpaargruppen[1] V. 1—32 (Gespräch zwischen Doktor und Marktschreier nebst der abschliefsenden Meldung des Bedienten) und V. 156—283 (Estherspiel und Zwischengespräche). Der derben, massigen Manier der im Estherspiel gipfelnden Partien steht die 'zarte Filigranarbeit' der übrigen Teile des Stückes gegenüber. 'Dort ein leichtes Andeuten, ein rasches Vorüberhuschen; hier scharfe und kräftige Striche und ein behagliches Verweilen'. H. folgert weiter, die zarten Bestandteile müssen die älteren sein. Getraut man sich überhaupt, ältere und jüngere Schichten bei einem Werke so geringen Umfanges und verdichteten Gepräges voneinander zu lösen, so wird man gefühlsmäfsig in der That jene die Wesenheit des Stückes bestimmenden Teile für seinen Kern zu nehmen geneigt sein. Das Charakteristische an ihnen ist der ununterbrochene Flufs der einander ablösenden Erscheinungen, sagt H. richtig. Dann aber thut er einen plötzlichen, ganz unvermittelten Sprung mit dem nächsten Gedankenfortschritt: 'Das Ganze,' heifst es (S. 13), 'gleicht einer einzelnen Jahrmarktssehenswürdigkeit: es ist wie ein Guckkasten, in dem die Figuren lebendig geworden sind und im raschen Vorüberziehen Zeit gefunden haben, an Stelle des eintönig erklärenden Guckkastenmannes sich selbst jede mit einem kurzen Sprüchlein vorzustellen.' Das Ursymbol der Dichtung soll in einem solchen Guckkasten zu suchen sein. So deutlich ich die psychologischen Triebfedern dieser Annahme zu erkennen glaube, so wenig scheint sie mir wissenschaftlich haltbar, und ich bewundere eigentlich die Beharrlichkeit und Sicherheit, mit der diese 'Guckkastenhaftigkeit' im weiteren Verlauf der Untersuchung als Thatsache auftritt. Zu welchen Inkonvenienzen sie führt, möchte ich deutlich machen.

Einen äufseren Beweis oder wenigstens eine Anknüpfung giebt der

[1] Citiert nach der kritischen Ausgabe im Anhange des Buches.

'Prolog' her, dem Goethe in dem 1774 erschienenen Bändchen 'Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel', das der Reihe nach 'Künstlers Erdenwallen', das 'Jahrmarktsfest', den 'Pater Brey' enthält, die erste Stelle anwies. Herrmann setzt diesen Prolog in eine innere Verbindung mit dem 'Jahrmarktsfest' — weil Goethe ihn 1789 im achten Bande der gesammelten Schriften dem 'Jahrmarktsfest' unmittelbar vorangeschickt 'und somit die künstlerische Zusammengehörigkeit zu einer der Abfassung noch nicht zu fern gelegenen Zeit selbst betont' hat. H. selbst hat in seiner Einleitung scharf die Forderung präcisiert, daſs bei der Erklärung eines Goethischen Jugendwerkes nur von dem Material ausgegangen werde, das das Werk selbst und die seiner Entstehung gleichzeitigen biographischen Hilfsdokumente liefern; er bemüht sich sodann selber nachzuweisen, daſs Goethe bereits 1778 in der Theaterbearbeitung die 'Guckkastenhaftigkeit' des Originals bedenklich angetastet hat (S. 175) und dem vermeintlichen Sinne des Werkes später noch immer fremder geworden ist (vgl. S. 200). Mir scheint es danach methodisch nicht angebracht und, wie die Dinge hier liegen, nicht einmal widerspruchslos zu sein, aus der späteren Aufeinanderfolge beider Dichtungen, wofür sich manche andere Kombinationen beibringen lieſsen, Rückschlüsse auf die ursprüngliche Einheit zu wagen. Daſs der Prolog mindestens ein Jahr nach dem Schönbartspiele entstand, sei schon hier erwähnt.[1]

Dieser Prolog nun enthält V. 5—6 die Worte:

Ach schau sie guck sie komm herbey!
Der Pabst und Kaiser und Clerisei!

— eine Aufforderung des Guckkastenmannes, seine Herrlichkeiten nähertretend sich anzusehen. Wie führt von hier aus die Brücke zum 'Jahrmarktsfeste'? Vorausgesetzt, daſs wirklich der Prolog als Ganzes ursprünglich mit dem 'Jahrmarktsfeste' etwas zu thun hätte, so können doch diese Zeilen — das wird noch deutlicher werden — nur auf den Inhalt des Prologs bezogen werden und nicht, aus dem Zusammenhange gelöst, auf eine längst geschriebene andere Dichtung. Aber, sagt Herrmann, schon in einem Briefe an Engelmann vom 10. September 1770 schreibt Goethe aus Straſsburg: 'Jeder hat doch seine Reihe in der Welt wie im Schönerraritätenkasten. Ist der Kayser mit der Armee vorübergezogen. Schau sie, Guck sie, da kommt sich die Pabst mit seine Klerisey'. Und die Folgerung: 'bis nach Straſsburg zurück haben wir den ersten Keim des späteren »Jahrmarktsfestes« zurückzuverlegen.'

Lassen wir einstweilen das Jahrmarktspiel ganz beiseite und halten wir uns nur an das Guckkastenmotiv selbst und die Geltung, die es in Goethes Anschauungen gewinnt.

Schon Minor-Sauers Goethestudien, Wien, 1880, S. 10, machten darauf aufmerksam, daſs für die Stürmer und Dränger 'in dem bunten Spiele

[1] Übrigens spricht auch Loeper, Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, S. 54 von dem 'Prolog zu dem Jahrmarktsfest'.

der Bilder des Guckkastens, in dem sonderbaren Neben- und Durcheinander des Raritätenkastens ein Vorbild des bunten Treibens in Welt und Leben' lag. Unabhängig davon (vgl. S. 282 f.) hat H. diese Symbolik, die der Guckkasten für den jungen Goethe gewann, betont und ins Licht gesetzt. Er rückt diese 'Guckkastenverklärung' in die Nähe des Faust und der Volksliederaufzeichnungen, gliedert sie an jener Wendung zum Volkstümlichen, Verkannten, die Goethes Fühlen in Straſsburg nahm. Ob man in der Symbolisierung des Guckkastens eine Folgeerscheinung jener Umkehr sehen darf, da 'Deutschheit emergirte', die sich, wie bisher angenommen, erst nach dem Eintreffen Herders in Straſsburg vollzog, mag hier dahingestellt bleiben. Herrmann selbst muſs einige Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Die Verse, die Goethe am 28. August 1765 seinem Freunde Friedrich Maximilian Moors ins Stammbuch schrieb (Der junge Goethe I, 85; Herrmann, S. 36) — mögen sie nun auch, wie Herrmann will und ich auch glaube, nicht von Goethe selber herrühren —, vor allem aber das Gedicht von Johann Benjamin Michaelis (Herrmann, S. 37) aus Leipzig vom Jahre 1768, zeigen doch, daſs jenes Bild, das die im 18. Jahrhundert zum geflügelten Worte gewordenen 'schönen Raritäten' mit den Erscheinungen des Lebens vergleicht, schon in Umlauf gesetzt war. Man betrachtet bei derlei wissenschaftlich aufgeworfenen Fragen einzelne Individualitäten viel zu sehr isoliert von dem weiteren Publikum und einer breiten Gesprächsschicht.

Doch gleichviel, seit dem Jahre 1770 hat Goethe in der That den farbigen Abglanz des Lebens gern mit den Bildern eines Guckkastens verglichen, ob nun gerade mit jenem tiefsinnigen Ernste, wie Herrmann will oder, wie ich meine, mehr um durch diese Zusammenstellung schon äuſserlich das bunte Spiel des Daseins leicht zu ironisieren — das sind Fragen, bei denen subjektivem Ermessen Spielraum gelassen ist. Ich möchte aber doch einmal die Stellen aufführen, in denen die 'schönen Raritäten' bei Goethe metaphorische Verwendung finden. Da ist zuerst die schon berührte, vom 10. September 1770. Ihr folgt jene in der zum 14. Oktober 1771 verfaſsten Rede 'Zum Shakespeares Tag' (Weimarer Ausgabe I, 37, S. 133): 'Shakespeares Theater ist ein schöner Raritäten Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeywallt'. Herrmann meint an dieser Stelle, im Zusammenhang mit Shakespeare habe das Motiv eine 'überhabene' Bedeutung. Ich kann mich nicht entschlieſsen, das anzuerkennen; ich sehe in dieser Zusammenstellung nur eine Illustrierung der dramatischen T e c h n i k Shakespeares. Goethes Rede bildet bekanntlich (vgl. Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 23 f.) zusammen mit Lenzens Anmerkungen über das Theater von 1774 und dem von H. L. Wagner übersetzten 'Nouvel essai sur le théatre' Merciers die Dramaturgie des Sturmes und Dranges: man verlacht die drei Einheiten, auch die der Handlung. Die Begebenheiten erscheinen nebensächlich. 'Das bunte, wechselvolle Treiben der Welt soll den bisherigen engen Rahmen durchbrechen.' Ein Blick auf die abrupte, fliegend wechselnde Scenenführung

der 'Geschichte Gottfriedens von Berlichingen' überzeugt ja, wie raritätenkastenmäfsig verbindungslos dort manche Momentbildchen gedacht sind. — Und ferner: in der 'Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe', 1775, schreibt Goethe (vgl. Herrmann, S. 283 f.): 'Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten, die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele, drum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urteil leiten, sie sind willig, die Eindrücke anders ordnen, verschieben und ihren Wert auf und ab bestimmen zu lassen.' Herrmann hält diesen Satz für interessant, 'weil er zeigt, dafs nach der künstlerischen Ausbildung jener ersten Symbolerfassung der Raritätenkasten eine neue Bedeutung gewinnt'. Mir erscheint die Anwendung des Vergleichs hier nicht durchaus verschieden von der sonstigen Gestaltung in Goethes Seele — der Passus in der Shakespearerede steht abseits —, vorausgesetzt, dafs man geneigt ist, das Symbol in eine weniger erhabene Sphäre zu rücken als Herrmann es will: hier sind die Wirkungen, sonst die Objekte leicht verächtlich gepaart. Es ist, wie sich gleich noch besser zeigen wird, sehr unangebracht, schroffe Zeitgrenzen abzustecken, innerhalb derer — bis zur Entstehung des 'Jahrmarktsfestes' — das Guckkastenmotiv im vermeintlichen Sinne Herrmanns allein wirksam sei, der aus diesem Grunde unsere Stelle am liebsten ganz übergangen hätte und sie nur auf eine äufsere Veranlassung hin noch in den Nachträgen zu Worte kommen läfst.

Merkwürdig will mir nun scheinen, dafs man das ausgiebigste Zeugnis für jene Verwendung der Raritätenkastenidee bisher so gut wie gar nicht beachtet hat: ich meine den oben erwähnten 'Prolog' zum 'Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel'. Was enthält denn dieser Prolog eigentlich? Herrmann, der überhaupt Dinge, die seine auf vorgefafsten Anschauungen aufgebaute Untersuchung beeinträchtigen könnten, gern beiseite schiebt, sagt nur leichthin (S. 14), er werde 'am ungezwungensten wieder als eine Reihe sich in eiliger Folge drängender Guckkastenbilder' erklärt, 'zu denen der Dichter den erläuternden Text spricht'. Das ist ganz richtig; aber diese Bilder, es sind eben symbolische, typische Scenen des verworrenen und bunten Lebens, dessen Sein und Schein, dessen wechselndes Spiel der Kräfte dem Dichter, der sein Herz zu einer Welt erweitern möchte, die Probleme aufgiebt. In den Vordergrund drängt sich ihm dabei immer wieder die Komödie des Litteratenlebens, der Litteraturjahrmarkt, dessen bildlicher Verwendung durch J. G. und Fr. H. Jacobi, in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, bei Merck und Goethe, Herrmann S. 53 ff., nachgegangen ist:

> Trottiren und stäuben zu hellen Schaaren
> Machen ein Geschwäzzer als wie die Staren
> Dringt einer sich dem andern vor
> Deutet einer dem andern ein Eselsohr.
>
> Da steht das liebe Publikum
> Und sieht erstaunend auf und um
> Was all der tollen Reuterey
> Vor Anfang Will und Ende sey.

Gegen den Schlufs wird dann die Vorstellung des Guckkastens, die durch die beiden Verse: 'Ach schau sie, guck sie u. s. w.' eingeführt war, durchbrochen. Das Resumé:

> So ist die Eitelkeit der Welt
> Ist keines Reich so fest gestellt
> Ist keine Erdenmacht so gros
> Fühlt alles doch sein Endelos
> Drum treibs ein ieder wie er kann
> Ein kleiner Mann ist auch ein Mann,
> Der Hoh stolzirt der Kleine lacht
> So hat's ein ieder wohl gemacht.

Herrmann hat auf S. 286 f. zwei Goethische Briefstellen ausgehoben, die Bezug nehmen auf seinen Berliner Aufenthalt. Die eine an Merck vom 5. August 1778 (Weim. Ausg. IV, 3, S. 239): 'Wir waren wenige Tage da, und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Raritäten Kasten.' Die andere an Charlotte von Stein (a. a. O. S. 225) in Bezug auf dieselben Berliner Beobachtungen: 'So viel kann ich sagen ie gröser die Welt desto garstiger wird die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eseley der Hanswurstiaden ist so eckelhafft als das Wesen der Grofsen Mittleren und Kleinen Durcheinander.' Herrmann entnimmt diesen Citaten eine Folgerung, die hier beiseite bleiben darf. Aber man wird den Zusammenhang erkennen zwischen den in jenen Briefen wiedergegebenen Empfindungen und dem Inhalte des Prologs, der auch dieses 'Wesen der Grofsen, Mittleren und Kleinen Durcheinander' — freilich mit vergnügterer Miene — anschaut. Goethe stand über dem Treiben; die Reflexion darüber bildete einen Teil seiner damaligen Philosophie.

Wenn nun unzweifelhaft in diesem Prolog das Guckkastenmotiv, verbunden mit einer symbolischen Erfassung des bunten Weltentreibens, verwertet ist, sollte man da Goethe zutrauen, dafs er diese Vorstellung in dem 'Jahrmarktsfeste', zu dem nach Herrmann der Prolog organisch gehört, das einen Teil dieses durch den Prolog eingeleiteten 'Moralisch-politischen Puppenspiels' bildete, nochmals aufgenommen und so das Motiv totgehetzt hätte?

Schliefslich möchte ich glauben, dafs der von Herrmann konstruierte Conceptionshergang an inneren Unhaltbarkeiten und Widersprüchen leidet. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal seine Meinung. Der Guckkasten ist anfangs mehr ein Princip als ein Bild, eine allgemeine Form, der der besondere Inhalt noch fehlt (vgl. S. 45). Zweitens: 'Die Folge simpler Bilder wird vom Guckkasten her beibehalten, die Bilder selbst aber — Papst, Kaiser und Klerisey und la bella Catharina — werden ausgeschaltet, und an ihre Stelle treten die associativ gegebenen Bilder, die das rund um den Guckkasten herum sich entfaltende Jahrmarkstreiben bietet.' Wir müssen nun hinzunehmen, was Herrmann gelegentlich der Goethischen Bühnenbearbeitung (S. 171 f.) sagt: 'Zwischen die im Urjahrmarkt trennungs- und verbindungslos aneinander gereihten Anpreisungsverslein werden nun scenische Anweisungen gefügt...

Der Zweck ist deutlich und wird erreicht: kleine lebhaft bewegte Bühnenbilder werden erzielt... Die Personen werden untereinander wenigstens teilweise in Beziehung gesetzt. So ist ein theatralischer Fortschritt festzustellen; aber auf der anderen Seite läfst sich nicht leugnen, dafs der geheime Sinn des Ganzen, eben jene Verbindungslosigkeit, jene Guckkastenhaftigkeit des Originals, in dem sich nur ein einziges Mal (nach V. 120) eine allenfalls vergleichbare scenische Bemerkung findet, eben zu Gunsten des Theatralischen bedenklich angetastet ist.' Aus den Stellen, die ich durch Sperrdruck hervorhebe, ergiebt sich mit Deutlichkeit des Verfassers Ansicht von der ursprünglichen Form des Spiels. Je öfter ich das 'Jahrmarktsfest' lese, desto mehr sträubt sich in mir — und ich glaube, es wird noch manchem so gehen — ein natürliches Gefühl gegen diesen 'geheimen Sinn'. Ich finde auch nicht den Schatten eines Beweises für jene Verbindungs- und Handlungslosigkeit des Urjahrmarktes; er unterscheidet sich darin in nichts von der späteren Bearbeitung von 1778. Dafs die scenischen Bemerkungen fehlen, ist doch etwas rein Äufserliches der junggoethischen Arbeitsweise und wird sich durch manche parallele Beispiele erläutern lassen. Übrigens möchte ich erinnern, dafs Herrmann auf S. 52 annimmt, Goethe habe im Urjahrmarkt 'die ganze Jahrmarktsfestsituation mit der Laube vor dem Hause des Amtmannes deutlich vor sich' gehabt. Von dieser Laube erfahren wir nur etwas durch eine scenarische Anweisung hinter V. 80 der Theaterbearbeitung. Folglich hat die spätere, weniger wortkarge Fassung hier zur Erklärung herhalten müssen. Aus dieser Inkonsequenz scheint mir hervorzugehen, dafs es Herrmann selber unmöglich geworden ist, seine Auffassung von dem Wesensunterschiede beider Fassungen durchzuführen.[1]

Doch über dieser Guckkastenhypothese, bei der wir uns länger als billig aufgehalten haben, möge der wertvolle Rest der Untersuchung nicht vergessen werden; ich vermag ihn nur in allgemeinen Umrissen anzugeben. Herrmann ist in die Niederungen der Litteratur hinabgestiegen zu den Raritätenkastenliedern des 18. Jahrhunderts (S. 19 ff.). Er hat freilich die berufenen Verse: 'Ach schau sie guck sie' etc. in keinem dieser Lieder aufgefunden — und ich halte ihre Herleitung aus einem solchen auch gar nicht für notwendig —, aber welche hübschen kulturhistorischen Einblicke werden uns da aufgethan! Und in diesem Zusammenhange sei auch gleich der Bilder, die das Buch schmücken, dankbar gedacht.

Der zweite Abschnitt des ersten Kapitels ist dem eigentlichen Jahrmarktsmotiv gewidmet. Wenn Herrmann bis auf den Tag genau nachzuweisen sucht, welcher Jahrmarkt denn eigentlich Goethes Phantasie be-

---

[1] Freilich teile ich nicht seine Ansicht, dafs die Briefstelle über den Giessener Schmidt (S. 51): 'Als ein wahrer Esel frisst er die Disteln die um meinen Garten wachsen nagt an der Hecke die ihn vor solchen Tieren verzäunt und schreit dann sein kritisches J! a! ob er nicht etwa dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: ich binn auch da,' aus sich heraus ohne Beziehung auf das 'Jahrmarktsfest' unverständlich sei.

fruchtet habe, so hegt man allen Respekt vor der dafür aufgebotenen Gelehrsamkeit, fühlt sich aber doch an manche Leistungen einer Mikrologie erinnert, die sonst auf den Namen des zuviel bespöttelten Düntzer geht. Sollte Goethe wirklich vor dem 30. November 1772 noch keinen kleinstädtischen Jahrmarkt in seiner Anschauung zu reproduzieren im stande gewesen sein?

Am gelungensten erscheint mir der Abschnitt über den 'Einfluſs des Hans Sachs'. Ich sehe freilich von den auf mühsame Statistik sich gründenden metrischen Beobachtungen ab. Und auch hier m. E. einige allzusehr zerreibende und zerfasernde Deduktionen. Aber es scheint mir nunmehr ausgemacht, daſs Goethe im November 1772 wie im April 1773 den Kemptener Quartdruck des Hans Sachs aus der Darmstädter Bibliothek benutzte. Nicht ganz so sicher bin ich im Hinblick auf Herrmanns Erklärung des Titels 'Schönbartspiel'; er soll im Zusammenhang stehen mit Hans Sachsens 'Schönbartspruch' vom 27. Januar 1548 (Ausg. des Stuttg. Litter. Ver. IV, 200—208), worin eine fastnachtspielähnliche Lustbarkeit geschildert wird. Aus Hans Sachsens Worten:

> Sambt diesem Faſsnacht spiel,
> Nach dem du fragst so viel,
> Der Schönpart ist genendt ...

soll bei Goethe die zusammenziehende Bezeichnung 'Schönbartspiel' geworden sein (vgl. S. 67 f.). In der einfachen Bedeutung 'Maske' kommt aber, wie Herrmann selbst zugiebt, das Wort 'Schönbart' anderwärts noch mehrfach bei Hans Sachs vor; und Hans Sachsens erster Biograph, Salomon Ranisch (Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens, S. 180), nennt es 1765 als charakteristisches Beispiel älterer aus der Gewohnheit gekommener Worte. Herrmann meint (S. 66, Anm.), Goethe habe dies Buch erst in Weimar kennen gelernt: 'innerlich nötigt uns nichts zu der Annahme einer Bekanntschaft, und in keiner der unten erwähnten Büchersammlungen ist es vorhanden gewesen.' Auf S. 93, da Herrmann den Einfluſs des 'Peter Squentz' auf Goethe nachweisen möchte, heiſst es aber z. B.: 'Wir haben nun freilich, soviel ich sehe, kein äuſseres Zeugnis für eine Beschäftigung Goethes mit Gryphius. Aber es wird wohl niemand bezweifeln, daſs Goethe thatsächlich vieles gelesen hat, wovon uns direkte Überlieferung nichts meldet.' Nun, dies könnte man für Ranisch auch ins Feld führen. Und ist es nicht wahrscheinlich, daſs Goethe, wie manche andere, gerade durch dies Buch zur näheren Beschäftigung mit Hans Sachs geführt wurde? Herrmann müht sich S. 74 vergebens mit der Frage ab, was wohl Goethe 1772 auf den Gedanken brachte, sich Hans Sachsens Werke vorzunehmen.

Bleibt die Deutung 'Schönbartspiel' = 'Maskenspiel' bestehen,[1] so er-

---

[1] Im Vorübergehen notiere ich aus Faust, zweiter Teil, erster Akt, 'Kaiserliche Pfalz', die Stelle: 'Doch sagt, warum in diesen Tagen, Wo wir der Sorgen uns entschlagen, Schönbärte mummenschänzlich tragen .... Warum wir uns rathschlagend quälen sollten?'

leiden dadurch die Aufstellungen Herrmanns einen Stoſs, die, in der Einleitung und in dem Abschnitte 'Kleine Geheimnisse' (S. 145 ff.) vertreten, eine Principienfrage der ganzen Schrift bilden. Goethe sagt bekanntlich im dreizehnten Buche von 'Dichtung und Wahrheit' über das 'Jahrmarktsfest' (ich hebe nur den markanten Schluſs der ganzen Stelle heraus): 'Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener [Frankfurter] Societät lebende Glieder oder ihr wenigstens verbundene und einigermaſsen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Rätsels blieb den meisten verborgen, alle lachten, und wenige wuſsten, daſs ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten.' Wilmanns, Scherer, R. M. Werner, Schröer haben sich dann ohne übereinstimmendes Ergebnis bemüht, die Modelle der Goethischen Figuren wieder aufzufinden. Herrmann verwirft die Gesamtanschauungsweise, die allen jenen Einzeldeutungen zu Grunde liegt. 'Wir haben seither,' sagt er (S. 4), 'zu viele Fortschritte in der Erfassung künstlerischen Schaffens im allgemeinen, der Arbeitsweise des jungen Goethe im besonderen gemacht, als daſs wir noch, um nur ja recht viel äuſserlich Biographisches anzubringen, dem Litterarisch-Ästhetischen gar zu wenig gerecht werden möchten.' Dem Zeugnis in Goethes Selbstbiographie wird im Hinblick auf ihre überwiegend künstlerische Bedeutung der objektive Wert abgesprochen. Im späteren Verlauf der Untersuchung wirft dann Herrmann die Frage auf, ob abgesehen von der Angabe in 'Dichtung und Wahrheit' specielle Gründe vorliegen, die uns erlauben, auf die Jagd nach individuellen Karikaturen zu gehen. Die Äuſserung Mercks in einem Briefe an Nicolai vom 28. August 1774 scheint Herrmann keine kritische Zuverlässigkeit zu besitzen (vgl. S. 151). Die auf der Hand liegenden Anspielungen auf Schlosser und Wieland sind natürlich nicht zu leugnen; aber viel weiter möchte Herrmann nicht gehen. Und gesetzt den Fall, daſs das Stück epigrammatische Anspielungen auf einzelne Persönlichkeiten enthielte: sein 'eigentliches Wesen würden diese Einzelporträts nicht ausmachen, zu einer bloſsen Epigrammensammlung würde das Jahrmarktsfest nicht zusammenschrumpfen' (S. 149). In der umsichtigen und nachdrücklichen Vertretung dieses Moments besteht die methodische That des Buches. Aber mir will doch auch hier scheinen, daſs Herrmann mit seiner Polemik gegen die 'Modellphilologen', gegen die 'Philologenseelen', die sich 'blindlings aufs Rätselraten' verlegen (S. 152 f.), übers Ziel hinausschieſst. Auch seinen Vorgängern hat der ‚Biographismus' nicht den Blick für die von allen Geheimnissen unabhängige ästhetische und psychologische Bedeutung des Spiels getrübt. Herrmann sucht den Gedächtnisirrtum Goethes, der nachher in 'Dichtung und Wahrheit' zum Ausdruck gekommen sei, zu erklären (S. 160, 200). Aber ob sich die so bestimmt ausgesprochene Behauptung Goethes, der doch wohl bei Abfassung der Autobiographie sein Jugendwerk wieder einmal zur Hand genommen haben wird, wegdisputieren läſst? Giebt es in 'Dichtung und Wahrheit' einen parallelen Fall, wo Goethe Wesen und Gehalt einer seiner Jugenddichtungen nachträglich so ganz verkannt hätte? Ich unterschreibe darum alles in allem noch immer, was Wilmanns 1878 in seinem Aufsatze sagte (Pr.

Jahrb. 42, 44 f.): 'Wo ist in diesem Wirrwarr der Kernpunkt, von dem die Gestaltung des Stoffes ausging? Scheint es nicht gerade das Charakteristische und Anziehende an diesem Schönbartspiel, daſs solch ein Punkt fehlt? Daſs alles einzelne im ganzen verschwindet, so daſs wir nichts empfinden als die frische, wahre Darstellung des Jahrmarktes? Gewiſs! Und ohne diese ästhetische Wirkung würde das Stück, obschon es unverstanden blieb, nicht so viel Beifall gefunden, nicht gleich nach seinem ersten Erscheinen und zu wiederholten Malen nachgedruckt sein. Aber der Dichter hat doch, wie er selbst sagt, eine andere Ansicht gehabt, und wer in das Verständnis seiner Dichtung eindringen will, muſs versuchen, den Punkt zu fassen, an dem diese Absicht entsprang.' Und noch eine Kleinigkeit nebenbei: Warum wohl schreibt Goethe am 11. Juli 1773 an die La Roche (eine Stelle, die Herrmann nicht anführt): 'Meinen Jahrmarkt halt ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen und Ihnen viel zu erzälen', wenn er nicht intrikate Erläuterungen zu geben dachte?

Wenn ich über manche interessante und feinsinnige Einzelheit, über die mühsame und erfolgreiche Auffädelung älterer Jahrmarktslitteratur (S. 113 ff. — nach Minors Vorgang —), über das ganze zweite Kapitel, enthaltend die Bühnengeschichte, hinwegeile, möchte ich nach den vorangegangenen Ausstellungen dem gut komponierten Buche nicht unrecht gethan haben.

Daſs Herrmann gelegentlich der Untersuchungen über die Bühnenbearbeitung von 1778 sieben unbekannte Goethische Strophen mit Melodien aufgespürt hat, ist eines der Einzelverdienste, die er sich erworben; leider werden sonst Texte, die unter Noten stehen, noch immer von den Litterarhistorikern zu wenig beachtet.

Die modernen Aufführungen und Bearbeitungen des 'Jahrmarktsfestes' reichen von 1866 bis 1899. Emil Pohls und Heinrich Bulthaupts Bühneneinrichtungen des Spiels werden von Herrmann verständig gekennzeichnet und beurteilt. Man merkt, der Verfasser ist vertraut mit dem Theater und seinen unabweisbaren Anforderungen. Ich möchte hier einflieſsen lassen, daſs die Bonner Aufführung vom 8. Februar 1896 (Herrmann, S. 203, 225) keine 'Studentenaufführung' war, sondern durch Dilettanten der akademischen Gesellschaft stattfand.

'Will man,' dies ist das Ergebnis und der Schluſs des letzten Kapitels, 'das Jahrmarktsfest Goethe zu Ehren spielen, so sollte man sich mehr an die Formen halten, die der Dichter selbst dem Werk bestimmt hat... Dann aber wird man, vom Theatralischen fast ganz und gar sich abwendend, von vornherein auf den Versuch verzichten müssen, mit den immerhin plumpen Massenwirkungen der Bühne intime Beziehungen und Anspielungen auszudrücken, dann wird man vielmehr die Aufgabe haben, schöneraritätenkastenmäſsig mit den kindlich simpelsten Mitteln Gröſstes und Bedeutungsreichstes dem Verstehenden anzudeuten. Eigentlich liegt gerade diese letzte Aufgabe den neuesten Kunstregungen unserer Zeit gar nicht so fern, und man wird es vielleicht bei einer künftigen Goethefeier wagen, die halb scherzhaften, halb ernsthaften Geheimnisse der Goethischen Seele

vor einem Parkett von Königen der Litteraturgeschichte im modernsten Maeterlinckstile schemenhaft vorüberziehen zu lassen.' Also eine Aufführung in dem Stile, wie man auf der Berliner 'Secessionsbühne' unter der Regie Martin Zickels etwa den 'Tod des Tintagiles' halb puppenspielmäſsig in einem Rahmen vors Publikum brachte! So ist auch der Forscher abhängig von dem Empfinden seiner Tage: ich zweifle nicht, daſs Herrmanns Guckkastenhypothese, ihm selber unbewuſst, bedingt und bestärkt wurde durch gewisse Versuche modernster Dramatik und Bühnentechnik. Aber ist es nicht genug, daſs heute selten jemand über die Romantik ohne secessionistische Schnörkel zu schreiben vermag? Sollen sie auch dem jungen Goethe aufgehängt werden?

Bonn. Franz Schultz.

Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf in Briefen und persönlichen Erinnerungen von Jenny von Gerstenbergk. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf., 1901. IV, 123 S.

Die Verfasserin ist Theresien-Ordensdame in Kösen. Ihre Eltern hatten Beziehungen zu Goethe, und sie selbst darf sich rühmen, eine Freundin des Groſsherzogs Karl Alexander und Ottiliens gewesen zu sein. Bei der Dürftigkeit der Nachrichten über Goethes Familie sind uns Aufzeichnungen von Personen, die Verkehr mit ihr pflegten, stets willkommen; und die Verfasserin giebt nicht nur eigene Erinnerungen, hält nicht nur fest, was sie in vertrauten Gesprächen mit dem Groſsherzog über Ottilie und ihre Söhne erfuhr, ihr wurden auch Briefe Ottiliens zur Verfügung gestellt, und der Groſsherzog selber veranlaſste sie zu den vorliegenden Aufzeichnungen.

Es ist sonderbar, daſs Ottilie von Goethe, diese merkwürdige Frau, noch keine rechte Biographie erhalten hat. Sie, die eine echte Frau war und doch zur Hausfrau und Mutter nicht taugte; die weder durch ihren Namen, noch durch ihre Erscheinung, sondern durch ihre Persönlichkeit anzog; die sich stets natürlich gab und nur ihrer sie stets leitenden Laune keine Zügel anzulegen wuſste, die immer leidenschaftlich bewegt war, immer zwischen Jubel und Verzweiflung hin und her getrieben wurde; sie, die dem Alten die Schatten aus dem Hause jagte und ihn bis zur letzten Stunde pflegte und doch wiederum nicht die Ruhe fand, um selbst die letzten Ereignisse im Hause der Nachwelt aufzuzeichnen, weil in ihrem Köpfchen nichts von Dauer war: diese 'Frau aus dem anderen Stern' liefert dem fein nachempfindenden Biographen das köstlichste Material. Aber die Umrisse ihrer Gestalt sind noch nicht scharf gezeichnet, und die Verfasserin löst die Rätsel, die sie und ihre Söhne noch umgeben, ebenfalls nicht. Sie bleibt zuweilen sogar hinter den von Lili v. Kretschman herausgegebenen Erinnerungen der Jenny v. Gustedt zurück.

Wenn man dieser Charakteristik der Überbliebenen aus Tantalus' Geschlecht gerecht werden will, muſs man sich vergegenwärtigen, mit welcher innigen Liebe für Ottilie die alte Dame ihre Erinnerungen nieder-

geschrieben hat. Ihr zartes Gemüt giebt es nicht zu, an die Mysterien des Schicksals und der Schuld Ottiliens zu rühren, und, vielleicht ohne dafs sie es will, sucht sie wohlwollend zu retten und zu beschönigen. 'Wohl hat sie viel geirrt und viel gefehlt!', das ist ein vereinzelter, gleich am Anfange stehender Satz, für den sie die Erklärung schuldig bleibt. Allem Bedenklichen geht sie vorsichtig aus dem Wege.

Der Inhalt der zum ersten Male hier veröffentlichten Briefe ist auch nur von geringer Bedeutung. Die Briefe zeigen den frischen, kräftigen Stil der stets offen schreibenden Ottilie, aber sie bereichern unsere Kenntnis nicht. Besonderen Wert beanspruchen nur der feinfühlige Brief Wolfs an Schuchardt über eine geplante Sonderausgabe der italienischen Reise Goethes und ein Werk Ludwig Prellers über Heinrich Meyer (S. 69), der freimütige Brief Ottiliens an den Grofsherzog über die Begnadigung des Kapellmeisters Röckel (S. 85) und in erster Linie der Brief des Grofsherzogs an die Verfasserin über Walther von Goethe. Dieser Brief, der das Schlufswort des Buches bildet, ist die gerechteste Würdigung, die Walther je gefunden hat, und verleiht allein dem Buche Wert, das sonst nichts Neues bringt und nur als ein liebenswürdiges Denkmal der Freundschaft dasteht.

Zur Ergänzung für die Schilderung Ottiliens mag jetzt noch hingewiesen werden auf die Reminiscences der Mrs. Betham-Edwards (Coll. of Brit. Authors, vol. 3290), von Brandl im Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. u. Litt. CIV, 217 ausgezogen.

Posen. Georg Minde-Pouet.

Heinrich von Kleist. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Kleist-Litteratur von Dr. Hubert Badstüber, k. k. Professor am k. k. Staatsgymnasium in Mies. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn. X, 58 S. 8.

Über dies (auf sehr schlechtes Papier gedruckte) Heft sagt man am besten, was in der Vorrede steht: 'Wer das Schriftchen mit der Erwartung in die Hand nimmt, viel Neues, Originelles und Sensationelles zu finden, wird sich einigermafsen enttäuscht finden'; Verf. erklärt selbst seine Arbeit als 'mehr receptiver und reproduktiver Art'. Das wäre ja kein Schade, wenn nur sonst das Büchelchen nach Auffassung und Darstellung sich empföhle. Aber der Verf. hat keine sichere Stellung zu Kleists Person, den er immer noch nach der früheren Art als krank etc. betrachtet, dabei aber schon merklich in diejenige Auffassung hinüberlenkt, die sich sicherlich durchsetzen wird: dafs Kleist gerade so gesund und vernünftig wie andere Menschen war. Es steht, wie ich mitteilen kann, in dieser Hinsicht auch von medizinischer Seite eine Untersuchung zu erwarten. Verf. nimmt die Sachen von Kleist einzeln vor, kommt auf die Würzburger Reise, deren jüngste Beurteilung er doch abzulehnen scheint, und macht auch eine Art Inhaltsangabe von meinem Buche über H. von Kleists Berliner Kämpfe. Dafs dies Heft auch 'für höhere Schulen' sein

soll, ist etwas, womit ich gar nichts anzufangen weifs; denn was für Begriffe erhielten deutsche höhere Schulen von unserer Litteratur, wenn da immerfort von pathologischen Zuständen (die schlimmeren Worte will ich nicht nennen) die Rede ist und, wie auf S. VIII, ein ganzer Chor mehr oder weniger unzurechnungsfähiger Dichter und Dichtungen der heranwachsenden Jugend vorgeführt wird.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Beowulf and the Fight at Finnsburg. A translation into modern english prose, with an introduction and notes by John R. Clark Hall. London, Swan Sonnenschein and Co., 1901. 5/-.

Clark Hall, der Verfasser eines viel benutzten angelsächsischen Wörterbuches, giebt in dem vorliegenden Werk eine Übersetzung der beiden bekanntesten Überreste altenglischer Heldensage mit reichlichem erklärenden und litterarhistorischen Apparat. Durch fortlaufende ausführliche Inhaltsübersichten wird sein Buch auch für den brauchbar, der den Beowulf im Original zu lesen pflegt, sich aber schnell über den Zusammenhang eines Verses zu unterrichten wünscht. Die Übersetzung folgt dem Texte Wyatts, pafst also gerade bei schwierigen Stellen nicht immer zu dem in Deutschland am meisten gebräuchlichen Heyneschen, wodurch ihre Brauchbarkeit jedoch nur unwesentlich herabgesetzt wird. Im allgemeinen folgt Hall dem Original Wort für Wort und giebt den Sinn des ags. Dichters richtig wieder; ich kann zwar nicht verhehlen, dafs ich mich der Auffassung des Übersetzers nicht immer anschliefsen kann; man mufs ihm jedoch das Zeugnis ausstellen, dafs er die kritische und exegetische Litteratur selbst der letzten Jahre kennt und ausgenutzt hat.

In der Einleitung stellt er die wichtigsten Thatsachen und Vermutungen zusammen, die sich an den Beowulf knüpfen; wir erfahren einiges über Handschrift, Sprache und die einschlägigen Kapitel der germanischen Altertumskunde. Wenig gelungen ist der Versuch einer litterarischen Würdigung. Hall betrachtet die altenglische Poesie viel zu sehr vom Standpunkte des modernen Kulturmenschen aus. Beowulfs Charaktereigenschaften werden teils gepriesen, teils getadelt; wenn Beowulf von sich sagt *ne mê swôr fela* (Litotes!) *âða on unriht* u. s. w., so ist dies ein Zeichen, *that his ethical standard was low* (S. 191), was allerdings mit den Zeitverhältnissen halb und halb entschuldigt wird. Der Held *is a mercenary and an adventurer by profession* (S. 190) — weil er von Hrothgar nach dem Kampfe Geschenke erhält — *and is ready to do service again on the same terms* — eine entsetzlich banale Auffassung altgermanischer Waffenfreudigkeit. Dafs bei solch mangelhaftem Verständnis der altgermanische Stil nur ein Zeichen niedriger, halbkindlicher Kulturstufe ist, wundert einen nicht; ebensowenig die einfache Erklärung, die Hall für die Mischung christlicher und heidnischer Elemente zur Hand hat: der Dichter war ursprünglich Heide, bekehrte sich später zum Christentum, ohne dessen Lehren jedoch gründlich zu verstehen; der frische, kampfes-

freudige Ton im ersten, die getragene Melancholie im zweiten Teil sind ein Zeichen dafür, daſs er den Grendelkampf etwa zwanzig Jahre vor dem Drachenkampf verfaſste. Zustimmung wird diese Theorie höchstens insoweit finden, als sie die Einheit des Beowulf betont gegenüber den Ansichten von Müllenhoff und ten Brink; immerhin hätte die Variantentheorie des letzteren Berücksichtigung verdient; sie mag in ihrer Allgemeinheit unhaltbar sein; an einzelnen Stellen scheinen doch thatsächlich Varianten derselben Erzählung vorzuliegen und Reste sehr alter Fassungen durchzuschimmern. Zu Sarrazins Theorie verhält Hall sich ziemlich kritisch. Aus eigenem Augenschein nennt er die Ähnlichkeiten zwischen der Beowulfscenerie und den Örtlichkeiten auf Seeland ziemlich unbedeutend; aus anderen, nicht näher erörterten Gründen sieht er sich jedoch veranlaſst, den Grendelkampf nach Lejre und das Drachenabenteuer in die Nähe von Kongelf zu verlegen. Trotzdem weist er dänischen Ursprung für das Epos ab mit einigen bekannten und einem neuen Grunde, der allerdings geradezu klassisch ist: *kennings, which are a characteristic feature in Anglo-Saxon poetry, abound in every part of Beowulf,* *and are rare in Scandinavian literature* (S. XXIX f.!!). Über die Herkunft der Sage äuſsert sich Hall ziemlich unbestimmt; er stimmt Stopford Brooke zu, der ihre erste dichterische Verarbeitung den kontinentalen Angeln zuschreiben will; auch der Verfasser unseres Beowulf soll ein Angle und zwar ein Mercier gewesen sein. Über die möglichen Beziehungen zwischen dem englischen Gedicht und der nordischen Bǫđvarsage, also den wichtigsten Punkt in der Theorie über die nordische Herkunft äuſsert sich der Verfasser nicht. Nur indirekt verweist er auf diese Streitfragen in einer ausführlichen Bibliographie. Angenehm ist es für den Leser, darin bei wichtigen Werken ganz kurz den Standpunkt derselben angegeben zu finden, weniger erfreulich, daſs gar nicht wenige Citate verdruckt sind (S. XLII lies ten Brink .. Rev. ... ZDA XXXIII, Sarrazin .. Rev. ZPh [Sievers] XXI 366) und auch sonst Entstellungen der Titel vorkommen (S. XLII: Zwei Versversetzung(!) im Beowulf, S. XLIII *the Philosophy*(!) *of the stressed vowels in Beowulf* u. a. m.); auch lieſse sich manches nachtragen.

Zu erwähnen sind noch allerhand nützliche Beigaben: zwei Faksimilia der Beowulfhandschrift, eine Karte und Illustrationen altnordischer Altertümer, philologische und kulturhistorische Anmerkungen und genealogische Tafeln.

Groſs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

Erla Hittle, Zur Geschichte der altenglischen Präpositionen 'mid' und 'wiđ' mit Berücksichtigung ihrer beiderseitigen Beziehungen. [A. u. d. T. Anglistische Forschungen Heft 2. Herausgeg. von Joh. Hoops.] Heidelberg, C. Winter, 1901. VIII, 184 S. M. 4,80.

Ein schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der altenglischen Syntax! Eine Arbeit, die einmal gemacht werden muſste, und die darum eine ent-

schiedene Lücke in der englischen Präpositionenlehre ausfüllt, zwar nicht schwer, wenn die Liebe zur Sache mithilft, aber trotzdem dankbar. Es gehörte dazu ein ausdauernder Fleiſs, ein geduldiges Versenken in ein groſses und recht trockenes Material, ein genaues Disponieren im Anschluſs an vorbildliche Untersuchungen und ein offenes Auge für syntaktisch-psychologische Zusammenhänge.

Die beiden altenglischen Präpositionen *mid* und *wid* von ursprünglich gänzlich verschiedener Bedeutung haben bekanntlich im Laufe der altenglischen Sprachperiode eine Begriffsverschiebung erfahren, die schlieſslich zu einem unterschiedslosen Wechsel beider und im Mittelenglischen weiter zu einer völligen Verdrängung des *mid* geführt hat. Die beste Darstellung, die wir über diesen Prozeſs hatten, waren noch die mit zahlreichen Beispielen belegten Ausführungen in der Fundgrube von Mätzners englischer Grammatik (Bd. 2), aber sie wiesen mehr auf nebeneinander stehende Thatsachen hin, als daſs sie uns in historischer Darstellung mit der Entwickelung des Bedeutungswandels von *mid* und *wid* bekannt machten.

Miſs Hittle behandelt nach einer kurzen Einleitung (enthaltend 'Zweck und Einteilung der Arbeit, Allgemeines über die Präpositionen) im ersten Teil die Funktionen von *mid* (S. 5—104), im zweiten die von *wid* (S. 105 bis 165) und zwar in einer Reihenfolge, die der historischen Entwickelung ihrer Bedeutungen entspricht. Darauf folgen zusammenfassende 'Schluſsbemerkungen' mit geschichtlichen Ausblicken (S. 166—178) und als Anhang eine Reihe von übersichtlichen Tabellen zur Veranschaulichung des dort Gesagten (S. 179—182).

Die Verfasserin zeigt uns, wie auf der einen Seite das ursprünglich lokale *mid*, das in historischer Zeit lokal nur noch in Verbindung mit Personenbezeichnungen, aber schon in vorhistorischer Zeit in zahlreichen Fällen sociativ verwandt wurde, allmählich immer mehr sociativen Charakter annimmt, aus dem sich dann alle anderen Arten des Gebrauchs herleiten lassen, der sociativ-modale, rein modale, instrumentale u. a. — *Wid* dagegen bewahrt, was auch aus dem im Altenglischen häufig vorkommenden Wechsel mit anderen Richtungspräpositionen hervorgeht, seine lokale Funktion noch deutlich in historischer Zeit und zwar zunächst in Bezug auf die Richtung im Raume bei translokalen Verben. 'Ist das Subjekt der Bewegung ein lebendes Wesen, das im stande ist, die Vorstellung eines Zieles zu fassen, so kann zu dem rein lokalen Verhältnis ein geistiges Element hinzutreten,' wodurch 'die Übertragung der Präposition auf Fälle ermöglicht wird, in denen der Begriff der Richtung nicht mehr notwendig mit einem translokalen Verb verknüpft wird.' So wird *wid* weiter verwandt bei Verben des Kämpfens, Streitens, Mengens, Teilens, Zusammentreffens, Unterredens, Verhandelns, Verben, die das Verhältnis der Gegenseitigkeit in Verbindung mit dem sociativen Verhältnis ausdrücken. Mit der Bezeichnung des reciprok-sociativen Verhältnisses durch *wid* beginnt die Annäherung von *mid* und *wid*, mit dem parallelsociativen Gebrauch derselben Präposition die allmähliche Verdrängung von *mid*. Diese konnte aber nur dadurch eine endgültige werden, daſs

wið weiterhin intralokale und schliefslich, selbstverständlich in mancherlei Übergangsstufen, ausgesprochen sociative Bedeutung annahm. Die Verwendung von *wið* in instrumentalem Sinne greift über die altenglische Zeit hinaus ins Mittelenglische, wie ja überhaupt die Entwickelung erst im Mittelenglischen ihren Abschlufs findet.

Die Verfasserin hat sich für diese Zeit mit einigen (dankenswerten) Ausblicken begnügt (S. 166 f.), die zeigen, dafs *mid* sich um so häufiger und länger erhalten hat, je weiter wir nach dem Süden kommen. Es liegt aber auf der Hand, dafs die Arbeit nach dieser Richtung hin noch einmal einer Ergänzung bedarf. Was aber zu wünschen und mit leichter Mühe zu machen gewesen wäre, sind ständige Verweise auf me. und ne. Sprachgebrauch, wie das in manchen Fällen ja auch gethan ist; dadurch wäre der historische Charakter der Untersuchung noch viel mehr zur Geltung gekommen. Im Zusammenhang damit wären Verweise auf einschlägige Arbeiten, wie z. B. S. 175 bei *to parth with* auf die Artikel von Sattler und Wendt, anzubringen gewesen. Auch auf die Verwendung des einfachen Kasus ohne Präposition hätte nicht nur vereinzelt (wie S. 71 oder 78), sondern konsequent hingewiesen werden sollen, und auch hier hätten Erwähnungen der zahlreich vorhandenen Einzelarbeiten nützliche Ausblicke eröffnet. — Principiell sei bemerkt, dafs es vielleicht doch zweckmäfsig gewesen wäre, die Untersuchung auch auf diejenigen Präpositionen auszudehnen, die mit *wið* und *mid* schon im Altenglischen in Konkurrenz treten; eine solche Erweiterung, zu der ja einzelne Ansätze in den Schlufsbemerkungen (S. 171 und 178) gegeben sind, würde kaum einen erheblichen Mehraufwand an Zeit bedeutet haben. — Ob das Material vollständig gesammelt und gegeben ist? Ich finde darüber keine allgemeine und nur höchst selten eine Einzelangabe. Da es eine sehr zeitraubende und undankbare Aufgabe ist, ein Denkmal daraufhin durchzulesen, so habe ich einzelne Stichproben in der Weise gemacht, dafs ich einige verwandte syntaktische Arbeiten aus dem Gebiete des Altenglischen heranzog und die Belege verglich. Es stellte sich dabei heraus, dafs an einzelnen Stellen Beispiele fehlten, die allerdings das Resultat nicht beeinflufsten. Wenn diese absichtlich fortgelassen sind, so erwartet man doch darüber eine kurze Andeutung. Auch die Beigabe einer Liste der untersuchten Denkmäler und benutzten Texte würde nichts geschadet haben.

Dafs die Verfasserin als Ausländerin deutsch schreibt, verdient grofse Anerkennung, besonders angesichts der Thatsache, dafs so viele in Deutschland entstandene anglistische Arbeiten, auch von Deutschen, in englischer Sprache geschrieben sind. Da es unserem Volkstum daran liegen mufs, die Kenntnis des Deutschen möglichst zu verbreiten, sollte überhaupt danach gestrebt werden, wenigstens bei allen Arbeiten, die aus Dissertationen hervorgegangen sind, die deutsche Sprache zur Geltung zu bringen. Diesen Tribut können wir von einem Ausländer, der bei uns unter sachverständiger deutscher Leitung und mit Benutzung unserer Hilfsmittel arbeitet, mit gutem Recht verlangen.

Berlin. Heinrich Spies.

An introduction to the methods and materials of literary criticism. The bases in aesthetics and poetics by Charles Mills Gaylay A. B., Prof. of the Engl. lang. and liter. in the Univers. of California, and Fred Newton Scott, Ph. D., Junior Prof. of rhetoric in the Univ. of Michigan. Boston, U. S. A., Ginn & Co., Publishers. The Athenaeum Press 1899. XII, 587 S.

In der Einleitung entwickeln die Verfasser sehr gesunde Gedanken über Litteraturverständnis und über die Art, wie das Publikum und die Kritiker zur Kritik zu erziehen wären. Das Zeitalter sei überhaupt kritisch aufgelegt, aber fast allen gebräche es an wissenschaftlicher Durchbildung. Dieser wollen sie ihr Buch bestimmen. Nicht mit einer neuen Theorie wollen sie kommen, sondern die alten übermitteln. Es soll in systematischem Zusammenhang gezeigt werden, worauf jede Kritik zu achten habe, und im Anschlufs, wo man sich in der bisherigen Forschung nähere Belehrung über den jeweiligen Einzelpunkt holen könne. Der Stoff sei weder national noch zeitlich zu beschränken, sondern universell und historisch zu behandeln. Dementsprechend stellt sich das Buch die Riesenaufgabe einer allumfassenden Encyklopädie des litterarischen Kriticismus. Diese allerdings nur in der abgekürzten Art eines systematisch geordneten Handbuches mit sachlich skizzierten Litteraturverweisen.

Der Wert des Buches hängt an zwei Bedingungen: die Systematik mufs klar und die Verweise müssen erschöpfend sein. Im gegebenen Rahmen ist letzteres von vornherein die bare Unmöglichkeit. Weder Fleifs noch Umsicht schützen da vor Lücken oder Überflüssigkeiten. Der Index füllt 60 doppelspaltige Seiten mit wohl beiläufig 5000 Citaten von Autoren, Werken und Zeitschriften-Artikel aller Zeiten und Zungen. Dieses Material soll nun auf 500 Textseiten seine systematisch erläuterte Ordnung, seine sachliche Charakterisierung erfahren. Das ist wohl die zweite Unmöglichkeit. Diese schliefst aber nicht aus, dafs die Systematik an sich gut angelegt sei. So steht die zweite Bedingung der Güte des Buches wenigstens nach der principiellen Seite hin zur Diskussion. Ich habe mich mit der Anlage des Buches nicht befreunden können. Der Raummangel nötigt die Verfasser zu einem Schachtelsystem, das seinen Stoff vergewaltigt, ohne Wiederholungen zu vermeiden.

Mir scheint, dafs sich die Verfasser ihr Ziel zu weit gestellt haben, nicht nur für ihre Kräfte, sondern absolut genommen. Darum durfte ich auch das Buch ohne persönlichen Vorwurf aus der Hand legen.

Innsbruck. R. Fischer.

Richard the Third up to Shakespeare by George B. Churchill, Ph. D. (Berlin). (Palaestra: Untersuchungen u. Texte a. d. deutschen u. engl. Philologie. Hrsg. von A. Brandl und E. Schmidt. X.) Berlin, Mayer & Müller, 1900. XIII, 548 S. M. 16.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Im ersten zeigt der Verfasser, wie die Figur des Königs in den Chroniken behandelt wird, im zweiten,

welche Rolle Richard in der Dichtung spielt. Der erste Teil umfaſst die kleinere Hälfte des Werkes (227 Seiten), obwohl der verarbeitete Stoff ein gewaltiger ist: achtzehn historische Quellen werden herangezogen. Von besonderer Wichtigkeit sind Mores 'History of King Richard III', Polidor Vergils 'Historia Angliae' und Halls 'Chronicle'. Nur äuſserliche Bedeutung haben die späteren Werke: Holinsheds 'Chronicle' und Stows 'Annals', weil sie sich den früheren gegenüber wesentlich receptiv verhalten. Dem Verfasser ist es infolge seiner genauen Untersuchung und klaren Methodik glänzend gelungen, die Hauptetappen der allmählichen Umbildung Richards von der historischen Figur zu einer sagenhaften aufzudecken. Der Prozeſs mutet fast organisch an, denn er wird belebt durch dieselbe, sich stets steigernde Tendenz: Richard wird von Chronik zu Chronik schwärzer gezeichnet. Seine guten Züge verschwinden, die schlechten rücken in helleres Licht, mit immer neuen Verbrechen wird er belastet. Zugleich mit dieser Umbildung der Fakten wird die Figur selber umgezeichnet: äuſserlich wird Richard zu einem buckligen und hinkenden Scheusal, innerlich zum Ausbund aller Laster. More schrieb eine Biographie, schlieſst aber mit der Rebellion Buckinghams ab. Vergil bringt in seiner Nationalgeschichte den ganzen Lebenslauf des Helden. Ebenso Hall in seiner Monographie der Rosenkriege. Auch an problemhafter Vergeistigung des Stoffes lassen es die Chronisten nicht ermangeln. Bei More spielt bereits das Gewissen Richards die rächende Rolle; Vergil sieht überall die strafende Hand Gottes; Hall faſst Richard als Opfer seiner unzähmbaren Ruhmsucht. Im späteren Holinshed kommt wieder die Idee der Vergeltung stärker zum Ausdruck. So hat denn Churchill gezeigt, wie schon auf dem Boden der Pseudo-Historik Richard sich zu einer Sagenfigur ausgewachsen hat.

Nicht geringeres Interesse brachte die Poesie dieser Gestalt entgegen, und noch stärker sind hier die Wandlungen. Der Verfasser bringt elf, resp. neunzehn vorshakespearesche Werke zur Besprechung. Von wesentlichem Wert sind drei: der epische 'Mirror for Magistrates', Legges dramatischer 'Richardus Tertius' und die anonym überkommene 'True Tragedy of Richard the Third'.

Der Mirror ist nur Halbpoesie. Sein Problem ist politisch-pädagogisch: an Einzelfällen aus der Geschichte wird der Satz vom glücklichen Volk unter gutem Herrscher — und umgekehrt — illustriert. Die Periode der Rosenkriege bietet hiefür eine Fülle handgreiflicher Beispiele. Unser Interesse ist hier wesentlich stofflicher Art.

Eigentliche Dichtungen sind aber die beiden dramatischen Fassungen. Das lateinische Stück ist die Verquickung einer volkstümlichen Historie und einer gelehrten Seneca-Tragödie, das englische die Verschmelzung einer Historie mit einer Rachetragödie, wenn man die Dramen stilistisch ins Auge faſst. Der Verfasser erweist diese seine Ansichten in sehr eingehenden Analysen der beiden Stücke. Dadurch erhellt er auch die Geschichte des vorshakespeareschen Dramas überhaupt vielfach in Bezug auf Chronologie, Autorschaft, Gattungscharakter und wechselseitige Beeinflus-

sung wichtiger Dramen. Besonders gelungen ist ihm die Hauptsache: er zeigt deutlich, wie sich der Charakter des Helden je nach der Eigenart des Dramas verändert hat und verändern mufste. So erscheint der Stoff — die traditionelle Figur der Chroniken — unter dem dominierenden Einflufs des Geistes der jeweiligen Dramengattung.

Leider bricht der Verfasser unmittelbar vor Shakespeare ab. Es ist das kein Vorwurf, denn er hat sein wohlabgerundetes Thema völlig ausgeschöpft, er hat sogar — dank der glücklichen Wahl des Themas — über dessen eigentliche Grenzen hinaus die Erforschung der einschlägigen englischen Litteraturperiode fruchtbar gefördert. Aber mir thut es leid, dafs diese Monographie nicht mit Shakespeares tragischer Historie ihren organischen Abschlufs gefunden hat. Der Verfasser hat sich eben durch das Gebotene auch hiefür als der rechte Mann bekundet. Erst dann wäre Shakespeares Meisterschaft und Eigenart scharf herausgetreten, was in dieser Studie naturgemäfs nur verstreut angedeutet wird. Dann erst hätte diese Studie sozusagen ihren psychologischen Ausbau erhalten. Was mir an ihr am interessantesten erschien, war das Aufdecken der tiefliegenden psychologischen Bedingungen für die litterarische Entwicklung einer historischen Figur. Im ersten Teil sieht man, wie der Richard der Geschichte sich zum Richard der Sage umbildet. Äufserlich war das gewifs beeinflufst durch die parteipolitische Gegnerschaft der Chronisten. Doch die Keime solcher Umbildung zum Schlechten lagen in der historischen Figur selber. Das künstlerische Bedürfnis, eine im Kern prägnante historische Gestalt ihrer zufälligen Hüllen zu entkleiden, ihre 'symbolischen Qualitäten' zu entwickeln, zu verschärfen, zu vervollständigen, die Gestalt also auf ihre einfachste 'ethische Formel' zu bringen, dieses Bedürfnis nach geistiger Klarheit auf Kosten sachlicher Richtigkeit war es, was die Sagenbildung anregte und förderte, und nicht zufällig griffen die Hände politischer Gegner nach dem dankbaren Stoff. Ist hier der geistige Prozefs einfach im Wesen und geradlinig im Verlauf, so wird er verwickelt auf poetischem Boden. Da handelt es sich nicht mehr um das Quantum der Schlechtigkeit Richards, sondern um das Quale. Vorerst wird dies nicht etwa durch die individuelle Auffassung des Dichters bestimmt, sondern von der gattungsmäfsigen Eigenart des jeweiligen Dramas. Die dramatischen Richarde vor Shakespeare sind das Kompromifs zwischen Chronikentradition und Theatermode. Der Dichter bleibt mit seiner Persönlichkeit noch im Hintergrunde, denn es sind die beiden Dramatiker eben nur Dichterlinge, die blofs mit Hilfe der künstlerischen Schablone arbeiten können. Darum ergiebt sich auf dramatischem Boden nicht die systematisch anmutende Entwicklung der Figur wie auf dem Boden der Chroniken. Vielmehr gewahrt man eine Zickzackbewegung je nach der theatralischen Modelaune, aus deren Bann die schwachen Autoren sich noch nicht völlig befreien können. Sie sind die Sklaven ihrer Formalien. Shakespeare endlich erlöst die Figur aus diesen Banden. Sein mächtiger Genius verleiht ihr die wahre künstlerische Individualität, indem er aus den psychischen Prämissen den letzten Schlufs zieht: er stempelt seinen

Richard zum heroischen Dämon. Selbstherrlich folgt er seiner Leidenschaft, siegt mit ihr, geht aber an sich selbst in innerem Gewissenssturm zu Grunde. Wenn die früheren chronistischen und dramatischen Richarde letztlich Geschöpfe der Massenpsychologie waren und deshalb mit ihren generellen Zügen typisches Wesen zur Schau trugen, so prägt Shakespeare — bei aller Benützung seiner verschiedenen Vorlagen — diese generellen Züge individuell um. Das konnte er nur, weil er sich zufolge seiner geistigen Souveränität und seiner künstlerischen Kraft über die Tradition der Chronik und des Theaters zu stellen vermochte. So verfährt er mit der Figur Richards als erster großer Künstler in wahrhaft künstlerischer Art, er behandelt sie in Wesen und Form frei nach persönlichen Impulsen.

Innsbruck. R. Fischer.

Liebau, Gustav, König Eduard III. von England und die Gräfin von Salisbury. Dargestellt in ihren Beziehungen nach Geschichte, Sage und Dichtung, unter eingehender Berücksichtigung des pseudo-shakespeareschen Schauspiels 'The Raigne of King Edward the Third'. (Litterarhistorische Forschungen XIII.) Berlin, Emil Felber, 1900. XII, 201 S. 8.[1]

— — König Eduard III. von England im Lichte europäischer Poesie. (Anglistische Forschungen 6.) Heidelberg, Winter, 1901. VIII, 100 S. 8.

Das romantische Liebesverhältnis zwischen König Eduard III. von England und der Gräfin von Salisbury, durch die Geschichte des Strumpfbandes und das geflügelte Wort: 'Honny soit qui mal y pense,' das sich daran knüpft, berühmt, hat seit vierhundert Jahren Dichter verschiedener Völker immer wieder gelockt, den dankbaren Stoff in poetische Form zu gießen, und es ist wohl erklärlich, daß bei der großen Zahl dieser Werke sich eines auch in die Gefolgschaft des größten Dramatikers, Shakespeares, verirrt hat, unter dessen zweifelhaften Stücken es als 'Eduard III.' erscheint. Vorgeschichte und Fortleben dieses Schauspiels auf heimischem wie auf fremdem Boden untersucht eine recht fleißige Arbeit von Liebau, die nur an Konzentration der Darstellung und geschmackvoller Übersicht, an Herausarbeitung des Typischen, an Methode und Selbstzucht nicht ganz befriedigt. Was sollen — muß man immer wieder rufen — die langen und gründlichen Inhaltsangaben, die umständlich und peinlich genauen bibliographischen Bemerkungen bei den landläufigsten Büchern (wie etwa 'Deutsche Nationallitteratur' oder Dunlop-Liebrechts 'Geschichte der Prosadichtungen'), wozu das Geburts- und Todesjahr von Dumas, wozu fast wörtliche Wiedergabe jeder abweichenden Ansicht, wo es sich

[1] Nachträge des Verfassers in dieser Zeitschrift Bd. CVIII, 133—139; eine belehrende Recension von Johannes Bolte, Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte I, 134—136, und über das zweitgenannte Buch von A. L. Stiefel im Shakespeare-Jahrbuch XXXVIII, 269—71.

bloſs darum handelt, Entwickelung, Wanderung und Zähigkeit eines Stoffes aufzuzeigen!

Mühsam nur schält sich aus der Geschichte der einzelnen Bearbeitungen die Geschichte des Stoffes selbst heraus.

Der vielgelesene Bandello (II, 37) hat auch dieser Novelle den Weg in die Weltlitteratur geebnet. Mittelbar oder unmittelbar aus Bandello und seinen Übersetzern und Bearbeitern Boisteau, Belleforest, Painter, Claudio Curlet, Agreda y Vargas und Aeschacius Major — zu denen noch die Niederländer *Everaerts*, *Tragische oft klaechlijke Historien*, Antwerpen 1598—1601, *Isaac de Bert, Het 1, 3, 5. Deel van de Tragische oft klaechlijke Historien uit de Francoysche overgiset (Deel 2 door M. Everaerts, Deel 8, 9 door F. V. S.), Rotterdam 1648—1650* nachzutragen sind — flieſsen dann alle die Dichtungen, die das Schicksal der schönen Salisbury empfindsam oder lüstern, mit leisem oder stärkerem Anklang an das Lucretiamotiv ausmalen. In der Novelle Bandellos reicht Gräfin Alix dem König, der nach vergeblichem Werben ihre Liebe erzwingen will, den Dolch und beschwört ihn bei seinem königlichen Worte, entweder ihr die Ehre zu lassen oder selbst ihr das Leben zu nehmen. Übermannt von so viel Standhaftigkeit und Tugend giebt der König der schönen Gräfin das Ehegelöbnis. Denselben Konflikt, denselben befriedigenden Ausgang nehmen *La Calprenède's 'Edoüard Roi d'Angleterre'*, 1640; *Calderons 'Amor, honor y poder'*, 1633, der geschickt eine Doppelhandlung erfindet: Die Schwester des Königs liebt den Bruder seiner Angebeteten, nach mancherlei Irrungen, wobei auch das Brutusmotiv, der Vater, der seinen Sohn zum Tode verurteilt, nicht fehlt, werden aller Wünsche erfüllt; weiters *P. J. Charrins 'Amour, honneur et devoir, ou le Rapt'*, 1845, eine Übertragung des Calderonschen Schauspiels in bürgerliche Verhältnisse; auf deutschen Boden dann *Philipp Waimers* Danziger Schulkomödie *'Elisa' 1591; Jakob Ayrers 'Comoedia vom König Edwarto, dem dritte diss Namens, König in Engelland, und Elipsa, Herrn Wilhelm Montagij Gemahl, ein geborne Gräfin von Varucken'*, 1618, der den Zug einfügt, daſs der König durch Drohungen und Versprechungen die Familie zu bewegen sucht, auf die Gräfin einzuwirken, daſs sie ihm zu Willen sei; ferner des Niederländers *Karl von Zjermèx* schwülstiges Opus *'Eduard anders Stantvastige Weduwe' 1660*, das ganz auf La Calprenède beruht, und endlich auf heimatlichem Boden ein Gedicht von *Michael Drayton ('Englands Heroicall Epistles' 1595)* neben einer ganzen Reihe von Schauspielen, von denen sich nur der Titel und eine oder die andere Andeutung erhalten hat.

Andere Dichter schmieden — was nicht allzu schwer — den Stoff zur Tragödie um. So giebt *Gresset* einen *'Eduard III.'*, in dem ein Rattenkönig von Miſsverständnissen und Intriguen den Tod der Gräfin durch die eifersüchtige Nebenbuhlerin herbeiführt. In dem barocken Roman des älteren Dumas, *'La Comtesse de Salisbury'*, 1839, entleibt sich die Heldin, vom König vergewaltigt, nachdem sie ihm vorher verziehen. Versöhnlicher schlieſst wieder die Geschichte bei *Cándamo, 'La jarretiera de Inglaterra,'* 1722, der gleich einer Reihe von Novellisten, *d'Argences, Henri de*

Juvenel, Jacques Yver u. a., das Strumpfbandmotiv in den Mittelpunkt rückt. König Eduard entsagt freiwillig seiner Leidenschaft, ein wohlfeiler Abschlufs, den auch *Deloney* in seiner Ballade *'Of King Edward the Third and the Fair Countess of Salisbury'* (deutsch nachgebildet von *Julius Rau* 1893 und hier zum erstenmal veröffentlicht) wählt. Desgleichen das pseudo-shakespearesche Drama *'The Raigne of King Edward the Third'*, wo Liebeswerbung und Verzicht des Königs nur als Nebenhandlung gegenüber der dramatisierten Historie der Kriege erscheinen. Mit Recht spricht Liebau das Schauspiel Shakespeare ab, dafür vielleicht mit weniger Recht Robert Greene zu. Bei Erörterung dieser Frage aber alle Ansichten in Litteraturgeschichten, die diesen Punkt — oft nur nebensächlich oder aus zweiter Hand schöpfend — berührt haben, wortwörtlich heraufzubeschwören, war wohl kaum nötig.

Zum Stoffgeschichtlichen läfst sich einiges nachtragen: *François Thomas Marie Baculard d'Arnaud* (1718—1805) schöpft nach eigenem Geständnis aus einer Anekdote in der englischen Zeitschrift *Le Magasin Anglais* den Stoff für seine Novelle 'Salisbury' (Nouvelles historiques, Paris 1794, 1, 1—128), die dann August Gottlieb Meifsner fast wörtlich ins Deutsche überträgt: 'Salisbury' (Gesammelte Werke, Wien 1813, VIII, 3—116; vgl. Fürst, A. G. Meifsner S. 190). Anonym ist der Roman von *Philippe Aristide Plancher de Valcour* erschienen: *'Edouard et Elfride ou la comtesse de Salisbury ... par l'auteur des "Annales du crime et de la vertu",' Paris, Pigoreau, 1816.* 8°. 3 Bde. Der Nürnberger *Johann Leonhard Rost*, der unter dem Pseudonym *Meletaon* unermüdlich galante Histörchen zusammenträgt, erzählt die Geschichte in seinem *'Leben und Thaten Derer berühmtesten Englischen Coquetten und Maitressen oder curieuse Nachricht von den geheimen Liebes-Intriguen derer Brittischen Könige und anderer Standes Personen. Aus dem Englischen übersetzt.' London bey James Franck (Nürnberg, Raspe), 1721. S. 26—35.*[1]

Sie fehlt aber in einigen anderen Liebesgeschichten des englischen Hofes, wo man sie vermuten könnte, wie z. B. im *'Liebes-Irrgarten des Englischen Hofes ...' Franckfurt und Leipzig*, Verlegts *Ernst Claude Bailiar (in Jena)*, 1697 (Orginal: Comtesse d'Aulnoy, Mémoires de la cour d'Angleterre. La Haye 1695. Hayn, Bibliotheca erotica^{2} 166) oder in den *'Les illustres Angloises, Histoires galantes'*. La Haye 1735. Deutsch: *'Die berühmten Engelländerinnen in galanten und angenehmen Geschichten. Aus dem Frantzös. übers. von J. u. K. Breslau, M. Hubert, 1748'*, ebenso in *Fr. Schulz, 'Brittische Liebschaften oder kurzweilige doch wahrhafte Historie von den Liebeshändeln englischer Könige, Herzoge, Grafen, Ritter, Buchhändler und Kaufleute,' Berlin 1783—88.*[2]

Nach der von Hayn S. 165 angeführten *'Liebes- wie Helden-Geschichte*

[1] K. Hof- und Staatsbibliothek in München, wie Erich Petzet mir freundlichst nachweist.

[2] Bringt Bd. VII, S. 43—60, eine Erzählung 'König Eduard III. und die Gräfin von Dorset'.

des Englischen Hoffs, Cöln, b. Peter Hammer 1705', sowie der '*Liebes- und Helden-Geschichte des Sächsischen und Brittannischen Hofes*', ebenda 1708, habe ich an einer Reihe von Bibliotheken vergeblich nachgefragt. Dem Titel nach könnte vielleicht noch in diesen Kreis gehören: F. Th. Thielo, 'Eduard und Cäcilie oder die Klippe der Standhaftigkeit'. Leipzig, Schneider, 1776, während Otto Ludwigs Dramenplan 'Die Gräfin von Salisbury' nach den knappen Andeutungen Gesammelte Schriften 4, 18 mit unserem Stoffe nur den Titel gemein zu haben scheint. Endlich hat erst kürzlich Maurice Hewlett die Erzählung in seine 'New Canterbury Tales' (Leipzig, Tauchnitz, 1901) eingeflochten, wo sie dem Schreiber in den Mund gelegt wird.

In der zweiten Schrift, 'König Eduard III. von England im Lichte europäischer Poesie,' mustert Liebau diejenigen poetischen, novellistischen und dramatischen Erzeugnisse, welche sich lediglich mit der Person des Königs und seinen Thaten beschäftigen, ohne das romantische Liebesverhältnis zu berühren. Auch hier begegnet der Stoff auf mehrhundertjähriger Wanderung keinem hervorragenderen oder selbständigeren Dichter. In England sind es neben einigen Dutzend Preisgedichten auf den regierenden und Klageliedern auf den verstorbenen König, die die reiche Sammlung von *Thomas Wright (Political Poems and Songs relating to English History, compose during the Period from the Accession of Eduard III to that of Richard III 1859—1861)* zusammenträgt, ein paar dürftige Dramen von *John Bancroft* 1691, *William Blake* 1793 und eine recht ungelenke Jugendarbeit von *Walter Scott* 1822. Für das Ausland war aus der Regierung Eduards die Belagerung von Calais und der heldenmütige Widerstand der Stadt das denkwürdigste Ereignis, das darum auch auf französischem und deutschem Boden mehrfach Bearbeiter gefunden hat: *Mme de Gomez 1734, Mme de Tenciri 1739* (deutsch von *J. J. Eberlen.* Wien, Trattner, 1765; polnisch von *J. U. Niemcewicz*, Wilna 1782), *Karl Weichselbaumer* 1821.

Dazu kommen noch: *Die Belagerung von Calais. Eine historische Erzählung.* Berlin, Rüdiger, 1768; *Die Belagerung von Calais. Schauspiel in 5 A. Augsburg, Bürglen, 1799; L. Hibeau (L. Merin), Marie von Vienne oder die Belagerung von Calais. Schauspiel. Berlin* 1859; weiters ein *Poema de capto Caleto* in *Simon Schardius, Historicum opus tom III. Basel 1574;* die Opern von *Donizetti, L'assedio di Calais, Neapel 1828* (Text von *Silardoni*), von *Ch. Louis Hanssens, Le siège de Calais. Brüssel 1861;* in England: *G. Colman, The Younger, Songs, duets; choruses ... in the Surrender of Calais. A play. London 1791* und *The Surrender of Calais. An historical drama. York 1801* (identisch?).

Sonst trägt auf deutschem Boden aufser dem mehr durch Lessings Kritik im 81. Litteraturbrief als durch seinen Erfolg berühmten Stück *Weifses* nur ein vielgenanntes und vielgewandertes Schauspiel des 17. Jahrhunderts den Namen, aber nur den Namen des Königs: '*Vom Könnich Eduardo tertio aus Engelandt, wirt sonsten genandt: Der beklegliche Zwanck,*' eine Bearbeitung der berühmten Lopeschen 'Fuerza Lastimosa' (1609), die über zahlreiche deutsche und niederländische Bühnen gewandert ist und

über Rambachs 'Grafen Mariano' in dem 'Alarcos' Friedrich Schlegels und dessen Nachahmungen und Parodien fortlebt.[1]

Nicht erwähnt hat Liebau aufser den oben angeführten Bearbeitungen der 'Belagerung von Calais' ein Versschauspiel von 1596 '*The Raigne of King Edward the third as it hath bin sundrie times plaied about the Citie of London. London, C. Burby* (Brit. Museum, C. 21, c 50), dann ein Drama über die Schlacht bei Crecy: *Christophe Godmond, The Campaign of 1346 ending with the battle of Crecy, an historical drama in 5 acts. London 1836,* als Privatdruck 1840 wiederholt mit ausführlichen Anhängen über die Kriege Eduards III. In Italien hat aufser Erizzo auch *Federico Federici* dem König ein Gedicht gewidmet: *Eduardo III d'Inghelterra. Genua 1843.* Von den Söhnen Eduards III. erzählt James Whites historischer Roman 'The Adventure of John of Gaunt', 1790; vgl. Cross, Anglia 25, 251—53. Die einschlägige Abhandlung von *J. Stecher,* 'Edouard III dans nos deux littératures,' Bulletin de l'Académie royale de Belgique. 2. Ser. XLV (1878), 681—716 ist dem Verfasser ohne Schaden unbekannt geblieben.

Am Schlusse seiner zweiten Schrift giebt Liebau eine sehr dankenswerte Zusammenstellung: 'Gestalten aus der englischen Geschichte und Litteraturgeschichte als dichterische Vorwürfe in der deutschen Litteratur,' zu deren Ergänzung ich mein Teil beitrage, freilich zumeist nur auf Grund der Kenntnis des oft irreführenden Titels:

Alfred der Grofse: [Anna Fuller,] Alfred, König von England, eine Geschichte aus dem neunten Jahrhundert. Bremen 1794.
  Alfred der Grofse im Stande der Erniedrigung. [Erzählung.] Leipzig 1794. 2 Teile.
  W. R. v. Gallenberg, Alfred d. Grofse. Ballet, aufgeführt Wien 1820.
  August v. Kotzebue, Alfred der Grofse. Oper. Musik von Wolfram: Deutsche Schaubühne. Augsburg-Leipzig 1822. Band 50.
  Otto Ludwig, König Aelfred. Dramatische Romanze in 5 A. Fragment. 1855—1857. Gesammelte Schriften. Leipzig 1892. V, 123—132.
  J. P. E. T., König Alfred [der Grofse?]. Tr. in 6 Abteilungen. Bamberg 1866.

Becket: H. Wellberg, Thomas Bekket. Passionsspiel. Berlin 1900.

Beda [?]: Bedas Leiden oder das Unglück im Turme St. Antonius. [Erzählung.] Naumburg 1806.

Boleyn, Anna: Paul Weidmann, Anna Bullen. Tr. in 5 A. Wien 1771.
  Josef Korompay, Anna Boley, Königin von England. Tr. Wien 1794.

---

[1] Farinelli, Grillparzer und Lope 15 Anm.; Zeitschr. für vergleichende Litteraturgeschichte 13, 443, Egidio Gorra, Un dramma di Federigo Schlegel, Nuova Antologia 65, 431—459, 66, 692—726. Ellinger, Berliner Neudrucke II, 2, XX, und Walzel ADB 33, 134 (Chr. Wilh. v. Schütz Lacrimas 1803) über die übrigen Alarcosdichtungen: Aronstein, Anglia 17, 325 f., und Rosenbaum, Euphorion 5, 107—109.

F. A. F. Winderfield, Anna Boleyn. Tr. in 5 A. Aarau 1872.
Carmen Sylva, Anna Boleyn. Hist. Tr. Bonn 1886.
E. Heyden, Anna Boleyn. Tr. in 5 A. Fürth 1887.
C. v. Blücher, Anna Boleyn. Tr. in 5 A. Schwerin 1890.

Byron: Rudolf Golm, Lord Byron. Sp. in 4 A. Wien 1888.
Karl Bleibtreu, Byrons Geheimnis. Sp. Zürich 1900.
J. v. Janke, Lord Byron am Genfer See. Sp. in 2 A. Berlin (o. J.).

Canut: G. N. Bärmann, Geschichtliches Drama in 4 A.: Theater. 1. Teil. Mainz 1838.
W. Kayser, Kanut oder Gelübde und Schwur. Ritterschauspiel. Paderborn 1895.

Cranmer: August Gottlieb Meifsner, Cranmers letzte Nacht. Erzählung. 1389. Ges. Werke VII, 170 ff.

Cromwell: Der edle Cromwell oder das Hofglück. München 1786.
Müller-Strübing, Oliver Cromwell. Tr. in 5 A. Berlin 1843.
Th. Hell, Der Sohn Cromwells oder eine Restauration. Hist. Lsp. in 5 A.: Dramatisches Vergifsmeinnicht. Dresden 1844. 21. Band.
H. Josefowitz, Cromwell. Sp. in 5 A. Berlin 1880.
Siehe auch: Montrose.

Darnley: siehe Maria Stuart.

Douglas: A. v. Tromlitz, Die Douglas. Hist.-romant. Sp. in 5 Abt. Berlin 1825.

Edgar: A. Schütt, Edgar, dramat. Gedicht in 5 A. Freiburg 1839.
Beinhöfer, Edgart der Grofse. Histor. Sp. in 5 A. Emden 1840.

Edmund [† 870]: S. Edmundus Angliae rex et martyr. Aufführung auf der Jesuitenbühne in Glatz 1653 (Prohasel, Festschrift d. Gymn. zu Glatz 1897, S. 42).

Eduard der Märtyrer: Invidia Novercalis Victima. Eduardus Angliae rex odio Alfrithae Novercae regno et vita privatus. Aufgeführt Glatz 1694 (Prohasel S. 52).

Eduard V.: Gespräche in dem Reiche derer Todten zwischen Eduard V., einem unmündigen König von England, welcher nebst seinem Bruder von einem leiblichen Vetter nicht nur um die Cron, sondern auch um das Leben gebracht worden, und Ludovico I., König von Spanien, welcher erst vor wenigen Monaten an denen Kindern-Blattern gestorben, worinnen beyder jungen Könige Leben und merkwürdige Fata enthalten. Leipzig 1724.

Elfrida:[1] Friedrich Justin Bertuch, Elfride. Weimar 1775.

---

[1] Erich Schmidt, Elfride-Dramen: Charakteristiken[2] S. 441—454. Werner, Anz. f. d. A. 13, 403. Dazu von fremdsprachlichen: Alfrede, Reyne d'Angleterre. Nouvelle historique. Paris 1678; Elfrida a serious opera in 2 acts [italienisch und englisch]. London [1785?]; [Deslandes, R.?] Elfride, drame en 3 a. Paris 1803; Elfrida ou l'ambition paternelle traduite de l'anglais par F. J. Moreau. Paris 1798; M. B. de la L.. [Mar. Belin de la Liborlière], Elfrida, imité de l'anglais. Hamburg 1798. 2 Bde.; Guillard, Elfrida. Oper. Paris 1792.

Br*m [Brumbey?], Elfride. Eine Tr. zur Musik. Elbing 1786.
Maximilian Klinger, Elfride. Tr. Riga 1787.
Johann Edling, Elfriede. Melodrama. Berlin 1790.
Friedrich Schiller, Elfriede. [Entwurf.] Hist.-krit. Ausgabe 15, 1, 322—326 (vgl. Minor, Edlingers Litteraturbl. 1, 176).
F. W. Ziegler, Die Macht der Liebe. Originaltrauerspiel. Wien 1817.
Archibald, Elfride. Tr. in 5 A. Gedenkmein, Taschenbuch f. 1829.
H. von Markgraff, Elfride. T. in 5 A. Berlin 1841.
Schültes, Elfride. Romant.-kom. Oper. Braunschweig 1859.
Paul Heyse, Elfride. Tr. in 5 A. Berlin 1879.
Adalbert Schröter, Elfride. Sp. in 5 A. Köln 1901.

Elgeva: Edwin und Elgiva oder die Wunder des heiligen Dunstan, eine altenglische Geschichte vom Verfasser des Walter von Montbarry. Leipzig 1791.

Elisabeth: Schauplatz der Gemütsbewegungen hoher Personen in der Liebesgeschichte der weltberühmten Königin Elisabeth und des Grafen von Essex unlängst von einer Standesperson in englischer Sprache dargestellet, anietzo aber von einem Liebhaber derselben in das Teutsche übersetzt. Leipzig 1687.
Geheime Geschichte von der Königin Elisabeth und dem Grafen von Essex. Frankfurt 1743.
August Gottlieb Meifsner, Selbst die gröfste Königin ist nur eine Frau. 1788. (Gesammelte Werke IV, 115 ff.)
Keralio, Geschichte der Königin Elisabeth von England. Wien 1795.
Elisabeth, Königin von England. Oper in 2 A. Wien 1822.
Hermann Müller, Elisabeth, Königin von England. Tr. in 5 A. Berlin 1837.
Ludwig Deuringer, Elisabeth, Königin von England, oder Liebe aus Verschmähung. Tr. Augsburg 1837.

Essex:[1] Die ermordete Unschuld oder die Enthauptung des Grafen von Essecs, aus dem Italienischen des Auctor Sign. Creognini. 1716. (Handschrift in München; vgl. C. Heine, Graf Essex aus Ludwig Hoffmanns Repertoire. Vierteljahrsschr. f. Litt. G. 1, 323—342.)
H. H. L. Spitta, Der Graf Essex. Romant. Tr. Aus dem Span. Göttingen 1822.

Garrick: F. Lindheimer, Garrick. Posse: Neueste dramatische Versuche. 1. Freiburg i. B. 1805.

Gloster: Robert Byr, Lady Gloster. Tr. Leipzig, Reclam.

Godiva:[2] Julius Grosse, Godiva: Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart, herausgeg. von G. Dahms. 1891.

---

[1] Adolf Schneider, Ältere Essexdramen — Laubes Essex. Programm. Wien 1901.

[2] Zum Motiv vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde 103—105, Germania 35, 205; Brand, Deutsche Rundschau XXVII, 1, 76.

Gray, Johanna: G. E. A. Wehlert, Johanne Gray. Tr. Elberfeld 1818.
H. Müller, Lady Johanna Gray, die Unschuldige. Histor. Gemälde frei nach W. Scott. Braunschweig 1833.
Burghardt, Johanna Gray. Tr. in 5 A. Bonn 1866.
E. Lionnet, Johanna Gray. Tr. in 5 A. Berlin 1878.
J. Feis, Johanna Gray. Tr. in 5 A. London 1881. Als Manuskript gedruckt.
Cl. Pfudel, Johanna Gray. Tr. in 5 A. Berlin, Haack, 1894.

Harold: Uhland, Harald. Balladen 1811.
Franz von Elsholz, König Harald: Schauspiele. Leipzig 1854.
Schliebner, Harald, der letzte Sachsenkönig. Oper. [Musik von G. Dullo.] Königsberg 1872.
H. Herrig, Harald der Wicking. Oper. [Musik von A. Hallén.] Berlin 1881.
Krone, Harald. Oper. [Musik von C. Pfeffer.] Wien 1883 (1887).

Heinrich II.: C. E. Sommer, Heinrich der zweite, Herzog von Montmorency. Hist.-dramat. Gedicht in 5 A. Wien 1817.

Heinrich VI.: Ignaz Castelli, Die rothe und die weiße Rose. Histor. Oper in 3 A. Wien 1810.

Heinrich VIII.: 1629 wollen Comoedianten in Danzig eine 'Comoedie von einem Könige aus Engelant Henrico [VIII?]' agieren. Der Rath schlägt aber das Ansuchen ab (Bolte, Danziger Theater 60).
Gespräche im Reiche der Todten zwischen Heinrich VIII. von England und Soliman II. Türk. Kayser. Worinn ... die Ehescheidungen des Ersteren und die anderen Fata, welche er mit den übrigen Weibern gehabt ... berichtet werden. Leipzig 1721.
Pecatoris in extremis ultima vox exemplo Henrici VIII. Angliae regis explicata. Aufführung in Freising 1739. (Mitt. d. Gesellschaft f. deutsche Schul- und Erziehungsgeschichte 1, 245.)
L. Hamm, Heinrich VIII. oder die Willkür auf dem Throne. Originaltr. Köln 1848.

Henriette von England: Friedrich Schulz, Henriette von England. (Gesammelte Romane 3.) Braunschweig 1790.

Hogarth: Hogarths Studien. [Roman.] Leipzig [1800?].

Hood, Robin[1]**:** F. Bartels, Robin Hood oder der englische Freibeuter. Nordhausen 1839.
Reinhold Mosen, Robin Hood. Oper. Leipzig 1880.

Jakob II.: J. v. Hall, Der Verschworene oder die letzten Regierungsjahre König Jakobs II. aus dem Hause Stuart. Ein historischer Roman. Berlin 1828.
Franz Nissel, Die Jakobiten. Tr. 1859. (Dramatische Werke. Stuttgart 1894. 2. F.)

---

[1] J. B. McGowem, Notes and Queries, 9. Serie, VIII, S. 263 f. Rundfragen über den Robin Hood-Stoff in der Dichtung.

Carlo Giulio, Die Pulververschwörung. Histor. Tr. in 5 A. Weimar 1869.

Karl Stuart II.: Christian Weise, Der englische Eichbaum. 1689. (Verloren; Erich Schmidt, AD. B. 41, 530.)

August Gottlieb Meifsner, Der König im Bordell. Erzählung. 1783. (Ges. Werke IV, 50 ff.)

Lenz-Kühne, Karl II. Sp. in 2 A. Mainz 1835.

Ernst Raupach, Die Royalisten oder die Flucht Karl Stuarts II. Sp. Leipzig (Reclam 1884).

Ottokar Stauf v. d. March, Der tolle Stuart. Lsp. in 4 A. Wien 1902.

Karl Eduard: Der traurige Ritter in schwarzer Gestalt in den Gebürgen Schottlands. Oder die Historie des unglücklichen Printzens Karl Stuarts, des Engl. Prätendentens in einer Comoedie vorgestellt zum Gebrauch der Praetendent-Hof-Acteurs in Rom. Aus dem Französ. von K. P. L. v. O. 1745.

C. L. Klose, Leben des Prinzen Karl aus dem Hause Stuart, Graf Albany, Prätendenten der Krone von Grofsbritannien. Leipzig 1842.

Leicester: Rudolf v. Gottschall, Amy Robsart. Leipzig 1884.

Maria Stuart:[1] Regalis Tragoedia sive Maria Stuarta Scolorum Regina & Legitima Anglicani Imperii Haeres ... [Jesuitendrama.) Prag 1644. (Veröffentlicht von Anton Tobias, Arch. f. d. Studium der neueren Sprachen 42, 401—408.)

Aufführung am Gymnasium in Krems 1651. (Baran, Gesch. des Gymnasiums in Krems. Progr. 1895, S. 81.)

Christophorus Kormart, Maria Stuart: Oder Gemarterte Majestät. Nach dem Holländischen Jost van Vondels. Leipzig 1672.

Johann Riemer, Der Erz-Verleumder im Ehe-Teuffel von Schottland in einem Trauerspiel abgefafst. Weifsenfels 1679.

1702 Aufführung eines Jesuitendramas in Neuburg. (Jahrb. f. Münchener Geschichte 3, 150 A. 93.)

1707 am 16. Oktober wollen die Württembergschen Hofkomoedianten in Wien 'Die Hohe Vermählung zwischen Maria Stuart und Heinrich Darlay, König von Schottland und Frankreich' aufführen. Die Aufführung wird aber nicht gestattet. (Trautmann, Jahrb. f. Münchener Gesch. 3, 335; Weilen, Geschichte des Wiener Theaters 123.)

1709 Aufführung eines Jesuitendramas in Eichstätt. (Jahrb. f. Münchener Geschichte 3, 150 A. 93.)

---

[1] Marquigny, Marie Stuart dans l'histoire, dans le drame et le roman. Études religieuses par des pères de la congregation de Jésus. 1864. Nr. 21, 22; Peter Fockens, Maria Stuart, eine litterarhistorische Untersuchnng. Diss. Leipzig 1887 [über Swinburne, Björnson, Schiller, Vondel]; A. Stiefel, Zs. f. vergl. Litteraturg. 13, 111 A.

Fr. Lang, Maria Stuarta. Sp. 1709. Mscr. in Petersburg (Reinhardstoettner, Forschungen z. Kulturgeschichte Bayerns 4, 237).

Bonaventura Landtwing und Felix Moos, Maria Stuart. Aufführung in Zug (Schweiz) 1728. (Bächtold, Litteraturgesch. 466.)

1736 Aufführung in Einsiedeln. (Bächtold, 466.)

Regia innocens atque pia impiae crudelitatis hostia sive Maria Stuart, Scotorum regina perfidia suppressa, crudeliter mactata. Aufführung in Ottenbeuren 1767. (Zeidler, Blätter des Vereins f. Landeskunde von Nieder-Österreich 27, 148.)

Müller, Maria Stuart, Königin von Schottland. Ein romantisches Gemälde in 3 Bänden. Hamburg, ca. 1800.

Engelbert Schmidt, P., Maria Stuarda, Königin von Schottland, ein Tr. 1802. (Hs. im Ferdinandeum in Tirol. — Fachkatalog der Abteilung für deutsches Drama und Theater der Internationalen Ausstellung f. Musik u. Theaterwesen. Wien 1892. S. 72. Nr. 1.)

Lembert, Maria Stuarts erste Gefangenschaft: Dramatische Neujahrsgabe f. 1827. Wien.

Darnley, ein historisches Gemälde vom Verfasser des Kardinal Richelieu. Leipzig 1831.

Flodoard Geyer, Maria Stuart, lyrisches Monodrama. Berlin 1836.

A. v. Tromlitz, Bilder und Scenen aus den Jugendjahren der Königin Maria Stuart. Dresden 1841. 2 Bde.

H. Cornelius, Maria Stuart. Trilogie. Paderborn 1846—1848.

E. Raupach, Maria, Königin von Schottland. Berlin 1858.

L. Schneegans, Maria, Königin von Schottland. Heidelberg 1868.

J. L. Nicodé, Maria Stuart. Symphonische Dichtung. Leipzig 1879.

F. Dannemann, Maria von Schottland. Bremen 1880.

Maria Tudor: L. Scoper, Maria Tudor oder die Günstlings-Hinrichtung. Ein historisches Gemälde aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. [Nach Victor Hugos Maria Tudor.] Nordhausen 1835.

Marlborough:[1] Herzog v. Marlborough. Lsp. Stendal 1784.

August Gottlieb Meifsner, Marlborougs Jugendsünden. Erzählung. 1784. (Ges. Werke X, 3 ff.)

Milton: Joseph Michl, Milton und Elmire. Singspiel. Frankfurt a. M. 1775.

Friedrich Dingelstedt, Milton. Entwurf z. e. Drama. (Rodenberg, Dingelstedt 2, 96 ff.)

Montrose: Heinrich Laube, Montrose, Der schwarze Markgraf. Tr. Leipzig 1859.

---

[1] Über das Malbrough-Lied (Erk-Böhme, Liederhort 2, Nr. 325) vgl.: Pasqué, Auf den Spuren des französischen Volkslieds, 1899, 84—93; Sarrazin, Franco-Gallia 11, 64 f.; Voretzsch, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskde. 3, 337; Arthur Kopp, Euphorion 6, 276—289 u. 7, 318—319; Reuschel ebenda 6, 598; B. Liebich, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 5, 21 f., 61 f. u. Ch. Newton-Robinson, Nineteenth Century 46, 251—261.

Morus Thomas: Erasmus v. Rotterdam, Carmen heroicum in mortem Thomae Mori. (K. Hartfelder, Zeitschr. f. vergl. Litteraturgeschichte 6, 457—464.)

Jacob Balde, Thomae Mori constantia. Lyricorum lib. I, Ode III (1643): Opera poetica. München 1729. I, S. 5.

Thomas Morus. Aufführung in Wien 1688. (Weilen, Gesch. d. Wiener Theaters 33.)

Gloriosa constantiae et religionis victima sive Thomas Morus Angliae cancellarius. Aufführung in Freising 1707. (Mitteilungen d. Gesellschaft f. deutsche Schul- u. Erziehungsgeschichte 1, 243.)

Thomas Morus, Gloriosus Victor et Victima pro Sede Apostolica. Aufführung in München 1723. (Jahrb. f. Münchener Geschichte 3, 103.)

Matthias Etenhueber, Thomas Morus: Erneutes Altertum. 1763. (Reinhardstoettner, Forschungen zur Kulturgesch. Bayerns 1, 47.)

Lorenz von Westenrieder, Aufsatz zu einem Tr. aus der Geschichte des Thomas Morus. 1781. (Max Koch, Jahrb. f. Münchener Geschichte 4, 18.)

Chr. Ney, Thomas Morus. Tr. Paderborn 1893.

Pitt: R. v. Gottschall. Pitt und Fox. Lsp. Leipzig 1865.

Richard Löwenherz:[1] Wend, Richard I. Oper. [Musik von Ph. Teleman.] Hamburg 1729.

Joseph Weigl, Richard Löwenherz. Ballett. Wien 1795.

Josef Seyfried, Richard Löwenherz. Oper. Frei nach dem Französischen. [Musik von Ignaz von Seyfried.] Wien 1810.

Karl Simrock, Richard Löwenherz. [Gedicht.] Rheinsagen[9] Nr. 172.

Hugo Klein, König und Spielmann. Operette. [Musik von Josef Kerner.] Pest 1891.

Richard II. [?]: Richardi coronae anglicae usurpatoris interitus. Tragoedia. Aufführung in Freising 1734. (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Schul- und Erziehungsgeschichte 1, 245.)

Salisbury, Sara: J. C. Brandes, Miſs Sara von Salisbury. Leipzig 1790.

Schwerting: Leo Meiſsner, Schwerting, der Sachsenherzog. Troppau 1869.

Shakespeare: Shakespeares Beruf und Triumph. Sp. Leipzig 1792.

A. A. v. Kurländer, Shakespeare als Liebhaber: Almanach der Spiele für Liebhabertheater. Wien 1818. 8. Bd.

F. Volger, Im lustigen Alt-England oder Shakespeare und seine Macht. Landsberg 1886.

F. Hauptvogel, Das groſse Geheimnis! (Shakespeare oder Bacon?) Satire. Leipzig 1896.

---

[1] G. H. Needler, Richard Cœur de lion in literature. Leipzig 1890; und über die Blondelsage Kaufmann, Quellenangaben zu Simrocks Rheinsagen 147; W. Hertz, Spielmannsbuch[2] 331.

E. Bormann, Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchendrama. Leipzig 1897.

W. Schäfer, William Shakespeare. Sp. Zürich 1900.

Sheridan: Sheridan. Das Glückskind aus Wallis. Aus dem Englischen. Erfurt 1802.

Stanhope, Esther: Franz Hedrich, Lady Esther Stanhope. Die Königin von Tadmor. Leipzig 1852.

Strafford: Der Graf Strafford. Tr. in 5 A. Leipzig 1796.

August Gottlieb Meifsner, Strafford. [Erzählung.] 1783. (Gesammelte Werke XIII, 88.)

K. C. v. Leonhard, Graf von Strafford: Dramatische Versuche I.

Warbeck: G. K. Claudius, Warbeck oder der falsche König von England. Erzählung. Leipzig 1782.

Ignaz Kuranda, Die letzte weifse Rose. Aufgeführt Wien 1838.

G. Wengg, Warbeck. Tr. Bremen 1894.

Warwick: Der verliebte Engländer Graf von Warwick. Nürnberg 1704. 2 Bde.

Des Grafen von Warwick Geschichte. Berlin 1744.

Der Graf von Warwick. Tr. Mannheim 1786.

C. L. Bille, Richard Graf von Warkwick. Eine Geschichte. Wien 1792—1793. 3 Teile.

Wilhelm der Eroberer: C. Nicolai, Wilhelm der Eroberer. 2. A. [Erzählung.] Quedlinburg 1817.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Georg Jürgens, Die Epistolae Ho-Elianae. Ein Beitrag zur englischen Litteraturgeschichte (Marburger Studien zur engl. Philologie). Marburg 1901. 87 S.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, dafs die Geschichte des englischen Briefes noch keinen Bearbeiter gefunden hat. Kompilationen und Chrestomathien epistolographischen Charakters giebt es eine ganze Anzahl, aber es fehlt immer noch ein historischer Überblick über die Entwickelung dieser litterarischen Gattung. Es ist nun erfreulich, dafs mit der vorliegenden Arbeit wenigstens ein Ansatz zur Behandlung eines so anziehenden Themas gemacht worden ist.

Jürgens nimmt naturgemäfs als Ausgangspunkt die lateinische Epistolographie der Humanisten, die in Cicero und Seneca ihre Vorbilder sahen. Ihnen folgten bald Briefsammlungen in den Nationalsprachen, wobei in Italien Pietro Aretino (1537), in Spanien Antonio Guevara (1539) vorangingen. Die Italiener bemühten sich, in ihren Briefen als Stilisten zu glänzen, während die Spanier auf den Inhalt gröfseres Gewicht legten, dabei aber leicht in eine gewisse Schwerfälligkeit verfielen. Gegen den italienischen Einflufs richtet sich mit Entschiedenheit Etienne Pasquier, dessen Briefsammlung 1586 zu erscheinen begann. Er strebt nach möglichster Einfachheit und Natürlichkeit, und im selben Sinne äufsert sich

Montaigne, der erste französische Essayist, der, wenn er mehr in der großen Welt gelebt hätte, wohl auch der erste Epistolograph Frankreichs geworden wäre. Trotzdem fanden die bombastischen, inhaltlosen Briefe eines Balzac nicht bloſs in Frankreich Bewunderer und Nachahmer. Daſs diese neue Bewegung auch nach England hinübergreift, ist leicht verständlich. Es entwickelt sich dort im 16. Jahrhundert eine englische Briefstellerlitteratur, neben welcher Übersetzungen fremder Briefsammlungen einhergehen, und endlich treten auch englische Originalbriefe ans Licht. Zuerst ist es Bischof Hall (1607—10), der in Guevaras Fuſstapfen tritt und anstatt Briefe moralische Essays liefert, dann James Howell, der Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist.

Howell ist unter den Litteraten seiner Zeit entschieden eine der interessantesten Erscheinungen. Geboren 1593 in Carmarthenshire, tritt er, wie die meisten Welshmen, in das Jesus College zu Oxford und widmet sich dann dem Kaufmannsberuf. Er unternimmt weite Reisen nach den Niederlanden, Frankreich, der Schweiz, Italien und Spanien, wobei er sich eine damals ungewöhnliche Kenntnis der Sprachen und Sitten dieser Länder aneignet. Man scheint dann in England auf seine Verwendbarkeit aufmerksam geworden zu sein: wir finden ihn bald als Sekretär beim Earl of Sunderland, später im Dienste des Ministers Strafford; auch wird er wiederholt zu diplomatischen Sendungen verwandt und scheint längere Zeit als Agent oder Spion der royalistischen Partei in London fungiert zu haben. Infolgedessen wird er auf Beschluſs des Parlaments in das Fleetgefängnis gesperrt und dort acht Jahre (1642—1650) festgehalten. Aus dem Gefängnis entlassen, erwirbt er als Schriftsteller seinen Lebensunterhalt. Er erlebt noch die Rückkehr Karls II., der ihn zu seinem Hofhistoriographen ernennt, und stirbt im Jahre 1668.

So bunt und mannigfaltig wie seine Lebensschicksale ist auch der Inhalt und Charakter seiner Schriften. Von seinen dichterischen Erzeugnissen ist nicht viel Rühmliches zu melden: wichtiger ist seine Thätigkeit als Historiker, Pamphletist, Reiseschriftsteller, Lexikograph und Grammatiker. Von allen seinen Schriften sind jedoch allein seine Briefe lebendig und für die Folgezeit wirksam geblieben. Sie erschienen unter dem Titel 'Epistolae Ho-Elianae: Familiar Letters, Domestic and Forren etc.' zuerst zwischen 1635 und 1655, in vier Bücher eingeteilt.

Wenn es sich nun um die Vorbilder handelt, denen Howell gefolgt ist, so sind als solche der vorhin erwähnte Pasquier und in zweiter Reihe Guevara zu bezeichnen. Damit ist zugleich gesagt, daſs er in seinen Briefen (und zwar hauptsächlich in den früheren) sich eines leichten und gefälligen Stiles befleiſsigt. Freilich unterliegt er je länger je mehr der Modekrankheit des Euphuismus; dies zeigt sich vor allem in seiner Vorliebe für die Allitteration, übrigens eine Erscheinung, die noch heutzutage weit verbreitet ist. Der Inhalt der Briefe ist von der mannigfaltigsten Art. Sehr viele beziehen sich auf zeitgenössische Ereignisse, wobei Howell in manchen Fällen als Augenzeuge berichten kann. Nicht minder interessant sind für uns die eingestreuten Geschichten und Anekdoten, dar-

unter die Erzählung, die Schillers Ballade vom Grafen von Habsburg zu Grunde liegt; die Geschichte von dem Einsiedler und dem Engel (aus den Gesta Romanorum, zugleich die indirekte Quelle von Parnells Hermit); der Rattenfänger von Hameln (vermutlich die Vorlage für Brownings Gedicht); die Geschichte vom Kastellan von Coucy (erzählt in einem Briefe an Ben Jonson, mit dem Howell eng befreundet war); endlich, was der Verfasser übersehen hat, eine Parallele zu der altdeutschen Novelle von der Wiener Meerfahrt (Buch II, 54: hier nach Holland verlegt). Andere Briefe erweitern sich zu Essays und Traktaten; sie verbreiten sich etwa über die Geschichte Spaniens und der Hansa oder belehren den Adressaten über die Sprachen Europas, die römische Kirche oder die Religionen der Erde. Dann erhalten wir Abhandlungen über die Weine und andere Getränke, über den Tabak, über die Sibyllen, über die Inquisition u. a. m. Es mag zweifelhaft scheinen, ob solche Schreiben noch als 'familiar letters' gelten dürfen, und damit erhebt sich die Frage nach der Echtheit der ganzen Sammlung. Diese ist schon früher angezweifelt worden, und erst der letzte Herausgeber, J. Jacobs, ist wieder entschieden für ihre Authenticität eingetreten. Jürgens nimmt in dieser Frage eine vermittelnde Stellung ein und gelangt durch eine sehr minutiöse Untersuchung der Briefe, auf die hier nicht näher einzugehen ist, zu einer Reihe von Kriterien für ihre Echtheit und Unechtheit. Die Sammlung ist zu der Zeit entstanden, als Howell im Gefängnis safs. Es ergiebt sich daraus, dafs er weder über ein vollständiges noch über ein zuverlässiges Material verfügte; waren ihm doch seine Papiere eine Zeitlang ganz vorenthalten. Jürgens nimmt als Hauptgrundlage der Sammlung ein Tagebuch Howells an, dessen Existenz aber (trotz der Bemerkungen auf S. 66. 67) keineswegs strikt erwiesen werden kann. Sicherlich hat es jedoch Briefe, die er selbst empfing, sowie Abschriften seiner eigenen, ferner einige historische Aufsätze benutzt.

So viel über den Inhalt und die Resultate der Jürgensschen Schrift. Durch sein streng methodisches Vorgehen wie durch sein klares und besonnenes Urteil hat der Verfasser, auch wenn wir ihm in einigen Einzelheiten nicht zustimmen können, sich unseren Dank verdient.

Berlin. Georg Herzfeld.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

The traitor's way by S. Levett-Yeats (Tauchnitz edition vol. 3549).

Der Roman spielt im alten Frankreich der Glaubenskriege, vorwiegend am Hof der Katharina von Medici, der Stoff ist mithin wichtig in seiner weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit. Aber nur *'a story'* will der Autor erzählen, einen Ausschnitt aus der mächtigen Historia bieten. Und er geht in der Beschränkung noch weiter: er giebt seinen Stoff in Form einer

Autobiographie seines Helden. Das gewährt ihm verschiedene Vorteile. Die Materie bekommt einen einheitlichen Zuschnitt, weil sie unter einen Gesichtspunkt gestellt ist, die Darstellung wird intim, weil sie von einer Stimmung durchdrungen wird. Der schreibende Held verlebendigt seine Geschichte. — Freilich geht es hiebei nicht ohne Künsteleien ab.

Schon äufserlich betreffs der Behandlung der Fabel. Der Held erzählt hinterdrein seine Geschichte. Er beherrscht sie demnach in all ihren realen und ideellen Zusammenhängen wie in der teilweisen Gleichzeitigkeit ihrer einzelnen Phasen. Diese Allwissenheit darf er aber nicht verraten. Er mufs im ununterbrochenen Zusammenhang blofs seine persönlichen Erlebnisse darstellen, er darf in der jeweiligen Situation, die er beschreibt, nicht mehr sehen, hören und wissen, als er eben damals, da er sie erlebte, sehen, hören und wissen konnte. Nur mit dieser Befangenheit in der Situation erzielt er den intimen Reiz einer lebendigen Darstellung; andererseits mufs aber der Autor seinen Leser über den Helden hinaus informieren, mufs ihn die Zusammenhänge wenigstens ahnen lassen, damit ihm aus dem gröfseren Verständnis das stärkere Interesse an dem Ganzen erwache. So hat der Autor zweien Herren zu dienen, seinem Helden und seinem Leser. Das gehört auch litterarisch zu den schwierigen Aufgaben.

Noch schwieriger wird es dem Autor hinsichtlich der Stimmung. Der schreibende Held — hier der zerknirschte Sünder, der über die Geschichte seines Lebens Generalbeichte ablegt — hat seine scharf ausgeprägte Gefühlsnote. Der handelnde Held ist natürlich in den verschiedenen Phasen der Entwicklung auch in den entsprechenden, also in verschiedenen Stimmungen. Gar oft kontrastiert die Stimmung des handelnden mit der des schreibenden Helden.

Sind das — objektiv betrachtet — die Vorzüge und Nachteile der vom Autor gewählten Komposition, so fragt es sich nun, wie er sich mit diesen fördernden und hemmenden Faktoren thatsächlich abfindet.

Summarisch gesprochen, darf man sagen, dafs dem Autor die verstandesmäfsig zu lösende Seite seiner Aufgabe, die Gestaltung der Fabel, glänzend gelungen ist. Der Held erzählt immer nur Geschehendes, so dafs der Leser fortwährend unter dem Eindruck einer sich geschlossen abspinnenden Geschichte steht, und der Held erzählt dem Leser so geschickt, dafs jener nie mehr sagt, als er weifs, dieser stets mehr weifs, als er hört. Der Held bleibt intim-befangen, dem Leser erwächst aus seiner Souveränität die Spannung. In der Konzentration auf den Horizont des Helden wird der Stoff verlebendigt, die Materie verpersönlicht, der Aufbau künstlerisch. Dabei vergifst man die künstliche Appretur, das Moment, dafs sich der allwissende Held während des Schreibens zu seiner Befangenheit im Handeln bewufst zurückschraubt. Dieser eine Nachteil war nicht zu umgehen, wurde aber durch den anderen Vorteil in seiner Wirkung unschädlich gemacht.

Vorzüglich als 'Epiker' in der Fabelbildung, scheitert aber der Autor als 'Lyriker' hinsichtlich der Stimmung. Er macht sich hier die Sache allzu

leicht. Am Anfang und am Ende der Geschichte und manchmal im Verlaufe derselben bekommt der Held Gewissensbisse und reuevolle Beklemmungen. Er lyrisiert sozusagen am Schreibtisch. Im übrigen färbt er die einzelnen Phasen seiner Erzählung nach dem jeweiligen Stand der Dinge. Das ist verzweifelt wenig, es ist nicht organisch, sondern mechanisch. Es ist der Behelf eines routinierten Litteraten statt des Ausdrucks eines wahrhaften Dichters. Hiefür reicht der Kunstverstand nicht aus, hier hätte das halbbewuſste, naive Schaffen künstlerischen Ingeniums walten müssen. Deshalb muſs hier auch die Wissenschaft verstummen, sie kann nur feststellen, was fehlt.

Auch in Bezug auf die Durchführung des Problems befriedigt der Roman nicht völlig.

Wie de Vibrač, der junge, treffliche, glänzende Kavalier und Offizier, zum Verräter seines Herrn, des Herzogs von Condé, wird, weil er sich aus verschmähter Liebe an der Frau seines Freundes rächen will, das ist das Hauptmotiv. Es ist psychologisch bedeutend und sehr entwicklungsfähig. Aber es ist gefährlich, denn genau besehen ist es zwiespältig. Der Held ist erotisch und politisch. Seine Liebesgeschichte ist der Anlage nach verwickelt und bedeutend. Er glüht für die Frau seines Freundes. Obwohl er die Schwere seiner Schuld fühlt, kann er der Leidenschaft nicht Herr werden. Im entscheidenden Moment, dem der Entführung, schreckt die junge, unverstandene, aber im Kern brave Frau zurück. Er hält sich für das Opfer eines koketten Spiels und will sich rächen, indem er seinen früheren Freund, den Gatten der Frau, und mit ihm sie ins Verderben stürzt. Das ist die Haupthandlung. Sie eignet sich zu einer solchen ausgezeichnet, doch unter der Voraussetzung, daſs sie ihrer psychologischen Seite nach kräftig ausgebaut, tiefgründig entwickelt wird. Das hat der Autor nicht vermocht. Unter seinen Händen wird das Thema trivial, eine Liebesaffaire wie tausend andere, weil die Behandlung auf der Oberfläche, am bloſs Fabulistischen haften bleibt. Nach dieser Seite hin bietet das Thema nicht viel. Fabulistisch ist aber die politische Nebenhandlung begreiflicherweise sehr ergiebig. Hier dreht es sich um das Schicksal des Kronprätendenten Condé, um das Geschick von ganz Frankreich. Hof- und Palastintriguen spielen hin und her. Das kann zwar psychologisch tief gehen, wird aber auch bei bloſs äuſserlicher Behandlung schon sehr interessant wirken. Der Autor ist nun den Lockungen der derberen, fabulistischen Reize seiner politischen Nebenhandlung unterlegen und hat die erotische Haupthandlung darüber vernachlässigt, weil er deren inneren, psychologischen Wert nicht erkannt hat oder nicht hat erkennen wollen. So degradiert er die Hauptsache zur Nebensache, erdrückt er den Vordergrund durch den Hintergrund. Wie bei der formalen Durchführung erweist er sich auch in der Behandlung des geistigen Kernes nicht als echter Dichter, sondern bloſs als geschickter Litterat. Aus seinem prächtigen Stoff schlägt er nur die äuſserlichen Effekte, nicht die innerlichen Wirkungen heraus, die poetischen Keime ersticken unter seiner litteratenhaften Behandlung.

In the palace of the king by F. Marion Crawford (Tauchnitz edition vol. 3469, 3470).

Mit dem Untertitel dieses pseudohistorischen Romans, *A love story of old Madrid,* scheint sich der Autor salvieren zu wollen. War es seine Absicht, höhere Anforderungen an sein Werk dadurch von vornherein zurückzuweisen, so hat er recht gethan. Von der Geschichte hat der Roman nur die Staffage. Wieviel die Altmadrider Historie oder auch nur Anekdote stofflich beigesteuert hat, wieviel davon etwa umgebildet oder dazu neu erfunden worden ist, bleibt hier gleichgültig, weil das Ganze nicht ein Kulturbild aus König Philipps II. Zeit bietet, sondern lediglich eine *'love story'*, die an gar keine bestimmte Zeit gebunden ist. Daſs der Untergrund der Fabel altspanisch koloriert ist, ändert daran nichts, weil das Problem aus dem Milieu nicht organisch erwachsen ist.

Besieht man sich nun diese 'Liebesgeschichte' näher, so gewahrt man, wie die 'Liebe' von der 'Geschichte' völlig vergewaltigt wird. Nur die Fabel erweckt Interesse, nicht die Entwicklung des psychologischen Problems. Von einem solchen kann streng genommen gar nicht die Rede sein, denn das Innenleben der Figuren ist bloſs typisch, mithin reizlos. Es erhält weder durch die Eigenart der Personen eine Besonderheit, noch wird es durch die äuſseren Schicksale der Personen irgendwie beeinfluſst. Held und Heldin lieben sich, weil sie aneinander Gefallen finden, und sie bleiben sich treu, weil sie nicht aufhören, aneinander Gefallen zu finden. Somit lebt dieser Roman nur von der Fabel. Die ist souverän. Von der zufälligen, ersten Situation ausgehend, verwickelt sie sich aus sich selber und löst sich ebenso durch sich selbst. Die Figuren haben natürlich ihre Willensbestrebungen, funktionieren aber hierin mit der selbstverständlichen Regelmäſsigkeit von Automatenpuppen. Der Leser wird nur durch die spannende Entwicklung der Fabel gefesselt. Ist man kritisch veranlagt, so interessiert deren technische Durchführung.

Diese ist so eigenartig, daſs sie hier Erwähnung verdient.

Das Buch ist mehr als 500 Druckseiten stark, die Handlung dauert vom Abend bis nach Mitternacht: der Roman spielt sich also in kürzerer Zeit ab, als er sich durchliest. So übertrumpft er an Konzentration das realistischste moderne Drama. Diesen künstelnden Scherz kann er sich leisten, weil der Autor seine Geschichte erzählt. Allwissend und allgegenwärtig, kann eben der Autor dem Leser des öfteren gleichzeitige Phasen der Geschichte hintereinander vorführen. Die Einheit der Zeit wird so durch 'Doppelzeit' hier überboten und die Einheit des Ortes im geräumigen Königspalast gewahrt. In dieser Weise hat die älteste und einfachste Technik des Erzählens das jüngste Kunststückchen epischer Darstellung ermöglicht.

Das alles wäre als technische Spielerei kaum der Erwähnung wert. Die Sache hat aber ihre ernsthaften Wirkungen. Man liest den Roman in atemloser Spannung. Er täuscht also Leben vor, wenn auch nur während der Lektüre. Woher kommt dies? Von den innerlich leblosen,

puppenhaften Figuren gewiſs nicht. Wollte man zu ihrer Kennzeichnung die dramatische Terminologie anwenden, so müſste man statt von Charakteren von Rollenfächern ältester Handwerkerei sprechen. Da ist der 'Held' und die 'Heldin' als vielfach gefährdetes Liebespaar, das sich am Schluſs die Ehe ersiegt: Don Juan d'Austria, der tadellose Held, und das arme Edelfräulein Dolores. Gegenspieler sind König Philipp, der 'Intrigant', weil er mit seinem Halbbruder groſspolitische Heiratspläne hat, und die Fürstin Eboli, die 'Intrigantin', weil sie den volksbeliebten Don Juan gegen den verhaſsten Philipp ausspielen und als ihr Werkzeug miſsbrauchen möchte. Die Partei des Heldenpaares nehmen die blinde Schwester der Heldin, zugleich ihre entsagungsvolle Rivalin in der Liebe zu Don Juan, Ines, also die 'Sentimentale', und der verwachsene Hofnarr, also der 'Komiker'. Dazu kommt noch der 'polternde Alte' Mendoza. Er ist ehrenfester Gardeoberst, Vater der Heldin, macht in Furcht vor dem Glück seines Kindes halbe Opposition. Das ist — abgerechnet ein paar unwesentliche Nebenfiguren, die Statisten spielen könnten — das 'Personale'.

Puppenhaft, wie diese Figuren sind, werden sie auch in puppenmäſsiger Symmetrie gestellt und in Bewegung gesetzt. Im Mittelpunkt das Heldenpaar; rechts auf der guten Seite das Paar der guten Helfer, die Blinde und der Bucklige, die Schwachen; links auf der bösen Seite das Paar der bösen Intriganten, der König und die Fürstin, die Starken; zwischen den Parteien der brav-bornierte Vater — mit dem Herzen für, mit dem Kopf gegen das Heldenpaar.

Etlichen dieser Figuren wird ein historisches Mäntelchen umgehangen. Als historische Individuen geben sich Don Juan, Philipp und Eboli. Freilich sind sie historisch nur im Sinne einer flachen Typisierung: ein einziger hervorstechender Charakterzug wird bis zur Karikatur übertrieben, und daneben verschwinden alle übrigen. Don Juan ist nur Held, Philipp nur Tyrann, die Eboli nur Intrigantin. Die Individuen sind zu allegorischen Personifikationen je e i n e r menschlichen Eigenschaft zusammengeschrumpft. Als historischer Standestypus erscheint Mendoza, der hyperloyale Militär, und Adonis, der gutherzige Hofnarr. Die beiden Mädchen, die heroische und sentimentale Liebhaberin, haben von den Spanierinnen ihrer Zeit nur die Toilette.

Diese Puppen sind nichts anderes als litterarische Totgeburten. Und doch gewinnen sie den Schein des Lebens. Das bringt die Fabel zuwege. Aber auch nur infolge ihrer Konzentration. Damit überschüttet sie den Leser mit einer Fülle von Handlung. Ihre pausenlose Geschlossenheit läſst keine Zeit zu prüfendem Nachdenken. Doch das ist bloſs mechanisch. Die Geschlossenheit wirkt wie ein lebendiger Organismus. Ein Moment scheint aus dem anderen notwendig hervorzusprieſsen. Auf diesem Strom drängender Wellen treiben die Figuren wie Kähne auf dem Wasser. Von ihm haben sie die Bewegung, die ihnen den Schein eigenen Lebens borgt. Ist aber das Spiel verrauscht, die Fahrt zu Ende, so liegen die Figuren wie tote Kähne auf dem Ufersand. Nach der Lektüre, in

der Erinnerung werden die scheinbaren Personen wieder zu Puppen. Das Ganze war also nur ein Spiel mit psychologischen Scheinwerten, eine wertlose Spielerei.

The first men in the moon by H. G. Wells (Tauchnitz edition vol. 3577).

Alte Liebe rostet nicht — möchte man angesichts dieses jüngsten phantastischen Romans von Wells ausrufen. So wäre also der Autor wieder in seinen alten Geleisen. Leider. Denn diese Geleise sind nicht nur alt, sondern auch schon ausgefahren. Wells ist als 'Phantastiker' zum Routinier geworden: er gestaltet nicht mehr schöpferisch, sondern nach seinem festen Rezept.

Dieses verlangt sehr viel Neuwelt, vermischt mit etwas Altwelt. Jene mufs durch die Brille von dieser besehen werden, damit wir Altleute die Neuleute besser verstehen. Es kommt also irgend ein Engländer heutiger Prägung mittels irgend eines Apparates von fabelhaft-wissenschaftlichen Kräften in die Neuwelt, besieht sich dieselbe unter entsprechenden Abenteuern und kehrt dann wieder frohgemut heim ins traute London, um hier mündlichen oder schriftlichen Reisebericht gewissenhaft zu erstatten. Das ist der technische Kniff.

Das Rezept verlangt weiter, dafs die Situationen auf der Altwelt und ihre Figuren hier und auch drüben in der Neuwelt möglichst intim wirken. Sie werden also ultra-realistisch behandelt, genrehaft ausgestattet und humoristisch beleuchtet. Man kommt mit ihnen im Handumdrehen auf 'Du und Du' zu stehen. Die Absicht ist klar. Der Autor beginnt als charmierender Klein-Realist, um sich späterhin als Grofs-Phantast das Vertrauen des Lesers zu erhalten. Das ist der psychologische Kniff.

Endlich verlangt das Rezept das tendenziöse Problem. Mit der phantastischen Neuwelt ist es dem Autor selbstverständlich nicht Vollernst. Sie ist ihm nur Mittel zum Zweck seiner versteckten satirischen Absichten. In der Neuwelt soll sich die Altwelt spiegeln und das natürlich nicht zu ihrem Vorteil.

Alle diese Ingredienzien finden sich nun auch hier in unserer Mondgeschichte wieder.

Neuartig ist nur die ingeniöse Disposition des Stoffes. Darin überbietet sich Wells von einem zum anderen Male. Variatio delectat. Diesmal läfst er zwei Engländer die Reise machen. Ad hoc ist der eine als Fachmann, der andere als Laie qualifiziert. Der Gescheite und der — sagen wir höflich — Naive landen glücklich auf dem Monde. Sie sehen da im Vergleich mit der unsrigen die umgekehrte Welt. Ist die Erde aufsen bewohnt, so der Mond inwendig. Bezweckt unsere Kultur die bestmögliche Ausbildung des Individuums, so beruht die dortige auf der völligen, physischen und psychischen Anpassung des einzelnen an das Interesse der Gesamtheit. Nach etlichen Abenteuern im Mondinnern gelangen in mühseligem Kampfe mit den Seleniten die beiden Freunde wieder an die Oberfläche. Sie verlieren sich. Der eine, der Laie, mufs den anderen

tot glauben und fährt zurück. Er landet glücklich auf Erden, selbstverständlich auf englischem Boden. Das ist die erste Hälfte unserer Geschichte.

Nun lebt unser Held inkognito. Der Apparat, den er nie verstanden, den er also nicht nachmachen kann, ist ihm durch Zufall verloren gegangen. Mit dem fragmentarischen und beweislosen Berichte von seiner Fahrt würde er bei seinen Zeitgenossen keinen Glauben finden, man würde ihn ins Narrenhaus sperren. Nach einiger Zeit hört er aus der wissenschaftlichen Welt von Mondtelegrammen, die an die Erde gelangen. Die Astronomen verstehen sie nicht, ihm löst sich das Rätsel. Sein Freund ist am Leben geblieben, hat mit den Seleniten Verkehr gefunden und die Mondgesellschaft studiert, wovon er nun ausführlich und eindringend berichtet. Freilich, die Mondtelegramme kommen nur verstümmelt an. Es bleibt vieles im unklaren. Sie werden seltener, kürzer, verstümmelter. Die Seleniten scheinen sie — aus Erdenfurcht — zu durchkreuzen. Das letzte — es wollte das wissenschaftliche Geheimnis des Apparates enthüllen — bricht schmerzlich ab. Der Freund ist wohl das Opfer der geängsteten Seleniten geworden. Er verliert sich ins transterrestrische Dunkel. Das ist der zweite Teil der Geschichte.

Ihre Disposition ist famos. Sie sorgt für Spannung. In der ersten Hälfte sieht man die Mondwelt bloſs in Bruchstücken und diese nur in undeutlichen Umrissen. Erst im zweiten Teil liest man die vollständige Beschreibung und erhält damit die befriedigende Erklärung.

Die Disposition gewährt aber auch ästhetische Abwechselung. Der erste Teil ist vorwiegend auf Stimmung gearbeitet. Der Leser, der sich ja immer nolens-volens mit dem Helden identifiziert, steht unter der Wucht des realen Eindruckes. Er schaut die fremde Welt mit seinen leibhaftigen Augen. Im zweiten Teil hört er nur den Niederschlag klarer Beobachtungen in theoretisierenden Kommentaren. Der erste Teil ist vom Laien vorgebracht: hier wirken Phantasie und Gemüt; im zweiten Teil doziert der Fachmann: hier herrscht der Verstand vor. So wächst die Erkenntnis im umgekehrten Verhältnis zur Stimmung. Dabei hütet sich aber der Verfasser gar wohl, den zweiten Teil unpoetisch der kalten Wissenschaft preiszugeben. Die Berichte sind lückenhaft. So bleibt unserer Phantasie noch Spielraum genug zu ihrer Bethätigung, um aus dem fragmentarischen Material ein Vollbild zu gestalten. Und der gelehrte Mitmensch auf dem gefährlichen Mond wirkt persönlich. So macht sein ungewisses Schicksal, besonders gegen Ende, unser Herz erbeben, und die Stimmung wird stark in uns. Der Autor sorgt also reichlich für poetische Remedien in der theoretischen, zweiten Hälfte.

Auch noch einen dritten Vorteil gewährt diese Disposition. Der phantastische Roman spielt nur zur einen Hälfte im phantastischen Milieu des Mondes. Bevor man Zeit hat, durch das Fremde befremdet zu werden, zu erschlaffen unter den gewaltthätigen Phantasieeindrücken, mit denen uns der Autor hier bestürmt, werden wir in der zweiten Hälfte nach der gewohnten Erde erlöst. Die glaubhafte Welt stimmt vertrauensvoll für

die unglaubwürdigen Berichte vom Mond, weil das Jenseits mit dem Diesseits so intim und plausibel verschlungen wird.

Man sieht, wie klug, ja geistvoll und poetisch sich der Autor um seinen spröden Stoff bemüht. Trotzdem ist er — bei mir wenigstens — erfolglos geblieben. Ich kann mir das nur aus dem gattungsmäfsigen Charakter des phantastischen Romans von Wells erklären. Er ist litterarisch zu präcis in Anlage und Zweck, als dafs er für Variationen genug Spielraum übrig lassen könnte. Der erste Wurf war originell und individuell, er hat mächtig gepackt; die folgenden Varianten vermochten sich nicht über schablonierte Kopien zu erheben, die man der Hauptsache nach ungelesen auswendig kennt. Das Thema ist eben zu eigenartig, um stärkere Umartungen zu erlauben.

The wheels of chance by H. G. Wells (Tauchnitz edition vol. 3526).

'Heureka' mag der biedere Kritikus rufen, der die Litteratur fein säuberlich nach Stoffen gattungsmäfsig abgliedert. Er hat eine neue Species des Romans gefunden, den 'Radler-Roman'. Damit sollte ich eigentlich mein Referat über das Werk beschliefsen, denn ich radle nicht. Aber vielleicht hat das Urteil des sachlich Unbefangenen auch seinen Wert, und deshalb will ich feststellen, dafs ich mich auf dieser meiner litterarischen Radfahrt von Autors Gnaden prächtig unterhalten habe, so prächtig, dafs ich nur bedaure, mir vom Honorar dieses Referates nicht ein Rad kaufen zu können, um die Sache reell zu probieren. Die Schildereien aus der Radlerei sind so instruktiv im Technischen, so plastisch in den Vorfällen gearbeitet, und sie sind so lebendig in das Gemütsleben des Radlers übersetzt, dafs ich alles verstanden, geschaut und empfunden habe. Wenigstens bilde ich mir das ein, denn meine Eindrücke sind präcis. Damit darf der Autor schon zufrieden sein, weil ich als Leser zufrieden bin.

Wells ist also jedenfalls ein ausgezeichneter Schilderer des modernen Kleinlebens. Er ist aber noch viel mehr, er ist der echte Poet dieses realistischen Genres. Die Wirklichkeit in all ihren Äufserlichkeiten getreu und anschaulich zu kopieren, ist ein erlernbares Kunststück. Zur Kunst erhebt sich solche Arbeit erst, wenn das Werk die persönliche Note des Schöpfers enthält, wenn es seine Idee von dem Stück Leben, das er kopiert, mit zum Ausdruck bringt. Dazu mufs aber der Autor das Bedeutungsvolle an seinem Stoff überall herausfühlen und diese Eindrücke im Brennspiegel seiner Weltanschauung zusammenfassen. Das vermag Wells. Nichts ist ihm zu klein, um nicht dessen Beziehungen zum grofsen Lebensproblem des modernen Menschen zu finden, nichts ist ihm so verworren, dafs er es nicht mit einem freundlichen Lächeln verziehe. Wells ist Humorist: er schaut tief ins Leben hinein, so hoch er auch über ihm steht, und gerade darum liebt er das Leben trotz aller Banalität und Borniertheit.

So giebt es — äufserlich besehen — wohl nichts Banaleres als den

halbgebildeten Commis eines Kleinladens aus der Londoner Vorstadt, und das ist sein Held, und es giebt nichts Bornierteres als den an Ibsen verbildeten Backfisch der guten Londoner Gesellschaft, der 'sein Leben leben will', und das ist seine Heldin. Ein köstliches Paar, unreif an Alter und Art. Der Commis benützt die Augustwoche seines Jahresurlaubs zu einer Radpartie aus London hinaus, ins Land hinein, zur See hin. Er sitzt noch nicht sicher auf seinem Rad, steht aber noch viel unsicherer im Leben, denn er kennt es nur im kleinen Ausschnitt von seinem Ladentisch aus, er erträumt sich von ihm noch romantische Wunder. Auf der Fahrt begegnet er dem Backfisch. Die Kleine ist mit einem nicht mehr jungen Herrn ihrer Tante durchgegangen. Er hat ihr viel von Ibsen und nichts von seiner Frau erzählt und will sie nun ihr Leben leben lehren. Sie hat sich die Ibsensche Welt minder erotisch und im Erotischen legitimer vorgestellt und verzweifelt über ihre Dummheit. Als Retter in der höchsten Not erscheint der Commis. Sie geht nun mit ihm ihrem falschen Befreier durch. Die beiden fliehen in Furcht vor dessen Verfolgung. Der aber denkt nicht an eine solche. Dafür beginnt eine neue Verfolgung: die Tante setzt mit den Getreuen ihres Hauses der flüchtigen Nichte nach. Der Wirrwarr all dieser äufseren Vorfälle wirbelt die Fabel in unwiderstehlicher Komik durcheinander. Dabei geschieht — und das ist das Komischste — eigentlich gar nichts Absonderliches, die gewöhnlichsten Alltagsgeschehnisse erzwingen durch ihre blofse Gruppierung die Lachlust. Mit diesem äufserlichen Wirrwarr hält in steter Steigerung Schritt der Seelenwirrwarr unseres Heldenpaares. Beide verkennen einander in ihrer reizenden Lebensunreife. Er sieht in ihr die ernsthaft-originelle Dame aus der grofsen Welt und glüht für sie in keusch-verschwiegener Liebe. In ihr erwacht eine gutmütige Sympathie für ihren Retter und Ritter, der so vornehm in seinem Wesen und so sonderlich in seinen Manieren ist. Ihre weibliche Neugier nach 'Nam und Art' befriedigt er — verführt von der Eitelkeit des 'Ritters' — mit einem halbverschleierten Inkognito. Nur dafs er 'aus den afrikanischen Kolonien' kommt, gesteht er ein. Dabei kommt er leider in immer gröfsere geographische und ethnologische Schwierigkeiten, die ihm der gebildete Backfisch unbewufst bereitet. Vor allem drückt ihn das Bewufstsein der Lüge. Knapp vor Schlufs, d. h. vor der Gefangennahme durch die siegreich vordringende Tante rafft sich der Held zur Generalbeichte vor der Heldin auf. Sie verzeiht ihm in Rührung über seine moralische Selbstüberwindung. Nun ist das Abenteuer äufserlich und innerlich zu Ende. Es kommt zum kurzen, stummen, herzlichen Abschied fürs Leben. Den Backfisch nimmt sich die Tante mit, der Commis kehrt zum Prinzipal zurück. Commedia è finita.

Aber wenn diese Geschichte scheinbar ins Leere verpufft, weil sie keinen 'richtigen Ausgang' hat, so bleibt sie doch dem für zarte Psychologie eindrucksfähigen Leser gewifs unvergessen, weil sie den richtigen Inhalt hat. Sie birgt wahrhaftiges Leben in ihrer komischen Hülle. So derb die komische Fabel ist, so fein wird die geistige Entwicklung der

zwei Hauptfiguren geführt. Sie gesunden von ihrem inneren Makel: der Commis verliert seine Banalität, der Backfisch seine Borniertheit. Das Heilmittel für diesen psychischen Gesundungsprozefs, das hier zur Verwendung kommt, und das einzige, das auch sicher wirkt, es ist die erziehende Lebenserfahrung. Drollig waren die geistigen Defekte, drollig ist auch die Medizin: ein kleines Stück Leben voll komischer Unbedeutendheit. Und doch wurde es so bedeutungsvoll für die Beteiligten, weil sie es eben innerlich und nicht nur äufserlich, weil sie es psychologisch und nicht nur fabulistisch durchlebt haben. Darum wirkt diese Humoreske auch wirklich humoristisch, darum gebührt diesem Roman auch der Platz in der poetischen Litteratur.

Foes in law by Rhoda Broughton (Tauchnitz edition vol. 3475).

Es ist ein Familienroman, und zwar nicht nur ein Roman für die Familie, sondern auch ein Roman von der Familie. Seine Motive wurzeln im geistigen Nährboden der Familie. Diese erschöpfen sich gewöhnlich — nämlich in der regulären Schablone des Familienromans — in den Stoffphasen der Liebschaft, des Brautstandes und der Ehe. So einfach geht es aber hier Gott sei Dank nicht ab. Die Autorin gewinnt dem alten Stoffe neue Seiten ab. Sie schildert den Kampf der Schwägerinnen. Er spielt zwischen der Schwester und Frau des Hausherrn. Die Geschwister haben zusammen Wirtschaft geführt. Da verlobt sich plötzlich der Bruder. Die Schwägerinnen gefallen einander nicht. Die Schwester als depossedierte Hausfrau hat den schwereren Stand. Aber die junge Frau gewinnt sie sich doch schrittweise zur Freundin, ohne Absicht, ja trotz des anfangs schneidig geführten Kampfes. Da dieser nicht um reale Güter wie Geld oder Macht geführt wird, sondern nur der gegenseitigen Antipathie entspringt — denn zwei einander fremde Naturen stofsen aufeinander im engumfriedeten Familienzirkel, so bedeutet der Kampf eigentlich nichts weiter als Verkennung, der Friede Erkennung und Anerkennung der fremden Eigenart. Es ist ein Kampf der Geister, er wird geführt von Charakter gegen Charakter. Mithin entrollt sich vor unseren Augen ein fesselnd bewegter Seelenstreit. Dies die eine Seite des Problems. Zugleich ist aber die Schwester Braut. Sie hat zwar erst die Werbung zurückgewiesen, weil sie im Dienst des Bruders, den sie als sicheren Cölibatär falsch eingeschätzt hat, opferfreudig aufgehen wollte. Nun er sie mit der Schwägerin überrascht hat, will sie aus dem ihr entfremdeten Heim scheiden und sagt dem dringlichen Werber, da er sie zum zweitenmal bestürmt, ihr Ja. Es war unüberlegt, denn nach und nach merkt sie, wie wenig sie zu ihm pafst, wie sehr sie ihn verkannt, überschätzt hat. Ihr weiterer Verkehr mit ihm ist eine schrittweise Entfremdung, die schliefslich bis zur Entlobung führt. Auch hier wieder ein feinentwickelter Seelenkampf, auch hier das Spiel der Charaktere.

All die äufseren Begebenheiten in diesem Roman sind — materiell gefafst — bedeutungslos, es dreht sich nur um tausendfach geschaute, alltäglich erlebte Familienangelegenheiten. Der fabulistische Reiz ist gleich

Null. Um so stärker wirkt hier — ich möchte sagen: die reine Psychologie. Sie wird nur etwas materialisiert durch den Beisatz von socialem Genre. Der Bruder ist Landpfarrer, der Bräutigam sein Kurat, die Schwester das typische Pfarrerstöchterchen. Es ist die geistliche Welt. Hier herrscht Reinheit innerlich und Pedanterie äufserlich. Alles ist korrekt und geheiligt in der Pfarrfamilientradition. Das Stichwort ist herzensgute Philisterei bei echter Bildung. Und nun platzt in dieses geordnetste aller Hauswesen die junge Frau, die geborene Bohèmienne. Sie ist ein entzückendes Geschöpf trotz ihrer grenzenlosen Fahrigkeit und all der kleinen Boshaftigkeiten, über die sie in der Defensive verfügt. Sie charmiert durch die Geschlossenheit ihrer Natur. Bei ihr ist alles notwendig. Sie kennt keine Überlegung, sie folgt blofs ihrem Instinkte. Und ihr gleicht ihre Familie: der Vater vor langer Zeit social deklassiert und menschenscheu, die vielen Kinder, weil die Mutter längst tot, verwahrlost aufgewachsen. Von den drei erwachsenen die Schwester der Braut angehende Schauspielerin — noch ohne Beweise ihrer künstlerischen Kraft, aber durch und durch anständige Bohèmienne, d. h. sie lebt nur ihrem künftigen Beruf, wieder eine bruchlose Figur von reizendster Einseitigkeit. Der Bruder der Braut ein Überläufer aus dem Lager der Bohème ins Land der Philister, Bankbeamter in London, noch so weit Bohèmien, dafs er unwillkürlich interessant wirkt, und behaftet mit der ehrlichen Absicht auf die sociale Respektabilität. Die halberwachsenen Geschwister souveräne Rangen mit all dem Reiz ihrer ungebogenen Natürlichkeit. Das ist die zweite Welt in unserem Roman. Sie ist die stärkere von beiden. Sie siegt im Kampf, wie immer die Rücksichtslosigkeit über die Rücksichtnahme, wie immer die Ungebundenheit über die Bedächtigkeit. Doch hier ist Kampf und Sieg erfreulich, denn es triumphiert die starke Natur über eine schwache Kultur. Dabei ist es der Autorin gelungen, beide Mächte sympathisch zu zeichnen. Man sieht, der Roman greift tief ins innerste Menschenleben hinein. An der fabulistischen Oberfläche, in den realen Geschehnissen ist er alltäglich, fast möchte man sagen banal, aber im Untergrunde der geistigen Mächte, die hier ihren Kampf auskämpfen, übersetzt sich die Gewöhnlichkeit in die Notwendigkeit. Die Psychologie ist so allgemein-menschlich, dafs sie nicht nur in dem geschilderten Einzelfall absolut wahr wirkt, sondern jeden Leser durch die Kraft berechtigter Analogie persönlich packt. Das ist ja das Zeichen echter Poesie, dafs ihre Probleme über den litterarisch ausgeführten Beispielsfall hinauswirken in das Wesen und die Erfahrung der verschiedenst gearteten Leser hinein. Diesen Vorzug besitzt auch unser Familienroman: eng umgrenzt im Bild reicht er an Lebenssinn ins ungemessene.

New Canterbury tales by Maurice Hewlett (Tauchnitz edition vol. 3537).

Man kann einem Menschen alles nachmachen, nur nicht seine Natürlichkeit. Das hat wohl Hewlett vergessen, als er dem Altmeister Chaucer die Canterbury tales kopieren wollte. Er ist mit grofsem Wissen und

starkem Können an seine Arbeit gegangen und hat sie mit feinem Geschmack durchgeführt. So ist ihm ein tadelloses Werk gelungen, an dem der kritelnde Verstand nichts auszusetzen hat. Trotz alledem bleibt man diesen neuen Canterbury tales 'kühl bis ans Herz hinan'. Das kalte Interesse erwärmt sich nie bis zur lebendigen Anempfindung, weil die Kopie durch den Mangel von Natürlichkeit in Totenstarre verharrt. Hewlett spielt Chaucer, das ist unnatürlich, also auch unlebendig. Es ist nachahmende Künstelei statt Kunst, die ihre Lebenskraft einzig als Ausdruck der lebendigen Persönlichkeit gewinnt. Wahre Kunst ist, weil persönlich, immer neu. Sie erstirbt in Nachahmung, denn das Nachahmen ist nichts anderes als das Aufgeben der Persönlichkeit seitens des Kopisten.

Als Kunstwerk sind die *N. C. T.* mithin wertlos, aber das nimmt ihnen nichts an Interesse, sofern man sie als litterarisches Experiment betrachtet. Hiefür ergeben sich zwei Fragen: wie nimmt sich das Werk als Kopie aus im technischen und wie im essentiellen Sinne?

Technisch ist die Kopie vorzüglich. Weil das Vorbild — ein Meisterwerk der Weltlitteratur — leider Fragment geblieben, so ist die Kopie besser als das Original. Sie hat diesem nämlich nicht nur alle bestehenden Meisterzüge nachgebildet, sondern auch alle nur angedeuteten, unausgeführten glücklich abgelauscht und durchgeführt, denn die *N. C. T.* sind ein abgeschlossenes Ganzes. Hiebei handelt es sich um zweierlei — entsprechend der Komposition des Originals. Chaucer wollte in Anlehnung an Boccaccios Decamerone ein cyklisches Werk schaffen: eine reiche Menge von Einzelerzählungen sollte durch eine wirksame Gruppierung und durch die organisch eingreifende Rahmenerzählung zu einer höheren Einheit zusammengefafst werden. Für beides blieb Chaucer die letzte Vollendung schuldig. Betreffs der Gruppierung der Einzelgeschichten ist Chaucer über tastende Versuche nicht hinausgekommen, da er die Vollzahl der beabsichtigten Einzelgeschichten bei weitem nicht erreicht hat. Er experimentiert nur mit der Bildung von Kleingruppen, um Stimmungs-Parallelen oder Kontraste auszulösen. Um so weniger konnte er die Gesamtmasse zu einer geschlossenen Stimmungsabfolge organisieren, die eine künstlerisch aufgebaute Gesamtwirkung ergeben hätte. Diese Einzel- wie Gesamt-Effekte hat Hewlett aus seiner Gruppierung herausgeschlagen. Freilich hat er sich's leicht gemacht, denn er operiert nur mit sechs Einzelgeschichten. Doch er operiert sehr geschickt. Er teilt sie in drei Kleingruppen. Da steht voran immer eine realistisch gehaltene Historie mit dem Anspruch auf Glaubwürdigkeit, und ihr folgt immer eine spielerische Phantasie, in der ersten Gruppe ein Märchen, in der zweiten eine Legende, in der dritten eine Farce. Somit ergiebt sich ein dreimaliger Stimmungskontrast. Weiter sind die Historien untereinander verschieden: stofflich ist die erste der jüngeren Nationalgeschichte entnommen, wurzelt die zweite in der italienischen Hochromantik, führt die dritte wieder in die britische Heimat zurück und unbestimmt weit zurück in die heroischen Stammeskämpfe zwischen Engländern und Wallisern. Für Abwechselung ist somit reichlich gesorgt. Aber auch für

eine Gesamtstruktur: die erste Historie ist ernst bei gutem Ausgang, die zweite tief tragisch, die dritte schliefst wieder erfreulich ab. So steigert sich die Stimmung zum mächtig ergreifenden tragischen Höhepunkt inmitten der Vollgruppe und ebbt von da gegen das Ende hin immer mehr ab, um am Tiefpunkt der abschliefsenden 'Komödie' heiter auszuklingen.

Die Gruppierung scheint also Chaucers Absichten zu verwirklichen. Nicht minder der Rahmen.

Er besteht sinngemäfs aus einem Prolog, Epilog und den Zwischengliedern, welche die Einzelerzählungen verbinden, und hat die äufseren Situationen der Reisegesellschaft zu bringen. So weit ist er Mittel zum Zweck der Verklammerung der Einzelgeschichten zum Geschichtencyklus. Das ist seine mechanische Funktion. Er hat aber darüber hinaus eine organische. Er mufs für sich selber etwas bedeuten, die Erzählung über den Erzählungen. Freilich kann das nur eine eigengeartete Erzählung werden. Äufserlich besteht sie hauptsächlich blofs aus Kopf und Schwanz; die Mittelteile sind minimal geraten. Dann soll sie den übrigen Erzählungen nicht Konkurrenz schaffen. Chaucer schien diese Rahmenerzählung genial bauen zu wollen: er giebt ihr in der Person des Wirtes die centralisierende Hauptfigur und in der litterarischen Konkurrenz der Einzelerzähler das organische Problem; er hätte in der Preis-Wahl und Verteilung den natürlichen Abschlufs gefunden. Hewlett mufs hier von Chaucer abweichen. Er hat mit seinen sechs Geschichten zu wenig Material für die Grofszügigkeit des angedeuteten Grundplans von Chaucer. So begnügt er sich mit der blofsen Hinfahrt nach Canterbury, läfst keiner seiner Figuren den kompositionellen Vorrang, gliedert die Erzählung nicht strenge, sondern verwebt die einzelnen Gestalten und Ansätze einer Fabel nur lose zu einem leichten Netz, das er über die sechs Geschichten hinwirft, wodurch er diese leichtlich zusammenfafst. Sein Rahmen ist äufserlich vollständig, aber innerlich fragmentarisch. Dadurch wirkt er aber sehr gut: er regt blofs an, führt aber nicht aus. Von seiner Verschwommenheit sticht die Deutlichkeit der Einzelgeschichten reizend ab. Der Autor sorgt auch hier mit seinem sicher arbeitenden Kunstverstand für die richtige Wirkung.

Hewlett kopiert also im Technischen tadellos. Wie steht es nun um die Kopie des Inhalts? Von einer solchen ist nur im generellen Sinne zu sprechen. Die Einzelgeschichten sind aus der Litteratur der Zeit der Rahmenerzählung, also aus dem 15. Jahrhundert, genommen wie die Chaucers aus dem 14. Jahrhundert. Damit gelangt man zum springenden Punkt. Chaucer wählte naiv aus seiner Zeit, Hewlett archaisiert sich um ein halbes Jahrtausend zurück. Und ihm ist dies nicht etwa blofse Kostümspielerei, sondern voller Ernst. Er vermittelalterlicht sich ganz und gar, er geht völlig auf in der Gefühlswelt der uns längst verrauschten Zeit. Da können wir als modern fühlende Menschen nicht ganz mitgehen. Wir können es nur soweit, als in den Problemen auch Allgemeinmenschliches beschlossen ist, also Zeitloses, allzeit Gültiges. Wo aber das Specifisch-Mittelalterliche vorschlägt, hört unsere naive Anempfindung auf,

stellt sich uns die Illusion nicht ein. Es fehlen uns zur unmittelbaren Empfänglichkeit die selbsterlebten kulturellen Prämissen. Historische Bildung mag ja dem einzelnen hinterdrein die Seltsamkeiten erklären, das ist aber wissenschaftliche Aneignung, nicht künstlerische Aufnahme. Wir begreifen, aber wir leben nicht mit. Nicht auf alle sechs Geschichten und nicht auf jede Phase der einzelnen paſst dieser Vorwurf, doch oft genug unterbrechen die Fremdartigkeiten die Illusion, so daſs es das Ganze zu keiner künstlerischen Totalwirkung bringen kann. Chaucer hat als Kind seiner Zeit für seine Zeitgenossen gedichtet, das war natürlich. Hewlett hat aus Sucht nach Kuriosität seine Zeit verleugnet, und so müssen seine Zeitgenossen ihn verleugnen, denn sein Vorgehen ist unnatürlich. Immerhin ist aber seine geistvolle Arbeit voller Interesse als litterarisches Experiment, wenn auch als ein miſsglücktes.

Some women I have known by Maarten Maartens (Tauchnitz edition vol. 3541).

Der Titel ist das Unglück des Buches. Er führt irre mit seinen Versprechungen, denn einmal verheiſst er eine höhere Einheit der zwölf Geschichten, die das Buch ausmachen, und darum liest man — als gewissenhafter Kritikus — den Band in einem Zug durch, um dessen Gesamtwirkung zu verspüren, dann glaubt man sich auf etwas 'Erlebtes' (ob wahr oder fingiert, bleibt gleich) gefaſst machen zu müssen und belastet sich mit Ansprüchen auf echt realistische Prägung. In beiden Erwartungen wird man aber gründlich enttäuscht. Man miſst durch das Verschulden des Titels mit unpassenden Maſsstäben, und das schadet dem Buche.

Die einzelnen Geschichten sind völlig unabhängig voneinander. Die Gemeinsamkeit besteht nur darin, daſs in jeder eine Frau oder ein Mädchen die Hauptrolle spielt. Auf die Dauer ununterbrochener Lektüre wird einem dieser litterarische Harem monoton.

Mit dem Realismus hat es auch seinen Haken. Die frisch hingeworfenen Skizzen geben sich freilich als intim geschaute Lebensausschnitte. Der Vortrag wird immer durch eingestreuten Dialog verlebendigt, und die Figuren reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Aber das alles ist doch nur realistisches Kostüm. Der Inhalt wird meist effektvoll konstruiert, verrät theatralische Appretur. In der raschen Wiederkehr dieser Kunstmittel wirkt die Stilisierung wie Manieriertheit.

Würde einem der Titel die Freiheit lassen, die Skizzen isoliert zu lesen, so wäre viel gewonnen. Allerdings würde ich auch dann von den meisten wahrscheinlich bloſs den Eindruck hübscher litterarischer Spielereien erhalten, und naturgemäſs würde ich von den heiteren Geschichten einen stärkeren Eindruck empfangen als von den ernsten. Der Grund liegt darin, daſs der Autor der Kunstform der Skizze meist zu viel aufbürdet. Besonders die ernsten werden stofflich überlastet. In eine Scene drängt der Autor durch Rückblicke und Ausblicke eine ganze Reihe von Scenen künstlich zusammen. Die Motive können sich nicht ausleben,

sie ersticken im engen Raum. Die Perspektive wird unnatürlich, die Illusion bleibt aus. Vollere Fabeln oder gar Charakterentwicklungen verlangen auch äufserlich mehr Platz, um überzeugend wirken zu können. Die knappe Form der Skizze taugt eben nur für scherzhafte Komplikation oder für ein hinhuschendes Stimmungsbild.

Der Autor hat den Gattungscharakter der von ihm gewählten Kunstform des öfteren verkannt. Das ist eine litterarische Todsünde. Sie rächt sich auch unmittelbar dadurch, dafs sie dem Werk die Wirkung benimmt. Sie wurde also nicht etwa begangen an den Vorschriften des Ästhetikers, um den sich der schaffende Künstler gewifs nicht zu kümmern braucht; der Autor hat sich vielmehr in diesem Falle an seinem Leser vergangen, dessen Aufnahmsfähigkeit er unrichtig eingeschätzt hat. Das Publikum einer bestimmten Zeit und Kultur ist eben als psychologischer Faktor eine konstante Gröfse. Es unterliegt psychologisch nur ganz geringen Schwankungen. Der Autor kann es kennen, und folglich mufs er es kennen. Er schafft die Kunstform, das Publikum sanktioniert sie — ganz naiv, wenn es ihre lebensvolle Wirkung verspürt. Es ist ein ehrlicher Handel.

Igls bei Innsbruck. R. Fischer.

Dr. F. Köhler, Die Allitteration bei Ronsard. Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. XX. Heft. 1901. 152 S. 8°. 4 M.

S. IX—XV. Benützte Werke.

Die wenig bekannte Arbeit L. Frogers: *'Les premières poésies de Ronsard (Odes et Sonnets), Mamers 1892'* ist auch Köhler entgangen. Sonst würde er gewifs erwähnt haben, dafs in der genannten Abhandlung zweimal von der Allitteration bei Ronsard die Rede ist. Hätte K. die Bemerkungen Frogers über die All. bei Ronsard gekannt, so würden vielleicht einzelne Teile seiner Untersuchung anders ausgefallen sein. Jedenfalls hätte er daraus ersehen, dafs eine Heranziehung der Ausgabe von 1584 (in dem Nachdruck von Marty-Laveaux) bei einer derartigen Arbeit unbedingt nötig ist. Die Untersuchungen Köhlers haben darunter gelitten, dafs er die unzuverlässige und unwissenschaftliche Ausgabe von Blanchemain (cf. Hartwig, Ronsard-Studien I. Diss. Greifswald, 1901, S. 5—13) bei seiner Arbeit zu Grunde gelegt hat. Jedoch auch diese ist, was den Variantenapparat anbetrifft, von K. nicht genügend ausgebeutet worden; vgl. im folg. S. 443, Z. 25 f. Im Kap. I (Die Allitteration im allgemeinen) spricht K. zunächst über die Verbreitung der Allitteration a) in den klassischen, b) in den romanischen, c) in den germanischen Sprachen. Eine historische Grundlage für die Abhandlung selbst ist diese Zusammenstellung nicht.

Sodann werden für das Romanische folgende Allitterationsgesetze aufgestellt: im Romanischen allitterieren 1) gleiche Vokale, 2) gleiche Konsonanten (bei Doppelkonsonanz [mehrfache K.] genügt die Gleichheit des

ersten Teiles). 3) Die All. ist im Franz. nicht 'an die Wiederkehr in bestimmten Hebungen der beiden Vershälften, sowie an die Wiederkehr in jedem Verse' gebunden, sondern sie wird als blofser äufserer Zierat freier angewandt. 4) Die All. ist im Romanischen auch nicht an die Hebung gebunden.

Einschränkungen: 1) Zur Bildung von selbständigen Allitt. 'nicht recht geeignet' sind Pronomina, Präpositionen und Partikeln. Diese dienen nur zur 'Verstärkung' einer 'bereits vorhandenen' All. Man kann dann von 'Hilfsallitteration' sprechen. 2) Wiederholungen desselben Wortes in unmittelbarer Folge enthalten keine All. 3) Ebensowenig ist dies der Fall bei Bindungen, in denen dasselbe Wort zuerst als Simplex, dann mit einer Vorsilbe wiederholt erscheint. 4) Sind beide gebundenen Wörter mit derselben Präposition zusammengesetzt, so kann bei nicht allitter. Stammworten von Allitterationen keine Rede sein. 5) Auch die etymologische Figur (jedoch nur der sogen. Accus. des inneren Obj.) bleibt unberücksichtigt.

Bei dieser Zusammenstellung ist jedoch folgender Gesichtspunkt aufser acht gelassen: in der Mehrzahl der von K. angeführten Beispiele handelt es sich m. E. nicht um eine bewufste, beabsichtigte Häufung von Wörtern mit gleichem Anlaut, sondern um ein zufälliges Zusammentreffen derselben. Deswegen kann K. auch nur für wenige Fälle sagen: 'Der Dichter wendet die All. an', oder 'er macht ausgiebigen Gebrauch davon'. Eine Scheidung von beabsichtigter und zufälliger Allitt. (in dem zweiten Falle sollte man eigentlich gar nicht von 'Allitteration' reden) war für die Arbeit K.s nötig.

Wenden wir uns jetzt zu den Zusammenstellungen.

Ausführlicher handelt K. von der 'Allitt. in der Wortwiederholung'. Hier kann eigentlich von All. nicht die Rede sein, da ja die All. in diesen Fällen etwas Sekundäres, man kann sagen Unvermeidliches ist und dem Hörer kaum zum Bewufstsein kommt. So hatte ja auch K. selbst die 'Wiederholung desselben Wortes in unmittelbarer Folge' nicht zur All. gerechnet. Deswegen konnten Beispiele wie

Postes divins, divins postes de Dieu etc.

ruhig fehlen. Aber K. meint: 'Sehr deutlich geht Ronsards Freude am Gleichklang aus seiner Neigung hervor, ein im Satze bedeutendes Wort, zum Teil auch Ausdrücke und Redensarten zu wiederholen.' Was übrigens die 'Amours' angeht, so kann man wohl behaupten, dafs Ronsard darauf bedacht gewesen ist, später allzu häufige Wiederholungen zu vermeiden. Für (K. S. 29, Z. 25):

Doux fut le trait qu'Amour hors de sa trousse
Pour me tuer [*me* fehlt bei K.!] *tira doucement*
Quand je fus pris au doux commencement
D'une douceur si doucettement douce.
A. XXXVIII, p. 23, v. 3—6, T. I.

findet sich 1584, 3 '*Que ie receu dés le commencement* 4 *Pris d'vne fiebure autant aigre que douce*' (cf. Hartwig R. St. I, p. 48).

Ähnliches gilt auch von

Postes divins, divins postes de Dieu.
A. XXXI, p. 19, v. 15, T. I.

Wir wollen gleich hier bemerken, daſs die Durchsicht der Köhlerschen Arbeit durch ungenaue oder unrichtige Citate erschwert wird. Auf S. 28/29 z. B. enthalten folgende der acht Citate, welche aus den Amours entnommen sind, Ungenauigkeiten oder Unrichtigkeiten.

S. 28. Köhler: *entre rompus*, Blanchemain: *entre-rompus*. K. *sourire*, B. *sou-rire.*

S. 29. K. *souspirs*, Bl. *soupirs*. K. A. *XXIV* ··· (statt *XXXIV*). K. A. Madrigal, V. 17/18. Es fehlt die Angabe der Seite (152), wodurch das Auffinden fast unmöglich gemacht ist. K. *Pour me tuer tira doucement;* es ist *me* (hinter *tuer*) ausgelassen und das Semikolon hinzugefügt.

Das Citat: '*De mille et mille et de mille couleurs*' ist fälschlich bezeichnet mit A. CLVII. Jede weitere Angabe (Seite, Band) fehlt, infolgedessen war es nicht aufzufinden. Allerdings lassen sich bei einer solchen Fülle von Citaten, wie K. sie giebt, Druckfehler und Versehen wohl kaum vermeiden; aber wenn sie so häufig und in solch unangenehmer Form auftreten wie bei K., so wirken sie doch recht störend. Auſserdem citiert K. meist nach der Zeilenzahl der Seite, was mindestens für die Sonette unpraktisch ist.

Was von der Allitteration in der Wortwiederholung gesagt war, gilt auch von der 'Allitteration im Wort- und Klangspiel'. Auch hier ist die Allitteration etwas Sekundäres, Unvermeidliches. Ebenso darf man wohl bezweifeln, daſs K. recht hat, wenn er behauptet: 'In den meisten Beispielen zeigt sich nun, daſs es Ronsard nicht auf ein Spiel mit dem Gedanken, sondern auf ein solches mit dem Klange ankommt.' In den Wortspielen, die K. anführt, ist das 'Klangspiel' sekundär. Dem Dichter kam es lediglich auf das Wortspiel an.

Sehr hypothetisch sind die Ausführungen des Absatzes 4: 'Grund der Anwendung der Allitteration bei Ronsard'. K. sagt: Ronsard sucht mit Hilfe des Lautes den Gedanken zu versinnlichen, den Inhalt seiner Verse dem Ohre sinnlich darzustellen. Begreiflicherweise (!) bringt er zarte Gefühle mit Hilfe stimmhafter Laute zum Ausdruck, während Härte und Entschlossenheit durch Allitteration stimmloser Laute versinnlicht werden. Unerhörte leidenschaftliche Liebe und die ihn verzehrende Qual soll der Dichter durch die stimmlosen Konsonanten *p, f, k* zum Ausdruck bringen. Diese Behauptung sucht er durch zehn Beispiele zu stützen.

Von beabsichtigter Allitteration kann m. E. jedoch nicht die Rede sein in S. 33, Z. 31: *J'ay la langue et le cœur percés de part en part.* Ebensowenig in 33, Z. 33 nach der Definition: 'Unter Allitt. versteht man den Gleichklang der Wortanlaute ...'

Auszuscheiden ist auch 34, 21.

In den meisten Fällen scheint es sich um beabsichtigte Häufung von Konsonanten zu handeln. Sehr zweifelhaft ist aber, ob dabei Ron-

sard die Absichten gehabt hat, die K. ihm zuschreibt: 'Die Härte und Unerbittlichkeit des Todes bringt er mit Hilfe der stimmlosen Konsonanten *p* bezw. *f* zum Ausdruck.' 'Mit dem Laute *k* läfst der Dichter Charakterstärke und Mut, kriegerische Neigungen, kurz alles, was sich auf Kampf und Krieg bezieht, hervortreten.' 'Mit *f* und *m* antwortet der Dichter auf die Frage: »Was ist die Liebe?«' Was die 'Amours' angeht, so ist wieder zu bemerken, dafs R. hier die auffallendsten Häufungen von Konsonanten später beschränkt hat, offenbar weil er sie als unschön empfand, z. B.:

S. 33, 19. *Un Promethée en passions je suis; — Et* [,!] *pour aimer perdant toute puissance* [,!] — *Ne pouvant rien, je fay ce que je puis. Pour* ist auszuschliefsen, da hier — nach K.s Definition — nur von 'Hilfsallitteration' die Rede sein kann. 1584 lauten die beiden letzten Verse: *J'ose, ie veux, ie m'efforce, et ne puis, — Tant d'vn fil noir la Parque ourdit ma vie.*

Ähnlich 33, 23—26; 34, 1—4; 35, 9; 36, 19; 37, 3.

Der zweite Grund der Anwendung der All., den K. angiebt, läfst sich eher hören als der erste. Mit Hilfe der All. sucht Ronsard 'seine Sprache zu beleben, ihr Kraft und Stärke zu verleihen', 'die Verse glatt und geschmeidig zu machen'. Das trifft zu für die Beispiele S. 37, Z. 12, Z. 18, Z. 26 und Z. 36. In den Beispielen S. 38, 39 und 40 dagegen, die mit zwei Ausnahmen nur zwei Worte mit gleichem Anlaut haben, nehme ich durchweg zufälliges Zusammentreffen der gleichanlautenden Worte an. Zu den Citaten bemerke ich noch folgendes: K. citiert auf Seite 39 merkwürdigerweise (was die 'Amours' betrifft) nach der Zeilenzahl der Sonette, während er bisher die Zeilenzahl der Seiten gegeben hatte. Cf. S. 39, Z. 2, 9 und 38, gegenüber S. 28, Z. 30, S. 29, Z. 14, 20, 29 etc.

Auch dieses principlose Citieren erschwert die Durchsicht der K.schen Arbeit wesentlich.

Kap. II, 5 handelt von der Verteilung der Allitt. K. sagt, die All. sei in den 'kurzen Versen von sechs Silben verhältnismäfsig selten'. Der Grund dieser Erscheinung ist klar: in den kurzen Versen ist das zufällige Zusammentreffen von Worten mit gleichem Anlaute naturgemäfs seltener als in längeren. Deswegen konnte K. das, was er als All. bezeichnet, in den Sechssilblern nur in wenigen Fällen konstatieren. Schon diese Erscheinung hätte K. auf den Gedanken bringen können, dafs die meisten Fälle, die er anführt, Spiele des Zufalls sind, so die in II. 6 gegebenen allitterierenden Personennamen (I), geographischen Namen (II), Tiernamen (III).

Von Fällen wie: *Achille ny Ajax — Bacchus, Amour, les Muses, Apollon* kann man doch unmöglich behaupten, dafs sie 'mit Rücksicht auf ihre lautliche Geltung in Allitteration getreten sind', oder 'dafs sie die gleiche ästhetische Wirkung ausüben wie Fälle, die mit Rücksicht auf ihre lautliche Geltung ...' Übrigens citiert K. auch hier wieder auf der einen Seite nach der Zeilenzahl des Sonetts (S. 46, Z. 20), auf der anderen nach der Zeilenzahl der Seite (S. 47, Z. 23).

6. IV (S. 53—98) handelt von der Allitteration in formelhaften Verbindungen, worunter K. koordinierte Glieder versteht, 'die durch den Inhalt ihrer Begriffe einen festen, formelhaften Zusammenschlufs erhalten haben'. Aber, sagt er, abweichend vom Deutschen ist 'im Französischen 1) eine Umstellung der allitterierenden Glieder recht wohl möglich, ohne dafs der Allitteration dadurch Abbruch gethan wird oder die allitterierenden Glieder ihren formelhaften Charakter verlieren'; 2) sind sie 'in Bezug auf ihre Stellung auch nicht an einen Vers gebunden, sondern können auf zwei Verse verteilt sein.'

Eine derartige Lockerung des Begriffes 'formelhafte Verbindung' ist m. E. ganz unstatthaft, da auf diese Weise die betreffende Verbindung ihres formelhaften Charakters entkleidet wird. Deshalb kann ich auch die überwältigende Mehrzahl der Beispiele K.s nicht als 'formelhafte Verbindungen' anerkennen, ganz abgesehen davon, dafs ich die Allitteration in ihnen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, für zufällig, unbeabsichtigt halte.

Seite 60—70 sind dann die (angeblich) formelhaften volkstümlichen Verbindungen aufgezählt, d. h. solche, die 'im Munde des Volkes entstehen und ... meist Begriffe umfassen, die der grofsen Masse jederzeit vor Augen stehen. — Sie sind meistens schon im Lateinischen vorhanden und verpflanzen sich von Mund zu Mund, von Jahrhundert zu Jahrhundert.' In dieser Zusammenstellung finden sich wirkliche 'formelhafte Verbindungen'. Z. B. *pleintes et pleurs* — *cœur et corps* oder *corps et cœur* u. s. w. In diesen Fällen handelt es sich offenbar um allitterierende volkstümliche Verbindungen, die Ronsard einfach übernommen hat. Sie sind dementsprechend auch häufig.

Keine formelhaften Wendungen sind m. E. z. B. *son bel yvoire blanc* — *belles tresses blondes* u. a., wo jedoch die Möglichkeit einer 'volkstümlichen Verbindung' vielleicht nicht ausgeschlossen ist.

In den Beispielen S. 70—97 jedoch vermag ich keine 'formelhafte Verbindungen' zu erblicken, 'die Ronsard selbst gebildet zu haben scheint.' Ebensowenig glaube ich, dafs in ihnen die Allitteration beabsichtigt ist. Das Zusammentreffen der gleichen Anfangskonsonanten dürfte vielmehr ein Spiel des Zufalles sein. Sehen wir uns einige von den Beispielen an, die K. giebt. S. 76, Z. 11 und 13 findet sich zweimal die Wendung *tigre* — *torrent,* jedoch aus dem Zusammenhang herausgerissen. Die Verse des betr. Sonettes lauten (bei Blanchemain): *Ores en forme ou d'un foudre enflammé — Ou d'un torrent, ou d'un tigre affamé, — Amour la nuict devant mes yeux la guide. — Mais quand mon bras en songe les poursuit, — Le feu, le tigre et le torrent me fuit, — Et pour le vray je ne pren que le vuide.* In solchem Zusammenhange kann man doch unmöglich in *tigre* — *torrent* eine 'formelhafte Verbindung' sehen. Dasselbe gilt von *travail* — *tristesse* (S. 76), *coudes* — *col* (S. 78), *vigeur* — *vie* (S. 79); *forests* — *fleurs* (S. 81) verteilt sich sogar auf zwei Verse: '*Je vous supply, ciel, air, vents, monts et plaines, — Taillis, forests, rivages et fontaines, — Antres, prez, fleurs, dites-le-luy pour moy.*'

Die durch vier Substantiva getrennten Worte sollen eine formelhafte Verbindung darstellen! So trägt der ganze Abschnitt den Charakter des künstlich Konstruierten. Die 'formelhaften Verbindungen' sind der Allitteration wegen konstruiert, und diese wieder ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle unbeabsichtigt. Charakteristisch für die Art, wie K. Allitteration auch dort findet, wo R. sie gar nicht beabsichtigt hat, ist S. 80, Z. 33 *'fleurs et feux'*. Dies ist für K. eine allitterierende formelhafte Verbindung. Nun lautet der Text im Zusammenhange bei Blanchemain folgendermaſsen: *'L'un (de ses yeux) dans les miens darda tant de liqueur, — Et l'autre, après, tant de flames au cœur, — Que fleurs et feux depuis l'heure je verse.'* Natürlich giebt *'fleurs'* hier keinen Sinn. Es ist verdruckt für *'pleurs'*, welches schon aus dem Zusammenhange hätte konjiziert werden können. Vgl. auſserdem: Amours 1552: *Que pleurs et feux* ... 1553: *Que pleurs et feus* ... 1578 finden wir dafür: *'Que rien que feux et larmes ie ne verse'*. Von Versehen nenne ich S. 73, Z. 8 und 10 LCV statt CLV.

Sekundär und ganz unbeabsichtigt ist die Allitteration in den Beispielen S. 98—108 (Etymologisches Verhältnis), wo sie durch das Verwandtschaftsverhältnis der betr. Worte bedingt ist (*amour — amoureux, beautez — belle* etc.)

Ebensowenig vermag ich in den Beispielen S. 108—140 beabsichtigte Allitteration zu erblicken. Die Worte mit gleichen Anlaut sind sicher nicht deshalb gewählt, 'um an passender Stelle mit ihnen eine bestimmte Wirkung zu erzielen.'

Am beachtenswertesten ist VI., Zusammengesetzte Allitteration, und VII., Verknüpfung zweier oder mehrerer Verse durch Allitteration. Hier sind Fälle verzeichnet, in denen Ronsard mit Bewuſstsein und in bestimmter Absicht Wörter mit gleichem Anlaut angehäuft hat.

Einschränkungen sind auch hier zu machen.

In den Beispielen S. 143, in denen vier allitterierende Worte stehen, ist 'der Begriff Allitteration im weitesten Sinne (!) aufzufassen', wie K. sagt.

Als künstlich konstruiert (von K. natürlich) sind die Beispiele S. 144 u. 145 anzusehen: gekreuzte Allitteration (a b a b), parallele All. (a a b b) und umschlieſsende All. (a b b a). Wenn Ronsard derartige Künsteleien angewandt hätte, würde er sich in seinen theoretischen Schriften (wohl auch Du Bellay) darüber ausgesprochen haben, und sicher hätten die redseligen Kommentatoren nicht verfehlt, die Leser auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen. Schon der Umstand, daſs Ronsard, der doch so eingehend über seine poetischen Theorien gesprochen hat, und seine Kommentatoren (oder Du Bellay) die Allitteration gar nicht erwähnen, hätte K. auf den Gedanken bringen m ü s s e n, daſs er sich über den U m f a n g der Verwendung der Allitteration bei Ronsard getäuscht hatte. Wie kann man in einem Beispiel wie: *'Qui peux cent bras et cent bouches armer'* von gekreuzter Allitteration sprechen!

Ebensowenig kann natürlich von 'umschlieſsender Allitteration' die Rede sein in Versen wie: *'Baif, Muret, Maclou, Bour* (?) *guier, Tagaut'*

oder S. 146, Z. 10 *'Le feu, le tigre et le torrent me fuit'*, wo wir 1584 lesen: *'Le feu, la nef, et ...'*

Auch in Abschnitt VII sind wieder einige Beispiele, in denen Ronsard absichtlich Worte mit gleichem Anlaut gehäuft hat. In der Mehrzahl der Fälle ist aber auch hier an beabsichtigte Allitteration nicht zu denken. Hier hat K. zwar ausgesprochen, dafs bei der Aufstellung der Allitterationsschemata 'leicht dem Zufalle Thür und Thor geöffnet werden könne', aber auch von den Schematen, die er anführt, kann nicht 'angenommen werden, dafs sie beabsichtigt waren'.

Fälle von augenscheinlich beabsichtigter Allitteration finden sich endlich auch unter den Beispielen S. 148—152; sicher ist K. aber auch hier nicht berechtigt, Schemata aufzustellen, 'von denen man annehmen darf, dafs sie beabsichtigt waren'. Die aufgestellten Schemata sind zweifellos ein Spiel des Zufalls.

$$\frac{a}{a\ a'},\quad \frac{a\ a}{a'},\quad \frac{a\ a}{a\ a'},\quad \frac{a\ a}{a\ a\ a'},\quad \frac{a\ a\ a}{a\ a}\quad \text{u. s. w.}$$

Aufserdem ist auch in diesen Beispielen 'der Begriff Allitteration im weitesten Sinne aufzufassen'!

Im einzelnen bemerke ich noch: S. 148, Z. 22 lautet 1584: *'O saint brazier, ô flame entretenue — D'vn feu diuin ...'* Das angebl. All.-Schema ist also beseitigt; ebenso S. 149, Z. 16: *'Doux fut le trait qu'Amour hors de sa trousse — Tira sur moy: doux fut l'acroissement ...'*

S. 150, Z. 19: *'Vn Promethée en passions ie suis: — J'ose, ie veux, ie m'efforce, et ne puis, — Tant d'vn fil noir la Parque ourdit ma vie.'* Dafs hier die All. später beseitigt wurde, hätte K. übrigens selbst angeben können, da ihm die diesbezügliche Variante bei Blanchemain doch bekannt sein mufste. Ebenso S. 150, Z. 28, wo ganz neue Verse eingeführt sind.

Nach dem Gesagten können wir natürlich K. nicht zustimmen, wenn er sagt: 'Aus vorliegender Untersuchung ergiebt sich zunächst, dafs Ronsard ... einen weit ausgiebigeren Gebrauch von der Allitt. macht, als bisher allgemein angenommen wurde' und 'Ferner kann man sich der Erkenntnis nicht mehr verschliefsen, dafs die All. bei Ronsard eine geradezu überraschend mannigfaltige Anwendung findet.'

Denn in den meisten Fällen, die K. citiert, handelt es sich um unbeabsichtigte All., um ein Spiel des Zufalls. Dem gegenüber finden sich allerdings mehrfach Fälle von unzweifelhaft beabsichtigter Häufung von Worten mit gleichem Anlaut. Es scheint jedoch, als ob Ronsard sich bemüht hat, diese Fälle später zu mildern oder zu beseitigen (sicher für die 'Amours').

Minden i. W. H. Hartwig.

A. Schenk, Etudes sur la Rime dans 'Cyrano de Bergerac' de M. Rostand. Kieler Inauguraldissertation. Kiel, 1900. 109 S.

Das Befremdliche des Unternehmens, die Untersuchung der Reime eines einzelnen modernen Dramas zum Gegenstand einer Promotionsschrift

zu machen, ist dem Verfasser der vorliegenden Arbeit selbst wohl einigermaſsen bewuſst gewesen und hat ihn zu einer kurzen Rechtfertigung veranlaſst. Er beruft sich S. 7 auf Lubarsch, den frühverstorbenen Förderer der französischen Metrik, der für eine 'folgerichtige Theorie' des französischen Reimes die Aufstellung einer Reimstatistik nach den besten Dichtern gefordert und in Aussicht gestellt hatte, aber zu der Ausführung dieser Arbeit nicht mehr gekommen war. Schenk kündigt nun, sich auf Lubarschens Forderung beziehend, eine Reihe von Arbeiten über den Reim der wichtigsten zeitgenössischen Dichter an und legt als erste derselben diese Studien über den Reim in Cyrano de Bergerac vor.

Sein Absehen bei dieser Arbeit ist auf eine 'vollständige Statistik des Reimes' gerichtet, und er bemüht sich nicht ohne Erfolg, den Kreis der Gesichtspunkte, unter denen man bisher den Reim betrachtet hat, zu erweitern. Besonders genau faſst er die akustische Wirkung des Gleichklanges beim Reim ins Auge, oder vielmehr ins Ohr, und stellt, um eine Methode der Wertschätzung dessen zu finden, was Rostand und andere, noch zu untersuchende Dichter in der Herstellung des Gleichklanges leisten, eine Skala von 75 Reimtypen auf, beginnend mit solchen, die den Gleichklang der reimenden Laute in geringstem Umfange zeigen, wie z. B. *nous* : *choux*, und endigend mit dem reichen Reim, der sich über mehrere Silben erstreckt. Ferner zählt er das Vorkommen jedes einzelnen Vokals oder Diphthongs in der betonten Reimsilbe und stellt die Ergebnisse dieser Zählung, mit denen der eben erwähnten vereinigt, graphisch dar. Er zeigt drittens, wie die akustische Wirkung des Versausganges noch unterstützt wird durch mannigfache Arten assonierender Gleichklänge der zweiten Vershälfte, deren Unterschiede freilich schon zu fein und deren Arten zu mannigfaltig sind, um sich statistisch erfassen zu lassen. Und so zeigt sich denn schon hier, auf dem Gebiete der rein akustischen Wirkung des Reimes, die Unmöglichkeit, die Statistik der beim Reime auftretenden Erscheinungen vollständig durchzuführen. Noch mehr tritt dies hervor bei denjenigen Kapiteln, welche sich mit der ideellen Wirkung des Reimes — Schenk spricht von der *sémantique* im Gegensatz zu der *phonétique* — beschäftigen, weil hier die Voraussetzung für die Möglichkeit statistischer Betrachtung, nämlich die meſsbare oder doch sonst objektiv bestimmbare Gleichartigkeit der gezählten Dinge, vielfach gänzlich fehlt. Demgemäſs ist Schenks Arbeit, der Natur ihres Gegenstandes zufolge, nur zu einem Teile wirkliche Statistik; zum anderen ist sie darauf angewiesen, allerhand reimhafte Erscheinungen zu erörtern, deren Wesen längst bekannt ist, und für die jedes Dichterwerk eine zufällige Zahl niemals völlig homogener Beispiele bietet. Immerhin zeigen auch die der *sémantique* gewidmeten Kapitel dieselbe scharfe und eindringende Beobachtungsgabe, dieselbe wohlthuend berührende Hingebung an den spröden Gegenstand, die man an den auf die Phonetik des Reimes bezüglichen Abschnitten der Arbeit anerkennen muſs.

Die Einwände und Bedenken, zu denen Schenks Arbeit Anlaſs giebt, dürfen wir nicht unterdrücken. Schon der vom Verfasser entworfene

Plan erregt Bedenken. Ohne bestreiten zu wollen, dafs die Wiederholung der vorliegenden Untersuchung an anderen Dichterwerken einige nützliche Ergebnisse haben könne, müssen wir doch bezweifeln, dafs davon die Theorie des französischen Reimes eine wesentliche Förderung zu erwarten habe. Uns scheint das Wesen und die Wirkungsbedingungen des französischen Reimes, seine Bedeutung als Kunstmittel, kurz, alles, was sich unter dem Worte Theorie denken läfst, so widerspruchslos festgestellt zu sein, dafs von Untersuchungen, wie Schenk sie beabsichtigt, eine Umgestaltung oder auch nur Berichtigung dieser Theorie durchaus nicht erwartet werden darf, und zwar um so weniger, als eine Theorie des französischen Reimes sich aufser auf mancherlei Erwägungen psychologischer und ästhetischer Art auf geschichtliche Betrachtung zu gründen hat, nicht auf die Untersuchung der Praxis 'zeitgenössischer' Dichter. Wie nötig es, beiläufig bemerkt, für den weiteren Ausbau und die tiefere Begründung der französischen Metrik ist, die einzelnen metrischen Erscheinungen in ihrer geschichtlichen Entwickelung durch möglichst grofse Zeiträume hindurch zu verfolgen, das hat schon vor Jahren Ernst Weber in der Zeitschrift für neufranzösische Sprache II 525 ausgesprochen; und Fritz Johannessons Arbeit über den französischen Reim (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin, Ostern 1896 und 1897), die Herrn Schenk zu offenbarem Nachteil für seine eigene Arbeit unbekannt geblieben ist, bietet in ihrer zweiten Hälfte ein glänzendes Beispiel für den Gewinn, den die Metrik aus solch einer längsschnittlichen Behandlung metrischer Fragen zu ziehen vermag. Jene Anregung und dieses Beispiel sind freilich ohne Wirkung geblieben.

Aber noch einer zweiten Ansicht Schenks, die sich in gelegentlichen Äufserungen kundgiebt, müssen wir entgegentreten, nämlich der, dafs man mittels einer Statistik des Reimes zu einem irgendwie überzeugenden Werturteil über die Kunst des Dichters im Punkte der Reimfindung gelangen könne. Die ästhetische Wirkung eines Paares von Reimwörtern läfst sich unseres Erachtens gar nicht feststellen, ohne in Betracht zu ziehen, welches die Gesamtwirkung der voraufgehenden Reimpaare gewesen ist, oder mit anderen Worten, welchen Grad der Aufmerksamkeit, der Spannung, der Sättigung desjenigen Bedürfnisses, das durch den Reim befriedigt werden soll, das in Rede stehende Reimpaar, dessen Wert bestimmt werden soll, beim Hörer vorfindet. Unmöglich beruht doch die Kunst eines Dichters hinsichtlich des Reimes darauf, dafs er in seinem ganzen Werke lauter wohltönende, möglichst reichgereimte, gleichmäfsig stark betonte, durch den Inhalt der reimenden Wörter oder auch durch Neuheit überraschende Reime Schlag auf Schlag einander folgen läfst, sondern darauf, dafs er mit den angedeuteten Wirkungen Mafs zu halten versteht, dafs er auffallende Reime mit weniger auffallenden, volltönende mit mageren, wenn das Wort erlaubt ist, in einer Weise zu mischen versteht, die dem Gesamteindruck seines Gedichtes günstig ist. Wenn Schenk auf Seite 18 seiner Arbeit nach Feststellung des Prozentsatzes der von ihm als Assonanzen bezeichneten Reime fragt: *Est-ce un résultat favorable?*,

so ist diese Frage so wenig berechtigt, als wollte jemand auf Grund der Zählung der in einem Musikstück vorkommenden Dreiklänge fragen, ob die ermittelte Zahl zu Gunsten des ästhetischen Wertes dieses Werkes spreche oder nicht. Schenk erklärt dann, fortfahrend, jene Frage deshalb nicht beantworten zu können, weil es an einer Statistik der Reime bei den Klassikern fehlt. Er wird vielleicht verwundert sein zu hören, dafs Rostand, den er gewifs mit Recht als 'bon rimeur' bewundert, mit den ermittelten zwölf Prozent jener mageren Reime nach dem Beispiel *nous* : *choux* (auf ihre Benennung kommen wir noch zurück) recht weit nicht nur hinter Racine zurücksteht, der in seiner Athalie nur fünf Prozent dieser (natürlich mit Rücksicht auf den damaligen Lautstand gezählten) Reime aufweist, sondern auch gegen seinen Zeitgenossen Richepin, in dessen Schauspiel 'Par le glaive' wir nur sieben Prozent solcher Reime gefunden haben. Wir bezweifeln trotz dieses Umstandes und trotz des anderen, dafs Richepins Drama den reichen Reim erheblich häufiger zeigt als Cyrano de Bergerac, keineswegs, dafs Rostand der geschicktere Reimkünstler sei; nur dies halten wir für ganz verfehlt, ein solches Werturteil auf statistische Zählung aufbauen zu wollen, wozu bei Schenk eine gewisse Neigung hervortritt, der wir warnend entgegenzutreten nicht versäumen möchten. Schon einmal ist auf dem Arbeitsgebiete der französischen Metrik dieser Fehler, freilich in ungleich schlimmerer Weise als bei Schenk, gemacht worden, nämlich in Groebedinkels 1882 erschienener Arbeit: 'Der Versbau bei Desportes und Malherbe', in der der Verfasser nach einer von ihm erfundenen statistischen Methode bewiesen zu haben glaubt, dafs Boileau und sämtliche französische Kritiker im Irrtum sind, wenn sie Malherbe für einen gröfseren Verskünstler halten als Desportes!

Das günstige Vorurteil, das Schenk für seinen Dichter hegt, verleitet ihn dazu, manche von ihm festgestellten Thatsachen unrichtig zu beurteilen. Sahen wir ihn vorher hinsichtlich des Prozentsatzes der Reimklasse *choux* : *nous* mit seinem Urteil noch zögern, so verläfst ihn die nötige Vorsicht ganz auf Seite 33, wo er am Ende seiner Untersuchung derjenigen Reimendungen im Cyrano, für die die Forderung des reichen Reimes in Betracht kommt, ausruft: *Avouons que c'est là un résultat vraiment merveilleux.* Uns hat hingegen die nämliche Untersuchung an Richepins Drama 'Par le glaive', das uns zufällig zur Hand war, überzeugt, dafs Richepin in allen für den reichen Reim in Betracht kommenden Endungen sich die Arbeit schwerer macht als Rostand, der freilich seinerseits Richepin, wie uns scheint, in der Geschicklichkeit übertrifft, den Anforderungen, welche die *sémantique* des Reimes stellt — man wird diesen Ausdruck verstehen —, zu genügen. Angesichts der nicht wenigen Stellen, an denen Schenk sonst noch ein günstiges Resultat bei Rostand feststellen zu können glaubt oder in anderer Weise Schlüsse zieht, zu denen ihn sein Thatsachenmaterial vor der Hand nicht berechtigt, müssen wir es als eine merkwürdige Selbsttäuschung bezeichnen, wenn er am Schlusse seiner Arbeit sagt: *Parvenu à la fin de cette étude, nous aimerions déclarer que c'est avec intention que nous nous sommes, en général, abstenu de conclure*

et de généraliser; wogegen wir gern dem folgenden Satze zustimmen: *Pour le faire avec chance de rester dans la vérité, il faut attendre que les termes de comparaison avec d'autres auteurs soient donnés.* Für künftige Arbeiten dieser Art ist aber eine noch gröfsere Übersichtlichkeit und zweckmäfsigere Anordnung der Ergebnisse dringend wünschenswert, namentlich eine alphabetische Liste der Reimendungen, nicht blofs der reimenden Vokale. Aus Schenks Arbeit ist nicht mit Sicherheit zu ersehen, ob in Cyrano die Endungen *ers* : *és* im Reime gebunden vorkommen, eine Freiheit, die sich moderne Dichter gegen die Regeln der Theoretiker zu gestatten anfangen; desgleichen nicht, welche verschiedenen Wortausgänge, die betontes nasaliertes *a* haben, Rostands Stück aufweist. — Für wenig empfehlenswert halten wir die Anwendung des Terminus Assonanz auf Reime von dem schon öfter erwähnten Typus *nous* : *choux*, wofür Schenk übrigens Vorgänger zu haben scheint. Ganz abgesehen davon, dafs viele Reime dieser Art ursprünglich deutliche Reime waren und nur durch das Verstummen ihrer Endkonsonanten äufserlich mit einer zufälligen Form der Assonanz zusammenfallen, erscheint es uns sehr wünschenswert, den Namen Assonanz für diejenigen Paarungen von versabschliefsenden Wörtern vorzubehalten, in denen sich hinter den betonten Vokalen ungleiche, obwohl sehr ähnliche konsonantische Elemente gegenübertreten, wie sich solche bei den modernsten Dichtern seit Verlaine finden. Wir führen nach der 'Revue des deux Mondes' vom 15. Juli 1897, Seite 447 ff., als Beispiele solcher wirklichen und absichtlichen Assonanzen folgende aus Henri de Régnier an: *glaive* : *lèvre, citerne* : *referme, salvâmes* : *ânes,* Paarungen, die wir in einen inneren Zusammenhang setzen möchten mit dem, natürlich anders gearteten, was Schenk auf Seite 25 und 26 erfolgreich darzuthun versucht, nämlich, dafs dem Dichter des Cyrano schon der ähnliche Klang der dem Reimvokal vorausgehenden Konsonanten zur Herstellung reichen Reimes genügt. Von dieser Gattung gepaarter Wörter sind natürlich zu unterscheiden die von Schenk Seite 60—64 zusammengestellten Reime, in denen dem Reimvokal solche stummen konsonantischen Elemente folgen, deren Gegenübertreten die aus dem Gebrauch der klassischen Dichter abstrahierte Theorie verbietet, wie *quand* : *camp.* Diese Zusammenstellung ist ein wirklich lehrreiches Ergebnis der vorliegenden Arbeit. Sie zeigt, dafs Rostand mit ebensoviel Kühnheit als Mäfsigung die lästigen Schranken jener bekannten Regel durchbricht, die infolge des veränderten Lautstandes der Sprache nach dem Urteil der meisten Theoretiker ihre Berechtigung eingebüfst hat. Den in dieser Zusammenstellung aufgeführten Reim *Rouen* : *jouant* v. 49 führt Schenk sehr mit Unrecht auch unter den 'rimes doubles' auf. Der Name Rouen ist nämlich von Rostand einsilbig gemessen, so dafs dieser Reim in die Klasse solcher Reime wie *guerrier* : *plier, familier* : *crier* tritt (Schenk, Seite 31), von denen Cyrano de Bergerac vier Beispiele, Richepins 'Par le glaive', auf das wir hier notgedrungen exemplifizieren, keines zeigt. Weshalb Schenk Reime wie *évacuez* : *hués* als 'rimes doubles' auffafst, dagegen solche wie *espion* : *agression* nicht, vermögen wir nicht einzusehen, um so weniger, als er Seite 31

von dem Reim *certifiée* : *grillée* sagt: (*Cette rime*) *n'a rien de repréhensible, dans notre prononciation actuelle,* womit er die Möglichkeit deutlich zweisilbiger Aussprache von *iée* in dem Worte *certifiée,* mit dem es sich doch schwerlich anders verhalten kann als mit der Endung *ion,* aufs ausdrücklichste zugesteht. — Wenn Schenk so weit geht, Reime wie *feuilles* : *cueilles* als Assonanzen zu bezeichnen, da die gepaarten Wörter in der modernen Aussprache seiner Meinung nach auf einen fallenden Diphthong ausgehen, so haben wir, außer dem aus anderen Gründen bedenklichen Namen Assonanz, nichts gegen diese Auffassung einzuwenden. Wenn er jedoch zur Rechtfertigung derselben den von Rostand in 'Aiglon', Akt II, gebrauchten Reim *paye* : *oreille* heranzieht, so müssen wir dem entgegenhalten, daſs Rostand des öfteren das Wort *paye* zweisilbig im Inneren des Verses verwendet, was uns der Annahme, daſs Rostand in dem Lautkörper von *paye* nichts weiter sehe als ein *p* mit nachfolgendem fallenden Diphthong, nicht günstig zu sein scheint. Wegen einiger anderer die Aussprache angehenden Fälle mit Schenk als geborenem Franzosen zu rechten, vermeiden wir; nur können wir es nicht gutheiſsen, daſs er sich hinsichtlich der Quantität des *a* — wie weit er die Qualität dieses Vokals mit in Rechnung zieht, ist nicht deutlich zu ersehen — auf Sachs-Villatte stützt, dessen Unzuverlässigkeit für diesen Punkt Ploetz in seiner Systematischen Darstellung der französischen Aussprache uns hinreichend dargethan zu haben scheint. — Nicht die Aussprache allein betrifft es, wenn Schenk erklärt, daſs er der übereinstimmenden Ansicht der Theoretiker, der zufolge *lot* : *falot* ein besserer Reim sei als *col* : *envol,* nicht beipflichten könne, und zwar deshalb nicht, weil das *l* und damit die ganze Silbe in dem zweiten Reimpaar unter der Einwirkung des 'accent tonique' volltönender sei als im ersten Reimpaar. Er läſst dabei jenes ganz eigentümliche Werturteil des französischen Ohres unberücksichtigt, demzufolge die Übereinstimmung der dem Reimvokal vorangehenden Konsonanz nicht, wie es beim deutschen Reim der Fall ist, als ein Mangel des Reimes, sondern als ein besonderer Vorzug desselben empfunden wird. Mag sich auch die Besonderheit dieses Urteils aus gewissen Besonderheiten der französischen Sprache, namentlich ihrem groſsen Reichtum an gleichklingenden Endungen erklären und als allmählich entstanden aufzeigen lassen, so ist doch dies Urteil gegenwärtig ein unmittelbares, durch keinerlei bewuſste Gedankenprozesse vermitteltes, und Schenks Berufung auf den Einfluſs des tonischen Accents wird auf seine Landsleute keinen gröſseren Eindruck machen, als wenn man ihnen beweisen wollte, daſs das musikalische Intervall der Quinte aus Gründen der Akustik ihnen schöner zu klingen habe als das der Terz oder der Sexte. — Daſs Rostand — es ist dies das raffinierteste seiner raffinierten Reimkunststücke — das Wort *là,* wie Schenk annimmt, auf das von den ihre Instrumente stimmenden Geigern gespielte A, dessen Benennung im Französischen *la* ist, reimen läſst und nicht vielmehr auf die von den den Ton erbittenden Musikern gesprochene Silbe *la,* wäre kaum zu glauben, wenn sich nicht im 'Aiglon' ein ähnliches Reimkunststück fände, das zu

Gunsten von Schenks Auffassung spricht. — Fassen wir zum Schlufs unserer Betrachtung den Gesamteindruck der Arbeit ins Auge, so müssen wir sagen, dafs sie der Befähigung ihres Verfassers zu wissenschaftlicher Arbeit ein recht günstiges Zeugnis ausstellt, dafs uns aber die Ergebnisse derselben nicht in richtigem Verhältnis zu der aufgewendeten Arbeit zu stehen scheinen.

Kiel-Hassee. Felix Kalepky.

Molière, Les Précieuses ridicules. Für den Schulgebrauch erklärt von W. Mangold. Leipzig, Renger, 1901. XXXI, 44 S. 8.

Den fleifsigen und sorgfältigen Ausgaben des *Misanthrope*, des *Avare*, des *Bourgeois gentilhomme* und der *Femmes savantes*, die Mangold zu der Rengerschen Schulbibliothek früher bereits beigesteuert hat, schliefst sich die vorliegende Bearbeitung der *Précieuses ridicules* würdig an. Vorangeschickt ist eine aus Mangolds älteren Ausgaben bereits bekannte Biographie Molières, die hier mit einigen Änderungen wiedererscheint; dem Stück selbst ist eine sehr ansprechend geschriebene Einleitung gewidmet, die zur Orientierung über das Hôtel de Rambouillet, die Précieuses u. s. w. völlig ausreicht und von neuem Zeugnis dafür ablegt, dafs der Herausgeber mit der Molière-Forschung wohl vertraut ist. Der Text ist, von einigen aus pädagogischen Gründen vorgenommenen Kürzungen abgesehen, der der Ausgabe von Paul Mesnard in den Grands Écrivains de la France, doch sind die Bühnenanweisungen von 1734 hinzugefügt worden. Auf den Druck wurde augenscheinlich grofse Sorgfalt verwendet, indes sind, aufser einigen unbedeutenden Fehlern, die Silbentrennungen *instru-ites* (S. 15, Z. 3—4) und *sang-lante* (S. 23, Z. 12—13) durchgeschlüpft, und Anm. zu 20, 32 (lies: 30) steht *pas* statt *pieds*. — Zu dem Kommentar ist folgendes zu bemerken. Es sind nicht alle Fälle bezeichnet worden, wo Molières Sprache von der heutigen abweicht. So vermisse ich z. B. eine Notiz zu *Ce bien sacré où ils aspirent* (3, 29—30), zu *ouïr* (3, 34), zu *et nous faites venir ces messieurs* (19, 22—23). Auch sonst ist der Herausgeber wohl etwas zu haushälterisch mit seinen Anmerkungen umgegangen. So scheint es mir zweifelhaft, ob die Wendung *Je vous apprendrai à vous connaître* (8, 13—14 und ähnlich 21, 13—14) Schülern ohne Hilfe verständlich ist. Jedenfalls entbehrt man ungern eine Bemerkung zu der Frage des Du Croisy: *Et comment encore?* (2, 10), da die Wörterbücher keine zu dieser Stelle passende Erklärung von *encore* geben. Meiner Ansicht nach enthält *encore* die Aufforderung, zu dem bereits Gesagten noch etwas Genaueres hinzuzufügen (vgl. Littrés Erklärung von *mais encore* unter *encore* 11°). Ich würde übersetzen: '*Ja, aber wie?*' — In der Erklärung von *brimborion* (3, 8) hat sich Mangold an Livet angeschlossen, der es im Lexique gleich 'bagatelle' setzt. Littré indes definiert *brimborion* als *chose sans valeur et sans utilité*, und die Académie umschreibt es mit *colifichet, babiole, chose de peu de valeur*. Ich würde daher nicht übersetzen 'Kleinigkeit', sondern 'unnütze Kleinigkeit', was nicht nur hier, sondern

auch in den von Livet angeführten anderen Belegstellen des Wortes besser paſst. — Zu 3, 14—16: *Dites-moi un peu ce que vous avez fait à ces messieurs, que je les vois sortir avec tant de froideur* heiſst es, '*que* steht elliptisch, hier etwa für *puisque*'. Mir scheint indes der Nebensatz mit *que* nicht den Grund, sondern die Wirkung des im Hauptsatz enthaltenen Prädikates auszudrücken (vgl. Littré, unter *que* 9°). — *S'inscrire en faux* (9, 10) erklärt Hatzfeld-Darmesteter: *faire inscrire en justice la déclaration qu'une pièce produite par la partie inverse est fausse.* 'Die Unwahrheit einer Sache beschwören' sagt also zu viel. — *Tudieu* (13, 5) ist trotz Littré nicht = *tue Dieu*, sondern Entstellung von *vertu Dieu.* — Unverständlich ist (4, 38) die Bemerkung: '*tirer de but en blanc*, so schieſsen, daſs die Flugbahn die Visierlinie gerade ins Weiſse (der Scheibe) trifft'. Es muſs heiſsen: '... im Weiſsen trifft (oder besser: schneidet)'. — In der Anm. zu 11, 29 wiederholt Mangold die schon in seiner Ausgabe der Femmes sav. aufgestellte Behauptung, die Académie sei 1635 aus dem Hôtel de Rambouillet hervorgegangen. Worauf er sie begründet, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Stiftung der Ac. 1635 ist Richelieus Verdienst und eins der Mittel seiner centralisierenden Politik gewesen (vgl. Bourgoin, Valentin Conrart etc.), und Conrarts bekannter Kreis, der den Kern für die Ac. hergab, hat sich ganz unabhängig vom Hôtel de Rambouillet gebildet. Pellisson (t. I, p. 10) sagt von den Freunden, die sich in dem Eckhause der rue Saint-Michel und der rue des Vieilles-Étuves allwöchentlich zusammenfanden: *Là ils s'entretenaient familièrement, comme ils eussent fait en une visite ordinaire, et de toutes sortes de choses, d'affaires, de nouvelles, de belles-lettres.* Auf dies *familièrement,* glaube ich, ist Nachdruck zu legen. Conrart und die Mitglieder seines Kreises — man beachte, daſs sie alle bürgerlichen Standes oder *de petite noblesse* waren! — haben sich gewiſs geehrt gefühlt, die berühmte *chambre bleue* betreten zu dürfen, aber recht befriedigt hat sie das Treiben dort nicht, und sie empfanden das Bedürfnis, des Zwanges ledig, den ihnen die Gesellschaft der geistreichen oder geistreich thuenden vornehmen Damen und Herren auferlegte, unter sich zu sein. Um ein politisches Bild zu gebrauchen: Conrarts Kreis war keine vom Hôtel de Rambouillet gegründete Kolonie, sondern beide verhielten sich zueinander wie ein unabhängiger kleiner Staat zu einem gröſseren, dem er durch gemeinsame Interessen verbunden ist.

Berlin. E. Pariselle.

Dr. Oscar Mey, Frankreichs Schulen in ihrem organischen Bau und ihrer historischen Entwickelung mit Berücksichtigung der neuesten Reformen. Zweite, vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. XII, 222 S. 8.

In den letzten Jahren hat das Interesse an dem französischen Schulwesen in Deutschland beständig zugenommen und demgemäſs auch die

Zahl der Abhandlungen und Bücher, in denen deutsche Schulmänner vorgetragen haben, was sie an hohen und niederen französischen Bildungsanstalten beobachteten oder über sie erfuhren, aber — soweit dem Referenten bekannt ist — eine zusammenfassende Darstellung der Organisation des französischen Schulwesens fehlte bisher, abgesehen von den bezüglichen Artikeln in Encyklopädien. Daher kann man es dem Verfasser des vorliegenden Buches nur Dank wissen, daſs er sich der Mühe unterzogen hat, eingehend darzustellen, welches der derzeitige Stand des gesamten französischen Unterrichts- und Erziehungswesens ist, und welche gewaltige Summe von Energie und materiellen Opfern unter der dritten Republik aufgewendet worden ist, um diesen Stand zu erreichen. Jeder deutsche Schulmann und jeder Schulfreund wird aus diesem Werke wertvolle Anregung in Fülle schöpfen.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die *Université de France*, ihre Gründung durch Napoleon I. und ihre Schicksale unter den folgenden Regierungen giebt der Verfasser zunächst eine übersichtliche Darstellung der Organisation der französischen Unterrichtsverwaltung. Der zweite Abschnitt ist dem *Enseignement supérieur* gewidmet, und aus ihm mögen, um dem Leser eine Vorstellung von der Anlage des Buches zu geben, die Überschriften der einzelnen Unterabteilungen hier Platz finden: 1. Die Entwicklung des Hochschulwesens seit der Revolution; 2. Die Hochschulen: *Institut de France,* gelehrte Gesellschaften; staatliche und private Institute für Wissenschaft und Kunst; 3. Die Universitäten: Anerkennung derselben, Ziele, *Sociétés des amis des Universités, Comités de patronage;* 4. Vorlesungen und Docenten: Zutritt zu den Vorlesungen, freie Fakultäten, Besoldung der Universitätslehrer, Volkshochschulen; 5. Akademische Grade und Studenten: Licenz und Doktorat der einzelnen Fakultäten, *titres universitaires,* Examen der Agregation, Zahl der Studenten, Stipendiaten, Vereine. In ähnlicher Weise behandeln der dritte und der vierte Abschnitt das *Enseignement secondaire* und das *Enseignement primaire.* Der fünfte Abschnitt endlich beschäftigt sich mit der Stellung der Lehrer als öffentliche Beamte, dem Pensionsgesetz, den militärischen Verhältnissen der Lehrer u. s. w. und giebt schlieſslich einen Überblick über die pädagogische Litteratur, sowie statistische Angaben über das Unterrichtsbudget des Staates und dasjenige der Stadt Paris.

Der Verfasser hat augenscheinlich viel Fleiſs und Sorgfalt auf sein Werk verwendet, das Referent, wie oben bereits angedeutet, allen denen, die Interesse für Schulangelegenheiten haben, nur empfehlen kann. Es ist bei einer so weitschichtigen Materie wohl begreiflich, daſs überall nach möglichster Kürze gestrebt werden muſste, sollte das Buch nicht zu allzu groſsem Umfange anschwellen. Auſserdem fehlen auch nicht die Nachweise der Quellen, aus denen diejenigen, die über einzelnes eingehendere Belehrung wünschen, sie schöpfen können, immerhin aber will es dem Referenten scheinen, als ob der Standpunkt des 'gebildeten Laien', für den der Verfasser in der Vorrede zu schreiben erklärt, nicht überall gewahrt sei, wie z. B. bei der Auseinandersetzung über die *agrégation*

(S. 45—46), wo nicht scharf genug hervorgehoben ist, dafs das Eigenartige dieses Examens darin liegt, dafs nur so viel Kandidaten bestehen können, als vakante Stellen vorhanden sind. Auch von der Stellung eines *chef de bureau* im französischen Unterrichtsministerium wird mancher Leser sich eine unzutreffende Vorstellung machen, wenn dieser Titel einfach mit 'Bureauvorsteher' (vgl. S. 10, Anm.) wiedergegeben wird, ohne Hinweis darauf, dafs diese Beamten ungefähr den (preufsischen) 'vortragenden Räten' entsprechen. Irreführen mufs ferner die Übersetzung 'Titularprofessor' für *professeur titulaire* (S. 11, Anm.), wozu sich die Erklärung dann allerdings auf S. 40 findet. Sehr zu wünschen wäre, dafs dem nützlichen Buche in einer neuen Auflage ein Index beigegeben würde.

Berlin. E. Pariselle.

Oeftering, Michael, Heliodor und seine Bedeutung für die Litteratur. Berlin, Emil Felber, 1901. XII, 176 S. 8. (In: Litterarhistorische Forschungen, herausgegeben von Dr. Josef Schick, o. ö. Prof. a. d. Univ. München, und Dr. M. Frhr. v. Waldberg, a. ö. Prof. a. d. Univ. Heidelberg, XVIII. Heft.)

Diese auf Anregung des H. Univ.-Prof. Dr. Schick entstandene und ihm gewidmete Arbeit hat den Zweck, alle Werke aufzuzeichnen, die ihren Gegenstand entweder dem meist 'Aethiopica' benannten Roman des Heliodor unmittelbar entlehnt oder ihm wenigstens wesentliche Anregungen zu verdanken haben. Überblickt man den vom Verfasser durchmessenen Weg, so mufs man bekennen, dafs es nicht geringen Mut brauchte, denselben einzuschlagen, und noch gröfsere Ausdauer, ihn bis ans Ende zu wandern. Nach nur oberflächlicher Schätzung hat der Verfasser, abgesehen von den die Zahl 100 übersteigenden Übersetzungen Heliodors, sowie von den Nachschlagewerken, wohl an 200 Bücher und Schriften entweder durchgelesen oder durchgeblättert, um ein zusammenhängendes Bild der Nachwirkungen des Heliodor geben zu können. Und das alles in der kurzen Zeit von drei Jahren, die zwischen der Veröffentlichung seiner ersten Arbeit: 'Die Geschichte der »schönen Irene« in den modernen Litteraturen' und der vorliegenden verstrichen ist. Da des Heliodor griechische Nachahmer wie Achilles Tatius, Chariton, Prodromos uns ferner stehen als die germanischen und romanischen, so wollen wir aus der Fülle des bei Oeftering aufgehäuften Stoffes nur einiges hervorheben, um dem Leser wenigstens eine Vorstellung von der Bedeutung Heliodors für die Weltlitteratur zu geben. Am meisten unterlag seinem Einflusse die Romandichtung in Frankreich, wo Amyots bewundernswerte Übersetzung die Kenntnis des Buches 1547 vermittelt hatte. Die berühmtesten Namen des 17. Jahrhunderts, Honoré d'Urfé, La Calprenède und Mlle de Scudéry, segeln ganz im Kielwasser des griechischen Romanes. Selbst Mme de la Fayette, deren 'Princesse de Clèves' schon an den psychologischen Roman der Gegenwart erinnert, hat in ihrer 'Zayde' dieser Manier gehuldigt.

Deutschland blieb in der Nachahmung Heliodors und der von ihm

beeinflußten Franzosen nicht zurück; selbst Christoffel von Grimmelshausen bringt dieser Mode seinen Tribut dar mit seinem 'keuschen Joseph' und mit 'Dietwalds und Amelinden anmutiger Liebs- und Leidsbeschreibung'. Doch wurden um die Wende des 17. Jahrhunderts diese galanten Liebesromane durch die Robinsonaden verdrängt.

In England fand Heliodor noch früher Eingang als in Frankreich; denn schon Philip Sidneys 'Arcadia' (1590—93) ist mit Heliodorschen Elementen verquickt. Auch William Warners 'Pan his Syrinx' und Roger Boyles Roman 'Parthenissa' sind in demselben Geiste geschrieben.

Der bedeutendste Nachahmer in Spanien ist Cervantes, dessen 'Trabajos de Persiles y Sigismunda' im Jahre 1617 erschienen und innerhalb zweier Jahre acht Auflagen erlebten. Im Jahre 1665 erschien Suarez de Mendozas Roman 'Eustorgia y Clorilene', 1729 Francisco de Quintanas 'Hipolito y Aminta', die gänzlich vergessen sind. Montemayors berühmter Roman von der schönen 'Diana' hingegen ist trotz der Ähnlichkeiten in der Art der Darstellung von Heliodor unabhängig; Gil Polos Fortsetzung dieses Buches enthält jedoch mehrere Erzählungen, die offenbar auf Heliodor beruhen.

Auffällig ist die geringe Beachtung, die Heliodor in Italien gefunden zu haben scheint. Freilich hat kein Geringerer als Torquato Tasso die Geschichte von der wunderbaren Geburt Charicleas auf seine 'Clorinda' im XII. Gesang seiner 'Gerusalemme liberata' übertragen. Der merkwürdige Verfasser des in neapolitanischem Dialekt geschriebenen 'Cunto de li Cunti', Giambattista Basile, hat den griechischen Roman nach der Übersetzung des Leonardo Glinci in zwanzig aus Oktaven bestehenden Gesängen wiedererzählt. Dieses Werk wurde fünf Jahre nach des Verfassers Tode von dessen Schwester Adriana in Rom 1637 herausgegeben.

So ungeeignet auch ein Abenteuerroman ohne psychologische Entwickelung für dramatische Behandlung war, so nahmen gleichwohl viele Autoren ihre Stoffe aus Heliodor. In Deutschland diente sein Werk mehrfach als Grundlage für Schulkomödien, deren erste (von Wolfgang Waldung) unter dem Titel 'Aethiopicus amor castus' zu Altdorf im Jahre 1605 erschien. Doch haben nicht bloſs Schuldichter sich dieses Stoffes bemächtigt. So hat im Jahre 1666 der poeta laureatus Joh. Jos. Beckh versucht, den Roman Heliodors zu einem lustigen Stück in der Volkssprache, 'die erneuerte Chariklea' genannt, zu verarbeiten.

In Frankreich ist besonders Alexandre Hardy zu erwähnen, der acht Dramen mit je fünf Akten in Versen über diesen Stoff geschrieben hat, die die schlechtesten von den paar hundert Stücken sind, die er auf die Bühne gebracht hat. Bei Racine, der in seiner Jugend den Heliodor mit Leidenschaft gelesen hatte, sind nur einzelne Erinnerungen an diese Geschichten zu finden. Am auffälligsten ist, daſs noch im Jahre 1762 der Dichter Claude-Joseph Dorat den freilich miſslungenen Versuch machen konnte, den Stoff zu einer Tragödie 'Théagène' zu verwerten.

In England wurde die Geschichte von Theagenes und Chariklea im Jahre 1572 zum ersten Male drei französischen Abgesandten zu Ehren

auf der Bühne aufgeführt. Das Stück scheint verloren zu sein. Im 5. Akt, Zeile 121, von Shakespeares 'Twelfth Night; or, What you will' soll ein direkter Hinweis auf Heliodors Roman liegen. Doch macht mich Herr Professor Schick aufmerksam, daſs Dessoff in Kochs Studien I, 421 diese Stelle auf die Geschichte des Schatzes von Rhampsinit bezieht, welche Vermutung, wie man aus Furness, Variorum Edition, ersieht, schon 1895 W. Theobald in den 'Baconiana' p. 460 aufgestellt hat. Auch John Dryden hat in seiner 'Marriage à la Mode' Heliodorsche Motive verwertet. Mittlerweile hat Herr Prof. Schick auch in der Vorrede zu dem von J. Dryden und Nathaniel Lee gemeinsam verfaſsten 'Oedipus' das Zugeständnis der beiden Autoren gefunden, daſs sie für die Scene, in der sie den Tiresias den Geist des erschlagenen Lajus heraufbeschwören lassen, auſser Seneca und Lucan noch 'Heliodores Aethiopiques' benutzt haben. Diese Beschwörung findet sich in Akt III, 1 und bei Heliodor in Buch VI, Kapitel 14.

Auch in Spanien haben sich Dichter wie Calderon und Rojas-Zorrilla an der dramatischen Behandlung der 'Aethiopica' versucht. In Italien hat sich nur ein Bearbeiter, Ettore Pignatelli, gefunden. Seine 'Cariclea' wird von Riccoboni und von Quadrio als im Jahre 1582 veröffentlicht bezeichnet. Der letztere erwähnt, wie Oeftering angiebt, noch ein zweites Werk desselben Pignatelli: 'Li Carichi, Tragedia, Napoli 1627'. In der Erwägung, daſs zwischen 1582 und 1627 fünfundvierzig Jahre liegen, erschien es dem Berichterstatter sehr zweifelhaft, ob dies wirklich ein neues Stück Pignatellis sei. Auf Grund von Nachforschungen, die Herr Dr. Giulio Coggiola, Bibliothekar an der Biblioteca Nazionale di San Marco zu Venedig, für den Berichterstatter in der zuvorkommendsten Weise angestellt hat, ergiebt sich, daſs das Stück von 1582 in den Bibliotheken von Venedig, Florenz und Neapel nicht vorhanden ist, daſs aber das von 1627 sich in Neapel befindet und nicht 'Li Carichi', sondern 'La Carichia' heiſst. Zur Berichtigung der Angabe Quadrios sei hier der vollständige Titel angegeben: 'La / Carichia / Tragedia / del sig. / D. Ettore / Pignatelli / l'occulto academico otioso / In Napoli per Ottavio Beltrano / Con licenza de' superiori 1627.' Benedetto Croce, der Herausgeber des 'Cunto de li Cunti', weiſs auch nichts von dem Stück von 1582, sondern spricht nur von der 'Carichia' des Jahres 1627. Siehe Croce p. LVIII.

In Holland hat Mathys van de Velde einen Teil der äthiopischen Geschichten unter dem Titel 'Calasiris Sterfdagh' 1631 in Reimen dramatisch behandelt.

Das Vorstehende ist, wie oben gesagt, nur ein dürftiger Auszug des Hervorstechendsten in Oefterings bewundernswerter Arbeit, auf die man namentlich jüngere Forscher aufmerksam machen darf, da sie daraus die Titel aller hervorragenden Sammel- und Nachschlagewerke auf einmal und ohne Mühe ersehen können.

Entgangen ist dem Verfasser der 'Agathon' unseres Wieland, der in diesem Romane sehr an Heliodor gemahnt. Auch Wieland erklärt vorhergegangene Ereignisse durch nachfolgende Erzählungen; so erfahren wir

erst im 7. bis 9. Buch, wer Agathon war, und was er zu Delphi und zu Athen erlebt, bevor er nach Smyrna kam; die Geschichte der schon im 4. Buche auftretenden Danae wird erst im 14. Buche nachgeholt. Die Lebensgeschichte der Psyche, die im 4. Kapitel des ersten Buches zuerst auftritt, wird im 3. Kapitel des 13. Buches aufgehellt. Abgesehen von dieser Methode der Erzählung finden sich auch nicht zu verkennende Anklänge des neuen Romanes an den alten. Heliodor beginnt mit dem Gemälde eines wüsten Kampfplatzes bei Tagesanbruch, Wieland mit der Schilderung des Getümmels im Mondenschein schwärmender Bacchantinnen. Wie Theagenes und Chariklea von Räubern fortgeschleppt werden, so Agathon von cilicischen Seeräubern. Wie sich Chariklea den Räubern gegenüber als Theagenes Schwester ausgiebt, so erklärt sich Agathon als Bruder der Psyche, um die Räuber zu bewegen, sie nicht zu trennen. Wie Chariklea wird auch Agathon in frühester Kindheit in den Tempel zu Delphi gebracht und dort erzogen. Wie jene ihre Eltern erst nach Jahren findet, so trifft auch dieser seinen Vater erst spät wieder. Wie Chariklea durch allerlei Gegenstände in ihrem Besitz und durch ein Muttermal ihre Abstammung beweist, so hat Psyche ein Halsgeschmeide mit dem Bilde ihrer Mutter und ein kleines Mal unter der Brust als Erkennungszeichen. Die Rolle, die Arsace dem Theagenes gegenüber spielt, überträgt Wieland der Pythia hinsichtlich des Agathon. Selbst der Name der sittenreinen Chariklea, der sich sonst nur in Lucians 'Toxaris' als der einer durch Sittenlosigkeit ausgezeichneten Ephesierin findet, kommt im 'Agathon' XV, 3 vor. Danae hat sich diesen Namen beigelegt, um nicht mehr an ihr früheres Leben erinnert zu werden, und um unter dem neuen Namen sich ausschliefslich der Tugend zu widmen. Auch ohne diese Aufzählung von Analogien zu verlängern, wird man Joh. Gottfr. Gruber, dem Biographen Wielands, zustimmen können, wenn er (Bd. II, S. 337) sagt, bei der Abfassung des 'Agathon' habe dem Dichter des Bischofs Heliodorus 'Aethiopica' nebst Aristaenets Liebesbriefen öfter vor den Augen geschwebt. Auch dem 'Ion' des Euripides verdankt Wieland viel für seinen 'Agathon', aber Heliodor erscheint ebenfalls dem Euripideischen 'Ion' zu Dank verpflichtet: Chariklea wie Ion werden in den Tempel zu Delphi verbracht; beide bleiben bis zu ihrem sechzehnten Jahre dort; beiden sind Erkennungszeichen mitgegeben, und beide werden schliefslich in die ihnen durch die Geburt zukommenden Ehren wieder eingesetzt.

Von Einzelheiten, die verbessert werden könnten, sind folgende zu erwähnen. Seite 7, Zeile 18, ist Kalasiris statt Theagenes zu setzen. Seite 50 Mitte steht: die erste (italienische Übersetzung) erschien 1556 zu Venedig von Leon Ghini. Es ist dies ein aus S. T. W. Hoffmanns Bibliographischem Lexikon der gesamten Litteratur der Griechen übernommenes Versehen. Der Übersetzer heifst Leonardo Glinci. Seite 98, Note 2, ist zu lesen 1621 statt 1651. Seite 111, vorletzte und letzte Zeile, ist nicht zu lesen: Nemorabilium, sondern: Nemoralium. Seite 116, Note 1, steht, dafs Giambattista Basile noch vor 1634 gestorben sei. Nach Croce, Einleitung zu seiner Ausgabe des 'Cunto de li Cunti', Seite LXI, starb Basile zu

Giugliano am 23. Februar 1632, was er Seite CC durch den Abdruck einer Stelle aus dem Sterberegister der Pfarrei S. Anna di Giugliano in Campania beweist.

München. Wohlfahrt.

Wilhelm Meyer aus Speyer, Professor in Göttingen, Fragmenta Burana. Mit 15 Tafeln. Berlin, Weidmann, 1901 (Sonderabdruck aus der Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1901). 190 S. 4.

In dem äufserst inhaltreichen Buche, der Frucht scharfsinniger, weitausgreifender Studien, die gleich sehr auch den kleinen Einzelheiten die gebührende Sorgfalt gönnen, wie sie die grofsen kulturgeschichtlichen Zusammenhänge zu erkennen sich bemühen, wird zunächst durchaus überzeugend dargelegt, wie die Blätter der Handschrift, die wir durch Schmellers *Carmina burana* 1847 kennen gelernt haben, ursprünglich gestellt waren, und wie gewisse Durchbrechungen des Systems der Anlage sich erklären, und werden hierauf den sieben Blättern, deren einstige Zugehörigkeit zu der nämlichen Sammlung dem Scharfblicke des Verfassers nicht entgangen war, die Stellen angewiesen, die sie vormals darin einnahmen. Einer Neuausgabe des kostbaren Liederbuches, die aus mehr als einem Grunde not thut, ist damit in ausgiebigster Weise vorgearbeitet. Dafs die Sammlung auf deutschem Boden zu stande gekommen ist, wie sie denn auch neben einigem aus französischen Liederbüchern Entnommenen viel enthält, was sicher deutschen Ursprungs ist, wird unabweislich, wie mir scheint, dargethan. (Leicht kann auch das eine oder andere Stück, das romanische Verse zwischen lateinische einschaltet, trotzdem das Werk eines deutschen Klerikers sein, der in Paris, dem Stelldichein studienfroher Jugend, von den Volkssprachen Galliens sich einige Brocken aneignete und sie, wie sonst Verse in der Muttersprache, zwischen die lateinischen Rhythmen streute. Wunderlich genug sieht dies Romanisch oftmals aus, um solchen Verdacht nahe zu legen.)

Die neu hinzugekommenen dramatischen Fragmente zusammen mit dem zuvor bekannten gleichartigen Bestande der Handschrift dienen sodann als Ausgangspunkt zu ergebnisreichen Ausführungen über Beginn und Wachstum des kirchlichen Dramas des Mittelalters, wobei insonderheit für St. Gallens Schule und Sequenzendichtung ein Anteil in Anspruch genommen wird, den man ihnen wohl wird lassen müssen, und der Entwickelung der Weihnachts-, der Dreikönigs- und der Kindermordsspiele, sodann derjenigen der Oster- und der Prophetenspiele wesentliche Klärung zu teil wird. Wie an die in den Evangelien gegebenen, im Gottesdienste vorzutragenden Reden und Gegenreden, sobald sie auf abwechselnde Chöre und Einzelsänger verteilt wurden, fast notwendigerweise ein Anfang von Bewegung und Aktion sich schlofs und an den damit gegebenen Grundstock weitere Zusätze sich fügten aus selbständig, in frei gewählter Form

erfundenen Reden zu biblisch nur berichteten Vorgängen und aus hinzutretenden Vorgängen samt Reden, wie der Sinn für verständliche und naturgemäfse Wirklichkeit sie begehrte; wie andererseits der Zusammenschlufs der zunächst getrennt entstandenen Spiele zu einer allumfassenden Darstellung des geschichtlichen Ablaufs versucht werden mochte, in welchem das Verhältnis Gottes zu den von ihm Erschaffenen dem christlichen Bewufstsein erscheint (vom Falle der Engel zum jüngsten Gericht), wird in anschaulicher Weise und mit vorsichtiger Scheidung der Wege, die die Entwickelung hier und dort nahm, vorgeführt, wobei es nicht an Ausblicken auf spätere Erscheinungen und an Hinweisen auf wichtige Einzelfälle fehlt (z. B. S. 73 das Verhältnis von Greban zu dem grofsen Mysterium von Arras).

Mit nicht geringerer Spannung folgt man dem Verfasser, wo er, im dritten Teile seines Werkes, sich mit der Entwickelung der mittellateinischen Dichtungsformen beschäftigt, um zuletzt auch noch die mittelalterliche Lyrik der Franzosen und die der Deutschen in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Ob nun freilich der Ursprung der rhythmischen lateinischen Dichtung mit Recht auf die semitischen Christen, beziehungsweise auf die griechischen Fassungen der Ephrem'schen Verse zurückgeführt ist, scheint mir noch nicht völlig entschieden. Gewifs ist das Auftreten langer Folgen von durchweg gleich viel Silben zählenden und bei gröfserer Länge (im allgemeinen) in Silbengruppen von immer gleichem Umfang zerlegbaren Versen, in denen der Quantität gar keine Rolle eingeräumt ist, eine höchst beachtenswerte Thatsache; aber dafs für diese Zeilen und Silbengruppen der W o r t a c c e n t gleich b e d e u t u n g l o s ist wie die Quantität, mindert doch ganz beträchtlich ihr Gewicht für die Beantwortung der Frage nach der Herkunft des r h y t h m i s c h e n Verses, für dessen Verwendung zudem das Festhalten an einem und demselben Mafse gar nicht einmal wesentlich ist. Auch die Üblichkeit des zunächst quantitierend, hernach rhythmisch nach gewissen Gesetzen gestalteten Satzschlusses in der Prosa, jene Thatsache, auf die der Verfasser hier abermals zurückkommt, und deren Beachtung ohne Zweifel immer noch unerläfslicher sich erweisen wird,[1] dürfte für den lateinischen Versbau auf Grund des Accentes wenig in Betracht kommen; was jene von diesem trennt, ist, dafs der rhythmische Prosaschlufs doch immer bei aller Gesetzlichkeit eine Fülle von Möglichkeiten zuläfst, wie sie dem accentuierenden Verse versagt ist, und dafs die für ein Gedicht einmal gewählte Art des Zeilenschlusses in ihm durchaus festgehalten bleibt. Dagegen folge ich gerne des Verfassers Darlegungen (mit Bedenken nur gegenüber weniger bedeutsamen Einzelheiten), wo er die abendländische weltliche Lyrik mit der Entwickelung der Sequenz in engsten Zusammenhang bringt, und stimme ihm durchaus bei, wo er bestreitet, dafs die deutsche Lyrik des Mittelalters aus Frankreich eingewandert sei. Dafs die französische und

[1] In der Inhaltsübersicht S. 190 ist zu S. 163 gedruckt 'Nutzen des r. Schlusses' statt 'Nutzen der Kenntnis des r. Schlusses'.

die provenzalische diesseit des Rheins bekannt gewesen und vielfach nachgeahmt worden ist, darf man nicht in Abrede stellen; aber nur darum hat man in deutschen Landen auf sie geachtet und ihr manches abgesehen, weil eine bodenständige Liederdichtung bereits blühte und allseitig hochgehalten war. Diese ist zum Glück vorhanden und braucht nicht aus bloßen Refrains erschlossen zu werden; und daß ein Reif aus der Fremde fiel, hat doch nicht allem heimischen Wachstum die natürliche Farbe verdeckt, und er ist lange wieder weggeschmolzen. Es liegt im Wesen des deutschen Geistes, mit erstaunlicher Dehnbarkeit und Schmiegsamkeit sich auch das Fremde versuchsweise zu eigen zu machen und eine Weile sich des damit gewonnenen neuen Reichtums zu freuen, an dem er Kräfte übt und Geschmeidigkeit erhöht. Aber es muß schon etwas von unvergänglichem Werte sein, wenn er es über kurz oder lang nicht wieder fallen läßt. So hat er es in noch nicht fernen Tagen sogar mit Symbolismus, Dekadenz, Unvers-Kunst, angequälter Sinnlosigkeit versucht und es den Lehrmeistern beinahe gleich gethan; und schon jetzt muß man mühsam suchen, wenn man sich mit dem, was die flüchtige Mode ins Dasein gerufen hat, eine Viertelstunde des Ergötzens bereiten will.

Den Wunsch des Verfassers, es möchte an den Universitäten etwas für die Pflege der lateinischen Philologie des Mittelalters geschehen, die als unentbehrliche Hilfswissenschaft von so vielen Seiten willig anerkannt wird, der es aber an ganz sich ihr widmenden Bearbeitern so sehr und im öffentlichen Unterricht fast völlig fehlt, teilen gewiß manche. Vielleicht ist für seine Erfüllung das Centrum zu gewinnen.

Berlin. Adolf Tobler.

Lope de Vega, Arte Nuevo de hazer comedias en este tiempo Publié et annoté par Alfred Morel-Fatio (Extrait du Bulletin Hispanique, Octobre-Décembre 1901). Bordeaux, Paris, 1901.

Wenn ein Dichter vom Schlage Lopes, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch seine Zeit durch die Kraft des Genies und die im ununterbrochenen Fluß erzeugten Schöpfungen beherrscht, sein dramaturgisches Bekenntnis niederschreibt, so glauben wir, daß er Bedeutendes und Schwerwiegendes zu sagen hat. Durch Lope hatten sich die losen Splitter einer dramatischen Kunst in Spanien zu einem mächtigen Ganzen vereinigt. Durch ihn war das Theater eigentlich volkstümlich, national geworden. Was die Vorgänger vereinzelt und immer noch im Dunkel tappend gewagt, hat er mit glücklichem Griff, von unsichtbaren Naturgeistern geleitet, zur vollen Entfaltung gebracht. Unermüdlich schaffend und alles dramatisch verwertend, was im Bereiche seiner Erkenntnis und Erfahrung lag, gab er der *Comedia* für alle Zeiten sein eigenes Gepräge. Alle Wege führten zu Lope. Das Volk kannte ja nur einen Gott, seinen Lope; in die Individualität Lopes gingen mehr oder weniger alle Dichterindividualitäten seines spielfrohen Landes über. Wäre Shakspere eingefallen, eine *Ars poetica* für die Nachwelt zu schaffen, wie begierig griffen wir nach

ihr, wie würden wir das Bekenntnis des gewaltigen Meisters beherzigen, der in die geheimsten Tiefen der menschlichen Natur eindrang, dem das Leben wirklich Leben, potenziertes Leben bedeutete. Allein Shakspere schuf unvergängliche Dramen, und Ben Jonson schrieb vergängliche Prologe, Epiloge und Bruchstücke einer Poetik. Den Tiefsinn Shaksperes besafs Lope bei weitem nicht; von einer Aristotelesnatur hatte er auch blutwenig an sich; die Schwingen der Phantasie trugen ihn weit vom nüchternen Verstand, das Tiefbegründen war nicht seine Sache; und doch wieviel hätte er uns in Stunden der Sammlung, wo das Denken unser Empfinden im Banne hält, von seiner Kunst, der Kunst *Comedias* zu verfertigen, berichten können! Wie die Wahl dramatischer Stoffe getroffen werden mufste, wie und in welchen Grenzen sich die Handlung entwickeln, wie das Komische mit dem Tragischen, das Scherzhafte mit dem Erhabenen in einem und dem gleichen Stück nach spanischer Art sich vertragen sollte, darüber und über hundert andere Dinge hätte wohl Lope am besten Aufklärung geben können. Lesen wir nun den *Arte nuevo*, so möchten wir dem Dichter seinen eigenen Spruch: 'Oye atento, y del arte no disputes' zurufen, so kläglich ist sein Lehrgedicht ausgefallen, so sehr täuscht er alle unsere Erwartungen.

Selbst als litterarisches Werk ist diese versifizierte Poetik minderwertig und, sagen wir es offen, Lopes ganz und gar unwürdig. Der innere Drang fehlte; dem Dichter wurde diese sogenannte neue Kunst von einigen 'ingenios nobles' in die Feder gelegt; ohne Ernst, ohne Lust kleidete er fremde Gedanken, die Regeln der tonangebenden Ästhetiker, in reimlose Elfsilber ein. War die auferlegte Predigt, die nahezu 400 Verse umfafst, vollendet, und hatte er nicht ohne leise Ironie zugestanden, dafs irgend ein Gelehrter, welcher weniger Dramen zusammengeschrieben hatte als er und doch 'mas sabe | Del arte de escrivirlas y de todo' sie besser gehalten haben würde, so verbeugte er sich artig, verschlofs die Regeln unter sechs Riegel und dichtete, unbekümmert um seinen *Arte nuevo*, seine *Comedias* nach Herzenslust weiter. Die Praxis war ihm unendlich lieber und nützlicher als die belehrende Theorie. Wie anders und mit welchem Ernst hatte Corneille einige Jahrzehnte darauf seine *Discours*, die *Préfaces*, die *Examens* verfafst! 'Il ne parle plus que des règles', sagte einmal Chapelain von seinem Freunde (am 15. Januar 1639). Um diese halb aristotelischen Regeln hat sich Corneille redlich geplagt, gemartert, sich ans Kreuz geschlagen. Von solcher Qual wurde er erst durch den Tod erlöst. Und wie herrlich, laut und stark hat Victor Hugo in der berühmten *Cromwell*-Vorrede seinen theatralischen Glauben verkündigt und ausposaunt!

Möglich ist es, dafs Lope in späteren Jahren seinen mifsglückten *Arte nuevo* bereute; kaum glaubwürdig scheint mir jedoch, dafs er einen zweiten, inhaltvolleren Lehrtraktat über seine Lieblingskunst wirklich schrieb, wie sein Panegyriker Montalvan in einem 1632 gedruckten Anhange seines *Para todos* behauptet. Es gehörte nur wenig Phantasie dazu, um eine vielleicht mehrfach ausgesprochene Absicht des vergötterten Dichters auch

zur bereits verwirklichten That werden zu lassen. Ein umfangreicher Traktat, dessen nur der Schüler und Freund Lopes gedenkt, konnte andererseits schwerlich so spurlos wie viele der rasch hingeworfenen Stücke verschwinden. Der *Arte nuevo* dieses 'rimeur ... delà les Pyrénées', wie Boileau den grofsen, ihm sonst gänzlich unbekannten Lope nannte, machte im Auslande wenig Aufsehen. Das 'petit livret ... en vers libres' hat Chapelain um das Jahr 1662 aufgesucht (*Lettres* p. Tamizey de Larroque II, 236). In Spanien selbst hat Lopes Dramaturgie in den Lehrtraktaten der Epigonen einige Spuren hinterlassen; den breitangelegten Kommentar des Caramuel Lobcowitz (*Rhythmica*) plünderte ein Jesuitenpater José Alcazar reichlich in den um das Jahr 1690 niedergeschriebenen Bemerkungen über das Theater; etwas später druckte und kommentierte Luzán den *Arte nuevo* eher vernünftig, im Sinne Gravinas, als geistreich. Lessing bediente sich des *Arte nuevo* als Waffe, um gegen die naturwidrigen Kunstanschauungen der Franzosen zu kämpfen — und auch Grillparzer, dem trefflichen Kenner Lopes, war die 'neue Kunst' nicht entgangen, ein Urteil über dieses Werk hat er uns aber nicht hinterlassen.

Ein Jahr nachdem Menéndez y Pelayo im dritten Bande seiner *Historia de las ideas estéticas* den *Arte nuevo* ausführlich und scharfsinnig besprach, hat Morel-Fatio das Gedicht gleichsam als Grundlage seiner 1885 gehaltenen 'Leçon d'ouverture' *La Comedia espagnole du XVII siècle* genommen, und alle damals geäufserten feinsinnigen, gelehrten Bemerkungen erscheinen jetzt, in etwas erweiterter und veränderter Form, in einer tadellosen Neuausgabe des *Arte nuevo* wieder, die wir als das Werk des gründlichsten Kenners und Erforschers Spaniens aufserhalb der Halbinsel begrüfsen und der Aufmerksamkeit aller Fachgenossen wärmstens empfehlen.

Dafs vor 1609 irgend eine unbekannte Ausgabe des *Arte nuevo* vorhanden gewesen sei, wird jetzt nach den Ausführungen M.-F.s wohl niemand mehr glauben. Pater Alcázar behauptete, das Werk sei in Madrid im Jahre 1606 erschienen (Gallardo I, 110): die Nachrichten aber, die er in Caramuel nicht vorfand, schöpfte er aus der Luft. Keine Ausgabe der *Rimas* ist wohl derjenigen von 1604 (Sevilla, por Clemente Hidalgo) vorangegangen, und dieser, welche unlängst (von Restori in der *Zeitschr. f. roman. Philol.* XXII, 98) beschrieben wurde, ist nicht, wie der späteren, das Lehrgedicht beigefügt. Nur die im *Arte nuevo* enthaltene Erwähnung der *Tragedias* Virués' erscheint mir nicht, wie M.-F., mafsgebend genug, um die Möglichkeit eines vor 1609 entstandenen Druckes des *Arte nuevo* schlechtweg zu bezweifeln. Freilich sind uns die *Obras trágicas* blofs in einem nunmehr seltenen Druck von Madrid 1609 bekannt;[1] allein die schon im Jahre 1604 in Mailand aufgestellten 'Aprovaciones', die zwei in italienischer Sprache abgefafsten Sonette, lassen eine frühere, jetzt gänzlich verschollene Mailänder Ausgabe (in Mailand war ja auch der *Montserrat*

[1] Ein von Münch Bellinghausen im *Jahrb. f. rom. u. engl. Litt.* II, 139 erwähnter, von einem unbekannten Engländer besorgter Neudruck der *Semiramis* (London, Edinburgh by Williams and Norgate) ist mir nie zu Gesicht gekommen. Sollte nicht der im gleichen Jahre in Leipzig erschienene Druck gemeint sein?

gedruckt worden) vermuten. Andererseits erwähnte bereits Agustin de Rojas Villandrando in seinem *Viaje entretenido* (1603) die *Semiramis* 'valerosa en paz y en guerra',[1] auf welche auch Lope im *Arte nuevo* anspielt. Mit dem welterfahrenen Hauptmann und Dichter stand Lope offenbar noch vor 1609 in Beziehung, und wohl bekannt ist es, wie die erste Ausgabe der *Rimas* von Virués in einem überschwenglichen Sonett begrüſst wurde.

Daſs die 'pâle et pédante dissertation', wie M.-F. den hauptsächlich aus der *Paraphrasis in librum Horatii, qui vulgo de arte poetica ad Pisones inscribitur* des Robortello und aus Donatus' *De Tragoedia et Comoedia* abgeleiteten *Arte nuevo* nennt, im Grunde den damals in Spanien sowie in England, in Frankreich und Deutschland herrschenden ästhetischen Anschauungen der Italiener huldigt, wuſste man bereits. Wie knapp aber, oft wörtlich, sich der groſse Erfinder dramatischer Situationen und Handlungen an seine Vorlagen hält, wie sehr er jede Vertiefung des Gegenstandes vermeidet, das zeigt erst die scharfsinnige, schöne, gründliche Studie M.-F.s zur Genüge. Die Vorrede der *Silvanire* beweist, daſs auch Mairet die Dogmen des Aristoteles bloſs durch die Brille eines Donatus und eines Robortello erblickte. Sidneys ältere und bedeutendere *Defense of Poesy* stützt sich gleichfalls im wesentlichen auf die Poetiken der Italiener und giebt Scaliger und Minturno den Vorzug. Und Minturno, Robortello, Castelvetro sind den Spaniern Juan de la Cueva und Cascales kurz vor Corneilles Zweikampf mit Aristoteles, wie Lemaître geistreich, aber unzutreffend die selbstquälerischen, jahrelang fortgesetzten Kommentare des groſsen Tragikers hat nennen wollen, anerkannte und gern geplünderte Autoritäten.[2] So trifft Lope als Dramaturg, wie so viele seiner Zeitgenossen, der Vorwurf der geringen Selbständigkeit. Sein *Arte nuevo* hat blutwenig Neues an sich. Plan- und kunstlos versifiziert er die vorgeschriebenen Vorlagen. Ob er seinen Vorgängern, den Begründern und ersten Reformatoren des spanischen Theaters, Recht oder Unrecht widerfahren läſst, das kümmert ihn wenig. War nicht die *Comedia* erst durch seine Vermittelung zur wirklichen Blüte und Reife gelangt? Hat er nicht die dramatischen Spiele, welche früher auf allen vieren wie Kinder krochen, aus ihren 'principios viles' herausgezogen: 'engendrando en España mas poetas, Que hay en los aires átomos sutiles'? Vor Lope hatte Cervantes im *Don Quijote* (I, 48) sein dramatisches Bekenntnis abgelegt, und M.-F. hätte uns gewiſs am allerbesten Aufschluſs erteilen können, ob Lope die satirischen Deutungen des groſsen Novellisten in seinem *Arte* verwertete oder sie unbeachtet lieſs. Das erstere dünkt mir wahrscheinlicher, und wiewohl Menéndez y Pelayo in seiner *Historia* (III, 421—424) eine Beeinflussung Cervantes' durch den *Arte nuevo* annimmt (er rechnet ja mit einem Druck des Traktats vor 1605), so wollen mir einige Stellen des Gedichtes Lopes,

---

[1] Vgl. die *loa de la Comedia* in *El Viaje entretenido*, Neudruck in der *Coleccion de libros picarescos*, Madrid 1901, S. 145.

[2] Die *History of literary criticism in the Renaissance* des Amerikaners J. E. Spingarn (New York 1899), welche die poetischen Theorien der Spanier bloſs streift, hat Morel-Fatio unberücksichtigt lassen wollen.

wo auf die Tyrannei des Publikums angespielt wird, wo Lope selber den allwissenden Fremden gegenüber, nicht ohne leise Ironie, sich als 'bárbaro' und 'ignorante' billig tadelt, zum Teil wenigstens, als ein Nachklang der Worte Cervantes' erscheinen. Das offene Lob auf den 'felicísimo ingenio' überwog bei weitem den leisen, halb versteckten Tadel; Lope konnte sich in seiner Eitelkeit geschmeichelt fühlen, und so hat meines Erachtens die im *Don Quijote* gehaltene Philippika ihre Wirkung auf den *Arte nuevo* nicht verfehlt.[1] Wie Cervantes geht Lope nur auf Lope de Rueda, und nicht auf den Verfasser der *Propaladia*, den er mehrmals nachgeahmt hat, zurück, auch nicht auf Juan de la Encina.[2] Wie Cervantes (im *Don Quijote*, nicht aber in der *Galatea*: *Canto de Caliope*) verschweigt er seinen unmittelbaren Vorgänger Juan de la Cueva, der eine achtungswürdige Anzahl *Comedias* und selbst eine Dramaturgie, sein *Ejemplar poético* (1606) verfafst hatte, den 'noble Juan de la Cueva', wie ihn Agustin de Rojas in der *loa de la comedia* genannt hatte. Wie müssen wir uns dieses scheinbar unredliche Schweigen erklären? 'Il y a là,' sagt M.-F., 'quelque chose d'inexpliqué et qui pourrait faire croire à une brouille entre les deux poètes.' Dafs Lope und Juan de la Cueva sich als Gegner fühlten und nicht vertrugen, ist meine feste Überzeugung. Wir wissen leider zu wenig von dem Aufenthalte Lopes in Sevilla (Ende 1600 oder anfangs 1601; 1603), aber genug, um den Skandal zu begreifen, welchen Lopes Ruf, vor allem seine in der Stadt am Guadalquivir fortgesetzten Liebesabenteuer in einigen Kreisen verursacht hatten. Die Spottgedichte der besten Sevillaner 'Ingenios' hatten den Abgott des spanischen Volkes nicht verschont. Ein früher Cervantes zugeschriebenes Sonett, für das Rodriguez Marin jüngst seinen Helden Alonso Alvarez de Soria hat in Anspruch nehmen wollen,[3] konnte ebensogut von Juan de la Cueva, dem Freund Alvarez', herrühren; und wiewohl die in der Colombina aufbewahrten handschriftlichen Gedichte Cuevas Lope verschont und unerwähnt lassen, so ist es gewifs nicht gewagt, anzunehmen, dafs der Sevillaner Dichter, eine recht streitbare und streitlustige Natur, der sich

---

[1] In der II. Jornada des *Rufian dichoso* tritt, wie bekannt, die personifizierte *Comedia* redend auf: 'No soy mala, aunque desdigo | De aquellos preceptos graves Que me dieron y dexaron | En sus obras admirables | Seneca y Terencio y Plauto.'

[2] Im Prolog seiner erst 1616 gedruckten *Comedias* sagt Cervantes: 'Sucedió á Lope de Rueda, Nauarro, natural de Toledo.' Hier ist natürlich Navarro der 'histrion' gemeint. In der auch von M.-F. erwähnten Widmung der *Virtud, pobreza y mujer* (gedr. 1630) nennt Lope als 'primeros inventores' der *Comedia* Rueda und Nauarro. Zweifellos ist hier Navarro Druckfehler für Naharro, wie Menéndez y Pelayo im *Estudio preliminar* zur *Propaladia* (*Libros de antaño*, Madrid 1900, S. LXXX) hervorhebt. (Die treffliche Studie erwähnt auch das um das Jahr 1576 gedichtete Lobsonett des Timoneda: 'Guiando cada cual su veloz rueda, | a todos los hispanos dieron lumbre | con luz tan penetrante deste carro: | El uno en metro fué Torres Naharro, | El otro en prosa, puesta ya en la cumbre, | gracioso artificial, Lope de Rueda'.) Nauarro für Naharro finden wir übrigens auch im *Raguaglio di Parnaso* des Fabio Franchi in den *Essequie poetiche*, Venezia 1636, S. 65.

[3] Vgl. sein geistvolles und schönes, wenn auch nicht immer überzeugendes Buch: *El Loaysa de 'El Celoso Extremeño*, Sevilla 1901, S. 182.

mit dem vielgepriesenen Herrera, mit anderen Gröfsen des spanischen Parnasses bereits überworfen, auch Meister Lope geflissentlich gebissen habe. So nur begreifen wir, dafs Juan de la Cueva seinen Gegner im *Ejemplar poético* totschweigt, und dafs Lope seinerseits weder im *Arte nuero* noch in den im *Laurel de Apolo* verschwenderisch ausgeteilten Lobsprüchen auf die Dichter seiner Heimat den Sevillaner irgendwie berücksichtigt.[1]

Mit gewohnter Gründlichkeit bietet uns M.-F. einen kommentierten, kritischen Neudruck der 'editio princeps' des *Arte nuero* vom Jahre 1609. Da mir selber in diesem entlegenen Erdenwinkel die späteren Ausgaben des Lehrgedichtes nicht zugänglich sind,[2] so vermag ich nicht anzugeben, ob diese oder jene von M.-F. vorgeschlagene Besserung bereits erwogen und angenommen wurde. Die Nachlässigkeiten in Sprache und Stil, die Unklarheiten, die in dem musikalischen Lope so befremdenden Härten im Ausdruck, die Versehen von früheren Erklärern und Übersetzern des *Arte nuero* werden in den knappen, aber höchst lehrreichen Fufsnoten hervorgehoben (vgl. z. B. die Note zu V. 264—65). Vielleicht könnte man auch auf das ungeschickte *dellas* (V. 13) aufmerksam machen, welches halbwegs in der Luft schwebt und der Dichter natürlich (wie das Pronomen *las* im folgenden Vers) auf *Comedias* beziehen will. Das in der Note (S. 16) vorgeschlagene *justo* (oder vielleicht *listo*?) könnte schwerlich das leicht verständliche *visto* in V. 106 ersetzen.[3] V. 371 *contre* ist wohl Druckfehler für *contra* (vgl. S. 40 *Guarda* für *Guardia*).

Zu den zahlreichen historisch-philologischen Anmerkungen, welche dem Texte folgen, und die wir zum Teil aus dem Vortrag *La Comedia espagnole* kannten, füge ich hier ein paar meiner Randkritzeleien, einige gar unbedeutende Anhängsel hinzu. Mein trefflicher Lehrer in den 'cosas de España' wird wohl die Weitschweifigkeit des Recensenten, welche den Lesern des *Archivs* vielleicht von Nutzen sein könnte, entschuldigen.[4]

V. 36. *apariencia* scheint mir, wie *tramoya* und andere Ausdrücke aus der Technik des Theaters (*recitante* u. s. w.), italienischer Herkunft zu sein. Die Italiener sagten freilich 'apparecchi', selten 'apparenze' (mei-

---

[1] Wie konnte Restori in seiner gelehrten Besprechung der *Obras* Lopes (*Ztschr. f. rom. Phil.* XXIII, 58) Lope 'amico ed estimatore del Cueva' nennen? Lope de Vega, sagt F. A. Wulff, *Poèmes inédits de Juan de la Cueva*, Lund 1887, S. LXVI, 'vint éclipser précisément Juan de la Cueva, et c'est peut-être lui qui détourna Cueva du théâtre'.

[2] Die recht dürftige Ausgabe in M. G. de Villanueva Hugalde y Parra: *Orígenes, épocas y progresos del Teatro español*, Madrid 1802, S. 275 ff., hat M.-F. nicht genannt.

[3] Mit Bezugnahme auf den um das Jahr 1826 gelesenen *Arte nuevo* bemerkt Leopardi in seinen *Pensieri* VII, 91 '*Visto* spagnuolo per *avveduto*' und, scharfsinnig genug, citiert er den Vers 110 des *Arte*: 'Porqué en esto Terencio fué mas cauto'. — traya (V. 264) könnte man im Sinne von 'gastar', verderben, verstehen.

[4] Durch die unliebsame Verzögerung des Druckes finde ich mich veranlafst, einige ergänzende Bemerkungen in den Fufsnoten mitzuteilen. Mittlerweile hat auch Morel-Fatio seine Studie über den *Arte Nuevo* mit einem Zusatz: *Les défenseurs de la Comedia* (*Bull. hisp.* IV, 30—62) wesentlich bereichert.

stens aber 'ingegni' — 'apparenze di nuvole' italienisierte zurück Fabio Franchi im *Ragvaglio*), 'tramezzi', nicht 'tramoggie' ('tramoggia di mulino' bei Sacchetti, Cellini u. s. w.). In den *Rimas de Burguillos* (Canc.: 'Ya pues que todo el mundo' u. s. w.) verwendet Lope den Ausdruck: 'a manera de torno de tramoya', und die *Justa poética* zur Feier des San Isidro hat folgende Verse, welche auch Clemencin in seinem Kommentar zum *Don Quijote* erwähnt: 'Si comedia escribieres, plega al cielo | La yerre un jugador representante, | O con las apariencias venga al suelo | Nube carpinteril, Angel volante.' Cervantes rühmt im Prolog seiner *Comedias* den Toledaner Navarro, welcher die Theaterzustände in Spanien wesentlich besserte: 'sacó la música, que antes cantaba detras de la manta, al teatro público: quitó las barbas de los farsantes ... inventó *tramoyas*, nubes, truenos y relámpagos, desafios y batallas.' Navarro 'fué el primero que inventó teatros' sagt Ramirez im *Viaje* des Agustin de Rojas, unmittelbar nach der *loa de la Comedia*. Und Pater José Alcazar berichtet in seinen der *Rhythmica* Caramuels entlehnten handschriftlichen Bemerkungen über das Theater (Gallardo I, 115 f.): 'Sin embargo se deben admitir apariencias o tramoyas ... En Venecia, donde se hacen las comedias con sumo aparato, ve con sumo deleite el docto y el indocto que se hunden los montes, nacen de las yerbas palacios, se convierten los mares en jardines, se cubre el cielo de nubes ... baja desde el sumo Olimpo Jupiter en nube de oro: es Ganimedes arrebatado de el águila y llevado al cielo, y otras cosas semejantes.' — Am Schlusse seiner poetischen Epistel an Pablo Bonnet macht Lope einen Ausfall gegen die unzulänglichen Maschinerien und überhaupt gegen den unwürdigen Fortgang der spanischen Bühne: 'El theatro de España, se ha resuelto | En aros de cedazos y clavos. | Las Musas, como dicen, a rio vuelto | Embolsan quartos del vulgazo rudo | Y anda el theatro en el tejado envuelto. | Cuesta un lugar no menos que un escudo | Para ver una nube de agua y lana Dentro vinagre y por de fuera embudo.' Carlos Boy unterschied gar eine besondere Gattung 'comedias': *'de divinas apariencias'*.

62. Auf die in einer *loa* Lopes (*Obras* II, 141) aufgeworfene Frage 'Y que son *autos*' wird geantwortet: '... Comedias | a honor y gloria del Pan, | que tan devota celebra | esta coronada villa, | porque su alabanza sea | confusion de la herejia | y gloria de la fe nuestra.'

70. *'Entremes'*, sagt Pater Alcazar (Gall. I, 116), 'es una comedia breve, en la cual los autores se burlan ingeniosamente'. Das Wort *entremes*, aus dem franz. *entremets*, erscheint meines Wissens zum erstenmal in einem katalanischen Bericht über die im Jahre 1381 stattgefundenen Feierlichkeiten zur Ehre Don Pedros und der Doña Sebila: 'Item foit aportat á la derraria del menyar un bell *entremes* so es un bell pago que feya la roda' etc. Vgl. Milá y Fontanals, *Orígenes del teatro catalan* in *Obras* VI, 235. — Zu Rouanets *Intermèdes espagnols* lieferte Restori einen kleinen Nachtrag in der *Rev. d. langues romanes* 5 Sér. I, 147 ff. Eng verknüpft mit den spanischen sind die italienischen *Intermezzi*, von welchen bereits Lasca im Prolog seiner *Strega* sagte: 'Già si solevan fare gl'Intermedj che

servissero alla Comedia: ma ora si fanno le Comedie che servono agl'Intermedj.' Die Zwischenspiele 'traviano la mente a lo spettatore', sagt De Sommi in seinen um 1565 verfaßsten Dialogen in *materia di rappresentazione scenica* (vgl. D'Ancona, *Origini* II, 410 f.).

96. Möglich ist, daſs Lope in den wirklich kläglichen Versen, wo er die *Commedia* Dantes erwähnt (sogar die falsche Aussprache *Alígero* hat sich Lope zu schulden kommen lassen!), den Verfasser des kürzlich (*Collez. di opusc. dant.* 37—39) wieder abgedruckten *Dialogo circa al sito, forma et misure dello Inferno di Dante,* mit Landino, Manettis Freund, verwechselte. Was sich aber Lope unter den *Prólogo* Manettis, unter der 'Comedia', den 'Inferno', 'Purgatorio' und '*Cielo*', unter Dante überhaupt vorstellte, wird man schwerlich enträtseln. Ich glaube nicht, daſs Lope den in Spanien sonst nirgends erwähnten *Dialogo* Manettis jemals vor Augen gehabt hat. Wozu denn, wenn er der *Commedia* selbst so geringe Aufmerksamkeit schenkte? Irgend eine Stimme aus der Ferne hat Lope den Namen Manettis gebracht, wenn er ihn nicht durch die *Novella del Grasso legnaiuolo* kannte; die Phantasie hat dann weitergesponnen und einen sinnlosen Vers geschaffen. (M.-F., welcher groſses Interesse und feines Verständnis für Dante zeigt, hätte hier nicht so ohne weiteres die berühmte Epistel an Cangrande als ein Werk Dantės ansehen sollen; vgl. D'Ovidio *L'epistola a Cangrande* in *Riv. d'Italia* 1900 und *Studii sulla divina Commedia,* Milano, Palermo 1901, S. 448 ff.; Vandelli in *Bull. d. Soc. dant. ital.* VIII, 136 ff.) Eine Definition der *Commedia* im Sinne Boccaccios bringt bereits Petrus Alighieris Kommentar: 'et quod eius stylus erat in materia incipiente a tristi recitatione et finiente in laetum'. Was Landino betrifft, so war sein Kommentar in Spanien sowohl wie in Frankreich so ziemlich der einzige, dessen sich die wenigen Verehrer Dantes und seiner Dichtung bedienten. So hat der 'Arcediano' von Burgos, Pero Fernandez de Villegas ausschlieſslich den 'docto y muy elegante Xtoforo Landino que mejor y mas copiosamente que ninguno le comentó (Dante)' für seine wässerige Übersetzung benutzt und geplündert. (Im *Proemio*: 'De la vida y costumbres del poeta' sagt er: 'quiero, se sepa que el auctor llamo comedia a esta su obra porque la comedia comiēca en turbado y atribulado principio como en esta fue: y acaba con alegre y gracioso fin'.) Ebenfalls aus Landino, und nur aus ihm, hat der anonyme Übersetzer des *Purgatorio* (im Versmaſs der 'quintillas'), ein Zeitgenosse Villegas', seinen Kommentar geschöpft (vgl. F. de Uhagon, *Una traduccion castellana desconocida de la Divina Comedia* in der *Rev. de arch., bibl. y mus.*, 1901, S. 3 des Sonderabz.; fol. 154 enthält den 'Prologo de Christóforo Landino en el Parayso de Dante, florentino'). Auch Diego Guillen de Avila benutzte Landino als Dolmetscher der *Commedia.* Der Verfasser der *Quinquagenas,* der sich einbildete, nach dem Muster der 'terza rima', eine 'segunda rima' erfunden zu haben, stützt sich mehrfach auf die Autorität Landinos. — Wie weit Lope, ein eifriger Bewunderer und Nachahmer Petrarcas, Ariostos und Tassos, mit der Lektüre des 'muy celebre poeta' Dante gekommen, kann ich im Augenblick nicht sagen.

Gewifs war ihm Dante weniger bekannt als einigen seiner Vorgänger, Alonso de Ercilla z. B., Barahona de Soto (vgl. seine Terzinen an Gregorio Silvestre: 'Mas que Beatriz, que Cintia y que Diana | Del Dante, del Propercio y Lusitano' u. s. w.) und anderen, deren ich später einmal gedenken werde.[1]

157. M.-F. rügt, ich glaube diesmal mit Unrecht, die wenig volkstümlichen Ausdrücke *sujeto, asunto, caso* u. s. w. und nennt sie schlechtweg (S. 27) 'expressions banales'. Gewifs klingt *sujeto* fremdartiger als das gewöhnliche Wort *traza* (mir ist gegenwärtig nur der *Viaje entretenido* des Agustin de Rojas in Erinnerung, wo *sujeto* im Sinne von *asunto* erscheint; *loa a la famosa casa de Austria*: 'y con sujeto tan alto'); man vergesse aber nicht, dafs Lope bewufst die gewöhnliche Sprechweise des 'vulgo' vermeidet und sich möglichst akademisch, d. h. gesucht ausdrücken will. Er spricht ja zu den 'ingenios nobles', welche Menschenrasse er anderswo 'hombres científicos' nennt. Ihnen zuliebe dichtet er die letzten Verse seines Lehrgedichtes in der ihm ziemlich geläufigen Sprache Ciceros. 'Rianse de la comedia, | digan que es impertinente, | malos versos, mala *traza*' (*Viaje entr.* I, 303 der letzten Ausg.). 'Verso humilde, *traza* buena' (das. I, 209). 'Los que dicen mal del verso, | de la comedia y la *traza*, Si fué propia ó si fue impropia' (das. II, 24). 'Las *marañas*, los amores, y entre los pasos de veras' (*loa de la Com.*). 'Unos hacen las farsas de *marañas*; | Otros de historias, fábulas, ficciones' (*Viaje* II, 134). 'Mas la invencion, la gracia y *traza* es propia | A la ingeniosa *fábula* de España' (Cueva, *Ejemplar poético*). 'Guisa, como quisieres, la *maraña*' (Esteban Manuel de Villegas in einer *Elegia* (sic) gegen Lope bei Menéndez II, 423, und II, 438 f. eine Stelle aus Antonio Lopez' de Vega *Heráclito y Democrito*: 'Será molesto y mal recibido que la *maraña* de la comedia se texa de pasos graciosos ... Forman algunos la *maraña* de casos y accidentes inverisimiles.' Der *Apologético* des Ricardo de Turia verbindet beide Ausdrücke (Men. II, 469): 'para declarar la *traza* y *maraña* dellas'.[2]

174. Die der spanischen *Comedia* eigentümliche Mischung des Tragischen und des Komischen, welche Lope 'sehr unterhaltend' und Lessing naturwahr fanden, behagte nicht allen Theoretikern Spaniens. So vertrat Cascales in den *Tablas poéticas* (Murcia 1617) eine ganz andere Ansicht als Lope und Tirso. Er nannte die 'Tragicomedia' ein Ungeheuer. Wie könnte sich Heraclitus mit Democritus vertragen? 'El tragico mueve á terror y misericordia; el comico mueve a risa'. Der bereits

[1] Nachträglich fällt mir ein, dafs Lope Manetti mit Mazzoni verwechselt haben könnte. Aber auch in der bekannten *Difesa della Comedia di Dante*, Cesena 1587, fehlt ein Prolog. Ausführlich wird S. 365 über die 'essenza della Comedia' berichtet: 'La comedia è un Poema dramatico, ch'imita principalmente l'attione di persone di mediocre fortuna, c'ha il principio turbulento e il fine allegro, composta con stile populare. Ma tutte queste conditioni convengono al Poema di Dante ... Adunque si deve cõcludere, ch'egli sia Comedia, e che bene fece Dante a porli l'inscritione di Comoedia'.

[2] 'Lo artificioso de las *trazas* y de las *tramoyas*' (L. Crespi de Borja, *Respuesta á una consulta si son licitas las comedias*, Valencia 1649, bei Gall. II, 619).

1754 begonnene *Art poëtique* des Vauquelin de la Fresnaye (Ausg. Pellissier III, 163 f.) tadelt die Tragikomödie als Miſsbrauch: 'On fait la Comédie aussi double, de sorte | Qu'avecques le Tragic le Comic se rapporte. | Quand il y a du meurtre et qu'on voit toutefois, | Qu'à la fin sont contents les plus grands et les rois, | Quand du grave et du bas le parler on mendie, | On abuse du nom de Tragicomédie.'[1] Die nach der *Dramaturgie* Lessings weit schallende *Cromwells*-Vorrede sollte uns wieder mit den ästhetischen Anschauungen der wackeren Spanier versöhnen. Der Dichter darf unbedenklich das Lächerliche neben das Rührende, das Tragische neben das Groteske setzen. Durch den Zusammenstoſs der Gegensätze wirkt das Schöne um so stärker. — Nicht ohne Bedenken nahmen die Italiener den Ausdruck 'Tragicommedia' an.[2] So war auf dem Titelblatt einer dramatischen Vorstellung der heiligen *Teodora* zu lesen (D'Ancona, *Sacre Rappres.* II, 323): 'incomincia la Commedia ovvero la Tragedia di Santa Teodora'.

178. 'Per troppo variar natura è bella' ist wohl kein Dichtervers, sondern eine sprichwörtliche Redensart. Ob die Spanier auch die obscöne Nebenbedeutung des sehr verbreiteten Spruches (die jetzt noch, wie mir B. Croce mitteilt, in Neapel und anderswo erhalten bleibt) kannten, vermag ich nicht anzugeben. — Lope sagte in den *Rimas de Burguillos* (*Cancion*: 'Ya pues que todo el mundo ...'): 'pero siendo juez naturaleza, | no es siempre agradecida la belleza, | y la fé mas sincera | quejarse de Aristóteles pudiera'.

203. In seinem *Ejemplar poético* rühmt Juan de la Cueva: 'Huimos la observancia que forzaba | A tratar tantas cosas diferentes | En termino de un dia que se daba'.[3]

207. Lope hat mehrmals selbst angegeben, daſs die *Comedia* ungefähr zweiundeinhalb Stunden dauern sollte. Im *Fingido verdadero* (Tirso de Molina gewidmet — das Stück ist mir jetzt leider nicht zugänglich) scheint Lope jedoch, wie Grillparzer angiebt, zufällig die Dauer eines gewöhnlichen Schauspiels auf anderthalb Stunden beschränkt zu haben.

210—211. Nach den hier gegebenen Grundsätzen sollten Novellen so gut wie *Comedias* geschrieben werden. So bei Gelegenheit der *Desdicha por la honra*, drastisch genug: 'yo he pensado que [las novelas] tienen

---

[1] Die Mischung des Ernsten mit dem Komischen wird aber von François Ogier in der Vorrede zum *Tyr et Sidon* des Schelandre (1628) gebilligt, weil sie besonders geeignet sei, wiederzugeben: 'les conditions de la vie des hommes, de qui les jours et les heures sont bien souvent entrecoupés de ris et de larmes, de contentement ou d'affliction'.

[2] Vgl. den berüchtigten *Discorso intorno a quei principi, cause et accrescimento che la comedia e la tragedia et il poema eroico ricevono dalla filosofia morale* etc. des Giasone di Nores (1587).

[3] Zum 'periodo del sol' vergleiche man die Vorrede Ronsards zur *Franciade* und Jodelles erste Scene der *Cléopâtre*:

> Avant que ce soleil qui vient ores de naître
> Ayant tracé son tour chez sa tente se plonge,
> Cléopâtre mourra.

los mismos preceptos que las comedias, cuyo fin es haber dado su autor contento y gusto al pueblo, aunque se ahogue el arte'. Auf die Verse Lopes im *Arte nuevo* spielt vielleicht Guillen de Castro im *Curioso impertinente* an, dort, wo er den Herzog von Florencia sagen läſst: '... es su fin (der *Comedia*) el procurar | Que las oiga un pueblo entero, | Dando al sabio y al grosero | Que reir y que gustar; | Parecete discrecion | El buscar y el prevenir | Mas arte que conseguir | El fin para que ellas son?' — Die Italiener, vor welchen Lope sich respektvoll verbeugte, haben, wie es scheint, seine Freiheiten im Theater zum groſsen Teil gebilligt, und seine Panegyriker in den *Essequie poetiche overo Lamento delle Muse Italiane in morte del Signor Lope de Vega* haben nicht versäumt, die naturtreuen Darstellungen des Meisters zu rühmen; sie nannten den *Arte nuevo* die einzig wahre Kunst. So Fabio Franchi in der fälschlich betitelten *Oratione fatta in Parnaso dal Sig. cavallier Marino* (vgl. mein *Grillparzer und Lope de Vega*): 'Vera arte di comedia è quella che mette in teatro quello che piace agli uditori; questa è regola invincibile di Natura, e voler la carestia d'ingegno, o il far di critico a poca spesa sostentar, che una effigie sia bella, perchè habbia le figure del volto correspondenti all'arte, se li manca quell'ingasto e aria inesplicabile, e invisibile, con il quale la Natura (con l'arte) le liga insieme, sarà voler sostentare, che la Natura sia inferiore a quelli, che crepando di critici, e fingono a loro beneplacito l'arte in ogni cosa. ... Lope fu sommamente pieno dell'arte convenevole, e d'uno impulso natural a nessun'altro concesso.' Im *Raguaglio di Parnaso* giebt Franchi auch den Rat, 'a quelli, che per parere artisti, gridarono per l'arte, e vogliono morir nella coccia stretta delli precetti del tempo di Noè (più che per intenderli per mancarli audacia di stendere il piede fuori del sopraletto) che piglieno essempio, e regole di vera, e perfetta arte nella Commedia della notte Toledana, dove l'arte e la libertà, la proprietà e la licenza, fecero pace eterna'. — Eine um die Zeit der *Raguagli* verfaſste Commedia (*Le Rivolte di Parnaso*) des Scipione Enrico Messinese enthält aber (im zweiten Akt) einen Ausfall gegen Lope, seine neue Kunst und die übergroſse Verbreitung seiner *Comedias*. Auf eine von Boccalini ausgesprochene Klage ('Becolin', den geschworenen Feind der Spanier, hatte Lope in seinen satirischen Versen vielfach angegriffen) erwidert Apollo, man müsse die Schuld nur auf Lope wälzen, 'che venne con una moltitudine di poeti spagnuoli a perturbarmi il cervello, domandando che le tragedie e commedie loro fossero degne dell'immortalità, ancorchè non fossero conformi a' precetti d'Aristotele ed altre leggi poetiche che le altre nazioni osservano, mi chiesero licenza che il tempo delle azioni, in vece dello spazio di un giorno, possa essere il termine di trecento e quattrocento anni, la scena non fosse in loco determinato, ma in tutto il mondo, e nel medesimo tempo fosse or camera secreta, or pubblica loggia'. — Dryden, der Übersetzer Boileaus und fruchtbare Verfasser heroischer Dramen, vertrat, nachdem er bereits sein *Essay of dramatic poesy* geschrieben (1668, im XV. Bande von John Drydens *Works*; neueste Ausgabe von T. Arnold, Oxford 1896), in allen späteren dramaturgischen Schriften

die Ansicht Lopes, daſs das erste Ziel der dramatischen Kunst doch die Belustigung der Zuschauer und der Wille des Publikums das höchste Gesetz sei.[1]

211. Was A. Gil y Zárate in dem von M.-F. angeführten Artikel des *Semanario pintoresco* über einen 'borrador' Lopes berichtet, wonach Lope sich für einige seiner *Comedias* einen Entwurf in Form einer Novelle in Prosa zurechtstellte, war bis jetzt den Litterarhistorikern entgangen. Julio sagt in der *Dorotea* Akt IV, Sc. 3: 'Oid lo que respondia en una comedia un poeta á un principe que le preguntaba como componia, y vereis con que facilidad lo dijo todo: — Como compones? — Leyendo, | Y lo que leo imitando, | Y lo que imito escribiendo, | Y lo que escribo borrando, De lo borrado escogiendo'.

215—217. Virués, Cueva, Cervantes, Lope, alle besten Ingenios, glaubten mehr oder weniger etwas Neues für die Entwickelung der *Comedia* gefunden zu haben, und gerade das, was bereits längst vor ihnen gang und gäbe war. Die *Josefina* des M. de Carvajal hat bereits vier Akte, somit irrte J. de la Cueva, wenn er sich der erste nennt: '... que el un acto de cinco le he quitado, | Que reducí los actos en jornadas (und das hatte Torres Naharro bereits gethan!) | Cual vemos que es en nuestro tiempo usado' (Cueva sagt freilich bloſs: 'A mí me *culpan*'). Das Widersprechende dieser Präcedenzbeteuerungen war schon Lessing aufgefallen. In der *Dramaturgie* (St. LXII) vergleicht er die Stelle des *Arte nuevo,* wo Virués als der erste genannt wird, welcher die vier Aufzüge auf drei brachte, mit der Stelle des Prologs Cervantes' zu seinen *Comedias,* wo sich dieser den Ruhm anmaſst, die spanische *Comedia* von fünf Akten, aus welchen sie sonst bestanden, auf drei gebracht zu haben. 'Der spanische Litterator,' schlieſst Lessing, 'mag diesen Widerspruch entscheiden; ich will mich dabei nicht aufhalten.' — Man beachte noch die Frage, welche Frau 'Curiosidad' ihrer Kollegin 'Comedia' in dem bereits erwähnten *Rufian dichoso* des Cervantes stellt: 'Como has reducido á tres | Los cinco actos que sabes | Que un tiempo te componian, | Ilustre, risueña y grave.'

225. Angaben über Aufführungen von Balletten, eine notwendige Ingredienz der *Comedias,* enthalten die *Nuevos datos acerca del Histrionismo español en los siglos XVI y XVII* recog. p. C. Pérez Pastor, Madrid 1901. So sollte im gleichen Jahre, wo der *Arte nuevo* im Druck erschien (7. Mai 1609), Andrés de Nájera eine 'danza de cascabel' aufführen (S. 112 f.), 'intitulada *Danza de Don Gayferos y rescate de Melisendra,* que ha de llevar nueve personajes, quatro franceses, quatro moros, y la infanta Melisendra, y un castillo encantado y un caballo de papelón pintado y Don Gayferos; los quatro franceses vestidos de terciopelo y brocatel y damasco con mangas de tela, medias y ligas de color y zapatos blancos, con sus

---

[1] 'Je voudrois bien savoir si la grande règle de toutes les règles n'est pas de plaire et si une pièce de théâtre qui a attrapé son but n'a pas suivi son chemin' (Molière, *Crit. de l'Ecole des femmes* Sc. VII).

sombreros franceses cuajados de trencillas con sus plumas; y los quatro moros vestidos de lo mesmo á la morisma, con sus tocados de moros, con sus plumas y tocas pendientes, con sus danzas y adargas, y Melisendra vestida con una basquiña de brocatel, con su vaquero de raso prensado con pasamanos de oro y mangas de tela; y un castillo hecho de goznes que se pueda abrir donde quisieren.' — Über die spanischen *bailes* vgl. F. Asenjo Barbieri, *Danzas y bailes en España en los siglos XVI y YVII* in der *Ilustrac. Españ. y Americ.* 1887, 22. u. 30. November.

252. Bald schreiben die Spanier *concepto*, bald *conceto*, und, ich denke, ohne Unterschied in der Bedeutung. Lope nennt im *Laurel de Apolo* (silva 5) die Dichtkunst: 'Un arte que constando de precetos, | Se viste de figuras y concetos'. (Im Prolog zur Parte XIX: 'desmayo la imaginacion á los concetos', in den *Rimas de Burguillos*: 'el alma de mis versos y conceptos' etc.) Agustin de Rojas hatte in der *loa en alabanza de los ladrones* (II, 199) bereits, wie Lope, *concepto* als Synonym von *sentencia* aufgefaſst: '... mirad los poetas | que por puntos hacen esto, | hurtandose aquel al otro | las sentencias, los conceptos' (*loa de la Comedia*: 'trazas, conceptos, sentencias, | inventivas, novedades' etc.) (Juan de la Cueva, *Epístola I. A Don Alvaro,* Gall. II, 646: 'Comeranse los miseros las manos Tras un conceto ...'; *Epist.* á D. J. de Arguijo, II, 695: 'Y al poeta melado ó Melosino, | De indigestos concetos ...'). Fabio Franchi empfahl in seinem *Raguaglio,* die Dichter möchten auch Lope nachahmen in 'quella maniera di concetti affettuosi, e quelle novità delle sue facetie'. — Auf die verschiedene Einteilung der *Conceptos* stützte später Gracian seine zum Teil dem Lehrtraktat des Matteo Pellegrini: *Delle Acutezze, che altrimenti Spiriti, Vivezze, e Concetti volgarmente si appellano* entnommene Poetik: *Arte de Ingenio, tratado de la Agudeza* (Madrid 1642). Vgl. B. Croce: *I trattatisti italiani del 'Concettismo' e Baltasar Gracian,* Napoli 1899.

286. Schon Naharro empfahl im *Prohemio* zu seiner *Propaladia* (1517) Mäſsigung und Schicklichkeit in der Darstellung der Rolle des *lacayo,* mit ähnlichen Worten wie Lope: 'Es decoro una justa y decente continuacion de la materia, conviene á saber: dando a cada uno lo suyo, evitar las cosas impropias, usar de todas las legitimas, *de manera qu'el sierro no diga ni haga actos del señor, et e converso'.*[1] 'La mas discreta figura de la comedia es la del bobo', sagte Cervantes im *Don Quijote* (II, 3); im Grunde ist der *bobo* die gleiche Figur wie die *del donaire,* welche Lope (Widmung der *Francesilla,* XIII parte) in der *Comedia* eingeführt zu haben glaubte ('desde entonces dió tanta ocasion á las presentes'), und wohl der legitimste Vorfahrer des *gracioso.*

287. '... Ni diga los conceptos que hemos visto | En algunas comedias estrangeras.' Offenbar eine Anspielung auf die Vorstellungen fremder,

[1] '... que en las comedias se quite el desmesurarse los enbajadores con los reyes. ... Que los lacayos no se entremetan con las personas Reales, si no es en el campo, o en las calles de noche (*Prematicas y hordenanzas que se an de guardar en la Real audiencia del Buen Retiro,* Anhang zu *El Diablo cojuelo* por L. Vélez de Guevara. Ausg. Bonilla, Vigo, 1902, p. 257).

italienischer Schauspieler, auf deren *lazzi* und Arlequinaden. Daſs italienische Schauspieler schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Spanien Glück und Nachahmer fanden, ist eine längst bekannte Thatsache. So enthalten, nach Pellicer, die früher erwähnten *Nuevos datos acerca del histrionismo* eine aus dem Jahre 1587 datierte Bittschrift (S. 21): 'La compañia de los Confidentes italianos representantes, dicen ... que las comedias que traen para representar no se podran hacer sin que las mugeres que en su compañia traen las representen ...', und die entsprechende 'Licencia': 'para que pueda representar Angela Salomona y Angela Martinelli, las cuales consta ... ser mugeres casadas y traer consigo sus maridos'. Es folgt die Aussage eines Zeugen: 'vió ... una comedia de los Italianos e con ellos vió representar tres mugeres en el corral de la calle del Principe'. (Nebenbei bemerkt ist diese Angela Martinelli die Frau des Tristano Martinelli, welcher mit seiner Schauspieltruppe um die Zeit Spanien bereiste: 'staremo tutto quest'anno qui en Spagna', schreibt Drusiano M. an seine Mutter Lucia Martinelli den 18. August 1588. Vgl. A. Bartoli, *Scenari inediti della Commedia dell' arte*, Firenze 1880, S. CXXX.) Zu den von J. Sanchez Arjona in seinen *Noticias referentes á los anales del teatro en Sevilla desde Lope de Rueda hasta fines del siglo XVII*, Sevilla 1898, gelieferten Nachrichten über Vorstellungen des Alberto Ganassa hoffe ich demnächst in meiner Ausgabe des *Burlador* weitere Einzelheiten hinzufügen zu können.[1] Ganassa gelangte in Spanien recht bald zu wahrer Volkstümlichkeit, bald wuſsten alle Provinzen, selbst das Baskenland, von den tollen Späſsen und Scherzen, welche der gefeierte Italiener bald in seiner Muttersprache, häufiger jedoch in einem Gemisch von Spanischem und von bergamaskischer Mundart zum besten gab. So berichtet Ottonieri in der *Cristiana moderazione* (II, 37): 'l'anno 1644 in Fiorenza intesi da un fiorentino, huomo di molto spirito e pratico della Spagna, ch'egli circa l'anno 1610 stando in Siviglia, seppe da certi suoi amici, huomini vecchi e testimoni di vista, che Ganassa, comico italiano e molto faceto ne' detti, audò là con una compagnia di comici italiani, e cominciò a recitare all'uso nostro; e se bene egli, come anche ogni altro suo compagno, non era bene e perfettamente inteso; nondimeno, con quel poco che s'intendeva, faceva ridere consolatamente la brigata; onde guadagnò molto in quelle città, e dalla pratica sua impararono poi gli Spagnuoli a fare le commedie all'uso hispano, che prima non facevano.' Ob Lope irgend einer Vorstellung des Ganassa beiwohnte, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. (In der 4. Ep. der *Filomena* erwähnt er zwar die 'donaires de Ganasa y de Trastulo'.) Clemencin (Kommentar zum *Don Quijote* II, 7, N. 20) meint, daſs die lustige Rolle des Ganassa 'acaso sugerió la idea del papel del *Gracioso*, que Lope de Vega introdujo despues en las comedias españolas'. Weiter gedenkt Clemencin einer Anspielung an die

[1] Adam Hochreiter berichtet in seinen Reiseerinnerungen (27. Dezember 1583; vgl. meine *Apuntes de viajes y viajeros* S. 30). 'Den Dag bin Ich das erstemall in des Ganassa Italianischen Comedianten, so mit seiner Compagnia sehr berüemt gangen, agiert in Coralnovo'.

Späſse des Ganassa in dem *Romancero general* des Pedro de Flores: 'Estaba el pastor Gazpacho | Apacentando unos mulos ... | Blasfemaba del amor, | Que tiene tretas de puto, | Que nos besa y nos engaña | Como Ganasa y Trastulo. (Ganassa wird auch im *Apologético* des Ricardo de Turia [1616] und im dritten Kapitel des in der *Rev. españ.* vor kurzem wiederabgedruckten *Lazarillo de Manzanares* [1620] erwähnt.)[1] Rasi, *I comici italiani* I, 979 ff., giebt leider nur ungenügende Nachrichten über die Thätigkeit Ganassas in Spanien. — Wohl möglich, daſs die Arlequinaden Ganassas sowie die in den italienischen Lustspielen und Novellen häufig vorkommenden Verspottungen der bergamaskischen Mundart (vgl. Zerbini, *Note storiche sul dialetto bergamasco* in *Atti dell' Ateneo di Bergamo* 1886) Lope zu ähnlichen Anspielungen und Verspottungen im *Peregrino en su patria* und anderswo anregten. (Verspottungen des Bergamaskischen bei Juan de la Cueva, *Epist. á D. Alvaro de Portugal,* Gall. II, 643: 'Que gusto diera á vuestra señoria | Ver un lacayo hecho un mantüano | Y á los brazos revuelto con Talia! | Verle azotar el paso del Toscano, | Parlar en bergamasco á guitarristas'; *Epist. á D. Juan de Arguijo,* wo auch vom *Arlequin* die Rede ist, Gall. II, 692: 'el otro escalfador de la oficina | Que por momentos desafia á Petrarca | En lengua bergamasca y lemosina' u. s. w.) — Was die *comedias estranjeras* selbst betrifft (es sind hier wohl nur die italienischen Lustspiele gemeint), so haben sie in den dramatischen Schöpfungen des überfruchtbaren Dichters manche Spuren hinterlassen, und es wäre gewiſs eine lohnende Arbeit, dieselben im *Negromante* Ariostos, in der *Mandragola* des Machiavelli, in manchen Lustspielen Cecchis, Aretinos, Lascas, Paraboscos (abgesehen von den Pastoralen Tassos und Guarinis) und anderer Cinquecentisten aufzudecken (vgl. z. B. *La Viuda Valenciana, El Rufian Castrucho, El Anzuelo de Fenisa* u. s. w.). Denn nicht allein für die lyrische und epische Dichtung, sondern auch für die dramatische gilt das Selbstbekenntnis Lopes in der *Filomena* (II): 'En el fin imité quantos Poetas | claros celebra Italia'. Die Vorzüge der italienischen Lustspiele, welche man in Spanien als die natürliche Fortsetzung der Lustspiele des Plautus und des Terenz betrachtete, rühmte Agustin de Rojas in der *loa de la Comedia*: 'Terencio escribió su Andria, | Y después con su agudeza, | Los sabios italianos | Escribieron muchas buenas'. Im übrigen entstand in Spanien, schon zu Lopes Lebenszeiten vielleicht, die Legende, daſs der Schöpfer der neuen *Comedia* lange Zeit in Italien herumgewandert sei und von dort das Geheimnis der in Spanien noch unbekannten Kunst heimbrachte. Man lese einige Stellen des *Theatro de los Theatros* des Bances Cándamo (Die *Rev. de arch. bibl. y mus.* hat unlängst dessen Veröffentlichung unternommen, vgl. Band V, 928), und man staune: 'Vino en este tiempo de Italia Lope de Vega, aquel perenne manantial de Apolo, y hauiendo visto las máquinas de el theatro, las trasladó á España, en-

[1] Eine Anspielung an Ganassa befindet sich im III. Gesang des noch ungedruckten Gedichtes in Terzinen *La Asinaria* des R. Fernández de Ribera (Bib. Nac. Madrid. Anfang des 17. Jahrh.): 'Y de encerrar en un corral Ganasa | Asnos (cual otros con más toldo agora) | Ganó para fundar familia y casa'.

rriqueciéndole de adorno; buscó el mismo representantes, dispuso compañias y avasalló todos los farsantes, en quien tubo un absoluto dominio, porque los enseñó y los enrriqueció dándoles mil y novecientas comedias.... Pero Lope de Vega, ingenio en quien con perenne facundia destilava Apolo todos los raudales de su influencia, haviendo militado en el Piemont y en el Milanés en las guerras de Italia, y haviendo visto las representaciones de aquel país, vino á España, donde ya havia comediantes que representavan prosa, y puso en estilo las comedias. Las primeras suias fueron á imitacion de la antigua tragedia, en un verso heróico suelto, sin asonante ni consonante', etc.

321. Daſs die von Cervantes, Rojas, Lope und anderen gepriesenen 'coplas tan milagrosas' und sämtliche bis auf die zwei kürzlich von H. Rennert wieder abgedruckten *Comedias* des 'divino' Miguel Sanchez spurlos verschollen sind, ist ewig zu bedauern. Nach Lopes Tod war Miguel Sanchez' Ruhm gesunken; Fabio Franchi, weit entfernt, ihn als den Erfinder des wirklich dramatischen Kunstgriffes des 'engañar con la verdad' zu rühmen, tadelt ihn im *Raguaglio*, weil die Personen in allen seinen Stücken niemals zwanzig Verse hintereinander hersagen konnten: 'Michel Sanchez ... desidera, che nelle sue comedie si faccia parlare a qualche Personaggio venti versi seguenti, perchè haver fatto che gl'Interlocutori si dimandino e si rispondino in fretta, dà a credère, che il Poeta non hebbe capitale per far dire a nessuno un lungo discorso, dove bisogna spendere concetti e sentenze; anco desidera, che a molti de' suoi versi si gli metta la pelliccia, perchè conosce, che hanno freddo.' — Nach den von M.-F. nicht erwähnten Angaben Restoris (*Appunti teatrali spagnuoli* in den *Studj di filol. rom.*, Livorno 1898, ext. B. XX, S. 12 ff.) sollte die *Ysla barbara* neuerdings mit gröſserer Sorgfalt wieder abgedruckt werden.

352. 'Autor de comedias', sagt Alcazar (Gall. I, 116), 'entre los españoles, es el que sustenta á los comediantes y les da sus salarios'. Er übersetzt so ziemlich wörtlich aus der *Rhythmica* des Caramuel. Über die *Recitanti* vgl. den Lehrtraktat des Ingegneri, 1598. (D'Ancona, *Orig.* II, 418.)

363—366. Um das Urteil der Fremden scheint sich Lope sein Leben lang mehr als um das Urteil der Spanier gekümmert zu haben. Stets richtete er seine Blicke jenseits des Vaterlandes und sagte sich mit bangem Herzen: Ich schreibe wohl nach meinem inneren Drange und meinem Volke zuliebe und zur Freude, was aber werden fremde Dichter und Gelehrte von meinen Schöpfungen halten? Diese ewige Besorgnis blickt auch im *Arte nuevo* durch den dünnen Schleier der Ironie. Wie wilde Sprossen eines unbebauten Gartens mögen seine *Comedias* auf dem Boden der Heimat emporwachsen, seine anderen Bücher zeigen zum Glück genug Wissen und Bildung, um sich in der Fremde Stellung zu verschaffen (Prolog zum XV. Teil der *Comedias*: '... teniendo ingenio y letras para los libros que corren suyos por Italia y Francia, tiene las Comedias por flores del campo de su Vega, que sin cultura nacen; solo pide á los noveleros ó novatos que no levanten á Roma testimonios tan

frios, diciendo que mandaban enterrar sus senadores á los sacerdotes de sus dioses que las escribian, para satirizar sin habilidad los que agora las escriben'). Pfuscher und Spekulanten verdarben ihm sein Werk, und wiewohl Lope mit innerer Befriedigung bemerkte, wie das 'extranjero' 'tantas naves' mit seinen Versen 'lastra' (*Epist. á Gaspar de Barrionuevo*), so quälte ihn oft der Gedanke, die Fremden, die Italiener möchten seine Werke nur nach den üblichen Verunstaltungen beurteilen ('Si pasa á Italia este librazo nuevo, | Decildes la verdad, Gaspar amigo, | Desengañad á Italia, Barrionuevo', *Epist. á G. de B.*). Sein Gewissen liefs ihm keine Ruhe. Er hätte diesen Italienern und Franzosen gegenüber sagen können: 'Lafst mir meine *Comedias* und behaltet in Gottes Namen eure Regeln'. Er zog vor, sich unablässig vor den 'hombres científicos' zu verbeugen, um stets zu wiederholen: 'Ich könnte schon — nur mag ich nicht'. Mit einer derartigen Entschuldigung widmet er seine *Locos de Valencia* einem Franzosen. '... Adviertan los extranjeros', sagt er im Prolog zum *Peregrino en su patria*, 'que las comedias en España no guardan el arte, y que yo las proseguí en el estado que las hallé, sin atreverme á guardar los preceptos, porque con *aquel rigor*, de ninguna manera fueran oidas de los españoles'. — Nur zu häufig und auf sehr unritterliche Weise nannten die Italiener des 16. Jahrhunderts ihre spanischen Nachbarn Barbaren, und Herrera und andere beklagten sich bitter darüber. Der billige Vorwurf scheint zur Zeit, als Tassoni, Testi, Boccalini ihre Pfeile auf Spanien losschossen, auch Lope de Vega getroffen zu haben, allein darüber sind wir nicht genügend unterrichtet. Wiederholt nennt sich Lope im *Arte nuevo*, gleichsam als Selbstbeschwichtigung, 'bárbaro'. Und ein Barbar mitten in seinem barbarischen Volke liebte er zu sein. (Auch in den *Rimas de Burguillos*: 'Si yo por dicha hubiera traducido | En mala prosa libros del Toscano, | Si hubiera (*siendo bárbaro*) creido u. s. w.) Sonst lag es Lope fern, die gepriesene Gelehrsamkeit und Bildung der Italiener, der angestaunten 'académicos', irgend welche Bildung überhaupt, zu verspotten: 'En las Academias de Italia', sagt er (*Respuesta á un papel que escribió un señor de estos reinos en razon de la nueva Poesia*), 'no se halla libertad, ni insolencia, sino reprehension y deseo de apurar la verdad'. Und wo sich ihm die Gelegenheit darbietet, schüttelt er seine italienischen Namen aus den Ärmeln, die oft freilich blofse Namen sind. In der I. Silva des Laurel de Apolo nennt er Florenz mit voller Überzeugung, wie ich denke, 'catedra universal de toda ciencia'. Ähnlich wie Lope verbeugte sich Shakspere vor Bildung und Wissen, und Lord Say im *King Henry VI* (II. Teil, Akt IV, Sc. 3) drückt wohl die innerste Überzeugung des Dichters selbst aus, wenn er sagt: 'Large gifts have I bestow'd on learned clerks, Because my book preferr'd me to the king: | And — seeing ignorance is the curse of God, | Knowledge the wing wherewith we fly to heaven —.'

Innsbruck. Arturo Farinelli.

Verzeichnis

der vom 24. Juli bis zum 30. November 1902 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Scherillo, Michele, I limiti della poesia (Discorso inaugurale dell'anno scolastico 1901—02 letto nell'aula magna della R. Accademia scientifico-letteraria di Milano il 12 novembre 1902). Milano 1902. 58 S. 8.

Tumlirz, K., Die Lehre von den Tropen und Figuren. 4. Auflage. Leipzig, Freytag, 1902. 116 S. Geb. M. 2.

Scripture, E. W., Researches in experimental phonetics, 2. series. Studies from the Yale Psychological Laboratory, vol. X, p. 49—80. New Haven, Yale University.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VIII, 5, Oktober. Mit 24 Textabbildungen und 6 Tafeln [J. W. Nagl, Die Hienzen. — J. Blau, Huhn und Ei in Sprache, Brauch und Glauben des Volkes im oberen Angelthale, Böhmen. — L. Mlynek, Das Emaus-Fest am Hügel 'Za rzykom' bei Wieliczka. — Kleine Mitteilungen. Chronik. Litteratur etc.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und Jules Jeanjaquet. VI, 3 [A. Rossat, Chants patois jurassiens. S. Singer, Zur Volkskunde vergangener Zeiten. E. Wymann, Die ersten schweizerischen Verehrer des Grabtuches Christi in Turin. — Miscellen. Bücheranzeigen u. s. w.].

Potter, M. A., Sohrab and Rustem: the epic theme of a combat between father and son. A study in its genesis and use in literature and popular tradition (Grimm library, 14). London, Nutt, 1902. XII, 235 S.

Pädagogische Abhandlungen. Bielefeld, Helmich (o. J.). 8.

70. Bilder und Bildung. Von Friedrich Lappe, Pfarrer in Bielefeld. 23 S. M. 0,50.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgeg. von W. Bartholomäus, Rektor in Hamm i. W.

VII. Band. 7. Die Bedeutung des Märchens für Erziehung und Unterricht. Von Heinr. Oberg, Rektor in Camen. 9 S. M. 0,40.

8. Kunst in Ernst und Scherz. Von Heinrich von Stephan. 11 S. M. 0,40.

9. Die Gefahr des Alkoholgenusses und die Aufgabe der Schule, in der Bekämpfung derselben mitzuhelfen. Von Wilhelm Mörker. 22 S. M. 0,50.

Heintze, A., Latein und Deutsch. Ein Beitrag zum zeitgemäfsen Ausbau höherer Lehranstalten. Stolp i. Pomm., Hildebrandt, 1902. 78 S.

Wilm, Elise, Sprachvergleiche und Sprachgeschichte in Mädchenschule und Seminar. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Schüler. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1903. 56 S. 8. M. 0,80.

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. X, 4 [J. Ackerknecht, Wie lehren wir die neuen Vereinfachungen des Franzö-

sischen? Berichte, Vermischtes]. 5 [K. Meier, Racine und Saint-Cyr, IV. Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. 6 [K. Meier, Schlufs. Berichte u. s. w.].

Betz, Louis P., Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte der neueren Zeit. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1902. III, 364 S. 8 [Einleitung. Litteraturvergleichung. 1. Edgar Poe in der französischen Litteratur. 2. Gérard de Nerval. Ein Dichterbild aus Frankreichs deutschfreundlichen Tagen. 3. Heinrich Leuthold. 4. Emile Montégut. Ein französischer Vermittler der Weltlitteratur. 5. J. J. Bodmer und die französische Litteratur. 6. Benjamin Constant's 'Adolphe'. Ein westschweizerischer Wertherroman. 7. Gottfried Keller in der Pariser Sorbonne. 8. Die Schweiz in Scheffel's Leben und Dichten. 9. Heinrich Heine. Ein Weltdichter und ein Dichter der Welt. 10. Internationale Strömungen und kosmopolitische Erscheinungen. — Anmerkungen. Register].

Riegel, Dr. phil. Jul., Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen. Ein Beitrag zur Schulreform. Köthen, Schulze, 1903. VII, 52 S. 8.

Jellinek, A. L., Die Litteratur des Theaters im Jahre 1901. 30 S. Separatabzug aus F. A. Mayers 'Deutsche Thalia', 1. Bd. Wien, Braumüller, 1902.

Klaar, A., Schauspiel und Gesellschaft. Berlin, Raede, 1902. 34 S.

Vollmöller, K., Das Recensionsexemplar und die bezahlte Recension. Zur Wahrung der Unabhängigkeit litterarischer Kritik. Erlangen, Junge, 1902. 16 S.

Heyne, M., Fünf deutsche mittelalterliche Erzählungen in neuen Versen. Mit Bildern von O. Meves. Berlin, Meyer & Wunder, 1902. XVIII, 74 S. [1. Der Schlägel, in Blankversen. 2. Kaiser Otto mit dem Barte, in reimlosen Vierfufsversen. 3. Drei Wünsche und 4. Der falsche Wahrsager in gereimten Vierfufsversen. Gewandte, wohl lesbare Übertragungen].

Gloth, W., Das Spiel von den sieben Farben (Teutonia 1). Königsberg i. Pr., Gräfe, 1902. XII, 92 S. M. 2.

Björkman, Erik, Bemerkungen zu den niederdeutschen Bearbeitungen des Narrenschiffs. Upsala, Berlings boktryckerie. 18 S.

Neubauer, M., Martin Luther, ausgewählt, bearbeitet und erläutert. 1. Teil, 3. verb. u. verm. Aufl. (Denkmäler der älteren deutschen Litteratur herausgeg. von Bötticher und Kinzel, III, 2). Halle a. S., Waisenhaus, 1903. XI, 272 S. M. 2,40.

Wahl, G., J. Chr. Rost 1717—1765. Leipzig, Hinrichs, 1902. 181 S. M. 3,20.

Reichel, E., Kleines Gottsched-Wörterbuch. Berlin, Gottsched-Verlag, 1902. XII, 108 S. M. 5.

Kircher, E., Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit. Diss. von Freiburg i. B. Strafsburg, Trübner, 1902. 57 S. [Vorgeschichte des Begriffs. Eindringen Percys in Deutschland. Genie-Ästhetik: Begriffsbildung bei Herder und Entstehung einer Volksliedbewegung. Volkslied bei den 'halbschönen Geistern', bei den Aufklärern, als Schlagwort, bei den Gelehrten. Herder sagt sich von der Bewegung los; ihr Ende. Ergebnis].

Morris, M., Goethe-Studien. 2 Bände. 2. veränderte Aufl. Berlin, Skopnik, 1902. 340, 299 S.

Bastier, Paul, lecteur à l'Université de Kœnigsberg, La mère de Goethe d'après sa correspondance. Paris, Perrin et Cie, 1902. 264 S. 8. Frs. 3,50.

Lessing, O. E., Schillers Einflufs auf Grillparzer (Bulletin of the University of Wisconsin, no. 54; Philology and literature series, vol. 2, no. 2, p. 77—204). Diss. Madison, Wisconsin, 1902.

Miefsner, W., Ludwig Tiecks Lyrik (Litterarhist. Forschungen herausgegeben von Schick und v. Waldberg, XXIV). Berlin, Felber, 1902. X, 106 S. M. 2,40.

E. Th. A. Hoffmann. Le Tonnelier de Nuremberg. Texte allemand publié avec une notice et un commentaire p. Alfred Bauer. Troisième édition, revue et augmentée de nouvelles notes. Paris, Hachette, 1902. X, 200 S. kl. 8. Geb. Fr. 2. [Über die 2. Ausg. s. Archiv XCVII, 443.]

Mostue, Dr. W., Uhlands metrische Studien. Berlin, Süfserott, 1902. 66 S.

von Klenze, Camillo, The treatment of nature in the works of N. Lenau (The University of Chicago, The decennial publications). Chicago, University Press, 1902. 83 S. fol.

Petzet, Chr., Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. München, Lehmann, 1902. 2. Lieferung: Dingelstedt, Herwegh, Prutz, Freiligrath. S. 99—212. M. 2,20. 3. Lieferung: Heine, Geibel, die österreichischen Dichter. S. 215—326. M. 2,10.

Frommel, O., Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. Berlin, Paetel, 1902. 237 S.

Schmidt, O. E., Kursächsische Streifzüge. Mit 1 Titelbild und 22 Federzeichnungen. Leipzig, Grunow, 1902. 350 S. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Weltrich, R., Wilhelm Herz, zu seinem Andenken. Zwei litteraturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen. Stuttgart, Cotta, 1902. 92 S. [I. Nekrolog. II. Kritische Studie über 'Bruder Rausch, ein Klostermärchen'].

Langer, E., Deutsche Volkskunde im östlichen Böhmen. II. Band. Braunau in Böhmen, E. Langer, 1902. 192 S. M. 2,20.

Engelien, A., Grammatik der nhd. Sprache. 5. Aufl., herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. H. Jantzen. Berlin, W. Schultze, 1902. VIII, 619 S.

Cutting, St. W., The modern German relatives 'das' and 'was' (The University of Chicago, The decennial publications, V). Chicago, University Press, 1902. 21 S. fol.

Erbe, K., Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbüchlein der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. Stuttgart, Union, 1902. XXIV, 288 S.

Krause, K., Deutsche Grammatik für Ausländer. Auszug für Schüler, bearbeitet von Dr. K. Nerger. 2. verb. Aufl. Breslau, Kern, 1902. VIII, 200 S.

Kummer, K. F., Deutsche Schulgrammatik für höhere Mädchenschulen und verwandte Anstalten. Leipzig, Freytag, 1902. IV, 252 S.

Vietor, W., Deutsches Lesebuch in Lautschrift, als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache. II. Teil, II. Lesebuch. Leipzig, Teubner, 1902. VI, 139 S. Geb.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts, ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus, herausgegeben von Prof. Dr. O. Lyon. I: Prof. Dr. P. Vogel, Fritz Reuter, Ut mine Stromtid. II: Dr. R. Petsch, Otto Ludwig, Makkabäer. Leipzig, Teubner, 1902. Jedes Heft zu 2—3 Bogen M. 0,50.

Hebbel, F., Die Nibelungen. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Oberlehrer Dr. A. Neumann. Leipzig, Freytags Schulausgaben, 1902. 272 S. Geb. M. 1,50.

Handausgabe von Hölzels Wandbildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht. IV. Serie: Wohnung, Hafen, Hausbau, Berg- und Hüttenwerk. Wien, Hölzel. M. 1. [Sehr hübsche und interessante Tafeln, in 4°, farbig, broschiert. A. B.]

Jordan, E., Materialien für die unterrichtliche Behandlung der Hölzelschen Wandbilder für den Anschauungs- und Sprachunterricht. IV. Abteilung: Hausbau, Wohnung, Hafen, Berg- und Hüttenwerke. Wien, Hölzel, 1902. 87 S. M. 1,20.

Englische Studien. XXXI, 1 [M. Förster, Früh-me. Sprichwörter. — O. Knapp, Die Ausbreitung des flektierten Genitivs auf -s im Me. — F. Holthausen, Studien zum älteren engl. Drama. Besprechungen. Miscellen]. — 2 [M. Weyrauch, Zur Komposition, Entstehungszeit und Beurteilung der me. Romanze 'The squyr of lowe degre'. — P. Machule, Coleridges Wallenstein-Übersetzung. — O. Jespersen, Der Nasal in nightingale. — Besprechungen. Miscellen].

Anglia XXV, 3 [F. Klaeber, Zur ae. Bedaübersetzung. — E. A. Kock, Interpretations and emendations of Early English texts. I. — P. Siegel, Aphra Behns Gedichte und Prosawerke. II. — F. Holthausen, Zu ae. und me. Denkmälern. XXVI].

Beiblatt zur Anglia. XIII, 8—10, August—Oktober.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. XXIII, 7—10, Juli—Oktober.

The American journal of philology. XXIII, 2 [King Horn ed. Lamby-McKnight und ed. J. Hall, besprochen von Ch. G. Osgood p. 207—211].

Publications of the Modern Language Association of Amerika. XVII, 2 [A. H. Thorndike, The relations of Hamlet to contemporary revenge plays. — Ch. S. Baldwin, The literary influence of Sterne in France. — P. C. Hoyt, The home of the Beves saga. — W. W. Lawrence, The fist riddle of Cynewulf. — W. H. Schofield, Signy's lament]. — 3 [C. Thomas, The amelioration of our spelling. — E. R. Hooker, The relation of Shakespeare to Montaigne. — A. S. Cook, Notes on the Ruthwell cross. — J. T. Hatfield, Scholarship and the commonwealth].

The modern language quarterly. V, 2 [J. W. Hales, Shelley's 'Adonais'. — W. W. Greg, On the date of the 'Sad shepherd'. — Observations, reviews, teaching, list of recent publications].

The literary echo (Unterrichtszeitschrift für Deutschland). A fortnightly newspaper intended for the study of the English language, founded by W. Weber, edited by Dr. Th. Jaeger an der Kgl. Realanstalt in Tübingen. Fifth year, no. 1—12, January—June 1902. Heilbronn, Salzer. Halbjährl. 176 S. für M. 2 [Bret Harte, Dick Spindler's family Christmas. — Kipling, An interview with Mark Twain. — Shelley, Life and works. — Mr. Chamberlain, Charakter sketch. — W. T. Stead, Worse than King Herod. — G. Eliot, Amos Barton. — The royal colonial tour. — Maclaren, Young barbarians. — President Rooseveldt. — Coronation claims. — Th. Nash, Spring. — Who wrote Paradise lost? — English and German competition in the world's market. — R. Browning, Typical advertisements from London newspapers. — Grammar and exercises, riddles, varieties, correspondence etc.].

C. H. Herford, The permanent power of English poetry. Manchester, Sherratt, 1902.

King Alfred's Old English version of St. Augustine's soliloquies, edited with introduction, notes and glossary by H. L. Hargrove (Yale studies in English; A. L. Cook, editor; XIII). New York, Holt, 1902. LVII, 120 p. $ 1.

The lay of Havelok the Dane, re-edited from ms. Laud Misc. 108 in the Bodleian Library, Oxford, by the Rev. W. W. Skeat. Oxford, Clarendon Press, 1902. LX, 171 p. 4 sh. 6 d.

Die älteste me. Version der Assumptio Mariae von E. Hackauf (Englische Textbibliothek herausgeg. von Hoops, 8). Berlin, Felber, 1902. XXXIII, 100 S.

William of Shoreham, The poems, re-edited from the unique ms. in the British Museum by M. Konrath. Part I: preface, introduction, text, and notes (Early English Text Society, extra series LXXXVI). London, K. Paul etc., 1902. XVII, 246 S. 10 sh.

Crowne, J. V., Middle English poems on the joys and on the compassion of the blessed virgin Mary. Reprinted from The Catholic University bulletin, July 1902. Washington. p. 304—316.

Chaucer, G., The pardoner's prologue and tale, a critical edition by John Koch (Englische Textbibliothek herausgeg. von Hoops, 7). Berlin, Felber, 1902. LXXXII, 164 S. M. 3.

Gower, John, The complete works, edited from the mss. with introductions, notes, and glossaries by G. C. Macaulay. Vol. IV: The Latin works. Oxford, Clarendon press, 1902. LXXVIII, 430 S. 16 sh.

Smith, G. G., Specimens of Middle Scots with introduction, notes and glossary. Edinburgh and London, Blackwood, 1902. LXXVI, 374 S.

Schmidt, A., Shakespeare lexicon, a complete dictionary of all the English words, phrases and constructions in the works of the poet. 3. ed., revised and enlarged by G. Sarrazin. Berlin, G. Reimer, 1902. Vol. I: XIII, 678 p.; vol. II: 679—1485 p. Zusammen M. 24 brosch., M. 30 geb.

Franz, W., Grundzüge der Sprache Shakespeares. Berlin, Felber, 1902. VIII, 225 S.

Chettle, H., and Day, J., The blind beggar of Bednall Green, nach der Q. 1659 in Neudruck herausgegeben von W. Bang (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, Bd. I). Louvain, Uystpruyst, 1902. X, 80 S.

Snoek, H., Die Wortstellung bei Bunyan (Marburger Studien zur engl. Philol., 3). Marburg, Elwert, 1902. 88 S.

Ruskin, John, Ausgewählte Werke in vollständiger Übersetzung. Bd. XI—XII: Moderne Maler, im Auszug übersetzt und zusammengefaſst von Charlotte Broicher. Leipzig, Diederichs, 1902. XII, 312 S. Brosch. M. 5, geb. M. 6.

Broicher, Charlotte, John von Ruskin und sein Werk. Puritaner, Künstler, Kritiker. Erste Reihe: Essays. Leipzig, Diederichs, 1902. XXXVI, 298 S. und ein Porträt. Brosch. M. 5, geb. M. 6.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3587: E. W. Hornung, The shadow of the rope.
„ 3588: M. Pemberton, I crown thee king.
„ 3589: Edna Lyall, The hinderers.
„ 3590: Mrs. E. Cotes, Those delightful Americans.
„ 3591: Mark Twain, A double-barrelled detective story etc.
„ 3592: J. Milne, The epistles of Atkins.
„ 3593: F. F. Moore, A damsel or two.
„ 3594: F. C. Philips, Schoolgirls of to-day, etc.
„ 3595: W. R. Trowbridge, A girl of the multitude.
„ 3596: P. White, The new Christians.
„ 3597—8: R. Bagot, The just and the unjust.
„ 3599: A. Bennet, The grand Babylon hotel.
„ 3600: Helen Mathers, 'Honey'.
„ 3601—2: Marie Corelli, 'Temporal power'.
„ 3603: H. S. Merriman, The vultures.
„ 3604: D. Gerard, Holy matrimony.
„ 3605: A. Morrison, The hole in the wall.
„ 3606: M. Betham-Edwards, East of Paris.
„ 3607—8: Mrs. Alexander, Stronger than love.
„ 3609: F. Macleod, Wind and wave.
„ 3610—11: Jerome K. Jerome, Paul Kelver.
„ 3612: Stanley J. Weyman, In kings' byways.

Muret, E., Taschenwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. 2. Bearbeitung 1902. 44.—55. Tausend. Berlin, Langenscheidt, 1902. XLII, 496, 452 S.

Thieme, F. W., Neues und vollständiges Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 18. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. Leon Kellner. I. Teil: Englisch-Deutsch. Braunschweig, Vieweg, 1902. XLVIII, 491 S.

Baumann, H., Londinismen (slang und cant). Wörterbuch der Londoner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunftausdrücke. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern. 2. verbesserte und stark vermehrte Auflage. Berlin, Langenscheidt, 1902. CXVI, 285 S. M. 5, geb. M. 5,60.

Björkman, E., Blandspråk och lånord. Några synpunkter med särskild hänsyn till engelskan. Särtryck ur Sjätte Nordiska Filologmötets förhandlingar 1902. 16 S.

Sevin, L., Elementarbuch der englischen Sprache, nach der analytischen Methode bearbeitet. I. Teil: Lautlehre. Der einfache Satz nebst der Formenlehre. 2. umgearb. Auflage. Karlsruhe, Bielefeld, 1902. IV, 166 S. Geb. M. 1,80.

Kürschner, F., Professor der Handelswissenschaften, Einführung in die englische Umgangs- und Geschäftssprache. Kurze praktische Anleitung, die englische Sprache in kurzer Zeit verstehen, lesen, schreiben und sprechen zu lernen; Lehr- und Lesebuch für kaufmännische, technische und gewerbliche Schulen, beim Privat- und Selbstunterricht; mit genauer Bezeichnung der Aussprache und Betonung. Leipzig, Huberts, 1902. XVI, 144 S. Geb. M. 2,75.

Heine, H., Rektor, Einführung in die englische Konversation auf Grund der Anschauung nach den Bildertafeln von E. Hölzel. Für die Hand der Schüler bearbeitet. 2. verm. Auflage. Hannover und Berlin, Carl Meyer, 1902. VI, 150 S. Geb. M. 1,80.

Rentsch, F., Talks about English life. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache, für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate, sowie zum Selbststudium. Köthen, Schulze, 1902. VI, 301 S.

Englischer Lektüre-Kanon. Verzeichnis aller bis zum 16. März 1902 vom Kanon-Ausschufs des Allg. Deutschen Neuphilologen-Verbandes für brauchbar erklärten Schulausgaben englischer Schriftsteller, zusammengestellt von Prof. Dr. Hermann Müller, z. Z. Vorsitzender (Sonderabdruck aus W. Vietors 'Neueren Sprache' Bd. X). Marburg, Elwert, 1902. 30 S. M. 0,50.

Englische Gedichte, stufenmäfsig geordnet und erläutert von Lic. Dr. F. Kirchner, Oberlehrer. 2. verm. u. veränd. Auflage, bearbeitet von E. Taubenspeck, städt. Lehrerin. Leipzig und Berlin, Teubner, 1902. VI, 109 S.

Naval sketches by various authors. Charakterbilder aus dem Seekriegswesen, mit Erläuterungen für den Klassenunterricht herausgeg. von Oberlehrer Dr. R. Kron (Schulbibliothek französ. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, herausgeg. von Bahlsen und Hengesbach, Abt. II, Bd. 41). Berlin, Gaertner, 1902. VIII, 90 S. Geb.

Franz. u. engl. Schulbibliothek, herausgegeben von O. E. Dickmann. Leipzig, Renger, 1902:

Reihe A, Bd. 137: James the Second's descent on Ireland and the siege of Londonderry in 1689, aus Macaulay's History of England, für den Schulgebrauch erklärt von O. Hallbauer. XII, 128 S. Geb.

Bd. 138: Bracebridge Hall or the humorists, von W. Irving. Auswahl, für den Schulgebrauch erklärt von G. Wolpert. VIII, 119 S. Geb.
Reihe B, Bd. 29: Coriolanus, a tragedy by Shakespeare, with introduction and explanatory notes for use in schools by E. Penner. XXI, 128 S. Geb.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1902:
G. A. Henty, Sturdy and strong or how George Andrews made his way, in gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von Oberlehrer Dr. M. Thümmig. IV, 100 S. Geb. M. 1,20. Hiezu ein Wörterbuch, M. 0,50.
Stories and sketches, für den Schulgebrauch herausgeg. von Mathilde Beck. IV, 125 S. Geb. M. 1,40. Hiezu ein Wörterbuch, M. 0,50.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus herausgeg. von J. Klapperich. Glogau, Flemming, 1902:
XIV: A. R. Hope, Snowed up! An adventure on Exmoor, mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. J. Klapperich. VI, 67 S. Geb. M. 1,20.
XVI: Life and customs in Old England from the sketchbook of Washington Irving, für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. J. Klapperich. VI, 88 S. Geb. M. 1,40.

Irving, W., The Alhambra, mit einer Einleitung und Anmerkungen in Auswahl herausgeg. von Prof. Dr. C. Th. Lion. 2. umgearb. Auflage. Berlin, Weidmann, 1902. VI, 146 S., mit Wörterbuch. Geb.

Henty, G. A., In freedom's cause. In gekürzter Form für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Paul Geifsler, Oberlehrer (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1902. VII, 128 S. Geb. M. 1,40. Hiezu ein Wörterbuch, 40 S., M. 0,50.

Reusch, A., Realschul-Professor, Ein Studienaufenthalt in England. Ein Führer für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Marburg, Elwert, 1902. VIII, 143 S. Brosch. M. 1,80, geb. M. 2,25.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1902 Avril—Juillet. 122—123 [Cançao de *Sancta Fides* de Agen, texto provençal p. p. J. Leite de Vasconcellos. E. Philipon, Les accusatifs en *-on* et en *-ain*. *La vie et la translation de Saint Jacques le Majeur*, mise en prose d'un poème perdu, p. p. P. Meyer. C. Salvioni, Etimologie. J. A. Candrea-Hecht, Étymologies roumaines. A. Piaget, *La belle dame sans merci* et ses imitations (suite). A. Delboulle, Mots rares et obscurs de l'ancienne langue française. — Mélanges: P. M., Satire en vers rythmiques sur la légende de saint Brandan. P. M., Poème en quatrains sur la pécheresse de l'Évangile. A. Mussafia, Flamenca 2761 sgg. Fr. Wulff, Les premières ébauches de Pétrarque après le 19 mai 1348. A. Delboulle, *Canle* et ses dérivés. A. Delboulle, *Orane*. A. Thomas, Ancien français *fauterne*. J. Loth, Ganelon et le breton *ganas*. — Comptes rendus: W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der roman. Sprachwissenschaft (R. Roques). Foerster u. Koschwitz, Altfranz. Übungsbuch (P. M.). Enneccerus, Versbau und gesanglicher Vortrag des ältesten französischen Liedes (Al. François). Marignan, La tapisserie de Bayeux (G. P.). Cligés herausgeg. von Foerster, 2. Ausg. (J. Mettrop). Gröber, Altfranzösische Glossen (A. Salmon). Kemna, Der Begriff 'Schiff' im Französischen (A. Thomas). Cipriani, Études sur quelques noms propres d'origine germanique (A. Thomas). Gautier d'Épinal, Chansons p. p. Lindelöf et Wallensköld (A. Jeanroy). Richard von Semilli, Gedichte herausgeg. von Steffens (A. Jeanroy). Uppsatser i romansk filologi tillägnade P. A. Geijer (G. P.). — Périodiques. Chronique]. Octobre. 124 [A. Thomas, Les substantifs abstraits

en *-ier* et le suffixe *-arius*. C. Nigra, Notes étymologiques et lexicales. G. Raynaud, Un nouveau manuscrit du *Petit Jean de Saintré*. L. Sainéan, Les éléments orientaux du roumain. — Mélanges: P. E. Guarnerio, Particelle pronominali sarde. A. Thomas, Anc. franç. *gers*. Anc. franç. *moule de frument*. A. Wallner, Sur le poème latin des *Misères de la vie humaine*. P. M., Un nouveau texte de la pièce *Flors de paradis*. A. Piaget, Un manuscrit de la *Cour amoureuse de Charles VI*. — Comptes rendus: A Ernesto Monaci, Scritti vari di filologia (G. P.). Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, Festgabe für W. Foerster (G. P.). Pillet, Studien zur Pastourelle (A. Jeanroy). Thurau, Der Refrain in der französischen Chanson (A. Jeanroy). Périodiques. Chronique].

Revu des langues romanes. XLV, 4 [J. Coulet, Sur la nouvelle provençale du *papagai*. Bibliographie. Chronique]. 5 [A. Restori, Recettes de fauconnerie et éléments de médecine. G. Bertoni, Noterelle provenzali. J. Ulrich, La traduction du Nouveau Testament en ancien haut-engadinois (suite). Bibliographie: Jeanroy, Règle des chanoinesses augustines; Kempe, Ortsnamen des Philomena (J. Coulet)].

Mussafia, Adolf, Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte. Sechster Beitrag. Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Band CXLV. X. Wien 1902. 64 S. 8. [A. Roman de Flamenca. B. Cligés.]

Santangelo, S., Studio sulla poesia goliardica. Palermo, Reber, 1902. 92 S. 8. L. 2.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens. Bd. XXIV, Heft 6 u. 8. Der Referate und Recensionen drittes und viertes Heft. XXV, Heft 1 u. 3. Der Abhandlungen erstes und zweites Heft [A. Byland, Das Patois der 'Mélanges vaudois' Louis Favrat's. O. Zollinger, Louis-Sébastien Mercier's Beziehungen zur deutschen Litteratur. D. Behrens, Wortgeschichtliches. O. Schultz-Gora, Über den Eigennamen Boieldieu].

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XVI, 4 [L. G. Pélissier, Le vrai texte des lettres de Ximénès Doudan. L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise: le pronom régime de la 3[e] personne. E. Bourciez, Étymologie: français et provençal *biais*. P. Regnaud, Le français *quenouille*. E. Nédey, Patois de Sancey, de Mesnay et de Vitteaux (corrections et additions). H. Yvon, Sur la réduction de *l* initial + *y* à *y*. — Comptes rendus].

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Gärtner 1902—3. 8. Geb.

45. Épisodes historiques. Récits authentiques de quelques évasions célèbres dans l'histoire de France au XIX[e] siècle, publiés et annotés par Arnold Krause, professeur au collège du Friedrichs-Werder à Berlin. Avec cinq portraits. Un vocabulaire français-allemand pour servir à ce volume a été publié à part. VII, 147 S.
46. Hommes illustres de la France. Recueil de biographies publié et annoté par Dr. Hermann Flaschel, directeur de la Realschule de Beuthen (Haute-Silésie). Avec six portraits (Vocabulaire à part). VI, 128 S.
47. Sainte-Hélène, l'histoire de Napoléon I[er] depuis Waterloo jusqu'à sa mort, publiée et annotée par Dr. A. Mühlan, professeur au lycée royal de Glatz. Avec un portrait de Napoléon (Dictionnaire à part). VII, 96 S.
48. L'Empire 1805—1809. L'Allemagne napoléonienne. Aus der Histoire générale von Lavisse und Rambaut für den Schulgebrauch aus-

gewählt, bearbeitet und mit Anmerkungen herausgeg. von Dr. Theodor Haas, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium zu Fulda. Mit zwei Kärtchen (Wörterbuch gesondert). VII, 158 S.

Freytags Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1902. 8. Geb.

Édouard Pailleron, Le monde où l'on s'ennuie, comédie en trois actes. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Max Banner. X, 110 S. M. 1,60 (Wörterbuch dazu, 17 S., M. 0,30).

Prosper Mérimée. Colomba. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Max Kuttner. X, 126 S. M. 1,50 (Wörterbuch dazu, 42 S., M. 0,50).

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit. Für Schule und Haus herausgegeben von J. Klapperich. Glogau, Flemming, 1902. 8. Geb.

XIII. Le Malade imaginaire par Molière. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. F. Lotsch, Elberfeld. XI, 84 S. M. 1,50 (Ausg. A Einleitung u. Anm. in deutscher, Ausg. B in französischer Sprache).

XV. Quinze jours à Paris par A. Lebrun. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Philipp Rofsmann. Mit 10 Abbildungen und einem Plan von Paris. 85 S. Ausg. A. M. 1,50 (Wörterbuch dazu, 24 S., M. 0,40).

XVII. La bataille de Beaumont par M. Defourny, curé de Beaumont en Argonne. Für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Bretschneider. Mit einem Kärtchen. 60 S. Ausg. A. M. 1,20.

XIX. Dix petits contes pour les jeunes filles. Für den Schulgebrauch erläutert von Oberlehrer Dr. F. Lotsch, Elberfeld. 96 S. Ausg. A. M. 1,40.

Pitt Press Series, Cambridge, University press. 8.

Histoire d'un conscrit de 1813 by Erckmann-Chatrian edited with introduction, maps and notes by Arthur Reed Ropes, M. A., late fellow of King's College, Cambridge. XVIII, 276 S. Geb. Sh. 3.

Mademoiselle de la Seiglière by Jules Sandeau, with introduction and notes by Arthur R. Ropes. VIII, 174 S. Geb.

Ausgewählte Essays hervorragender französischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben und erklärt von Dr. M. Fuchs, Oberlehrer in Berlin. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1902 (Sammlung französ. und engl. Schulausgaben. Prosateurs français, Lief. 142 B). IX, 109, 32 S. kl. 8. Geb. M. 1,10.

Kron, Dr. R., Französischer Lektüre-Kanon. Verzeichnis aller bis zum 15. März 1902 vom Kanon-Ausschufs des Allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes für brauchbar erklärten Schulausgaben französischer Schriftsteller. Sonderabdruck aus W. Viëtors 'Neueren Sprachen', Bd. X. Marburg i. H., Elwert. 23 S. 8. M. 0,50. (Der Reinertrag fliefst der Kasse des Allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes zu.)

Wershoven, Prof. Dr. F. J., Frankreich. Realienbuch für den französischen Unterricht. Geographie und Geschichte Frankreichs. Staatseinrichtungen. Geschichte der französischen Sprache und Litteratur. Stoffe zu Sprechübungen und freien Arbeiten. Reden. Synonyma. Dritte verbesserte Auflage. Köthen, Schulze, 1903. VIII, 224 S. 8 Geb.

Morceaux choisis en prose et en vers. Thèmes oraux à l'usage des cours supérieurs par Éd. Ascher, agrégé de l'Université, professeur au lycée Henri IV. Paris 1902. En vente chez le Concierge, 11, rue du Départ. Prix net 3 fr. IV, 276 S. 8. Fortlaufende Vokabularien und Präparationen zu den Ausgewählten Lesestücken nebst einem kleineren alphabetischen Wörterverzeichnis von Ed. Ascher. Paris 1902 (ebenda). 223 S. 8. Fr. 3.

Extraits de la Chanson de Roland publiés avec une introduction littéraire, des observations grammaticales, des notes et un glossaire complet par Gaston Paris de l'Académie française. Septième édition, revue et corrigée. Paris, Hachette, 1903. XXXV, 160 S. kl. 8. Frs. 1,50.

Die Vengeance Alixandre von Jehan le Nevelon (herausgegeben von Schultz-Gora). In 50 Exemplaren gedruckt [o. O. u. J.]. 101 S. 8.

Le poème trilingue de Du Bartas par Henry Guy et Alfred Jeanroy. Extrait des *Annales du Midi*, tome XIV, 1902. Toulouse, Privat, 1902. 24 S. 8. [Das früher schon gedruckte, hier zum erstenmal geschichtlich erläuterte, dazu von einer Übersetzung begleitete Gedicht ist eine im Dezember 1578 aus Anlafs der von Heinrich III. von Navarra für seine Gemahlin und deren königliche Mutter in Nérac veranstalteten Festlichkeiten aufgeführte Unterredung, in welcher die lateinische, die französische und die gascognische Nymphe, jede in ihrer Sprache, sich um die Ehre streiten, die Königin Margarete zu begrüfsen, und die letztgenannte das Wort erhält, das sie in längerer Rede sodann an die Fürstin richtet.]

Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zusammengestellt von Prof. Dr. Césaire Villatte. Zweite Bearbeitung, 1902. 26.—35. Tausend. Berlin, Langenscheidt. XX, 440, 472 S. kl. 8. Geb. M. 3,50, in zwei Teilen M. 4.

Engelke, Dr. K., Le petit vocabulaire. Französisch-deutsche Wörtersammlung, geordnet nach Bildern aus Natur und Menschenleben und verteilt auf die Klassen Sexta bis Untersekunda. Nebst einem Anhang: Die Stammformen der unregelmäfsigen Verben. Gotha, Perthes, 1902. 59 S. 8. M. 0,70.

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. 1902. No. 3 [J. Jeanjaquet, La konta d Pəkâin, randonnée en patois de Champéry (Valais). L. Gauchat, Lə lu è la gru (patois de la montagne neuchâteloise). J. Jeanjaquet, Étymologies. L. Gauchat, La dernière page de l'histoire du patois à la Chaux-de-Fonds].

Geddes, J., Jr., Ph. D., professor of romance languages in Boston University, Canadian-French. The language and literature of the past decade 1890—1900 with a retrospect of the causes that have produced them (Sonderabdruck aus Vollmöllers Kritischem Jahresbericht, Bd. V). Erlangen, Junge & Sohn, 1902. 66 S. 8.

Pfeiffer, Dr. Gustav, Die neugermanischen Bestandteile der französischen Sprache. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1902. VIII, 108 S. 8. M. 2.

Koldewey, Schulrat Prof. D. Dr. F., Direktor des Herzogl. Gymnasiums Martino-Katharineum zu Braunschweig, Französische Synonymik für Schulen. Vierte Auflage. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1902. IV, 220 S. 8. M. 2.

Nyrop, Kr., Manuel phonétique du français parlé. Deuxième édition traduite et remaniée par Emmanuel Philipot, maître de conférences à l'Université de Rennes. Copenhague, det nordiske forlag, 1902. VIII, 184 S. 8. M. 3,25.

Zünd-Burguet, Adolphe, directeur du Gymnase de la voix, ex-attaché au Laboratoire de phonétique expérimentale, Collège de France, Méthode pratique, physiologique et comparée de prononciation française. Paris, Gymnase de la voix, 1902. XIV, 76 S. kl. 8. Dazu: Livret d'illustrations, 18 Tafeln.

Horning, Adolf, Die Behandlung der lateinischen Proparoxytona in den Mundarten der Vogesen und im Wallonischen. Beilage zum Programm des Lyceums Nr. 578. Strafsburg 1902. 32 S. 4.

Alexandre, Roger, Le Musée de la conversation, répertoire de citations françaises, dictons modernes, curiosités littéraires, historiques et

anecdotiques avec une indication précise des sources. Quatrième édition comprenant 'Les mots qui restent' et de nombreux articles nouveaux. La deuxième édition a été honorée d'une mention par l'Académie française (concours de Jouy, 1895). Paris, Bouillon, 1902. Zwei Bände: XXIV, 937 S. 8. Frs. 15. (S. Archiv CVI, 457.)

Plattner, Ph., Formenbildung und Formenwechsel des französischen Verbums. Regelmäſsiges und unregelmäſsiges, unvollständiges, unpersönliches und reflexives Verbum, transitiver, intransitiver und absoluter Gebrauch, Rektion (Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. II. Teil: Ergänzungen. II. Heft). Karlsruhe, Bielefeld, 1902. 222 S. 8. Geb.

Banner, Dr. Max, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium in Frankfurt a. M., Tabelle der unregelmäſsigen Verba des Französischen. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Jügel, 1902. 15 S. 4. M. 0,50.

Pitschel, Dr. Ernst, Oberlehrer am Realgymnasium Musterschule zu Frankfurt a. M., Einführung in die französische Sprache auf lautlicher Grundlage. Im Anschluſs an die Vorschule zu Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache von X. Ducotterd verfaſst. Frankfurt a. M., Jügel, 1902. II, 31 S. 8.

Fetter, Johann, Regierungsrat, k. k. Direktor der Staatsrealschule im IV. Bezirke Wiens, und Alscher, Rudolf, k. k. Direktor der Staatsrealschule in Teschen, Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen und Gymnasien. I. und II. Teil. Zehnte, umgearbeitete Auflage. Ausgabe B. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn, 1902. XII, 224 S. 8. Geb. Kr. 2,50.

Weitzenböck, Georg, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Seminarien. Erster Teil. Leipzig, Freytag, 1902. 180 S. 8 Geb. M. 2,50.

Kühn, Dr. K., und Diehl, Dr. R., Französisches Elementarbuch für lateinlose und Reformschulen. Mit dreiunddreiſsig Illustrationen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. XXIV, 318 S. 8. Geb. M. 2,80.

Plœtz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch, verfaſst von Dr. Gustav Plœtz. Ausgabe F. Neue Ausgabe für Realgymnasien, bearbeitet nach den Lehrplänen von 1901. Berlin, Herbig, 1902. XVI, 270 S. 8. M. 2.

Cron, le dr. J., professeur au Gymnase épiscopal de Strasbourg, Supplément de la grammaire française pour l'Alsace ou Recueil des fautes que l'on commet le plus et des règles que l'on observe le moins dans le français alsacien. Strasbourg, Herder, 1902. 78 S. kl. 8. M. 0,80.

Lebierre, Joseph, Le mouvement réformiste des 35 dernières années et l'état actuel de la langue française. Leipzig et Berlin, Teubner, 1902. 54 S. 4.

Engelke, Dr. K., Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg, Cahier de notes. Stilistisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen für Schüler der Oberklassen, eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterricht gewonnenen sprachlichen Beobachtungen und idiomatischen Ausdrücken. Gotha, Perthes, 1902.

Französische Übungsbibliothek. Dresden, Ehlermann, 1902, 1903.

3. Benedix, Das Lügen. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von Dr. Heinrich Zschalig. Dritte Auflage. VII, 108 S. 8. Geb. M. 1.
8. Benedix, Ein Lustspiel. Zum Übersetzen ... bearbeitet von Dr. Hermann Schindler. Zweite Auflage. 147 S. 8. Geb. M. 1.

Stier, Georg, Petites causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Für die höheren Knaben- und Mädchenschulen. Köthen, Schulze, 1903. VIII, 104 S. kl. 8. Geb.

Marheineke, Dr. Friedrich, Professor, Oberlehrer, La classe en français. Hannover, Berlin, Carl Meyer, 1902. XVI, 362 S. 8. M. 5.

Breitinger, H., Professor der neueren Sprachen an der Universität

Zürich, Die Grundzüge der französischen Litteratur- und Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Französische. Achte Auflage, neu bearbeitet, berichtigt und ergänzt von Dr. E. Leitsmann, Gymnasialoberlehrer zu St. Thomæ in Leipzig. Zürich, Schulthefs & Co., 1902. VI, 182 S. 8. Frs. 2,60, geb. Frs. 3.

Weeks, Raymond, professor of romance languages, Origin of the Covenant Vivien (Sonderdruck aus The University of Missouri Studies, Vol. I, Number 2). University of Missouri, June 1902. 64 S. 8. Cents 75.

Teichmann, Eduard, Aachen in Philipp Mouskets Reimchronik (in 'Festschrift der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Düsseldorf vom 22. bis 25. September 1902, dargebracht vom Aachener Geschichtsverein'). Aachen, Cremersche Buchhdlg., 1902. 100 S. 8.

Segall, J. B., Ph. D. (Columbia), instructor in french, College of the city of New York; sometime fellow in romance languages in Columbia University, Corneille and the spanish drama. New York, the Columbia University Press, the Macmillan company, 1902. 147 S. kl. 8. Doll. 1,50.

Suchier, Hermann, Molière's Kämpfe um das Aufführungsrecht des Tartuffe. In Deutsche Rundschau, Sept. 1902. S. 371—380.

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique roman. Vierzehntes Heft. Leipzig, Reisland, 1902. 128 S. 8 [Ga—Gitar].

Andraud, Paul, professeur agrégé de l'Université, docteur ès lettres, La vie et l'œuvre du troubadour Raimon de Miraval, étude sur la littérature et la société méridionales à la veille de la guerre des Albigeois. Paris, Bouillon, 1902. VI, 270 S. 8. Frs. 6.

Coulet, Jules, chargé de cours à l'Université de Montpellier, Sur la nouvelle provençale du Papagai. Extrait de la 'Revue des langues romanes', t. XLV, 1902. S. 289—330. [Aus Anlafs der Ausgabe von Savj-Lopez, s. Archiv CIX, 230, wird die Frage nach dem Verhältnis der bekanntlich stark auseinander gehenden Texte und der ursprünglichen Gestalt der Erzählung neu untersucht, die neueste Ausgabe daneben im einzelnen geprüft.]

Ein Sirventes von Guilhem Figueira gegen Friedrich II. Kritisch herausgegeben nebst verschiedenen Anhängen von O. Schultz-Gora. Halle a. S., Niemeyer, 1902. 60 S. 8.

Società filologica romana:

Il Libro delle tre scritture e il Volgare delle vanità di Bonvesin da Riva editi a cura di V. de Bartholomæis. 158 S. 8 und zwei Facsimile-Tafeln. L. 8.

Il Libro de varie romanze volgare, cod. vat. 3793 a cura di Salvatore Satta. Fasc. I. 48 S. 8. L. 3.

I Documenti d'Amore di Francesco da Barberino secondo i manoscritti originali a cura di Francesco Egidi. Fasc. I. 48 S. 8. L. 3.

Miscellanea di letteratura del medio evo. I. Rime antiche senesi trovate da E. Molteni e illustrate da V. de Bartholomæis con Appendice. 44 S. 8. L. 3.

Bullettino della Società filologica Romana. Num. I. 1901. 52 S. 8 (L. 1,50). Num. II. 63 S. 8 (L. 1,50). Num. III. 64 S. 8 (L. 1,50). [Diese Hefte bringen aufser den Verhandlungen der Gesellschaft auch wissenschaftliche Mitteilungen.]

I Fioretti di sancto Franciescho secondo la lezione del codice fiorentino scritto da Amaretto Manelli pubblicati di nuovo da Luigi Manzoni

di Mordano. Edizione II con XXX fototipie. Roma, Loescher, 1902. XIX, 293 S. 8. L. 8.

Varnhagen, Hermannus, Commentariolum de glossis nonnullis anglicis quae tribus in codicibus bibliothecae regiae publicae Dresdensis saeculo duodecimo scriptae exstant, una cum fabella quae sermone italico composita in bibliotheca academica Erlangensi typis exscripta asservatur (Beilage der Einladung zur Übergabe des Prorektorats). Erlangae MDCCCCII. 26 S. 4. [Das an zweiter Stelle in Faksimile-Abdruck herausgegebene Gedicht in 56 Oktaven trägt den Titel *La novella di duo preti et un cherico inamorati duna donna*. Der Erlanger Druck, der um 1500 in Florenz hergestellt scheint, ist von Varnhagen in seiner Schrift 'Über e. Sammlung alter ital. Drucke der Erlanger Universitäts-Bibliothek' S. 40 beschrieben. Die Dichtung, von der das Berliner Kupferstichkabinett einen verschiedenen, ungefähr gleich alten Druck besitzt, und die man auch in zwei Handschriften kennt, hat den nämlichen Stoff, über dessen Fassungen Bolte zu Schumanns Nachtbüchlein Nr. 47 handelt.]

Le rime di Torquato Tasso, edizione critica su i manoscritti e le antiche stampe a cura di Angelo Solerti. Volume IV. Rime d'occasione o d'encomio (Collezione di opere inedite o rare). Bologna, Romagnoli-Dall'Aqua, 1902. 386 S. 8. L. 10.

Krieg, H., in Mailand, Italienische Grammatik. Aus einem italienischen Lustspiel nach neuer Methode dargestellt und gelehrt. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben (o. J.). VIII, 199 S. kl. 8. Geb. M. 2.

Frühauf, Prof. J., Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache. Für den Schul- und Privat-Unterricht. Neu bearbeitet von A. Hörmann. Zwölfte verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Jügel, 1902. VII, 439 S. 8. Geb. M. 3,30. Schlüssel dazu (42 S.) M. 1.

Salvioni, Carlo, Nomi locali lombardi. Estratto dall''Archivio storico lombardo', anno XXIX, fascic. XXXIV, Milano 1902. 18 S. 8.

Meyer-Lübke, Wilhelm, korresp. Mitglied der Kais. Akademie der Wissenschaften, Zur Kenntnis des Altlogudoresischen (Sitzungsberichte der Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, Philos.-hist. Classe. Bd. CXLV, V). Wien, Gerolds Sohn, 1902. 76 S. 8.

von Ettmayer, Karl, Bergamaskische Alpenmundarten. Leipzig, Reisland, 1903. VI, 91 S. 8.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 118—119 [F. Neri, Le abbazie degli stolti in Piemonte nei secoli XV e XVI. Laura Torretta, Il 'liber de claris mulieribus' di Giovanni Boccaccio. M. Vattasso, Una miscellanea ignota di rime volgari dei secoli XIV e XV. — Varietà: A. Belloni, Dante e Lucano. N. Vaccaluzzo, Le fonti del Catone dantesco. F. Cavicchi, Una raccolta di poesie italiane e latine per la morte di frà Mariano da Genazzano. — Rassegna bibliografica: G. Manacorda, Da S. Tommaso a Dante (V. Cian). L. Biadene, Bonvesin, Carmina de mensibus (A. Ratti). Ph. Monnier, Le Quattrocento (V. Rossi). G. Melodia, Affetti ed emozioni in T. Tasso (G. Valeggia). Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Comunicazioni ed Appunti]. Fasc. 120 [Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie di Isabella d'Este Gonzaga. — Varietà: A. Ratti, Una lettera autografa della Morosina a P. Bembo. G. Cavazzuti, Lodovico Castelvetro e la commedia 'Gl'ingannati'. G. Zaccagnini, Le fonti della 'Nautica' di Bernardino Baldi. — Rassegna bibliografica: G. B. Pellizzaro, La commedia del secolo XVI e la novellistica anteriore e posteriore in Italia. G. A. Galzigna, Fino a che punto i commediografi del Rinascimento abbiano imitato Plauto e Terenzio. U. Fresco, Le commedie di Pietro Aretino (A. Salza). — Bollettino bibliografico. Cronaca].

Supplemento N° 5 [V. Cian, Vivaldo Belcalzer e l'enciclopedismo italiano delle origini]. 192 S. L. 5.

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da F. Pèrcopo e N. Zingarelli. VII, 1—4 [B. Croce, Di alcuni estetici della seconda metà del settecento. E. Sicardi, Replica alla replica. M. Porena, Controreplica (mit Bezug auf Deutung einer Petrarca-Stelle). — Recensioni. Bullettino. Annunzi]. 5—8 [Rosmunda Tomei-Finamore, Il silenzio di Paolo (Div. Com. Inf. V.). E. Filippini, A proposito dei sonetti del Monti 'Sulla morte di Giuda'. G. Zaccagnini, Un sonetto inedito attribuito ad Annibal Caro. Recensioni ecc.].

Sanvisenti, Bernardo, I primi influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio sulla letteratura spagnuola con appendici di documenti inediti, saggio (Opera premiata col premio Lattes dalla Regia Accademia scientifico-letteraria di Milano). Milano, Hoepli, 1902. XVI, 463 S. 8. L. 7,50.

Porena, Manfredi, Delle manifestazioni plastiche del sentimento nei personaggi della Divina Commedia (Lavoro premiato con premio di 1° grado nella Gara dantesca fra i professori di scuole secondarie, dell'anno 1900). Milano, Hoepli, 1902. 190 S. 8. L. 4.

Holbrook, Richard Thayer, Ph. D., Dante and the animal kingdom. New York, the Columbia University press, Macmillan, 1902. XVIII, 376 S. 8. Doll. 2.

Einstein, Lewis, M. A., Luigi Pulci and the Morgante Maggiore (Litterarhistorische Forschungen, herausgeg. von Schick und v. Waldberg, XXII. Heft). Berlin, Felber, 1902. 69 S. 8. M. 2 (Subskriptionspreis M. 1,70).

G. A. Becquer's Gedichte. Übertragen von L. Darapsky. Leipzig, Heitmann, 1902. V, 44 S. 8.

Hanssen, Federico, Notas á la versificacion de Juan Manuel (Publicado en los 'Anales de la Universidad', tomo CIX). Santiago de Chile 1902. 27 S. 8.

Damm, Rudolf, erster Lehrer an der 'Neuen Schule' in Blumenau, Lehrbuch der portugiesischen Sprache. Blumenau, Probst u. Filho, 1901. 178 S. 8.

Roese, Dr. Chr., Gymnasial-Oberlehrer i. P., Gießen, Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der lateinischen Sprache. Kursus I. Brief 1. Leipzig, Haberland, 1902. 23 S. 8. M. 0,50. (Alle 14 Tage soll ein Brief erscheinen, und es sollen ihrer 45 werden, jeder zum Preise von M. 0,50.)

(Dodgson, E. S.), Le verbe basque trouvé et défini dans les Épîtres aux Philippiens et aux Colossiens, traduites par Leiçarraga A. D. 1571. Oxford, Parker & Cie, 1902. XLVIII S. 8. Frs. 3.

Beilage:

Von Herrn **Ed. Hölzel** in Wien.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LVII. JAHRGANG, CX. BAND,
DER NEUEN SERIE X. BAND.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1903.

Inhalts-Verzeichnis des CX. Bandes,
der neuen Serie X. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG,

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CX. BAND, DER NEUEN SERIE X. BAND,

1. u. 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

BREITESTRASSE 1.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1903.

Inhalt.

CX. Band, der neüen Serie X. Band,

1. u. 2. Heft.

Schlufs der Redaktion 1. März 1903.

(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Mûspilli.

I.

Mûspilli, as. *mûd*[*t*]*spelli,* das im An. als *Múspell* erscheint, ist wohl das meist umstrittene Wort der Literatur unseres Volkes. Es sind geistvolle Hypothesen darüber aufgestellt worden, die aber alle mit Ausnahme der von Detter, Beiträge z. Gesch. d. d. Spr. u. Lit. 21, S. 109, an einem Grundübel kranken: dafs sie den Lautbestand der volleren, also as. Form zu wenig berücksichtigen und sich infolgedessen nicht darauf beschränken, tatsächlich für das As. in Betracht kommende Wörter zur Erklärung des Kompositums heranzuziehen. Weltuntergang und Feuer, diese beiden haben die Meinungen beeinflufst und irregeführt. Ich nehme mit Detter ganz entschieden an, dafs sich *mûd*[*t*]*spelli, mûspilli* aus *munþspelli* entwickelt hat, halte es aber nicht für *prophetia,* sondern für ein Synonymon von *urdêli, urteili,* den verdammenden Spruch des Richters. Es ist die poetische Wiedergabe des neutestamentlichen *κρῖμα,* das lateinisch mit *judicium, damnatio,* von Luther wechselweise mit Urteil und Gericht übersetzt ist. *Mûspilli* ist als Variation des Ausdruckes zu *stûatago* gestellt und dient zur Bezeichnung der Vollstreckung des Urteils, des Strafgerichtes vermittelst furchtbarer Naturgewalten. Genau wie *κρῖμα* tritt es für das Ereignis ein, wodurch es offenbar wird, nämlich das Verderben am Ende der Welt. Man vgl. Apok. 17, 1: *δείξω σοι τὸ κρῖμα;* Luther: ich will dir zeigen das Urteil; Weizsäcker: ich zeige dir das Gericht. Hier ist auf *κρῖμα,* Urteil, Gericht, als auf etwas Sichtbares hingewiesen; worin es bestehe, erhellen die Verse Apok. 18, 8. 10. 17—19 und viele andere. 2. Petri 2, 3 lesen wir: *οἷς τὸ κρῖμα ἔκπαλαι οὐκ ἀργεῖ, καὶ ἡ ἀπώλεια αὐτῶν οὐ νυστάζει.* Luther übersetzt: von welchen das Urteil von alters her

nicht säumig ist, und ihre Verdammnis schläft nicht; Weizsäcker: ihr Gericht aber ruht von alters her nicht, und ihr Verderben schlummert nicht. Urteil, Gericht, Verdammnis und Verderben sind hier also gleichwertig. Beidemal gibt Weizsäcker, dem neueren Sprachgebrauche folgend, *κρῖμα*, das Luthersche Urteil, durch Gericht wieder; denn Urteil im Sinne von 'Strafgericht, Verderben' mutet uns jetzt fremdartig an, während Gericht als strafende Tat und deren Ergebnis uns ganz geläufig ist. Nennt doch Lessing sogar die Wunde, mit der Philoktet sein elendes Dasein hinschleppte, ein göttliches Strafgericht (Laokoon IV). Auf den Vorgang, wie der richterliche Spruch mit seiner Wirkung identifiziert wird, weist eine Bemerkung des jungen Gefangenen im 7. Auftritt von Lessings Philotas: 'Die Götter aber, du weifst es, König, sprechen ihr Urteil durch das Schwert des Tapfersten. Lafs uns den blutigen Spruch aushören.' — Die Verquickung der Begriffe: 'Urteil, Jgst. Gericht, Verdammnis, Verderben,' welche ich für *mûd[t]spelli, mûspilli* annehme, hat bekanntlich auch, ohne in dem Falle die Bedeutung des Wortes zu erschöpfen, in ae. *dôm,* ne. *doom* stattgefunden.

Die beiden Stellen im Hêliand, in denen *mûd[t]spelli* erwähnt ist, lauten nach der Ausgabe von Sievers, Germ. Handbibl. IV, Monacensis 2591/92, *antlat mudspelles megin obar man ferid, endi thesaro uueroldes.*

4358/59. *Mutspelli cumit — an thiustrea naht.* Von 2589/95 ist der kurzgefafste Sinn, dafs Böse und Gute gemeinschaftlich dem Gericht, dem Ende der Welt, entgegenreifen sollen. *Mûdspelli* ist mit *megin* verbunden, darunter haben wir die Kraft Gottes zu verstehen, die sich in dem Strafgericht durch furchtbare Naturgewalten kundgeben wird. Dies lehren uns Parallelstellen, so 4353/54 *duomdag, drohtines craft, thiu mikilo meginstrengiu.* 4358 ff. heifst es, dafs *mûtspelli* kommen wird wie der Dieb in der Nacht, so plötzlich, wie einst die Sündflut kam, und wie das Feuer auf Sodom herabfiel: 4374/76: *so farungo uuard that fiur kumen: so uuard er the flod so samo, so uuirdid the laxto dag. For thiu scal allaro liudio gehuilic thenkean fora themu thinge.*

Thing ist Variation des Ausdrucks zu *the laxto dag;* dieser andererseits variiert in V. 4361 das *mûtspelli* von V. 4358, und wir erkennen in ihm den *stûatago* des ahd. Gedichtes, *ἡμέραν κρίσεως καὶ ἀπωλείας* (2. Petri 3, 7), den Tag des Zorns in Röm. 2, 5, der als

die Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes erläutert wird. So ergibt sich, dafs *mûtspelli* und *thing* synonym gebraucht sind; *κρίσις καὶ ἀπώλεια* ist die Drohung, welche auch sie, sowie das *mûdspelli* aus V. 2591, enthalten. Man hat gemeint, weil auf das *mûd*[*t*]*spelli* des Hêliand 'Weltbrand, Vernichtung der Welt durch Feuer' nicht recht passe, das Wort müsse gerade hier, wo es in der volleren Form erhalten ist, in seiner ursprünglichen Bedeutung verblafst sein, und zwar hat man dies unserem *Mûspilli* und der nordischen Mythologie zuliebe angenommen. Ersteres berechtigt nicht im mindesten dazu, denn *mûspille* (V. 57) variiert, wie gesagt, *stûatago* (55) und steht in demselben Verhältnis wie dieses zu *vuiru* (56), nämlich dafs es durch das Feuer in Erscheinung tritt (vgl. Luc. 17, 29. 30; 2. Petri 3, 10). Was die nordische Mythologie betrifft, so ist bei der nicht abzuleugnenden Durchsetzung heidnischer Vorstellungen mit christlichen kein Grund vorhanden, *Múspell* zu dem alten Bestande zu zählen. Das Wort hat vielmehr sicherlich unter dem Einflusse des Christentums in der Bedeutung 'Gericht, Verdammnis, Verderben am Ende der Welt' festen Fufs in der Poesie des Nordens gefafst. Möglicherweise auch hat es sich geradezu zur *kenning* für das verderbenbringende Feuer weiter entwickelt (vgl. Kauffmann, Zs. f. d. Phil. 33, S. 6); doch ist diese Annahme durchaus nicht nötig. Unzweifelhaft richtig aber ist es, dafs die *Múspellz lýðir* als Feuerflammen aufzufassen sind. Auch das ungeheure Heer der apokalyptischen gepanzerten Reiter, das Verderben über die Erde bringen soll (Apok. 9, 14—18), müssen wir als Verkörperung von Feuerflammen ansehen (vgl. Hebräer 1, 7; Joel 2, 2—5; Ps. 104, 4). Diese gewaltigen Reiterscharen haben unverkennbare Ähnlichkeit mit den *Múspellz lýðir*. Sie kommen über das Wasser, denn sie werden von den Engeln, die am Euphrat gebunden waren, herbeigeführt; ihre Kennzeichen sind Feuer, Rauch und Schwefel; ihre Zahl ist viel tausend mal tausend. Weissagungen kriegerischen Inhaltes, wie die soeben erwähnte, mufsten den kampfesfrohen Germanen besonders zusagen und jüdisch-christlichen Ideen das Eindringen in den Kreis heidnischer Mythen wesentlich erleichtern.

Nach unserem ahd. Gedicht fährt, sowie das Blut des Elias zur Erde trieft, der *stûatago,* das *mûspilli* ins Land, um mit Feuer die Menschen heimzusuchen. Das Wort *mûspilli* steht in engster Beziehung zu Ludwig dem Deutschen, für den meines Erachtens das

Gedicht als poetische Bufspredigt bestimmt war. Um diese Auffassung zu begründen, mufs ich auf den bekannten Bruderkrieg nach Ludwigs des Frommen Tode eingehen. Lothars Ansprüche zwangen Ludwig und Karl zu einem Schutz- und Trutzbündnisse. Sie drängten Lothar zurück, und dieser, unterstützt von der Pipinschen Partei, liefs es zum Kampfe kommen. Ein Gottesurteil sollte die Schlacht bei Fontanetum (841) sein; sie entschied zu Gunsten der beiden verbündeten Brüder: *denne half mâk andremo.* Das Würgen und Morden aber war ein so entsetzliches, dafs die Sieger drei Tage fasteten und beteten, um Gottes Zorn zu besänftigen. Schwere Schuld lag auf den hadernden Blutsverwandten. Ihre Zwistigkeiten hatten Greuel im Lande heraufbeschworen, welche das *χρῖμα*, das *mûspilli* herauszufordern schienen: Treulosigkeit und Meineid, Raub und Mord schrien zum Himmel. Nun war durch die unselige Schlacht das Mafs der Sünden gerüttelt voll, und wenn auch die Bischöfe der siegreichen Fürsten geflissentlich betonten, dafs es sich um ein Gottesurteil gehandelt habe, so wird diese 'Entschuldigung' schwerlich bei allen den gewünschten Eindruck erzielt haben. Denn im neunten Jahrhundert machte sich eine starke kirchliche Opposition gegen die Gottesurteile geltend. Hatte doch unter Ludwig dem Frommen der Erzbischof Agobard von Lion († 840) in zwei Schriften: 1) *Adversus legem Gundobadi et impia certamina quae per eam geruntur,* 2) *De divinis sententiis* — sich gegen die Gottesurteile gewendet und sie als unchristlich und widersinnig nachgewiesen, da Gott erst am Jüngsten Tage richte (Ebert, Allgem. Gesch. d. Lit. d. M. A. im Abendlande Bd. 2, S. 213. Grimm, R. A. S. 909). Nach der Schlacht von Fontanetum mag daher das angebliche Gottesurteil von verschiedenen Gesichtspunkten aus, das vom Himmel zu erwartende aber in gemeinschaftlicher Besorgnis häufig erörtert worden sein und dem Verfasser des *Mûspilli* es nahe gelegen haben, zu einer Zeit, da die Wunden noch frisch waren, welche der Bruderzwist dem Lande geschlagen hatte, König Ludwig zu schrecken mit dem Offenbarwerden des gerechten Gerichtes Gottes an dem Tage des Zorns (Röm. 2, 5), vor dem keine irdische Macht zu helfen im stande ist. 'Denkest du aber, o Mensch, dafs du dem Urteil Gottes entrinnen werdest?' (Röm. 2,3.) *dâr ni mac denne mâk andremo helfan vora demo mûspille* (V. 57). (Wahrscheinlich nimmt die Stelle auch Bezug auf Matth. 24, 40. 41; Luc. 17, 34—36.)

II.

Die Grundbedeutung des Tätigkeitswortes got. *spillôn,* ahd. *spellôn,* mhd. *spellen,* ags. *spellian,* an. *spjalla* kann nichts anderes gewesen sein als langsam, auseinandersetzend sprechen und zwar *loqui,* sowie *colloqui.* (Vgl. die bekannten Wörterbücher der germanischen Dialekte.) Hinweise hierauf und mannigfache Belege finden sich in Schröders gehaltvoller Abhandlung über das *spel,* Zs. f. d. A. 37, S. 241 ff., welche sich eingehend mit dem interessanten, tief im germanischen Volksleben wurzelnden Worte beschäftigt; besonders kommen für die Auffassung des genannten Zeitwortes Seite 245, 246, 250, 258 und 263 in Betracht. Schröder erwähnt auch (S. 245), dafs im Französischen *espeler* in der älteren Zeit für *expliquer* gebraucht wird. (Vgl. Körting, Lat.-Rom. Wb. S. 8111: altnfrk. *spellôn,* erklären, deuten.) Die Bedeutungsschattierungen des Substantivs *spel* laufen denen des zugehörigen Tätigkeitswortes parallel; die Grundbedeutung zerfällt für das Nhd. in die drei Bezeichnungen: Sprache, Spruch, Gespräch.

Wo wird man denn langsam und auseinandersetzend, demnach scharf betont und feierlich geredet haben? Naturgemäfs bei den sakralen Vorgängen, zu denen in den ältesten Zeiten nach dem Zeugnis des Tacitus auch das Gericht gehörte. (Germania 7. 11. Grimm, R. A. 243. 751. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde IV, Kap. 11, S. 238 ff.) Wir wissen, welche wichtige Rolle dasselbe in dem Leben unserer Vorfahren spielte, deren Denken es geradezu beherrschte. Die Gabe weiser Rede wurde hochgeschätzt. Zahlreiche Beispiele dafür, in denen *sprâka* und *spel* durchaus synonym gebraucht sind, bietet der Hêliand (V. 572. 1376. 2466. 2650. 2672 u. a.). Wie nun *sprâka* das Reden in der Versammlung der freien Männer, welcher beratende und richtende Gewalt eigen war, bezeichnen konnte, so mufs es auch mit *spel* der Fall gewesen sein. Unzweifelhaft ergibt sich dies aus V. 2672/74: ... *ni uuas im is uuordo niud, spaharo spello, ac sie bigunnun sprekan undar im, huo sie ina so craftagne fan enumu clibe uurpin.* Die Zeilen gehören in den Bericht, dafs die Juden — *that folc, rincos* — eine Versammlung abhielten, um zu beraten, wie sie Jesum töteten (V. 2667/76).

Das Gericht der alten Germanen fand unter der gröfsten Feierlichkeit statt; dem entspricht das strenge Formelwesen unserer alten Rechtssprache. Die uns überlieferten Urteils- und sonstigen Rechts-

sprüche zeigen, auch wenn sie in Prosa verfaſst sind, eine gehobene, feierliche Ausdrucksweise (Grimm, R. A. 31 ff. Koegel, Lit. Gesch. I, 1, 242 ff.). Es ist naheliegend, zu vermuten, daſs man das Wort *spel* darauf angewendet habe zu einer Zeit, als es noch nicht dem Geschick anheimgefallen war, in den Hintergrund gedrängt oder in seiner eigentlichen Bedeutung verkannt zu werden. — Einige der Spuren des Vorhandenseins von *spel* und *spellen* auf dem Boden der Rechtspflege habe ich zusammengestellt.

Ulfilas, Rom. 11, 33: *ƕaiwa unusspilloda sind stauos is* = *ὡς ἀνεξερεύνητα τὰ κρίματα αὐτοῦ*. Die treffliche gotische Übersetzung des griechischen Textes führt uns mitten hinein ins germanische Gerichtsverfahren. Der Sinn ist: Gottes Urteile können, da sie Kundgebungen der höchsten Weisheit sind, nicht, wie die der Menschen, durch Reden, durch Frage und Antwort ausfindig gemacht werden. *Unusspilloda* ist als Fachausdruck in Beziehung zu *stauos* gebraucht, wie in dem ahd. Gedicht *stûatago* durch *mûspilli* variiert wird. Das zu Grunde liegende *spillôn* ist mehr als *colloqui* aufzufassen, weshalb das nhd. 'unaussprechlich' in dem Falle die Bedeutung von *unusspilloþs* nur streift; 'unerforschlich' steht ihr am nächsten (Zs. f. d. A. 37, S. 253).

Ags. *spelbodan-oratores* (Bosworth, an Anglo-Saxon Dict. S. 901); *spelboda-causidicus, legator, disertus, facundus* (Wright-Wülcker I, 202 [25]). Im Anschlusse an *spelboda-orator* kommt Schröder in seiner Abhandlung meiner Ansicht, daſs *spel* ein Ausdruck des Gerichtslebens gewesen sei, entgegen, indem er afr. *âsega,* ahd. *êsago* = *juridicus* in Parallele zieht (Z. f. d. A. 37, S. 250).

An. *eiđspjall,* Eidspruch. Grágás 30. 31. *þingskapa-þáttr* S. 54. 55 (her. v. Vilhjalmur Finsen).

Im Nhd. ist das *spel* unserer ehemaligen Rechtssprache, das auch in der Form *spil* auftritt, in 'Kirchspiel' lebendig geblieben, aber seine alte, vom kulturhistorischen Standpunkte so interessante Bedeutung ist dem Sprachbewuſstsein entschwunden (Diefenbach, vgl. Wb. d. got. Spr. 2 § 141; Paul, Grundriſs d. germ. Phil. II $_2$, S. 109). Richthofen gibt in seinem altfries. Wb. S. 1041 auſser *kerkspel,* Kirchensprengel, auch *ethspil* (*edspil*), Amtssprengel, und mnd. *dingspel* (*dinxspel*), Gerichtssprengel, an und führt die Ausdrücke ganz richtig auf *spel,* Sprache, zurück, nur läſst er die Zwischenstufe auſser acht. *Spel, spil* bezeichnet, von *colloquium* ausgehend, eine

Versammlung, deren Funktionen im weiteren oder engeren Sinne unter den Gesichtspunkt der Rechtspflege fallen; ferner sämtliche Menschen, bezw. Orte, welche durch diese Versammlung rechtlich vertreten werden, wie das nhd. Gericht auch soviel wie Gerichtsbezirk heifst. *Spel,* Sprache, ohne Vermittelung des *colloquium* konnte sich nicht zu kollektiver Bedeutung entwickeln.

Wahrscheinlich dürfen wir auch 'vor Gericht verspielen, einen Prozefs verspielen' von *spellen* ableiten.

Was das Bestimmungswort *munþ* in *munþspelli* betrifft, so ist die Tatsache, dafs es der alten Rechtssprache geläufig war, eine so wohlbekannte, dafs ich nicht darauf einzugehen brauche. Das Urteil wurde mit Mund und Hand gefällt; daher ist *mûd[t]spelli, mûspilli* als der Mundspruch, der Urteilsspruch des Richters zu erklären. Die Zusammensetzung von Mund mit einem Worte, das Rede bedeutet, kommt nicht selten vor, wie Detter durch eine ganze Reihe von Beispielen nachweist (Beitr. z. Gesch. d. d. Spr. u. Lit. 21, S. 110).

Lautliche Schwierigkeiten liegen für die Erklärung des as. *mûd[t]spelli* nicht vor. Von dem ahd. *mûspilli,* sowie dem an. *Múspell* glaube ich mit Bestimmtheit, dafs sie auf einem niederdeutschen, zufällig nicht belegten *mûspelli* beruhen. Dieses kann sich aus dem im Hêliand bezeugten *mûd[t]spelli* gebildet haben, indem der Verschlufslaut am Ende des ersten Kompositionsgliedes infolge von Assimilation schwand, womit selbstverständlich nicht gesagt ist, dafs die Form *mûspelli* nicht schon zur Zeit der Entstehung des Hêliand vorhanden gewesen sei. Fälle, in denen ein dentaler Verschlufslaut fortfiel, sind im As., besonders vor *s* + Konsonant, nichts Ungewöhnliches zu nennen (Holthausen, Altsächs. Elementarbuch, § 239, 249). *Spelli* verhält sich zu *spel* wie *beddi* zu *bed, netti* zu *net.*

Das Verschwinden des Kompositums, sowie sein gänzliches Fehlen in den Rechtsquellen kann nicht zu Bedenken veranlassen, wenn man in Erwägung zieht, wie *spel* überhaupt allmählich ins Dunkel tauchte. Nähere Erörterungen hierüber behalte ich mir für eine spätere Gelegenheit vor. Vermutlich war der Ausdruck zu der Zeit, aus der unsere beiden Denkmäler ihn übermitteln, bereits auf die Poesie beschränkt und ist nur auf diesem Gebiete nach dem Norden gedrungen.

Breslau. Selma Dorff.

Literarische Umbildung des Märchens vom Fischer und siner Fru.

Dem vom Maler Otto Runge geschriebenen Fischermärchen, in dem die Frau durch ihre frevelhaften Wünsche, immer höher und höher emporzusteigen, sich und ihren Mann ins Elend treibt, ist, seitdem es 1812 gleichzeitig zweimal, in der Sammlung von Büsching und in der der Gebrüder Grimm hervortrat, eine allgemeinere Beachtung als irgend einem anderen Märchen zu teil geworden. Schwindelnder Aufstieg und jäher Fall waren in damaligen Lebensschicksalen etwas Gewöhnliches. Die Stöfse, die seit den Tagen der Revolution an dem alteuropäischen Dasein der Staaten rüttelten, hatten die bisherigen Lebenswege verschüttet, aber neue nicht zu schaffen vermocht. Auf ungetretenem Pfade drang man vor; Kraft und Glück entschieden, wie weit der einzelne vorwärts kam; wo Kraft und Glück versagte, war Sturz und Ende da. Dem Sinn des alten Fischermärchens konnte daher, bewufst oder unbewufst, mit leichter literarischer Nachhilfe eine auf den Geist der Zeit gerichtete Wendung gegeben werden. Ja, in dieser Gesinnung schrieb gewifs schon der romantische Maler-Dichter seine Erzählung vom Fischer und siner Fru. Das ist früh empfunden worden. Georg Andreas Reimer, der sie in der Handschrift gelesen hatte, bemerkte schon 1808 (Zimmer S. 277): 'Das erste und bei weitem vortrefflichere der beiden Märchen dürfte eine güldene Anwendung finden auf die Ereignisse der Zeit, und denen eine tüchtige Beruhigung gewähren, die nicht Muth und Kraft genug haben, es sich zu gestehen, dafs alle menschlichen Bemühungen, in wiefern nicht ihr letztes Ziel in Gott gesteckt ist, nichtig sind und in um so tiefere Abgründe des Verderbens führen, um so herrlicher sie zuerst in irdischem Glanze strahlen.' Das Märchen duldete daher auch, als

Runge schon nicht mehr lebte, Anwendung auf den einen, gröſsten Mann des Schicksals: auf Napoleon. Als Jacob Grimm 1814 in Frankreich war und aus seinen persönlichen Wahrnehmungen die Hoffnung geschöpft hatte, daſs zu unserer Rettung durch Napoleons starren Übermut alle diplomatische Sorgfalt zu Schanden werden würde, da antwortete darauf sein Freund und Lehrer Savigny aus Berlin, 29. April 1814, wie zur inneren Bestätigung dem anderen Bruder Wilhelm in Kassel: 'Wissen Sie in der ganzen Geschichte eine groſse Begebenheit, die in ihrem Gang und ihrer Entwicklung so einfach, anschaulich und vollständig wäre wie die, welche uns zu erleben vergönnt war? Besonders merkwürdig ist, wie alles durch eine unaufhaltsame, innere Bestimmung zu diesem Ziel getrieben wurde, nicht durch festen Entschluſs derer, die es bewirken konnten, was besonders in dem Kongreſs zu Chatillon recht klar wird. Hier hat jemand den Fischer und sine Fru aus Ihrem Buch besonders drucken lassen, was als Biographie Bonapartes stark gekauft und gelesen wird.' Gewiſs die höchste allgemeine Ausdeutung, deren dies Märchen Runges fähig war.

Literarisch steht die Erzählung vom Fischer immer neben dem Märchen vom Machandelboom. Beide wurden zu gleicher Zeit, 1806, von Runge niedergeschrieben. 1808 erfolgte durch Arnim der Druck des Machandelbooms in der Einsiedlerzeitung, 1812 dann erst der doppelte Druck des Fischers: in dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen (CVII, 277) habe ich dargetan, daſs der Text der Märchen bei Grimms durch ihres Verlegers Georg Reimer Schuld und unberechtigte Einmischung verdorben ist, dagegen Arnim für den Machandelboom und Büsching für den Fischer den der Urschrift am nächsten stehenden Text uns bieten. Bestätigung erbringt noch ein Aufsatz Jacob Grimms in den Altdeutschen Wäldern.

Wo dieser nämlich im 'Kommentar zu einer Stelle in Eschenbachs Parcifal', mit dem die Altdeutschen Wälder beginnen, von der Farbenreihe schwarz, weiſs, rot handelt und die Märchen durchgeht, in denen Eltern sich ein Kind wünschen so weiſs wie Schnee, so rot wie Blut, so schwarz wie ein Rabe — da führt er auch (S. 11) eine Stelle aus dem Eingang des 'Märchens vom Wacholderbaum' an und schreibt sie in folgender Weise hin:

Vor eerem huse was een hoff, darup stund en Machandelboom, ünner den stün de frou eens in'n winter un schalt sik eenen appel, un as se sik den appel so schalt, so snet se sik in'n finger un dat bloot feel in den snee — ach, sed de frou, un süft so recht hoch up un sach dat bloot för sik an un was so recht wehmödig, had ih doch een Kind so rot as bloot un so witt als snee!

Diese Schreibung Jacob Grimms entspricht nun aber (bis auf Druckversehen wie 'en' und 'ih') genau dem Abdruck Arnims in der Einsiedlerzeitung. Nur hat Grimm, mit Ausnahme von 'Machandelboom' und 'Kind', überall wieder die kleinen Anfangsbuchstaben bei Substantiven hergestellt. Jedenfalls ist Grimms Schreibung in den Altdeutschen Wäldern durchaus verschieden von der in ihrem ersten Märchenbande. Nun aber findet sich die ganze Ausführung und Beispielreihe der Altdeutschen Wälder auch im Anhang der ersten Märchenausgabe zum Schneewittchen (1812. Nr. 53, S. XXXII) wieder, nur daſs hier die Stelle aus dem Machandelboom, dessen Text ja der erste Märchenband ganz enthielt, nicht wörtlich ausgeschrieben ist. Der Parcifalaufsatz entstand ungefähr zu gleicher Zeit mit Text und Anhang zu den Märchen. Die Märchen kamen nur ein wenig früher heraus als die Altdeutschen Wälder. In jene aber war ein fremder Eingriff geschehen, in diese nicht. Jene enthalten den verschlechterten Text, diese den der Arnimschen Wiedergabe genau entsprechenden. Wir sehen also auch hier an einem greifbaren Beispiel das schon erkannte Verhältnis bestätigt: Grimms haben von Hause aus den Arnimschen Text des Machandelbooms in Druck gegeben, und ebenso ist es natürlich auch mit dem Fischermärchen geschehen; alle lautlichen und orthographischen Abweichungen hat Reimer bewirkt.

Ihrem poetischen Werte nach sind die beiden Rungeschen Märchen immer mit dem gröſsten Lobe genannt worden. Als um Neujahr 1811 Jacob Grimm für Brentano den Plan zu einem Altdeutschen Sammler entwarf (worüber ich in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, 1902 S. 129, berichtet habe), war die Absicht, den Rungeschen Machandelboom, nach dem Druck des Einsiedlers, als ein Muster, wie man Volkserzählungen niederschreiben müsse, den zu versendenden Aufforderungen beizufügen. Dies war eine Nachwirkung der begeisterten Stimmung, mit der man die erste Veröffentlichung aufgenommen

hatte. Arnims Blut wurde am ersten wieder kühl. Er glaubte nicht an die sog. Treue der volksmäfsigen Überlieferung, woran Jacob Grimm zähe festhielt. Arnim betonte immer und immer das Recht der frei schaffenden Phantasie jedes einzelnen. Da traf es sich, dafs er 1812 in Berlin den Greifswalder Professor Schildener, einen Freund des damals schon verstorbenen Runge, kennen lernte — er ist uns auch aus Runges Hinterlassenen Schriften bekannt —, und nun schrieb Arnim an Jacob Grimm (22. Oktober 1812): 'Ein Hauptspafs ist aber wieder, dafs mir Schildener erzählte, Runge hätte die Geschichte vom Fischer und siner Fru einigen Schiffern erzählt, die hätten sie aber alle anders wissen wollen — wie aber, das war ihm entfallen — kurz, sie waren so unzufrieden mit ihm, wie Ihr mit Clemens (und seiner freieren Märchenbearbeitung). Schade, dafs nicht der Grofsvater dieses Schiffers dabei war; der hätte den Schiffer geprügelt, weil er ihm die gute alte Geschichte so verdrehe.' Es ist klar, was auf diese scherzhafte Weise ausgedrückt werden sollte. Wir wissen ja auch von Tieck und Steffens, dafs Runge die Fischergeschichte noch auf andere Weise zu erzählen pflegte, als er sie niedergeschrieben hatte. Ja, Grimms selber bringen im Anhang schon ihrer ersten Märchenausgabe abweichende Rezensionen bei. Jacob Grimm, von den Gegengründen nicht überzeugt, half sich der unleugbaren Tatsache dieser Verschiedenheiten gegenüber mit dem vergleichenden Bilde von der Hauptsprache und ihrer Verzweigung in die Mundarten.

Sehr merkwürdig auch, wie Arnim 1812 die beiden Märchen beurteilte und ihrem ästhetischen Werte nach auseinander hielt. Runge selber schon war sich der Ungleichartigkeit des Tones beider Märchen bewufst gewesen: 'das erste', bemerkt er 1806, 'ist eigentlich erhaben pathetisch und wird durch die Kümmerlichkeit und Gleichgültigkeit des Fischers sehr gehoben, das andre ist im Grunde mehr wehmütig als traurig, es geht oft ins Fröhliche über.' 'Die Fabel vom Fischer,' schrieb nun Arnim 1812 an Grimms, 'schien mir damals, als ich den Machandelboom abdrucken liefs, kein eigentliches Kindermärchen, und darum nahm ich es nicht auf, weil ich in dem Kreise der bald zu schliefsenden Zeitung nur recht charakteristische Sagen wünschte. Selbst der Machandelboom war mir wegen einer gewissen darin wohnenden

Grausamkeit nicht ganz recht, aber die Berührung mit Goethe auf der einen, mit der nordischen Romanze, die ich damals von Wilhelm übersetzt erhielt, und mit dem Cid in Hinsicht des Aufrichtens toter Leiber [auf der anderen Seite] bestimmte den Abdruck.' Das letzte sind Hindeutungen auf Gesichtspunkte, die sich allerdings im 30. Einsiedler-Blatte ausgedrückt finden. Im übrigen aber war dies durchaus gegründete und eigentümliche Urteil doch beeinflufst durch die Ausstellungen, die Arnim an dem ersten Märchenbande der Brüder Grimm zu machen hatte. Da der Band nicht blofs Märchen für Kinder zum Lesen, sondern wesentlich auch Märchen für Eltern zum Nacherzählen enthalte, tadelte er, dafs dies Verhältnis auf dem Titel des Buches nicht zu genügendem Ausdruck komme. Er wies auf einzelne Märchen hin, die in die Sammlung nicht gehörten. Der Verschiedenartigkeit des Tones, die in den Märchen herrschte, widersprach er von Anfang an auf das bestimmteste und traf hierin mit Friedrich Schlegel zusammen, der sich auf dieselbe Weise äufserte. Arnims Urteil hat, so fest anscheinend beide Teile in ihrem prinzipiellen Gegensatze beharrten, dennoch entscheidend auf die spätere Gestaltung der Grimmschen Märchen eingewirkt. Seinen Anregungen entsprechend ist einzelnes fortgelassen oder umgeändert, das Ganze aber allmählich auf einen gleichmäfsigeren Ton stilisiert worden. Und so bewährte sich Arnims Satz, dafs der bildende, fortschaffende Trieb im Menschen gegen alle Vorsätze siegend und schlechterdings unaustilgbar sei, selbst bis zu einem gewissen Grade an seinen lieben Gegnern in Kassel, mochte er auch bei der Durchsicht des zweiten Märchenbandes wünschen (10. 2. 1815), Wilhelm hätte noch mehr nachgeholfen, denn: 'mancher Märchenschlufs wäre mehr befriedigend ausgefallen, ich meine in der Art, wie Runge mit seinen beiden Märchen verfahren ist.'

Man könnte in der Übertreibung sagen: unsere ganze Literatur von damals ist eine Verarbeitung von Märchenstoffen, die jeder Dichter auf seine Weise und mit seinem Rechte trieb. Auch bei Arnim und Brentano ist dies der Fall. Brentano wollte, wie er 1810 Runge ausdrücklich schrieb, den Machandelboom und den Fischer in seine Märchenbearbeitung einfügen; die von Guido Görres schliefslich herausgegebenen Bände enthalten sie nicht (vgl. auch Cardauns 1895 S. 5), doch hätte Brentano, wenn

er dazu gekommen wäre, sie gewiſs nicht in Runges Wortlaut, sondern in der ihm eigentümlichen Umbildung vorgelegt, und am ehesten hätten die Rheinmärchen Gelegenheit dazu geboten. Arnim aber förderte damals wieder seine (erst viel später aus dem Nachlasse herausgegebene) Päpstin Johanna, ein Werk, in das er auch die Leiden und Freuden seiner eigenen Kindheit und Schulzeit eingeflochten hat. Von bösen Mächten hervorgebracht und durch teuflische Erziehung innerlich vernichtet, besteigt Johanna schlieſslich in rasender Verblendung den päpstlichen Stuhl in Rom, stürzt dann jäh von ihrer Höhe, wird aber durch die allversöhnende Macht des christlichen Glaubens gerettet. Die Parallele zwischen der Päpstin Johanna und der Frau des Fischers, die ja auch ihrem Wunsche gemäſs Papst wurde, aber auch noch der liebe Gott werden wollte, bietet sich wie von selber dar, und es wäre etwas Natürliches, wenn in Arnims Dichtung sich erweisen sollte, daſs beide Erzählungsstoffe miteinander in Berührung gesetzt seien.

Nun waren mir längst Anklänge an das Fischermärchen in der Päpstin Johanna und eine besondere Art der Erzählung desselben aufgefallen. Indessen hätte ich nicht gewagt, sie als Umdichtung Arnims hinzustellen, sondern eher sie für die, wenn auch freie, Wiedergabe einer rheinischen Variante des Fischermärchens gehalten. Ein direktes Zeugnis aber belehrt uns eines anderen. 'Ich habe,' schreibt er selbst an Jacob Grimm, 'es in meiner Päpstin zweimal versucht, das Fischermärchen von der Frau, die Papst und Gott wird, ganz wiederzuerzählen, wie Runge; beidemal war's mir aber unmöglich, der Ton des übrigen teilte sich dieser Geschichte unwillkürlich in einzelnen Umständen mit, und so soll es sein, denn jede Zeit und jeder Mensch hat sein Recht.' Nun ist es leicht für uns, den betreffenden Stellen in Arnims Dichtung beizukommen.

Von Lucifer ist die kleine Johanna dem Spiegelglanz, einem der schrecklichsten Philologen Islands, zur Pflege übergeben worden. Über Paris gelangt dieser mit dem Kinde, das er als Knaben erzieht, an den Rhein und gesellt es dem jungen Pfalzgrafen als Spiel- und Lerngefährten. Lucifer versucht vergeblich, in das von seinen Wächtern treu gehütete Rheinschloſs einzudringen. In einen Wasserstar verwandelt, gerät er beim Untertauchen unvorsichtig in das Netz des armen, treuen Fischers

Thalmann, der sehr verwundert ist, als der Vogel ihn anredet und ihm die Erfüllung dreier Wünsche für seine Freiheit bietet. 'Der Thalmann war klug' (fährt Arnim fort), 'er fragte nicht erst seine Frau, sondern sprach zu ihm' — und wir empfinden hier eine scherzhafte Hinweisung auf Runges Fischer, der gerade erst durch seine Frau zum Wünschen getrieben wird. Thalmann also antwortet dem gefangenen Wasserstar:

Du hältst mich für ein Kind
Und meinst, ich würd' geschwind
Mir so ein Übermaſs von Glück erwählen,
Daſs ich in aller Schmach mich müſste quälen.
Nein, Vögelchen, ich mag kein Gott auf Erden,
Kein Kaiser oder Papst hier werden,
Doch einen Vogel, der so reden kann,
Für gutes Geld zu bringen an den Mann,
Das ist ein sicherer Gewinn!

Wir bemerken hier wieder die scherzende Wendung gegen das Rungesche Märchen. Der Vogel wird nun rasch in das Schloſs des jungen Grafen gebracht und macht den beiden Kindern vielen Spaſs. Der gute Thalmann muſs sich hinsetzen und ihnen noch recht lange zusehen. Er erzählt, wie er sich von den bedenklichen Fragen des Vogels nicht habe fangen lassen, 'weil er die Geschichte wohl gewuſst.' Die Kinder fragen neugierig: welche Geschichte? und 'der Fischer lieſs sich nicht lange bitten, sondern erzählte ihnen in aller der Umständlichkeit, die Erwachsenen so unbequem ist.' Wieder eine merkwürdige Kritik des Märchenvortrages. 'Wir wollen seine Erzählung zusammenziehen,' sagt Arnim, und nun gibt er, in der Tat im halben Umfange des Rungeschen Märchens, die folgende Darstellung:

'Ein alter Fischer heiratete ein junges Mädchen, und da er seines Alters wegen wenig mehr mit seiner Angel fangen konnte, die Frau aber viel verbrauchte weil sie jung war, so muſsten sie gar bald ihr Haus verkaufen und wohnten auf einem Kahne mitten auf dem Rheine, lebten von den Fischen, die der Alte angelte, und deckten sich Nachts, wenn sie schliefen, mit dem alten Segel zu. Die junge Frau fror Nachts zuweilen, der Alte aber schlief fest und merkte doch im Schlafe aus Gewohnheit, wenn die Angel in seiner Hand von einem Fisch angebissen und fortgezogen worden; eines Tages zuckte die Angel so stark, daſs

der Fischer schon meinte, einen grofsen Lachs in den Kahn zu ziehen, aber er hob mit der Angel zu seiner Verwunderung statt eines Fisches einen bräunlichen Vogel mit schwarzem Schnabel in den Kahn, den er ganz erstarrt anredete: "Ei, wie magst du heifsen?" "Wasserstar!" sagte der Vogel mit Mühe, weil ihm der Angelhaken in der Kehle safs. "Wasserstar?" sagte der Fischer verwundert, "wo hast du dein Nest?" — Und der Wasserstar antwortete: "Fischer, wo hast du dein Haus? mein Nest hat die Frau verkauft, da mufs ich mich so herumtreiben, hab' aber allerlei dabei gelernt, und wenn du mir das Leben schenken willst, so tue ich dir alles zulieb, was du wünschen magst." Der Fischer sah sich nach seiner Frau um, da diese aber noch ganz fest schlief, so fiel ihm gar nichts ein, was er wünschen sollte, und sprach: "Wasserstar, weil es dir so gegangen ist wie mir, so will ich dir den Haken ganz umsonst aus dem Schnabel ziehn, möchte doch auch keinen drein haben." Bei den Worten zog er ihm den Haken aus dem Schnabel und liefs den Vogel fliegen, ehe der aber untertauchte, sagte er ihm: "Fischer, wenn der Vollmond auf den Rhein scheint, da ruf' mich, und ich werde dir in allem freundlich zu Gefallen leben, was dein Mund wünschen mag." — Als er untergetaucht war, wachte die Frau auf, und er erzählte ihr, was sich begeben, da wurde die Frau böse, dafs er sich gar nichts gewünscht habe. "Ja, was sollt ich mir wünschen?" fragte der Fischer. "Haus und Hof," sagte die Fischerin ganz zornig. Da lachte der Alte und wartete, bis der Mond recht herrlich am Himmel stand und sich im Rhein spiegelte, da rief er so freundlich, dafs sein altes Gesicht sich in tausend Falten legte:

> Mondschein, Mondschein überm Rhein,
> Mondschein, Mondschein in dem Rhein,
> Vogel, Vogel überm Rhein,
> Vogel, Vogel in dem Rhein,
> Dafs mir meine Frau nicht frier',
> Schenke doch ein Häuschen ihr.

Da tauchte der Vogel auf, dafs ihm das Wasser von seinem Schnabel lief und sagte: "Lafs nur dem Kahn seinen Willen, so kommst du an das Haus gefahren." Da verschwand der Vogel, und der Fischer tat, wie er gesagt, kam ans Land, und ein Haus stand da, das war leer, darum gehörte es ihnen, und die Frau

sagte, daſs sie nun nie wieder frieren würde, denn das Haus war dicht und schön gezimmert. Um es hier nur kurz zu sagen, es dauerte nicht bis zum nächsten Mondwechsel, da fror die Frau schon wieder und wollte ein Schloſs, und der Fischer rief wieder:

Mondschein, Mondschein überm Rhein,
Mondschein, Mondschein in dem Rhein,
Vogel, Vogel überm Rhein,
Vogel, Vogel in dem Rhein,
Daſs mir meine Frau nicht frier',
Schenke doch ein Schlöſschen ihr.

Das geschah dann wieder, im nächsten Monate fror sie sehr, weil sie keine Königskrone hatte, im folgenden, weil ihr die Kaiserkrone fehlte, endlich wollte sie Papst werden, und auch das geschah. Als aber die Frau wieder vorm nächsten Mondschein den Mann Nachts mit dem Ellenbogen anstieſs, daſs sie friere, sie müsse aller Welt Gott sein, da wurde dem Fischer recht bange, er ging ganz kleinlaut an den Rhein und rief:

Mondschein, Mondschein überm Rhein,
Mondschein, Mondschein in dem Rhein,
Vogel, Vogel überm Rhein,
Vogel, Vogel in dem Rhein,
Daſs mir meine Frau nicht frier',
Mach', daſs sie die Welt regier'.

Bei diesem Worte riſs ein Fisch dem armen Fischer die Angelschnur ab, er wachte aus seinem Traume auf, seine Frau klapperte vor Frost mit den Zähnen, da war weder Haus, Schloſs, weder Königs-, Kaiser- noch Papstkrone, von der Welt regierten sie nichts als nur mit Mühe ihren Kahn, aber sie hatten beide dasselbe geträumt, und weil die Angel gerissen, konnte der Alte keinen Fisch mehr fangen, weil seine Frau Gott werden wollte, muſste er in Hunger mit seiner Frau auf dem Rheine sterben und verderben, ohne Beichte und Absolution.'

Arnim trägt also die Erzählung nicht, wie Runge, als (wenn auch phantastische) Wirklichkeitsgeschichte, sondern als Traumgeschichte vor. Dadurch daſs er die Frau jung, den Mann alt sein läſst, wird sehr leicht ihr Verschwenden, begehrendes Wünschen und sein mangelndes Widerstehen erklärt. Das durchgeführte Motiv des Frierens der jungen Frau ist bei der nächt-

lichen Beschäftigung der Fischer gut. Die Wendung, 'um es hier nur kurz zu sagen,' fällt freilich ganz aus dem Rahmen der Erzählung heraus; aber es ist immer zu bedenken, daſs wir es mit einem unvollendeten und vom Verfasser selbst nicht herausgegebenen Werke zu tun haben.

Sogleich aber setzt Arnim diese Erzählung mit dem Gange seiner Dichtung in Beziehung. Der böse Spiegelglanz kann es nicht lassen, wegen der Geschichte, er weiſs nicht warum, einen seltsamen Haſs auf den Erzähler, den armen Thalmann, zu werfen. Die beiden Kinder fangen immerfort wieder den ihm fatalen Reim 'Mondschein, Mondschein überm Rhein' zu singen an, er schlägt im Zorn auf sie, gerät in Streit mit des jungen Pfalzgrafen treuem Hüter Hatto und verläſst zum Jammer der Kinder, die voneinander gerissen werden, das Schloſs: 'Johannes (Johanna) fühlte in dieser sonderbaren Einwirkung des Wasserstars auf sein eignes Schicksal das ganze Märchen von dem Weibe, das Papst und Gott wurde, wie s e i n e Geschichte und wuſste doch nicht, warum, und weinte entsetzlich darüber.' So hat Arnim die Umbiegung des Rungeschen Märchens dazu benutzt, um die böse Macht Lucifers, der den heiligenden Aufenthalt des Kindes in dem Rheinschlosse zerstören wollte, für die weitere Entwickelung des Kindes wirksam werden zu lassen.

Aber da sowohl Spiegelglanz wie Johanna nur dunkel und unbewuſst, jedes auf seine Weise, von dem Märchen ergriffen werden, so läſst sich vermuten, daſs einmal in der Dichtung noch ein Punkt erscheinen werde, wo es eine neue Bedeutung für die Handlung erhielte. Dieser Punkt tritt wirklich ein.

Johanna ist Papst geworden. Der Pfalzgraf, der sich, um Nachstellungen zu entgehen, lange in der Verkleidung eines Mädchens in Rom aufgehalten hatte, wohnt als Freund des Papstes im Palaste. Bei ritterlichem Spiel beide am selben Tage verwundet, werden sie in der folgenden Nacht halb betäubt unter den schreckenden Wirkungen eines Erdbebens voneinander getrennt. Der Papst sucht sehnsüchtig den Pfalzgrafen. Unbewuſst geht er fort, bis er an dem kleinen Hause der alten Sabina, in deren Hut der Pfalzgraf gewesen war, stillsteht. Er sieht durch das offene Fenster in das reinliche Zimmer.

Sabina spinnt beim Feuer des Herdes; ein Mädchen, das dem Pfalzgrafen ähnlich sieht, sitzt, ebenso gekleidet, ihr gegenüber; Sabina erzählt ein Märchen:

Hör', Kind, laſs die Lampe stehn und sei geschickt,
Ich will dir erzählen, wie es einem Fischer geglückt,
Der Fischer war alt und hatte eine junge Frau,
Die war nicht fleiſsig und war auch nicht schlau,
So war der arme Fischer um alles gekommen,
Mit Müh' hatt' er ein Hüttchen am Flusse bekommen,
Das Hüttchen war alt wie der Fischer und schwach,
Er flickte umsonst das zerlöcherte Dach,
Immer klagte die Frau, sie liege so kalt,
Wie muſste er erst frieren, da er so alt.
Doch kam ihm kein Unmut, er saſs so geduldig
Mit seiner Angel, als wär' er nichts schuldig,
Und durft' doch sich nirgends mehr sehen lassen,
Sonst wollten ihn seine Schuldner erfassen.
So saſs er an einem Sonntagmorgen
Und dankte zu Gott, daſs die Leute ihm borgen,
Und zog in Gedanken die Angel heraus,
O Freude, da zappelt ein Fischchen zum Schmaus,
Ein Fischchen, als wär es von Silber und Gold,
Das hat er aus dem klaren Wasser geholt,
Der Fisch heiſst Reinera, er kennt ihn noch nicht,
Er weiſs es nicht, daſs der Fisch auch spricht,
Daſs er die Schiffe im Laufe kann halten
Und im Meere übet Teufelsgewalten,
Aber zu Lande verloren ist,
Denn da regiert unser Herr Jesu Christ.

Mit schauderndem Gefühle, schaltet hier Arnim ein, hört Johannes das Märchen vom Wasserstar in anderer Gestalt. Die Erzählerin fährt fort:

Der Fisch tut den Fischer nun freundlich bitten:
'Laſs mich leben, ich wär nicht gern zerschnitten.'
'Ei,' sagt der Fischer, 'einen Fisch, der kann sprechen,
Möcht' ich nimmermehr zerschneiden und zerstechen,
Und hab' ich auch nichts zu essen im Haus,
Ich scheue mich doch, dich zu essen beim Schmaus.'
Er machte den Fisch von der Angel los
Und warf ihn zurück, ob er gleich schön groſs.
Nun sah der Fisch zum Wasser heraus
Und sprach: 'Bedank' mich, jetzt bitt dir was aus,

Ich geb dir alles, was du haben willst,
Damit du zum Lohne deine Wünsche stillst.'
'Ei,' sagte der Fischer, 'mir fällt jetzt nichts ein,
Die Frau will ich fragen, was ihr Herz mag erfreun.'

Das Weh der Erinnerung greift bei diesen Worten in Johannes' Seele, und der Reim, durch den er so gewaltsam in seiner Kinderliebe vom Pfalzgrafen losgerissen worden war:

Mondschein, Mondschein überm Rhein,
Mondschein, Mondschein in dem Rhein,

begleitet als Herzschlag die weitere Erzählung der guten alten Sabina, wie das Weib Papst und Gott werden will, und sein ganzes Geschick, das er seit Jahren nicht bedacht hat, überfällt mit Grausen den horchenden Johannes. Die schreckliche Beziehung des Märchens auf sein eigenes Leben wird ihm plötzlich klar. Er springt vom Fenster zurück und läuft, ohne umzusehen, den Berg hinan, voll Jammer, als habe er alles verloren, als sei alles schon vorbei und ihm bleibe nichts als der ungeheure Absturz in die Tiefe. Diese Flucht aber wirkt dazu mit, daſs Johannes und der Pfalzgraf sich endlich wiederfinden, vom neuen Papste entsühnt und glückselig werden.

So finden sich in der Tat beide Arten der literarischen Verwandlung des Märchens, wovon Arnim zu Jacob Grimm 1812 sprach, noch in der Päpstin Johanna wieder. Die gereimte Bearbeitung steht dem Rungeschen Märchen noch sehr nahe, erzählt mit umständlichem Behagen und ist, glaub ich, die frühere Niederschrift Arnims: wie denn überhaupt die Päpstin Johanna ursprünglich in Versen angelegt war. Für die prosaische Gestaltung schickte sich die behagliche Umständlichkeit nicht mehr, Arnim muſste sich kürzer fassen, er lieſs sich, den umgebenden Scenen zuliebe, freiere Hand. Dawider streitet keineswegs, daſs Arnim, anscheinend im entgegengesetzten Sinne, selbst das gereimte Märchen vom Fische als 'andere Gestalt' des Märchens vom Wasserstar bezeichnet. Er konnte sich auch diese Freiheit gestatten. Und so ist er der erste Herausgeber des einen und der erste Nutznieſser des anderen Märchens von Otto Runge geworden.

Friedenau bei Berlin. Reinhold Steig.

Unbekannte Briefe

von

a) Schiller, b) F. H. Jacobi, c) A. W. Schlegel an G. Hufeland.

Die Originale dieser Briefe, die mir freundlichst zur Veröffentlichung übergeben wurden, sind im Besitze der Frau Florence Starling, geb. Sieveking, London. Ihr Sammler war der Groſsvater dieser Dame, Eduard Heinrich Sieveking (1790—1868), der Sohn des Hamburger Senators Heinrich Christian Sieveking († 1809).

a.

Weimar d. 21stn. Febr. 89.[1]

Haben Sie Dank liebster Freund für Ihre schöne und feine Beurtheilung meiner Nied. Geschichte, für Ihre Güte mir diesen Wunsch zu erfüllen, und für die Feinheit,[2] mit der Sie den großen Antheil, den Ihre Freundschaft daran hatte, zu verbergen gewußt haben. Daß Sie Sich die Mühe genommen haben, ein günstiges Licht über die gute Seite dieſes Werks zu verbreiten ist mir jezt ein um so wesentlicherer Dienst, weil es dem Himmel gefallen hat, mich in dieſe Carrière zu werfen, wo mir ein gewißer Vorschuß von Credit sehr gut zu statten kommen wird. Daß ich Ihnen noch nicht selbst geschrieben habe, wie sehr das Vergnügen, das mir meine neue Bestimung gewährt, durch die Auſſicht vermehrt wird, in näheren Umgang mit Ihnen zu leben — ist bloß der Ungewißheit zu zuschreiben, worin ich noch biß jezt über diese Sache gewesen bin, und weil ich nicht[3] voreilig seyn wollte. Sie scheint nunmehr so gut als entschieden und ich werde auf Ostern einer von den Ihrigen seyn.

Wenn meine Wünsche erfüllt werden, liebster Freund, so werden wir einen fröhlichen Zirkel zusammen ausmachen und uns das bis-

---

[1] Im Original steht fälschlich das Jahr 88, ein Versehen, das Schiller auch sonst passiert ist, vgl. Brief Nr. 290 der Gesamtausgabe von F. Jonas, Bd. II, S. 86 und 444. [2] Dieses sowie alle gesperrt gedruckten Worte sind im Original unterstrichen. [3] Aus nichts korrigiert.

chen Leben soviel möglich zu verschönern suchen. Reinhold muß auch von seiner abstrakten Lebensart etwas nachlaßen, und der Lebensfreude opfern. Man sagte mir, daß er sich durch seine verwünschten Anspannungen Zufälle zugezogen habe, die für seine Gesundheit bedenklich sind. Wahrlich das muß er bleiben laßen — denn wenn wir uns in die Charité studieren, wer dankt es uns?

Versichern Sie Reinholds und Schützens meiner Freundschaft und Liebe — ich freue mich unter euch Leutchen zu wohnen, und bilde mir schöne Erwartungen von unserm künftigen Zusammenseyn.

Auf die Recension zurück zu kommen. Ich kenne Ihre strengen Grundsätze über historische Wahrheit u. Treue — um so mehr muß ich die seltene Billigkeit bewundern, die Sie zu Beurtheilung meiner Geschichte einen Gesichtspunkt wählen ließ, wo sie sich gegen diese strenge Anforderungen am leichtesten halten kann. Wie wenige hätten dieses gekonnt — und wie viel wenigere hätten es gewollt! Der Himmel weiß, wie mir die Tante[4] in die Feder gekommen ist. Das einzige entwarf statt unterwarf[5] das Sie (Recen. p. 419) rügten, ist ein Fehler des Abschreibers. Ueber verschiedne andre Punkte, die Sie berührten, freue ich mich einmal mündlich mit Ihnen zu fechten.

Ich hoffe, Ihnen in den ersten Wochen des März einen Besuch zu machen, und einige Arrangements vorläufig zu treffen. Leben Sie recht wohl liebster Freund und erinnern Sie sich mit Liebe Ihres

Schiller

P. S. Wißen Sie etwa ein erledigtes Logis von einigen Zimmern in einem guten Hause — so laßen Sie mich Nachricht davon haben. Man soll Mühe haben, dergleichen zu erhalten, und mir ist gerathen worden, mich in Zeiten darnach umzusehen. Beim Diaconus Schorch[6] höre ich soll eines leer stehen nebst einem Lesesaal.

b.

Wohlgebohrner Herr
Hochzuverehrender Herr Doctor

Vorigen Sonnabend hatte ich das unerwartete Vergnügen, die Beurtheilung meines Gespräches über Idealismus u. Realismus,[1] mit

---

[4] Vgl. Recens. (Jen. A. L. Z. Montags den 16. Februar 1789): ... wenn z. B. S. 131 die Herzoginn Maria von Burgund die Urgroſstante der Margaretha von Parma genannt wird ...!. [5] Bezieht sich auf den Satz 'Eine geschmeidige Klugheit entwarf ihm die Dinge (S. 203)', der von H. als eines der wenigen falschen Bilder angezogen wird. [6] Mit Hilfe des Schützschen Ehepaares (vgl. Brief vom 10. März) mietet er sich schlieſslich bei 'zwei alten Jungfern ein, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig sind' (Brief vom 13. Mai).

[1] David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus. Ein Gespräch. Breslau 1787.

einem sehr verbindlichen Schreiben der Expedition der Allg. Lit. Zeit. zu erhalten; und ich wende mich an Ew. Wohlgeboren, um bey denenselben die Versicherung meiner großen Erkenntlichkeit niederzulegen.

Die philosophischen Einwürfe meines Recensenten [2] werde ich nicht außer Acht laßen, und ich hoffe er soll, wenn ich ihrer öffentlich gedenke, wenigstens eben so viel Ursache haben zufrieden mit mir zu seyn, als ich es mit ihm bin.

Ueber die Behauptung habe ich mich gewundert: das Wort Belief hätte im Englischen den Nebenbegriff nicht, den das deutsche Glaube durch den theologischen Gebrauch erhalten hätte. Der Recensent brauchte nur das erste beste etwas ausführliche englische Wörterbuch aufzuschlagen, um vom Gegentheil überführt zu werden. In dem von Johnson selbst aus seinem größern Wörterbuche gemachten Auszuge,[3] sind bey dem Worte Belief sechs Bedeutungen angegeben. 1. Credit given to something which we know not of ourselves. 2. The theological virtue of faith; firm confidence of the truths of religion. 3. Religion; the body of tenets held .... 6. Creed; a form containing the articles of faith. — Die sechs Bedeutungen hat Herr Adelung in seinem Wörterbuche übersetzt; die erste aber etwas unrichtig. — In Ainsworth[4] finden Sie: Belief, fides; The Belief, symbolum Apostolicum. Im Boyer:[5] Belief, foi, créance, ou croyance. The articles of our belief, les articles de notre foi. — — Wie würde der Recensent Unbeliever geben, wenn er Faith dabey gebrauchen wollte?

Wichtiger als dieser philologische Irthum ist ein historischer, der unmittelbar vorher geht, u. vermöge deßen von mir gesagt wird, ich hätte, als in der vollkomensten Darstellung meines Systems gehörig, auch alle diejenigen Sätze in den Resultaten des seel. Wizemanns (!)[6] anerkannt, die er ausdrücklich als seine eigene, besondre u. verschiedene Meinung vorträgt, nachdem er der meinigen mehrere Gründe, nicht ohne Lebhaftigkeit, entgegen gesetzt hatte. Aber ich mag es in jeder Beziehung wohl leiden, mit diesem edlen jungen Manne identifiziert — so wie mit gewißen verwirrten Köpfen,[7] einem Lavater, Herder, Hamann u. König Salomo, mitgefangen und mitgehangen zu werden.

---

[2] All. Lit. Ztg., Mittwochs, den 16ten April 1788. [3] A Dictionary of the English Language ... Abstracted from the folio edition, by the author. London 1756; in 8. Auflage 1786. [4] Thesaurus linguae Latinae 1761. [5] Dictionnaire Royal, Francois et Angloi. La Haye 1702. [6] Über Thomas W. Wizenmann, den Freund Jacobis, vgl. ADB 43, 678; gemeint ist dessen anonym erschienene Schrift 'Die Resultate der Jacobi'schen und Mendelssohn'schen Philosophie ...' (Leipzig 1786). [7] Vgl. Recension: 'Es ist ein verzeihlicher Irrthum, wenn ein braver Mann, den man in schlechter Gesellschaft findet, verkannt wird. Das ist aber der Fall, wenn ein Mann von Hn. J. (speculativem Geiste .... sich zu so verwirrten

Hier würde ich mir noch die Freyheit nehmen, auf Veranlaßung einer Stelle am Anfange und am Schluße[8] der Beurteilung meines David Hume, Ew. Wohlgeboren, als einem der Vorsteher der Allg. Lit.-Zeit., einige Bemerkungen, weniger in Rücksicht auf mich selbst u. die gegenwärtige Recension, als auf andre Schriftsteller u. öfter widerkommende Urtheile, aus demselbigen Gesichtspunkte, den jüngst Herr Becker über die Unrechtmäſsigkeit des Negernhandels gegen H. Prof. Meiners[9] nahm, gehorsamst vorzuschlagen, weñ nicht eine ziemlich ernsthafte Unpäßlichkeit mich zum schreiben ganz unfähig machte.

In Hoffnung daß Ew. Wohlgebohren es nicht ungeneigt aufnehmen werden, werde ich die Ehre haben denenselben künftige Woche 2 Exempl. des Alexis,[10] französisch und deutsch zu überschicken, wovon ich das eine Herrn Profeßor Schütz zustellen u. mich demselben bestens empfehlen zu laßen gehorsamst bitte.

Mit aufrichtiger Verehrung und herzlicher Ergebenheit

Ew. Wohlgebohren

gehorsamster und
verbundenster Diener
F. H. Jacobi

Pempelfort bey Düßeldorf d. 30t. April
1788.

c.[1]

Der Buchhändler Fröhlich wiederholte mir gestern mündlich seinen Wunsch, daß doch das Athenaeum in der Allg. Lit. Zeitung möchte angezeigt werden. Nun ist ein Jahr seit seiner Erscheinung verfloſſen, da man doch sonst bedeutende Zeitschriften gleich bey ihrem Anfange anzuzeigen pflegt, welches auch in der That der schickliche Moment dazu ist. Überhaupt könnte ein Mitarbeiter, wie ich der ALZ. seit mehr als drey Jahren gewesen bin wohl mehr Erwiederung bey ihr finden. Noch nie hat die ALZ., weder mich noch meinen Bruder auf eine Art anerkannt, wie wir es erwarten konnten; dieses Stillschweigen ist bey der weitläuftigen Verbreitung über die gleichgültigsten Gegenstände so auffallend, daß es denen, welche die Gesinnungen der Redaktoren gegen uns nicht kennen, absicht-

Köpfen gesellt, als Lavater und einige andre von denen, die er mit Wohlgefallen anführt.' [8] Gemeint ist wohl neben der unter Anm. 7 angeführten, eine Stelle im Schluſsabsatz gegen jene 'schalen und seichten Schriftsteller, die mit ihm nichts gemein haben als einige Ausdrücke' ... [9] Christoph M. Meiners; über die Rechtmäſsigkeit des Negernhandels im Göttinger histor. Magazin II, S. 398—416; vgl. über ihn ADB 21, 224. Becker? vielleicht Rudolf Zacharias B., der Herausgeber des Allg. Reichs-Anzeiger; ADB 2, 228. [10] Alexis oder von dem goldenen Weltalter, Riga 1787.

[1] Ohne Datum; doch wird der Brief kurz vor dem 30. Oktober 1799 anzusetzen sein, dem Datum des Schlegelschen Abschiedes von der Allg. Lit. Zeitung (Böcking, Werke XI, 427).

lich erscheinen muß. Auf die Art wie der erste Band meines Shakspeare[2] ist die neue Ausgabe des Eschenburgischen[3] ebenfalls, unmittelbar nach der Erscheinung, angepriesen, und zwar so als ob meine Übersetzung gar nicht vorhanden wäre, so daß jenes dadurch so gut wie zurückgenommen ist. Ich muß daher erklären, daß ich nichts mehr für die AL.Z arbeiten werde, bis sie ihre Schulden gegen mich auf eine befriedigende Art abträgt. Dieß habe ich schriftlich gesagt, damit Sie es, wenn es Ihnen gut dünkt, Ihrem H. Kollegen in der Redakzion, mittheilen können, u. weil etwas, das ein bloß litterarisches Verhältniß betrifft, unsern freundschaftlichen Umgang nicht stören darf.

A. W. Schlegel.

[2] Allg. Lit. Zeitg., Mittwoch 1. Nov. 1797 (2 Stücke). [3] Ebd. Dienstag 5. Junius 1798.

London. R. Priebsch.

Chatterton-Literatur.

Bei wenigen modernen Dichtern mufs die Literatur, die dem Biographen zu Gebote steht, mit so grofser Vorsicht behandelt werden wie bei Thomas Chatterton. Das Phantasiegewebe, das sich um das kurze Leben des merkwürdigen Dichterknaben von Bristol geschlungen hat, ist heute so dicht, dafs die Aufgabe für den Forscher in erster Linie eine kritische sein mufs. Die einzelnen Fäden des Gewebes müssen bis zum Anfang zurückverfolgt werden, um zu bestimmen, ob sie an Wahres anknüpfen. Es gehört gewifs eine starke Selbstverleugnung dazu, sich durch keine romantische Anekdote von diesem kritischen Wege ablenken zu lassen, um so mehr, da man bald gewahr wird, dafs die ursprünglichen und zuverlässigen Quellen sehr spärlich fliefsen. Doch mufs dieser Versuch, dem bisher noch alle Biographen aus dem Wege gegangen sind, einmal gemacht werden, um endlich ein einigermafsen richtiges Bild dieser merkwürdigen Erscheinung der englischen Literaturgeschichte zu erhalten.

Nur sehr wenige Briefe von Chatterton sind uns aufbewahrt, von denen mehr als die Hälfte auf die vier Monate seines Londoner Aufenthalts fallen. Sie sind alle psychologisch höchst interessant, wenn auch die Ausbeute für Lebenstatsachen sehr gering ist und wir bei deren Beurteilung sehr die Seelenstimmung des Schreibers in Betracht ziehen müssen. Den frühesten und besten Bericht über das Leben des Dichters bietet uns ein Brief, den die fast vier Jahre ältere Schwester Chattertons, Mrs. Mary Newton, an Sir Herbert Croft, den Verfasser des

Wertherromans 'Love and madness',[1] im Jahre 1778 schreibt. Die Daten und Tatsachen, die sie angibt, sind durchaus zuverlässig, die Anekdoten aus der gemeinsam verlebten Kinderzeit sind überzeugend durch die einfache Schlichtheit ihrer Darstellung.

Eine Ergänzung hierzu sollten die Erinnerungen an die Familie Chatterton von Mrs. Edkins[2] werden. Mrs. Edkins war eine Schülerin von Chattertons Vater und Freundin seiner viel jüngeren Frau, der sie in ihrem Witwenstande mit Rat und Tat geholfen hat. Diese nahen Beziehungen zu den Chattertons veranlafsten im Anfange des 19. Jahrhunderts, also 30—40 Jahre nach dem Tode des Dichters, einen in Bristol ansässigen Mr. Cumberland, die mehr als siebzigjährige Frau zu interviewen. Mr. Cumberland schrieb ihre Erzählungen, wie die von sechs bis sieben anderen Tanten und Gevattern von Chatterton, auf für einen Londoner Kupferstecher R. H. Cromek, der augenscheinlich die Absicht hatte, ein Leben Chattertons zu schreiben, der aber starb, ehe er sein Material gestalten konnte. Von ihm kam es dann später in Dix' Hände, der es als Anhang zu seiner Biographie druckte. Chatterton war zurzeit der Cumberlandschen Aufzeichnungen schon eine mythische Persönlichkeit in Bristol geworden, eine ganze Reihe von Fabeleien, die über ihn in Umlauf waren, sollte nun die alte Dame als einzige überlebende Zeugin[3] des Chattertonschen Hauses mit ihrer Autorität bekräftigen, und sie tat dies auch gern. Der ganze Bericht macht den Eindruck des Geschwätzes einer alten Dame: wenig Tatsachen, viel oberflächlicher Klatsch und oberflächliche Charakteristik; der einzige Gewinn ist, dafs uns hier die Atmosphäre des täglichen Lebens, in der Chatterton erwuchs, entgegenweht. Überall aber, wo dieser Bericht in Widerspruch mit Tatsachen, die von Mutter und Schwester ausgesprochen werden, kommt, ist er völlig abzuweisen. Von Augenzeugen haben wir ferner eine Reihe von Berichten in Briefen von Freunden Chattertons, nach seinem

[1] Abgedruckt in *Chatterton's Works* ed. by Southey and Cottle III, S. 459.

[2] Zuerst abgedruckt von Dix, *Life of Chatterton*, 1837, appendix.

[3] Nach ihrem Berichte macht es den Eindruck, als wenn sie selbst Hausgenossin der Familie war, doch ist auch dies durchaus nicht sicher.

Tode an Beteiligte in dem Gelehrtenstreite über die Verfasserschaft der Rowley-Gedichte geschrieben. Sie sind alle verdächtig in ihrer Glaubwürdigkeit, da diese Freunde Chatterton innerlich nicht nahe standen und er zu keinem offen war. Die meisten waren zudem noch so jung, als sie mit Chatterton verkehrten, dafs sie ein wirkliches Urteil über ihn nicht haben konnten. Alle waren sehr stolz darauf, dafs sie in dem berühmten Gelehrtenstreit eine Rolle spielen durften, und standen sämtlich unter dem Eindruck, dafs nur eine Gelehrtenmarotte die Echtheit der Rowley-Poems bezweifeln könne. Ihrer Meinung nach war jedenfalls Chatterton aufser stande, der Verfasser zu sein. Was wir also zur Charakteristik der Persönlichkeit daraus lernen können, ist äufserst wenig. Am schlimmsten ist hierin ein gewisser Thistlethwaite, der aufgeblasenste unter ihnen, der mit wichtigtuender Grofssprecherei einen Brief an den Dechanten von Exeter, Mr. Milles,[1] schreibt. Er sucht darin zu beweisen, dafs er den Freund von der Schule an übersehen habe und weit eher selber die umstrittenen Gedichte geschrieben haben könne. Die Tatsachen, die er mitteilt, widersprechen sich zum Teil selbst, sein Zeugnis fiele am besten ganz fort.

Mit gleicher Vorsicht sind alle biographischen Skizzen zu behandeln, die in den zahllosen Rowley-Streitschriften[2] eingebettet sind. Abgesehen davon, dafs sie alle mit vorgefafster Meinung geschrieben sind, stützen sie sich auf diese Bristoler Berichte. Auch die, welche Chattertons Verfasserschaft anerkennen, sind nicht zuverlässig, teilweise aus Ungenauigkeit, wie Warton,[3] obgleich bei ihm eine Reihe wichtiger Bemerkungen sich finden, teils aus persönlicher Gereiztheit, wie Walpole,[4] der gern

---

[1] Zuerst gedruckt in Milles' *Edition of Rowley's poems* 1782, dann *Works*, 1803, III S. 466 ff. Hier sind auch die anderen Freundesbriefe abgedruckt.

[2] Eine Aufzählung der hauptsächlichsten Schriften im Rowley-Streit in *Dictionary of national biography* Bd. X S. 152 f.

[3] Warton, *History of English poetry*, 1778, vol. II sec. VIII S. 139—64 (in der Ausgabe 1871 fortgelassen). Warton, *Enquiry into the authenticity of the poems attributed to Thomas Rowley*, 1782.

[4] *Letter to the edition of the miscellaneous of Th. Chatterton*, 1778; Abgd. *Gentlemen's magazine*, 1782, S. 189 ff.. 247 ff., 300 ff., 347 ff.

den Charakter des Dichters so häßlich wie möglich schildern möchte.

Von längeren Lebensbeschreibungen ist die erste von Sir Herbert Croft in seinen Wertherroman *Love and madness*[1] eingefügt. Trotz all der sentimentalen Romantik, in die Croft das Lebensbild des Dichters hineingestellt hat, sieht es uns doch mit ziemlicher Wahrhaftigkeit an. Herbert Croft hat sich, allerdings, wie es scheint, in etwas ungroßmütiger Weise, das Material aus der besten Quelle, bei Mutter und Schwester geholt und über die letzten Lebensmonate in London die Hausgenossen von Chatterton, wie auch die Totenzeugen ausgefragt, zu einer Zeit, da die Erinnerung an den jungen Selbstmörder noch nicht ganz erloschen war. Herbert Croft, der Chattertons Rowley-Fiktion völlig durchschaute, hatte den guten Takt, die Romantik der Wahrheit in diesem Leben zu erkennen; einige Irrtümer sind auch ihm untergelaufen, doch sind es meist ehrliche Gedächtnisfehler. Einiges weniges Ergänzende findet sich in dem Berichte, den der junge Shakspere-Fälscher Ireland in seinen *Confessions*[2] bringt.

Joseph Cottle, der eine Herausgeber der Werke Chattertons, hat sich zu verschiedenen Malen[3] mit dem Leben seines Landsmannes beschäftigt, doch ist er als Bristoler Kind jedem Stadtklatsch nachgelaufen und hat daher sehr viel zur Vermehrung der Irrtümer beigetragen.

Die erste selbständige Lebensbeschreibung verfaßte Gregory.[4] Im ganzen noch frei von Irrtümern, doch höchst kahl, auch zeigt die moralisierende Tendenz der Biographie ihren Helden in ganz falscher Beleuchtung.

Chalmers[5] kurzer Lebensabriß ist nichts weiter als eine

---

[1] *Love and madness*, 1780, S. 99 ff.

[2] Ireland, *Confessions*, 1802, S. 12 ff.

[3] Joseph Cottle, *Malvern Hills, poems and essays*, 1829, I 4—7, II 380—432; *Early recollections of Coleridge and Southey*, 1837, I S. 256 ff. Price, *Memorials of the Camynge family*, 1854. Ein Brief Cottles an Hearne.

[4] Ursprünglich Kippis *Biograph. Brit.* IV 578—619, später als Einleitung zu *Works*, 1803, Bd. I S. I ff.

[5] Chalmers *English poets*, 1810, XV S. 367 ff.

Schmähschrift, durch die der Dichter zu einem verkommenen Monstrum gemacht wird.

Alles aber, was sich bisher als Schlinggewächs um die historische Gestalt des Dichters geschlungen hatte, war doch ein leichtes Rankenwerk im Vergleich mit dem dichten Gewirr, mit dem sie im Jahre 1837 durch die Biographie von John Dix[1] eingehüllt wurde. Dix war ein notorischer Fälscher, er nahm alle bisherigen Irrtümer an und hat dazu eine wahre Anhäufung von falschen Tatsachen, schiefen Beurteilungen und absichtlichen Fälschungen gebracht. Man sollte bei jeder neuen Tatsache, die sich nicht weiter als auf ihn zurückführt, aufs äufserste argwöhnisch sein. Im Anhang bringt Dix die schon besprochenen Aufzeichnungen von Cumberland und die völlig irreführende Untersuchung von Tyson über ungedruckte Gedichte von Chatterton. Von späteren Fälschungen, die auf Dix zurückgehen, wird weiter unten die Rede sein. Willcox' ausführliche biographische Einleitung[2] zu Chattertons Gedichten benutzt Dix als Quelle und hat äufserst geringen Wert als Darstellung.

1869 erschien darauf eine ausführliche Arbeit von Professor Wilson,[3] die den Anspruch macht, die Standard-Biographie des Dichters zu sein. Der Verfasser ist mit grofser Begeisterung für seinen Helden an die Arbeit gegangen und sucht als erster seinem Charakter möglichst gerecht zu werden und möglichst umfassend dieses Leben und Schaffen nach allen Seiten zu durchforschen, so dafs namentlich für die Werke einige neue wertvolle Untersuchungen hinzugekommen sind. Das ist aber auch alles, was man zu Gunsten dieses Buches sagen kann; den Quellen gegenüber ist Wilson ganz unkritisch und fügt zu den alten Irrtümern noch neue hinzu.

Von geringem Wert ist die Einleitung zu W. Skeats Ausgabe der Gedichte Chattertons[4] von Edward Bell, die gar nicht über Wilson hinausgeht und auch den wildesten Fabeleien noch eine Möglichkeit zugesteht.

---

[1] John Dix, *A Life of Chatterton*, 1837.

[2] *The poetical works of Chatterton, with notices of his life*, 1844.

[3] Daniel Wilson, *Chatterton, A biographical study*, 1869.

[4] *The poetical works of Chatterton ... with a memoir by Edward Bell*, 1891.

Von Bristol aus ist dann in neuer Zeit, allerdings mit wenig Erfolg, etwas kritisches Licht in dieses Dunkel geworfen worden. Mr. William George,[1] ein eifriger Chatterton-Forscher, hat einige interessante neue Tatsachen ermittelt. Darauf hat Latimer in seinen Annalen Bristols im 18. Jahrhundert in einem kurzen Abschnitt über Chatterton die fest beglaubigten Tatsachen des Lebens zusammengestellt, jedoch ist das nur ein ganz mageres Gerippe. Der Artikel in dem Lexikon der englischen Biographie[2] von Charles Kent ist wohl etwas vorsichtiger wie die meisten Biographien, doch ist auch er weit entfernt, eine wirklich reinigende Kritik vorzunehmen. Die neueste Biographie ist in deutscher Sprache erschienen.[3] Diese Arbeit hat das große Verdienst, daß hier zuerst der Versuch einer ästhetischen Würdigung der Werke des Dichters, besonders der Rowley-Gedichte, gemacht ist, der bisher sämtliche Biographen aus dem Wege gegangen sind. Eine Ausnahme machte nur die kleine Schrift von Buxton-Forman,[4] die in aller Kürze eine ausgezeichnete Charakteristk Chattertons als Dichter gibt.

Helene Richters Biographie zeigt auch einige Ansätze dazu, Chatterton in seiner Zeit als Dichter des 18. Jahrhunderts darzustellen, doch ließe sich hier noch viel mehr sagen. Was aber die kritische Behandlung der biographischen Quellen anbetrifft, läßt die Verfasserin alles zu wünschen übrig; auch hier wird die Kritik zu Gunsten der romantischen Ausmalung des Bildes unterdrückt und das vorhandene Material gläubig als echte Quelle benutzt.[5]

Auch die Werke Chattertons setzen dem Biographen größere Schwierigkeiten als die anderer Dichter entgegen. Sie zerfallen

[1] W. George, *New facts of the Chatterton family*, 1883.

[2] *Dictionary of national biography* Bd. X 143 ff.

[3] Helene Richter, *Thomas Chatterton*, 1900.

[4] *Chatterton and his latest editors*, London 1874.

[5] In obiger Besprechung sind nur die Hauptwerke angeführt; auf solche Arbeiten, wie *Chatterton, an essay* von S. R. Maitland (1857) und *Chatterton, a story of 1770* von Masson (1875), bin ich nicht eingegangen, da sie Spätblüten des Rowley-Streites sind. Die Dramen über Chatterton von Heinrich Blau und Alfred de Vigny gehören von vornherein in ein anderes Kapitel, da sie sich selbst als Fiktionen, allerdings sehr verunglückte, geben.

in zwei streng geschiedene Klassen: die von Chatterton in modernem Englisch geschriebenen, gröſstenteils von ihm selbst veröffentlichten Gedichte und Abhandlungen und den groſsen Cyklus seiner Schöpfungen, die er zu seinem Rowley-Roman verflocht, und von denen er nur ein einziges selbst veröffentlicht hat. Die letzteren, auf denen allein sein Anspruch ruht, unter die bedeutenden Dichter Englands gerechnet zu werden, scheinen uns in ziemlich gutem Zustande und, soweit als möglich, vollständig überliefert zu sein.

Es ist jedenfalls ein glücklicher Umstand, daſs der erste Herausgeber[1] ein guter Philologe war. Tyrwitt hat die Manuskripte teils in Chattertons, teils in Calcotts und Barretts Handschrift von diesen beiden Besitzern erhalten und nach den Handschriften genau nachgedruckt.[2] Die zweite Ausgabe in einem Quartprachtband von Milles,[3] dem unbeirrbaren Vertreter Rowleys, ist mit Skeats Worten 'zugleich die sorgfältig fleiſsigste und vom philologischen Standpunkt aus die wertloseste'.

Die erste Gesamtausgabe der Werke Chattertons ist von Southey und Cottle;[4] zu den Rowley-Poems sind hier einige neue hinzugekommen, sonst sind sie nach Tyrwitt gedruckt. Die Sammlung der Gedichte in modernem Englisch ist hier zuerst vorgenommen, leider in völlig willkürlicher Reihenfolge. Apokryph sind hier nur einige Prosastücke. Die Ausgabe von 1844 von Willcox[5] bringt zwar eine andere, aber keine bessere Ordnung.[6]

Die jüngste und nach vielen Richtungen höchst verdienstliche Ausgabe ist die von Professor Skeat.[7] Der Text ist kritisch und sorgfältig durchgesehen und mit höchst nützlichen Noten im Anhang erläutert. Der zweite Band enthält die Rowley-Gedichte und eine kleine Auswahl dazu gehöriger Prosastücke. Skeat

---

[1] *Poems supposed to have been written at Bristol by Thomas Rowley and others* ed. by Thomas Tyrwitt, 1777.

[2] Ein sehr guter Bericht hierüber findet sich bei Skeat II 327—346.

[3] *Poems supposed to have been written at Bristol in the fifteenth century by Thomas Rowley* by Jeremiah Milles D. D. Dean of Exeter, 1782.

[4] *The works of Thomas Chatterton*, London 1803.

[5] *The poetical works of Th. Chatterton*, 1844.

[6] Einen guten Bericht über die Ausgaben gibt Skeat a. a. O. II, XXXIII.

[7] *The poetical works of Thomas Chatterton*, London 1891 (Aldine-edit.).

hat hier die zuerst von Wilson ausgesprochene Forderung erfüllt, die Gedichte ins Neuenglische zu übersetzen,[1] und hat damit erst ihre rein poetische Schönheit einem weiteren Publikum zugänglich gemacht. Ein einleitender Essay gibt uns ein klares Verständnis für die Quellen der Sprache, die Chatterton sich geschaffen hat, und stellt übersichtlich die zwingenden Gründe, die seine Verfasserschaft beweisen, zusammen. Der erste Band enthält die modern englischen Gedichte, hier endlich chronologisch geordnet und mit Erläuterungen ihres ersten Druckes oder sonstiger Quellen. Leider sind aber in diesen Band, und zwar hier zum erstenmal in einer Gesamtausgabe, eine Reihe von apokryphen Gedichten aufgenommen, veranlafst durch den falschen Spürsinn von Tyson oder die direkten Fälschungen von Dix.[2] Hoffentlich werden diese in einer späteren Auflage fortbleiben.

Es soll nun in dem Folgenden der Versuch gemacht werden, der Entstehung der Legenden bis zu ihrem Ursprung nachzugehen und damit zuerst die historische Gestalt des jungen Dichters freizulegen. Allen Biographen Chattertons ist ein Zug gemeinsam: der Wunsch, nicht nur möglichst früh etwas von seinem Leben erzählen zu können, sondern auch die sicheren Ereignisse zeitlich immer weiter hinaufzuschieben. Es ist dies erklärlich; da das ganze Leben nur $17^3/_4$ Jahre gedauert hat, so möchte man nach der Kindheit hin den Wirkungskreis erweitern und das Wunderbare dieses psychologischen Phänomens noch wunderbarer gestalten. Chatterton war nun aber, wenn wir vorurteilslos die Quellen lesen, kein aufsergewöhnlich frühreifes Kind. Zweier Dinge erinnert sich die Schwester aus seiner frühesten Jugend: seines Wunsches, sich hervorzutun, und der Mühe, die ihm das erste Lernen gemacht hat. Dafs sie sich des ersteren erinnert, ist wohl erklärlich, da den Frauen in seinen späteren, namentlich in den letzten Jahren sein unbändiger Stolz, der ein treibendes Hauptmotiv für seine ganze Lebenslaufbahn geworden ist, manche bange Stunde gemacht haben wird und sie der Anekdoten aus seiner frühen Kinderzeit, die Mrs. Newton erzählt, oft genug

[1] Leider sind, wie schon Buxton-Forman hervorgehoben, die Verweise auf die von Chatterton gebrauchten Worte in den Fufsnoten und im Anhang nicht vollständig.

[2] Hierüber weiter unten.

gedacht haben werden. In diesen wenigen Anekdoten, wie er als Kind alle seine Spielgefährten zu seinen Dienern machte, wie er Mutter und Schwester Putz versprochen habe, wenn er grofs sei, erkennen wir schon genau den Siebzehnjährigen, der für das erste und einzige überflüssige Geld, das er in London verdient hatte, den Frauen daheim allerlei glänzenden, aber unnützen Kram schickt, den man den Nachbarn zeigen kann als das Geschenk des Sohnes, der in der Fremde weilt. Ebenso pafst dazu, dafs seine Lust am Lernen durch die glänzenden Initialen eines Musikmanuskriptes erweckt wurde, dafs er sich stets weigerte, aus kleinen Büchern zu lesen; alles dieses zeigt uns den geistigen Keim, aus dem sich der eigentümliche spätere Charakter entwickelte. Was dann Mrs. Edkins dazu berichtet, ist wertlos, so ausführlich und selbstgefällig auch all der kleine Klatsch ausgeführt ist. Die Charakteristik ist so oberflächlich, dafs man sie im einzelnen kaum zu widerlegen braucht. Wenn sie erzählt, dafs die Mutter oft gefürchtet hätte, er könnte verrückt werden wegen seines seltsamen Benehmens, so erklärt sich das, dafs Mrs. Edkins nur zu oft später nach seinem Selbstmord von seiner Verrücktheit hat sprechen hören und dies nun halb bewufst, halb unbewufst in so frühe Zeit verlegt. Dem entgegen erklärt die Schwester: 'Ich erinnere mich an nichts Besonderes, bis er zur Schule ging, was in seinem achten Jahre war.' Dies Datum stimmt genau: sieben Jahre und acht Monate war der Knabe, als er in die Armenschule von Bristol, das Colstonhospital, aufgenommen wurde. Wir müssen im Auge behalten, dafs Mrs. Newton aufserordentlich genau in ihren Daten, die wir nachweisen können, ist. So heifst es: er wurde vierzehn am 20. November und Lehrling am 1. Juli darauf. Auch dieses wichtige Datum stimmt. Am 1. Juli 1767 — er war vierzehn Jahre und sieben Monate — lief Chattertons Schulzeit ab, und er wurde zu einem Notar als Schreiber gebracht. Dazwischen erzählt sie, dafs der Bruder mit zehn Jahren sein schmales Taschengeld ausgab, um sich Bücher in der Leihbibliothek zu holen — dies ist gewöhnlich die Zeit, in der Kinder ihre erste Lesewut mit allem Gedruckten, was sie erlangen können, befriedigen. Chattertons eigentümliche Geistesanlage, zugleich sein gesammelter Intellekt und der Wunsch, anderen zu imponieren, wird dadurch

charakterisiert, dafs er zwischen elf und zwölf Jahren einen Katalog von 70 Büchern, die er gelesen hat, aufschrieb. Darauf heifst es weiter: 'Mit zwölf Jahren wurde er von dem Bischof konfirmiert: Er machte sinnvolle ernste Bemerkungen über das Ehrwürdige der Ceremonie und seine eigenen Empfindungen und Überzeugungen. Bald danach, in der Woche, in der er Türschliefser war, machte er einige Verse über den letzten Tag, ich glaube, etwa 18 Zeilen; schrieb das neunte Kapitel des Hiob und nicht viel später einige Kapitel des Jesaiah ab.' Natürlich war bei den Chatterton-Forschern der Wunsch aufserordentlich grofs, diese von der Schwester genannten Gedichte zu finden. Ein Mr. Tyson machte sich daran, das Bristoler Lokalblatt zu diesem Zwecke durchzustöbern, und siehe da, sein Suchen wurde belohnt. Felix Farleys Journal war ein typisches Lokalblättchen, in das die poetischen Gemüter Bristols mit Vorliebe ihre Gaben niederlegten. Dort fand Tyson ein kleines Gedicht: *On the last Epiphany, or Christ coming to judgment,* das 16 Zeilen lang war, also 'beinahe' die Länge, die Mrs. Newtons Brief forderte. Wir haben zwar nicht den geringsten Anhalt, dafs Chatterton damals in Felix Farleys Blatt schrieb, es wäre auch psychologisch völlig unerklärlich, warum er der Schwester, wenn sie um seine Dichterschaft wufste, nichts von der Veröffentlichung des Gedichtes gesagt haben sollte, abgesehen davon, dafs sie das Gedicht, das sie ja kannte, in dem Blatte hätte lesen müssen, doch könnte dies noch hingehen. Es mufste aber eine andere Schwierigkeit überwunden werden. Das Gedicht ist veröffentlicht am 8. Januar 1763, damals war Chatterton erst gerade zehn Jahre alt. Mrs. Newton aber sagt ausdrücklich, dafs der Anlafs für dieses Gedicht seine Konfirmation gewesen sei; so mufste eben Mrs. Newton sich geirrt haben und der Bruder spätestens um Weihnachten, als er eben erst zehn Jahre alt geworden war, konfirmiert werden! Mrs. Newton aber ist, wie wir gesehen haben, sehr genau in ihren Daten, zwölf Jahre war auch das ganz normale Alter für die Feier, und Chatterton hat regelmäfsig die Schule vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre durchgemacht. Wenn trotzdem sämtliche Biographen ohne den geringsten Zweifel Tyson gefolgt sind, so liegt das ausschliefslich an der Freude, nun endlich auch die gewünschte frühe Leistung für den zehn-

jährigen Knaben zu haben. Man hatte sich bisher mit drei kleinen Jugendgedichten begnügen müssen, die alle drei durch Sir Herbert Croft erhalten sind. In *Love and madness* teilt Croft nun eines davon mit, ein satirisches Stück: *The apostate will.* Croft hält dies Gedicht für Chattertons frühestes; es ist datiert den 14. April 1764. Elfeinhalb Jahre war der jugend-Dichter, auch für dies Alter eine gute Leistung. Der Stoff, den er wählte, ist sehr erklärlich, gerade für einen Colstonschüler, der in dem von dem Gründer her traditionellen Hafs gegen das Sektenwesen erzogen war und hier einen dieser Sektengänger, die überall da unterschlüpfen, wo sie ein vorteilhaftes Plätzchen sehen, schildert. Bristol ist ja einer der Hauptplätze für diese Sektenkämpfe gewesen, und Namen wie Wesley, Young, Bingham[1] und Stillingfleet, die hier genannt werden, sind einem Bristoler Kinde jener Tage wohl geläufig gewesen, auch wenn er ihre gelehrten Werke nicht gelesen hat.

Dies Gedicht hat Croft aus einem Notizbuch, das der Mutter gehörte, nach Chattertons Handschrift abgeschrieben. Gregory[2] erzählt nun, dafs die Schwester ihm ein Notizbuch als Neujahrsgabe geschenkt, das er ihr nach einem Jahre mit Schriften, besonders Poesie, angefüllt wiedergegeben habe. Leider gibt Gregory eine falsche Quelle, nämlich Mrs. Newtons Brief, an, und ich habe die richtige auch nicht finden können.

Die beiden anderen Gedichte sind in Crofts Handschrift in einem Bande von Chattertons Werken mit der Bemerkung eingetragen: 'Diese Gedichte schrieb Chatterton, als er ungefähr elf Jahre alt war.' Leider ohne weitere Angabe, möglicherweise stammten sie auch aus dem Notizbuch. Das eine ist eine *Christmas' hymn,* die stark nach einem Schulexercitium aussieht, wenn man solche in Colstone school voraussetzen dürfte, das zweite, ein Fragment, *Sly Dick,* ist wieder eine Satire, eine Nachahmung von Gays Fabel *The miser and Plutus,* wie der sehr ähnliche Anfang zeigt, hier wie dort erscheint ein nächtliches Gespenst einem Geizhals. Nun fand Tyson wieder in Felix Farleys Journal, genau ein Jahr später wie das erste, 7. Januar 1764

[1] Siehe Skeat I S. 8.
[2] Siehe *Works,* 1803, I S. x.

veröffentlicht, ein Gedicht, *The churchwarden and the apparition* betitelt, das ebenfalls in seinem Anfange auf Gay zurückgeht, auch eine Geistererscheinung schildert, aber sich auf eine Lokalgeschichte bezieht. Auch dieses hat Tyson Chatterton zugeschrieben, während der umgekehrte Schlufs wohl wahrscheinlicher ist, dafs Chattertons kleiner Versuch eine Nachahmung dieses Gedichtes ist, das Latimer[1] Phillips, dem Unterlehrer in Ch.s Schule, zuschreibt, allerdings auch nur auf den Grund, dafs Phillips ein eifriger Mitarbeiter von Felix Farley war. Möglich wäre es ja, dafs dies Thema eins von denen war, mit denen Phillips mit den älteren Schülern der Schule in poetischem Wettstreit trat.[2] Gays Fabeln waren damals sicher in den Händen der Schüler, und Chattertons Gedicht wäre dann auch ein Versuch, mit teilzunehmen an den poetischen Versuchen der Colstonschüler, was auch den ähnlichen Anfang der Gedichte näher beleuchten würde.

Für Chattertons Verfasserschaft von *The churchwarden and the apparition* spricht nichts. Wir werden uns also wohl nach wie vor mit den von Croft mitgeteilten Kindheitsgedichten von Chatterton begnügen müssen.

In dem eben erwähnten apokryphen Gedichte wird die Niederlegung eines alten Steinkreuzes im Kirchhof von St. Mary Redcliffe und die Applanierung der Gräber gegeifselt. Wie sehr diese Angelegenheit die Bürgerschaft von Bristol erregt hat, zeigt das Lokalblatt, das eine Zeitlang voll von Angriffen auf den Kirchenvorstand war, der dies anbefohlen hatte. Ein solcher Angriff, ein Prosabrief an den Herausgeber, unterzeichnete sich *'Fullford, the gravedigger'*. Ich lasse hier Tysons Worte folgen als Probe seiner Schlufsfolgerung: 'Irgend eine Beweisführung anzutreten, dafs dies von Chatterton geschrieben, würde heifsen, des Lesers Urteil zum besten haben, denn keinem anderen Menschen als dem Verfasser der *Bristowe tragedy* würde eine solche Unterschrift eingefallen sein.' Zur Erklärung sei hinzugefügt, dafs in der Ballade *The Bristowe tragedy, or, the*

[1] Latimer, *Annals of Bristol in the eighteenth century printed for the authors*, 1893.

[2] Siehe Thistlethwaites Brief, *Works*, 1803, III 467.

deathe of Syr Charles Bawdin[1] der Name Fullford gar nicht vorkommt, daſs es nur festgestellt ist, daſs unter König Edward IV. ein Sir Balduin Fulford hingerichtet worden ist, dessen historische Persönlichkeit möglicherweise Chatterton für sein Gedicht als Sir Charles Bawdin im Auge gehabt hat. Willcox[2] macht zwar schon hierauf aufmerksam, trotzdem nehmen sonst alle Biographen[3] diese Entdeckung Tysons an und bewegen sich mit ihm in dem Zirkelschluſs: Folglich ist damals schon die Gestalt Fulfords, die er in der Ballade behandelt, ihm im Gedächtnis gewesen.

Es läſst sich denken, daſs noch weit mehr als für die Werke in modernem Englisch man ein möglichst frühes Datum für die Beschäftigung des Knaben mit dem Rowley-Roman ansetzen möchte. Hierfür genügte nun der schriftliche Bericht der Schwester, obgleich er mündlich von der Mutter bestätigt wurde, gar nicht. Mrs. Newton schreibt: 'Um diese Zeit (d. h. nachdem er Lehrling bei Lambert geworden war) trug mein Bruder die Pergamente, die meinem Vater gehörten, und die dieser nicht zu Bücherumschlägen für seine Schüler benutzt hatte, nach seinem Comptoir.' So und nicht anders wuſsten es Mutter und Schwester. Beide versicherten Bryant und Milles, den beiden gelehrten Rowley-Verteidigern, wiederholt, daſs Chatterton sich früher nicht um die vergessen daliegenden Pergamente gekümmert habe, sondern erst jetzt, soviel er konnte, davon in das Comptoir gebracht habe. Milles selbst war gewiſs zufrieden mit dieser Darstellung, die ja sehr zu Gunsten seiner Auslegung sprach. Wie dem auch sei, ob Chatterton schon etwa als Knabe wenigstens die Pergamente, die als Bücherumschläge, Schnittmuster etc. benutzt waren, mit Interesse angesehen hat, wie die bunten Initialen des Musikmanuskriptes seine Phantasie fesselten, eins ist völlig sicher: die ihm nächststehenden Frauen wuſsten nichts davon; zu sehr stimmen ihre Aussagen an die verschiedensten Personen überein, zu ernsthaft versichert die Schwester in dem Briefe an Croft, daſs sie vor dem groſsen Herzenskundigen die ganze Wahrheit

[1] Skeat II S. 1 ff.

[2] *The poetical works of Thom. Chatterton*, 1882, I S. XXXVIII Anm.

[3] Siehe Wilson S. 19; Bell (Aldine edition) I S. XXXII; Helene Richter S. 14. 15.

gesagt habe. Zudem ist nicht der geringste Grund einzusehen, warum sie ein früheres Interesse ihres Bruders für die Pergamente hätte verheimlichen sollen. Mrs. Edkins aber wuſste nach dreiſsig bis vierzig Jahren alles, was Mutter und Schwester nach acht bis zehn Jahren nicht wuſsten. Ganz gruselig klingt ihr Bericht: Wie der Knabe der Mutter eine Dachkammer abgeschmeichelt habe und dort sich stunden-, ja ganze Tage lang ohne Essen eingeschlossen habe, wie die Frauen unten angstvoll sein Treiben beobachtet hätten und auf die sonderbarsten Ideen gekommen wären, wenn er mit Tinte und Ocker beschmutzt endlich heruntergekommen wäre, wie sie gemeint hätten, er wolle unter die Zigeuner gehen, wie Mrs. Edkins einmal in seine Bodenkammer eingedrungen wäre und ihn dort inmitten seiner Pergamente sitzend gefunden habe, wie er sie hinausgeschickt habe, da sie ihm zu klarsichtig sei. So geht es weiter fort in einem langen Berichte, in dem Mrs. Edkins die Hauptrolle spielt und von allen Menschen ihrem 'Pflegejungen' am nächsten gestanden hat. Dies gereichte nun allen Biographen zur gröſsten Genugtuung, sie operieren mit diesem ganzen Kram als Tatsachen und malen mit Freuden das romantische Bild des Knaben danach aus. Doch nicht nur die Zeugnisse der Mutter und Schwester erweisen das alles als reine Erfindung, auch innere Gründe sprechen dagegen. Man vergegenwärtige sich nur die ganze Situation. Mit sieben Jahren neun Monaten kommt der Knabe auf die Schule, wo er vollständig wohnt und den sehr strengen Regeln unterworfen ist. Die Schulstunden dauern im Sommer Morgens von 7—12, Nachmittags von 1—5 Uhr, im Winter von 8—12 und von 1—4 Uhr. Die Kinder muſsten jeden Abend um 8 Uhr zu Bett sein; in den Erholungsstunden hatten sie etwas gröſsere Freiheit, denn Mrs. Newton schreibt Croft, daſs sie von Schulkameraden gehört habe, daſs ihr Bruder in den Erholungsstunden lieber gelesen als gespielt habe. Auſserhalb der Schule aber durften die Kinder nur am Samstag und den Heiligentagen der anglikanischen Kirche sein, und auch dann nur, wie Gregory angibt, von 1—7 oder 8 Uhr[1] am Nachmittag. In diese Schulzeit, die so beschränkte Stunden der Freiheit dem

---

[1] *Works* I S. VI.

Knaben gewährte, verlegt nun Mrs. Edkins ihren hochromantischen Bericht. Doch Mrs. Edkins wufste wenigstens nichts von einem bestimmten Werke, das dem jungen Dichter damals schon im Sinn gelegen hatte, zu berichten. Hier nun sprang Thistlethwaite mit seinem Bericht ein. Der Bericht in seinem Briefe lautet folgendermafsen: 'Als ich eines Tages während des Sommers 1764 in der Nähe der Schule Horse-Street herunterging, traf ich zufällig Chatterton. Wie ich mich mit ihm unterhalte über einen Gegenstand, an den ich mich nicht mehr erinnere, teilte er mir mit, dafs er einige alte Manuskripte besäfse, die in einem Kasten von Redcliffe Church gelegen hätten, und dafs er einige oder eins von ihnen Phillips geliehen hätte. Einen Tag oder zwei danach sah ich Phillips und wiederholte ihm die Nachricht, die ich von Chatterton erhalten hatte. Phillips zeigte mir das Manuskript auf Pergament oder Velin, das, ich bin sicher, Elinour und Iuga war, eine Art von pastoraler Ekloge, die nachher in 'Town and Country Magazine' Mai 1769 veröffentlicht wurde. Das Pergament schien am Rande genau beschnitten, zu welchem Zweck oder durch welchen Zufall weifs ich nicht, aber die Worte waren augenscheinlich ganz und unverstümmelt. Da die Schrift gelb und blafs, augenscheinlich (wie ich mir denke) durch Alter, geworden war, hatte Phillips mit seiner Feder mehrere Zeilen nachgezogen (welche, soweit meine Erinnerung geht, ohne Versabteilung und ohne Interpunktion geschrieben waren), und auf diese Weise mühte er sich, ein Verständnis des Sinnes zu erhalten. Ich bemühte mich, ihm zu helfen; doch da wir vollständig unbekannt waren mit den Buchstaben, Art, Sprache und Orthographie der Zeit, in der die Zeilen geschrieben waren, so waren alle unsere Anstrengungen unfruchtbar; und wenn wir auch einige Worte erklären und verbinden konnten, so blieb uns der Sinn ganz unverständlich. Ich meinesteils, der ich wenig Geschmack für solche Studien hatte, kümmerte mich nicht um die Enttäuschung; Phillips im Gegenteil kränkte sich augenscheinlich, in der Tat mehr, als ich damals dachte, dafs der Gegenstand es verdiente.' ...

Wieder mufs man sich die Situation klar machen: Der zwölfjährige Thistlethwaite, der, wie sehr erklärlich, gar kein Interesse für alte Manuskripte hatte, trifft den elfjährigen Chatterton auf

der Strafse, der ihm erzählt, dafs er eins seiner alten Manuskripte aus der Hand gegeben habe und es höchst sorglos seinem Freunde, dem Unterlehrer Phillips, überlassen habe. Phillips macht sich über das Manuskript mit Hilfe von Thistlethwaite, sie können den Sinn absolut nicht herausbekommen, trotzdem weifs Thistlethwaite ganz genau, dafs es Elinoure und Iuga war. Höchstwahrscheinlich nämlich lag dies Gedicht Thistlethwaite am nächsten, weil es das einzige war, das Chatterton selbst veröffentlicht hatte. Es scheint fast, als hätte Thistlethwaite aufser diesem Rowley-Gedicht nur noch *Sir Charles Bawdin* gekannt, der auch schon 1772[1] herausgekommen, als er seinen Bericht für Milles am 4. April 1781, also 17 Jahre nach dem Ereignis, schrieb; denn er erwähnt diese beiden Gedichte sehr ostentativ.

Was wir aber authentisch über Chattertons Behandlung der Manuskripte wissen, klingt ganz anders. Chatterton hatte augenscheinlich gar keine besondere Freude an der Fälschung alter Pergamente. Im Britischen Museum unter Additional Mss. 5766 A sind sämtliche noch erhaltenen Pergamente, die Chatterton als Rowley-Originale ausgegeben hatte, beisammen. Sie stammen fast alle aus Barretts Besitz, der unter Chattertons Bristoler Patronen sich rühmte, am meisten von alten Schriften zu verstehen, und am dringendsten Originale von Chatterton verlangt hat. Von den 42[2] Pergamentfetzen sind nur acht mit Schrift bedeckt, und nur zwei davon enthalten Gedicht-Fragmente.[3] Die Fälschung dieser Pergamente, die meist auf kleinen Stücken, wie sie an echten Pergamenten frei bleiben, geschrieben sind, ist höchst ungeschickt; man sieht es deutlich, dafs dieser Teil der Arbeit für Chatterton nicht der angenehmere war, und dafs er sie mehr der Not gehorchend hervorbrachte.

Dafs nun der elfjährige Junge nicht, selbst wenn er damals schon, was ganz abzulehnen ist, im stande gewesen wäre, ein Gedicht wie Elenour und Iuga zu verfassen, mit grofsartiger Sorglosigkeit ein solches mühsam von ihm gefälschtes Pergament aus

[1] In der Ausgabe von Tyrwitt 1777.

[2] Siehe eine genaue Beschreibung *Works* III S. 497 ff. und kürzer Skeat I S. 375 ff.

[3] N. 1: 34 Zeilen aus *The story of William Canynge* und N. 6: *Lines of W. Canynge's feast* (12 Zeilen).

der Hand gegeben haben würde, liegt auf der Hand. Thistlethwaite aber glaubte ja auch, dafs er mit dieser Geschichte nur bewiesen hätte, dafs Chatterton schon so früh ein wirklich echtes Manuskript fortgegeben hätte. Der Grund, weshalb er diese Geschichte erfand, liegt auf der Hand: in seiner Eitelkeit wollte er der erste sein, der ein Rowley-Manuskript in der Hand gehabt hatte, darum auch wählte er als Partner dieser Geschichte Phillips, der längst tot war. Die Art aber, wie seine Fabel von den verschiedenen Biographen aufgenommen ist, ist lehrreich für solche Mythentradition. Der Brief war an Dr. Milles geschrieben, der eben im Begriff war, die Prachtausgabe der Gedichte Rowleys, des Priesters aus dem 15. Jahrhundert, herauszugeben. Milles pafste diese Geschichte Thistlethwaites gar nicht, denn es war weit wahrscheinlicher, dafs ein fünfzehnjähriger als ein elfjähriger Knabe den Wert alter Manuskripte erkannt habe, er machte daher zu dem Abdrucke des Briefes an dieser Stelle die Anmerkung:[1] 'Aus guten Gründen mufs man hier einen Fehler in Mr. Thistlethwaites Bericht argwöhnen, entweder was das Datum oder die Umstände anbetrifft.' Gregory, der sonst nur die Berichte von Mutter und Schwester kennt, nimmt Thistlethwaites Bericht in den Text auf, aber noch mit einem Zweifel an der Richtigkeit. Bei Dix scheint ja nun durch den Bericht von Mrs. Edkins Thistlethwaites Erzählung bestätigt. Willcox[2] dagegen, der ein merkwürdiges Gemisch von Kritik und Leichtgläubigkeit zeigt, weist die ganze Erzählung als Fälschung ab. Nun kommt Wilson, er macht selbst auf die grofse Unzuverläfslichkeit des Thistlethwaiteschen Briefes aufmerksam: 'Die Fakten und Daten sind viel zu gläubig als authentisch angenommen.'[3] Und trotzdem nimmt er selber diesen Bericht als völlig authentisch an und nur, weil Thistlethwaite Daten angibt! Charles Kent und Bell erzählen beide die Geschichte als authentisch, ohne jeden Kommentar. Helene Richter endlich legt ihn im Texte selbst einer genauen Schilderung der Entstehung der ersten Rowley-Schöpfung zu Grunde, ohne auch nur mit einem Worte

[1] Milles, Vorrede S. 5.
[2] Willcox, 1844, I S. XLVII.
[3] D. Wilson, *Chatterton* S. 39 ff.

zu verraten, dafs diese Schilderung nicht auf authentischen Quellen beruhe; dann wird in einer Anmerkung der Zweifel ausgesprochen: 'Thistlethwaite erzählt, Elinoure und Iuga 1764 gesehen zu haben, ohne dafs seine Zeugenschaft unbedingt glaubwürdig wäre.'[1]

Immer wieder treffen wir also bei den Biographen auf den Wunsch, für ihr Bild, selbst gegen besseres Wissen, nicht einen der romantischen Züge zu verlieren. Wir müssen uns aber damit begnügen, dafs wir über die Rowley-Träume des Kindes gar nichts wissen, und dafs erst, nachdem Chatterton Lehrling bei dem Notar Lambert geworden war, seine Dichterphantasien sich zu dieser Fiktion kristallisiert haben.

'Seine Stunden im Bureau dauerten von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends,' schreibt Mrs. Newton. 'Er hatte wenig für seinen Herrn zu tun, oft nicht zwei Standen am Tage, was ihm Gelegenheit gab, seinen Geist auszubilden. ... Mr. Lambert sagte mir nicht zwei Monate, ehe er von Bristol fortging, er wäre niemals aufserhalb des Bureaus während der Arbeitsstunden gefunden werden, da sie oft[2] den Laufburschen und andere Dienstleute hinschickten, um nach ihm zu sehen.'

Chatterton scheint also der einzige Schreiber in Mr. Lamberts Bureau gewesen zu sein. Und in dieser Einsamkeit waren täglich etwa acht bis neun Stunden sein, um *to pursue his genious,* wie seine Schwester sagt. Auf dem Bücherregal fand er aufser Gesetzbüchern eine Ausgabe von Camdens *Britannia,* natürlich ein englisches Exemplar. Dies Buch hat mit seinen malerischen, anschaulichen Schilderungen von Englands Vergangenheit vielleicht mehr zu der Bildung des Rowley-Traumes beigetragen, als man angenommen hat. Ob er auch Baileys und Kerseys Wörterbücher im Office fand, ist nicht sicher, jedenfalls mufs er sie sich früh aus der Leihbibliothek, die 1728 zuerst in Bristol eingerichtet worden war, oder sonst woher verschafft haben. Am 1. Juli 1768 kam also der 14½jährige Junge zu Mr. Lambert,

[1] Helene Richter, *Chatterton* S. 18 ff.

[2] Das Bureau war von dem Hause des Advokaten, in dem Chatterton wohnte, mit dem Laufburschen zusammen schlief und in der Küche afs, getrennt.

mit einer Fülle freier Zeit, in einem Alter, wo alle Knabenträume ins Ungemessene gehen, ohne Lehrer und Leiter, augenscheinlich auch ohne Freund, um etwas aus der Welt, die sich in ihm aufbaute, mitzuteilen. Zudem scheint er von frühester Jugend auf ein Kind gewesen zu sein, bei dem die Phantasie übermäfsig im Verhältnis zu den Gemütseigenschaften ausgebildet war. Das weibliche Geschlecht hat trotz der Frühreife des heranwachsenden Knaben in seinem jungen Leben gar keine Rolle gespielt. Die Vergnügungen der jungen Leute seines Alters teilte er ebenfalls nicht, er war durchaus mäfsig und fleifsig, so dafs er sich höchst ungern in den Arbeitsstunden stören liefs. So fast gar nicht von äufseren Interessen abgezogen, spann sich der Knabe fester und fester in seine Träume ein.

Damals zuerst hörten die Frauen daheim und seine Freunde ihn mit Begeisterung von dem Schatz sprechen, den er entdeckt hatte, und mit grofsem Entzücken von dem zweifellosen Erfolg, den sein Plan für sein zukünftiges Leben haben sollte. Irgend eine chronologische Reihenfolge für die Entstehung der Rowley-Gedichte herzustellen, wird wohl für immer vergeblich sein. Elinour und Iuga als erstes so früh zu datieren, hat sich uns als Fälschung erwiesen, ebenso war es völlig abzulehnen, den Gedanken an die *Bristowe tragedy* schon in das Jahr 1763, die Abfassungszeit des Fullford-Briefes in Felix Farleys Journal, zu legen.

Auch ein dritter Versuch der Biographen, den Beginn des Rowley-Romans in die frühe Kinderzeit zu verlegen, mufs als gänzlich legendenhaft zurückgewiesen werden. Ein seltsames Schriftstück ist uns aufbewahrt, halb in das Gewebe seiner grofsen Fiktion eingeschlossen, halb echter Jungen-Schabernack, es ist dies der Stammbaum der Familie de Burgum. Cottle, der ihn zuerst in seiner Ausgabe von 1803 veröffentlicht und kommentiert hat, sagt dort: 'Mr. Burgum war ein Zinngiefser und Teilhaber von Mr. George Catcott. ... Chatterton schuldete Mr. Burgum etwas Geld, und wie er ihn eines Tages besuchte, als er ungefähr sechzehn Jahre alt war, sagte er ihm, dafs er seinen Stammbaum daheim habe von Wilhelm dem Eroberer an, und nannte ihm viele ausgezeichnete Familien, die mit ihm zusammenhingen. Mr. Burgum drückte den Wunsch aus, den Stammbaum

zu sehen, und nach wenigen Tagen überreichte ihm Chatterton das Folgende.' So berichtet Cottle noch völlig richtig im Jahre 1803.[1] Im Oktober 1769 war nämlich Chattertons Bericht über die Einweihung der alten Brücke, die niedergerissen und eben durch eine neue fertiggestellte ersetzt worden war, in Felix Farleys Journal erschienen. Es war dies die erste Publikation von Chatterton, in dem von ihm erfundenen Rowley-Dialekt geschrieben. Nachdem man in der Redaktion erfahren hatte, dafs der junge, noch nicht sechzehnjährige Schreiberlehrling Chatterton der Vermittler dieses 'alten' Berichtes war, wurde das Interesse einiger Leute mit antiquarischen Neigungen, die damals Bristol wie jede andere Stadt aufwies, rege. Drei Männer treten jetzt zuerst wichtig und bestimmend in das Leben des jungen Dichters ein. 'Als er bei Mr. Barrett und Catcott eingeführt worden war, wuchs sein Ehrgeiz täglich', schreibt die Schwester. Georg Symes Catcott, der Zinngiefser, war nach seinem eigenen Bericht der erste, der von den in St. Mary Redcliffe gefundenen alten Dokumenten hörte, sich nun mit geschäftiger Neugier bei Chatterton einführte und zu seinem gröfsten Entzücken von diesem die Abschrift von ein paar alten Gedichten, darunter *Bristowe Tragedy,* und wenige Tage darauf zwei Originale, das eine mit *Song to Ælla,* seitdem verloren gegangen, und die sogenannte *Yello Roll,* ein Pergament mit Münzzeichnungen, erhielt. Catcott genofs den Ruhm, den ihm diese Entdeckung einbringen mufste, im voraus. Seine Fähigkeiten waren höchst beschränkt, seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz aber schrankenlos, rühmte er sich doch unter anderen törichten Grofstaten, dafs in seiner Bibliothek kein Buch jünger als 200 Jahre sei.[2] Catcott, so erzählt er selbst weiter, wäre zu Barrett, dem Arzte, der damals an einer Geschichte Bristols arbeitete, geeilt, um ihm von den neuen Funden zu berichten. Beide Herren sind, so schreibt Catcott am 21. September 1778 an Milles, sicher, dafs es kurze Zeit nach dem Brücken-

[1] *Works,* 1803, II S. 455.

[2] Er hat seine Rolle bis zu Ende durchgeführt; das Bristoler Museum bewahrt ein mit weifsem Papier durchschossenes Exemplar der Rowley-Poems, zu dem Catcott eine der Satiren Chattertons auf ihn, *Happiness,* abgeschrieben und mit Randglossen erläutert hat, wo er alle seine Heldentaten selbst erzählt.

berichte gewesen sei, dafs sie mit Chatterton bekannt wurden. Der Compagnon von Catcott, Mr. Burgum, teilte nun den literarischen Ehrgeiz seines Geschäftsgenossen in hohem Mafse, aber er konnte nicht recht gegen ihn aufkommen, da er aus ganz obskurer Familie stammte und einst als kleiner Junge nach Bristol gewandert war. Ihn und seine Schwächen lernte Chatterton selbstverständlich erst durch Mr. Catcott kennen. Diesen Schlufs machte noch Cottle im Jahre 1803, da er Chatterton 'ungefähr sechzehn Jahre alt' sein läfst. Innere Gründe des Stammbaums selbst stellen dies aufser Frage, eine grofse Menge reichlich hierin citierter Werke kann Chatterton erst aus der Bibliothek Mr. Barretts[1] zu Gesicht bekommen haben, da doch kaum anzunehmen ist, dafs die Bristoler Leihbibliothek solche antiquarisch heraldische Bücher auf Lager gehabt hat. Als dann aber Cottle, den dieser Stammbaum, der in seinem Eigentum war, von jeher sehr interessierte, alles, was er darüber auf dem Herzen hatte, noch einmal ausführlich in seiner Sammlung von Essays *Malvern Hills*[2] zusammenfafste, da war aus dem Sechzehnjährigen ein *blue coat boy* geworden, in Cottles Phantasie hatte sich die Scene dramatisch ausgestaltet, und er wufste nun sogar genau, dafs es ein Samstag gewesen war, d. h. ein schulfreier Wochentag. Willcox erzählt dies als eine feststehende Tatsache Cottle nach.[3] Wilson konnte sich eines Haupteinwurfes gegen diese Datierung, über den Willcox ganz leicht hinweggeschlüpft war, nicht entziehen, dafs es nämlich höchst unwahrscheinlich sei, dafs der Knabe dem Compagnon von Catcott diese Arbeit gebracht haben könne, die schon als Quelle die in St. Mary Redcliffe gefundenen Manuskripte angibt, und dafs Burgum seinem Teilhaber nie davon gesprochen hatte, so dafs dieser erst nach anderthalb Jahren frühestens von anderer Seite davon gehört haben soll. Wilson aber weifs sich flugs zu helfen: so mufs denn eben Chatterton auch schon in Barretts und Catcotts Hause als Schulknabe verkehrt und die beiden Herren durch sein witziges Ge-

[1] Latimer, *Annals of Bristol*, sagt direkt: *all the books quoted were in Barrett's Library*, leider ohne Quellenangabe.

[2] Siehe Joseph Cottle, *Malvern Hills*, 1829, II (Essay IV *suggested bey Chatterton's pedigree of De Bergham*).

[3] *Works*, ed. 1844, I S. XII ff.

plauder und seine blitzenden, schönen Augen entzückt haben.[1] Bei Barrett verführte den Biographen die Nähe des Hauses bei der Schule zu dieser Annahme,[2] der Knabe hätte ja leicht einmal herüberspringen können. Catcott hatte Wilson selbst eine Handhabe gegeben. Im August 1788 hatte Catcott im *Gentleman's Magazine* entgegen seiner zehn Jahre früher an Milles gemachten Mitteilung behauptet, dafs er die Gedichte von Chatterton im Anfange des Jahres 1768 erhalten habe, als er noch die Tonsur des Knaben, der gerade von Colston school gekommen sei, getragen habe. Catcott widerruft dies zwar einen Monat später selbst mit den Worten: 'nunmehr erinnere ich mich selbst, dafs es ungefähr drei Wochen oder vielleicht einen Monat nach der Publikation über die Brückeneröffnung gewesen war', aufserdem stimmte auch der Zeitpunkt 1768 gar nicht, denn die Tonsur wird Chatterton wohl schon wenige Wochen nach seinem Eintritt bei Lambert im Juli 1767 zugewachsen sein, doch für Wilson genügt dies, um die frühe Bekanntschaft mit Chatterton festzusetzen. Helene Richter, die sonst als einzige den *De Bergham Pedigree* richtig datiert, macht zu der Bekanntschaft mit Catcott die Bemerkung: 'Da jedoch die Eindrücke des Auges sich dem Gedächtnis zuverlässiger einzuprägen pflegen als Daten, so dürfte Catcotts Erinnerung, dafs er Chatterton noch mit der Tonsur als Colstonschüler, also zu einer früheren Zeit als Ende 1768, gekannt habe, trotz des späteren Widderrufs auf einer Tatsache beruhen.'[3] Wenn sich aber die 'Eindrücke des Auges' erst zehn Jahre später zeigen und die richtige Datierung in der natürlichen Entwickelung der Verhältnisse liegt, so werden wir doch wohl diese letztere vorziehen müssen und als feststehende Tatsachen des Lebens unseres Dichters annehmen, dafs sich die Dinge entwickelten, wie wir vorher konstatiert haben: am 14. Oktober 1768 erscheint der Brückenbericht, wenige Wochen nachher müssen wir

---

Wilson, *Chatterton* S. 50 ff.

[2] Croft 1780 (*L. a. M.* S. 241) erzählt die wunderliche Anekdote, dafs 'Barrett ihm selbst gesagt habe, dafs er oft nach der Armenschule, die nahebei ist, gesandt habe und mit Absicht von seiner Meinung abgewichen sei, um zu sehen, wie seine wunderbaren Augen aufflammten und glühten, wenn er in Eifer geriet'.

[3] Helene Richter, *Chatterton* S. 60.

die Bekanntschaft mit Catcott und Barrett ansetzen, der die mit Mr. Burgum folgt, und frühestens Ende 1768, eher Anfang 1769, den Stammbaum für den ehrsamen Zinngieſser. Die Datierung dieses Werkes ist nun aber wieder wichtig für ein paar Gedichte, die sich nach ihm bestimmen lassen. Chatterton schrieb die erste Hälfte des Stammbaumes in ein Schulheft, in das er schon zwei Gedichte im Rowley-Dialekt eingetragen hatte, *The tournament* und *The gouler's requiem,* von denen er das letztere Canynge, dem Hauptheiden seines Romanes, zuschrieb. *The tournament* hängt aber innerlich eng mit dem Stammbaum zusammen.

Chatterton verteilte die Gaben seines Rowley-Romanes durchaus nicht wahllos an seine Bristoler Patrone. Dem poetisch angehauchten Zinngieſser George Catcott, den seine Freunde um seiner groſsen Worte willen 'The giant great heart' nannten, gab er meist, bis auf wenige Ausnahmen, die poetischen Ergüsse aus Rowleys Feder, seinen Compagnon machte er glücklich mit einem langen Stammbaum vornehmer Ahnen, wobei er nicht vergaſs, auch sein eigenes Geschlecht an ferne Vergangenheit anzuknüpfen. Dem antiquarischen Forscher Barrett aber verschaffte er all die alten Dokumente, die dieser für seine Geschichte Bristols notwendig hatte. Nicht nur daſs er ihm das hohe Alter von Bristol, das Barrett für seine Geschichte immer gefehlt hatte, nachwies, sondern für eine ganze Reihe von Bristoler Bauten fanden sich immer, wenn Barrett sie gerade brauchte, die Gründungsurkunden; für siebzehn verschiedene Kirchen und Kapellen fanden sich allmählich Rowley-Berichte mit Angabe des Gründers, der Jahreszahl etc., bei manchen waren noch interessante Nebenumstände beleuchtet. Alte und neue Biographen Chattertons haben viel Papier beschrieben und viel Scharfsinn angewandt, um herauszubekommen, was für gelehrte Bücher Chatterton-Rowley gelesen haben muſs, um diese und jene wichtige historische Notiz oder Namen, die er in diese Berichte hineinflicht, zu kennen, während es doch sehr nahe liegt, daſs der unglaublich kluge, scharfsichtige Junge alles das von Barrett selbst wuſste, der ihm jedenfalls, schon um ihn geschickt für die Nachforschung in seinen alten Manuskripten zu machen, alles mitteilte, was er mit Bienenfleiſs für seine schon seit Jahren vorbereitete Geschichte Bristols gesammelt hatte.

Einer dieser Gründungsberichte[1] beschäftigte sich mit St. Mary Redcliffe, der Kirche, um die sich Chattertons ganze Fiktion wie um einen Mittelpunkt kristallisierte. Gegründet wurde nach ihm die Kirche in ihrer ersten Gestalt, ehe sie Cannynge zu dem jetzigen Prachtbau aufführte, von Simon de Burton. Der Anlafs war ein Gelübde, das Burton an die Mutter Gottes tat, ihr ein Gotteshaus zu erbauen, wenn er alle Ritter an dem Turniere besiege, das der König Edward I. zu Ehren seines Weihnachtsbesuches 1285 abhalten liefs. Ein historisches Faktum, wie Barrett stolz dazu bemerkt, ahnungslos, dafs er wohl selbst Chatterton dasselbe gewiesen haben wird. Den gleichen Stoff behandelte Chatterton nun auch noch in dem erwähnten Gedichte *The tournament*, auch hier ist der Sieger Symonne de Burtonne, aber sein Hauptgegner ist nicht mehr ein Ritter Nevylle, wie in der Prosaschrift, sondern Johan de Berghamme. Dieser gleiche Johan de Berghamme aber spielt ebenfalls eine grofse Rolle in dem Stammbaum, wo er nicht nur trotz seiner Niederlage eine Blume der Ritterschaft genannt wird, sondern auch ein grofser Dichter seiner Zeit ist. Welches von diesen beiden Werken das frühere ist, ob der Name de Bergham im *Tournament*, der ihm irgendwo zugeklungen, wegen seiner Ähnlichkeit mit Burgum vielleicht den ganzen Gedanken des Stammbaumes gegeben, oder ob umgekehrt der Name aus dem Stammbaum in das Gedicht hineingekommen, ist schwer zu entscheiden. Der Schlufs, dafs die Prosaschrift *Vita Burtoni* das frühere war, da hier der wichtige Name noch fehlt, ist wohl aber berechtigt. Jedenfalls aber sind Gedicht und Stammbaum zu gleicher Zeit entstanden; diese Folgerung zieht schon Wilson, was ihm die Genugtuung gewährt, dies Gedicht *the earliest of his antique interludes ascribed to Rowley's pen*[2] zu nennen. Helene Richter aber, die, wie gesagt, den Stammbaum richtig datiert, nimmt trotzdem den Schlufs Wilsons an: 'Die ersten Gedichte', heifst es (S. 39), 'unter die er nachweislich die Namen seiner Lieblinge setzte, sind "Das Turnier von dem guten Priester der Johanniskirche Thomas Rowley" und "Des Wucherers Totenklage von Meister

---

[1] *Vita Burtoni*, zuerst veröffentlicht *Works* 1803, II S. 59.

[2] Wilson, *Th. Chatterton* S. 69.

William Canynge".' Diese Gedichte sind nun aber nach unserer Folgerung nicht vor Ende 1768 entstanden, gehören also gerade zu den späteren, was bei der geringen Möglichkeit der Datierung der Rowley-Gedichte immerhin von Wichtigkeit ist. Wir können nur noch von *The romance of the knight,* die als Probe von De Berghams Poesie im Stammbaum mitgeteilt ist, und von *The battle of Hastings* mit Bestimmtheit sagen, dafs sie erst nach seiner Bekanntschaft mit den Bristoler Patronen entstanden sind. Wahrscheinlich ist auch die *Ballade of charitie* erst ein späteres Produkt, doch so völlig sicher, wie alle Biographen annehmen, ist es nicht, dafs dies das letzte seiner Gedichte sei, da wir nichts weiter wissen, als dafs Chatterton von London aus am 4. Juli 1770 dieses Gedicht mit einem Glossar versehen an den Herausgeber von 'Town and country magazine' sandte, und dafs er verschiedene Male dies Glossar von Mutter und Schwester daheim verlangt hat. Ob er es aber brauchte, um die Ballade erst zu verfassen, oder nur um zu der fertigen das Glossar hinzuzufügen, das können wir absolut nicht wissen.

Leider lassen uns alle Kriterien der Sprache völlig im Stich, so merkwürdig ungleich auch die einzelnen Gedichte behandelt sind; es scheint diese verschiedene Verkleidung in die alte Sprache ganz momentane Willkür Chattertons gewesen zu sein. Die verbreitete Ansicht, der auch Skeat zu huldigen scheint, dafs Chatterton seine Rowley-Werke erst neuenglisch dichtete und sie dann in seinen Dialekt verkleidete, ist doch nicht aufrecht zu halten, da ein ziemlich grofser Prozentsatz von reimbildenden Endworten gleich in den alten Worten gewählt ist. Über Skeat hinaus, der in seinem Essay über die Rowley-poems, der Einleitung zum zweiten Bande seiner Ausgabe, aufser den Wörterbüchern von Kersey und Bailey als Hauptquellen nur noch willkürliche Wortbildungen Chattertons sieht,[1] will nun Helene Richter, dafs Chatterton in seinem Rowley-Dialekt 'nicht nur einzelne Worte seiner heimischen Mundart entlehnt, sondern überhaupt charakteristische Eigentümlichkeiten des Lautstandes und Satzgefüges des Gloucestershire-Dialektes verwertet habe, indem er sie willkürlich auf die Schriftsprache anwandte'.[2] Leider bringt sie für

[1] Aldine edition II S. xxxv f. [2] H. Richter, *Th. Chatterton* S. 44.

diese interessante Hypothese auch nicht den Ansatz eines Beweises; jedenfalls aber wäre der Gedanke einer genaueren Untersuchung wert; es wäre vielleicht geeignet, mit den von Skeat als willkürliche Wortgebilde Chattertons in Anspruch genommenen Worten die Untersuchung zu beginnen.

Die Zeit also vom 1. Juli 1767 bis zum April 1770, also einen Zeitraum von zweidreiviertel Jahren, müssen wir als die Entstehungszeit der Rowley-Gedichte in Anspruch nehmen. Skeat bezeichnet die Monate Februar bis Juli 1769 als die, in denen die meisten der Rowley-Gedichte entstanden seien, weil in dieser Zeit keine modern-englischen Gedichte nachzuweisen sind;[1] doch wenn wir auch der Bemerkung Catcotts, dafs Chatterton ihm schon zu Anfang ihrer Bekanntschaft (also Ende 1768) fast alle seine Rowley-Gedichte genannt hatte, wenig Gewicht beilegen, so beweist doch die Korrespondenz mit Dodsley vom 21. Dezember 1768 und 15. Februar 1769, dafs das Hauptwerk *Ælla* schon vorher geschrieben war. *The Bristowe tragedy* war das erste, das Chatterton Catcott übergab. *Elinoure and Iuga* erscheint im Mai 1769 in 'Town and country'. Im März 1769 beginnt die Korrespondenz mit Walpole, die doch auch, ohne dafs besondere Gedichte genannt werden, einen ziemlichen Vorrat davon voraussetzt, da es ja Chattertons ganze Hoffnung war, dafs Walpole Rowley an die Öffentlichkeit bringen sollte.

Diese Korrespondenz mit Horace Walpole hat auch wieder noch zu einigen Irrtümern und Legenden Anlafs gegeben. Wilsons Apologie Walpoles,[2] worin er beweisen möchte, dafs Walpole die ersten von Barrett gedruckten Briefe nicht erhalten habe, wie Walpole selbst öffentlich und privatim behauptete, ist leicht zu widerlegen gewesen, da der eine dieser Briefe im Britischen Museum mit Poststempel aufbewahrt ist und ein von Walpole anerkannter Brief eine genaue Antwort darauf gibt. Der zweite ist oben abgeschnitten, wahrscheinlich von Walpole selbst, um Proben an seine Freunde zur Untersuchung der Echtheit zu senden. Dieser zweite Brief wird dann auch die unvorsichtige Blofslegung der persönlichen Verhältnisse Chattertons enthalten haben, die Walpoles Argwohn erregten, wie er es selbst

[1] Aldine edition S. XLIV. [2] Wilson, *Chatterton* S. 173 ff.

übrigens auch berichtet,[1] so daſs wir nicht noch einen dritten, uns nicht erhaltenen Brief anzunehmen brauchen, wie dies Cottle[2] und nach ihm Helene Richter[3] behaupten.

Walpole erzählt, daſs in einem der Briefe er mehrere Gedichte Rowleys erhalten habe, darunter ein absolut modernes Pastorale, etwas mit alten Worten durchsetzt. Daraus schlieſst Gregory[4] und nach ihm Helene Richter,[5] daſs dies *Elinoure and Iuga* sei.

Letztere schreibt: 'Mit diesem Briefe übersandte Chatterton mehrere Gedichte Rowleys, darunter *Elinoure and Iuga,* das er um diese Zeit in modernisierter Fassung für das "Town and country magazine" vorbereitete. Nun aber ist diese modernisierte Fassung von *Elinoure and Iuga* gar nicht von Chatterton, sondern ist im Juni "by W. S. A. aged sixteen" veröffentlicht, während Chattertons Gedicht "written three hundred years ago by T. Rowley, secular priest D. B. Bristol" im Mai erschien. Dies ist aber auch der Beweis, daſs er nicht dies Gedicht an Walpole geschickt haben kann, denn da er noch am 14. April einen Brief an Walpole mit dem Postskript versieht "If you wish to publish them yourself, they are at your service", so wird er nicht eines dieser Gedichte, während er noch auf eine Antwort von Walpole wartete, selbst veröffentlichen; auf die Hoffnung einer Antwort von Walpole hatte er erst am 24. Juli verzichtet.

Der eine Hauptwunsch der Biographen Chattertons, in seinem Leben alles möglichst früh datieren zu können, war so durch Legenden aller Art befriedigt, einen zweiten Kristallisationspunkt für diese bot sein früher Tod in der Fremde durch Selbstmord. Hier nun hat sich glücklicherweise die Legendenbildung so wild gebärdet, daſs man die Hauptsachen bald durchschaut hat, dazu gehört in erster Linie die unerhörte Fälschung von Dix über den Totenschaubericht, den Dix nicht wagte, selbst in seiner Lebensbeschreibung aufzunehmen, und den er Mr. Gutch als echt übergab, so daſs dieser ihn in gutem Glauben veröffentlichte.[6] Die Fälschung, diese innerlich ganz unmögliche Fabelei, die ein durchaus sentimental unangenehmes Machwerk ist, wurde aufgedeckt. Dix, darüber interpelliert, behauptete, diesen Bericht von Southey

---

[1] Gentl. mag., 1782, S. 247. [2] *Works* III S. 395. [3] H. Richter S. 153. [4] *Works* I S. XXXIX. [5] H. Richter S. 153 f. [6] *Notes and queries* VII 138 f.

erhalten zu haben, der inzwischen gestorben war, sich also nicht mehr verteidigen konnte.[1] Das wenige, was über diese letzte traurige Zeit in dem Dasein des jungen Dichters zu erfahren war, haben schon Sir Herbert Croft in *Love and madness* und Warton[2] mitgeteilt. Damals wuſsten sich die Hausleute noch an den seltsamen, rastlos fleiſsigen jungen Selbstmörder zu erinnern. Manches, was Croft uns mitteilt, zeigt uns den engen Horizont seiner Londoner Hausleute, wenn z. B. die Base voll Erstaunen über den vornehmen Besuch Sir Herberts ausruft: 'wie sie nur hätte denken können, daſs Cousin Tommy ein so groſser Mann war. Die Mutter hätte ihr schon ein Wort darüber schreiben können, dann hätte sie ihn sicher als Gentleman behandelt'. Der Totenbeschauer selbst aber erinnerte sich schon damals an nichts mehr, die Zeugen, die er nannte, waren alle unauffindbar, der Name des Toten war in das Kirchenbuch falsch als William Chatterton eingetragen und die Stelle seines Grabes, im Armengrabe bei Shoe Lane Workhouse, nicht mehr zu bestimmen. So im Jahre 1778—1782.

Wie sollten diese Angaben aber der romantischen Phantasie der Biographen genügen. Den gefälschten Totenschaubericht zwar weisen alle völlig zurück bis auf Helene Richter, die in einer Anmerkung die Fälschung erwähnt, dann aber schlieſst: 'Doch wenn Gutchs Mitteilungen auch als Bericht des Totenbeschauers gefälscht sind, so mag doch manches kleine Detail, das sie enthalten, auf wahrer Überlieferung beruhen.'[3] Dann aber benutzt sie diesen Totenschaubericht, der sechzig bis siebzig Jahre nach dem Tode Chattertons noch wahre Überlieferungen enthalten soll, durchweg ausführlich in Text und Anmerkungen, so daſs dieses ganze Kapitel wieder noch einen Rückschritt hinter die englischen Biographien bedeutet.

Einer anderen Legende gegenüber aber zeigen sich auch diese nicht stark genug. Hier haben Dix mit seinem Bericht von Cumberland[4] und Cottle[5] zusammen sich bemüht, um eine

[1] Das Ganze ist als Fälschung und reine Erfindung aufgedeckt. Athenaeum, 5. Dez. 1857.

[2] *Inquiry into the authenticity of the poems attributed to Thomas Rawley*, 1782. [3] Helene Richter, *Chatterton*, S. 235, Anm.

[4] Dix, *Chatterton*, Appendix A, S. 299.

[5] Siehe Price, *Memorials of the Canynges family*, S. 293.

höchst sentimentale Überlieferung glaubhaft zu machen, dafs nämlich Mrs. Chatterton mit Hilfe von Freunden sich heimlich die Leiche habe nach Bristol kommen lassen, um den Sohn in seinem geliebten Kirchhof von Mary Redcliffe zu begraben. Es ist amüsant, bei Bell, Wilson und Helene Richter zu lesen, wie jeder auf seine Weise den Versuch macht, diesen beglückenden Abschlufs zu retten. Helene Richter hilft sich hier damit, dafs sie ihm zwar die äufsere Glaubwürdigkeit abspricht, die innere aber rettet 'als eine Verherrlichung der alles vermögenden Mutterliebe', und dazu heifst es in der Anmerkung: 'Für die innere Glaubwürdigkeit der Legende spricht auch Chattertons letztwillige Bestimmung in dem nachträglich fabrizierten Totenschaubericht, durch die Chatterton seiner Mutter und seiner Schwester seinen Leib vermacht.'[1] Es ist aber eine gefährliche Methode, in einer ernsthaften Biographie eine Fälschung mit einer anderen zu belegen!

Wir haben gesehen, wie an dem gröfsten Teil der Fälschungen und Legenden, die Chattertons Leben und Wirken umflechten, Dix beteiligt ist. Er ist nicht umsonst einer der 'schamlosesten literarischen Fälscher unseres Jahrhunderts'[2] genannt worden.

In dem gleichen Jahre, 1857, in dem er in seiner Entgegnung auf die Entdeckung der Fälschung des Totenschauberichtes Southey verantwortlich machte, der seit vierzehn Jahren tot war, hat er eine gleiche Fälschung nach genau der gleichen Methode jenseits des Ozeans begangen. In Skeats Aldine edition lesen wir auf I, S. 266—267 ein zwölf Zeilen langes Gedicht 'Letze Verse' betitelt, August 24. 1770 (dem Sterbetage von Chatterton) datiert, dazu unter dem Strich folgende Anmerkung: Diese 'letzten Verse', die das Datum des Todestages des Dichters tragen, erschienen zuerst in einer Ausgabe seiner Werke, in Boston U. S. im Jahre 1857 veröffentlicht. Eine Note, 'C' unterzeichnet, wahrscheinlich die Chiffre des Herausgebers, gibt uns den folgenden Bericht: 'I. R. Dix Esq. hat uns freundlich die folgenden, nie vorher veröffentlichten Verse zukommen lassen, von denen er nachweist, dafs sie sich in Chattertons Taschenbuch nach seinem Tode gefunden haben. Sie wurden Mr. Dix

---

[1] Helene Richter, *Chatterton*, S. 244, Anm.

[2] *Notes and queries*, sec. IV B. IX, S. 294.

von Joseph Cottle gegeben, der sie von Mrs. Newton (Chattertons Schwester) erhielt, doch zu spät, um sie in die Ausgabe seiner Gedichte aufzunehmen.' Man sehe nun diesen Bericht etwas genauer an: Dix behauptet, diese Verse von Cottle erhalten zu haben; Cottle aber ist 1853 gestorben, konnte ihm also nicht mehr entgegentreten — Cottle soll sie von Mrs. Newton erhalten haben, aber zu spät für seine Ausgabe; während Mrs. Newton auf jede Weise diese Ausgabe von ihres Bruders Werken unterstützte, wird sie ein so wichtiges Dokument wie die letzten Verse zurückgehalten haben, bis es zu spät war, sie zu veröffentlichen: dann wieder behält Cottle sie so lange heimlich für sich, bis auch Dix sein Leben verfaſst hat, in dem er eine solche Menge von unbedeutenden Sachen zuerst veröffentlichte; dann behält Dix diesen Schatz wieder bei sich, bis Cottle stirbt, um sie dann, bei einer Ausgabe von Chattertons Werken in Amerika, wo Dix die letzte Hälfte seines Lebens zubrachte, dem Editor zu schenken. Es brauchte wahrhaftig nicht Dix' Name dabei zu sein, um bei dieser Kette von Unwahrscheinlichkeiten auf eine Fälschung zu schlieſsen. Mich hat auf diesen Gedanken allerdings zuerst der Stil des Gedichtes gebracht, der gar nichts von Chatterton hat. Er wird verzweifelt und verdüstert gewesen sein, als er den letzten Entschluſs faſste, so sentimental aber und abgeschmackt, wie besonders die letzten Zeilen dieses Gedichtes sind, hätte er niemals gedichtet.

Und dem gleichen starken Verdacht, wie diese letzten Verse, unterliegen auch die Zeilen an Walpole.[1] Dix hat sie zuerst ohne Angabe ihrer Herkunft veröffentlicht. Sind aber die letzten Verse falsch, was wohl kaum einem Zweifel unterliegen kann, so wird auch dies Gedicht, das im Stile mit dem letzten eine sehr groſse Ähnlichkeit hat, gefälscht sein. Auch dieses trägt zu stark das Gepräge des 19. Jahrhunderts und ist bei genauerem Zusehen mehr ein Resumé von Gedanken, wie sie sich der Biograph Chattertons von den Empfindungen des jungen Dichters nach dem Zusammenbruch seiner Hoffnungen macht, als der ursprüngliche Ausdruck bei dem Dichter selbst. So schreibt De Quincey später über Walpole 'he himself being one of the

[1] Skeat I, S. 32.

few men in any century, who had practised at a maturer age that very forgery, which in a boy of seventeen he reprehended as unpardonable. Did he, or did he not introduce his own Castle of Otranto as a translation from an Italien Ms. of one Muralto?' Damit vergleiche man das Pseudogedicht von Chatterton 'The boy, who friendless, fatherless, forlorn, Asks thy high favour — thou mayst call me cheat. Say, didst thou never practise such deceit? Who wrote Otranto? but I will not chide.' Chatterton selbst aber schreibt über diese Affäre: 'Ich begann mit ihm eine literarische Korrespondenz, die endete wie wohl die meisten dieser Art. Ich war mit ihm über das Alter eines Manuskriptes verschiedener Meinung. Er besteht auf der Überlegenheit seines Talentes, was kein Beweis von Überlegenheit ist. Möglicherweise werden wir uns noch in einer der Zeitschriften auseinandersetzen, wenn ich auch nicht weifs, wer den Anfang machen wird.'[1]

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs dieser Brief durchaus renommistisch, mit der Absicht zu imponieren, geschrieben ist, aber wir haben keine Äufserung von Chatterton in Prosa oder Poesie, die uns eine Stimmung so sentimental — und so offen vermuten liefse. Das Gedicht ist in Versmafs und Stil etwas dem sogenannten Testament Chattertons nachgeahmt, aber gerade der Vergleich damit zeigt auch den grofsen Unterschied. Jeder, der den Charakter des seltsamen Knaben studiert hat, mufs sehen, wie fremd ihm die Verse, die Dix veröffentlicht, sind.

Wenn wir nun all diese Schmarotzergewächse der Fälschungen, mit der eine mifsverstandene Romantik die historische Erscheinung des Dichters umgeben hat, losgelöst haben, so bleibt das Bild der Wahrheit darum nicht geringer und uninteressanter; im Gegenteil, man sieht erst, wie äufserlich, unwesentlich und schief all diese nachträglichen Ausschmückungen sind. Die eigentlichen Probleme, die sein Leben und seine Werke bieten, treten nur reiner und klarer in den Vordergrund. Das Seelenbild bleibt in seiner seltsamen Gröfse bestehen, nur befreit von einem guten Teil falscher Sentimentalität; auch hier erweist sich das echte und wahre Leben weit reicher und interessanter als jede tendenziöse Erfindung.

[1] Skeat I, S. 333.

Bonn. M. Gothein.

Die Bedeutung des Wortes 'romantic' bei Fielding und Smollett.

Eines der schwierigsten Wörter hinsichtlich der Bedeutung ist das Wort 'romantisch'. Es ist daher sehr wichtig, dem Gebrauche desselben bei den einzelnen Schriftstellern nachzugehen. Daſs es aus dem Englischen stammt, ist wohl auſser Zweifel. Das Grundwort *roman* erscheint im Mittelenglischen mit einem *t*, und das davon gebildete Adjektiv lautet daher *romantic*, während das französische Adjektiv, direkt von der Form *roman* gebildet, *romanesque* lautet. Als Zeit des frühesten Vorkommens des Wortes *romantic* im Englischen gilt die Mitte des 17. Jahrhunderts, worauf Ludwig Friedländer (Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 5. Aufl., Teil II, S. 245) hinweist. Friedländer beruft sich auf Stellen in Pepys und in Evelyns Tagebuch. Es begegnet bei diesen Autoren sowohl auf Menschen wie auf Naturscenen angewandt. In welchem Sinne es in letzter Hinsicht gebraucht ist, besagt ein Eintrag Evelyns vom 23. Juli 1679 (der bei Friedländer übersehen ist): I went to Clifden, that stupendous natural rock, wood, and prospect, of the Duke of Buckingham's, buildings of extraordinary expence. The grotts in the chalky rock are pretty: *'tis a romantic object,* and the place altogether answers the most poetical description that can be made of solitude, precipice, prospect, or whatever can contribute to a thing so very like their imaginations.[1] Also Evelyn gebraucht das Wort für eine ganz charakteristische Landschaft: wie heute noch sind ihm das Auſsergewöhnliche, das Groſsartige, auch das Düstere (Grotten)

[1] The diary of John Evelyn, ed. by William Bray, Lond. & New-York 1889, S. 229.

und das Einsame (solitude) Merkmale einer romantischen Landschaft. Objektiv betrachtet hat auch die spätere Zeit, wie Addison,[1] das Wort in diesem Sinne aufgefaſst. Aber bei Evelyn sehen wir deutlich noch einen subjektiven Gefühlswert dem Worte innewohnen: er nennt diese Landschaft poetisch. Addison aber findet keinerlei Wohlgefallen an solchen Landschaften. Erst Thompson will mit dem Worte *romantic* offenbar wieder etwas Schönes und Gefälliges bezeichnen in den von Friedländer (S. 246) angezogenen Stellen aus Spring 1025 und Autumn 789.

In Bezug auf Personen führt Friedländer einen Eintrag Evelyns vom 23. September 1680 an, ohne ihn abzudrucken und ohne den Sinn des Wortes festzustellen. Die Stelle gibt ein Gespräch wieder, das Evelyn mit einem Italiener über die Königin Christine von Schweden führte, und lautet: He spake high things of *that romantic Queene's* learning and skill in languages, the majestic of her behaviour, her exceeding wit and that the histories she had read of other countries, especially of Italy and Rome had made her despise her owne. That the real occasion of her resigning her Crowne was the Noblemen's importuning her to marrie, and the promise which the Pope had made her of procuring her to be Queene of Naples which also caus'd her to change her religion; but she was cheated by his crafty Holiness, working on her ambition, that the reason of her killing her secretary at Fountaine Beleau was his revealing that intrigue with the Pope. But after all this I rather believe it was her mad prodigality and extreme vanity, which had consum'd those vast treasures the greate Adolphus, her father, had brought out of Germany during his [campaigns] there and wonderfull successes; and if she had not voluntarily resign'd, as foreseeing the event, the Estates of her kingdom would have compell'd her to do so.

Sicher ist hier das Wort *romantic* ein Urteil Evelyns über die Königin und nicht das des Italieners. Schwer ist es, einen genauen Sinn hineinzulegen; jedenfalls soll es ein abfälliges Urteil sein. Der subjektive Wert, den das Wort, auf Personen angewandt, zum Ausdruck bringt, ist also dem entgegengesetzt, den es gerade bei Evelyn für Naturscenen bezeichnete.

---

[1] S. die von Friedländer, l. c. S. 246, angeführte Stelle aus: 'Remarks on several parts of Italy etc. in the years 1701—1703.'

Suchen wir nach Beispielen, aus denen sich etwas mehr für den objektiven Inhalt des Wortes schliefsen läfst, so begegnen uns zunächst solche, die auf den Zusammenhang des Wortes mit den Romanen der damaligen Zeit, besonders mit den Ritterromanen hinweisen. Der Inhalt dieser Gattung ist als gänzlich 'erdichtet' verschrien. Diese Bedeutung erhält nun das Wort *romantic,* und damit verbindet sich als subjektive Empfindung die Vorstellung des Phantastischen. Den Menschen, den man mit diesem Worte benennt oder ihn mit dieser Vorstellung in Verbindung bringt, will man als einen Schwachkopf hinstellen. Dies ist die Absicht D'Avenants, der in seinem Lustspiel 'The man's the master' (1668) den Ferdinand sagen läfst: This style is somewhat *romantic.* My fowlish daughter never reads romances, but for my part, I esteem Amadis and all such discreet records of love and honor. Daher gebraucht auch Richard Steele in seinem 1722 aufgeführten Lustspiel 'The conscious lovers', I. Akt, 2. Scene, das Wort im Sinne von phantastisch. Bevil junior hat seinem alten Diener Humphrey die Erlebnisse seiner Geliebten erzählt, wobei ihn Humphrey mit der Frage unterbricht, ob seine eigene Leidenschaft für das Mädchen es sei oder deren Leidenschaft für ihn, die ihm die Abneigung gegenüber einer von seinem Vater vorgeschlagenen Heirat eingeflöfst habe. Darauf gibt ihm Bevil zur Antwort: I shall appear, Humphrey, more romantick in my Answer, than in all the rest of my Story; for tho' I dote on her to death, and have no little Reason to believe she has the same Thoughts for me, yet in all my Acquaintance, and utmost Privacies with her, I never once directly told her, that I loved. Die eigenartige Begründung zeigt uns, dafs wir dem Worte die obige Bedeutung geben müssen. Ähnlich werden wir dies Wort bei Pope aufzufassen haben, wenn er Dunciade III von 'the maid's romantic wish' redet.

Diese üble Bedeutung verliert das Wort erst bei

Henry Fielding (1707—1754).

Auch Fielding geht aus, wie die Citate zeigen werden, von der allgemeinsten Bedeutung, die wir bisher festgestellt haben, nämlich 'erdichtet, aus der Phantasie geschöpft'. Aber gerade er, der in seinen Romanen immer wieder betont, er wolle mit der bisherigen Romantechnik brechen, indem er nur das Wahre darstelle, erklärt,

daſs das Ideale öfter im Leben zur Wahrheit werde, als gewöhnliche Naturen anzunehmen geneigt seien. So werden bei ihm diejenigen Menschen, die sich in idealer Weise über die eigennützigen, nur auf den materiellen Vorteil bedachten Menschen erheben, romantisch genannt. Und zwar gebraucht Fielding das Wort durchweg zur Bezeichnung eines idealen Gefühlslebens; sein Werturteil geht also stets auf den Inhalt, nicht auf die Form. Auch wo er daher das Wort auf Naturscenen anwendet, tut er dies nur, indem er die Natur mit den romantischen Menschen in Beziehung bringt. Der Typus eines solchen romantischen Helden begegnet uns schon in Fieldings erstem Werke, dem Lustspiel 'Love in several masques' (1728): Hier hat er den Wisemore, einen Mann von der idealen Lebensauffassung des Alceste in Molières 'Misanthrope', zu solch einem romantischen Helden gemacht. Denn daſs diese Molièresche Figur hier verwertet ist, scheint mir aus folgenden Gründen sicher: In dem Stück wird angenommen, daſs Wisemore dieselben Konflikte durchzumachen hatte wie Alceste; denn Lady Matchless sagt: You have lost an estate for want of money and a mistress for want of wit[1] [4. Akt, 2. Scene]. Ferner hat Wisemore dieselben sittlichen Anschauungen wie Alceste, aber auch das gleiche kindliche Gemüt wie er, wenn er der Lady Matchless auf die obige Behauptung zur Antwort gibt: In my opinion the only title to the first should be right, and, to the latter, merit, love and constancy. Schlieſslich findet sich auch Wisemore wie Alceste einer verdorbenen Gesellschaft gegenüber, die eine andere Wertung der Werte eingeführt hat. Dies offenbart ihm Lady Matchless und nennt ihn, da er trotzdem seine Ideale hochhält, romantisch: ha! ha! ha! then know, thou romantic hero, that right is a sort of knight-errant, whom we have long since laughed out of the world. Merit is demerit, constancy dulness, love and out-of-fashion Saxon word, which no polite person understands.[1]

In diesem Sinne begegnet das Wort noch verschiedentlich:

Tom Jones, VII. Buch, 7. Kap.: He (= Mr. Blifil) was indeed perfectly well satisfied with his prospect of success, for as to *that entire and absolute possession of the heart of his mistress which romantic lovers require,* the very idea of it never entered his head.[2]

[1] Fielding's works, ed. James P. Browne, Lond. 1871 (10 vol.), vol. I, p. 143.
[2] Ibid. vol. VII, p. 319.

Ebenda, VII. Buch, 3. Kap., heifst es von der Mrs. Western, die ihrer Nichte eine Vorlesung über die Ehe hält: which [= matrimony] she treated not as a *romantic scheme of happiness arising from love* as it hath been described by the poets, nor did she mention any of those purposes for which we are taught by divines, to regard it rather as a fund in which prudent women deposit their fortunes to the best advantage in order to receive a larger interest for them than they could elsewhere.[1]

Ebenda, XIII. Buch, 3. Kap.: For she [= Mrs. Fitzpatrick] did not in the least doubt, but that the prudent lady [= Lady Bellaston] who had often ridiculed *romantic love,* and indiscreet marriages in her conversation, would very readily concur in her sentiments concerning this match, and would lend her utmost assistance to prevent it.[2]

Diese Bedeutung müssen wir auch zu Grunde legen, wenn wir das Wort aus dem Munde der unsympathischen Personen vernehmen, die damit die idealen Gestalten zu Phantasten stempeln wollen:

The Jesuit caught in his own trap, I. Akt 9. Scene: Der junge Laroon hat seine Verheiratung mit der reichen Isabella um eine Woche verschieben müssen; doch ist er zuversichtlich, denn er weifs, dafs seine Geliebte ihm treu bleiben wird. Der Vater aber meint, ein Weib gehöre erst dann sicher dem Manne, wenn er sie bei sich im Bett habe, und fährt fort: But I suppose you are one of those *romantic whining coxcombs, that are in love with a woman behind her back* ...[3]

Good-natur'd man, V. Akt, 1. Scene: Der junge Boncour hat auf sein Erbteil verzichtet, um seinen Vater vor dem Ruin zu bewahren, findet aber dafür keine Anerkennung bei seiner Geliebten, die ihn deswegen verläfst, indem sie im Hinblick auf die ihrer wartende Armut sagt: ... I hope you do not expect me to have *the romantic ideas of a girl of fifteen to dream of woods and deserts; you would not have me live in a cottage on love.*[4]

Tom Jones, VII. Buch, 3. Kap., schildert Mrs. Western ihrer Nichte mit unbewufster Ironie die von ihr selbst vertretene Liebestheorie mit den Worten: ... You will allow me, I think, to have

[1] Ibid. p. 361. — [2] Ibid. vol. VII, p. 204. — [3] Ibid. vol. II, p. 359. — [4] Ibid. vol. IV, p. 75.

seen the world, in which I have not an acquaintance who would not rather be thought to dislike *dislike* her husband than to *like* him; *the* contrary is such *out-of-fashion romantic nonsense,* that the very imagination of it, is shocking.[1]

Bisher haben wir meist Beispiele von romantischer Liebe angeführt. Doch wendet Fielding das Wort auch auf andere Ideale an:

The Temple beau, I. Akt, 3. Scene: Sir Avarice Pedant, der seinem Namen alle Ehre macht, sagt: Ah! these universities are fit for nothing but to debauch the principles of young men; to poison their minds with *romantic notions of knowledge and virtue.*[2]

Amelia, II. Buch, 2. Kap.: Booth in der Erzählung über die Entstehung seiner Liebe zu Amelia: I now entertained a design of exerting the most *romantic generosity,* and of curing that unhappy passion which I perceived I had raised in Amelia.[3]

Ebenda, X. Buch, 4. Kap.: I do not say he has ever offended her by any open declarations. Nor hath he done anything which according to the most *romantic notion of honour,* you can or ought to resent.[4]

Wichtig erscheinen noch Fieldings Äufserungen über das Verhältnis der romantisch Liebenden zu der Natur. Hierbei wird der in der Folgezeit so oft betonte Gegensatz von Stadt und Land hervorgekehrt:

Love in several masques, II. Akt, 1. Scene: Vermilia sagt zu Lady Matchless: Perhaps the hurry of diversions and company keep the mind in too perpetual a motion to let it fix on one object. Whereas *in the country, our ideas are more fixed and more romantic,* courts and cities have few heroes and heroines in love.

Und noch wichtiger scheint darauf die Antwort der Lady Matchless, in der wir wiederum vor Thomson das Wort romantisch auf eine schöne Landschaft angewendet und die Beziehung der Natur zu den Menschen ausgedrückt finden: Ah! Vermilia, let the jealous husband learn from me, there is more danger in woods and purlingstreams than in an assembly or a playhouse. When a beauteous grove is your theatre, a murmuring cascade your music, nature's flowery landscapes your scene, heaven only the spectator, and a pretty fellow the actor, — the Lord knows what the play will be.[5]

---

[1] Ibid. vol. VI, p. 362—363. — [2] Ibid. vol. I, p. 191. — [3] Ibid. vol. VIII, p. 214. — [4] Ibid. vol. IX, p. 211. — [5] Ibid. vol. I, p. 79.

The author's farce, II. Akt, 10. Scene: Moneywood, die Wirtin des Dichters, die nicht damit zufrieden ist, daſs ihre Tochter den armen Dichter liebt: What, I suppose he has filled your head with a *pack of romantic stuff of streams and dreams, and charms and arms.* I know this is the stuff they all run on with and so run into our debts, and run away with our daughters. — Come, confess, *are not you two to live in a wilderness together on love?*[1]

Joseph Andrews, III. Buch, 5. Kap., gibt der Verfasser folgende Beschreibung einer romantischen Landschaft: ... they came to one of the beautifullest spots of ground in the universe. It was a kind of natural amphitheatre formed by the winding of a small rivulet, which was planted with thick woods; and the trees rose gradually above each other by the natural ascent of the ground they stood on; which ascent as they hid with their boughs, they seemed to have been disposed by the design of the most skilful planter. The soil was spread with the verdure which no painter could imitate, and *the whole place might have raised romantic ideas in elder limbs than those of Joseph and Fanny, without the assistance of love.*[2]

Tom Jones, VI. Buch, 14. Kap., sagt die Mrs. Western zu ihrem Bruder in Bezug auf Sophia, die auf dem Lande groſs geworden ist: *It is living at home with you that she has learnt romantic notions of love and nonsense.*[3]

Ebenda, XV. Buch, 2. Kap., heiſst es von Lady Bellaston, die dem Lord Fellamar erklären will, wie sich ihre Nichte Sophia in den armen Tom Jones verlieben konnte: Alas, my lord, answered she, consider the country, *the bane of all young women is the country. There they learn a set of romantic love,* and I know not what folly, which this town and good company can scarce eradicate in a whole winter.[4]

Schlieſslich seien nicht die Beispiele verschwiegen, wo Fielding das Wort in objektiver Weise synonym mit 'auſserordentlich, ungewöhnlich' verwendet; er bezieht es aber in diesem Sinne nicht auf Anschauungen und Gefühle, sondern auf Vorgänge und Verknüpfungen:

Don Quixote in England, I. Akt, 5. Scene, sagt Dorothea

[1] Ibid. vol. II, p. 315. — [2] Ibid. vol. V, p. 278. — [3] Ibid. vol. VI, p. 351. — [4] Ibid. vol. VII, p. 321.

im Hinblick auf die gleichnamige Heldin in Cervantes' Don Quijote (I. Teil, Kap. 30 ff.): I wish my adventures may end as happily as those of my namesake Dorothea's did; I am sure *they are very near as romantic.*[1]

Tom Jones, VII. Buch, 11. Kap., wo sich der Held bei den Rebellen anwerben lassen will: It is no wonder, therefore, that in circumstances which would have warranted *a much more romantic and wild undertaking,* it should occur to him to serve as a volunteer in this expedition.[2]

Amelia, V. Buch, 9. Kap.: Colonel James sagt zu Booth, der behauptet hat, dafs er drei Jahre lang mit seinem Weibe allein gelebt hat, ohne ihrer überdrüssig zu werden: This is all *very extraordinary and romantic* to me.[3]

Voyage to Lisbon: Lastly, the Royal Hospital of Greenwich which presents so delightful a front to the water, and doth such honour at once to its buildes and the nation, to the great skill and ingenuity of the one, and to the no less sensible gratitude of the other, very properly closes the account of this scene, *which may well appear romantic to those who have not themselves seen that, in this one instance, truth and reality are capable perhaps of exceeding the power of fiction.*[4]

Tobias Smollett

kennt das Wort in zwei Verwendungen:

1) in Bezug auf Personen nimmt er es objektiv für 'aufsergewöhnlich', mit subjektiver Nebenbedeutung für 'übertrieben, phantastisch'.

Diesen Sinn leitet er her aus den Ritterromanen: In seinen 'Travels through France and Italy' schreibt er unter dem 10. November 1764 aus Nizza, indem er nach damaliger Anschauung die provenzalische Sprache mit der romanischen Ursprache identifiziert: As the first legends of knight-errantry were written in Provençal, all subsequent performances of the same kind have derived from it the name of romance; and as those annals of chivalry contain extravagant adventures of knights, giants, and necromancers, every improbable story or fiction is to this day called a romance.[5]

[1] Ibid. vol. III, p. 76. — [2] Ibid. vol. VI, p. 404. — [3] Ibid. vol. VIII, p. 425. — [4] Ibid. vol. X, p. 227—228.

[5] The works of Tobias Smollett, in 8 vol. ed. by James P. Browne, London 1872, vol. VIII, p. 208.

Peregrine Pickle, Kap. 98, ist von einem edlen Wohltäter die Rede, der aber bei der Allgemeinheit nur Undank geerntet hat, insbesondere handelt es sich darum, dafs er sich einer unglücklichen Waise angenommen hat, worüber Peregrine berichtet: Indeed the circumstanse of his espousing that cause was *so uncommon and romantic,* and the depravity of the human heart so universal, that some people, unacquainted with his real character imagined his views were altogether selfish.[1]

Count Fathom, Kap. 15, schreibt Wilhelmine in einem Brief an Fathom, der angeblich in einer grofsen Geldverlegenheit ist, dafs sie ihm eine Goldkette zur Verfügung stellen könne, und fügt hinzu: ... nor seek from *a too romantic notion of honour,* which I know you entertain to excuse yourself from excepting this testimony of my affection.[2]

Ebenda, Kap. 27: Die Eindrücke, die Fathom bei seiner Landung in England empfängt, werden zusammengefafst in den Satz: In a word he beheld the wide-extended plains of Kent with a lover's eye and *his ambition becoming romantic,* could not help fancying himself another conqueror of the isle.[3]

Ebenda, Kap. 39: Captain Minikin macht Fathom mit den Insassen des Schuldgefängnisses bekannt; unter diesen ist ein Sir Mungo Barebones, der von dem Wahne verfolgt wird, dafs er alle Heiden und Juden bekehren müsse. Auch Captain Minikin selbst ist von ihm angesteckt und fügt daher hinzu: ... and if he could raise by inscription such a trifling sum as twelve hundred thousand pounds, I make no doubt but he would accomplish his aim, *vast and romantic as it seems to be.*[4]

Humphrey Clinker (Brief des J. Melford vom 10. Mai): his [= Mr. Serle's] fortune which was originally small, has been greatly hurt by a *romantic spirit of generosity.*[5]

Ebenda (Brief J. Melfords vom 11. Juni) ist die Rede von einem Burschen, der eine Anklage gegen Clinker wegen Strafsenraubes entkräftigen will: Surely the fellow would not be *so romantic as to take the robbery upon himself!*[6]

[1] Ibid. vol. IV, p. 414. — [2] Ibid. vol. V, p. 82. — [3] Ibid. vol. V, p. 185. — [4] Ibid. vol. V, p. 269. — [5] Ibid. vol. VII, p. 93. — [6] Ibid. vol. VII, p. 212.

2) in Bezug auf Naturscenen bedeutet *romantic* für Smollett soviel wie schön. Öfter gebraucht er das Wort, ohne Merkmale einer solchen romantischen Landschaft anzugeben, nur um sein Wohlgefallen damit auszudrücken. Wenn er etwas ausführlich wird, erwähnt er Felsen, Ströme, Schluchten, auch die Einsamkeit; das Nähere zeigen die einzelnen Beispiele:

Peregrine Pickle, Kap. 18: After tea Miſs Emy proposed an evening walk, which they enjoyed through a variety of little copses and lawns, watered by *a most romantic stream* that quite enchanted the imagination of Peregrine.[1]

Ebenda, Kap. 40: ... one of the gentlemen, whose friendship Peregrine cultivated, frankly owned he was in possession of a *most romantic place* in one of the provinces and deeply enamoured of a country-life.[2]

Humphrey Clinker (Brief der Lydia Melford vom 20. April): We set out for Bath to-morrow, and I am almost sorry for it, as *I begin to be in love with solitude, and this is a charming romantic place.*[3]

Ebenda (Brief J. Melfords vom 1. Juli): Scarborough though a paltry town, is *romantic from its situation along a cliff that overhangs the sea.*[4]

Ebenda (Brief desselben vom 18. Juli): ... in the evening [we] arrived at this metropolis [= Edinburgh], of which I can say very little. It is very *romantic, from its situation on the declivity of a hill,* having a fortified castle at the top, and a royal palace at the bottom.[5]

Ebenda (Brief desselben vom 3. September), von den Hebriden: These last are now lying before me, to the amount of some hundreds, scattered up and down the Deucaledonian sea, affording the *most picturesque and romantic prospect I ever beheld.*[6]

Ebenda (in demselben Brief) ... the banks of the lake [= Longh Lornond] are *agreeably romantic beyond all conception.*[7]

Ebenda (Brief von Matthew Bramble aus Cameron, 28. August): A very little above its source [= des Leven], on the

---

[1] Ibid. vol. III, p. 129. — [2] Ibid. vol. III, p. 286. — [3] Ibid. vol. VII, p. 32. — [4] Ibid. vol. VII, p. 249. — [5] Ibid. vol. VII, p. 302. — [6] Ibid. vol. VII, p. 332. — [7] Ibid. vol. VII, p. 336.

lake [= Longh Lomond], stands the house of Cameron, belonging to Mr. Smollett, so embosomed in an oak wood, that we did not see it till we were within fifty yards of the door. I have seen the Lago di Garda, Albano, De Vico, Bolsena, and Geneva, and upon my honour, I prefer Lough Lomond to them all: a preference which is certainly owing to the verdant islands that seem to float upon its surface, affording the most enchanting objects of repose to the excursive view. Nor are the banks destitute of beauties, which even partake of the sublime. On this side they display a sweet variety of wood-land, corn-field, and pasture, with several agreeable villas, emerging, as it were, out of the lake, till, at some distance, the prospect terminates in huge mountains covered with heath, which being in bloom, affords a very rich covering of purple. *Every thing here is romantic beyond imagination.* This country is justly styled the Arcadia of Scotland.[1]

Ebenda (von demselben, 6. September), von derselben Gegend: Above that house [of Cameron] is *a romantic glen or clift of a mountain,* covered with hanging woods, having at bottom a stream of fine water, that forms a number of cascades in its descent to join the Leven; so that the scene is quite enchanting. A captain of a man of war, who had made the circuit of the globe with Mr. Anson, being conducted to this glen, exclaimed — 'Juan Fernandez, by God!'[2]

Ebenda (Brief der Lydia Melford vom 7. September aus Glasgow): The people are very courteous; and *the country being exceedingly romantic, suits my turn and inclinations.*[3]

---

[1] Ibid. vol. VII, p. 350. — [2] Ibid. vol. VII, p. 353. — [3] Ibid. vol. VII, p. 363.

Berlin. Gustav Becker.

Claude Tillier als Pamphletist.

[Fortsetzung statt Schluſs.]

III.

Nachdem die von Tillier geleitete Zeitung ein so unerwünschtes vorzeitiges Ende genommen, war, was er bei ihrer Übernahme zwei Jahre zuvor von sich gerühmt hatte: daſs seine Feder frei sei wie die des Vogels in der Luft, erst bittere Wirklichkeit geworden; auf den unsicheren Ertrag seiner Schriftstellerarbeit sah er sich fortan für seinen und der Seinigen Unterhalt angewiesen. Aber er war einer von denen, die nicht leicht verzagen. Er eröffnete eine Subskription auf eine Serie von 24 Pamphleten, dann eine zweite auf 12, die er nicht mehr zu Ende bringen sollte. Die Zahl seiner Abonnenten gibt er 1844 auf ein- bis anderthalbtausend an; die Einnahme genügte für die bescheidenen Bedürfnisse der Familie. In der ersten dieser Flugschriften: *Comment l'Association peut être remplacée,*[1] spricht er sich über Nutzen, Absicht und Form des Unternehmens aus. Das Eingehen der 'Association' hat eine Lücke gelassen; die früher über ihre vermeintlichen Heftigkeiten am lautesten schrien, sind jetzt die ersten, so behauptet Tillier, ihr Verschwinden zu beklagen. Einige andere freilich äuſsern die Ansicht, eine solche, die Opposition vertretende Zeitung sei recht gut zu entbehren; für die Raucher des Departements genüge, um sich ihre Cigarre anzuzünden, das Papier des Präfekturblattes, das 'Écho de la

[1] Sie ist am 7. Juli 1843 erschienen, und die nächsten scheinen mit ziemlich kurzen Abständen, vielleicht wöchentlich eine, gefolgt zu sein. Vgl. die 'Bibliographie' in den kürzlich erschienenen Études sur Claude Tillier, Première Série, par Marius Gérin. Paris 1902.

Nièvre'. Das ist gar nicht Tilliers Meinung. Er setzt den Nutzen einer oppositionellen Zeitung auseinander, der nicht nur in dem liegt, was sie wirklich sagt, sondern auch darin, was sie sagen könnte:

L'arbitraire est un poltron hargneux: le titre seul d'un journal le fait reculer, comme avec un pistolet non chargé vous faites quelquefois reculer un voleur. Prenez une feuille de papier; badigeonnez-la d'un peu de politique, et comme ces crânes de régiment qui se font appeler Bras-de-Fer, Sans-Quartier, Mange-Monde, Brise-Montagne, appelez-vous *le Patriote, l'Impartial, l'Indépendant*, vous ferez une peur terrible à l'administration: vous ne l'empêcherez pas de toucher ses appointements, mais vous troublerez sa digestion, vous lui ferez faire de mauvais rêves; et du diable si, en votre présence, elle s'avise de maltraiter qui que ce soit!

Dankbar sogar müßten die Angegriffenen einem solchen Blatte sein, das für sie eine Schutzwehr (garde-fou) ist, die sie davor bewahrt, gänzlich in Lächerlichkeit und Absurdität zu verfallen.

So wäre es natürlich das richtigste, eine neue Zeitung zu schaffen. Hieran aber kann der mittellose Tillier nicht denken. Der Stempel und die durch die berufenen Septembergesetze, nach dem Fieschischen Attentat, erhöhte Kaution hatten seit 1835 in Frankreich Zeitungsunternehmungen sehr erschwert.

Nous avons la petite vanité, nous autres Français, de nous croire le peuple le plus civilisé du monde, et cependant, chez nous, l'homme pauvre, fût-il plein des vérités les plus utiles et les meilleures à dire, n'est qu'une boîte fermée.

Was Tillier sonst noch über die Gefährlichkeit dieses Gewerbes sagt, ist übertrieben. Dieselben Septembergesetze hatten allerdings auch das Gebiet straffreier Preßvergehen einzuschränken gesucht, aber gerade in den ersten vierziger Jahren ließen die Geschworenen unter anderem die unflätigsten Angriffe Armand Marrasts auf Louis Philippe wiederholt ohne die gebührende Bestrafung. Das wesentliche Hindernis, das Tillier die Gründung einer neuen Zeitung unmöglich macht, bleibt eben seine Armut. Auf sie kommt er daher in seiner Erörterung von neuem zurück. Und da auch der Gedanke, eine kleine Aktiengesellschaft unter seinen Freunden zusammenzubringen, unausführbar geblieben ist, so fragt sich Tillier, ob er nicht am besten mit den alten Gegnern in Nevers, mit dem Bischof, mit Herrn Avril, der die 'Association'

zu Falle gebracht, seinen Frieden machte, wenn sie jeder nur 3000 fr. für die neue Zeitung beisteuern wollten. Auch an die Aristokratie seiner Heimat Clamecy hat er gedacht,

de Clamecy, champ fécond en épis, mais où croît une poignée de grands imbéciles de pavots, qui veulent absolument élever leur tête rouge et inodore par dessus les blés.

Aber im Anblick des seinem Witze so willkommenen Herrn Paillet sind ihm solche Friedensanwandlungen leicht vergangen;

ma férocité naturelle les a surmontées. Selon aucuns, je suis une bête féroce: tout ce qui me distingue de la race féline, c'est ma pipe et mon paletot; or, une bête féroce ne vend pas sa proie, surtout quand elle est grasse comme celle que je tiens sous ma griffe.

Und doch, trotz allem, was entgegensteht, mufs die Furche, die die 'Association' begonnen hat, weitergezogen werden:

il reste devant nous de grands espaces en friche à féconder; quand je n'y ferais croître qu'un épi, je ne croirais pas avoir perdu ma peine. Je me suis fait l'ouvrier du peuple, et tant qu'il me battra un peu de sang dans les veines, je n'abandonnerai pas ma tâche.

Und, er will es gar nicht verheblen, im Grunde ist es nicht so sehr politisches Pflichtgefühl, was ihn antreibt, sondern die Freude an diesem Kampfe gegen die 'triviale' Herrschaft der Reichen. Er war nur eine kleine Mücke, als er gegen das gröfste Tier (le plus gros animal) dieses Systems, gegen den König von Clamecy, Herrn Dupin den Älteren anging; damals hätte vielleicht der arme Schulmeister einen goldenen Bakel erlangen können, wenn er seine Fahne hätte aufgeben wollen:

mais le plat et monotone bonheur du riche ne me convient point; c'est le ciel bleu de l'Égypte que ne traverse aucun nuage; c'est le souffle toujours tiède que l'éternel printemps vous jette à la face; c'est l'éternel cantique que les élus chantent dans le paradis, toujours sur le même air; c'est l'immuable sourire d'une statue qui vous regarde toujours du même œil, et que parfois vous souffletteriez.

Tillier sind diese Kämpfe für die politisch Unterdrückten unentbehrlich. Wäre ihm seine Waffe, die Feder, genommen, dann würde sein Leben leer und langweilig sein wie das eines pensionierten Hauptmanns; er müfste an der Fettsucht sterben.

Also durch eine Folge von Pamphleten will er zwar nicht die eingegangene Zeitung ersetzen, aber doch zunächst die gelassene Lücke zur Not ausfüllen. Wovon er sprechen wird, weifs

er selber noch nicht recht. Er wird, wie ein auf Abenteuer ausziehender Ritter, seinen Weg erst suchen, nachdem er im Sattel sitzt. Inzwischen sagt schon der Titel, den er für seine Flugschriften gewählt hat: 'De choses et d'autres', daſs er alle Gegenstände berühren wird, die ihm zugänglich und für seine Leser passend sind. Und hier wird er sogar einen Mangel der früheren Zeitung ergänzen können, er wird auch ganz lokale Angelegenheiten behandeln. Gern wird er ihm zugehende Notizen aufnehmen und verarbeiten. Wenn solche Zuschriften für ein Pamphlet nur irgend verwendbar sind, sollen sie einen Ehrenplatz darin erhalten. Und er fügt die für den Schriftsteller Tillier besonders bezeichnenden Worte hinzu:

Il n'est pas besoin pour cela qu'elles prennent l'habit habillé d'un beau style et qu'elles soient brodées de brillantes métaphores. Ne vous gênez pas, adressez-les-moi telles qu'elles seront tombées de votre plume. Vous savez que pour faire un civet il faut un lièvre; or, envoyez-moi le lièvre, et je vous ferai le civet.

Zum Schluſs weist er noch den albernen Vorwurf zurück, daſs er für Geld schreibe; denn ebensowenig wie irgend eine andere Arbeit wird diese durch ihren Lohn entwürdigt. Er gehört nun einmal leider zu der groſsen Menge derer, die von ihrer Arbeit leben müssen; und da er nichts versteht, als seine Sprache leidlich zu schreiben, so muſs er eben schreiben, um zu leben. Wenn er nicht so viel bringen wird wie die 'Association', so werden dafür seine Pamphlete auch nicht allerlei überflüssigen, gleichgültigen Notizenballast mitschleppen, von dem jede Zeitung umgeben ist wie die Melone von ihrer Schale, um so dicker, je schlechter die Zeitung und die Melone ist. Wer übrigens nur auf Silbenzahl und Papier abonnieren will, kann sich ja an das Regierungs- und Priesterblatt, das 'Écho de la Nièvre' halten.

Gleich das erste seiner Pamphlete zeigt uns Tillier in übermütigster Angriffslust. Es ist gegen den Klerus, vor allem gegen den neuen Bischof gerichtet, der vor kurzem erst, am 21. März 1843, in Nevers eingezogen war.

In den ersten Jahren der revolutionären Monarchie muſste der französische Klerus sich sehr zurückhalten, und noch längere Zeit dann blieb er voll Miſstrauen gegen die neue Regierung. Nachdem er aber, etwa seit 1837, der veränderten poli-

tischen Lage sich anzupassen begonnen hatte, gewann er überraschend schnell seinen alten Einflufs zurück; seit 1839 liefs die Regierung wieder eifrig ultramontane Priester die bischöflichen Stühle einnehmen. Zu ihnen gehörte auch der neue Bischof von Nevers, Mgr Dominique-Augustin Dufêtre. Er war ein ansehnlicher Verwalter seines hohen geistlichen Amtes. Die sinnenumfangende mystische Pracht des katholischen Kultus hatte einst schon das Auge des Kindes entzückt und den Knaben gegen den Wunsch des Vaters in den Dienst der Kirche gezogen; und wie er sich in jenen jungen Jahren unter den anderen Chorknaben durch anmutige Gewandtheit hervortat, so blieb ihm zeit seines Lebens die Neigung und ein besonderes Geschick zu würdevoller Ausübung der heiligen Amtshandlungen. Auch sein religiöses Gefühl war von Anfang an lebhaft und unbedenklich allen traditionellen Glaubensformen zugewendet; und als sehr bald in ihm die Gabe starker persönlicher Wirkung durch freie Ansprache, zumal vor gröfseren Zuhörermassen, sich zeigte, da wurde es lange Jahre hindurch sein leidenschaftlich geübter Beruf, als Missionsprediger und Leiter von Andachtsübungen den kirchlichen Glauben in einer überwiegend unkirchlich gesinnten Zeit bei Laien und Priestern neu zu beleben.

Alle äufseren Mittel des Redners hatte er völlig in seiner Gewalt. Wenn sein Wort von der Kanzel oder auf freiem Platz eine oft nach Tausenden zählende Zuhörermenge mühelos beherrschte, dann konnten, solange sie ihn hörten, auch feinere Geister dem starken Eindruck dieser strömenden Redekraft sich nicht entziehen. Erst die ruhig zurückkehrende Erinnerung fand, dafs das Gehörte seine rasch zündende Wirkung nicht gerade aus seinem Gehalt, sondern zunächst durch den Ton und Vortrag des Redners empfing. Daher auch blieb seine in so vielen Diözesen Frankreichs mit Beifall aufgenommene Predigt in dem anspruchsvolleren Paris, das noch dazu gerade damals durch geistliche Redner wie Lacordaire und Ravignan verwöhnt war, ohne merkliche Wirkung. Den feineren Forderungen eines zweifelnden, suchenden religiösen Bedürfnisses konnte sie doch nur wenig genügen.

Dieser Mann, der die 'prédication extérieure ou apostolique', die Lacordaire als seinen Lebensberuf bezeichnete, in der Pro-

vinz jahrelang mit so grofsem Erfolg ausübte, dafs man ihn geradezu den provinzialen Lacordaire seiner Zeit nennen kann, war von Natur nicht auf tiefere Gedankenarbeit, sondern auf energisches Schaffen in praktischer Tätigkeit angelegt. Stark und hoch gewachsen, von männlich schöner Körpergestalt, fühlte er vor allem das Bedürfnis, immer umgetrieben, unablässig im Dienst seiner Kirche beschäftigt zu sein. Der sichtbare praktische Erfolg zunächst war auch das Ziel seiner Predigt, die vor aller Augen sich darstellende Zurückführung gleichgültig gewordener Massen in den Schofs der kirchlichen Mutter. Wenn nach mehrwöchigen von ihm geleiteten Andachtsübungen Tausende zur Kommunion sich drängten, wenn als Ertrag eines Missionsfeldzuges gegen unmoralische Bücher und bildliche Darstellungen ein Scheiterhaufen aus Bänden Voltaires und anderer unfrommer Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, von den Neubekehrten auf öffentlichem Platze aufgestapelt, vor ihm stand, dann war er wie ein siegreicher Feldherr der getanen Arbeit von Herzen froh.

Aber auch die raschen Eroberungen dann durch geistliche Stiftungen auf längere Dauer äufserlich zu befestigen, verstand er wie wenige sonst. Waisenhäuser, Rettungshorte, Vereine wohltätiger Frauen verdankten in den Städten, die er besuchte, dem Unermüdlichen ihr Entstehen. Als bischöflicher Bauherr vor allem, als Gründer oder Wiederbeleber von Instituten, die der Wohltätigkeit, der Priester- und Volkserziehung gewidmet waren, ist er in seiner Bischofsstadt den Nachlebenden in der Erinnerung geblieben. Im amtlichen Verkehr mit seinen Untergebenen war er, wie das energisch und rasch handelnde Männer ja leicht ankommt, oft schroff und verletzend, ebenso schnell aber auch bereit, die Aussöhnung der unversehens Gekränkten zu suchen; mit der Zeit konnten doch alle unter der scharfen Schale den Kern angeborener Herzensgüte und treuer Fürsorge an ihrem Oberhirten erkennen. Es trifft sich eigen, wie auch von ihm der an Tillier erinnernde Zug erwähnt wird, dafs er unter Freunden ungezwungen heiter und liebenswürdig zu sein pflegte, gegen Fernerstehende aber leicht eine etwas schroffe Würde herauskehrte. Er war im Grunde ein guter, lebensfrischer Mann, vom hohen Wert und Ernst seines geistlichen Amtes ganz erfüllt, aber auch unermüdlich in der praktischen Übung christlicher Pflichten.

Diese schlicht menschlichen Seiten seines Wesens jedoch erkannten selbst unbefangene und wohlwollende Beobachter erst mit der Zeit an dem neuen geistlichen Würdenträger; Tillier aber war zunächst nur überaus kritisch gestimmt und voll Argwohn. Der prächtige Einzug am 21. März, überhaupt das theatralisch imposante Auftreten des neuen Bischofs in der Öffentlichkeit erregten in ihm, dem ein formloses Wesen im Verkehr natürlich war, Widerwillen und offenen Spott. Die hastigen Lobreden des 'Écho de la Nièvre' taten das ihre, diese Stimmung zu steigern. Acht Tage nach seinem Einzuge besuchte der neue Bischof das Collège von Nevers, ein Ereignis, versicherte das Echo, das in den Fasten dieser Anstalt Epoche machen werde: alle Anwesenden seien unter dem Zauber der hinreißend ungezwungenen Rede Mgr Dufêtres geblieben. Die Attribution der 'éloquence abondante et facile' bleibt seitdem in Tilliers Pamphleten dem Gegner angeheftet wie das Beiwort eines homerischen Helden; und das Geständnis des gerührten Verfertigers eines noch überschwenglicheren Berichtes derselben Echo-Nummer, er sei durch des Bischofs rednerische Gaben an den heiligen Vincenz von Paula und an Fénelon zugleich erinnert worden, wird ebenso von Tillier später reichlich ausgebeutet.

An dem Ereignis aber, das Tillier den Stoff zu seinem ersten Pamphlet gegen Mgr Dufêtre lieferte, der feierlichen Einführung einer neuen Heiligen, Flavia, in die Kathedrale Saint-Cyr von Nevers im Juni 1843, war der Bischof nur mitwirkend, wenn auch vermöge seines hohen geistlichen Amtes natürlich an erster Stelle beteiligt. Nicht ihm, sondern dem Generalvikar Abbé Gaume verdankte die Kirche den Erwerb dieser Märtyrerreste. Sie waren im Jahre 1838 in Rom in den Katakomben der heiligen Priscilla entdeckt worden; der Name Flavia, den der Sarg trug, genügte dem glaubenseifrigen Abbé, die Inhaberin dem bekannten Geschlechte der römischen Kaiser zuzuweisen, und das kleine Bronzegefäß, in welchem nach damals allgemeiner Annahme Blut der Gemarterten aufbewahrt wurde, gab ihm auch die Gewißheit, daß diese Flavia als Christin für ihren Glauben eines gewaltsamen Todes gestorben war. Er erbat und erlangte im März 1842 vom Papst Gregor XVI. die Gebeine, welche man noch gefunden hatte, für eine Kapelle der Kathedrale von

Nevers und erhielt dann auch über die Echtheit der Reliquien ein apostolisches Zeugnis, das er am 21. Juni 1843 dem Bischof Dufêtre überreichte. Nachdem durch Bischof und Kapitel die päpstlichen Briefe geprüft und ordnungsgemäfs befunden, mithin jeder Zweifel ausgeschlossen war, wurde die neue Heilige am Peter-Paulstage (29. Juni) früh um sieben Uhr in grofser Prozession aus dem bischöflichen Palast in die Kathedrale überführt; man hatte ein Wachsbild anfertigen lassen, dem in Kopf, Brust, Händen und Füfsen die meisten Gebeine eingefügt waren. Mgr Dufêtre celebrierte die Messe und unterrichtete die Gemeinde von Saint-Cyr über die Herkunft ihrer neuen heiligen Flavia. Dann blieb sie noch neun Tage der Verehrung der Gläubigen ausgestellt.[1]

Sehr lebendig, in behaglichster Laune führt uns der Eingang des Pamphlets *Sainte Flavie* diese öffentliche Reliquienweihe vor Augen. Über quälenden Gedanken ist Tillier des Morgens erwacht und hat sich daher zu einer Pilgerfahrt nach Saint-Cyr aufgemacht; wenn er noch, wie 1841, rue Saint-Martin wohnte, dauerte sie nur wenige Minuten. Da, wie er der Place Ducale (dem Platz vor dem alten Herzogsschlosse, wo heute seine Büste steht) näher kommt, tönt Chorgesang an sein Ohr; neugierig tritt er heran:

> deux rangées de femmes de toutes couleurs et aussi de toute vertu, formaient, sur la place Ducale, comme deux haies en fleurs au milieu d'une prairie, un gracieux chemin de traverse. Au-dessus de ces gazes et de ces rubans, la mitre de M. Dufêtre élevait, avec une grande majesté, son double pignon, et le bec de corbin de sa canne épiscopale resplendissait au soleil, entouré d'une pléiade de tonsures. C'était le chapitre qui se livrait à la fatigante manœuvre de la procession.

Er nähert sich noch mehr und erkennt nun ein schönes junges Mädchen aus Wachs, getragen auf einer prächtigen Sänfte, die mit acht stämmigen Priestern im reichen Geschirr ihrer Mefsgewänder bespannt ist. Sie ist in scharlachfarbenen Sammet gekleidet und trägt eine blonde, von der geschickten Brennschere eines heimischen Haarkünstlers nach Pariser Mode frisierte Perücke. Tillier erkundigt sich, wer das sei. Die ist von aufserhalb frisch angekommen, antwortet eine von den kecken Frauen,

[1] Crosnier, Hagiologie Nivernaise, Nevers 1858, S. 241 ff.

deren Zunge kein Geschlecht hat; eine ehrwürdige Matrone aus der guten Gesellschaft aber reicht ihm eine Broschüre mit den Worten: Lesen Sie, mein Herr, und bekehren Sie sich. Und er liest in der von Abbé Gaume verfaſsten Schrift, daſs auf die Frage, wer sie sei, die schöne Unbekannte antworten würde: ich komme aus der heiligen Stadt der Märtyrer, ich heiſse Flavia. Schon dieser Name, sagt der Verfasser weiter, die Lage, in der die Heilige in den Katakomben gefunden wurde, die historischen Anhaltspunkte — alles kommt zusammen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daſs unsere hochherrliche Märtyrerin zur Familie der Flavier gehört, der kaiserlichen Familie, welcher Titus, Vespasian, Domitian entsprossen sind.

Dieses Ursprungszeugnis scheint Tillier etwas dürftig zu sein. Er sucht darum später die neue Heilige selber auf, kniet vor ihrem Schrein nieder und beginnt sich mit ihr über ihre Herkunft und die Beweise ihrer Identität zu unterhalten:

Je vous prie, madame, de ne point prendre en mauvaise part la question que je vais vous faire; elle ne m'est inspirée que par le vif intérêt que je vous porte: en vous voyant si belle et surtout si bien coiffée, un protestant lui-même vous adorerait. Jugez donc si moi qui suis ...

Pas tant de compliments, monsieur! me répondit la belle inconnue; me prenez-vous pour une grisette? Allons au fait, s'il vous plaît.

Eh bien! oui, madame, allons au fait.

Und es folgt eine aus Spott und Ernst gemischte Erörterung Claude Tilliers über die kecken historischen Behauptungen und Schlüsse des Abbé Gaume. Er schlieſst sie mit der Bemerkung, daſs er an Stelle der Heiligen dem Abbé wenig dankbar sein würde für die von ihm behauptete greuliche Herkunft und für die Verwandtschaft mit Domitian,

comme si la rose et la ciguë pouvaient croître sur la même tige! ... quand il viendrait me dire devant ma châsse:

'Depuis longtemps je répands mon âme en votre présence, vous suppliant, etc. etc.' je lui répondrais: M. Gaume, allez répandre votre âme ailleurs.

Apprenez, monsieur, me répondit la vierge, que je ne fais de malhonnêtetés à personne.

Eh bien! soit, madame! que M. Gaume répande son âme devant vous tant qu'il lui plaira; mais, franchement, est-ce que vous faites des miracles?

Certainement, monsieur, me répondit-elle.

Damit wendet sich die Unterhaltung der Wundertätigkeit der neuen Heiligen zu. Zunächst rasch einige Stiche Tilliers auf alte und neue Gegner:

Alors, donneriez-vous bien un peu d'esprit à l'*Écho de la Nièvre*?

Pourquoi non, monsieur? est-ce que la puissance de Dieu n'est pas infinie?

Inspireriez-vous bien un petit discours de dix minutes au député de l'arrondissement de Cosne?

Cela ne me paraît pas impossible; Dieu a bien tiré une source d'eau vive d'un rocher.

Et le roi de Clamecy, M. Dupin aîné, l'homme au boutoir, feriez-vous bien en sorte qu'ayant parlé blanc il ne dît pas noir?

La langue et la pensée des mortels sont entre les mains de Dieu, mon cher monsieur Claude.

Enfin, madame, pourriez-vous élever d'un cran plus haut M. Dufêtre dans sa propre estime?

Oh! pour cela, monsieur, c'est impossible.

Zur Einleitung der nun folgenden Erörterung zeigt Tillier zunächst ganz rationalistisch — denn Rationalist war wesentlich der in Phantasie und Gemüt so leicht bewegliche Mann — den religiösen Widersinn des Gebetes, wenn es als besondere, gar ein Wunder verlangende Bitte aufgefafst wird; und er warnt zugleich die neue Heilige vor gesetzwidriger, weil unbefugter ärztlicher Wirksamkeit. Zum Beweise, dafs sie von der Staatsanwaltschaft nichts zu fürchten habe, erzählt sie ihm ein letzthin von ihr geleistetes Wunder.

Ces jours passés, une femme m'amène une espèce de petit aveugle; elle le plante à genoux devant ma châsse, lui pose un chapelet entre les mains et lui ordonne de réciter. Or, cette vieille imbécile m'avait amené un aveugle de bon aloi, et il fallait que je lui rendisse la lumière; vous concevez que j'aurais autant aimé qu'elle se fût adressée à un oculiste. Quand le gamin eut bien tourné et retourné son chapelet, on lui met un morceau d'étoffe sous les yeux, et on lui demande de quelle couleur elle est; il répond sans hésiter qu'elle est rouge; or, l'étoffe était noire. On lui en présente un second, un troisième, un quatrième, tous les chiffons enfin que les vieilles femmes ont dans leurs poches; toujours ce vilain petit éraillé devinait à l'envers; et personne là, pas le moindre sacristain pour le souffler! Vous concevez, monsieur, quelle dut être ma confusion! une proche parente de Domitien rester en figure d'âne devant tout le public de la neuvaine! ... Je suais sous le velours de ma pourpre comme si j'eusse eu la fièvre cérébrale; je me repentais presque de m'être laissée faire martyre par M. Gaume, et s'il se fût trouvé là, je lui aurais donné de ma palme d'or au visage.

Quoi! madame, vous vous seriez portée à cette extrémité!

Sans doute, monsieur; une sainte n'aime pas plus qu'un autre qu'on la ballotte. Heureusement, un bon jeune homme me vint en aide; il s'approche de mon aveugle, et passant une rose sous son nerf olfactif, 'mon ami' lui dit-il, 'qu'est cela?' Alors, les yeux du malade s'illuminant tout-à-coup, il répondit: 'Monsieur, c'est une rose'. C'est ainsi que je guéris ce petit malheureux de sa cécité. Bon jeune homme, va, si jamais tu veux une place — dans le banc d'œuvre, tu peux t'adresser à moi.

'Voilà, certes, un miracle très bien exécuté,'

mit diesen Worten spricht Tillier der Heiligen seine Anerkennung aus. Schon aber hat er einen neuen Skrupel vorzubringen. Es scheint ihm doch sehr seltsam, daſs Gott vorzüglich so vielen Heiligen niederen Ranges die Kraft, Wunder zu tun, verliehen habe, nicht vielmehr den Aposteln oder auch den alten Vätern seiner Kirche, die Männer der Tat und des Gebetes zugleich gewesen sind, die, statt auf irgend einer Arena fruchtlos ihr Blut zu vergieſsen, bis ans Ende ihres Lebens die zwiefache Last der kirchlichen Verwaltung und der christlichen Predigt getragen haben. Hierüber hat Tillier kürzlich auch seinen Schutzpatron, den heiligen Claudius, befragt, und der hat ihm versichert:

Si Dieu accordait à une fillette de vingt ans, sous prétexte qu'elle a été vierge, un privilège qui me serait refusé à moi, vieux saint à barbe, qui ai vécu quatre-vingts ans dans les privations du célibat ... je déposerais ma barbe et mon auréole au pied de son trône éternel, et j'irais dès demain m'engager dans les dragons.

Ferner aber haben die Wunder überhaupt das gewichtige Bedenken gegen sich, daſs sie die Naturgesetze aufheben:

les lois de la nature, c'est la charte de l'univers, et je ne sais trop si Dieu, alors qu'il en suspend l'exécution, ne commet pas une illégalité; d'ailleurs, c'est sur ces lois éternelles que la conservation de la société est fondée et que les lois humaines ont leur base; il n'y aurait plus rien de stable, rien d'assuré parmi nous, si nous avions en France trois à quatre cents bienheureux qui eussent le privilège des miracles.

Und er zeigt, wie im Lande die verschiedensten öffentlichen und privaten Verhältnisse dadurch verwirrt werden müſsten. Nur um ganz auſserordentliche unentbehrliche Wirkungen hervorzubringen, sollte Gott allenfalls, und dann durch gewaltige, weithin Eindruck machende Wunder, den gesetzlichen Naturlauf

unterbrechen dürfen, nicht aber durch obskure, anfechtbare, die an das Wunder erinnern, das einmal auch dem Onkel Benjamin in Mulot gelang.[1]

'Ich habe Sie ausreden lassen,' antwortet endlich die Heilige; mais, selon vous, les martyrs, ce n'est donc que racaille, lors même qu'ils réunissent sur leur blason une couronne de vierge à leur palme? Si telle était votre opinion, monsieur, vous devriez bien me prier de vous en guérir.

Das ist nun in Wahrheit nicht Tilliers Meinung.

A Dieu ne plaise que je veuille rabaisser les martyrs! ces convictions inflexibles qui meurent plutôt que de céder, ces dévoûments qui se laissent torturer par le bourreau et montent d'un pas ferme à l'échafaud, sont, sans doute, à quelque cause qu'ils appartiennent, de belles et grandes choses; mais enfin, ces martyrs, quels sont-ils? des hommes qui ne sont connus que par leurs supplices, souvent que par un nom furtivement gravé sur une muraille, et auxquels on a fait un autel de leur échafaud.

Von ihrem Heiligenschein will Tillier sich doch nicht blenden lassen. Er sieht Egoismus in einer Aufopferung, die das irdische Leben von sich wirft, weil sie fest glaubt, des reichsten himmlischen Lohnes gewiſs zu sein.

Tout le mérite donc que je reconnaisse à nos martyrs, c'est d'avoir cru aux promesses de l'Église; si la crédulité fait les sots, la foi fait les saints; je le sais, je me soumets et je dis: 'Priez pour nous'; mais je m'abstiens d'admirer. Non, la foi ne peut suffire pour élever un simple cordonnier qui toute sa vie n'a fait que des souliers, mais qui a cru, au-dessus de nos grands hommes; on aura beau l'écrire et le prêcher, je n'admettrai jamais qu'une couronne toute sèche de martyr efface ces couronnes de lauriers que le génie, donnant la main à la vertu, a décernées.

Diesen passiven Glaubenshelden stellt er die weltlichen Heroen der Tat gegenüber, Helden wie die, deren Andenken das Pantheon verewigt, und von denen die neue Heilige, des Bischofs Beispiel folgend, eben mit Verachtung gesprochen hatte.

Ce sont les services rendus aux hommes qui font les belles actions; les vertus stériles et les plantes qui fleurissent avec éclat mais sans donner de fruits, sont choses que je prise fort peu. Et que nous importe à nous du sang inutilement versé, du sang que la terre boit aujourd'hui, et dont

[1] Der Roman war noch nicht als Buch erschienen, als diese Anspielung gemacht wurde. Erst unter dem neunten Pamphlet der ersten Reihe (Une croix de plus) findet sich die Notiz: Mon oncle Benjamin, par C. Tillier, vient d'être édité par W. Coquebert, Paris, rue Jacob 48; se vend à Nevers chez Guizonni.

la pluie lavera demain jusqu'à la moindre trace? Savez-vous quels sont les véritables martyrs? ce sont ceux qui sont morts pour leur pays! ... Le martyre de ces hommes que vous traitez en ennemis vous a été plus utile que tous ceux que vous préconisez; car, en défendant votre patrie, c'est aussi votre autel qu'ils ont défendu.

Nachdem die Heilige noch einmal auf die Frage der Wunder zurückgekommen und Tillier desgleichen seine Ansicht über die kleinen obskuren Mirakel noch einmal dargelegt und scherzhaft eine bestimmte, für Nevers zweifellos sehr vorteilbringende Wundertat vorgeschlagen hat, wendet sich das Gespräch überhaupt der zu erwartenden gemeinnützigen Tätigkeit der neuen Patronin zu, die, wie Herr Dufêtre versichert hat, das glückliche Nevers unter ihren besonderen Schutz nehmen wird. Tillier verlangt genauer zu wissen, was für Vorteile dieser Schutz der Stadt eintragen, auf welchen Umkreis, auf welche Personen er sich erstrecken wird; er macht die Heilige durch seine zudringlichen Fragen schliefslich ungeduldig. 'Monsieur!' unterbricht sie ihn mit einem Ausdruck, der ihm etwas Domitianisches zu haben scheint. Erschreckt zeigt er sich nun voll Vertrauen in ihre Kräfte. Doch über Möglichkeit und Wert der Heiligenwunder überhaupt bringt er in derselben burlesken Art wie vorher neue Skrupel vor, darunter den, dafs protestantische Länder ohne Heiligenschutz blühend und reich sind, Italien dagegen, das mit Reliquien so wohl ausgestattet, das so reichlich tonsuriert ist und schon so viel Weihwasser getrunken hat, besonders aber Rom so heruntergekommen seien:

sa puissance, sa gloire, ses grands hommes, tout s'en est allé avec ses dieux, et ses mamelles épuisées ne peuvent plus nourrir que des chanteurs et des capucins.

Und in seinem Eifer apostrophiert er die heilige Stadt:

O Rome! Rome! voilà donc où ta catholicité t'a réduite. Au pied de ta croix il ne vient plus, au lieu de lauriers en fleurs, que du chiendent et des orties; ta terre désolée ne produit plus qu'un peuple idiot et décrépit, triste regain d'une moisson de héros.

Es waren die Jahre, als Lamartine seine von den Italienern so bitter empfundene geringschätzige Meinung über das 'Land der Toten' aussprach.

Und auch der neuen Heiligen selber mufs Tillier schliefslich doch wieder vorhalten, dafs die Stadt in den fast drei Monaten,

die sie nun da sei, von ihren Taten noch nichts gemerkt habe: 'Seht ihr nicht, wie das alte Clamecy sich ins Fäustchen lacht, wenn es von euch sprechen hört; ich bin überzeugt, die ziehen da drüben die Protektion Herrn Dupins des Älteren der eueren vor.' Flavia selber scheint bedenklich zu werden; sie wendet sich an Tillier mit der Frage, ob nach seiner Meinung wenigstens die Priester an ihre wunderwirkende Kraft glauben. Auch hierüber ist Tillier im Zweifel; es ist ihm aufgefallen, dafs die Priester, wenn sie Fieber oder Kolik haben, sich immer an den Arzt halten. An Herrn Dufêtres festem Glauben allerdings darf man nicht zweifeln; wie könnte er, der als Bischof nichts als Wahrheit zu lehren hat, sonst in anderen solchen Glauben zu erwecken suchen. Wie könnte er unempfindlich bleiben gegen die lebensgefährlichen Erfolge, die solche wunderbare Heiltätigkeit zuweilen hat; wie erst im vergangenen Jahre noch, wo ein Unglücklicher, ein verheirateter Mann und Familienvater, der schweifsbedeckt in das wunderbar heilkräftige Gewässer der heiligen Brigitte von Cosne stieg, sofort am Schlagflufs starb. Also mufs man wohl annehmen, dafs Herr Dufêtre von der heiligen Flavia irgend ein grofses Wunder erwartet, das auch die zwei oder drei Leute seiner Diözese noch bekehren wird, welche bei der Heiligenprozession, diesem letzten seiner Triumphzüge, seiner siegreichen Rede entschlüpft sind.

So kommt die Unterhaltung der beiden endlich zu Betrachtungen über unmäfsigen, auch nach Ansicht der Heiligen unchristlichen priesterlichen Pomp. Eben die Erinnerung an ihre Prozession bringt sie darauf.

Oh! oh! fit la sainte, avec un joli petit bâillement, Monsieur Dufêtre aurait bien dû m'épargner les fatigues de cette procession; je suis harassée. Me faire promener sur la place Ducale par un soleil de 20 à 25 degrés, sans ombrelle, et avec une robe de velours, voilà un procédé bien peu aimable!

Tillier erwidert, dafs die Neigung des Bischofs zu kirchlichen Schaustellungen und Einzügen unter Kanonendonner und mit voraufmarschierender Nationalgarde sicherlich nur der gröfseren Ehre Gottes dienen solle, die Heilige aber meint, dergleichen Pomp möge irdischen Mächten anstehen, schwerlich aber den Mächten des Himmels.

Le Dieu que nous adorons est né dans une crèche et mort sur une croix; ce n'est pas par un vain étalage de choses précieuses qu'il faut l'honorer. Cette croix, vous devriez vous rappeler ce qu'elle représente. Hommes insensés! c'est son gibet que vous couvrez d'une couche d'or si épaisse.

Und sie beklagt die Entartung der christlichen Kirche:

Hélas! monsieur, qu'est devenue la touchante et majestueuse simplicité de notre église primitive? où sont ces chrétiens avec lesquels j'ai prié dans les cryptes? où sont ces vieux évêques qui, vivant dans la retraite et le dénuement absolu des choses d'ici-bas, ne voulaient faire des prosélytes que par l'exemple de leurs vertus? Ceux qui se disent les successeurs des apôtres, ceux qui se laissent appeler les envoyés de Dieu par leurs flatteurs, ce n'est plus au cœur du chrétien, c'est à ses yeux qu'ils s'adressent. Au lieu de parler à sa raison et à son âme, ils étourdissent son oreille par un continuel bourdonnement de psaumes et de cloches; ils lui donnent des fêtes aujourd'hui à cet autel, demain à cet autre; ils l'amusent par des processions mêlées de mascarades, où le sauveur des hommes est représenté par un enfant portant un agneau sous son bras; ils donnent, comme les frères ignorantins à leurs élèves, des médaillons aux dames qui ont été bien sages. Cette grande et sévère figure de Jésus-Christ qui jette du haut de sa croix un regard mélancolique sur le monde, ils l'attifent de soie, de dentelles et de verroterie, comme une sainte Renne.

Unter solchem unaufhörlichen Ceremonienspiel ist von dem Dogma, das vor allem Entsagung fordert, nichts mehr übriggeblieben; ein Schauspiele aufführender Kultus ist an seine Stelle getreten. Die Heilige verlangt, daſs der Priester wieder ein wahrer Jesus-Jünger, ein schlichter Diener des Evangeliums werde: qu'il se mêle au peuple comme le faisait son divin maître; qu'au lieu d'aller boire du vin rouge ou jouer à la bouillotte chez le notaire et le percepteur de la commune, il entre dans les chaumières, qu'il s'asseye à l'humble foyer sur l'escabelle du pauvre; que, désespérant de convertir ses paroissiens en masse et par arrondissement, comme a eu le bonheur de le faire M. Dufêtre, il les prenne homme par homme et conscience par conscience; qu'au lieu de leur faire un sermon, il converse familièrement avec eux, qu'il écarte doucement et avec la sollicitude attentive d'un médecin qui lève un appareil, les voiles qui enveloppent leur esprit, et qu'après les avoir ébranlés par la puissance de ses paroles il les persuade par l'exemple de ses vertus ... s'il faut tout dire, je ne connais point de rôle plus honorable et plus digne d'un homme que celui d'un pasteur régnant sur sa paroisse par l'ascendant de ses vertus.

So legt Tillier seine eigene Auffassung des echten, evangelischen Christentums der neuen Heiligen in den Mund. Leider

tritt zum Schluſs noch der Humorist wieder in ihm hervor und zerstört etwas den Eindruck des eben Gesagten. Tillier spricht der heiligen Flavia seine Zustimmung zu solchen ihrer würdigen Anschauungen aus; aber da sie so viel gesunden Verstand habe, müsse sie auch einsehen, daſs ihre Anwesenheit in Nevers nur Schaden bringen könne.

Croyez-moi, rendez votre perruque blonde au coiffeur, vendez votre robe rouge et votre palme au profit des pauvres, et retournez à Rome. Nous avons assez de saints que nous ne prions pas, sans qu'on nous en amène encore de nouveaux; vous comprenez, madame, qu'une ville ne change pas de saints comme elle change de conseillers municipaux.

So schlieſst er sein Pamphlet.

Wir begreifen, daſs es den heftigsten Unwillen unter den Anhängern des Bischofs erregte. Aber wenn auch in der satirischen Zeichnung, die Tillier von Mgr Dufêtre hier gibt, manches verzerrt, anderes ganz falsch ist, der Zug eines emsigen Reliquienkultes wenigstens war richtig wiedergegeben. Auf diese Förderung christlicher Heiligenverehrung war der Bischof eifrig bedacht, nur gerade die heilige Flavia hatte er nicht selber nach Nevers gebracht. Doch wenige Tage nur, nachdem er sie mit so groſsem Pomp in seiner Metropole empfangen hatte, weihte er in der neuen Kirche eines Städtchens seiner Diözese, Donzy, den neuen Altar: er hatte dafür gesorgt, daſs in ihm neben anderen im Nivernais besonders verehrten Heiligenreliquien die noch übrigen Gebeine der heiligen Flavia niedergelegt waren. Auch der Kirche von Saint-Cyr-sur-Loire überlieſs er nicht lange darauf einige Reliquien des Heiligen mit dem Eber, dem seit Jahrhunderten die Hauptkirche von Nevers geweiht war, und seiner Mutter, der heiligen Julitta. Als im Oktober 1856 in Autun der Tag der Überführung der Reliquien des heiligen Lazarus in die Kathedrale dieser Stadt unter der Teilnahme von fünf Erzbischöfen und Bischöfen feierlich begangen wurde, hielt der Bischof von Nevers eine feurige Ansprache an das Volk, in der er die Verehrung der Reliquien heiliger Männer in ihrer Berechtigung und Bedeutung darlegte, und wie Gott selber über ihrer Erhaltung wache; und den unlängst aus dem Krimkrieg zurückgekehrten General Mac-Mahon unter der andächtigen Menge erblickend, brach er in die enthusiastisch aufgenommenen Worte

aus: Wollen wir denn den Kriegshelden sinnlos schelten, der seinen tapferen Degen, das Werkzeug seiner Treue und seines Ruhmes, in Ehren hält wie nichts sonst? Der Bischof Dufêtre verehrte die Reliquien des heiligen Lazarus in Autun ebenso gläubig, wie der Pater Lacordaire — in demselben Jahr, wo er von der Französischen Akademie zum Nachfolger Tocquevilles gewählt wurde — die heilige Magdalena in la Sainte-Baume in der Provence gestorben und begraben sein liefs. Es ist phantastisch überspannt, das in jedem edleren Menschen angelegte Gefühl, das Hohe und Heilige auch an den leeren, verlassenen Resten seines körperlichen Daseins noch zu verehren. Viel lieber als von den eben erzählten Bemühungen um den Heiligenkultus hören wir daher von Dufêtres Fahrt, kurz ehe er nach Nevers kam, zum alten Bischofssitz des heiligen Augustinus, um mit sieben Bischöfen einen Teil vom rechten Arme des gewaltigen Kämpfers feierlich von Pavia nach Hippone zu geleiten. Seit jener Zeit fügte er seinem Taufnamen Dominicus noch den anderen, Augustinus, hinzu. Mit diesem Kultus wäre auch Tillier nach dem, was er über die alten Väter der Kirche zur heiligen Flavia geäufsert hatte, innerlich einverstanden gewesen.

Der aber hatte zunächst nicht Zeit, Recht und Unrecht seiner letzten Anklagen von neuem zu überdenken, er mufste vielmehr sich selber nun gegen die heftig losbrechenden Gegner verteidigen. *Quelques pamphlets de mes adversaires* überschrieb er seine nächste Flugschrift. Er hatte sich bisher — einfältig genug, wie er jetzt einsieht — für den einzigen Pamphletisten im ganzen Departement gehalten. Mit einem Male macht er die Entdeckung, dafs es neben ihm von Leuten wimmelt, die Pamphlete, wenn nicht zu schreiben, so doch im Gespräch herumzutragen verstehen. Von solchen Pamphleten seiner Gegner will er diesmal seinen Abonnenten einige Proben geben.

Da ist zunächst ein Doktor der Theologie, ein phantasieloser, trockener Weiser, dem Metapher, Hyperbel, Ironie ganz unbekannte Dinge sind; er hat Tilliers Einfall, die Mittel für eine neue Zeitungsgründung durch Schweigegelder seiner Gegner wie M. Avril und Mgr Dufêtre sich zu verschaffen, für bare Münze genommen. Das Pamphlet gegen die heilige Flavia findet er voller Schmutzereien und von einem abstofsenden Cynismus;

Voltaire oder Marat hätten solche Dinge denken können, würden aber nicht so schamlos gewesen sein, sie niederzuschreiben.

Nachdem Tillier diesem Gegner mit einigen etwas umständlichen Spottreden gedankt, ohne den Namen zu nennen, weil ihn dann der Bischof avancieren liefse, wendet er sich gegen einen zweiten, seinen alten Freund Paillet. Der hatte gleich nach Erscheinen des ersten Tillierschen Pamphlets feierlich die Worte vernehmen lassen: 'Dieser Mensch bettelt ja nur noch um Almosen'. Schärfer und viel bitterer lautet hier die Entgegnung. Zunächst erinnert Tillier seine Leser daran, dafs Herr Paillet schon viel bessere Pamphlete als dieses letzte gegen ihn verfertigt habe, so damals, als er ihm acht Tage Gefängnis verschaffte. Er verspottet ihn dann, weil er trotz der Achtung seiner Mitbürger, die er so gern bei jeder Gelegenheit sich selber bezeugte, nicht wieder in den Munizipalrat gewählt sei, ein Unglück, das alle Musikanten, und wer sonst bei den Festlichkeiten der Stadt seinen Verdienst fand, zu Tränen gerührt hat. Noch immer aber ist er Friedensrichter und Präsident des literarischen Klubs von Clamecy, dies mit Recht, da er in zwei Literaturgattungen, auf dem Billard und im Imperialspiel, aufserordentliche Kenntnisse besitzt. In seinem Klub hat er kürzlich über Tillier jenen gewichtigen Ausspruch getan. Es ist die Äufserung der von dem Pamphletisten schon einmal zurückgewiesenen bornierten Anschauung: wer Holzschuhe macht, um seinen Lebensunterhalt zu finden, arbeitet; wer sich als redlicher Schriftsteller Einnahmen verschafft, der bettelt. Tillier möchte nun wohl auf Herrn Paillet die einer gefallenen Gröfse geschuldete Rücksicht nehmen; auch verdankt er's eigentlich doch ihm, dafs er nicht mehr Schulmeister ist; aber er kann es nicht unerwidert hingehen lassen, dafs Tote die Lebendigen angreifen. Wenn Herr Paillet ihn einen Bettler heifst, so hat er ihn offenbar mit einem anderen verwechselt, dessen nicht sehr erbauliche Geschichte — es ist natürlich Herr Paillet selber gemeint — Tillier seinen Abonnenten mit wenigen Worten erzählen will. Dieser andere war unter der Restauration ein armseliges, aber höchst betriebsames Bureauschreiberlein; dann gelang es ihm, die Stelle eines abgesetzten Anwalts zu erbetteln, so dafs er der einzige Mensch ist, dem dieser Anwalt Gutes getan hat. Als die Julirevolution und mit ihr die neue

Monarchie kam, begann er auf die Restauration zu schimpfen. Er sagte: gewiſs hat die alte Dynastie dem Lande einen groſsen Dienst erwiesen, indem sie mich zum Anwalt machte; aber ihr Eidbruch hat dieses Verdienst vernichtet: ich kenne sie nicht mehr.

Il fut d'abord tout liberté, tout ordre public; mais, la liberté étant tombée dans la disgrâce de la cour, il finit par n'être plus qu'ordre public. A cette époque, il prit une canne, porta le ventre en avant et rejeta les épaules en arrière, pose symbolique qui indiquait la stabilité du gouvernement en même temps que l'importance du personnage. Vous sentez que les bienfaits de la Restauration devaient brûler les mains à ce généreux patriote; aussi, n'avait-il rien tant à cœur que de s'en débarrasser. Il eût bien pu, comme tant d'autres, donner sa démission; mais le député de l'arrondissement eût été assailli de pétitions au sujet de sa succession, et il voulait épargner cet embarras au grand homme![1] Ayant donc trouvé un bon prix de sa charge, il la lava.

'Louis-Philippe, ô mon roi!' s'écria-t-il alors, tu le vois, je n'ai plus rien à cette coupable dynastie! gratifie maintenant ton serviteur d'un bon emploi!

Das sieht nun freilich, meint Tillier, sehr ähnlich einem Bettler, der seinen vollen Sack verkauft und dann an anderen Türen weiter bettelt. Ein verkäufliches Amt wiederzubekommen, gelang dem Manne allerdings nicht, doch erhielt er immerhin eins (die Friedensrichterschaft), das ihm nicht viel Arbeit macht und ganz einträglich ist. 'Wenn Herr Paillet mich,' so schlieſst Tillier seine Erzählung, 'für diesen groſsen Bettler hielte, so täte er mir viel zu viel Ehre an; ich gestehe in aller Demut, daſs ich nicht würdig bin, die Strippen seines Schnappsacks zu lösen, ja daſs ich zu schwach wäre, einen solchen Bettelsack zu tragen.' Und damit sagt er ihm für immer Lebewohl. Leid ist's ihm doch, ihn zu verlieren; er war ein so ergiebiger Pamphletstoff.

Auch Herrn Gaumes Betschwestern zahlen Tillier seine Angriffe auf ihre neue Heilige eifrig zurück. Viele behaupten, daſs er dafür jetzt dem Tode entgegengehe; andere, in ihrer Ungeduld, erklären ihn schon für tot und begraben. 'Ich gehe dem Tode entgegen', antwortet er ruhig, 'das ist wohl möglich'.

[1] Dupin.

Il y a longtemps, en effet, que les années de la jeunesse, ces beaux oiseaux de passage, qui fuient aux approches de l'hiver, se sont envolées de moi. J'ai fait plus de la moitié de mon voyage; déjà je suis sur l'autre versant de la vie, terre morne où il reste à peine aux arbres quelques feuilles, et dont le ciel gris et gypseux est plein de neiges qui voltigent! Or, quand on est arrivé à cette pente, on roule plutôt qu'on ne descend. Mais, que je sois mort, je le conteste. Voilà, du reste, un miracle qui est hoc à sainte Flavie; que je meure aujourd'hui, que je meure demain, que je meure dans dix ans, les vierges émérites de M. Gaume ne manqueront pas de dire que c'est leur sainte qui m'a tué.

Etwas erschreckt hatten ihn anfangs diese drohenden Prophezeiungen des nahenden Todes. Aber sein ehrwürdiger Schutzpatron ist ihm in einer der letzten Nächte erschienen und hat ihn beruhigt.

Tu tousses, je le sais; de là haut je t'entends tousser, et, sans compliment, je trouve que tu tousses très bien; mais ne prends point de sirop de gomme, c'est un liquide insignifiant; couche-toi tôt, lève-toi tard, et va t'imprégner de l'air salutaire de la campagne. Je n'affirme pas que ce régime te guérira; je ne suis pas moi un de ces saints empiriques qui font la médecine comme s'ils avaient besoin de cela pour gagner leur vie. Mais si sainte Flavie touche à ta poitrine, elle apprendra ce que c'est qu'un Claude: d'un coup de ma crosse, je lui mets son fémur en cent morceaux.

Ernsthaft gesprochen ist es aber doch erstaunlich, welche heidenmäſsig grausame Vorstellung diese in der Schule der Priester erzogenen, mit dem Leib und Blut Jesu Christi genährten Frauen sich von den Gegenständen ihrer gläubigen Verehrung machen. Sie bilden sich ein, die neue Heilige werde einen armen Schriftsteller, der dazu noch Familienvater ist, durch ihre Wunderkraft hinmorden, weil einige seiner Sätze ihre Ohren beleidigt haben. Wäre das denkbar, dann wäre sie Domitian sicherlich noch viel näher verwandt, als die Lage ihrer Gebeine in den Katakomben anzeigte. Wenn diese heiligen Frauen, was sie so aussprechen, drucken lieſsen, würden sie das blutigste Pamphlet gegen die christliche Religion, das sich denken läſst, herausgeben. Wie weit ist es denn von der Vorstellung, daſs die Heiligen ermorden, wer über sie spottet, bis zu dem Schlusse, daſs man die morden müsse, welche die Heiligen verspotten.

Von einem Pfarrer ist Tillier exkommuniziert worden. Dieses Pamphlet, da es offenbar um dreihundert Jahre zurückzudatieren

sei, tut er beiläufig, mit wenigen Worten ab; eingehend aber beschäftigt ihn noch die Antwort an Mgr Dufêtre. Der Bischof hat gegen ihn gepredigt und hat ihn im Gespräch einen 'der Hölle entstiegenen Geist' genannt. Warum nur? Etwa weil Tillier die Identität der Heiligen angezweifelt hat? Aber auch der Bischof hat irgendwo gesagt, er sei fast sicher, daſs sie eine Verwandte Domitians sei. Also ist er nicht ganz sicher; also zweifelt auch er; also ist auch er ein Geist aus der Hölle. Oder verdient Tillier das Prädikat, weil er nicht an die absurden Mirakel glauben will, mit deren Bericht die Jesuiten im Volke hausieren, an die durch das Auflegen eines Heiligenbildes geheilten Kinder, an die Briefe, die Jesus Christus vom Himmel schreibt, und die eine so unglückliche Vorstellung von seinem Briefstil geben?[1] Und in starken Ausdrücken macht Tillier weiter seinem Unwillen Luft gegen diese 'elenden Scharlatane', die das Antlitz Gottes seiner leuchtenden Strahlen entkleiden und es uns mit den grotesken Zügen einer Karikatur darstellen.

Ce ciel où tant de soleils resplendissent, cette terre si féconde, si parée, et qui nourrit tant d'êtres à ses larges mamelles, n'est-ce pas là des miracles assez éclatants pour révéler sa grandeur, sans que de maladroits serviteurs lui prêtent, croyant ainsi le rehausser, le rôle d'un écrivain public, d'une médecine ou d'un emplâtre? Mais ces colporteurs de miracles, ces marchands de reliques, ne s'aperçoivent donc pas que, dans l'intérêt passager de leurs ambitions impies, ils ruinent la religion en la livrant aux dérisions des incrédules!

Denn auch 'die wahren Wahrheiten der Religion' müssen unter solchen Mirakelpredigern leiden. Wer sich einmal von ihnen voll Widerwillen abgewendet hat, wird fern bleiben, auch wenn sie ihm wieder das lauterste Gold des Evangeliums darbieten; denn auch das wird er nun für falsche Münze halten.

Auch die angeordneten neuntägigen Andachtsübungen (neu-

[1] Ähnlich äuſserte sich der sanft ironische Ulrich Hegner zu dem Wahn Lavaters, als der in seiner Überzeugung, daſs der Apostel Johannes leibhaftig noch auf Erden wandle und ihm demnächst persönlich nahe treten wolle, auch durch vorläufige Briefe in griechischer, französischer und englischer Sprache sich bestärken lieſs. Hegner meinte, als er nach Jahren diese Zettel wieder vor Augen bekam, daſs Johannes während seines jahrhundertelangen Erdenwandels doch wohl Zeit gehabt hätte, diese Sprachen besser zu lernen.

vaines) vor der heiligen Flavia angegriffen zu haben, ist Tillier sich wohl bewufst; vielleicht hat er hierdurch den starken Zorn des Bischofs erregt. In seiner langen Unterredung hatte er der Heiligen schliefslich gesagt, sie müfste doch einsehen, dafs sie für viele eine Veranlassung zu Müfsiggang sei und einer grofsen Zahl armer Familien nur Schaden bringe. Denn während die Frauen den Rosenkranz vor ihrem Schrein abbeten, bessere sie doch nicht die Kleider der Kinder aus oder koche für die Männer die Suppe; sicherlich kehre so manche mit Furcht vor Schlägen nach Hause zurück. An dieser Meinung hält Tillier fest. Er findet, dafs das Gebet, das Christus uns gegeben und zu beten vorgeschrieben hat, alle die aufwiegt, die Herr Gaume zusammenstellen könne (algues plutôt que fleurs de rhétorique). Auch die neuntägigen Andachten hat Christus nicht vorgeschrieben, darum hält sie Tillier für nichts als eine schädliche Zeitverschwendung. Ebenso bleibt er bei seiner ketzerischen Ansicht über die Prozessionen mit ihrem starken Aufgebot gläubiger Jungfrauenschaft. Nicht Groll, sondern Dank, dafs er nicht mehr darüber gesagt, sei der Bischof ihm schuldig. Öffentlich hat Mgr Dufêtre erklärt, wie das Herz ihm geblutet habe, als er die Inschrift des Pantheon las: 'den grofsen Männern das dankbare Vaterland'. Tillier hat ihn dafür nicht einen der Hölle entstiegenen Geist, ja nicht einmal einen Jesuiten genannt. Und doch empfindet er den gleichen Schmerz, wenn er die Frauenregimenter durch die Stadt manövrieren sieht, die der Bischof als Oberst kommandiert, und deren Tambourmajor der Domschweizer ist; und er begreift nicht, dafs es Mütter gibt, die ihre Töchter für die Kongregationen anwerben lassen. Was soll den Mädchen diese ausschliefslich geistliche Erziehung? Praktische Hausmütter zu werden ist ihre von Gott gewollte Bestimmung; auch patriotische Frauen sollen sie einmal sein; werden sie das bei den ultramontanen Priestern lernen? Und, wie er das liebt, apostrophiert er die geistlichen Erzieher:

Qui êtes-vous, vous qui voulez qu'on vous laisse pétrir à votre gré l'âme de nos enfants? Votre patrie est-elle en France ou à Rome? avez-vous une famille? à quoi tenez-vous? pour qui travaillez-vous? que laissez-vous après vous? quels rejetons pousseront de vos racines? êtes-vous autre chose qu'un pieu stérile enfoncé dans le sol de la France? Vous

voulez l'éducation de notre jeunesse; mais vous vous trouvez très bien comme vous êtes, sans doute: donc vous façonnerez vos élèves à votre image; or, quel germe de liberté et de patriotisme avez-vous rencontré que vous ne l'ayez écrasé sous vos pieds?

Was soll überhaupt diese Schaustellung jungfräulicher Keuschheit Gutes schaffen? Sind denn diese hier öffentlich aufgeführten Jungfrauen wirklich ehrbarer als die anderen, die hinter den Gardinen ihres Kämmerchens züchtig verborgen mit ihrer fleifsigen Nadel die Wäsche des Hauses oder die Sachen ihrer Brüder in Ordnung bringen? Gewifs ist es etwas Hübsches, diese frischen Girlanden, die so die Priester ihrer Prozession anhängen; ob aber unter diesen Rosen nicht manch eine auch Blätter ihrer Krone in den Strafsenschmutz fallen läfst? Sind diese priesterlichen Herzenslenker so unbekannt mit dem Leben, wie es wirklich ist, dafs sie nicht wüfsten, welchen gefährlichen Kennerblicken sie diese jungfräuliche Reinheit aussetzen? Es ist traurig zu sagen, aber es gibt nur zu viele wenig ehrbare Verbindungen, die bei einer Prozession begonnen haben, und die man nie von einem Priester in der Kirche hat einsegnen lassen.

Das sind meine Gedanken, wie sie mir mein Herz in aller Einfalt eingibt — so schliefst Tillier diese Abwehr —, und ich habe, indem ich sie offen kundgebe, der Religion einen Dienst zu erweisen geglaubt. Wenn ich darum ein höllischer Geist bin, dann rechne ich mir's zum Ruhme an, kein Christ zu sein; denn dann kommt allerdings die Wahrheit nicht mehr vom Himmel zu uns, sondern aus der Hölle.

Diese eine energische Abweisung seiner Gegner genügte Tillier noch nicht; gleich darauf ergriff er noch einmal, ausdrücklich nur zur Verteidigung seines Pamphletistenberufes, das Wort in der Flugschrift: *Du Pamphlet.* Wieder denkt man sofort an Couriers *Pamphlet des Pamphlets;* aber sie haben wenig miteinander gemein. Auch Cormenin hat eine ähnliche, kürzere, bei ihm sehr notwendige Selbstrechtfertigung versucht (Conclusum. April 1837).[1] Soweit Nachahmung bei dem Pamphletisten Tillier deutlich wird, zeigt sich leider mehr Cormenins als Couriers Einflufs. Die Veranlassung, sich noch einmal und gründlich über seinen Pamphlet-

[1] Gegen Dupin. Letztes Stück der *Lettres sur la Liste civile et sur l'Apanage.* Dazu sein *Didactique du Pamphlet* im *Livre des Orateurs.*

kampf auszusprechen, bot Tillier das 'Écho de la Nièvre'. Es hatte mit einem Citat aus einem offenen Briefe Lamartines (aus dessen Zeitung *le Bien Public* in Mâcon) deutlich auf Tillier hingewinkt. Von dem 'elenden Handwerk eines Tagespamphletisten' war da die Rede, wobei Lamartine zunächst nur an Journalisten dachte. Nachdem Tillier erst diese gegen den Angriff verteidigt, wendet er sich in seiner Sache gegen das 'Écho de la Nièvre'. Neidische Impotenz allein ist es, was diese Leute zu bloſsen Verleumdungen antreibt. Weil sie selber nur stumpfe Waffen haben, weil ihnen Geist, Phantasie, jede Gabe der Darstellung fehlt, so schimpfen sie eben. Für Tillier bedeutet das weiter nichts als die Gewiſsheit, daſs seine Hiebe gesessen haben. Solche Beschimpfungen sind wie der Schmutz, mit dem Betrunkene eine Statue bewerfen: der nächste Regen wäscht ihn wieder ab. Zu gleicher Leistung könnten sie einen Papagei abrichten, der alltäglich nur die Worte wiederholte: Claude ist ein infamer Mensch, Claude ist ein gottloser Mensch, Claude ist ein erbärmlicher Mensch. Wofern nicht ein philosophischer Kater einem solchen Dialektiker frühzeitig den Hals umdrehte, wäre er für Tillier ein ebenso wirksamer Gegner wie die Leute vom 'Écho de la Nièvre'. Und das sind die Soldaten M[gr] Dufêtres! So wenig sind sie, ist er selber im stande, trotz aller gewichtigen Ankündigungen, Claude Tillier mit Erfolg zu bekämpfen.

Aber für Tillier handelt es sich diesmal nicht um ihn allein, sondern um die ganz allgemeine Frage: warum ist das Pamphlet infam, warum sind Pamphletisten erbärmliche Menschen? Es ist auch hier der Name, was die Menge betört, wie schon Courier erfahren und so drastisch geschildert hatte. 'O Pöbel!' ruft Tillier, 'wirst du dich denn immer gegen bloſse Namen aufwiegeln lassen!'

Une soutane passe, et tu dis: Voilà un homme pieux; si c'est un uniforme, tu dis: Voilà un brave; mais regarde donc au moins ce qu'il y a sous cette étoffe. Si j'avais donné à mes petits livres le titre de *Sermons*, tous ces badauds qui m'appellent l'infame pamphlétaire, m'appelleraient le pieux Claude.

Infam ist das Pamphlet doch nur, wenn es zur Verleumdung niedersteigt, und mit gutem Gewissen kann Tillier seine Widersacher fragen, auf welcher Seite der publizistische Kampf so schmählich geführt wird. 'Wann habe ich euch, sei es als Re-

dakteur der 'Association' oder als Pamphletist, jemals verleumdet? Citiert mir eine Zeile aus meiner Feder, die eine über euch ausgesprochene Verleumdung enthält. Warum auch sollte ich euch verleumden? Die Verleumdung ist die Waffe des Schwachen, der Schwache aber seid ihr!'

Die Gegner wollen dem Pamphlet das Feld der persönlichen Angriffe verbieten. Sie sollten froh sein, meint Tillier dagegen, einen Beamten zu haben, der die Moralpolizei der Stadt gratis besorgt. Und, ohne Namen zu nennen, zeigt er den Nutzen seiner Angriffe auf Herrn Avril in Nevers, Herrn Paillet in Clamecy und andere Biedermänner oder wunderliche Käuze. Ein fröhliches und leichtes Tun ist doch solche Arbeit durchaus nicht, Stunden der Ermattung und Niedergeschlagenheit kennt Tillier nur zu wohl. Er unterbricht wieder einmal seine Erörterung, um der weichen Stimmung, die ihn mit diesem Gedanken überkommt, sich gänzlich hinzugeben, und läfst ein paar Seiten folgen, die zu dem Schönsten gehören, was der Dichter Claude Tillier geschrieben hat.

En ce moment je suis là, accoudé sur la fenêtre de mon atelier, contemplant cette belle vallée de Nièvre qui s'emplit d'ombre, et ressemble, avec sa forêt de peupliers, à un champ garni de gigantesques épis verts. Le soleil se couche derrière moi: ses derniers rayons allument, comme un brasier, les ardoises du moulin; ils illuminent la cime vacillante des peupliers, et bordent de franges roses les petits nuages qui passent à l'horizon. ... La Nièvre, cette laborieuse Naïade que les tanneurs forcent du matin au soir à laver leurs peaux, a fini sa journée; elle se promène libre et tranquille entre ses roseaux, et clapote doucement sous les racines des saules. A cette heure si belle et si douce, je sens à ma vieille lyre de poète une corde qui se réveille. J'aimerais à décrire ces riants tableaux, et peut-être, du fond de cette encre immonde, amènerais-je quelque paillette d'or au bec de ma plume. Mais, hélas! quand je voudrais peindre et chanter, il faut que j'écrive, que je martèle des phrases aggressives contre mes adversaires ... Quand mon âme s'emplit, comme ce vallon, de paix et de silence, il faut que j'y tienne la colère éveillée; quand je voudrais pleurer peut-être, il faut que je rie! —

Derrière cette verdure étrangère et cette traînée bleuâtre de collines que je ne connais pas, sont les premiers arbres qui m'ont abrité, les premières collines que j'ai foulées; c'est de ce côté que s'envolent mes pensées, semblables à des pigeons qui, lâchés sur une terre lointaine, s'enfuient à tire-d'aile vers le colombier natal.[1] C'est là qu'est ma mère, mon frère,

[1] Dante, Inferno 5, 82—84.

mes amis, tous ceux que j'aime et dont je suis aimé. Quelle destinée m'a donc éloigné de ces lieux? Pourquoi ne suis-je point là avec ma femme et mes enfants? Pourquoi ma vie ne s'y écoule-t-elle pas doucement et sans bruit comme l'eau claire d'un ruisseau! Hélas! ce même soleil qui s'est levé sur mon berceau, il ne se couchera donc point sur ma tombe! Maudits soient ces imprudents persécuteurs qui m'ont appris que j'avais une arme redoutable, en me forçant à me défendre! Loup féroce, c'est pourtant en léchant leur sang que cet appétit du sang m'est venu. Et que m'importe à moi que ce journal prêche et que cet évêque fasse le journaliste! Cruel pamphlet, laisse-moi un instant avec mes rêves. Ces oiseaux aux plumes blanches et roses, tu les effarouches des éclats stridents de ta plaisanterie. Laisse-moi passer et repasser la main sur leurs ailes; peut-être, hélas! ne reviendront-ils plus de sitôt, et d'ailleurs, ces messieurs sont-ils si pressés qu'on les fustige?

O mes amis! que faites-vous en ce moment? Tandis que je suis là, pensant à vous et entouré de vos chères images, vous entretenez-vous de moi sous vos tonnelles? Voici l'heure où ma mère se repose à l'ombre de son petit jardin; je suis bien sûr qu'elle rêve de moi en arrosant ses fleurs; peut-être dit-elle mon nom à sa petite-fille. O ma mère, si je vous écris moins souvent, c'est ce dur métier de pamphlétaire qui en est la cause; mais soyez tranquille, je n'attendrai point pour vous revoir, que l'hiver ait mis entre nous ses neiges. Quand le ciel commencera à blanchir, que ses arbres se teindront de jaune, qu'un plus pâle sourire sera venu aux lèvres de l'automne, j'irai m'asseoir à votre foyer, et rajeunir ma poitrine à cet air que vous respirez. Ces beaux chemins où j'ai tant rêvé, tant fait de vers perdus comme le chant dans l'espace, je veux me promener encore entre leurs grandes haies pleines déjà de pourpre et d'or, et toutes brodées de clochettes blanches! et ce sera pour la dernière fois peut-être. —

Je veux encore écouter les flots amis de ma rivière de Beuvron, et les écouter longtemps. L'eau qui mord par le pied mon vieux saule de la petite Vanne, l'a-t-elle renversé? a-t-il encore à ses racines beaucoup de mousse et de petites fleurs bleues? Je veux encore passer une heure sous son ombre, contemplant tantôt ces noirs rubans d'hirondelles qui flottent dans les cieux, tantôt ces longues traînées de feuilles jaunes qui s'en vont tristement au courant de l'eau comme un convoi qui passe, et tantôt aussi ces pâles veilleuses, tant redoutées des jeunes filles, et qui sortent de terre semblables à la flamme de la lampe qu'il leur faudra bientôt allumer. Ces images de deuil plaisent à mon âme: elles la remplissent d'une tristesse douce et presque souriante. Je me représente l'année comme une femme phthisique qui, sortant d'une fête, dépouille lentement et une à une les parures dont elle était revêtue, pour se coucher dans son cercueil. Mais adieu, ma mère! adieu, mon vieux Clamecy! on m'appelle; je me suis fait l'exécuteur des colères de la société, et il faut que ma tâche s'accomplisse!

So ruft er selber sich zurück. 'Was sagte ich doch eben? — Daſs diese moralische Strafgerichtsbarkeit, die das Pamphlet gegen Vergehen ausübt, denen die Gesetze nicht beikommen können, dem allgemeinen Nutzen dient.'

Tillier können wir eine solche ideale Auffassung seines eigenmächtig übernommenen Zensoramtes rückhaltlos zutrauen, weit mehr als Courier, von Cormenin gar nicht zu reden; sie schützte ihn gegen die Abwege der nichtsnutzigen Skandalsucht, auf die die Publizistik gewerbsmäſsiger politischer und sozialer Sittenpolizisten nicht selten gerät. Tillier, in der Stimmung, in welcher wir ihn eben wieder überrascht haben, läſst uns an einen italienischen Kampfgenossen seiner Zeit, den edlen Giuseppe Giusti denken, der in einem Gedicht an Gino Capponi ebenso aufrichtig und rührend geklagt hat:

Misero sdegno che mi spiri solo,
Di te si stanca e si rattrista il core!
O farfalletta che rallegri il volo,
Posandoti per via di fiore in fiore,
E tu che sempre vai, mesto usignolo,
Di bosco in bosco cantando d'amore,
Delle vostre dolcezze al paragone,
In quanta guerra di pensier mi pone
Questo che par sorriso ed è dolore!

Aber nicht nur im Duell, Mann gegen Mann, kämpft das Pamphlet, und nicht nur die Waffen leichten Spottes führt es. In allen groſsen Kämpfen der Geschichte, wo es die Freiheit des Menschen galt, stand es vornan in Rede oder Schrift, und fast immer entscheidend. So führt uns Tillier die Gracchen vor, Cicero, Luther, Calvin, Pascal; ja, er braucht sich nicht mehr zu scheuen, selbst Christus unter die Pamphletisten zu stellen, während Courier in einer ähnlichen Übersicht doch nur Paulus genannt hatte.

L'Évangile, c'est la ruche qui est pleine de miel, mais qui est pleine aussi d'aiguillons. Cette parole si calme, si sereine, quand elle développe les sublimes vérités du christianisme, cette parole qui devient presque tiède quand elle exprime l'amour du ciel pour la terre, tout-à-coup vous l'entendez gronder, et la voilà qui éclate en sanglantes personnalités. Jésus-Christ, le meilleur des pères et le plus doux des maîtres, ce roi de tous, qui voulait qu'on laissât les petits enfants venir à lui, et qui abaissait, pour les bénir, ses mains jusqu'à leurs blondes têtes, quand les Scribes et les Pharisiens viennent se heurter contre lui, il devient un pamphlétaire

inexorable. ... Et que ces colères du Christ ne nous étonnent point! Il est bon, sans doute, plus qu'aucun homme ne peut l'être; mais il n'y a point de véritable bonté sans haine des méchants, et de dévouement aux hommes sans indignation contre ceux qui les oppriment.

Zum Schlusse kommt er wieder auf sich selbst zurück. Mit Männern wie Courier und Cormenin will er sich nicht vergleichen. Für die Arbeit, die er zu leisten hat, wäre es aber auch gar nicht nötig, so große Kräfte aufzuwenden. Um etwas Dorngestrüpp zu entfernen, braucht es keine Axt, und muſs man denn ein Sturmwind sein, um ein paar Kerzen auszublasen? Wohl ist er nur ein Strohhalm, doch haben einige, denen dieses Stückchen Stroh unters Augenlid geriet, einen Balken dort zu fühlen geglaubt. Unter den Erfolgen, die seine Pamphlete gegen Herrn Dufêtre und seinen Anhang bisher schon gehabt, ist mindestens einer deutlich genug:

Votre sainte, qu'est-elle devenue? qui parle encore de ses miracles? qui achète ses médaillons protecteurs? qui récite la prière de M. Gaume? pourquoi se tient-elle, pauvre vierge délaissée, triste et boudeuse, dans sa chapelle? Pourquoi M. Dufêtre ne lui permet-il plus de voir personne? N'est-ce pas parce que mes pamphlets l'ont réduite à l'expression qu'elle doit avoir, à une pincée de poussière?[1]

Also nimmt Tillier den Namen eines Pamphletisten, den seine Gegner zum Schimpf ihm vorwerfen, ruhig an. 'Den Menschen die Wahrheit zu sagen, ist, was ihr auch dagegen schreiben mögt, ein edler Beruf'; und stolz fügt er hinzu: ich will noch lieber mit mir selber im reinen sein als mit meinen Mitmenschen. Er findet einen hübschen, bezeichnenden Vergleich für die ganz eigentümliche Form seiner Kampfschriften:

La haie est humble, ses rameaux trempent dans l'herbe; mais elle pique de ses épines le malfaiteur qui veut envahir l'héritage d'autrui; elle donne ses fleurs sauvages à la bergère qui passe, et les petits oiseaux tressent en sûreté leur nid entre ses branches: j'aime mieux être une humble haie qu'un grand arbre inutile.

Gottlos, wie die Priester ihn hinstellen, mag er nach deren religiösen Begriffen wohl sein, aber gewiſs nicht im Sinne der Religion Jesu Christi.

---

[1] In einem späteren Pamphlet behauptet Tillier gar, die arme Heilige sei auf den Boden geschafft, und ihre wächsernen Backen seien dort von den Ratten gefressen worden (Œuvres IV, 194).

Et qu'est-ce que le juge suprême, si je comparaissais demain à son tribunal, aurait donc tant à me reprocher? Je n'ai point empli mes mains d'argent; je n'ai point trafiqué de ma pensée: je l'ai donnée aux hommes telle que Dieu me l'envoyait, comme l'arbre leur donne ses fruits. J'ai pris des mains de Dieu ma ration de pain quotidien, sans jamais lui en demander une plus grosse. Quand ce pain est noir, je ne me plains point; quand il est blanc, je le mange de bon appétit; mais, blanc ou noir, je n'en laisse jamais pour le lendemain; je vais droit devant moi sans regarder en avant, sans regarder en arrière, ne cherchant qu'à éviter le caillou qui est à mes pieds et ne l'évitant pas toujours. Lorsque je rencontre une mauvaise herbe sur mon chemin, je l'arrache; quand c'est une bonne graine, je fais un trou en terre et je l'y dépose: si elle ne vient pas pour moi, elle viendra toujours pour un autre. Je fais comme le papillon qui jouit de l'été sans songer que l'hiver est au bout, et, pour les quelques jours qu'il a à rester sur la terre, ne se donne pas la peine de se bâtir un nid. J'engage mes enfants à faire comme moi, je leur lègue mon exemple; c'est la meilleure des richesses, et pour celle-là du moins, ils ne paieront pas de frais de succession.

Er spricht noch weiter über die persönliche Form seines Gottesglaubens und schliefst dann seine Verteidigungsschrift mit Worten sicheren Selbstgefühles: Ich habe gesagt, was ich bin; mögen die, welche mich gottlos nennen, aufrichtig erzählen, was sie sind. Dann wird man sehen, dafs sie weniger Religion haben als ich.

So bleibt Tillier fortan seinen geistlichen Gegnern, vor allen dem Bischof an der Ferse, immer die Feder zum Angriff bereit. Wenn dem Bischof, wie auch schon seinem Vorgänger Mgr Naudot, jährlich 2000 fr. für seine Visitationsreisen vom Generalrat des Departements bewilligt werden, allerdings nur mit einer Stimme Majorität, so bekämpft Tillier diese Forderung (*A M. Dufêtre, évêque de Nevers, sur l'indemnité de route qui lui a été allouée par le conseil général*)[1] und sucht später in einem anderen Pamphlet drastisch zu zeigen, wieviel mehr der arme Pfarrer, auf den der Bischof 'niederstöfst' (sur lequel vous vous êtes abattu), und der für eine würdige Bewirtung seine Mittel erschöpft, einer Entschädigung bedürfe (*Deux épisodes d'une tournée épiscopale*).[2] Diese Ausführungen und ähnliche in anderen Pamphleten geben aber von der eifrigen Amtstätigkeit des neuen Bischofs ein sehr

[1] Œuvres III, 151—159.

[2] Œuvres III, 313—327. Aus dem Jahre 1844.

entstelltes Bild. Die theatralisch-feierliche Einführung der heiligen Flavia war wirklich eine die Kritik herausfordernde Handlung Mgr Dufêtres gewesen, dessen ungestümer Bekehrungseifer schon früher auch geistlichen Beurteilern wegen eines gewissen Mangels an religiösem Takt bedenklich erschienen war. Aber selbst hier lag die Schuld zunächst bei dem Entdecker der Heiligen, und gänzlich unbegründet sind Tilliers Angriffe auf die Visitationsreisen Dufêtres. Offenbar war die Amtsführung des Bischofs Naudot eine nicht sehr straffe gewesen und hatte es auch in den ersten Jahren nach 1830 selbst mit dem besten Willen nicht sein können. Als nun sein rühriger Nachfolger, noch ein Vierziger, frisch und fest vom ersten Tage ab all seinen Amtspflichten unermüdlich nachging, da fühlte sich ganz natürlich so mancher Pfarrer in seinem bisherigen Stilleben unsanft aufgestört; so hatten sie schon, als Dufêtre noch Generalvikar in Tours war, über sein schroffes Vorgehen gegen eingerissene Mifsbräuche geklagt. Solche Klagen, die erst allmählich der unbefangenen besseren Schätzung wichen, gelangten dann zu Tillier, und allzu rasch verarbeitete er diese 'Hasen' zu seinem 'Hasenpfeffer'. Der neue Bischof hielt mehr als der frühere darauf, dafs die Würde seines Amtes auch nach aufsen würdig und eindrucksvoll sich darstellte; die Vorwürfe aber, die Tillier in dem gegen die Reiseentschädigung geschriebenen Pamphlet andeutet und in dem anderen dann an zwei angeblichen Erlebnissen des visitierenden Bischofs humoristisch zur Anschauung bringt, sind sicherlich unbegründet. Gerade die Schlichtheit seiner persönlichen Bedürfnisse gegenüber der, wie es scheint, damals unter der höheren Geistlichkeit Frankreichs verbreiteten Neigung zu Luxus und prunkvollem Auftreten hebt ein sonst ziemlich ironischer Beurteiler an dem Generalvikar Dufêtre noch 1841 hervor,[1] und ganz ausdrücklich und streng wies der neue Bischof seine Pfarrer an, ihn mit der gröfsten Einfachheit zu bewirten und ihm nie mehr als ein Gericht darzubieten.[2] Der eigentliche Grund der Klagen waren wahrscheinlich überhaupt die häufigeren Visitationen und hierbei die dem

[1] Biographie du Clergé contemporain par un Solitaire. Paris 1841—43. Bd. 3.

[2] Crosnier, Vie de Mgr Dufêtre, évêque de Nevers. Paris 1868. S. 173.

Vielbeschäftigten zur unbedingten Gewohnheit gewordene Pünktlichkeit; dann auch Forderungen an die Pfarrer, wie die, welche sogleich eines seiner ersten Rundschreiben brachte: eine genaue Chronik (registre) ihrer Parochie mit allen irgendwie beachtenswerten, nicht nur den kirchlichen und geistlichen Ereignissen zu führen. Auf die christliche Archäologie und die Erhaltung wichtiger kirchlicher Denkmäler war in Frankreich damals, seit 1830 etwa, die Arbeit bedeutender Männer gerichtet; romantische Voltairianer, wie Mérimée, wirkten hier mit den Klerikalen zusammen, indem fromme Gelehrte, wie Lenormant und Ozanam, das Bindeglied bildeten. Diesen Bestrebungen hatte auch Dufêtre längst seine rege Teilnahme zugewendet, und er begann jetzt sofort auf die ihm unterstehenden Pfarrer in diesem Sinne zu wirken. Wie er aber neben alledem auch ihr eigenes Wohl im Auge hatte, bewies später seine Gründung einer Alters- und Invalidenkasse für emeritierte Priester seiner Diözese. Damals (1852) lag Tillier längst im Grabe und konnte seine ungerechten Angriffe nicht mehr gut machen, auf die der Bischof dem Lebenden heftig erwiderte,[1] die er aber dem Toten nicht nachgetragen hat. Dafs sie nicht ohne ärgerliche Wirkung blieben, kann man auch daraus schliefsen, dafs die ausführlichste, in Nevers geschriebene Biographie Dufêtres, die doch ein früheres anonymes Pamphlet gegen den Generalvikar der Erwähnung wert findet,[2] mit keinem Worte von Tillier spricht, freilich auch nicht von der heiligen Flavia.

[1] Tillier erwähnt noch einen dieser Angriffe und entgegnet sehr scharf in seinem Pamphlet: Quelques mots sur un Mandement, Œuvres IV, 1—35.

[2] Crosnier a. a. O. S. 108.

Berlin. Max Cornicelius.

(Schlufs folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Zur rhythmischen Prosa Englands im 10.—11. Jahrhundert.

Joh. Steenstrup (*Bogstavrimets sidste og Enderimets første Tider* in *Histor. Tidsskrift* 7 *R.* IV, 119 ff.) stellt die Form der letzten Gedichte in den angelsächsischen Annalen und der rhythmischen Prosa Ælfrics zusammen mit Dänemarks lateinischer Stilform bald danach. Besonders bei Ælnoth aus Canterbury, in dessen *Vita s. Cnutonis,* treten Assonanz, Stabreim und Endreim nebeneinander auf.

Berlin. F. Liebermann.

Zum angelsächsischen Menologium.

Die Phraseologie des Dichters, von Imelmann (Diss. Berlin 1902) sorgfältig auf poetische Quellen zurückgeführt, schöpft einmal aus einem Rechtsinstitut. Durch Mariae Himmelfahrt *hæfde Nergend fostorlean fæmnan forgolden*: da Christus nicht beim Vater erwachsen war, verdiente die Erzieherin Nährlohn. Nach einem (jüngeren?) Zeitgenossen des Dichters wird bei *wifmannes beweddunge* den bisherigen Pflegeeltern der Braut *ðæt fosterlean* bestimmt. Ist, was ich nicht sicher behaupte, das Wort nachgebildet nordischem *fóstrlaun,* wie *drincelean* nach *drekkulaun,* so spräche auch dies dafür, dafs der Dichter wenig vor 1000 schrieb. Dagegen seine Herkunft erhellt aus solchen Einzelheiten nicht. Imelmann sammelt fleifsig anglische Merkmale der Sprache; allein bei einem im 11. Jahrhundert überlieferten und frühestens nur kurz vorher verfafsten Denkmal beweisen sie für die Lokalisierung des Autors nichts, da sie stark in der Minderheit gegenüber der *κοινή* stehen. Einzelnes *e* für *æ* und *in* gegen hier viermal so oft vorkommendes *on* gibt es in den *Gesetzen* auch; *tid* als Neutrum belegt Imelmann dorther selbst. Augustins Grab liegt nach dem Dichter *cynestole neah, mynstre mærum*; er weifs also, dafs die Peter-Pauls-Abtei aufserhalb der Hauptstadt lag. Ihre Nichtnennung bedeutet vielleicht, dafs der Dichter auf ihren Ruhm eifersüchtig war, also zur Kathedrale gehörte; jedenfalls aber kannte er Canterburys Topographie. Er er-

wähnt nur dieses eine Heiligengrab; er widmet Augustin zwölf Verse; er nennt keinen anderen Heiligen Englands. Deutet dies nicht nach Canterbury? — Gerade der Metropolitandom durfte mit jener Autorität königlichen Gebots sprechen, welche der Dichter seinem Kalender am Schlusse beilegt: übrigens bezeichnend für die seit Eadgar herrschende Verquickung von Kirche und Staat. Imelmann möchte den Verfasser Abingdon zuweisen, nur weil der Codex dorther kommt. Und da die Schrift identisch ist mit der des Anfangs der angelsächsischen Annalen, so könnte Imelmann geltend machen, daſs ihn Plummer auf eine Abingdoner Vorlage zurückführt (*Saxon chron.* II, LXXXIX). Allein daſs diese aus fremdem Werke nur kopiert war, steht fest: das Menolog also vielleicht auch. Gegen Abingdon spricht ein Argument, freilich nur eines ex silentio: der Dichter erwähnt Helenas Kreuzfindung. Nun behauptete Abingdon, einst von ihr bewohnt und mit einem Wunderkreuz beschenkt worden zu sein und letzteres nebst Nägeln von Christi Kreuz zu besitzen (*Chron. Abingd.* I 7; II 155. 279). Hätte bei solchem Anlaſs ein Abingdoner das verschwiegen? — Die letzten Worte *on þas sylfan tiid* können nicht heiſsen 'hoc tempore', als wollte Verfasser den gegenwärtigen Heiligenkalender der Vergangenheit oder Zukunft gegenüberstellen, sondern — wie Hickes und Pieper verstanden — 'über (betreffend) jene selbigen Festzeiten'.

Berlin. F. Liebermann.

Charakteristik Englands im 12. Jahrhundert.

In der Londoner Guildhall wurde etwa 1220 die Handschrift des British Museum Additional 14252 niedergeschrieben. Ihr Inhalt, von Mary Bateson[1] genau verzeichnet und sachkundig erklärt, entstand, soweit er datierbar ist, 1210—17. Aber das meiste ist undatierbar und, offenbar durch einen städtischen Rechtsgelehrten und Antiquar, nur gesammelt oder ins Französische übersetzt aus Aufzeichnungen des 12. Jahrhunderts. Fast alles betrifft Recht, Verfassung, Gewohnheiten, Verwaltung Londons. Nur ist mitten hineingeschoben fol. 101 eine Bearbeitung oder Beschreibung Britanniens bei Heinrich von Huntingdon:[2]

De Bretaine, ki ore est apelé Engletere e ki est si bonuree sur tuz altres idles e ke si est plentivuse de blex e de arbres e large de bois et *de riveres e de veneisuns e de oiseals covenable e noble de bons chiens e ço de multes manieres.*[3] *De iceste Bretaine vus voil alkes escrivre, e puis vus musterai une partie de la lei de la cité de Lundres* ...

Das Folgende, ebenfalls zumeist geschöpft aus Heinrich von Huntingdon, der als *uns sages clers* citiert wird, findet man exzerpiert

[1] *A London municipal collection* in *Engl. histor. rev.* 1902, p. 480.
[2] ed. Arnold p. 512. [3] Bis hierher Überschrift.

bei Miss Bateson. Darunter: *Bretaine ... sur tute la gent del siecle est ele plus travaillante en pelerinage. E plus sunt li home bels e clers ke altres homes: quant hom les veit, sempres pur lur bealté dit l'om, dunt il sunt.* Zu den fünf Sprachen Britanniens bei Huntingdon fügt er die sechste, *que l'om apele Normand e Frances.*

Berlin. F. Liebermann.

Mittelenglische Forstausdrücke.

G. J. Turner, *Select pleas of the forest* (Selden soc. 1901), druckt Archivalien, die Verwaltung und Gericht des englischen Forsts im 13. Jahrhundert betreffen und im lateinischen Text gerade Technisches meistens in Vulgarausdrücken bezeichnen. Gemäſs der normannischen Einführung des Forstrechts entstammen diese zwar zumeist, wie *cableiceum* (*chablis*) 'Windfall', dem Französischen, gelten aber so gut wie *woodward* als heimisch. In Einleitung und Glossar erklärt Turner diese Wörter mit der Schärfe des Juristen, der Liebe des Sonderforschers und einer nur für Arbeiter am Staatsarchiv möglichen Kenntnis ungedruckter Parallelen. Für Wörter wie *berner, bercelet, brach* stehen hier früheste Belege. Das Wild scheuchte der Jäger auf *taborando* (p. 44): Tambour schlagend [das Wort *tabur* steht (in England zuerst?) bei Radulf de Diceto II 102].

Berlin. F. Liebermann.

Roger Bacon als Philolog.

E. Flügel (in Wundts *Philos. Stud.* XIX 164) zeigt in einem für die Geschichte der Sprachwissenschaft im Mittelalter wichtigen Aufsatze, wie Bacon, der strenge Kritiker der klassischen Philologie jener Zeit, der geniale Hinweiser auf neue Ziele und Methoden, die modernen Sprachen nur selten berührte und an eine Grammatik für diese kaum dachte, obwohl er die Dialekte wohl vermerkte. [Stellen stehen zum Teil *Mon. Germ.* 28, 569, wo auch die Quelle für Slavisches bei Bacon und Literatur angegeben sind; Hauréau, *Not. et Extr. des mss.* 35 p. 226, stellt Bacons Griechische Etymologie recht tief.] Unter britischen Philologen im Jahrhundert vor und mit Bacon erwähnt Flügel auch Johann von Salisbury, Grosseteste, Basingstoke. [Zeitlich zwischen Johann und Roger steht mit mancher sprachvergleichenden Ahnung der Walliser Girald de Barri, der Englisch 'Teutonisch' nennt und das Brythonische als dem Griechischen oder Lateinischen verwandt erkennt; *Mon. Germ.* 27, 408 f.]

Berlin. F. Liebermann.

Zum Havelok.

Die neue Ausgabe des Gedichtes durch Skeat (Oxford 1902) hat mir Gelegenheit gegeben, den Text nochmals durchzugehen, wobei

ich einige weitere Verbesserungen[1] schwieriger Stellen gefunden habe.
V. 406 f.: *And leue þat it mote wone*
In heuene-riche with Godes sone!

Diese Stelle hat Morsbach in den Engl. Stud. XXIX, 372 besprochen, und er sieht in *Godes sone* eine Umschreibung für *him,* da der Überlieferung nach *Jesus Crist* (V. 403) das Subjekt ist. Der Dichter hätte also gesagt: 'Christus ... gestatte, daſs sie (die Seele) im Himmel bei Gottes Sohne wohnen möge!' Ich halte eine solche Ausdrucksweise für unmöglich und schlage vor, *God* hinter *leue* einzuschieben und dafür *Godes* in *his* zu bessern — dann wird die Stelle klar und verständlich.

V. 560 erg. *Also thou wilth mi lif haue* [*saue*];

vgl. V. 2226: *But God him wolde wel haue saue.* Das Reimwort ist in beiden Fällen *knaue.*

V. 738 l. [*Un*]*to him and to hise flote.*

V. 762 ff. *Til hise sones to beren fish inne,*
Up o londe to selle and fonge.
Forbar he neyþer tun ne gronge.

Der Reim *fonge* 'fangen' : *gronge* 'Meierei, Scheune' (ne. *grange* = *grēindž*) ist wohl jedem, der sich mit dem Havelok beschäftigt hat, seltsam oder verdächtig vorgekommen. Statt *gronge,* das gerade wie ein Reim fürs Auge aussieht, würde man auch eher *grange* oder *graunge* erwarten. Aber auch der Sinn der Stelle ist unklar, denn Grim und seine Söhne wollen doch auf dem Lande keine Fische mehr fangen, das haben sie ja schon vorher auf der See getan! Ich vermute, daſs *fonge* für *change* 'umtauschen' verschrieben ist, und daſs also die Fischer ihre Ware nicht bloſs verkauften, sondern auch für die in den Versen 767 ff. aufgezählten Lebensmittel umtauschten.

V. 810 l. *To morwen shal ich forth*[*ward*] *pelle.*

V. 833 f. l. *Ne non oþer fish þat douhte;*
His meyne feden nouht he mouhte.

Ich ändere also bloſs *with* V. 834 in *nouht* (oder in der Orthographie der Hs. *nouth*).

V. 1019 ff. *For it ne was non horse-knaue*
þo þei sholden in honde haue,
þat he ne kam þider, þe leyk to se.

Skeat ändert *þo* V. 1020 in *þouh* und übersetzt den Vers in den Anmerkungen: 'Though they happened to have work in hand', i. e. had plenty to do. — Ob aber der Begriff 'Arbeit' so ohne weiteres ergänzt werden kann, erscheint mir denn doch sehr zweifelhaft. Ich möchte daher *þo* in *for ouht* 'trotz allem' bessern. Der Sinn der ganzen Stelle ist: Kein Pferdeknecht, mochte er noch so viel zu tun haben, unterlieſs es, hinzukommen.

---

[1] Vgl. Anglia, Beiblatt XI, S. 306 und 359 ff., XII, 146; Engl. Stud. XXX, 343 f. [Jetzt noch Förster, Beibl. zur Angl. XIV, 10 ff.]

V. 1220 l. *With þat [þat] þou wilt here dwelle.*
V. 1269 l. *It bikenneth more, he shal.*

Ich möchte jetzt also lieber *þat* nach *more* als dies selbst streichen.

V. 1287 l. *But on [up]on þe moste hil.*
V. 2269. *þat he sholden him god feyth bere.*

Der Vers gewinnt entschieden durch eine Umstellung:

þat he god feyth him sholden beren.

Schon Skeat schreibt *him sholden.*

V. 2290 f. *Hwan he haueden alle þe king gret,*
And he weren alle dun set.

Ich möchte jetzt bessern:

Hwan he þe king haueden alle gret,
And he weren dun[e] set,

streiche also *alle* als Wiederholung im zweiten Verse.

V. 2557. *With ful god wepne ye ber so.*

Das rätselhafte *ye ber* könnte aus *þered* = *wered,* Part. Prät. von *weren* = ae. *werian* 'wehren, verteidigen, schützen', entstellt sein, wenn wir für letzteres auch die Bedeutung 'bewehren' annehmen dürfen.

V. 2658 f. *þanne he woren fallen dun boþen,*
Grundlike here swerdes ut-drowen.

Man stelle im ersten Verse um: *boþen dun.* Der Reim *dun* : *drowen* ist ganz richtig, wenn wir in letzterer Form Einfluſs des Sgl. *drough* (= *drūχ*) annehmen, wie z. B. in den ne. Pluralformen *boughs* und *ploughs.* Lautgesetzlich wäre ja ae. *drōȝun* zu *drowen* (= *drouən*) geworden, vgl. Koeppel in Herrigs Archiv CIV, 14 ff.

Kiel. F. Holthausen.

Nachtrag zu Archiv CVIII, 288 ff.

(Die Quelle des me. Gedichtes 'Lob der Frauen'.)

Gelegentlich meines diesjährigen Aufenthaltes in England konnte ich das in Bd. CVIII, S. 288 ff. nach Wrights Drucke wiedergegebene altfranzösische Gedicht mit der Handschrift vergleichen, wobei ich folgende Abweichungen Wrights von derselben fand:

V. Wr. 5 *que*] Hs. *qe,* desgl. V. 40, 52, 98, 150, 154, 220, 314 und 316. — 45 Wr. *honme*] Hs. *homne,* desgl. 293. — 127 Wr. *suffry*] Hs. *soffry.* — 161 Wr. *il*] Hs. *e.* — 177 fehlt *de* in der Hs. — 228 Wr. *fenme*] Hs. *femne.* — 304 Wr. *mount*] Hs. *mout.* — 322 Wr. *soffrir*] Hs. *soffri.*

In vier Fällen weist leider mein Text gegenüber Wr. und der Hs. Fehler auf, nämlich V. 168 *homme*] Wr. Hs. *honme.* — 195 *a ce*] Wr. Hs. *e ce.* — 286 *amistié*] Wr. Hs. *amistée.* — 314 *in*] Wr. Hs. *en.*

Wichtig sind in der ersten Liste wohl nur das handschriftliche *e* für Wrights *il* 161, *mout* für *mount* 304, endlich *soffri* für *soffrir* 322.

Kiel. F. Holthausen.

Zur Legende von Edward dem Bekenner.

Eadweard III. soll einem Armen Almosen, da er keine Münze bei sich hatte, in Gestalt eines Ringes gereicht haben, den dann der hl. Johannes zwei englischen Palästina-Pilgern für den König zurückerstattete. Diese Geschichte findet sich schon bei den alten Biographen; *Lives of Edw. the Conf.* ed. Luard p. 122. 373. Ein Dominikaner zu Parma hat sie 1320—44 seiner Chronik der Päpste hinzugefügt; nach ihm sagte der hl. Johannes (bei diesem der Täufer), die Jungfrau Maria habe den Ring selbst getragen. So Delisle, *Notices et Extr. des mss.* 35 p. 1 (1896), 379.

Berlin. F. Liebermann.

Zur mittelenglischen Handschriftenkunde.

Eine me. Übersetzung von Boccaccios *De claris mulieribus* ('Boccasse of his Booke intitlede in the Latyne tongue De Preclaris Mulieribus'), wohl dieselbe, welche Zupitza auf Grund von Ms. Add. 10304 in der 'Festschrift ... des fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentages' (Berlin 1892) S. 93—120 besprochen hat, ist laut 'Centralblatt für Bibliothekswesen' XV (1898) 339 auch in einer Handschrift enthalten, welche aus der berühmten Sammlung des Sir Thomas Phillipps stammt und auf der Sothebyschen Auktion vom 9. Juni 1898 in den Besitz des Herrn Bain übergegangen ist.

Eine von Spiefs und Macaulay nicht angeführte Handschrift von Gowers *Confessio amantis* (Pergament) befand sich in der Bibliothek des Sir Andrew Fountaine und gelangte auf der Sothebyschen Auktion vom 12. Juni 1902 in den Besitz der Firma Quaritch, welche somit zurzeit drei Gower-Mss. ihr eigen nennt (Centralblatt f. Bibliothekswesen XIX [1902] 362).

Dieselbe Firma (Quaritch) erwarb am 2. Mai v. J. ein illuminiertes Folio-Manuskript, enthaltend *'The Boke of Bochas translated into Englishe by John Lydgate, Monk of Bury'* (= Falls of princes?), welches aus der Bibliothek des Henry White stammt (Centralbl. XIX 309).

Ein Folio-Ms. des 14. Jahrhunderts (?) mit 'Richard Rolle de Hampoles Werken in Prosa und Versen' (mit seltsamen Zeichnungen) gelangte auf der Auktion vom 14. Juni 1902 an Herrn L. Rosenthal (Centralbl. XIX 363).

Würzburg. M. Förster.

Zu Scogan und 'The Court of Love'.

1) In seinen 'Chaucerian and other pieces' p. 545 Anm. zu 491—504 vergleicht Skeat die citierten Stellen mit Fragment B des Rom. Rose 2419—39, 2817—20 und weist ferner zu ll. 496—7 den Bezug zu Fragment B 2819—20 *'or of hir chere that to the made thy lady dere'* nach. Er möchte daraus und aus anderem schliefsen, dafs der Court of Love nach Thynne's edition 1532 verfafst sei (Introduction § 71). Dafs aber der Verfasser des Court of Love Fragment B vor Thynne benutzt und gekannt habe, wird ebenso leicht anzunehmen sein, da ich in meinen Untersuchungen über Lydgate und Fragment B des Rom. o. Rose zu dem Resultat gekommen bin, dafs Lydgate schon im Temple of Glas Fragment B benutzt hat, was bei noch eingehenderer Durchforschung der Werke Lydgates sich mit Evidenz erweisen lassen wird.

2) Skeats Bemerkungen zum Court of Love im 'Chaucer canon' sind, wie Prof. Brandl nachgewiesen hat, mit gröfster Vorsicht aufzunehmen. Was die vocabulary-test (a. a. O. p. 134) anbetrifft, so sind folgende Berichtigungen anzubringen.

Skeat: *aureat, 817, known in 1599.* Ich finde *aureat* bei Lydgate, Reson & Sensuality (1406—8?) 1312: *The world was called aureate,* und Balade 13: *O aureat licour of Cleo.*

as blife, 161, found in Lydgate 1413 — schon früher bei Lydgate, jedenfalls Rom. o. Rose B 2799 (von Skeat übersehen).

demure, 653, wird von mir belegt bei Lydgate in der Flour of curtesie (um 1400) V. 139.

Skeat fragt ferner: *And what is meant with 'dye and sterve'?* (vers 301.) Diese Phrase belege ich wieder bei Lydgate, Pilgrimage 1849: *Rather he ches to dey and sterue.*

Zum Schlufs noch eine 'Anmerkung' zur Note Skeats, Court of Love 782 *flawe = flave, yellow, known in 1657.*

C. o. L. 782 *And lily forhede had this creature, With lovelich browes, flawe, of colour pure.* Unten: *S. flawe (for flave) sic!*

'I suspect that flawe was a Northern form; cf. *braw, as a Northern variant of brave?* Hat im Original wirklich flawe gestanden? Oder ist, was allerdings dem Sinne nach sehr unwahrscheinlich sein dürfte, gar *falwe* (yellowish) zu lesen?

Weitere phraseologische Bezüge zwischen 'Court of Love' und Lydgate werden sich gewifs noch nachweisen lassen.

Ein ausführlicher Artikel aus meiner Feder wird demnächst erscheinen.

Brandenburg H. J. H. Lange.

Christopher Anstey, der Verfasser des New Bath Guide.

Christopher Anstey (1724—1805) wird gewöhnlich in der Gelehrtenwelt mit Stillschweigen übergangen, mehr noch bei uns Deut-

schen als bei den Engländern. Er ist zwar nicht mit vielen Erzeugnissen seiner Dichtermuse hervorgetreten; sein Name haftet ernstlich nur an seiner Satire 'The new Bath guide' (1766). Aber dieses kleine Werk kann immerhin einen Platz in der Geschichte der englischen Satire beanspruchen; es gibt wenig, das sich, was Originalität anlangt, mit ihm vergleichen liefse. Wie fast allen Satiren sieht man einer Skizzierung des Inhalts zwar nichts Aufsergewöhnliches an. Eine Anzahl junger Menschenkinder aus der Familie der B(lu)n(de)r-(hea)d, nämlich Sim B., dessen Schwester Prudence, beider Cousine Jenny W-d-r, ihre Haushälterin Tabitha Runt begeben sich im Sommer 1766 nach Bath. Sie haben ja allen Grund dazu: Sim und Prudence haben sich mit Leckereien den Magen verdorben, sie müssen notwendig das dortige Wasser trinken. Sie kommen und staunen das herrliche Bath an, mit seiner schönen Lage und seinen liebenswürdigen Menschen. Da sind zunächst die freundlichen Einwohner selbst, die die neuen Gäste bewillkommnen mit Glockengeläute, die ihnen auch ein Konzert veranstalten. Dafür mufs man sich natürlich nobel zeigen, und Sim bezahlt daher alle Musikanten. Und die Gäste nun! Unsere Kinder gehen ganz in Bewunderung der schönen Kleider und der feinen Sitten auf. Alle diese Leute zusammen bei einem Mahle oder einem Balle zu sehen, ist einfach eine Sehenswürdigkeit. Der Liebenswürdigkeit der feinen Gäste verdanken sie es, dafs sie in ihren Kreisen verkehren können. Einige zeichnen sich ganz besonders durch Anhänglichkeit aus. Da ist z. B. der Captain Cormorant, ein Mann, der dem Staate sehr gute Dienste geleistet hat, und den man also, nach seiner eigenen Meinung, besser hätte belohnen müssen. Er ist sehr gebildet, unterhält sich mit Jenny über Milton und Shakespeare. Auch sonst läfst er ihr alle Aufmerksamkeit zu teil werden. So viel er nur von seiner kostbaren Zeit erübrigen kann, widmet er den ortsunkundigen Gästen und kommt deshalb regelmäfsig zum Mittags- und Abendessen zu ihnen. Als Mann von Weltkenntnis weiht er den jugendlichen Sim in die grofsen menschheitbeglückenden Ideen ein; eine der wichtigsten ist der Begriff von der Umsetzung des Geldes. Dafür gibt es besonders ein Mittel, das Kartenspiel. Sim kann zwar noch nicht spielen, aber der Captain meint, er lerne es rasch, und Cormorant kann ja warten, solange Sim noch etwas Geld besitzt. Den übrigen Gewinn stundet er ihm zu 20 Prozent. — Ein anderer auch sehr freundlicher Mensch ist der methodistische Priester Roger, das heifst er ist auch unter dem Namen Nicodemus bekannt. Er nimmt sich besonders gerne der Prudence an und neckt sich immer so liebenswürdig mit ihr. Doch sind seine Lebensanschauungen etwas düsterer Art, und es gelingt ihm, Prue von ihrem sündhaften Seelenzustand zu überzeugen, so dafs sie schliefslich glücklich ist, als ihr eines Nachts ein Engel in der Gestalt Rogers erscheint und ihr auf göttlichen Befehl Liebe

einflöfst. — Schliefslich ist der heitere pietistische Priester zu erwähnen, der lehrt, dafs es weder Sünde noch Übertretung gebe, womit er sich besonders die Gunst der Tabby Runt erwirbt, die dafür sorgt, dafs sein Geschlecht nicht ausstirbt. — Zu diesem Umrifs des Inhalts kommen noch einige Beigaben, eine Ode, 'die Geburt der Mode' betitelt, eine Beschreibung des Badens, der Gesang eines Dichterlings auf den ihn unterstützenden Koch Gill in Bath, die Erzählung von einer Konsultation der Ärzte.

Um die Bedeutung des New Bath guide recht zu würdigen, müssen wir uns nach den Satiren umsehen, die schon vorher in England entstanden waren. Man hatte sich bereits von der antiken Satire abgewandt, indem man nicht mehr allgemeine Schilderungen von Lastern und Schwächen gab, sondern dieselben in lebendigen, handelnden Personen verkörperte. Diesen Fortschritt benutzte auch Anstey. Aber seine Satire unterscheidet sich von den vorhergehenden

1) in dem Gegenstand der Satire: nirgends vor Anstey finden wir eine Satire gegen das gesamte Treiben einer Stadt. Humoristische Erzählungen, deren Helden die Einwohner einer Stadt sind, waren zwar in der Schwankliteratur vorhanden, das Altertum hatte sein Abdera, wir Deutschen haben unser Schilda, in England erzählt man sich solche Schwänke von den Bewohnern von Gotham. Aber dies sind Schwänke und keine Satire. Doch kennt zwar die mittelenglische Zeit eine Satire auf die Leute von Kildare in Irland, aber dies ist eine Satire in Predigten auf die verschiedenen Stände, so dafs die Predigten auch auf die Bewohner aller anderen Städte und Dörfer passen würden. So hat Anstey zum erstenmal das charakteristische Gepräge einer bestimmten Stadt, wie sie zu seiner Zeit war, zum Objekt seiner Satire gemacht.

2) In ihrer Form: die Satire ist in Briefen abgefafst, und zwar in der Weise, dafs die mitverspotteten Personen die Schreiber der Briefe sind. Auch diese Briefform haben wir vorher nicht in irgend einer Satire. Der Vorteil, der sich für Anstey dabei ergab, war, dafs die beifsende satiristische Stimmung in einen angenehmen Humor verwandelt wurde. Denn alle Schreiber der Briefe sind einmal Bewunderer des Treibens in Bath, ferner aber sind sie naiv genug, nicht zu sehen, wie sie getäuscht werden. Da sie gewissenhaft über alles berichten, wird alles, was sie sagen, zur unbewufsten Selbstironie.

3) In der Wahl des Metrums: unter den von den einzelnen Schreibern verwendeten Metren war besonders der anapästische Tetrameter bisher wenig gebräuchlich. Dieser war bisher nur von Matthew Prior hin und wieder angewandt worden (vgl. 'Secretary' und 'Down Hall'). Von jetzt ab verwenden die Dichter dieses Versmafs mit Vorliebe für die poetische Plauderei.

Es ist klar, dafs zu diesen Vorzügen formaler Natur noch solche

inhaltlicher Art kommen müssen, um die Satire zu einem Kunstwerk zu machen. Den Inhalt, der mit guter Laune erzählt ist, haben wir bereits skizziert. Wichtiger vielleicht sind, wie in jeder Satire, die zahlreichen Einzelheiten, die nicht alle wiedergegeben werden können. Hierin offenbart Anstey einen sprudelnden Witz und Humor. Die Charaktere der meisten Personen sind alle typisch. Die naiven Briefschreiber, besonders der fleifsigste unter ihnen, Sim, sind im ganzen glaubwürdig dargestellt. Starke Zweifel an der Naivität darf man sich dagegen hinsichtlich der Prudence erlauben, die ihr oben erwähntes Abenteuer mit Roger, durch das sie zum Methodismus erwählt wird, selbst mit kindlichem Glauben ihrer Freundin mitteilt. Die Art der Satire, die also ihre besondere Wirkung durch die Ironie erhält, wozu das vermeintliche Lob der Briefschreiber wird, möge ein Beispiel, Sims Bewunderung der Frauen, die so fein geputzt sind und eifrig Karten spielen, charakterisieren; Sim sagt von ihnen:

> ... these to their Husbands more Profit can yield
> And are much like a Lilly that grows in the Field;
> They toil not indeed, nor indeed do they spin,
> Yet they never are idle, when once they begin,
> But are very intent on increasing their Store,
> And always keep shuffling and cutting for more.

Der New Bath guide erschien 1766; die beiden ersten Auflagen wurden rasch vergriffen, so dafs im selben Jahre die dritte noch gedruckt wurde. Auch einige bedeutendere Schriftsteller empfingen das Buch mit Applaus. Am 20. Juni desselben Jahres schrieb Horace Walpole (Letters, ed. Cunningham, vol. IV, S. 504) darüber an G. Montague: *so much wit, so much humour, fun, or poetry, never met together before. I can say it by heart, though a quarto* .... Und Gray schrieb an Wharton am 26. August (Werke, ed. Edmund Gosse, London 1884, vol. III, S. 248): *Have you read the New Bath guide? It is the only thing in fashion, and is a new and original kind of humour* ...

Aber auch die spätere Zeit erkannte dem Werk eine gewisse Bedeutung zu. Noch Byron schreibt in seinen Briefen oft davon, dafs der New Bath guide noch sehr viel gelesen werde. Ein wichtigeres Zeichen seiner Bedeutung ist jedoch der Einflufs, den das Werk auf die späteren Schriftsteller ausübte. Campbell nahm eine Partie aus dem Werke in seine Specimens of the British Poets auf und meinte, Anstey habe die 'leading characters' aus Smolletts Humphrey Clinker entlehnt. Dies ist deswegen ausgeschlossen, weil Humphrey Clinker erst 1771 erschien. Also müfste umgekehrt Smollett die entsprechenden Anleihen bei Anstey gemacht haben. Aber auch dieses bedarf der Berichtigung. Einmal sind die Personen bei Smollett mit viel gröfserer Ausführlichkeit geschildert als bei Anstey, der, abgesehen von der Charakterisierung Sims, sich nur

mit Andeutungen begnügt. Für Matthew Bramble, Jeremy Melford, Lydia Melford und Mrs. Tabitha Bramble gibt es irgend welche Entsprechungen nicht. Lismahago ist zwar auch ein gewesener Captain, aber gerade hier zeigen sich die bedeutsamsten Unterschiede: Lismahago ist ein grundehrlicher, idealistisch angelegter Charakter, während Captain Cormorant ein verkappter Spitzbube ist. Ein Methodistenprediger begegnet auch bei Smollett, aber dies ist auch im Gegensatz zu Roger bei Anstey ein braver Kerl, der durch Gewissenszweifel hindurchgeht, aber nie seine ehrliche Gesinnung verliert. Was wir dagegen wohl eher als einen Einfluſs Ansteys betrachten können, scheint mir allgemeinerer, aber um so wichtigerer Art zu sein. In allen Werken, die Smollett vor dem Jahre 1771 schrieb, hat er einen derben, fast groben Humor, oder aber, es gelingt ihm wenigstens nicht, seinen besseren Humor in eine geschlossene Form zu bringen. Jetzt auf einmal begegnet uns bei ihm ein zarter und freundlicher Humor, der noch dazu in die Form der Ironie gekleidet ist. So ist z. B. Matthew Bramble ein gichtkranker und nervöser Mann, der von sich selbst berichten muſs, dabei gewissenhaft auch von seinen Grillen berichtet und sie auf irgend welche Weise, aber doch etwas schlecht, zu entschuldigen sucht. Dieselbe unbewuſste Selbstironie, die im wesentlichen aus der Briefform sich ergibt, wie bei Anstey also! Zum Unterschied gegenüber Anstey ist noch festzustellen, daſs Smolletts Humor viel feinerer Art ist als der Ansteys, was sich vor allem daraus von selbst ergibt, daſs Ansteys Haupttendenz doch die Satire ist, während Smollett den Humor zum Ausdruck zu bringen sucht.

Noch deutlicher erkennt man den New Bath guide als ein Vorbild für Thomas Moores The Fudge family in Paris (1818). Es ist eine Satire auf das Strebertum unter dem Kanzler Castlereagh. Sie ist in Briefform geschrieben, so daſs die persiflierten Streber selbst die Verfasser der Briefe sind. Moore hat den einzelnen Personen die verschiedenen Metra zuerteilt, die auch Anstey verwendete, und besonders den anapästischen Tetrameter dabei eine gewisse Rolle spielen lassen. Ebenso hat sich Moore offenbar bemüht, denselben schwatzhaften und innigen Ton Ansteys zu finden, doch kommt bei ihm, in den Briefen des alten Fudge wenigstens, mehr noch die bissige Satire zum Vorschein als bei Anstey.

Beeinflussung durch Anstey verraten auch schlieſslich die Ingoldsby Legends von Thomas Ingoldsby [= Richard Harris Barham] (1840). Dieselben sind zwar nicht in Briefen, aber, was auf dasselbe hinauskommt, in der Ich-Form geschrieben. An Versmaſsen und Reimkünsten ist Barham reicher als Anstey. Aber der Humor hat einem gewöhnlichen Cynismus Platz gemacht.

Der New Bath guide ist seither nur noch einmal in den gesammelten Werken von Christopher Anstey 1808 erschienen. Auf

deutschen Bibliotheken habe ich dem Buche seinerzeit vergebens nachgeforscht; doch besitzt das Englische Seminar der Berliner Universität ein Exemplar der dritten Auflage aus dem Jahre 1766.

Berlin. Gustav Becker.

Zur Geschichte der deutschen Literatur in England.

(Nachträge zum Archiv CV, 30.)

1) Am 11. November 1790 wurde in Covent Garden zum erstenmal ein Stück aufgeführt, das den Titel *'The German hotel'* führte. Es ist dies eine recht gute und sinn-, wenn auch nicht wortgetreue Übersetzung eines Schauspiels von Joh. Christ. Brandes: Der Gasthof: oder Trau, schau, wem (zuerst 1769). Die Übersetzung wurde einem gewissen Marshall zugeschrieben, in Wirklichkeit stammt sie aber von dessen Freunde Thomas Holcroft, wie aus einer Stelle seiner Memoirs (II, 68) hervorgeht. Vgl. über ihn Brandl, Coleridge S. 273: Archiv a. a. O. S. 33; ferner Geneste Bd. VII, S. 22. Das Stück fand vielen Beifall und wurde etwa ein Dutzend Mal wiederholt. Goedeke[2] IV, 77 erwähnt diese Übersetzung nicht.

2) *The English tavern at Berlin, a comedy,* London 1789. Dies mittelmäſsige Lustspiel, welches niemals aufgeführt worden ist, dreht sich um eine bekannte Anekdote von Friedrich dem Groſsen, wonach der König einem Pagen, als er schlief, eine Rolle Gold in die Tasche gesteckt haben soll, um ihn für seine Kindesliebe zu belohnen. Nebenbei fällt ein Kompliment für die nationale Eitelkeit der Engländer ab, was damals gerade in Romanen und Theaterstücken recht häufig vorkam. Der Wirt berät sich mit seiner Frau, welchen Namen er seinem neu eröffneten Gasthof geben soll. Sie rät ihm zu dem Namen 'The English hotel' (a name that comprehends cleanliness, good entertainment and honest dealing).

3) Bisher hatten wir nur Gelegenheit, über die deutsche Literatur die Stimmen der berufsmäſsigen Kritik in England zu vernehmen; es trifft sich nun, daſs wir wenigstens einmal auch Urteile aus dem Publikum zu hören bekommen. In der wohlbekannten Monatsschrift 'Gentleman's Magazine', die lange Zeit hindurch im wesentlichen nur die Zuschriften von Abonnenten über die verschiedensten Themata enthielt, finden wir im 64. Bande vom Jahre 1794 mehrere Briefe, die an die deutsche Literatur anknüpfen. Den Anstoſs dazu gibt eine Korrespondentin, die (S. 138) Tasso im Gegensatz zu der *'false simplicity of Gesner'* lobt. S. 211 wird der Gegenstand von einer anderen Dame weiter besprochen. Sie sagt: *Gesner I am not at all acquainted with in his native dress. In general, I like the German poetry translated into English, but I believe a translator can scarcely avoid being too redundant: he must use circumlocution to make a particular phrase be understood in another language, by*

which means perhaps the beautiful simplicity of the thought is beaten out like gold into tinsel. Zeugt diese Äufserung deutlich von einer Vorliebe für deutsche Literatur, so noch viel mehr die eines Dritten auf S. 435: *I believe many other excellent things* [aufser den vorher von ihm erwähnten Briefen eines reisenden Dänen von Fr. Sneedorf: deutsche Übersetzung Züllichau 1793] *remain in the German language. Can any of your correspondents recollect whether a small volume, intituled 'Fausten* (!) *or the Age of Philosophy'*[1] *has appeared in English since 1780? I have another charming work in German, viz. The Travels of a very intelligent Prussian, through several parts of England in 1782.*[2] *This gentleman chose to be a pedestrian, and as the book is not generally known, I shall be happy in giving some account of it in a future magazine, with some observations upon some of the translations of German poetry.* Auch hier beobachtet man also wieder, wie das englische Publikum viel eher geneigt war, zu deutschen Büchern zweiten und dritten Ranges zu greifen und die Meisterwerke beiseite zu lassen.

4) Durch die Güte meines verehrten Freundes Mr. Walter Rye in Norwich habe ich das *'Common place book'* des Lieut. Col. Robert John Harvey aus Thorpe bei Norwich einsehen dürfen. Es ist im Jahre 1816 geschrieben und enthält neben vielen Notizen, die uns hier nicht näher angehen, einige kurze Bemerkungen über die hinterlassenen Papiere von Robert Harvey of Catton, dem Oheim des Genannten, den ich bereits in meiner Schrift über W. Taylor (S. 47) als Übersetzer der 'Minna von Barnhelm' erwähnt hatte. Die Papiere enthielten danach eine Übersetzung von 'Fiesco', von Wielands 'Diogenes', von Kotzebues 'Graf von Burgund', seinem Schauspiel 'Falsche Scham' (u. d. T. *Consciousness*) und ein Bruchstück (u. d. T. *Dietkelm*) aus 'Das Schreibepult oder die Gefahren der Jugend' von demselben Verfasser. Die wenigen kritischen Bemerkungen, die der Schreiber dazu macht, sind so unwichtig, dafs es sich nicht verlohnt, sie wiederzugeben.

Berlin. Georg Herzfeld.

Zwei Trobadorlieder

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung gesetzt.

Die nachstehenden Liederbearbeitungen sind auf Anregung des Herrn Professor Dr. C. Appel entstanden, der mir gegenüber den Wunsch äufserte, es möchten gelegentlich des 10. Deutschen Neu-

[1] Es ist dies: Faustin, od. das philosophische Jahrhundert von Joh. Pezzl, Zürich 1783, vgl. Goedeke² II, 506.

[2] K. Ph. Moritz: Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782 (Berlin 1783): englisch u. a. in Mavor, The British tourists etc. vol. 4 (1798), in Pinkertons Voyages vol. 2 u. ö.

philologentages (Breslau, 20.—24. Mai 1902) einige Trobadorlieder im Urtext und mit den alten Melodien zum Vortrage gelangen. Eine stattliche Anzahl von Melodien lag in A. Restoris Buche 'Per la storia musicale dei Trovatori provenzali. Appunti e Note' (Rivista Musicale Italiana, vol. II, fasc. 1, Torino 1895) in moderner Notation vor. Es galt nun zunächst, eine engere Auswahl zu treffen. Nach längerem Schwanken fiel diese auf die Lieder: *Reis glorios* von Guiraut de Bornelh, *Manta gens me malrazona* von Peirol und *Quant vey la lauzeta* von Bernart de Ventadorn. Von diesen standen mir aufser dem Restorischen Drucke Abschriften Prof. Appels aus dem Codex R und für das letztgenannte Lied noch eine Kopie aus Codex W zur Verfügung. Die Vergleichung des Druckes mit den Abschriften hatte zur Folge, dafs ich zum Teil zu Resultaten gelangte, die sich bezüglich der Fassungen der Melodien mit Restoris Wiedergabe nicht deckten. Als sehr spröde erwies sich das Lied *Quant vey la lauzeta,* von dem bei Restori vier Fassungen (aus den Codices X, W, G und R) mitgeteilt waren. Dafs diesen vier Fassungen ein bestimmter Kern zu Grunde liegt, war nicht zu verkennen, aber diesen Kern wieder aufzufinden und aus dem Wuste von Schnörkeln und Verzierungen, die jeder Abschreiber nach eigenem Gutdünken freigebig hinzugefügt hatte, herauszuschälen, war mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verknüpft. Am vertrauenswürdigsten erschien mir Codex R. Der Schreiber mufs kein übler Musikant gewesen sein, oder er mufs gute Vorlagen gehabt haben; die von ihm aufgezeichneten Melodien zeigen gesunden Flufs, sind, sobald man die nötigen Versetzungszeichen hinzufügt, leicht sangbar und haften im Ohre. Die Versetzungszeichen sind allerdings, wie auch Restori bemerkt (S. 11 Anmerkung und anderwärts), sehr nachlässig behandelt. Das in vielen Liedern im Schlüssel unbedingt erforderliche ♭ fehlt zumeist, und auch im Verlaufe der Melodien ist es nur selten beigegeben. (Ich komme bei dem Peirolschen Liede noch auf diesen Kardinalfehler der Handschrift zurück.)

Aus dem Codex R allein wäre indes die Melodie zu *Quant vey la lauzeta* kaum herzustellen gewesen; die Heranziehung der übrigen Codices und die kritische Vergleichung der daselbst mitgeteilten Melodiefassungen war unerläfslich. Die unter Benützung der verschiedenen Lesarten hergestellte Melodie trug nun zwar einen einigermafsen einheitlichen Charakter, erwies sich aber bei der Aufführung als weit weniger wirksam wie die beiden anderen Lieder. Sie war wohl anhörbar, schmiegte sich aber den Worten des Dichters nicht so eng und unmittelbar an, wie diese es beanspruchen durften. Von einer Veröffentlichung dieser auf mannigfachen Kompromissen beruhenden Melodie glaubte ich absehen zu müssen.

Weit günstiger gestaltete sich das Verhältnis zwischen Wort und Ton bei den beiden anderen Liedern. Was hier der Codex R

bot, konnte ungezwungen Note für Note beibehalten werden; zu regulieren waren nur die Versetzungszeichen und der Rhythmus. Die Melodien ohne jede Begleitung vortragen zu lassen, wäre wohl tunlich gewesen, aber besondere Freude würden die Hörer an einem solchen Experiment schwerlich gehabt haben. Die Begleitung im Sinne der Zeit zu halten, in welcher die Lieder entstanden, war nicht angänglich. Einerseits wissen wir blutwenig darüber, wie man vor siebenhundert Jahren begleitete, und dann ist das, was sich von mehrstimmigen Sätzen aus jener Zeit zu uns herübergerettet hat, so primitiv und — gerade herausgesagt — so mifsklingend, dafs es zur Nachahmung und Nachachtung nicht reizen kann. Konnte doch noch im 14. Jahrhundert ein namhafter Musikschriftsteller (Egidius de Muris bei Coussemaker, Histoire de l'harmonie p. 29) bedauernd aussprechen, er halte den mehrstimmigen Gesang überhaupt für eine Unmöglichkeit! — Abschreckende Beispiele hätten sich auf diesem Wege wohl herstellen lassen, aber Freunde wären den alten Melodien, deren starke Lebensfähigkeit meiner Ansicht nach aufser Frage steht, schwerlich erstanden. — Meine Aufgabe war es, zu versuchen, ob sich für die alten Lieder unter strenger Wahrung ihrer melodischen Eigenart eine harmonische Bearbeitung finden liefse, die sie auch für den modernen Geschmack und für das moderne Ohr annehmbar und geniefsbar mache. — Nicht zu umgehen war hierbei eine bestimmte Einteilung in Takte. Der freie oder, um einen allgemeinverständlichen Kunstausdruck zu gebrauchen, der rezitativische Vortrag der Melodien mit einzelnen, an den rhythmischen Einschnitten angebrachten Accorden würde dem Historiker vielleicht genehm gewesen sein, hätte aber dem Gros der Hörer das Verständnis der Lieder eher erschwert als angebahnt. Der Sache selbst wäre damit wenig gedient gewesen. Wer sich indes darauf steift, die alten Melodien ohne alle ergänzenden und das Verständnis erleichternden harmonischen Zutaten geniefsen zu wollen, der werfe schlankweg die Taktstriche und die Begleitung über Bord und singe sich die Melodien in der Weise, dafs er sich nicht sklavisch an die Notenwerte hält, sondern sie nötigenfalls nach den Wortbetonungen umwertet.

Die Begleitung habe ich dem Klavier, dem modernen Allerweltsinstrument, übergeben; Harfe und Laute wären vom historischen Standpunkte aus hierzu entschieden berechtigter gewesen, aber wer spielt sie heutzutage? Für das Pathos des Liedes *Reis glorios* erschien mir der vierstimmige Satz als das Gegebene; für Peirols leicht dahinfliefsende Weise konnte ich mich mit dem dreistimmigen Satze begnügen. Die Tonhöhe ist so fixiert, dafs die Lieder für eine Mittelstimme bequem ausführbar sind. Im Verhältnis zur alten Notierung steht das Lied *Reis glorios* eine grofse Terz, das Peirolsche Lied eine grofse Sekunde höher. — Der Aufgabe, die Lieder vorzutragen, unterzog sich Herr Oberlehrer Staritz mit bestem Erfolge.

1. Reis glorios.

Guiraut de Bornelh.

Langsam.

1. Reis glo - ri - os, ve - rais lums___
2. Bel com - pan - ho, en___ chan - tan - -
3. Bel dos com - panh, tan___ soi en___

p

1. ___ e clar - tatz, Deus po - de - ros, se-
2. ___ vos a - pel: non dormatz plus, qu'eu
3. ___ ric so - jorn qu'eu no vol - gra mais

p

1. nher, si - - - a vos - - platz,
2. aug chan - - - tar l'au - - zel,__
3. fos al - - - ba ni____ jorn,__

1. al___ meu com - panh si - atz fi - zels__ a -
2. que___ vai que - ren lo jorn per lo___ bos -
3. car___ la gen - sor que anc nas - ques__ de -

1. ju - da; qu'eu non lo vi,___
2. cat - ge; et ai pa - - or___
3. mai - re, tenc e a - - bras,__

1. pois___ la noitz___ fon ven - gu - da;
2. que'l - - gi - los___ vos as - sat - ge;
3. per___ qu'eu non___ pre - zi gai - re

1. et a - des se - ra___ l'al - - - - -
2. et a - des se - ra___ l'al - - - - -
3. lo___ fol ge - los___ ni l'al - - - - -

1. ba.
2. ba.
3. ba.

2. Manta gens me malrazona.

Peirol.

Nicht zu langsam.

Man-ta gens me mal-ra - zo - na quar ieu non chant
Par - ti - rai m'en donc ieu? Non ja: que sos pretz e

p

plus so - ven, e qui d'ais - so m'o-cai - zo - na
sa va - lors M'o de - fen e m'o ca - lon - ja.

non sap ges quant lon - ga - men m'a ten - gut
Quant ieu cuit a - mar a - lhors, per tot lo cors

en greu pes - sa - men cill que mon cor em - prei-
m'in - tra s'a - mors, si cum fai l'ai - gua en es-

zo - na, per qu'en pert tot jau - zi - men,
pon - ja. Tos - temps mi plai - ra l do - lors,

tal des - co - nort mi do - -
cum que m des - trenh' e m pon - -

f

1. 2.

na. ja. 3. Chan-

1. 2.

sos, a totz potz dir en ver qu'e mon chan non

a - gra fa - lha, si m vol - gues d'a - mor va -

ler la be - - lha cui

ler la be - lha cui dieus

dieus va - - lha.

va - - - - - - - lha.

rit. e dim.

Das Lied *Reis glorios* besteht im Original aus sieben, *Manta gens me malrazona* aus sechs Strophen. Das Peirolsche Lied hat aufserdem noch eine aus vier Verszeilen bestehende Tornada, für welche dem Versbau nach die zweite Hälfte der Melodie Verwendung finden mufste. Wie aus der Notenbeilage ersichtlich ist, wurden von *Reis glorios* drei Strophen und von *Manta gens* zwei Strophen nebst der Tornada für den Vortrag ausgewählt. — Die alten Melodien sind stets nur auf die erste Strophe berechnet; die folgenden Strophen können ihnen wohl bisweilen ohne weiteres untergelegt werden, öfter aber wird die Wortbetonung nicht mit der Melodie harmonieren. Dafs die bei den Trobadorliedern verwendeten Noten nicht als mensural zu deuten sind, sondern dafs bei ihnen Länge und Kürze lediglich von der Wortbetonung abhängt, dürfte heutzutage kaum noch bezweifelt werden. Welche Umänderungen in der Melodie vorzunehmen sind, kann nur von Fall zu Fall, d. h. nach der Betonung der Silben, entschieden werden. Spezielle Beispiele für dieses Verfahren führe ich bei den einzelnen Liedern an.

Für das Lied *Reis glorios* konnte ich aufser dem Restorischen Druck und der Appelschen Abschrift noch Ernesto Monacis Faksimile-Ausgabe von *Il mistero provenzale di S. Agnese* (Rom 1880, nach dem Manoscritto Chigiano) benützen; die Melodie befindet sich daselbst auf Tavola V und VI. Die Verszeilen 1 und 3—5 weisen zwar in den beiden Codices erhebliche Varianten auf, gehen aber doch entschieden auf ein und dieselbe Urquelle zurück. Auffallend ist, dafs dem Schreiber des Manoscritto Chigiano der Parallelismus der ersten und zweiten Verszeile, der im Codex R minutiös genau durchgeführt ist, gänzlich abhanden gekommen ist, während er die weniger ins Auge und Ohr fallende melodische Übereinstimmung der Endworte der dritten und vierten Zeile (*ajuda* und *venguda*) nach Gebühr zu würdigen gewufst hat. Gänzlich konfus ist das, was er an Stelle der Melodie der zweiten Verszeile (Wiederholung der Melodie der ersten Verszeile) gesetzt hat; hier ist ein Zusammenhang zwischen den beiden Handschriften unerfindbar. Dafs in beiden Codices eine charakteristische Eigentümlichkeit der Melodie — ich meine die absteigende Quint auf das Wort *fixels,* die offenbar eine Umkehrung der die Melodie eröffnenden, nach oben gehenden Quint repräsentiert — gewahrt ist, möchte ich besonders hervorheben. Auffallend ist im Manoscritto Chigiano der Schlufs. Die auf das Wort *l'alba* fallende Ligatur, die man als eine Erinnerung an die eben erwähnte abfallende Quint — unter Zuhilfenahme der Zwischentöne — auffassen kann, hat vor der Ligatur des Codex R entschieden den Vorzug der Einfachheit und Natürlichkeit und könnte möglicherweise die Urmelodie sein. (Die von Restori auf S. 24 mitgeteilte Übertragung dieser Ligatur ist in rhythmischer Hinsicht anfechtbar.) Indes liegt doch auch in der Ligatur des Codex R ein ge-

wisser melodischer Reiz, der zu der Stimmung des Ganzen und zu der Bedeutung des Refrains ausgezeichnet paſst. Ich bin deshalb von der Lesart des Codex R nicht abgewichen. — Ein ♭ findet man in den beiden Handschriften weder am Anfange noch im Verlaufe der Melodie vorgezeichnet; dem Sinne nach ist es durch das ganze Lied zu ergänzen. (So auch bei Restori.) Daſs die vorkommenden Subsemitonien zu erhöhen sind, ist unzweifelhaft; im entgegengesetzten Falle würde der Fluſs der Melodie arg ins Stocken geraten. (Bei Restori findet man das Erhöhungszeichen ♯ über den Noten.)

Von der Restorischen Übertragung glaubte ich in zwei Punkten abweichen zu müssen. Die Pause, durch welche die Ligatur auf das Schluſswort *l'alba* in zwei Segmente zerrissen wird, erscheint mir in der Niederschrift des Codex R ebensowenig begründet wie in der Stimmung. In modernen italienischen Liedern (Restori führt ein Beispiel aus einem volkstümlichen sicilianischen Gesange auf S. 24 an) mag derartiges vorkommen; den alten Herren des 12. und 13. Jahrhunderts dürften solche Absonderlichkeiten weniger geläufig gewesen sein. — Die Restorische Auflösung der Ligaturen bei den Worten *ajuda* und *venguda* schlieſst sich eng an die Handschrift an. Ich habe sie trotzdem nicht adoptiert, weil es sich hier offenbar um Parallelstellen handelt; die Gleichmäſsigkeit des Reims aber verlangt unbedingt auch eine Gleichmäſsigkeit der Melodiebildung.

Die Strophen 2 und 3 (im Original 3 und 7) lassen sich im allgemeinen den Noten ziemlich ungezwungen unterlegen; da, wo einmal eine betonte Note auf eine weniger betonte Silbe fällt, wird ein verständiger Sänger das Manco leicht durch den Vortrag ausgleichen können. Selbst die feinsten musikalischen Deklamationsvirtuosen der Neuzeit sind bisweilen gezwungen, in ähnlichen Fällen der Melodie zuliebe den Text in den Hintergrund zu stellen; unsere gröſsten Lyriker, Goethe, Heine, Wilhelm Müller u. a., gestatten sich in der Versbildung und Betonung oft gröſsere Freiheiten, als den Komponisten lieb ist. Bei einer Stelle des Liedes *Reis glorios* ist indes eine Radikalkur erforderlich. Im Refrain der dritten Strophe würde die vorletzte Ligatur (auf die zweite Silbe des Wortes *sera* der beiden ersten Strophen) bei gleichmäſsiger Textunterlage auf das unbetonte Wörtchen *ni* fallen, was natürlich ganz undenkbar ist. Hier muſs ein Ausweg gefunden werden. Wird die in meiner Bearbeitung angegebene Rhythmisierung des Refrains beibehalten, so wäre, wie durch kleinere Noten angedeutet ist, zu singen:

lo fol ge - los — ni

Würde hingegen, was ich für noch besser halte, die Melodie in den beiden ersten Strophen rhythmisiert:

et a - des se - ra——,

so würde sich die dritte Strophe in folgender Form (Begleitung verändert) präsentieren können:

lo—— fol ge - los —— ni

In Bezug auf den Vortrag bemerke ich, daſs die beiden ersten Strophen in langsamem Tempo sehr ernst, aber durchaus nicht schleppend zu nehmen sind; die dritte Strophe verlangt ihrem Inhalt entsprechend ein bedeutend erregteres Zeitmaſs, und nur die Schluſsligatur auf *l'alba* würde wieder gemäſsigter zu singen sein.

Die 17 Lieder von Peirol, deren Weisen Restori mitteilt, sind für den Musiker von hohem Interesse. Es ist ebenso die feste und abgerundete Form, die angenehm berührt, wie die Volkstümlichkeit der Melodieführung. In der Mehrzahl sehen sie aus und singen sich, als ob sie ohne Drehn und Deuteln unmittelbar aus dem Herzen geströmt wären. Die von mir bearbeitete Melodie *Manta gens me malrazona* hat so gar nichts von den Ecken und Knorren an sich, die alten Melodien gewöhnlich anzuhaften pflegen; sie hätte ebensogut im 19. Jahrhundert geschrieben werden können. In der Restorischen Übertragung nimmt sie sich allerdings nicht so natürlich aus. Sie ist dem Codex R entnommen und ebenso wie die zu *Reis glorios* ohne ♭ im Schlüssel notiert. Im Liede selbst ist ♭ einmal gesetzt und zwar an einer Stelle, wo der Sänger es nicht aus eigenem Antriebe hatte ergänzen können oder müssen: vor der auf die zweite Silbe von *perdut* fallenden Note. War das ♭ bei der hier aufsteigenden Melodie angenommen, so war es bei der bald darauf folgen-

den Ligatur (zweite Silbe von *jauximen,* absteigende Melodie) selbstverständlich. Ähnlich verhält es sich mit der letzten Verszeile. Der auf die letzte Silbe von *desconort* fallenden Note mufste der Sänger ein ♭ vorsetzen, um den streng verpönten und unsangbaren Tritonus (f—h) zu vermeiden, und dieses ♭ zog wiederum die Erniedrigung der ersten Note der auf *dona* fallenden Ligatur nach sich. War auf diese Weise das Versetzungszeichen für die zweite Hälfte der Melodie festgelegt, so konnte seine Anwendung auf die erste Hälfte nicht mehr zweifelhaft sein; im anderen Falle hätte die Melodie aus zwei im Charakter gänzlich voneinander verschiedenen Teilen bestanden. Die erste Hälfte wäre, wenn ich mich modern ausdrücken darf, in Dur, die zweite in Moll gewesen. Bei dem echt volkstümlichen Zuge des Liedes ist eine solche Zwiespältigkeit nicht anzunehmen. Restori hat das in der Handschrift R für die zweite Silbe von *perdut* vorgezeichnete ♭ als Schreibfehler betrachtet ('credo sia erroneo' S. 61 Anm. 2) und den bei *desconort* entstehenden Tritonus übersehen; daraus ergab sich mit Notwendigkeit die Verzichtleistung auf das ♭ im ganzen Liede.

Im übrigen enthält die Handschrift nichts Zweifelhaftes; mit Ausnahme der bereits erwähnten Ligaturen ist nur eine einzige Notengattung (◌) angewendet. Wollte man dieser einen bestimmten Wert anweisen, so entstünde eine Monotonie, die sich beim Absingen mehrerer Strophen bis zur Unerträglichkeit steigern müfste; ich habe diesem Übelstande durch Verlängerung der auf stark betonte Silben fallenden Noten (◌) abzuhelfen gesucht. Dies Verfahren bei den einzelnen Strophen sinngemäfs anzuwenden, würde Sache des Sängers sein. —

Die Einführung des dreiteiligen Rhythmus bei den Worten *tal desconort* (Restori, Takt 30) vermag ich nicht zu billigen; der einfache und glatte Flufs der Melodie verschliefst sich dieser Mischung des Rhythmus von selbst. Bei emphatischer Betonung der Silbe *tal,* mit welcher sodann die Schlufssilbe von *desconort* zu harmonieren hat — diese längeren Noten sind im Sinne und in der Wortbetonung begründet —, kommt die in der letzten Verszeile des Gedichtes vorhandene Steigerung entsprechend zum Ausdruck. Danach hat sich nun aus symmetrischen Gründen die Ligatur auf die erste Silbe von *dona* zu richten. Restori hat sie in Sechzehntelnoten aufgelöst; rasche Sechzehntelnoten aber passen weder zu dem Stimmungsgehalte des Liedes, noch zu dem ganzen Duktus der Melodie. Das von Restori über die letzte Note der Ligatur gesetzte ♮ bedarf des darübergesetzten Fragezeichens nicht; selbst ein ganz perverses Ohr könnte sich hier einen Ganzton nicht denken.

In rhythmischer Hinsicht mache ich auf einige Stellen besonders aufmerksam. Mit dem Einschnitt nach den Worten *M'a tengut* verhält es sich ebenso wie mit dem Refrain der dritten Strophe des

Liedes *Reis glorios.* Man kann unmöglich nach dem Muster der ersten Strophe phrasieren: *Per tot lo | cors m'intra s'amors,* sondern nur: *Per tot lo cors | m'intra s'amors*; dadurch rechtfertigt sich die von mir durch kleinere Noten angedeutete Änderung. In ähnlicher Weise mufste der Anfang der Tornada behandelt werden. — In der Schlufszeile der Tornada ist die auf die zweite Silbe von *belha* fallende lange Note natürlich anfechtbar; wem sie Pein macht, dem schlage ich die Phrasierung vor:

la be-lha cui dieus va - - - - - lha.

Atem zu nehmen hat der Sänger, der nicht die ganze Phrase in einem Zuge auszuführen vermag, nach *belha.* Die Begleitung ist so eingerichtet, dafs sie in allen erwähnten Fällen nicht alteriert zu werden braucht. — Bei dem Vortrag des Peirolschen Liedes wird der Sänger darauf zu achten haben, dafs er nicht ins Pathetische verfällt, sondern leicht und ungezwungen singt.

Von allen Trobadorliedern, die mir zu Gesicht gekommen sind, scheinen mir die Peirolschen ihrer melodischen Gestaltung nach am meisten geeignet, die alten Weisen dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen; eine Neubearbeitung sämtlicher vorhandenen Peirolschen Lieder würde zwar recht mühevoll sein, aber jedenfalls ganz überraschende Resultate im Gefolge haben. Ob der poetische Gehalt der Lieder bedeutend genug ist, um eine solche Arbeit zu rechtfertigen, vermag ich nicht zu beurteilen.

Die vorliegenden Bearbeitungen von Trobadorliedern sind, wenn ich nicht irre, in der gewählten Form ein erster Versuch; als solchen möge man sie auch beurteilen. Ich schmeichle mir keineswegs, das alleinig Richtige getroffen zu haben, und werde für jede Mitteilung, die auf eine Verbesserung des von mir Gebotenen hinzielt, aufrichtig dankbar sein.

Emil Bohn.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 17. Dezember 1901.

Herr Selge sprach über den Kanon französischer Schullektüre. Der Vortrag knüpfte an einen in der Ztschr. für franz. Spr. u. Lit. erschienenen Aufsatz an, in welchem die Aufstellung eines Kanons französischer Schullektüre für die mittleren Klassen von Realanstalten versucht worden war, und hatte den Zweck, eine Diskussion des Themas anzuregen. Der Vortragende liefs sich des längeren über die Schwierigkeiten, aber auch über die Notwendigkeit der Aufstellung einer Musterlektüre aus und suchte dann den Wert der von ihm vorgeschlagenen Schriften, Alphonse Daudet, *Le Petit Chose* für III B, George Sand, *La Mare au diable* für III A, Ségur, *Histoire de Napoléon en 1812* für II B, von den verschiedensten Seiten zu beleuchten. Zur Erläuterung und zur Abwehr wurden eine gröfsere Zahl vielgelesener oder von anderer Seite vorgeschlagener Schulbücher, wie z. B. Bruno, *Le Tour de France,* Jules Vernes Romane, Erckmann-Chatrian, *Histoire d'un Conscrit,* herangezogen, deren geringeren literarischen, moralischen oder sprachlichen Wert der Vortragende darzulegen versuchte.

Herr Lamprecht tritt für Bruno und D'Hombres-Monod ein; *Le Petit Chose* findet er für Tertia zu schwer. Für Obertertia sei Boissonnet, *Une Famille pendant la Guerre,* zu empfehlen. Erckmann-Chatrian müsse er verteidigen, Ségur verwerfen. Thiers, *Expédition en Égypte,* scheine ihm recht geeignet. — Herr Selge weist noch einmal auf die Notwendigkeit hin, das ethisch-ästhetische Moment bei der Auswahl der Lektüre in Betracht zu ziehen. Danach seien D'Hombres und Monod, die nur zeitlichen Wert besitzen, und Erckmann-Chatrian, deren 'Conscrit' ein weibischer Held sei und nur Verachtung erwecken könne, zu verwerfen. Auch die *Expédition en Égypte,* die für die Weltgeschichte so wenig Bedeutung habe, stehe hinter Ségur mit seinem grofsen geschichtlichen Hintergrunde weit zurück. — Herr Mackel vermifst in dem Kanon die grofsen Namen der französischen Literatur. Für Obertertia sei Lamé-Fleury ganz ausgezeichnet. Ségur sei zu schwer, Thiers höchstens für Obersekunda geeignet.

Herr Tobler spricht sodann über die Etymologie und Bedeutung des Wortes *maquereau.* S. Sitzungsber. d. Kgl. Preufs. Akad. d. Wiss. vom 6. Febr. 1902.

Herr Dr. Lummert wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 14. Januar 1902.

Der Vorsitzende, Herr Tobler, teilt das Ableben eines langjährigen Mitgliedes, des Herrn Dr. Karl Biltz, mit. Der Verstorbene habe nicht

nur immer die Sitzungen der Gesellschaft regelmäſsig besucht und rege daran teilgenommen, sondern auch durch wertvolle Vorträge aus dem Gebiete der deutschen Literatur, besonders auch über das deutsche Kirchenlied, die Mitglieder erfreut. Er, der Vorsitzende, habe der Witwe im Namen der Gesellschaft sein Beileid ausgedrückt, wofür sie herzlich gedankt habe. Er fordert sodann die Anwesenden auf, das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen zu ehren.

Als Revisoren werden die Herren Kuttner und Müller vorgeschlagen; ersterer, der zugegen ist, nimmt die Wahl an.

Sodann hielt Herr Risop seinen Vortrag über die Lautgestaltung von *ordonner*. Herr Risop betont anderweitigen, noch in jüngster Zeit auftauchenden Angaben gegenüber, daſs das *e* der Pänultima des altfranzösischen Kirchenwortes *ordener* ursprünglich, erst später durch *o* verdrängt worden sei. Angesichts der zweisilbigen Messung des auf der anlautenden Silbe betonten Substantivs *ordene* müsse es befremden, daſs das Zeitwort in allen seinen Formen nicht nur in der Schreibung, sondern auch metrisch stets drei Silben gehabt habe. Der Vortragende hält für wahrscheinlich, daſs in vorgeschichtlicher Zeit zwischen dem Verbum, insonderheit zwischen dessen stammbetonten Formen und dem Substantiv hinsichtlich der Silbenzahl und der Betonung volle Übereinstimmung bestanden habe; einen Rest solches Verfahrens glaubt er in der dem Berliner Bernhard eigentümlichen 3. Sing. Präs. *ordinet* wiederzuerkennen, deren *i*, als Variante von sonstigem *e*, tonlos und ohne Silbenwert gewesen sein könne und demgemäſs vielleicht derselben Beurteilung unterliege wie der Vokal der Pänultima von *multitúdine*, *multitúdene*, wiewohl die Betonung *ordínet* keineswegs ausgeschlossen sei. Hat aber lat. *ordinat* im Anfange wirklich zweisilbiges *il órdene* ergeben, so muſs hinfort eine Verlegung des Tones auf die Pänultima stattgefunden haben, deren *e*, wie mit Hinblick auf die Tatsache, daſs es in der Schreibung nie unterdrückt wurde, hervorgehoben wird, eine deutlich ins Ohr fallende Aussprache gehabt haben muſs. Der Vortragende bespricht die Motive, durch die die Sprache zu diesem Wandel in der Betonung bewogen worden sein kann. Er hält die sich bietende Möglichkeit, daſs zur Zeit der karolingischen Reform zunächst der Infinitiv *ordener* wieder auf seine volle lateinische Silbenzahl gebracht worden sei und nun von sich aus neues dreisilbiges *il ordène* geschaffen habe, aus verschiedenen Gründen für unzulässig; doch scheint dem Vortragenden, der ähnliche Vorgänge innerhalb der inchoativen Präsensbildung vergleichend heranzieht, die Annahme erlaubt zu sein, daſs ein metrisch ursprünglich zweisilbiges, akustisch aber als Proparoxytonon empfundenes *il órdene* deshalb zu nunmehr dreisilbig gemessenem *il ordène* übergegangen sei, weil es zu dem durch das Nebeneinander von *áime amóns, párt partóns, vént vendóns* festgelegten rhythmischen Prinzip im Widerspruch stand, und daſs die neue Messung nun auch auf die flexionsbetonten Formen übertragen wurde. Das Substantiv *órdene* blieb dabei, gerade wie *veu, neu, honneur, parole, amour* u. dergl., von der lediglich durch interne Verhältnisse des Zeitwortes herbeigeführten Neuerung ausgeschlossen. Daſs ein zwischen zwei Konsonanten entstandener Gleitlaut auf irgend eine Weise den Ton erhalten könne, scheint durch Gebilde wie *montère* für *mónter* (*montre*); *ouveûre* für *oúver* (*ouvre*); *accabèle* für *accabel* (*accable*), die heute im Osten und Westen des französischen Sprachgebietes erklingen, bestätigt zu werden. — Der Vortragende beleuchtet nun die Ursachen, die zu dem Ersatz von altfranz. *ordener* durch neufranz. *ordonner* geführt haben. Er weist die Annahme, daſs die Wendung *donner l'ordre* für den Wandel verantwortlich zu machen sei, zurück und zeigt, daſs sich Gestaltungen wie *ordrener*, *il ordrène* u. dergl. als Zeugen für solche Beeinflussung nicht verwenden lassen, da gerade hinter Dentalis oder *r* + Dentalis sekundäres *r* gern

spontan auftrete. Die nicht abzuleugnende Einwirkung von *donner* schlechthin ist nach Ansicht des Vortragenden morphologischer Natur. Überall da, wo der Stamm von *doner* vor dem Tone zu *den-* herabsank, konnte *ordener* leicht als eine Art Kompositum[1] von *dener* angesehen werden und, mit Rücksicht auf die Lautgleichheit von *denons* und *ordenons*, auch der in dem Verhältnis von *dónne* zu *denons* fühlbar werdende Dualismus auf *ordener* übertragen werden, so daſs der Wandel von *e* zu *o* zunächst nur in den stammbetonten Formen vor sich gegangen sein kann. Mit groſser Reinheit erscheint das Nebeneinander von *dónne denóns* und *ordónne ordenóns* in den Dichtungen des Gillion le Muisit, während in der Handschrift A des Livre du Chemin de Long Estude der Christine von Pisa der Vokalwechsel nur noch für *ordener* festgehalten erscheint, der Stamm von *donner* indessen bereits zu einheitlichem *don* zurückgekehrt ist. Der hier zu Tage tretenden abweichenden Behandlung von Ursache und Wirkung im weiteren Verlaufe der Sprachentwickelung stellt der Vortragende das in seinen Studien S. 125 ff. erörterte Verhalten von *desis* und *norresis* vergleichend zur Seite. Wenn bei Gillion le Muisit gelegentlich schon flexionsbetontes *ordonnons* auftritt, so geschieht das nur, weil sich bei ihm hie und da auch deutlicher artikuliertes *donnons* vorfindet.

Herr Tobler äuſsert dagegen Bedenken, ob jenes *e* in *ordene,* welches nur Stützvokal gewesen sei, vermocht habe, den Accent auf sich zu nehmen; er fragt, ob es nicht vielmehr möglich sei, an Analogiewirkung zu denken: man hatte neben *appelons,* welches zweisilbig gesprochen wurde, *appelle,* mit offenem *e*; so hat das Volk dazu kommen können, entsprechend *accablons — accabèlle* zu bilden; das ist ja das Wesen der Analogie. Dies gälte freilich nur für die Zeitwörter auf *eler*; es wäre festzustellen, ob nicht in den vom Vortragenden angezogenen Mundarten sich neben *préférons* oder *pref(e)rons — préfère* finde, dann könnte danach *souffrons — soufferre* (*souffère*) gebildet sein. Ferner: der Vortragende erkläre den Ausfall des *s* in *desis* durch das Vorbild von *vëis, vidisti*; an dieser allgemeinen Auffassung, die auch er selbst lange vorgetragen, sei er irre geworden, seitdem darauf hingewiesen ist, daſs doch *vëis,* diese einzige Form, die groſse Anzahl der Perfekta auf *esis,* wie *desis, fesis* etc., nach sich gezogen haben müſste; und *fecisti* sei doch ebenso häufig gebraucht worden wie *vidisti.* Allerdings habe im Provenzalischen das einzige *etz* = *estis* das Vorbild für alle anderen *etz* abgegeben. Vielleicht sei jenes *s* durch Dissimilation verschwunden. Angeführt hätte noch werden können *vilonie* neben *vilenie* = *villanía,* wo also ein *e* einem *o* gewichen sei.

Sodann sprach Herr Förster zur Geschichte der Deutschen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Lange ist ihre Wichtigkeit von den amerikanischen 'Nationalisten' nicht gewürdigt worden; auch sie selbst haben sich nicht hoch genug eingeschätzt und als 'Kulturdünger' miſsbrauchen lassen. Das ändert sich letzthin in erfreulicher Weise; der 'Slumbering Giant', wie ein Amerikaner das Deutschtum des Landes nennt, erwacht und fühlt sich; und ohne dem neuen Vaterlande untreu zu werden, halten die Deutschen der V. St. den Zusammenhang mit der alten Heimat fest. Der Vortragende geht insbesondere auf die 'Deutsch-amerikanische Gesellschaft von Illinois' ein und auf deren Vierteljahrsschrift, in der wir vieles mit Teilnahme lesen. Jedenfalls beweist sie, daſs die Deutschen in Chicago und anderen Städten mit groſsem Eifer daran gegangen sind, die Geschichte ihrer Einwanderung und Ansiedelungen, deren frühere Schicksale und heutigen Stand genau festzustellen, daſs sie an Sprache und Schrifttum treu festhalten und daſs sie im geistigen

[1] Der Vortragende erinnert an altfrz. *abandoins, abandoigne,* sowie an vulgärlateinisches *defendo, defendidi, defendédi.*

Austausche mit dem alten Deutschland bleiben wollen. — Redner hob im einzelnen mehrere anziehende Gedichte hervor und einen Aufsatz über Abraham Lincoln, der nahezu beweise, daſs dieser Vertreter der Freiheit deutschen Ursprungs gewesen ist, und daſs der Name der Familie, wie aus einem wort- und bildgetreu mitgeteilten 'Warrant' auf 2000 Acker Landes, ausgestellt dem Groſsvater des Präsidenten, hervorgeht, ursprünglich nicht 'Lincoln' — Name eines englischen Adelsgeschlechtes —, sondern 'Linkhorn' gelautet habe. Im übrigen war Linkhorn-Lincoln immer ein entschiedener Freund der Deutschen und trat den 'Nationalisten' des 'Knownothingtumes' scharf entgegen. Die deutsch-amerikanische historische Gesellschaft zählte im zweiten Jahre bereits 470 Mitglieder; ihre gedeihliche Fortentwicklung ist zu erwarten und zu wünschen. Eine vortreffliche Schrift über die deutsche Einwanderung ist die des Fräulein Bittinger, deren Vorwort die Bestrebungen der Gesellschaft genau kennen lehrt.

Sitzung vom 28. Januar 1902.

Herr Risop erörtert im Anschluſs an eine kurze Bemerkung Herzogs (Untersuchungen zu Macé de la Charités altfranzösischer Übersetzung des Alten Testamentes S. 81 f.) die Herkunft der nach Macés Angabe auf dem Grabe Alexanders des Groſsen zu lesenden Inschrift '*Ici gist en petite biere Cil a qui tox li mons briés iere*' und zeigt, daſs der in ihr niedergelegte Gedanke bereits bei griechischen und römischen Autoren, einmal nahezu in der gleichen Form, und insbesondere mit Hinblick auf Alexander schon im Pseudocallisthenes ausgesprochen und im christlichen Mittelalter nicht nur in den Alexanderdichtungen selbst, sondern auch in Niederschriften anderer Art oft genug mit Beziehung auf den Mazedonierkönig wiederholt worden ist. Es ist Herzog entgangen, daſs die von ihm aus der Disciplina Clericalis des Petrus Alphonsus angezogene Stelle, die dem Macéschen Gedanken doch nur inhaltlich nahesteht, einer Erzählung angehört, als deren Quelle von verschiedenen Seiten die im 10. Jahrhundert entstandene Vita Alexandri Magni des Archipresbyters Leo (Historia de preliis) bezeichnet worden ist; das Irrige dieser Auffassung ergibt sich freilich aus der Tatsache, daſs in den ältesten Redaktionen dieser Vita von einer solchen Überlieferung auch nicht eine Spur zu finden ist. Der Vortragende vermutet, daſs jene Erzählung der orientalischen Alexandersage entstamme und erst durch Petrus Alphonsus im Abendlande bekannt geworden sei und demnach umgekehrt von der Disciplina Clericalis aus in die jüngeren Fassungen der Vita sowie in die Gesta Romanorum Eingang gefunden habe. Im übrigen gelangt der Vortragende zu folgenden Ergebnissen: ungeachtet seiner Vertrautheit mit der Alexandersage hat Macé seine Grabinschrift doch nicht aus ihr geschöpft, da innerhalb dieser Dichtungen hie und da wohl von dem Grabe Alexanders, doch nirgends von einer auf demselben befindlich gewesenen Inschrift die Rede ist. Der Wortlaut der Macéschen Grabschrift, an den nur eine einzige von Herzog nicht berührte Stelle des Roman d'Alixandre ed. Michelant S. 55 leise anklingt, kehrt auf nicht wenigen Epitaphien hervorragender Persönlichkeiten des Mittelalters zum Teil mit überraschender Übereinstimmung wieder, und es liegt die Vermutung nahe, daſs erst durch ihre Kenntnis Macé in seiner leicht beweglichen Einbildungskraft dazu gekommen sei, auch dem Grabe Alexanders eine sonst nirgends überlieferte Inschrift anzudichten, in der überdies der sittlichen Persönlichkeit des Welteroberers die ihr gebührende Wertschätzung zu teil wurde.

Herr Cornicelius sprach über 'Goethe und Lavater' im Anschluſs an den 16. Band der 'Schriften der Goethe-Gesellschaft'. Auf die Inhaltsangabe dieses von Prof. Heinrich Funck herausgegebenen Bandes lieſs der Vortragende zunächst einen Überblick über die Entwickelung des

Freundschaftsverhältnisses folgen, indem er dem Hauptkeim der schließlichen Trennung nachging — Lavaters christlicher Bekehrungssucht —, der von Anfang an in der Verbindung lag. Dann, ausgehend von Goethes hoher Schlußabschätzung dessen, was Lavater menschlich bedeutet habe, stellte er die beiden Korrespondenten, Lavaters weiblich angelegte Natur, das männlichere Wesen Goethes, einander gegenüber und sprach von der Art des Goetheschen Anteils an den Physiognomischen Fragmenten und an Lavaters praktischem 'physiognomischen Genie'. Stellen aus Goethes Briefen, die angeführt wurden, um Goethes rückhaltloses Vertrauen gegenüber Lavater in den besten Jahren ihrer Freundschaft zu kennzeichnen, gaben Veranlassung, die Sprache der beiden zu vergleichen, einige Goethesche Gedichte — 'Seefahrt', 'Einschränkung', 'Grenzen der Menschheit' — in ihrem Verhältnis zu diesem Briefwechsel zu besprechen. Das letzte dieser Gedichte führte zu der Betrachtung zurück, wie die Freundschaft allmählich überhaupt immer mehr an fester gemeinsamer Grundlage verlor und daher, bei Goethes mit den Jahren sich steigernden Anforderungen an produktive freundschaftliche Verbindungen, auch ohne das spezielle Motiv der Trennung nicht in unverminderter Festigkeit hätte ausdauern können.

Herr Tobler regt infolge eines Schreibens des Prof. Appel-Breslau noch einmal die Frage an, ob die Gesellschaft in corpore dem Neuphilologenverband beitreten solle, bezw. ob diese Frage zur näheren Erörterung auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu setzen sei. Der Verband habe eine Statutenänderung beschlossen, wonach ein Verein schon dann dem Verbande beitreten könne, wenn nur die Mehrheit seiner Mitglieder dafür sei. Er sei bereit, zu einer neuen Erörterung Gelegenheit zu geben, doch das alte Bedenken bleibe bestehen, daß ein großer Verein, wie die Berliner 'Gesellschaft', ebenso wie ein ganz kleiner Verein von wenigen Mitgliedern nur einen einzigen Delegierten wählen könne. — In der Diskussion hebt Herr Münch hervor, daß auf den Neuphilologentagen nicht bloß didaktische Fragen zu erörtern seien, sondern daß auch wissenschaftliche Vorträge gehalten werden müßten. Es sei zu hoffen, daß das in Zukunft geschehe. Jedenfalls wäre es ein Vorteil, wenn Forderungen der Neuphilologen den Regierungen gegenüber von größeren Verbänden mit großer Mitgliederzahl vertreten werden könnten. Auch Herr Mackel und Herr Lamprecht sprechen für Zusammenschluß, während Herr Tanger empfiehlt, alle Vorteile des Anschlusses und die Nachteile eines Nichtanschlusses doch genau zu erwägen. Herr Direktor Schulze ist durchaus dafür, die Frage auf die nächste Tagesordnung zu setzen und sie noch einmal zu erörtern. Eine Statutenänderung der 'Gesellschaft' sei im Falle des Anschlusses nicht nötig, da die Satzungen zwar eine Lücke aufweisen, aber kein direktes Verbot enthielten. Herr Förster hält es für praktisch, eine Abstimmung durch direkte Umfrage bei den Mitgliedern herbeizuführen. — Die Frage, ob die 'Gesellschaft' als solche dem Neuphilologenverbande beitreten solle, wird demnach auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gesetzt werden.

Sitzung vom 11. Februar 1902.

Zunächst berät die Gesellschaft über Anschluß an den Verband der Deutschen Neuphilologischen Lehrerschaft.

Herr Tobler erklärt, daß er bitten müsse, einen anderen Vorsitzenden zu wählen, falls die Gesellschaft in corpore beitreten wolle; er sehe sich ganz außer stande, die Arbeitslast einer größeren Korrespondenz auf sich zu nehmen.

Herr Münch bittet, nach dieser Erklärung von einem Beitritt der 'Gesellschaft' als solcher ohne weiteres absehen zu wollen. Es sei aber von der größten Wichtigkeit, daß in manchen Fragen ein starker Druck

auf die Regierungen geübt werde; auch den Behörden sei es nur angenehm, wenn sie sich bei Reformen auf starke Verbände berufen und stützen können. Wenn der gröſste neusprachliche Verein Deutschlands — das sei unsere Gesellschaft — mit möglichst vielen Mitgliedern dem allgemeinen Verbande beitrete, so sei das moralische Gewicht, das darin liege, die Hauptsache; daſs nur ein einziger Delegierter uns zukomme, sei nebensächlich. — Herr Adolf Müller stellt fest, daſs in den entscheidenden Hauptversammlungen ja doch nicht der Delegierte, sondern jedes einzelne Mitglied als solches seine Stimme abzugeben habe. Ein korporativer Beitritt sei durchaus nicht nötig, wenn nur möglichst viele Mitglieder zum festen Stamm des Verbandes gehörten. Nachdem Herr Bieling sich in demselben Sinne ausgesprochen, meint Herr Kuttner, es sei eine Ehrenpflicht jedes neuphilologischen Lehrers, den verdienstlichen Verband durch Beitritt zu unterstützen. Die 'Gesellschaft' habe man immer hochgehalten, gerade weil sie abseits vom Tageskampfe stehe. — Herr Förster beantragt, eine Urabstimmung über den korporativen Beitritt der Gesellschaft durch schriftliche Umfrage bei den einzelnen Mitgliedern herbeizuführen. Herr Selge ist dagegen; ein solches Referendum enthielte Gefahren für den Verein, denn einfluſsreiche Mitglieder, die der 'Gesellschaft' ihren rein wissenschaftlichen Charakter wahren wollten, könnten möglicherweise zum Austritt gebracht werden. Herr Alfred Schulze erklärt, daſs er als Nichtmitglied der neuphilologischen Lehrerschaft eine gewisse Vergewaltigung für sich und andere in solchem Antrag sehe. Herr Adolf Müller hält Herrn Försters Vorschlag für unpraktisch; nur der einzelne hat über seinen Anschluſs an den Verband zu entscheiden, nicht die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit. Nachdem Herr Tanger betont, daſs die Berliner 'Gesellschaft' kein Verein von Lehrern sei, und nachdem Herr Münch noch einmal darauf hingewiesen, daſs im Verbande die rein schultechnischen Fragen in den letzten Jahren in den Hintergrund getreten seien, betont Herr Mackel, daſs wir uns freuen müſsten, wenn wir einen Verband haben, in welchem die neuphilologischen Forderungen vertreten werden. In der Durchkämpfung dieser Forderungen würden auch diejenigen Herren, die nicht Lehrer sind, ihre Mithilfe nicht versagen. Es sei dringend zu wünschen, daſs möglichst viele Herren dem Verbande beiträten.

Der Antrag Förster wird mit groſser Mehrheit abgelehnt. Die Gesellschaft rät aber, daſs möglichst viele Mitglieder dem Verbande beitreten und eine Gruppe Berlin gründen möchten.

Darauf wird nach dem Bericht der Revisoren dem Herrn Kassenführer Entlastung erteilt.

Herr Spies hält den ersten Teil seines Vortrages über 'Chaucer's Parson's Tale in kritischer Beleuchtung'. Einleitend weist er auf die Bedeutung der Erzählung von Ch.s Pfarrer für die religiöse Überzeugung des Dichters hin, eine Bedeutung, die aber unverhältnismäſsig spät, erst durch Tyrwhitt 1775, erkannt wurde. Eine kritische Betrachtung der P. T. beginnt, im letzten Grunde angeregt durch Sandras 1859, erst mit der Gründung der Chaucer-Society. Es handelt sich bei der P. T. 1) um die Quellen ihrer beiden Teile, der Buſspredigt und des in diese eingeschobenen Sündentraktats, 2) um ihre Echtheit, woran sich weitere Fragen knüpfen. Der Glaube an die Echtheit geriet zuerst 1876 durch die Untersuchung von H. Simon, Chaucer a Wicliffite, ins Wanken, der die ursprünglich wicliffitische P. T. für interpoliert erklärte mit katholisch-orthodoxen Elementen, eine Ansicht, die von John Koch (Anglia II 540—4, V 130 ff.), von Düring, Koeppel (Archiv LXXXVII 29) u. a. bekämpft, von Eilers (Die Erzählung des Pfarrers in Ch.s Canterbury-Geschichten etc., Diss., Erlangen 1882), ten Brink, Pollard u. a. in mehr oder minder modifizierter Form angenommen wurde, wenngleich man allgemein die Schwie-

rigkeit, bei dem derzeitigen Stande der Forschung eine sichere Entscheidung zu treffen, nicht verkannte. Diese konnte nur mit Hilfe der Quellen gefällt werden. So entstand die genannte Abhandlung von Eilers, die die Somme de Vices et de Vertus des Frère Lorens als Vorlage des Sündentraktats zu erweisen suchte und hiermit merkwürdigerweise ziemlich allgemeine Zustimmung fand. Eine Parallele hierzu bildet die von Mark H. Liddell in der Furnivall-Festschrift (An English Miscellany, Oxford 1900, S. 255 ff.) veröffentlichte Quelle zur Bufspredigt. Trotzdem kann keine von ihnen als unmittelbare Vorlage Chaucers in Betracht kommen. In jüngster Zeit hat die Quellenfrage eine ganz aufserordentliche Förderung erfahren durch die von Miss Kate Oelzner-Petersen (The sources of the P. T., Boston 1901) gefundenen Werke, auf die Chaucers Fassung im letzten Grunde zurückgeht. Es sind das für die Bufspredigt Raymund von Pennafortes Summa casuum poenitentiae (geschr. spätestens 1243) und für den Sündentraktat Guilielmus Peraldus, Summa seu tractatus de viciis (geschr. spätestens 1261). Schon mit Hilfe dieser Untersuchung kann die Echtheit der P. T. bei Heranziehung neuer Kriterien endgültig bewiesen und andere mit der P. T. zusammenhängende Fragen befriedigend gelöst werden. Diese Erörterung verspart der Vortragende für die nächste Sitzung, um nicht inmitten eines gröfseren Abschnittes abbrechen zu müssen.

Darauf beginnt Herr Röttgers seinen Vortrag über die Verbindung zweier Substantiva durch *de*. Nach einigen einleitenden Worten über Beziehungen zwischen Betonung und Syntax im Französischen spricht der Vortragende über die festen Verbindungen zweier Substantive durch *de* und schlägt folgende Leitsätze für deren Einteilung vor: 1. Die alte Sprache hatte vielfach keinen Artikel, wo die jüngere Sprache ihn anwendet; so auch vor dem zweiten Substantiv. 2. Da, wo es auf Kürze ankommt, haben sich viele Verbindungen aus der alten Zeit erhalten, in denen das zweite Substantiv ohne den Artikel steht. 3. Bei Masculina wird die Verbindung nicht erheblich länger, wenn *de* durch *du* ersetzt wird. Daher findet sich fast durchgehends die Tendenz, den Artikel zu verwenden. Dem entsprechend werden die festen Verbindungen eingeteilt in 1) alte mit *de*, 2) ältere und neuere mit *du*, 3) neuere mit *de la*, 4) alte und neue mit *des*. Bei 1) sind als Untergruppen zu unterscheiden a) Verbindungen, bei denen das erste Substantiv eine Mafsangabe ist (statt des Substantivs kann auch ein Adverb stehen), b) Verbindungen, bei denen das zweite ein Stoffname ist, c) Angaben geographischer, politischer und anderer Verhältnisse, bei denen das zweite Substantiv meist ein Ländername, Flufsname oder dgl. ist. Die bei 2) 3) 4) in Betracht kommenden Verbindungen gehören zu solchen, wie sie unter 1 c) erwähnt sind. Diese Einteilung wird durch zahlreiche Beispiele belegt.

Sitzung vom 25. Februar 1902.

Herr Spies beendet seinen Vortrag über 'Chaucers Parson's Tale in kritischer Beleuchtung' und handelt im zweiten Teil über die Einheit und Echtheit der ganzen P. T. Um diese zu beweisen, mufs 1) gezeigt werden, dafs die Bufspredigt, die nach Simons Hypothese zweierlei, und zwar verschiedenartige Bestandteile enthalten soll, in ihrer überlieferten Form ein einheitliches Ganze bildet; 2) dafs Bufspredigt und Sündentraktat von einem Verfasser stammen, und dafs 3) dieser eine Verfasser Chaucer ist (diese beiden Punkte werden aus praktischen Gründen zusammen erörtert); 4) dafs Bufspredigt und Sündentraktat von Chaucer zur P. T. vereinigt sind. Unabhängig davon ist 5) die retractatio auf ihre Echtheit zu prüfen. — Zunächst wird auf Grund der Quellen die Einheit der Bufspredigt und die Unmöglichkeit der Annahme von Interpolationen gezeigt durch eine Kritik

von Simons Ausführungen im einzelnen. — Es folgt der Beweis, daſs Buſspredigt und Sündentraktat denselben Verfasser, Chaucer, haben und zwar in doppelter Weise: 1) negativ durch eine Entkräftung der Argumente der Gegner von Chaucers Verfasserschaft, insbesondere durch die Widerlegung der von Simon, Eilers u. a. gegen einzelne Stellen der P. T. erhobenen Einwände; 2) positiv durch den Nachweis charakteristischer Übereinstimmungen zwischen der P. T. und den Werken Chaucers. Auſser dem von Koeppel und Koch beigebrachten, nicht immer ganz einwandfreien Material ergeben sich neue Kriterien (quellentechnische), wenn man an gewissen Stellen dieselbe Art von Zusätzen oder Veränderungen gegenüber der jeweiligen Quelle in den Werken Chaucers und in der P. T. nachweisen kann. Die betreffenden Stellen sind nicht alle gleichwertig, müssen vielmehr, wie Redner des näheren auseinandersetzt, aus mancherlei Gründen nach bestimmten Gesetzen methodisch abgewogen werden. In ihrer Gesamtheit deuten sie aber auf eine gleiche Quellenbehandlung hin und beweisen für die Einheit und Echtheit der P. T. Solche Kriterien sind: Teufel und Hölle, Himmel und ewiges Leben, Reue, Buſse und Vergebung, die Person Christi, die Juden und andere. Im Anschluſs hieran wird die Frage der Komposition der P. T. erörtert und dahin beantwortet, daſs nur Chaucer Buſspredigt und Sündentraktat zur P. T. vereinigt haben kann. Darauf bespricht der Vortragende die der P. T. angefügte retractatio, für deren Echtheit er sich unter Beibringung neuer Gründe entscheidet, und weist zuletzt auf die aus der Echtheit der P. T. für Chaucers religiöse Überzeugung sich ergebenden Folgen hin.

Herr Dr. Nobiling hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 11. März 1902.

Nach Verlesung des Protokolls der Sitzung vom 25. Februar sprach Herr Sefton Delmer über Ruskin. Er gab zunächst einige Notizen über sein äuſseres Leben und hob hervor, daſs es ihm an regelrechter Schulung gefehlt habe. Groſsen Einfluſs hatten auf ihn die Bibel und die Ilias. Gegen Jeffreys ästhetische Lehre, es gäbe keine Begriffsbestimmung der Schönheit, erhob sich Ruskin als jugendlicher Mann. Schönheit war ihm mathematisch beweisbar, er ging dabei aber nicht von allgemeinen Grundsätzen, sondern von dem Seemaler Turner aus. Ferner müsse man die Schönheit über das ganze Volk verbreiten. Plötzlich änderte er seinen Standpunkt; er vertrat nun die Ansicht, Schönheit könnten nur wenige einsehen; jetzt ist auch plötzlich Tintoretto sein Maſsstab. 1844 geht er unter die Præ-Raffaeliten. Sein Stil ist fliegend, er mischt alles durcheinander, aber er ist anziehend. Dann betritt er das soziale Gebiet. Unter dem Einfluſs Carlyles kommt er zu dem Satz, daſs die Kunst volkstümlich nur werden kann, wenn die Gesellschaft umgestaltet wird. Zu etwas Dauerndem hat Ruskin es nicht gebracht. Er hat sich selbst richtig gekennzeichnet mit der Grabschrift, die er sich selbst aus der Bibel gewählt: *Unstable as water thou shalt not excel* (*Ruben's curse*).

Sodann hielt Herr Paul Pochhammer einen Vortrag über Dante: 'Der erste Gesang der Divina Commedia'. Anknüpfend an das eben Gehörte wies Herr Pochhammer darauf hin, daſs gerade der erste Gesang der Commedia, in dem Dante das Programm seiner Dichtung entwickelt, es sehr gut vertragen kann, aus den Erscheinungen der Gegenwart heraus gewürdigt zu werden. Auch heute treten Männer auf, die ein ethisch-religiöses Ideal verfolgen und uns zeigen, daſs die *lupa* noch nicht besiegt ist, die Dante in seinen Wald zurücktrieb. Nur fragt es sich, ob sie Besseres bieten, als der erste Denker und Dichter aller Zeiten im unsterblichen Kunstwerk uns vor Augen gestellt hat. Darum ist es zu bedauern, wenn der lichtvolle Gedankengang Dantes durch Wiedereinführung der

längst verworfenen, rein politischen Deutung der berühmten *tre fiere* des ersten Gesanges verdunkelt wird, wie durch J. Kohler (den Berliner Dichter und Professor) kürzlich geschehen ist. Die Tiere bedeuten sündhafte Neigungen verschiedener Stärke. Die *lonza* (lince) ist der 'lynx pardinus' Brehms. [Der Vortragende hatte ein für ihn in Spanien geschossenes Exemplar, Geschenk eines seiner schweizerischen Dante-Hörer, M. Bergier-Lausanne, zur Stelle gebracht.] Sie bedeutet die *invidia,* die Dante als vom Menschen noch überwindbar und ihm persönlich minder gefährlich darstellt (*'poca è l'offesa'*, sagt er, Purg. XIII, 134, im Invidia-Kreise des Berges), weshalb man keinen Panther in ihr sehen darf, der eine Umkehr erzwingen würde, wozu Dante die Macht zwei dem Menschen absolut überlegenen Tieren, dem Löwen und der Wölfin, vorbehält.

Wie aber ist diesen beizukommen? wie überhaupt das Heil zu gewinnen? Das lehrt nun mit der Kraft symbolischer Darstellung erst das Gedicht selbst, das endlich als solches und nicht mehr als wissenschaftliche Arbeit zu betrachten, und das — mit seinem dreifachen Stufensystem der 7 in der 9 und der darüber stehenden 10 — so durchsichtig gearbeitet ist, daſs es selbst den Arbeitsplan Dantes klar erkennen läſst.

Der Dichter, der antischolastisch vorgeht (denn Bernhard von Clairvaux, zu dem er sich führen läſst, war Gegner Abälards, des Vaters der Scholastik, Beatrice verurteilt die Schule, der Dante gefolgt sei, Purg. XXXIII, 85/86, und er selbst bestraft sich mit Blindheit, Par. XXV, 121, als eine echt scholastische Frage sich ihm aufdrängt), hat die Siebenzahl der Kapital-Sünden beibehalten, aber er hat Reihenfolge und Bedeutung der Stufen abgeändert und selbständig so bestimmt, wie er sie für den sittlichen Aufstieg zu brauchen glaubte. Er hat dann seine Bergtreppe (*superbia, invidia, ira* etc.) als christliche Sittenlehre legitimiert durch die Segenssprechungen der Bergpredigt, von denen er nur sechs brauchbar fand, weshalb er die sechste mit Durst und Hunger in zwei Teile zerlegen muſste, um sieben zu bekommen.

Sieht man hier schon die Arbeit, die ohne Gewaltsamkeiten nicht durchführbar war, sollte sie den Gedanken des Dichters widerspiegeln, so sind solche erst recht erkennbar in der Hölle, wo Aristoteles gezwungen wurde, die sieben Stufen zu lehren, die er nicht gekannt hat. Daher die von den Kommentatoren stets beklagten Unstimmigkeiten mit *malizia, bestialità* etc. und das Schweigen der beiden heidnischen Lehrer über die *eresia,* die der geistvolle Dichter als *'accidia* der Gebildeten' auf die gleiche Stufe mit dem Styx, der in *ira* und *tristizia* auslaufenden *'accidia* der Ungebildeten', gesetzt hat, eine Feinheit, die auch erst im Zeitalter des Atheismus voll gewürdigt werden kann.

Erst jetzt wird klar, daſs die Hölle Dantes nur die erste Strecke des von Gott geschaffenen, von Christo geöffneten und von der Vernunft gewiesenen Heilweges für die Lebenden ist, die hier im geistigen Abstieg die Menschennatur erkennen sollen, in die schon Aristoteles einen so tiefen Blick getan, um dann in dem auf dieselbe Natur gegründeten Christentum des Berges den sittlichen Aufstieg und die religiöse Befriedigung zu finden, die Vorbedingungen der seelischen Erhebung zu Gott, deren Zweck die Herabholung der Liebe auf die Erde ist.

Der Vortragende überreichte den Anwesenden sein Schriftchen 'Dante und die Schweiz' mit der Skizze für Dante-Leser, um die Nachprüfung seiner Grundanschauung über den Parallelismus zwischen Inferno und Purgatorio zu erleichtern, erinnerte an einen früheren Vortrag, in dem er (selbstredend vergeblich) um die Untersuchung der drei Dante-Begriffe *'ira', 'amore'* (Beatrice) und *'ruota'* ersucht hatte, und bat um Kritik des Prosateils seines Dante-Werkes (Teubner 1901). Aus seiner Commedia-Wiedergabe in deutschen Stanzen teilte er schlieſslich den ersten Gesang mit, der bereits klar den oben skizzierten Gedankengang des Ganzen er-

kennen läfst: Gott will nicht begriffen werden, Virgil erkennt und bezeugt die ihm gesteckte Grenze, zugleich aber auch den Bedarf des Menschen, den er auf das Weib aufmerksam macht, das jeder in sich trägt, und das als Führerin zu Gott da einsetzt, wo der Verstand die unerläfsliche Vorarbeit der praktischen Sittenlehre zum Abschlufs gebracht haben wird.

Von den im Gesang zur Sprache kommenden Einzelheiten interessiert neben der *lonza* besonders der *Veltro*. Auch hier wurde die Deutung Kohlers auf Cangrande abgelehnt, unter Berufung auf den Text (V. 103), dagegen die A. Bassermanns soweit vertreten, als sie sich auf den einfachen Hinweis auf den gerechten Tataren-Chan beschränkt, von dem Marco Polo erzählt. Dante wollte sich nicht klarer aussprechen, als er getan, hat aber die beiden Worte *feltro* (V. 105) sicher in der Bedeutung 'Filz' gebraucht; sie sind daher in unseren Texten klein zu schreiben.

Herr Tobler sprach dem Redner seinen warmen Dank aus für die Anregungen, die er der Dante-Forschung gegeben, und für die Übertragung, die, wenn man auch über die Angemessenheit der Stanze anderer Meinung sein könne, jedenfalls von feinem Geschmack und ungewöhnlichem Können zeuge.

Herr Dr. Nobiling wurde zum Mitglied der Gesellschaft gewählt.

Sitzung vom 25. März 1902.

Im Anschlufs an die Verlesung des Protokolls der vorigen Sitzung nimmt Herr Selge das Wort zu einer Bemerkung über die Pochhammersche Auffassung der Divina Commedia. Für die Erklärung und Erkenntnis einer Dichtung gebe es zwei Arten der Behandlung: 1) eine objektive, rein wissenschaftliche, welche den Dichter im Rahmen seiner Zeit und Umgebung betrachte, und 2) eine subjektive, welche die Bedeutung des Werkes unabhängig vom Dichter nach seinem Gegenwartswerte im Auge habe. Nach der ersten Art sei Dante ein Kind seiner Zeit, dessen Dichtung auf dem Boden des mittelalterlichen Christentums gewachsen sei; nach der zweiten wohne dem Dichter, ihm selbst nicht ganz bewufst, eine vorausschauende Kraft inne. Das einzelne erhalte allgemeine Bedeutung, und die Dichtung wüchse sich aus zu einer Geschichte des inneren Menschen überhaupt. Von diesem Standpunkte aus werde dem Vortragenden Virgil zur leitenden Vernunft, Beatrice die zu höherem Glück führende Hoffnung. Diese zweite Art der Auffassung sei die höhere, bedürfe aber der Korrektur der wissenschaftlichen Forschung, wenn sie nicht in Phantastik ausarten solle.

Sodann berichtet Herr Tobler über das Buch des verstorbenen Professors Georg von der Gabelentz, 'Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse', sowie über die 'Mémoires de la Société néophilologique à Helsingfors, III'. S. Deutsche Lit. Zeitg. 1902, 918 und Archiv CIX, 221.

Herr Schultz-Gora erörterte verschiedene etymologische Dinge. Er spricht zunächst über den Namen *Boieldieu*, stellt fest, dafs er aus dem Mittelalter stamme und ursprünglich 'Darm Gottes' bedeutet haben müsse. Es handelt sich darum, zu verstehen, wie es zu einem so gearteten Namen gekommen sei; der Vortragende meint, dafs es nur ein Spitzname sein könne, der zuerst jemandem gegeben wurde, welcher häufig etwas bei dem Darme Gottes beteuerte, und so sei denn auch ein *Foie-Dieu* ('Leber Gottes') in Rogier *Foie-Dieu*, der aus dem 'Livre de la Taille de Paris' zu belegen ist, nicht anders zu erklären. Der Name gehört also zu der noch wenig beachteten Gruppe von Benennungen, die aus Wörtern bestehen, welche von dem Betreffenden selbst oft gebraucht wurden; es werden einige weitere Beispiele (*Par-Reson*, *Por-Amor*, prov. *No-m'en cal*)

aus Steuerrollen und Urkunden beigebracht. — Des weiteren wird über prov. *en* 'Herr' gehandelt. Meyer-Lübke und Thomas erkennen richtig in dem Vokativ *domine* die Grundlage, der proklitisch zu *ne* wurde wie *domina* zu *na*; beide Gelehrte bleiben aber die Erklärung des *e* in *en*, das wir vor konsonantisch anlautenden Eigennamen haben, schuldig und umgehen damit die wirkliche Schwierigkeit. Der Vortragende sucht wahrscheinlich zu machen, dafs von der Verbindung auszugehen sei, z. B. *lo castels de ne Bertran*, und dafs dieses *de ne* zu *den* wurde wie *de lo* zu *del*. Aus *den* sei das *en* erst abgelöst worden, gerade so wie der zuweilen im Altprovenzalischen auftretende Artikel *el* mit Gaston Paris als aus Verbindungen wie *del*, *quel* erwachsen zu erklären sei. Die ursprüngliche Form wäre also vor Konsonant *ne* gewesen (vor Vokal *n'*) und ist ja auch wenigstens einmal von Chabaneau belegt worden. — Es kommen noch zur Besprechung afrz. *gamaux* (*gamëux*) und prov. *nei*. In *gamaux*, das auf *gama ut* (erster Ton der Guidonischen Skala) zurückgeht, dürfte ein merkwürdiges Flexions-*s*, das sogar in den Obliquus eingedrungen ist sich daraus erklären, dafs es in der gelehrten Musik eine ganze Reihe von Hexachorden gab, die man mit g, c, f, g etc. beginnen liefs, und deren erster Ton als Solmisationssilbe immer *ut* hatte; vermutlich wurden diese Hexachorde der Kürze halber *li premiers ut*, *li autres ut*, *li tierz ut* etc. genannt, und so kann ein Flexions-*s* durch Übertragung von den Ordinalzahlen an das *ut* herangetreten sein und sich dort festgesetzt haben. In prov. *nei* (Arnaut Daniel IX, 48) erkennt der Vortragende ein von *neiar* 'leugnen' gebildetes Verbalsubstantiv, das seine Entsprechung in dem afrz. Substantiv *ni* findet.

Herr Oberlehrer Emil Jaegel hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 8. April 1902.

Der Vorsitzende Herr Tobler teilte mit, dafs das Mitglied der Gesellschaft Herr Geh. Rechnungsrat Dr. Liebau verstorben sei. Die Anwesenden ehrten das Andenken des Dahingeschiedenen durch Erheben von den Sitzen.

Herr Röttgers sprach, seine Betrachtung über die Verbindungen zweier Substantive mit *de* fortsetzend, von denjenigen Wortgruppen, bei denen zwei Ausdrucksweisen möglich sind. Steht das zweite Substantiv ohne Artikel, so haben wir es mit einer engen, im anderen Falle mit einer weiten Verbindung zu tun. Z. B. *temps d'orage*, *axe de la terre*. Die enge Verbindung kann man als einen Wortkomplex betrachten, der den gewöhnlichen französischen Wortaccent auf dem zweiten Bestandteil trägt. In den weiten Verbindungen behalten beide Teile ihre Selbständigkeit, können daher beide gleich stark betont sein. Da nun die Betonung in naturgemäfser enger Beziehung zum Prinzip des Gegensatzes steht, so läfst sich daraus schliefsen, dafs bei den engen Verbindungen der Gegensatz im zweiten Begriff zu suchen ist, z. B. *vase d'or* im Gegensatz zu *vase d'argent*, *de fer*. Bei den weiten Verbindungen kann der Gegensatz in beiden zu suchen sein. Da aber dann, wenn der Gegensatz im zweiten Element zu suchen ist, die enge Verbindung das Naturgemäfse ist, so drängt sich die Folgerung auf, dafs bei der weiten Verbindung der Gegensatz sehr oft im ersten Bestandteil zu suchen ist, z. B. *les canaux de la France* im Gegensatz zu *les fleuves de la France*. An einer grofsen Reihe von Beispielen wird untersucht, ob der Sprachgebrauch diese Ansicht bestätigt. Viele derselben fügen sich, sobald der Zusammenhang genügend beachtet wird, dieser Regel. Auch läfst sich beweisen, dafs stets, wenn ein Seiendes als Thema für weitere Ausführungen einmal genannt worden ist, die Teilbegriffe im Verhältnis des Gegensatzes stehen und dann das zweite Substantiv den Artikel bekommt. Vgl. wegen

der Einzelheiten die Abhandlung zum Jahresbericht der Dorotheenschule, Beziehungen zwischen Betonung und Syntax, Berlin 1902.

Herr Tobler erkennt die Reichhaltigkeit der Sammlung des Vortragenden an, die manchen veranlassen werde, weiter über die Frage nachzudenken. Es wäre aber wünschenswert, wenn man Fälle, in denen der Gebrauch oder Nichtgebrauch des Artikels gar nicht zweifelhaft sein kann, von vornherein aus der Erörterung ausscheide; nehme man alle, auch die zweifellosen, dazu, so wirke man nur verwirrend. *Soif de bonheur* sei: Verlangen nach etwas Glück, *soif du bonheur* wäre: Verlangen nach dem Glück, in seinem ganzen Umfange. Das habe wohl nichts mit der Betonung zu tun. Herr Röttgers erwidert, dafs trotzdem wohl eine Reihe von Verbindungen mit schwankendem Gebrauch vorkomme.

Herr Krüger berichtete über die Eindrücke, welche er bei einem Besuch der von Direktor Walter geleiteten Musterschule in Frankfurt a. M. empfangen habe. Obwohl das Latein dort erst in Untertertia, das Englische in Untersekunda einsetzt, waren nach seiner Meinung die Leistungen der Schüler in den drei Fremdsprachen denen der alten Realgymnasien gleichwertig; im Französischen und im Englischen überragten sie sogar den Durchschnitt dieser. Von der von gegnerischer Seite behaupteten Müdigkeit der Schüler war nichts zu bemerken. Er kam dann auf die Gründe. Die Tüchtigkeit der Lehrer, die er anerkannte, könnte das genannte Ergebnis nicht erzielt haben, wenn der Grundplan falsch wäre. Man habe eben das Latein auf die richtige Stufe verlegt und eine der Sprache entsprechende geistige Reife der Lernenden abgewartet, während die alten Gymnasien und Realgymnasien viel zu früh damit anfingen und darum auch, im Verhältnis zu der darauf verwendeten Zeit und Mühe, recht Dürftiges leisteten. Im Betriebe der neuen Sprachen lege man auf ausgiebigen Gebrauch der fremden Sprache im Unterricht Wert; die Schüler der oberen Klassen zeigten demgemäfs eine erfreuliche Fähigkeit, nur Gehörtes zu verstehen und wiederzugeben. Die Grammatik wurde, wie er zu seiner angenehmen Überraschung wahrnahm, auf allen Stufen geübt. Ein noch weiterer Fortschritt würde es ihm scheinen, wenn das Englische nach U III, das Latein nach U II gebracht würde.

Here Mangold bestätigte aus eigener Erfahrung die vorgetragenen Urteile und erkannte sowohl die Leistungen der Schüler wie ihre Frische an. — Herr Tobler äufserte sich über das Hilfsmittel des Gesanges im französischen und englischen Unterricht. Er machte einige Bedenken dagegen geltend, hob aber andererseits hervor, dafs er zur Einübung einer guten Aussprache, z. B. der französischen Diphthonge, wohl dienen könne. Die Herren Werner, Penner und Truelsen teilten mit, dafs sie den Gesang mit Erfolg in ihren Lehrstunden anwendeten.

Sitzung vom 22. April 1902.

Herr Tobler legte die eingesandten Vereinsberichte der Dresdener Gesellschaft für neuere Philologie und des Vereins für neuere Philologie zu Leipzig vor, sowie eine in der Revue hispanique, Paris 1901, erschienene Abhandlung von Frau Carolina Michaëlis de Vasconcellos über Pedro de Andrade Caminha.

Sodann sprach Herr Spies über G. C. Macaulays Ausgabe der *Confessio Amantis,* die Band 2 und 3 der von der Clarendon Press veranstalteten, auf vier Bände berechneten Gesamtausgabe der Werke John Gowers füllt. Da der Vortragende seine Ausführungen in einer Besprechung und einigen weiteren Aufsätzen in den Englischen Studien Bd. 31 niedergelegt hat, kann darauf verwiesen werden.

Herr Lamprecht sprach über Duruy, *Notes et souvenirs,* 2 Bände, Paris 1901. Der erste Band umfafst dreizehn, der zweite sieben Kapitel.

Die beiden ersten behandeln die Kindheit, Gymnasial- und Studienjahre, sowie die Anstellung am Collège Henri IV in Paris. Im dritten gibt der Verfasser eine im Jahre 1847 vorgenommene Prüfung seines Gewissens in Bezug auf Religion, Philosophie und Politik. 1845 war er zum zweiten Geschichtslehrer an dem Lycée Saint-Louis befördert worden, wo er bis 1861 blieb. In dieser Zeit veröffentlichte er *Histoire romaine* I. II, *Histoire grecque* und *Histoire de France*, letztere als einen Teil einer von ihm unternommenen und auf etwa 60 Bände berechneten *Histoire universelle*. Für diese drei Werke erhielt er von der ihm vorgesetzten Behörde Verwarnung und Tadel. Trotzdem wurde er 1861 inspecteur d'académie de Paris und im Nebenamt Professor der Geschichte an der École normale supérieure, 1862 inspecteur général de l'instruction publique und im Nebenamt Professor der Geschichte an der École polytechnique, 1863 am 23. Juni Unterrichtsminister (ohne die Kultusangelegenheiten und ohne die schönen Künste). Kap. 7 enthält seine Ziele im allgemeinen; um sie zu erreichen, schickte er nach anderen Ländern Schulmänner und Gelehrte, damit sie deren Einrichtungen kennen lernten. So konnte sein Ministerium schon 1867 mit Erfolg auf der Ausstellung erscheinen. In der Volksschule setzte er pflichtmäfsig seinen Unterricht durch, gründete Fortbildungsschulen, tat so viel als möglich für die Hebung des Ansehens und der Lage der Volksschullehrer und gründete Volks- und Schülerbibliotheken; in den Gymnasien, von denen er viele zu Spezialschulen für Ackerbau, Seidenfabrikation, Weberei, Bergbau u. a. umwandelte, erweiterte er den philosophischen Unterricht, führte die Geschichte der modernen Civilisation ein, vereinfachte die Reifeprüfung, suchte die alten Sprachen zu retten, verkürzte die Zeit des Unterrichts, hob die erziehliche Seite, sorgte für Ausflüge der Pariser Schüler und richtete Fortbildungskurse in den Städten, in denen sich Akademien befinden, für die Lehrer höherer Lehranstalten ein. Im Universitätswesen ist sein gröfstes Verdienst die Gründung der École des hautes études und der Laboratorien für die experimentellen Wissenschaften. Manches von dem, was er vorgeschlagen, ist nicht zur Ausführung gekommen. Er kannte das Streben nach Macht und die Unversöhnlichkeit der katholischen Kirche, ihre Häupter traten ihm, je länger je mehr, heimlich wie offen, entgegen, am schroffsten der Bischof von Orléans, Dupanloup. Mit dem Kaiser stand er als Minister gut, mit den drei politischen unter seinen Amtsgenossen kühl; er lobt den Kaiser wegen seiner Sorge für die arbeitenden Klassen und für die unterdrückten Völker, wovon wir Deutsche letzteres nicht ganz unterschreiben können. Mit Recht sagt er, dafs die äufsere Politik Napoleon gestürzt hat. Die Kaiserin war als Spanierin eifrige Katholikin, hatte jedoch ein edles Herz und sittliche Würde. Obgleich er sich einige Male ihr Mifsfallen zugezogen hatte, blieb sie ihm gewogen und unterstützte seine Bestrebungen. In den beiden Kapiteln über den Kaiser und die Kaiserin verwahrt er sich ausdrücklich dagegen, irgendwie der Pflicht des Geschichtschreibers nicht gerecht geworden zu sein. Sein bescheidenes Vermögen, über das er, zum Minister ernannt, dem Kaiser einen Ausweis einreichte, vergröfserte er nicht, obgleich er als Minister, wie früher, in jeder Beziehung sehr bescheiden lebte. Der Einflufs und die Ränke der klerikalen Partei brachten es dahin, dafs der Kaiser ihn am 17. Juli 1869, also nach einer Amtsdauer von etwas mehr als sechs Jahren (auf seinen Antrag, wie die Regierung unwahr sagte), entlassen mufste. Er konnte deshalb nicht einmal seine früheren Stellungen wiedererhalten, und der Kaiser entschädigte ihn mit einem Platze im Senat. 1869/70 machte er eine Reise nach Ägypten, Kleinasien, Türkei, Griechenland und Italien. 1870 trat er, der sechzigjährige Minister a. D., als gemeiner Soldat in das Bataillon seines Stadtviertels von Paris ein und machte so die ganze Belagerung mit. Von den gelehrten Körperschaften wählte ihn die Académie

des inscriptions et belles lettres 1873, die Académie des sciences morales et politiques 1879, die Académie française 1884 zu ihrem Mitgliede. Wahrhaft ergreifend ist das letzte Kapitel, ein offener, wahrheitsgetreuer Rückblick ohne stolze Überhebung und ohne erheuchelte Bescheidenheit auf sein Leben. Duruy war einer der edelsten Charaktere, der strebsamsten, tüchtigsten und gewissenhaftesten Minister des Kaiserreiches.

Sitzung vom 13. Mai 1902.

Herr Tobler sprach über die Vorrede der neuen Dante-Ausgabe von Vandelli. Im Mai 1900 erliefs der Verleger Alinari ein Preisausschreiben, worin für zwei Gesänge der Divina Commedia Illustrationen gefordert wurden. Danach wurde von demselben Verleger eine illustrierte Gesamtausgabe geplant, und Vandelli wurde mit der Herstellung des Textes betraut. Er wollte zuerst den Witteschen Text reproduzieren, da Witte bei der Wahl der Lesarten methodisch vorgegangen ist. Er ist aber doch vielfach seine eigenen Wege gewandelt; bedauerlicherweise wird er aber nur den reinen Text ohne Rechtfertigung und Noten geben. Der Vortragende ging sodann auf einzelne Stellen näher ein, bezüglich deren Vandelli die Gründe der von ihm getroffenen Wahl unter den Lesarten einleuchtend kennen lehrt.

Herr Bieling sprach über einige mittelenglische Konjunktionen: 1) das koordinierende *mid*, verstärkt durch vorangehendes *and*, *forþ*, *þer* und *þer forþ*, sowie durch folgendes *alle*; 2) das temporale *bi* entweder in der Verbindung *bi that*, *bi than* oder alleinstehend; 3) die temporalen Konjunktionen *imong þat* = während, entsprechend altengl. *āmong þam þe*, *mid þam þe*; *amidden*, *amidde* = inzwischen, *ameþen that* = so lange bis; 4) für das neuenglische *as soon as* wird gebraucht *al so sone as*, *als tite als*, *so rathe so* und das seltene *as cof as*; 5) *bituix þat* und *bituix and*, *bitwene and* = inzwischen, in der Zwischenzeit, sogar im Sinne von *til*; 6) das kausale *ofthat* = weil, auch einfaches *of*, fälschlich als konzessives *though* bezeichnet; 7) das konzessive *maugre*, verstärkt durch *where* (whether) ... *or* = gleichgültig ob ... oder ob; in Verbindung mit *who so* = gleichgültig wer. Einzeln werden behandelt *throughout*, in kausaler Bedeutung *touching* mit *of* und *to* statt mit dem Accusativ, *ay*, ja, *nay*, nein.

Herr Dr. Dibelius und Herr Oberlehrer Dr. Ludwig haben sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 23. September 1902.

Herr Tobler macht Mitteilung von dem Tode zweier langjähriger Mitglieder, des Prof. E. Wetzel und des Geh. Rechnungsrates Holder-Egger. Die Gesellschaft ehrt das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Herr Schultz-Gora spricht über ein gegen den Hohenstaufen Friedrich II. gerichtetes Sirventes, welches der Cod. Campori unter dem Namen Guilhem Figueiras überliefert, und von dem Bertoni in seinen Rime provenzali inedite No. XX, II einen diplomatischen Abdruck dargeboten hat. Der Vortragende macht wahrscheinlich, dafs dies Gedicht wirklich Guilhem Figueira zum Verfasser habe, stellt dann die Abfassungszeit desselben fest (März 1239) und sucht aus den politischen Verhältnissen heraus verständlich zu machen, wie derselbe Dichter, der uns sonst als eifriger Bewunderer Friedrichs bekannt ist, dazu kam, eine so heftige Invektive gegen den Kaiser zu richten. Nach einem Hinweise auf das metrische Vorbild (eine Kanzone von Raimon de Miraval) wird der Text

in zurechtgemachter Gestalt vorgelegt und nach der sprachlichen und historischen Seite erläutert.

Herr Förster spricht über 'Neue Erscheinungen der spanischen Literatur'. Der Vortragende legt einige Hefte des grofs angelegten Werkes von Conrad Haebler, *Typographie ibérique*, vor, in welchem Proben alter spanischer Drucke gegeben werden. Interessant ist, dafs die ersten Drucker eingewanderte Schweizer und Deutsche waren. — Im 16. Bande der 'Zeitschrift f. rom. Philologie' hat Lidforss auf die 'reiche Ernte' hingewiesen, welche das Studium des Spanischen biete. Angeregt durch ihn ist eine Abhandlung des Schweden Wistén erschienen, *Étude sur le Style et la Syntaxe de Cervantes*, worin die absoluten gerundivischen Konstruktionen des Dichters behandelt werden. So sorgfältig und erschöpfend die Arbeit ist, so ist sie doch einerseits zu weitgehend, weil sie jede Einzelheit anführt, andererseits zu eng, weil sie sich nur auf Cervantes beschränkt; die ganze spanische Literatur hätte untersucht werden müssen, um nicht ein schiefes Bild vom Sprachgebrauch zu geben. Einzelne Bemerkungen über die Echtheit der dem Cervantes zugeschriebenen Werke sind durchaus willkommen. — Als gutes Buch über Land und Leute empfiehlt der Vortragende das illustrierte Werk von Karl Eugen Schmidt über *Cordoba und Granada*, das für 4 Mark recht viel bietet. Hin und wieder, in allgemeinen geschichtlichen Auseinandersetzungen, sowie bei sprachlichen Bemerkungen, darf man dem Verfasser nur mit Vorsicht folgen. — Über *Lope de Vega* handelt Wolfgang von Wurzbach in einem Buche, in welchem eine Fülle anregender und interessanter Bemerkungen zu finden ist.

Sitzung vom 14. Oktober 1902.

Herr Rudolf Tobler sprach über vier neuentdeckte Lieder des Troubadours Cercamon. Sie sind mit einer grofsen Zahl anderer bisher unbekannter Lieder und Gedichte von Bertoni im 7. Bande der Studj di filologia romanza publiziert worden. Die Blütezeit des Troubadours fällt nach dem, was man aus der Biographie seines Schülers Marcabrun und aus den in seinen eigenen Gedichten berührten Ereignissen erschliefsen kann, in die dreifsiger Jahre des 12. Jahrhunderts. Unter den vier neuen Liedern, von denen der Vortragende kurze Inhaltsangaben und Versuche metrischer Übertragung mitteilt, sind zwei Liebeslieder; ein drittes ist eine Rüge gegen die schlechten Sitten an den Höfen, es ist wahrscheinlich veranlafst durch die Entführung Emmas, der Gattin Wilhelms VIII. von Poitou, durch einen Grafen von Angoumois; das vierte ist ein Klagelied auf den Tod eben dieses Wilhelm, des Gönners des Dichters, der 1137 in S. Iago de Compostella, wo er als Pilger weilte, gestorben war.

Herr Adolf Tobler spricht seine Freude darüber aus, dafs nach dem Vorgange von Diez und Heyse hier wieder metrische Übertragungen geboten seien.

Herr Risop erklärt unter Ablehnung des Vorbildes *fasse* den in den Dorfgeschichten der George Sand zu findenden Konj. Präs. *j'asse* (für *j'aie*) als eine Neubildung aus dem Ind. *tu as*. Die für die Volkssprache heute freilich nicht mehr vorhandene Parallele *tu parlas* — *parlasse* konnte leicht dazu führen, dafs auch zwischen Perf. *tu punis* und Konj. Imperf. *punisse* und dann auch zwischen den entsprechenden gleichlautenden Präsensformen der gleiche Zusammenhang empfunden wurde, so dafs sich nun auch an *tu as* ein neuer Konj. *asse* anschliefsen konnte, eine Bewegung, die durch den neuen Imperativ *as*, seltener *asse* (neben *ayez*), der ebenso wie neues *veux* (neben *veuillez*) nach allgemeinem Brauch an die 2. Sing. Präs. Ind. angelehnt ist, wesentlich unterstützt wurde. Dieses Thema giebt dem Vortragenden Anlafs, den Beziehungen nachzugehen, die auch sonst innerhalb der Sprachentwickelung zwischen den beiden

Modi des Präsens hinsichtlich ihrer lautlichen Gestaltung wahrzunehmen sind. Er erinnert an das Verhältnis von *siece, dorce, arce* zu *siec, dorc, arc* und zeigt, dafs die neuen bezw. vulgären Konjunktive *peuve, veule, deule* und auch *vale* nur aus der 3. Plur. Präs. Ind. stammen können, und nimmt denselben Zusammenhang an zwischen analogischem *asseyent, savent* und Konj. *asseye*, vulgär. *save*. Der Vortragende berührt dann den Einflufs, den umgekehrt der Konj. Präs. auf die Lautgestalt des gesamten Indikativs früher mehr als heute selbst in der Schriftsprache ausgeübt hat, und bespricht insbesondere Indikative wie *veuillent, vaillent, vaillit, vaillira, tiegnent, regnoit*, Part. *sachant, deuillant, veuillant, tiegnant, trespoignant* u. ä., neben denen es zu neuem *soyant* für *estant* seltsamerweise niemals gekommen ist; wo dieser Fall in älterer Zeit vorzuliegen scheine, sei eher an das schon früh in der Gestalt *soiant* für *seant* nachzuweisende Partizipium von begriffsverwandtem *seoir* zu denken.

Herr Adolf Tobler begrüfst derartige Untersuchungen zur Formenlehre, die sich auch auf das neufranzösische Gebiet erstrecken, mit Freuden und bespricht sodann in günstigem Sinne die neufranzösische Phonetik von dem Dänen Christopher Nyrop, die 1902 in einer Übersetzung von Philippot erschienen ist. Die Besprechung wird im Archiv erscheinen. Eine kurze Erörterung von Einzelheiten des Nyropschen Buches schliefst sich daran, an der sich die Herren Mackel, Rödiger und Engwer beteiligen.

Herr Oberlehrer Dr. Engelmann, der schon früher Mitglied der Gesellschaft war, ist wieder in dieselbe eingetreten.

Sitzung vom 28. Oktober 1902.

Herr Münch hält einen Vortrag über 'Sprache und Religion'. Berührt wurde die Schwierigkeit, die Bedeutung der Sprache für unser geistig-seelisches Leben überhaupt zu bestimmen, und die unzutreffenden Vorstellungen, die darüber weithin herrschen. Dann die Schwierigkeit des Einklangs zwischen dem wirklichen Seeleninhalt des einzelnen und der vorhandenenen gemeinsamen Sprache. Ferner die trügerische Hoffnung, durch Unwandelbarkeit der Sprache auf religiösem Gebiet die Stetigkeit religiösen Innenlebens zu sichern; die allmähliche Entkräftigung der Ausdrücke, allerdings neben gewissen Fällen des Gegenteils, der allmählichen Vertiefung des Sinngehalts. Weiterhin die Rolle des 'Wortes' in der christlichen Religion, der evangelischen Konfession zumal; der Ersatz lebendigen Wortes durch statarische Formelsprache oder gar durch eine kirchliche Fremdsprache; die Tendenz, durch wesentlich äufsere Eigenschaften der Sprachdarbietung wenigstens eine gewisse Stimmung zu sichern. Gegenüber den äufseren Mitteln der Rhetorik ward auf die Kraft einer von innen heraus verwirklichten guten Rhetorik im Neuen Testament hingewiesen, besonders in gewissen Teilen der Briefe des Paulus. Im Anschlufs hieran kam zur Sprache Kunst und Natur bei den Kanzelrednern verschiedener Zeiten und Sprachen; versäumte Sorgfalt gegenüber der äufseren Sprachform bei vielen geistlichen Rednern in Deutschland; ferner verkehrte Beziehung zwischen sprachlichen Lernzwecken und religiösem Inhalt im Schulunterricht. Namentlich aber verweilte der Vortragende bei dem Verhältnis der verschiedenen Sprachen zu dem gleichen religiösen Inhalt; er wies darauf hin, wie biblische Stellen vielfach sich wenigstens dem Eindruck und der Wirkung nach nicht unerheblich mit der Sprache modifizieren, in die sie übersetzt werden, und wie im einzelnen bald diese, bald jene Sprache die wirkungsvollste Wiedergabe aufweise, welche Vorzüge im allgemeinen z. B. der englischen Bibelübersetzung zuzuerkennen seien, was die französische von ihrem nationalen Charakter behalte, endlich worin tatsächlich der Wert von Luthers Übersetzung

gegenüber jenen anderen liege, und wie er auch dem Text des hellenistischen Originals des Neuen Testaments nicht blofs vielfach eine gedrängte, sondern hie und da eine vertiefende Wiedergabe gegenüberstelle, mindestens für unser Gefühl.

Herr Mackel spricht über seine Reiseeindrücke aus Frankreich. Der Vortragende führt aus, dafs die wichtigste Sorge für den, der ins Ausland gehe, um sich im Gebrauch der Sprache zu vervollkommnen, die sei, sich regelmäfsigen Verkehr mit gebildeten Ausländern zu sichern. Er gibt Mittel und Wege an, wie dieses Ziel speziell in Paris zu erreichen sei. Er spricht dann vom Verkehr mit Franzosen, vom Besuche der Theater, der Schulen, der Vorlesungen in der Sorbonne und im Collège de France. Er führt die hauptsächlichsten Aussprachefehler an, die die französischen Phonetiker (Paul Passy, Abbé Rousselot) den Deutschen vorwerfen, und meint, dafs diese nicht genug die verschiedenen Gegenden Deutschlands unterschieden, Passy auch wohl zu sehr die vulgäre Aussprache berücksichtige. Er erwähnt dann die Übungen Gillierons auf Grund seines 'Atlas des dialectes français' und gibt die Vorzüge an, die dieser Sprachatlas nach seiner Vollendung vor dem entsprechenden Deutschen Sprachatlas von Wenker haben werde. Er äufsert sich dann über die vom 1. Oktober 1902 durchgeführte Reform des französischen Gymnasialunterrichts, über den von der Alliance française veranstalteten Ferienkursus, über den Ferienkursus in Villerville-sur-Mer, der unter der Leitung des tüchtigen Herrn Bascan stehe und sich vor ersterem durch gröfsere Berücksichtigung der Praxis auszeichne, und über seine Reisen in der Normandie und Bretagne.

Herr Tobler bestätigt, dafs die Franzosen Aussprachefehler der Deutschen verspotten, die diese im allgemeinen gar nicht machen; Balzac z. B. verspottet nur das Französische mancher deutschen Juden, an anderen Stellen wird die Aussprache der Elsässer verhöhnt. Sodann bespricht Herr Tobler kurz den Sprachenatlas von Gilliéron und Edmont, der ganz vorzüglich geplant und gearbeitet sei. An 639 Orten habe der eine der Verfasser selbst Material gesammelt, im Süden sowohl wie im Norden des Landes. Mit einem und demselben Questionnaire habe er alle möglichen Leute, vorzugsweise alte Leute aus den niederen Ständen, in kleinen Dörfern und Weilern, zum Sprechen gebracht und die ermittelten Tatsachen selbst in phonetischer Schrift aufgezeichnet. Die Wortformen sind in die Karten selbst eingetragen, die Namen der Beobachtungsorte dagegen durch sinnreich gewählte Zahlen vertreten. Freilich werde dieser Atlas ziemlich kostspielig werden (ca. 1000 francs), und es werde lange dauern, bis er vollendet sei. S. Deutsche Lit. Zeitg. 1902 Sp. 1701—5.

Die Herren Dr. Willi Splettstöfser (Steglitz), Dr. Alfred Heinze (Berlin), Dr. Fritz Noack (Gr.-Lichterfelde) haben sich zum Eintritt gemeldet.

Prof. Dr. Richard Dressel, der bereits früher Mitglied der Gesellschaft war, tritt wieder in dieselbe ein.

Sitzung vom 11. November 1902.

Herr Kuttner spricht über die korsischen Quellen von Chamisso und Mérimée. Der Vortrag wird im Archiv erscheinen.

Der Vortrag des Herrn Selge über A. de Musset als Dichter und Mensch konnte wegen Mangels an Zeit nur etwa bis zur Hälfte gehalten werden. Der Vortragende behandelte nach einem kurzen Überblick über des Dichters Leben besonders sein Verhältnis zur Natur in seinen Dichtungen und suchte nachzuweisen, dafs er den Erscheinungen in der Natur weniger liebevoll fühlend als ängstlich fürchtend oder kritisch beobachtend gegenübersteht.

Die Herren Dr. Willi Splettstöfser, Dr. Alfred Heinze und Dr. Fritz Noack werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Der alte Vorstand wird für 1903 wiedergewählt.

Sitzung vom 25. November 1902.

Herr Cornicelius sprach über Claude Tilliers Gedichte. Die im Archiv veröffentlichten Gedichte des Humoristen, deren Kunstwert nicht bedeutend ist, haben nirgends humoristische Färbung. Tillier fühlte sich offenbar in der durch Metrum und Reim gebundenen Rede auch geistig gebunden. Daher sein ausschweifend launisches Lob der Prosa gegenüber der Reimpoesie in einem Fragment *De la Poésie*, das, nach Tilliers Tod, von seinen Freunden in die zweite Reihe der Pamphlete, nicht aber unter die 'Werke' 1846 aufgenommen wurde. Im zweiten Teil dieses Fragmentes dann, soweit er vollendet ist, gibt Tillier eine eingehende, mit witziger Willkür übertreibend absprechende Kritik der Ode 'Le Poète' von V. Hugo (Odes et Ballades IV), den er übrigens unter den Vertretern der 'neuen' (romantischen) Poesie am höchsten stellt. — Von Tilliers Gedichten ist seine Absage an die *Folie* (veröffentlicht fast gleichzeitig mit Kap. 8—10 von *Mon oncle Benjamin*) wohl das beste; deutlich gegliedert in der Komposition und rein im Ton. Das letzte (7.) dagegen ist zwiespältig und unrein in der Stimmung. Ähnlich enthält das dritte nur in einzelnen Strophen wirkliche Poesie. Die Gedichte 4, 5, und nicht nur sie bei Tillier, erinnern an Gilbert (Le poète malheureux), viel weniger an Béranger, der besonders nach 1830 auch sozialistisch gefärbte Gedichte herausgab. In den beiden ersten, rein politischen, im einzelnen nicht überall klaren Gedichten ist der elegische Abschlufs des zweiten das Beste. Die besten Gedichte Tilliers überhaupt sind seine Elegien in Prosa. Besonders eine den Gedankengang des Pamphlets *Du Pamphlet* unterbrechende Abschweifung (Œuvres 3, 136 ff.), in der Tillier des Beuvron-Flusses gedenkt, wie Hégésippe Moreau der Voulzie, Gilbert der heimatlichen Saône-Ufer in elegischen Versen sich erinnert haben.

Herr Herzfeld sprach über das sogenannte erste Rätsel des Exeterbuches. Nachdem zuerst Leo (1857), dann Trautmann (1883) unhaltbare Theorien über dies fragmentarisch erhaltene Gedicht aufgestellt hatten, wies zuerst Bradley (1888) nach, dafs wir es hier nicht mit einem Rätsel, sondern mit einem dramatischen (besser lyrischen) Monolog zu tun haben. Seine Ansicht fand nach und nach immer mehr Anhänger und darf jetzt als die herrschende gelten. Immerhin war man noch über den Ursprung des Gedichtes im unklaren. Kürzlich haben zwei amerikanische Gelehrte, Lawrence und Schofield, in zwei einander ergänzenden Aufsätzen (erschienen in den Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America, vol. 17, Heft 2) eine neue Erklärung versucht. Der erstere hält das Gedicht für eine Übersetzung aus dem Altnordischen, und zwar auf Grund metrischer und lexikalischer Erwägungen. Der Vortragende zeigt im einzelnen, wie diese unhaltbar sind. Schofield geht einen Schritt weiter und behauptet, das Fragment gehöre zur Volsungasaga und sei die Klage Signys um ihren Bruder Sigmund (Vols. c. 3—8). Er gibt dazu einen Kommentar, der aber nicht alle Schwierigkeiten löst. Unter anderem ist es nicht zu erklären, wie Sigmund als Wulf bezeichnet werden kann. Auch sonst stimmen viele Einzelzüge nicht zum Original, das uns die Saga getreu überliefert. Man kommt also schliefslich zur Ablehnung dieser neuen Hypothese; höchstwahrscheinlich gehört das Stück zur Herden- oder Lokalsage, was noch näher zu ermitteln bleibt.

In der sich daran anschliefsenden Erörterung gibt Herr Brandl dem Vortragenden darin recht, dafs die Form durchaus nicht auf außerenglischen Ursprung des Gedichtes deutet. Kurzzeilen zwischen den Lang-

zeilen findet man auch in den Zauber- und Lehrsprüchen, strophische Gesätze auch in der geistlichen Lyrik. Man darf nicht vergessen, dafs wir nur einen kleinen Teil der ae. Lyrik besitzen, obwohl nach den Zeugnissen sehr viel gesungen worden ist. Als eine andere mögliche Auffassung des Bruchstücks stellt er die hin, dafs es sich um zwei Wulfe handele, der eine der Gegner, der andere der Geliebte; ihr Wolf heifse Odoaker. Wo finde man nun einen Wulf und einen Odoaker zusammen? Im Heldenbuch, wo Wolfdietrich, Odoaker etc. die mannigfachsten Abenteuer haben; es gehöre allerdings später Zeit an. Dafs die Sage von Dietrichs Exil in England wohl bekannt war, dafür gibt es Zeugnisse, wie den Waldere, Deor, das Wade-Fragment. Daraus würde folgende Deutung sich ergeben: die beiden ersten Strophen handeln von dem Wolf, der der Gegner ist, die dritte und vierte von ihrem Wolf, der Odoaker heifse, nach dem sie sich sehnt. Das Ganze wäre dann eine Art poetischen Briefes an ihren Odoaker, worin sie ihn von der Gefahr, in der sie sich befindet, benachrichtigt und ihm ihre Sehnsucht ausdrückt. — Herr Herzfeld erkennt diese beiden Wulfe nicht an, bezweifelt auch, dafs Wulf als Appellativum gebraucht werden kann. — Herr Roediger meint, Wulf könnte gleich 'Mann' sein; wenn es hier Name sei, könne er nicht noch Ead-wacer heifsen; möglicherweise sei letzteres hier adjektivisch, = der über den Besitz wacht. Er bezweifelt, dafs der fränkische Wolfdietrich in England bekannt war; aufserdem hat dieser nur mit Theodorich, nicht mit Odoaker zu tun. Das Gedicht kann einfach die Klage einer Frau sein, die von ihrem Mann durch Kriegsläufte getrennt ist, und dieser kann ein einfacher Privatmann Odoaker sein. — Was die Parallele mit Signi betrifft, so sei gar keine Ähnlichkeit mit diesem Stoff vorhanden. — Die Form ist sicher nicht besonders nordisch, wir haben auch ahd. Kurzzeilen in Sagen, dann solche gnomischen Inhalts in den friesischen Gesetzen. Diese Form war allgemein germanisch. Auf einen Einwurf Brandls gibt er zu, Adjektiv könne Ead-wacer nicht sein, weil es dann im Vokativ Ead-wacera lauten müfste.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1908.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Tobler.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ H. Bieling.
Schriftführer:	„ E. Penner.
Stellvertretender Schriftführer:	„ G. Krueger.
Erster Kassenführer:	„ E. Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Tanger.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J., 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Gröber, Gustav, o. ö. Professor an der Universität. Strafsburg, Universitätsplatz 8.

„ Dr. Mussafia, Adolf, Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Wien XIII, Trauttmannsdorfferstrafse 50.

„ Paris, Gaston, Mitglied der französischen Akademie. Paris, Collège de France.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Arnheim, Joseph, Realschuldirektor a. D. Berlin W., Motzstrafse 85 part.

„ Dr. Bahlsen, Leo, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Hauffstrafse 7 I.

„ Dr. Berneker, Erich Karl, Professor an der deutschen Universität Prag. Prag-Smichow, Karlsgasse 16.

„ Dr. Bieling, H., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium. Berlin N., Schönhauser Allee 31 III.

„ Boek, Paul, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium. Grofs-Lichterfelde, Marthastrafse 2.

Herr Dr. Bohnstedt, Kurt K. R., Oberlehrer an der Haupt-Kadettenanstalt Oranienstein bei Diez.
„ Dr. Born, Max. Berlin NW. 52, Thomasiusstraſse 26.
„ Bourgeois, Henri, Konsul der französischen Republik. Berlin W., Pariser Platz 5.
„ Dr. Brandl, Alois, ord. Professor an der Universität. Berlin W., Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.
„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 25.
„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.
„ Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W., Kurfürstendamm 259.
„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W., Linkstraſse 29 III.
„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde, Berliner Straſse 19.
„ Dr. Cornicelius, Max. Berlin W., Luitpoldstraſse 4.
„ Dr. Dibelius, W., Privatdozent an der Universität. Berlin-Groſs-Lichterfelde O., Hobrechtstraſse 10.
„ Dr. Dieter, Ferd., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Westend, Königin-Elisabethstraſse 1.
„ Dr. Dressel, Richard, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Friedenau, Sponholzstraſse 53/54.
„ Dr. Ebeling, Georg. Charlottenburg, Goethestraſse 56.
„ Engel, Hermann, Oberlehrer. Charlottenburg, Leibnizstraſse 79 a.
„ Dr. Engelmann, Hermann, Oberlehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin C., Niederwallstr. 12.
„ Dr. Engwer, Theodor, Oberlehrer an dem Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin SW. 47, Hagelsberger Straſse 44.
„ Falck, Karl, Oberlehrer an der XI. städtischen Realschule. Berlin SW., Solmsstraſse 7 III.
„ Dr. Flindt, Emil, Oberlehrer. Charlottenburg, Schlüterstraſse 19.
„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 12, Kochstraſse 66.
„ Dr. Fuchs, Max, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Stubenrauchstraſse 6.
„ Dr. Gade, Heinrich, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NW. 21, Turmstraſse 34 IV.
„ Dr. Goldstaub, Max. Berlin W. 30, Pallasstraſse 1.
„ Dr. Gropp, Ernst, Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 16.
„ Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie und am Victoria-Lyceum. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 146 IV.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C., An der Schleuse 5 a.

Herr Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Victoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31 II.

" Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W., Lützowufer 23.

" Dr. Hausknecht, Emil, Professor, Direktor der Oberrealschule. Kiel, Holtenauerstraſse 6.

" Dr. Hecker, Oscar, Professor, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin W., Ansbacher Straſse 48.

" Dr. Heinze, Alfred, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W., Groſsgörschenstraſse 34 I.

" Dr. Hellgrewe, Wilh., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Wallstraſse 60 I.

" Dr. Hendreich, Otto, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SO. 16, Köpenicker Straſse 39.

" Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin O., Memeler Straſse 44.

" Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W. 10, Kaiserin-Augustastraſse 77 part.

" Dr. Hosch, Siegfried, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Oranienstr. 144 II.

" Dr. Huot, P., Direktor der Victoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstraſse 51 II.

" Jaegel, Emil, Oberlehrer am Kgl. Prinz-Heinrichs-Gymnasium. Berlin W. 30, Gleditschstraſse 49.

" Dr. Johannesson, Fritz, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO., Köpenickerstraſse 133.

" Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannisthal, Waldstraſse 6.

" Dr. Kastan, Albert. Berlin W. 64, Behrenstraſse 9.

" Dr. Keesebiter, Oscar, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Halensee, Westfälische Straſse 38.

" Keil, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstraſse 32 III.

" Dr. Keller, Wolfgang, auſserord. Professor an der Universität. Jena, Inselplatz 7.

" Dr. Knörk, Otto, Oberlehrer an der Realschule in Groſs-Lichterfelde, Elisabethstraſse 31.

" Dr. Kolsen, Adolf, Dozent an der Kgl. Technischen Hochschule. Aachen, Marktstraſse 11.

" Dr. Krueger, Gustav, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W. 10, Bendlerstraſse 17.

" Dr. Kuttner, Max, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Motzstraſse 76.

" Lach, Handelsschuldirektor. Berlin SO. 16, Dresdner Straſse 90 I.

" Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstraſse 73 II.

Herr Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Hallesche Strafse 17 part.
„ Le Tournau, Marcel, Lehrer an der Humboldt-Akademie. Berlin W., Lützowstrafse 71.
„ Dr. Lindner, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SO., Köpenicker Strafse 88.
„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthiner Strafse 41 III.
„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzer Strafse 8 a.
„ Dr. Ludwig, Albert, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Schöneberg, Meiningerstrafse 8.
„ Dr. Lummert, August, ordentlicher Lehrer an der Victoriaschule. Berlin S. 59, Camphausenstrafse 3.
„ Dr. Mackel, Emil, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Friedenau, Dürerplatz 3.
„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 47, Grofsbeerenstrafse 71.
„ Dr. Mann, Paul, Oberlehrer am Luisenstädt. Realgymnasium. Berlin SW., Neuenburgerstrafse 28.
„ Marelle, Charles. Berlin W. 9, Schellingstrafse 6 III.
„ v. Mauntz, A., Oberstleutnant a. D. Charlottenburg, Knesebeckstrafse 2.
„ Dr. Mertens, Paul, wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule in Charlottenburg. Berlin W., Lutherstrafse 44.
„ Michael, Wilhelm, Oberlehrer an der Oberrealschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Strafse 92.
„ Dr. Michaëlis, C. Th., Provinzial-Schulrat. Berlin W., Kurfürstenstrafse 149.
„ Mugica, Pedro de, Lizentiat, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnacker Strafse 3.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin W., Geisbergstrafse 15.
„ Dr. Müller, August, ordentlicher Lehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW., Grofsbeerenstrafse 55 part.
„ Dr. Münch, Wilhelm, Geh. Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W., Bülowstrafse 104.
„ Dr. Münster, Karl, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule in Berlin. Köpenick, Kurfürstenallee 1.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek. Grofs-Lichterfelde, Moltkestrafse 22 A.
„ Dr. Noack, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium. Grofs-Lichterfelde O., Boyenstrafse 24.

Herr Dr. Nobiling, Franz, Oberlehrer an der Realschule zu Pankow. Berlin N. 54, Lothringerstraße 82.

„ Dr. Nuck, Richard, Oberlehrer an der Luisenstädt. Oberrealschule. Berlin SW., Gneisenaustraße 88.

„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Goethestraße 81 III.

„ Dr. Palm, Rudolf, Professor, Oberlehrer an der I. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin SW., Yorkstraße 76 II.

„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 50, Rankestraße 24 III.

„ Dr. Penner, Emil, Professor, Direktor der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 9.

„ Reich, G., Oberlehrer am Gymnasium. Groß-Lichterfelde, Schillerstraße 22.

„ Dr. Risop, Alfred, Oberlehrer an der II. städtischen Realschule. Berlin SW. 16, Großbeerenstraße 61 III.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraße 12.

„ Dr. Roediger, Max, außerord. Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 140 III.

„ Roettgers, Benno, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Fasanenstraße 83.

„ Dr. Rosenberg, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstraße 75.

„ Rossi, Giuseppe, Kgl. italienischer Vize-Konsul. Berlin NW. 40, In den Zelten 5a.

„ Dr. Rust, Ernst, Oberlehrer an der VIII. städtischen Realschule. Berlin N., Dunckerstraße 5 I.

„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Straße 22.

„ Dr. Sachse, Richard, Oberlehrer am städtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Spandauer Straße 4.

„ Dr. Schayer, Siegbert, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 43, Georgenkirchplatz 11 II l.

„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin NW., Albrechtstraße 26 I.

„ Dr. Schlenner, R., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Urbanstraße 29.

„ Dr. Schmidt, August, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Düppelstraße 22.

„ Dr. Schmidt, Karl, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW., Yorkstraße 68.

„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W., Rankestraße 29 III.

Herr Schreiber, Wilhelm, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Berlin SW., Bautzener Straße 8.
„ Dr. Schultz-Gora, Oscar, außerord. Professor an der Universität. Charlottenburg, Knesebeckstraße 85.
„ Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Charlottenburg, Marchstraße 11.
„ Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin N., Hochstraße 21—24.
„ Dr. Seifert, Adolf, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße 52.
„ Selge, Paul, Oberlehrer an der Realschule. Groß-Lichterfelde, Holbeinstraße 39 B I.
„ Dr. Simon, Philipp, Oberlehrer am Bismarckgymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Wilhelmsaue 11.
„ Sohier, Albert, Lehrer an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Berlin W., Schöneberger Ufer 25.
„ Dr. Sommer, Oberlehrer an der Hohenzollernschule in Schöneberg. Friedenau, Sponholzstraße 32.
„ Dr. Spatz, Willy, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Schöneberg, Hauptstraße 146.
„ Dr. Speranza, Giovanni. Berlin N., Pappelallee 112.
„ Dr. Spies, Heinrich, Privatdozent an der Universität. Berlin W. 57, Kurfürstenstraße 4 III l.
„ Dr. Splettstößer, Willy, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Schloßstraße 110.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz. Steglitz, Am Stubenrauchplatz 1.
„ Stromer, Theodor, Schriftsteller. Berlin W., Kurfürstenstraße 25, Gartenhaus II.
„ Stumpff, Emil, Oberlehrer an der Hohenzollernschule zu Schöneberg. Friedenau, Illstraße 9.
„ Dr. Tanger, Gustav, Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin S., Elisabethufer 32 III.
„ Dr. Thum, Otto, Lehrer an der Berliner Handelsschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße 73.
„ Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin W. 15, Kaiserallee 1.
„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Real-Progymnasium in Luckenwalde.
„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums. Berlin NW. 7, Georgenstraße 30/31.
„ Dr. Vollmer, Erich, Oberlehrer am Bismarckgymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Güntzelstraße 28.

Herr Dr. Waetzoldt, Stephan, Professor, Geh. Ober-Regierungsrat und vortragender Rat im Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten. Berlin W., Neue Winterfeldtstraſse 24.
„ Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstraſse 4.
„ Dr. Werner, R., Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Tempelhof, Albrechtstraſse 12.
„ Wetzel, Ernst, Professor, Oberlehrer an der Luisenschule. Friedenau, Moselstraſse 10.
„ Wetzel, Karl, Oberlehrer an der Charlottenschule. Zehlendorf, Seehofstraſse 4.
„ Dr. Willert, H., Oberlehrer an der Luisenschule. Berlin W. 9, Köthenerstraſse 39 II.
„ Dr. Wychgram, Jakob, Professor, Direktor des Kgl. Lehrerinnen-Seminars und der Augustaschule. Berlin SW. 46, Kleinbeerenstraſse 16 I.

*C. Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Bauert, P., Lissabon.
„ Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Töchterschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 14.
„ Dr. Clauſs, Professor. Stettin.
„ Gerhard, Legationsrat. Leipzig.
„ Dr. Gutbier, Professor. München.
„ Dr. Hartung, Oberlehrer. Wittstock.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Kreſsner, Adolf. Kassel.
„ Dr. Kufal, W., Professor. Antwerpen.
„ Madden, Edw. Cumming. London.
„ Dr. Meiſsner, Professor. Belfast (Irland).
„ Dr. Muquard, J., Professor am Collège. Boulogne-sur-Mer.
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Ritz, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Savini, Emilio, Professor. Turin.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Dr. Sommermeyer, Aug. Berlin, Körnerstraſse 18.
„ Dr. Steudener, Professor. Roſsleben.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Richard M. Meyer, Grundrifs der neueren deutschen Literaturgeschichte. Berlin, Georg Bondi, 1902. XV, 258 S. 8.

Auf seine in dieser Zeitschrift Band CV, 376 ff. besprochene Literaturgeschichte läfst Meyer nunmehr als Ergänzung den Grundrifs folgen. Vielfach geteilt, wie über das beschreibende Werk, werden auch die Ansichten über diesen bibliographischen Versuch sein. Aber eines ist dabei wohl sicher: ein in vieler Hinsicht nützliches und brauchbares Buch hat er ohne Frage geliefert. Nur über den Grad des Nutzens wird man streiten können. Am klarsten springt sein Wert in die Augen, wenn man sich vergegenwärtigt, dafs es bisher für die gewaltige Fülle der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts überhaupt noch kein wissenschaftliches bibliographisches Hilfsmittel gab, und wer weifs, wie schwer es ist, sich ohne ein solches die notwendige Literatur allein zusammenzusuchen, wird schon in der Tatsache, dafs hier ein erster Versuch gewagt worden ist, etwas Erfreuliches sehen. Ein weiterer Vorteil an dem Werke ist es, dafs es keinen Anspruch darauf erhebt, vollständig zu sein; dafs Meyer den Mut gehabt hat, auf den sehr zweifelhaften Vorzug der sogenannten — im vorliegenden Falle doch kaum erreichbaren und sicher unnötigen — Vollständigkeit zu verzichten, ist nur anzuerkennen. Auch mit der Anordnung des Stoffes kann man diesmal zufriedener sein als in der Literaturgeschichte — trotz Meyers Ausführungen in 'Euphorion' VIII. Denn obgleich auch hier wieder die alte Einteilung nach Jahrzehnten beibehalten ist, so tut sie doch der Bibliographie keinerlei Eintrag, zumal ein sorgfältiges Register und zahlreiche Verweisungen das Auffinden des Gesuchten sehr erleichtern.

Ebenso selbstverständlich wie die Anerkennung, die dem Buche als Gesamtleistung gezollt werden kann, ist es aber auch, dafs man in vielen einzelnen Dingen, vielleicht auch in manchen grundsätzlichen Fragen anderer Meinung als der Verfasser sein und vielen Bedenken zugänglich sein wird. Da ist zunächst die grofse, wichtige Frage nach der Auswahl des Gebotenen. Rein objektiv kann sie natürlich nicht sein; denn in ihr müssen sich Wesen und Eigenart des Mannes zeigen, der sie getroffen hat. Das mufs so sein und schadet auch nicht allzuviel, da die allgemein

als grundlegend anerkannten Werke, von denen aus man sich schon leicht selber weiterhelfen kann, immer angeführt sind, und deshalb lege ich auch auf den Vorwurf der Einseitigkeit, der von manchen Rezensenten schon vorgebracht worden ist, nicht gerade das allerschwerste Gewicht. Nur bei der Anführung von Rezensionen wäre wohl eine etwas freiere Auswahl zu wünschen und zu erreichen gewesen; sagt doch Meyer selbst im Vorwort, daſs er sich dabei vorzugsweise an diejenigen kritischen Organe gehalten habe, denen er selbst seit Jahren für ihre Berichterstattung zu Dank verpflichtet sei! Eine andere Eigentümlichkeit sind die einzelnen Kapitel- und Abteilungsüberschriften, deren manche wohl recht bezeichnend sein sollen, die aber nur geziert klingen und dem weniger Kundigen doch nicht viel besagen. Zudem sind oft genug auch recht wenig zueinander passende Männer in eine Rubrik zusammengedrängt, wie etwa Friedrich Wilhelm IV. und Sapphir (S. 83 F) oder F. Poppenberg und Fürst Bismarck (S. 245 J. Kritik; vgl. hierzu auch Lit. Centralbl. 1902, Sp. 117/18).

Das ganze Werk zerfällt in zwei Hauptteile, einen allgemeinen und einen speziellen. Der erstere ist insofern besonders wichtig, als er eine gute Übersicht über die allgemeinen Dinge, literargeschichtliche Darstellungen, Aufsatzsammlungen, Anthologien, Zeitschriften usw. bietet, während der andere vorwiegend in rein bibliographischer Form, zuweilen auch mit einer kritischen Bemerkung die Sonderliteratur zu den einzelnen Zeitabschnitten enthält. Beide Abschnitte bringen übrigens auch eine Reihe rein praktisch-pädagogischer Anweisungen, z. B. wie man am vorteilhaftesten liest, wie man sich Auszugssammlungen anlegt, wie man eine wissenschaftliche Arbeit am geschicktesten anfängt und dergleichen; das sind alles Dinge, die manchem Anfänger gewiſs sehr willkommen sein werden, aber mitunter klingen solche Ratschläge doch etwas pedantisch, so etwa, wenn es S. 37 heiſst: 'Ein sehr praktischer Zwang zum aufmerksamen Lesen wird ausgeübt, wenn man gelegentlich Proben ins Lateinische oder Französische zu übersetzen versucht — freilich aber mit Genauigkeit.' — Ich meine doch, ein verständiger Mensch kann auch ohne solches Gewaltmittel seine Gedanken hinreichend zusammenraffen — und Übersetzungen literarischer Kunstwerke in eine fremde Sprache gehören nebenbei zu den schwierigsten Dingen, an die man sich als Durchschnittsmensch auſser in Seminarübungen nicht wohl heranmachen sollte.

Da dem Verfasser selbst an Bemerkungen seiner Rezensenten über Einzelheiten gelegen ist, seien auch an dieser Stelle einige wenige mitgeteilt. Nr. 55: Der zweite Band der Wackernagel-Martinschen Literaturgeschichte erschien in zweiter Auflage erst 1894. — Bei Goethe (S. 45) hätten wohl auch an dieser Stelle so wichtige Schriften wie die von Schöll, Hehn, Steiner (Goethes Weltanschauung), Haarhaus Erwähnung verdient. — Bei Tieck (S. 47) fehlt eine Verweisung auf Nr. 107/108, bei Brentano (S. 55) auf Nr. 109. — Nr. 807: Grigorowitzas Schrift war nicht als Dissertation, sondern als Buch (Berlin, Duncker, 1901) anzuführen. — Zu Iffland (S. 58) fehlt Bertha Kipfmüller, das Ifflandsche Lustspiel (Heidel-

berger Dissertation 1899). — S. 66 Lord Byron. Dafs Literaturangaben über englische und französische Schriftsteller (vgl. z. B. noch S. 102, 114) gegeben werden, ist gewifs nicht nötig. In diesem Buche sucht man sie doch nicht; aufserdem müssen sie naturgemäfs dürftig sein. Nach welchem Gesichtspunkte die neun hier angeführten Schriften von und über Byron ausgewählt sind, ist nicht zu erkennen. Die wichtigsten Werke und Ausgaben fehlen, keine einzige Übersetzung ist genannt; Nr. 1011 a ist falsch citiert. Der Verfasser des gemeinten Buches heifst Richard, nicht B. Ackermann, und der Titel ist unvollständig und erweckt infolgedessen falsche Vorstellungen; er lautet: Lord Byron. Sein Leben, seine Werke, sein Einflufs auf die deutsche Literatur. — Bei Schwab (S. 67) vermifst man die 'Deutschen Volksbücher'. — Bei Nr. 1255 hätte wohl auch Fausts hübsche Skizze über Sealsfield (Postl) in den Americana Germanica I 1, S. 1 ff. erwähnt werden können. — Zu W. Hauff (S. 87) vgl. noch Eastman, Wilhelm Hauffs 'Lichtenstein', in Americ. German. III, 386 ff. — Nr. 1471: Hüffers Werk über A. von Droste-Hülshoff erschien 1890 in zweiter Auflage. — Über Lenau (S. 104) vgl. noch Mulfinger, 'Lenau in Amerika,' in Americ. German. I 2, S. 7 ff. und I 3, S. 1 ff. und Roustan, 'Lenau et son temps,' Paris 1898; dazu Klenze im Journal of Germanic Philology III, 248 ff. — Bei Fr. Th. Vischer (S. 107) fehlen die vorzüglichen Shakespeare-Vorträge. — Nr. 1925 ist überflüssig, da dieser Aufsatz Houbens in dessen unentbehrlichem Buche über Gutzkow (Nr. 1925 a) wörtlich abgedruckt ist. — Zur Biographie Freiligraths (S. 138) vgl. man die Beiträge von Learned und Klara Seidensticker in den Americ. German. I 1, S. 54 u. 74 ff. — Nr. 2616: Haeussers Deutsche Geschichte reicht natürlich nur bis zur Gründung des deutschen (nicht des norddeutschen) Bundes, und sie erschien Berlin 1854—1857 (nicht 1859); auch die Geschichte der Reformation und der Revolution brauchten nicht zu fehlen. — Die Nummern 3119—3121 finden sich doppelt vor. — Nr. 4214: Willes Aufsatz über K. Hauptmann steht im Liter. Echo III (1901); die dastehende 9 ist wohl Druckfehler.

Breslau. Hermann Jantzen.

Dramatische Handwerkslehre von Avonianus. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., 1902. X, 292 S. M. 5.

Das Buch setzt sich einen praktischen Zweck, es will dramatischen 'Novizen' das dramatische 'Handwerk' beibringen. Der Verfasser scheidet mithin die unlernbare 'Kunst' aus seinem Thema von vornherein aus. Das ist ein glücklicher Gedanke. Wenn es nun wirklich ein dramatisches Handwerk gäbe, wäre auch das Buch ein glücklicher Wurf. Die Voraussetzung für ein solches 'Handwerk' kann nur sein, dafs für das Drama unveränderliche Schablonen existieren — gültig für alle Zeiten und höchstens verschieden nach den Hauptarten des Dramas, dafs also die Form souverän neben dem Inhalt besteht. Eine solche Annahme ist aber ebenso

unrichtig wie unkünstlerisch. Im Meisterwerk ist die Form stets nur unwillkürlicher Ausfluſs des Inhalts. Sie ist speziell, nicht generell. Allerdings erringt sich solch eine spezielle Form durch die anerkannte Bedeutung ihres Meisterwerks gar oft eine kanonische Gültigkeit. Die ist aber zeitlich beschränkt, gilt nur so lange, als das Werk selber gilt, und verpflichtet als Vorbild eben nur die minderwertigen Nachahmer. Kommt dann ein Autor von etwas künstlerischer Eigenart, so wird er mit der alten Form einen Kompromiſs schlieſsen (ob in mehr oder minder bewuſster Art, bleibt gleichgültig), und es entsteht eine Mischform. Erscheint endlich ein wahrhafter Dichter, also eine starke künstlerische Individualität, so wirft er die alte Form einfach über den Haufen und schafft sich zum neuen Inhalt seine neue Form. So leben denn Formen allerdings auch selbständig weiter, aber nicht auf den Höhen des Parnaſs. Rein erhalten sie sich immer nur bei den Nachahmern. Die haben aber überhaupt keine künstlerische Lebensberechtigung, denn die echte Kunst lebt nur in der Eigenart des Künstlers. Noch weniger haben sie Anspruch auf künstlerische Nachzucht, in deren Dienst sich dieses Buch stellen will.

Der Verfasser ist freilich anderer Meinung. Er glaubt an die alleinkunst-machende Schablone. Notwendigermaſsen hat er auch seinen Kunstheiligen. Das ist — wie schon sein Pseudonym verrät — Shakespeare. Den beobachtet er mit Ehrfurcht — und das ist recht, aber er kanonisiert sofort seine Beobachtungen für andere — und das ist vom Übel wie immer, wenn sich auf dem Gebiete der Kunst Erkennen zu Belehren umsetzt, wenn Individuelles generalisiert wird, wenn sich der Erklärer zum Schulmeister aufwirft. Es ist ja wahr, der Verfasser hat nicht einen verneuwerten Nürnberger Trichter für Dramatiker, die es werden wollen, verfaſst. Er spricht meist nur von dem Grundriſs und läſst für das Detail der Eigenart noch Spielraum, er hat Geist und Geschmack, er erfreut durch gesundes Urteil, soweit es ihm nicht verbogen wird durch sein schiefes Prinzip. Gegen dieses aber kann nicht scharf genug Stellung genommen werden im Interesse der Kunst, die es verdirbt.

Überschaut man die Einzelheiten des Buches, so springt dessen Systemlosigkeit in die Augen. Der Titel deckt bei weitem nicht den Inhalt. Alles mögliche wird da hineingeschmuggelt. So ein Kapitel über Stoffwahl. Die Ratschläge sind klug auf unser modernstes Publikum zugeschnitten. Es riecht nach Opportunität. Der Kernpunkt des Problems kann freilich nicht getroffen werden. Daſs der Künstler als Mensch Zeitgenosse ist, seine Zeit verstehen muſs, um ihr mit seiner Kunst etwas sagen zu können — das ist ein Truismus jenseits jeder Handwerkslehre, schon weil sich solche Zeitgenossenschaft nicht lehren und lernen läſst. Ob dann ein 'Novize' durch das Kapitel über den Humor humorvoller wird, möchte ich bezweifeln, so zweifellos humoristisch mir auch der Verfasser bei dieser Lektüre erschienen ist. Daſs zum Schluſs auch über den Verschleiſs der Ware, über Theaterdirektoren und Dramaturgen geschäftsmäſsig gesprochen wird, scheint mir zum Buchtitel besser zu passen.

Wenn mir nun das Buch auch nicht gefällt, weil es auf einem fal-

schen Prinzip aufgebaut und systemlos ausgebaut ist, so begreife ich doch seinen Erfolg. Es liegt die zweite Auflage vor. Ob das die 'Novizen' fertig gebracht haben? Hoffentlich nicht. Wohl eher die Laien, die in die dramatische Werkstatt gar gern einen neugierigen Blick haben werfen wollen. Und auch sie werden von den Theorien vielleicht weniger befriedigt worden sein als von den literarischen Illustrationsproben. Soweit diese rein technische Beobachtungen enthalten, sind sie ausgezeichnet. Analysen von inhaltlich so klaren Stücken wie das 'Glas Wasser' oder die 'Journalisten' geraten musterhaft. Bei inhaltlich schwierigeren Dramen versagt der Verfasser. Für Hamlet geht es nicht ohne Verrenkungen ab, Ibsen wird überhaupt vergewaltigt. Die Schablone wird zum Procrustesbett. — Im ganzen wirkt das Buch vielfach anregend, mehrfach überzeugend, ist aber eine gefährliche Lektüre, weil es die Scheinwahrheit seines falschen Prinzips so philiströs selbstverständlich hinstellt. Es konstruiert eine und eine ideale, dramatische Werkstatt, wo es doch tatsächlich so viel Werkstätten gibt als wahrhaftige Dramatiker.

Innsbruck. R. Fischer.

J. J. Findlay, Principles of Class Teaching. London, Macmillan & Co., New-York, the Macmillan Company, 1902. XXXII, 442 S. 8.

Ein englisches Lehrbuch der Unterrichtskunst hätte an sich auf eine Besprechung in dieser Zeitschrift so wenig Anspruch wie sonst irgend ein technisches oder wissenschaftliches Werk in der fremden Sprache. Aber wenn es in interessanter Weise Zeugnis gibt von einer Bewegung im englischen Geistes- und Kulturleben, so darf es einen solchen Anspruch wohl erheben. An der selbständigen Bedeutung des vorliegenden Buches könnte man freilich von vornherein deshalb zweifeln, weil es nur einen Band von einem umfassenderen buchhändlerischen Unternehmen, nämlich Macmillan's Manuals for Teachers, bildet. Aber die Leistung Findlays ist doch durchaus nicht gering zu schätzen: nicht bloſs daſs er wirklich, unabhängig von nationaler oder internationaler Überlieferung, feste Prinzipien sucht und einen organischen Aufbau liefert, sondern er zeigt auch bestimmte Fühlung mit dem Wichtigsten, was auf didaktischem Gebiete in der Welt gedacht und versucht worden ist. Sein Buch ist eines der Zeichen, wie ernstlich man zurzeit in England zu einer neuen, tüchtigen Grundlegung und Ausgestaltung des Erziehungs- und Unterrichtswesens hinstrebt. Anlehnung namentlich an Deutschland und an Amerika wird dabei nicht verschmäht, nicht versäumt: von Deutschland her sind es zumeist die pädagogischen Grundlehren Herbarts zugleich mit den Ideen Fröbels, von Amerika her die organisatorischen Versuche der Gegenwart (z. B. von Professor Dewey in Chicago), die sich wirksam zeigen. Eine vermittelnde Verarbeitung dieser weit auseinanderliegenden Anregungen ist das Charakteristische des Buches. Von Herbart (auf dessen Psychologie als Untergrund seiner Pädagogik übrigens doch nicht genug hingeblickt wird) ist die bestimmte Scheidung der drei Hauptlinien der Erziehungstätigkeit

beibehalten unter den Bezeichnungen *Government*, *Teaching*, *Guidance*, namentlich aber auch die stets erneute Polemik gegen die psychologische Theorie der Seelenvermögen; bei den Herbartianern findet Findlay die Kulturstufentheorie besonders glücklich (*the delightful* theory of culture epochs, S. 30), ebenso wird die Forderung der Konzentration (genauer *correlation* und *concentration*) gewürdigt, doch nicht ohne dafs allerlei den Spott herausfordernde Auswüchse zurückgewiesen würden. Die Wirkung Fröbels, die sich ja überhaupt gegenwärtig im Ausland aufserordentlich viel stärker fühlbar macht als bei uns, wie denn auch weithin *'the Kindergarten'* als selbstverständliches Glied in der Gesamtorganisation der Erziehung betrachtet wird, diese Wirkung Fröbels zugleich mit den amerikanischen Anregungen tritt hier in der geforderten breiten Rolle praktisch übender Betätigung hervor und in den Erwartungen, die sich für eine kräftige Entwickelung von Intelligenz und Willen oder auch Gemütsbildung daran knüpfen. Zugleich aber hat unser Verfasser gegenüber eingewurzelten national-englischen Anschauungen und Gepflogenheiten Stellung zu nehmen: hier handelt es sich um allerlei Verkehrtheiten in der Organisation der Schule, Durchkreuzung der Bildungszwecke durch grob utilitarische Rücksichten,[1] willkürliches Beginnen und Abbrechen des Schulbesuchs, Drängen auf verfrühte Spezialisierung der Schulstudien, Aufnahme zahlreicher, äufserlich nebeneinander stehender Fächer mit minimaler Stundenzahl, auch Gleichgültigkeit gegen die geschichtliche Entwickelung aufserenglischer Völker. Dagegen wird an den Vorzügen englischen Schullebens selbstverständlich festgehalten und z. B. dem deutschen Gerätturnen nebst frühzeitigen halbmilitärischen Freiübungen wenig Sympathie gewidmet im Vergleich zu den einheimischen *games and contests*. Für diese *recreations and physical exercices* wird übrigens eine sorgfältige Unterscheidung der Stufen und ihrer Bedürfnisse gegeben, wie denn überhaupt ein genau ausgeführter Plan der wünschenswerten Organisation des gesamten Schulwesens dargeboten wird. Hierbei wird allerdings zu idealen Verhältnissen hingestrebt, einer Schülerzahl nicht über dreifsig bei einem reichlichen Lehrkörper (*teaching staff*), grofsem Lehrgeschick in der Verbindung und Verwebung der herkömmlich isolierten Unterrichtsinhalte namentlich für die frühere Zeit (je ein *central theme* auf mehrere Wochen); es wird eine Sichtung der Elementarschüler gefordert, allgemeine Einrichtung von *higher elementary schools* für die Tüchtigeren. Ferner wird nicht blofs gegenüber dem rezeptiven oder abstrakten Lernen für praktisch übende Betätigung überhaupt (*every school should have its workshop* etc.), sondern auch für eine solche von elementar künstlerischem Charakter (Arbeit in *colour*, *clay*, *chalk*) ein erheblicher Raum verlangt.

[1] Im englischen Parlament soll unlängst bei einer Kommissionsberatung auf Grund unangenehmer Erfahrungen im Alltagsleben die Frage erhoben worden sein: *whether it would not be possible to devote an hour or two a week to the teaching of children in elementary schools how to trim, light, and extinguish lamps!* Und sie wurde wirklich dahin beantwortet: *that such an innovation would be of great advantage to the community.*

Der Sinn für dies persönliche Können, die Begünstigung der Aktivität, die Engländern und Amerikanern immer eigen geblieben ist, verbindet sich hier mit den Gesichtspunkten neuerer Psychologie, und die Rücksicht auf die praktischen Lebensbedürfnisse behauptet sich trotz der schon angedeuteten Polemik doch auch hier. So werden die Lehrpläne ausdrücklich unter dem doppelten Gesichtspunkt der Ausstattung für das Leben (*demands of equipment*) und der Rücksicht auf die Natur der entwickelungsbedürftigen jungen Seele (*considerations of child nature*) aufgestellt. Im Vordergrund bleibt für alle Stufen ein Stoffgebiet, das als *Humanities* bezeichnet wird und Poesie, Geschichte usw. umfaſst, ihnen schlieſsen sich dann an *natural sciences, abstract sciences, arts of symbolic or conventional expression* (besonders die Sprache), *arts of representation or natural expression* und unter den *physical recreations* auch *imitative arts of construction.*

Für uns Deutsche mag im besonderen auch interessant sein die Forderung einer Gabelung der Studien in den secondary schools für die letzten zwei Jahre, so daſs der einzelne Schüler nach Anlage, Interesse, Bedürfnissen wählen kann (Begriff der *elective studies*); die gleiche Forderung ist bekanntlich in den letzten Jahren auch bei uns mehrfach erhoben worden. Dabei sei gegenüber den Klagen über die mehr und mehr zu Tage tretende spezialisierende Tendenz auf den hübschen Begriff des *'specialism concentrative'* im Gegensatz zum *'specialism exclusive'* aufmerksam gemacht, eine Unterscheidung, die vom Headmaster George Smith in Edinburgh herrührt. Ferner der Versuch, nach Art der von einem Teil unserer Herbartianer als Hauptnahrung für eine bestimmte Stufe gepflegten Robinson-Lektüre auch andere Stoffe von ähnlicher Ergiebigkeit einzuführen, wo denn z. B. Hiawatha als vorzüglich geeignet für amerikanische Kinder bezeichnet, dagegen eine Bearbeitung des Beowulf (*'for young children'*) doch noch mit Bedenken aufgenommen wird. Weiterhin muſs es gerade den deutschen Neuphilologen interessieren, daſs die zuerst betriebene Sprache an Schulen Französisch sein soll, nicht Latein, daſs Französisch übrigens auch der höheren Abteilung der Elementarschule nicht fehlen soll (wie denn das Ausland in diesem Punkt schon vielfach kühner vorgegangen ist als wir), daſs für eine solche neu zu lernende fremde Sprache lange Zeit täglich eine Lektion gefordert wird (allerdings vielleicht von kurzer Dauer), daſs baldigst eine in der fremden Sprache geschriebene Grammatik benutzt und dann der gesamte Unterricht in der Fremdsprache gegeben werden soll. Überraschend hoch schlägt der Verfasser die Bedeutung der gegenwärtigen Reformbewegung im neusprachlichen Unterricht an: *Quite deliberately the present writer ventures to assert that the 'reform' in Modern Language Teaching now in progress is one of the most noteworthy events in the sphere of Teaching since the Renaissance, surpassing in importance even the results of introducing Science to the school.* Noch zwei andere Stellen des Buches möchte ich mir nicht versagen anzuführen, die eine über die Bedeutung eines erfreulichen Schullebens für die Übergangsjahre: *As the boy and girl approach puberty, they unconsciously turn away more and more from the homely affections of childhood, and unless they are attracted*

by a happy and vigorous social environment among comrades at school, they tend to grow inwards, cultivating an exclusive, personal temperament, which tends to be suspicious, if not hostile, to all the world outside — to parents as well as to teachers and comrades. The one cure for this malady — and it is a very real danger — is an environment of a happy school society, actively employed both in work and play. Und zum Schlufs das S. 264 vom Verfasser selbst citierte Wort aus einem amtlichen Bericht über den Beruf des Lehrers: *In few callings in life is it more necessary for each worker to maintain within himself an open eye fixed on lofty aims, while content to tread the even path of daily routine step by step with his fellows.*

Nochmals sei gesagt, dafs das schätzenswerte Buch nicht nur eine Bereicherung der pädagogischen Literatur ist, sondern uns den englischen Geist in energischem Suchen nach neuer Gestaltung der Unterlagen des nationalen Kulturlebens zeigt. Man hat sich unserer deutschen pädagogischen Ideen mit Ernst bemächtigt: würdigen wir nun auch unsererseits die interessanten englisch-amerikanischen Bemühungen.

Berlin. Wilhelm Münch.

K. Tumlicz. Die Lehre von den Tropen und Figuren nebst einer kurzgefafsten deutschen Metrik. Zum Gebrauche für den Unterricht an höheren Lehranstalten. Vierte durchgesehene Auflage. Leipzig, Freytag, 1902. Geb. M. 2.

Welche Bedeutung eine von der übrigen Stilistik losgelöste Lehre von den Tropen und Figuren für die Schulen haben soll, ist nicht recht ersichtlich. So steht denn hier auch in der alten Schulmanier noch die alte Terminologie, mit deutschen Beispielen belegt, und nur in ganz übersichtlicher Weise neu geordnet. Von Moriz Haupts berühmter Lehre, die Termine in Psychologie aufzulösen (Belger, M. Haupt als akademischer Lehrer, S. 150 f.), ist nichts haften geblieben. Ob etwa bei der 'Periossologie' (S. 37) wirklich nur Synonyma gehäuft werden? ob das Epitheton ornans (S. 41) wirklich 'ein in der Vorstellung des Gegenstandes am meisten hervorragendes Merkmal' betont (was obendrein unlogisch ausgedrückt ist)? So bleibt auch die Auffassung des 'kombinierten Vergleiches' (S. 3) ganz äufserlich: nicht fünf Vergleichungspunkte liegen in dem Beispiel vor, sondern einer: die Hartnäckigkeit, die natürlich nur in mehreren Momenten gezeigt werden kann.

Äufserlich ist auch die Metrik; z. B. ist die Darstellung der 'unterbrochenen Strophen' (S. 110) ganz von dem äufseren Bilde abhängig. Man freut sich, dafs wenigstens (S. 59) vor ganz äufserlicher Verwendung der Zierate gewarnt wird. — Eigentlich Unrichtiges enthält das Buch dagegen kaum (nur dafs etwa Petrarca schwerlich S. 108 der 'Vater des Sonetts' heifsen dürfte). So lange Stilistik und Metrik für unsere Lehrer und Schüler eine Art Uniformkunde bleiben, statt ein Stück Morphologie zu sein, tut es dies übersichtliche Buch so gut wie ein anderes.

Berlin. Richard M. Meyer.

Moritz Trautmann, Kleine Lautlehre des Deutschen, Französischen und Englischen. Erste Hälfte. Bonn, Karl Georgi, 1901. 80 S. M. 2.

Mit diesem Heft liegt zur Hälfte eine Neubearbeitung vor von desselben Verfassers Werk 'Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen', dessen Bedeutung und Wert in dieser Zeitschrift Band LXXIII, 1885, 426—430 und LXXVII, 1887, 442—444 gebührend hervorgehoben worden ist. Mit Recht hat man besonders auf die Fülle der neuen, selbständigen Beobachtungen hingewiesen. Hier mag genügen, dafs nur die Unterschiede der beiden Ausgaben kurz aufgezeigt werden. Die bisher erschienenen 80 Seiten umfassen hauptsächlich wieder den ersten Teil, 'die Sprachlaute im allgemeinen,' der dem entsprechenden Abschnitt der ersten Ausgabe gegenüber durch Fortlassung der historischen und kritischen Betrachtungen des Verfassers über andere Lautsysteme stark gekürzt ist. Der eigentliche Text ist ziemlich unverändert geblieben, die geringen Umgestaltungen scheinen nur aus praktischen Rücksichten entsprungen zu sein. So ist wohl die vierte Reihe des Vokalsystems, die durch Verbindung der Zungenartikulation von *u*, *ọ*, *ǫ* mit der Lippenstellung von *i*, *ẹ*, *ę* hervorgebrachten Vokale umfassend, nur deshalb weggeblieben, weil derartige Vokale in den näher liegenden Sprachen nicht vorkommen; wenigstens ist ein ähnliches Verfahren den Konsonanten gegenüber so motiviert worden (§ 115). Abschnitt 7: 'Einiges über die Sprachlaute im Wort und im Satze,' ist durch eine Übersicht über Länge und Kürze der Silben (§ 211) erweitert worden, in der mir allerdings fraglich erscheint, ob, selbst unter den sonstigen für diese Zusammenstellung geltenden Voraussetzungen, Silben wie *stră*, *pfrŏ* ohne weiteres zu den kurzen gezählt werden dürfen oder nicht eher den halblangen zuzurechnen sind.

Von dem zweiten Teil, der 'die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen', diesmal aber in anderer Reihenfolge behandelt, liegt aufser der etwas erweiterten Einleitung über die beste Aussprache der drei Idiome der Anfang der deutschen Vokale vor. Zu bemerken ist dabei, dafs bei der Behandlung der Sprachen nicht wie in der früheren Ausgabe von den Schriftzeichen, sondern von deren Lautwert ausgegangen wird. Aufser dem Vorzug gröfserer Kürze dürfte dies Verfahren für den Lernenden den Vorteil haben, dafs er so noch leichter vor dem Fehler, die Aussprache seiner Laute den Buchstaben fremder Sprachen zu substituieren, bewahrt bleibt. Überhaupt empfiehlt sich das ganze Buch in der neuen Gestalt gerade dem Anfänger durch seine klare und präzise Fassung.[1]

An Einzelheiten möchte ich noch bemerken: Die S. 11 auf Abbil-

[1] Nicht ganz einwandfrei scheint mir die Beschreibung der Konsonanten (§ 107) als des Hallens eines im *giel* gebildeten Hohlraumes, der durch eine Enge oder vermittelst der Lösung eines Verschlusses angeblasen bezw. erschüttert wird, insofern ja bei den Labialen ein solcher Hohlraum ganz fehlt.

dung 6A dargestellte weiteste Öffnung der Stimmritze gilt nach Angaben der Physiologen von Fach nicht für das gewöhnliche Atmen, sondern nur für die tiefste Einatmung bezw. Hauchen, Husten; zu Abbildung 6C hätte gesagt werden können, bei welcher Funktion die betr. 'eigentümliche Gestalt' der Stimmritze entsteht. S. 29 (am Schlufs von § 99) ist statt gis_2 vielmehr ges_2 oder fis_2 zu lesen. S. 37 Z. 5 ist statt des stimmlosen Zeichens versehentlich das stimmhafte gesetzt. Nicht klar ist, was mit den *s*, *þ* des Vordergaumengebietes (§ 176) gemeint ist.

Halle a. S. Walther Suchier.

Bedeutungsentwickelung unseres Wortschatzes. Auf Grund von Hermann Pauls 'Deutschem Wörterbuch' in den Haupterscheinungen dargestellt von Oberschulrat Dr. Albert Waag, Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur an der technischen Hochschule Karlsruhe. Lahr i. B., 1901. XVI, 200 S. 8°.

Das Wörterbuch Pauls liegt hier 'verzettelt' und nach den Kategorien von Pauls Principien, mit gelegentlicher Herbeiziehung andrer Literatur, geordnet und dargestellt vor. Die Mängel seiner Vorgänger sind auch W.s Mängel, hinausgekommen ist er kaum jemals über dieselben. 'Parallelen aus den Fremdsprachen wurden im allgemeinen ausgeschlossen; denn etwas Halbes wollte ich hierin nicht geben' (S. VIII). Darin liegt nun wohl ein Hauptmangel, dafs nicht beachtet wird, wie sehr die Bedeutungsgeschichte der einzelnen Worte der deutschen Sprache immer von ihren Nachbarsprachen und der Gelehrtensprache des Latein mitbestimmt und in neue Bahnen gelenkt wird. Wenn W. mit dem aus dem Englischen übersetzten Sprichwort 'Wo ein Wille ist, da ist ein Weg' (S. 135) die Bedeutungsänderung von 'Weg' belegt, so zeigt er, dafs ihm die Wichtigkeit dieser Beziehungen noch gar nicht aufgegangen ist. Ich kann nicht 'besitzen' und 'Besitz' aus dem Begriff 'auf etwas sitzen' ableiten, ohne den bedeutenden Einflufs der römischen Rechtssprache schon lange vor der Rezeption des römischen Rechts in Erwägung zu ziehen und zu überlegen, ob nicht etwa ein Deutscher in der Verlegenheit, das lat. *possidere* und *possessio* recht zu übersetzen, zu diesem Aushilfsmittel gegriffen habe; denn sein deutsches *gewere* passte nicht recht, es hatte zunächst mlat. *investitura* entsprochen, hatte dann aber einen weiten Begriff umfafst, dem man weder mit *possessio,* noch *dominium,* noch *retentio* beikommen konnte.

Es würde hier zu weit führen, wenn ich im einzelnen auf diesen Mangel eingehen wollte. Ich denke anderwärts auf diese Frage zurückzukommen und werde mich dann nicht scheuen, sie herzhaft anzuschneiden, statt aus Scheu, etwas Halbes zu geben, an derselben vorüberzugehen.[1]

Im einzelnen wäre noch folgendes zu bemerken: S. 14 die Verkürzung des ersten Vokals von 'Hochzeit' stammt wohl aus Dialekten, die (wie der

---

[1] S. jetzt Zs. f. deutsche Wortforsch. III, 220 ff.

hiesige) den ersten Vokal aller Composita verkürzen. S. 30 *mûl* ist noch schweizerisch allgemein für 'Mund' und ebenso in Bern auf dem Land *sûfen* für 'trinken'. S. 32 'Haupt' ist noch im Berner Oberland geläufig. S. 33 das Adjektiv 'licht' empfinde ich durchaus nicht als gewählten Ausdruck, sondern gebrauche es ungescheut in meiner täglichen Umgangssprache. S. 34 das Substantiv 'Heim' ist wohl dem englischen *home* nachgebildet. S. 41 'stiften' wurde nicht frühzeitig verallgemeinert, sondern die Grundbedeutung ist wohl die allgemeine; vielmehr hat das Substantiv 'Stift' eine Bedeutungsverengerung erfahren. S. 42 nach Heyne, Das deutsche Wohnungswesen S. 45 ist die Grundbedeutung von 'Stube' nicht 'heizbares Gemach', sondern 'Vorrichtung zur Erzeugung heifsen Wasserdampfes'. S. 64 'Schale' an Früchten etymologisch verschieden von 'Trink-Wagschale'. S. 76 'haben' zeigt auch heute kein Rechtsverhältnis an, sondern ein rein tatsächliches Verhältnis zu einem Gegenstande, ebenso wie das urverwandte lateinische *habere;* die Bedeutung 'halten' und 'innehaben' hatte das Wort wohl schon in der Ursprache entwickelt, weiter können wir nicht hinauf; die Bedeutung 'halten' für die ursprüngliche zu erklären, ist ganz willkürlich; in deutschen Dialekten, die 'haben' und 'heben' (das zu *capere* gehört) vermischt haben, tritt sie freilich stark hervor. S. 93 'nächten' im Sinn von 'gestern abend' begegnet noch in Dialekten. S. 121 als Grundbedeutung von 'schmeifsen' wird nicht 'Kot absondern', sondern nach dem Zeugnis der andern germanischen Sprachen und des verwandten 'schmitzen' wohl 'schlagen, werfen' anzusetzen sein. S. 149 bei 'schicken' ist zu beachten, dafs es bereits mit zwei Grundbedeutungen 'springen machen' und 'sich ereignen machen' auf die Welt gekommen ist, indem das Grundwort *schehen*, dessen Faktitiv es ist, die Bedeutungen 'springen' und 'sich ereignen' hatte, zu deren Erklärung man an modern vulgäres 'laufen' (die Sache läuft) anknüpfen mag. — In 'schmücken' sind wohl zwei etymologisch verschiedene Worte zusammengefallen, deren eines zu 'schmiegen', das andere zu 'schmuck', lit. *smaugus*, zierlich (Zupitza, die german. Gutturale S. 166) gehört.

Mit diesen Aussetzungen wünsche ich den Wert des Buches durchaus nicht herunterzusetzen. Es bietet dem Fachmann nicht viel Neues, aber manches in bequemer Zusammenstellung, und wird jedenfalls dazu beitragen, das Interesse an den einschlägigen Problemen in weiten Kreisen zu erregen und zu vermehren.

Bern. S. Singer.

Untersuchungen über Ramlers und Lessings Bearbeitung von Sinngedichten Logaus. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache. Von Walter Heuschkel, Dr. phil. Leipzig, Gustav Fock, 1902. M. 1,20.

Heuschkel bespricht in seinem Büchlein das Verhältnis der Originalausgabe von Logaus Sinngedichten zu der Bearbeitung durch Lessing und Ramler oder vielmehr durch Ramler allein. Doch gibt er uns nur eine

fleifsige und übersichtliche Zusammenstellung; der Reihe nach führt er uns die 'Besserungen' in Lautlehre, Flexion, Wortschatz, Metrik und Stil vor, die Ramler dem Text Logaus angedeihen liefs. Hoffentlich erfüllt der Verfasser nun auch das Versprechen, das er am Ende seiner Schrift gibt, die er etwas anspruchsvoll 'Untersuchungen' nennt; d. h. hoffentlich teilt er uns auch möglichst bald die Ergebnisse seiner Zusammenstellungen mit und bringt diese Ergebnisse dann in einen gröfseren Zusammenhang. Dazu würde gehören, dafs er den Sprachgebrauch Logaus systematisch mit dem Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts vergliche, dafs er dem Mundartlichen in den Sinngedichten energischer nachforschte, dafs er uns auch andere Bearbeitungen Ramlers ausführlicher schilderte, damit sich über diese, deren Inkonsequenzen im einzelnen auch hätten schärfer hervorgehoben werden sollen, ein zutreffendes Urteil gewinnen läfst. Es wäre interessant, wenn der Verfasser bei der Gelegenheit uns gleich eingehender erzählte, wie man überhaupt zu Ramlers und Lessings Zeit über Bearbeitungen älterer Dichter dachte. — Dann erst würde Heuschkels Arbeit zu einem 'Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache', wie sie jetzt schon etwas voreilig getauft ist. Heuschkel beurteilt Ramlers Bearbeitung merkwürdig milde; dem 18. Jahrhundert mag sie auch als zahm und pietätvoll gegolten haben, doch hinterlassen gerade Heuschkels Zusammenstellungen den Eindruck, als habe Ramler den Sinngedichten, um sie verständlich und glatt zu machen, sehr viel Bezeichnendes und Reizvolles genommen, nicht nur eine Reihe liebenswürdiger, aber immerhin entbehrlicher Altertümlichkeiten, sondern auch das höchst eindrucksvolle, wenn auch hier und da unbeholfene Gefüge der Worte, nicht minder die sehr charakteristische Verskunst.

München. Friedrich von der Leyen.

O. E. Schmidt, Kursächsische Streifzüge. Leipzig, Grunow, 1902. 351 S. M. 3,50, geb. M. 4,50.

In gehöriger Proportion, wie man etwa von einer 'Sächsischen Schweiz' spricht (für die übrigens der Verfasser die traditionelle Begeisterung nicht aufbringt, S. 2), dürfte man den Autor dieses hübschen Werkchens einen 'kursächsischen Gregorovius' nennen. So wundervolle Wanderbilder entspringen freilich seiner Feder nicht, wie sie der poetische Geschichtschreiber Roms dem hesperischen Boden abgewinnen durfte; aber in der Kunst, Landschaft und historisches Erlebnis in Einklang zu bringen, darf Schmidt sich wohl seinen Schüler heifsen. Die friedliche Idylle des schlachtberühmten Mühlberg (S. 15 f.) oder die höfischen Genrebilder von Belgern (S. 169) wechseln mit Geschichtsbetrachtungen ab, in denen eine warmherzige Freude an der engeren Heimat sich mit einer aufrichtigen Bewunderung der reichsgründenden Hohenzollern trefflich verträgt. Dieselbe Unparteilichkeit bekämpft auch (S. 204) den Jesuitismus, ohne ihm (S. 313) alle Schuld am Erlöschen der 'evangelisch-libertistisch-nationalen Bewegung' zuzuschreiben. — Literarhistoriker wird der Exkurs über das Schildbürgerbuch interessieren. Schmidt nimmt Jeeps Autorschaftsbestimmung an,

leiht aber dem Hofrichter V. Schönberg andere Motive: er sieht in der Spottschrift auf Schilda einen Ausdruck derselben adeligen Contrerevolution, der als beklagenswertestes Opfer der Kanzler Krell zum Gegenstand fanatischen Hasses wurde.

Das Buch ist mit einigen literarischen Nachweisen besser als mit ein paar bläſslichen Bildern geschmückt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg. Von Max Morris. Berlin, Skopnik, 1899.

Betreffs der Untersuchungen von Morris über Kleists Reise nach Würzburg möchte ich auf die gehaltreiche Rezension von Spiridion Wukadinović im Euphorion VIII, 771 f. verweisen. Daſs Kleist sich auf dieser Reise, über deren Zweck er in den Briefen an seine Braut und Schwester so viele geheimnisvolle Andeutungen macht, von den Folgen geschlechtlicher Verirrungen befreien wollte, scheint mir durch Morris gesichert, und es ist mir auch wahrscheinlich, daſs die Natur dieses Leidens Furcht vor Impotenz war. Die Untersuchung von Morris ist durchaus vornehm und taktvoll, sie bestätigt und vertieft unsere Einsicht in Kleists Wesen; wie der Dichter sich und die Seinen mit seinen Fehlern quält, wie unablässig und mit welchem dauernden Ernst er sich von ihnen losringt, und welch ein tiefes Glück er empfindet, als er sich befreit fühlt und Verzeihung erhalten hat, das ist alles der echte Kleist. — Im übrigen leidet die Schrift an manchen Irrtümern, Flüchtigkeiten und voreiligen Schlüssen, die besonders den Wert der zweiten und dritten Mitteilung beeinträchtigen (Das Kätchen von Heilbronn und Gotthilf Heinrich Schubert. — Mord aus Liebe), worüber man das Nähere am besten bei Wukadinović nachliest.

München. Friedrich von der Leyen.

Dr. Sigismund Friedmann, Ludwig Anzengruber. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1902. 199 S. M. 5.

Der Verfasser erklärt es als seine Absicht, 'sehr wenig Biographie und eine ausführliche kritische Besprechung sämtlicher Werke' zu geben. Er geht hierbei mit ruhiger, verständiger Überlegung vor und wahrt sich auch im ganzen ein durchaus selbständiges Urteil, indem er etwa den 'Ledigen Hof' höher, den 'Doppelselbstmord' niedriger stellt, als es im allgemeinen zu geschehen pflegt. Die Besprechungen der einzelnen Dramen gehen vorzugsweise auf die Charakterzeichnung und daneben mit befremdender Vorliebe auf die Moral der Dramen aus, wie denn z. B. ein Vergleich des 'Vierten Gebots' mit Sudermanns 'Ehre' (S. 111) in der Frage gipfelt, ob die mehr objektive oder die mehr moralistische Wirkung vorzuziehen sei. Der Verfasser selbst steht entschieden auf der Seite der moralistischen und spricht zuweilen (z. B. S. 127) in fast vorgoethischer Weise über die Nützlichkeit bestimmter Schlüsse, was immerhin bei einem so ausgesprochen pädagogischen Autor, wie dem gerade dieses Dramas, sich allenfalls noch ertragen läſst. Verhältnismäſsig selten wird die Technik

näher beleuchtet, so bei der 'Tochter des Wucherers'. Am besten scheinen uns die Besprechungen von 'Hand und Herz' und dem 'Vierten Gebot' gelungen.

Eine ziemlich überflüssige Beigabe sind die allgemeinen Betrachtungen, die Friedmann hineinzustecken liebt, z. B. über die Frauenfrage (S. 75), die mit dem dichterischen Thema des 'Ledigen Hof' und der 'Trutzigen' doch eigentlich recht wenig zu tun hat. Ebensowenig sind die Vergleiche, die er etwa gelegentlich der 'Elfriede' mit Ibsen oder ein anderes Mal (S. 118) mit Molière anstellt, förderlich. Wie es denn kühn genug ist, Anzengruber und gar den Dichter des 'Misanthrop' als Vertreter einer optimistischen Lebensauffassung zu bezeichnen! Auch der Stil entbehrt nicht ganz der Phrasen; geschmacklose Bilder wie von der 'englischen Krankheit' und dem 'Sanatorium' verletzen noch mehr als die stehenden Wendungen: 'Gute Schlüsse, wie das Publikum sie verlangt' oder 'Anzengruber in seiner tiefen Gerechtigkeitsliebe'. Schlimm ist in einem Versuch geistreicher Bilder der Satz: 'Man kann sagen, dafs Anzengrubers Kunst eine Ader desselben tiefen Quells war, der aus dem Kristallfelsen im Innersten des Volksherzens hervorsprudelt.' Indessen werden wir solche Schwächen gern gegenüber den sehr brauchbaren Analysen des Verfassers übersehen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Alt- und mittelenglisches Übungsbuch zum Gebrauche bei Universitätsvorlesungen und Seminarübungen mit einem Wörterbuche von Julius Zupitza. Sechste wesentlich vermehrte Auflage, bearbeitet von J. Schipper. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, 1902. X, 337 S. 8. Geb. 8 Kr. = M. 6,80.

Die fünfte, von Schipper besorgte Auflage von Zupitzas bekanntem Lesebuch erschien 1897; sehr schnell ist also eine neue Auflage erforderlich geworden. In der fünften Auflage waren die 38 Nummern der vierten auf 64 vermehrt; aber auch in der sechsten sind Erweiterungen vorgenommen, indem vier neue Lesestücke Aufnahme gefunden haben, wogegen eins (Johannes XXI) aus Gründen, die im Vorwort einleuchtend auseinandergesetzt werden, fortgelassen worden ist. Das Buch umfafst also in der letzten Auflage 67 Lesestücke.

Von den neu aufgenommenen Stücken sind zwei altenglisch, nämlich No. XIV: 'Die Eroberung Britanniens durch die Angelsachsen und die Bekehrung der Kenter zum Christentum' (aus Schippers Ausgabe von König Alfreds Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte) und No. XVI: 'Aus König Alfreds Orosius: Beschreibung Europas. — Die Reiseberichte von Ohþere und Wulfstân.'[1] Diese Stücke werden genau nach den Handschriften und ohne die theoretische Accentuierung wiedergegeben.

Die mittelenglische Abteilung ist mit zwei neuen Stücken bereichert

[1] Schipper schreibt merkwürdigerweise im Titel wie im Inhaltsverzeichnis *Ohþere* statt *Ohthere*, wie der Name im Text überall heifst. Ist aber doch das Wort gewifs *Oht-here* abzuteilen!

worden. Es sind dies die Erzählung von der 'Dame Siriz' und ein Auszug aus Kölbings Ausgabe von Arthur und Merlin (V. 983—1170, die über das Wunderkind Merlin handeln).

Trotz dieser Zusätze ist der Preis des Buches erfreulicherweise nicht nennenswert erhöht worden.

Die Kritik, die der fünften Auflage von Holthausen, Archiv C, S. 403 ff., zu teil geworden ist, hat der Herausgeber so gut wie durchgängig dem Buche zu nutze gemacht. Wenn er hier und dort nach den Bemerkungen Holthausens sich nicht gerichtet und dessen Besserungen keine Aufnahme gewährt hat, mag er wohl im allgemeinen seine besonderen Gründe dafür gehabt haben. Einigemal scheint aber die ausgebliebene Aufnahme der Holthausenschen Besserungen nur auf Versehen zu beruhen. Solche Fälle verzeichnet Holthausen in seiner jüngst erschienenen Anzeige der sechsten Auflage, Engl. Stud. XXXI, S. 266—268.

Ich gehe jetzt zu einigen Einzelbemerkungen über, die für eine eventuelle siebente Auflage in Betracht kommen würden; ich wiederhole dabei einige von denjenigen Besserungen Holthausens, die mir besonders einleuchtend oder notwendig erscheinen.

Im Literaturverzeichnis zu den Versen vom Kreuze von Ruthwell (No. IV) vermisse ich einen Verweis auf Vietors North. Runensteine; die Besserungen Vietors zu 2a (S. 7), wonach *dorstæ* und *bismærædu* zu lesen ist, sind nicht beachtet worden, obgleich Holthausen in seiner Anzeige der fünften Auflage auf diesen Umstand hingewiesen hatte.

Die unrichtige Längenbezeichnung in *ôd, ôþ* kommt öfter vor, z. B. No. VII (Cynewulfs Juliana) V. 694, No. IX (aus der Genesis) V. 2874, No. X (aus der Judith) V. 134. 140. 185, No. XX (Jakob und Esau) Z. 76 (S. 71). Dagegen findet sich das richtige *od, oþ* z. B. No. VIII (aus dem Phönix) V. 263. 322. 346. 363, No. XXIII (aus der Sachsenchronik, anno 1036) Z. 17, No. XXIV (aus der Sachsenchronik, anno 1065) V. 25. — No. X (aus der Judith) V. 235 l. *þe*. — Im Stück XIII (Ælfreds Vorrede zu Gregors Cura pastoralis) wird durchgängig *gê* 'und' und *þê* (Relativpartikel) geschrieben, was mit Holthausen, Archiv C, S. 408, sicher für unrichtig zu halten ist. — Im Stück XX (Jakob und Esau) fällt die Längenbezeichnung in *êom* (Z. 15) neben *eom* (Z. 27. 39. 54) auf. Im Glossar wird *êom* geschrieben. Z. 25 l. *þe*. Z. 69 ist *on* in *on eorþan fætnysse and of heofenes dêawe* wahrscheinlich in *of* zu ändern; vgl. Z. 45: *sylle þê god of heofenes dêawe and of eordan fätnisse*. — Im Literaturverzeichnis zu No. XXII (aus Byrhtnoths Tod) fehlt Crows Ausgabe 'Maldon and Brunnanburh', Boston und London 1897; dies fällt um so mehr auf, als gerade in dieser Nummer der Herausgeber sich um Vollständigkeit der Literaturangaben bestrebt: nur hier werden die Lesebücher angegeben, wie im Vorwort zur sechsten Auflage hervorgehoben wird. In diesem Stück wird ohne ersichtlichen Grund sowohl *he* (V. 13) als *hê* (V. 7. 14. 15. 28 usw.) geschrieben. Betreffs der angeblichen Lesart Hearnes *gehyrt þu* (V. 45) ist auf meine Anzeige von Crows eben erwähnter Ausgabe, Archiv CI, S. 428, zu verweisen. — Die Note zum Stück XXVII,

Z. 30 ist zu streichen, da auch Morris *federfotetd* hat. — XXX (aus dem 'Ormulum'), Note zu V. 82, l. *Salemann*. V. 15561 l. *forr*. — XXXIII (aus Genesis und Exodus) V. 1288 hat die Hs. *sidhinges lond*. Dies ändert Schipper mit Fritsche in *sigdhinges lond*. Es fragt sich aber, ob es nicht besser gewesen wäre, keinen neuen Buchstaben hinzuzufügen, sondern ganz einfach *dh* in *hd* zu ändern. In der Note zu XXXIII, 1298 wird auf M2 hingewiesen, ohne daſs diese Ausgabe unter dem Titel erwähnt worden ist. — Im Stück XXXVI (aus der Sage von Gregorius) hätten die Halbverse durch Spatien überall bezeichnet werden sollen; solche finden sich hier nur in einigen Versen. V. 33 Komma nach *hond* und *ywent*. — XXXVII (aus dem Liede von King Horn) V. 28 hätte erwähnt werden sollen, daſs die Hs. C, dem der Text folgt, *Fikenylde* (nicht *Fikenyld*) hat. Nach V. 34 sind die zwei Verse in OH beizubehalten, weil notwendig für V. 49, worauf mich Herr Professor Brandl freundlichst aufmerksam macht. V. 44 wird *luueþ* der Hs. C in *leueþ* und V. 114 *furste* in *ferste* korrigiert. Dies ist aber inkonsequent, da 70 *ȝute*, 116 *wurs*, 139 *schup* bewahrt ist; zu der Änderung von *furste* in *ferste* ist Schipper wohl durch den Reim *Suddene* : *kenne* (V. 143 f.) bewogen worden. V. 50 ist mit OH zu lesen (Brandl). V. 60 lautet nach Mätzner und Wiſsmann in der Hs. C *and neme hit in here honde*. Schipper hat *and nemen hit in her honde*, gibt aber nicht an, was in der Hs. steht. V. 88 hatte Wiſsmann recht, mit O zu lesen wegen der Metrik; ebenso ist V. 90 *swiþe* mit OH zu lesen (Brandl). V. 116 steht nach Mätzner *was*, nicht *wes*. Der sicher falsche Reim *ȝonge* : *tiþinge* (V. 127 f.) läſst sich unschwer nach HW beseitigen. — V. 143 ist nach den Auseinandersetzungen Morsbachs (Festschrift für Wendelin Förster, S. 318 f.) *Suddenne* zu lesen. Im Stück XXXVIII (aus dem Havelok) hat Schipper die Besserungen Holthausens S. 100 seiner Ausgabe übersehen oder wenigstens gar nicht berücksichtigt. V. 3 will Holthausen a. a. O. *þat* streichen; ebenso *for* V. 17. V. 25 ist mit Holthausen *þe beste man* zu lesen. Über V. 27—29 s. Morsbach, E. St. XXIX, S. 368 ff. In der Note zu V. 8 l. *euẹri(lk)*. In der Note zu V. 76 l. loth, nicht loth. V. 118 ist wohl *ben* nach *me* zu ergänzen. V. 127 will Holthausen S. 100 *and* streichen. V. 152 schlägt Holthausen S. 100 *hénd* statt *höndes* vor. Im Stück XL (Dame Siriz) wären einige von den Besserungen in Mätzners Text aufzunehmen gewesen: V. 140 ist *þe* oder *þat* zu lesen; ebenso läſst sich *ni mette* V. 157 kaum beibehalten. V. 179 ist *seiȝ* wohl in *seiþ* zu ändern. V. 281 ist *rene* in *renne* zu ändern. V. 324 l. *onon*. Nach Mätzner steht V. 22 *þem*, V. 27 *qvad*, V. 375 *graunte* und V. 388 *gire*; V. 407 steht nach Mätzner *Her*; V. 440 *mid* fehlt bei Mätzner. Im übrigen möchte ich zu diesem Stück auf die Bemerkungen Holthausens, E. St. XXXI, S. 267, verweisen. — XLV V. 33 ist kaum mit Holthausen zu korrigieren; der ursprüngliche Text hat, wie mir Brandl schreibt, wohl geheiſsen: *heuedest sinne: of Edward kinge* (zum unreinen Reim vgl. *ded* : *gret* V. 42); so ist mit einfacher Umstellung alles geheilt. V. 43 *ys* ist mit Brandl aus *ī* (*h*)*ys* (vgl. *ys* für *his* V. 6) zu erklären; also: 'in seine Hand'. — LXVI (Spottged. Dunbars auf James Doig) V. 3 l. *futt-syd*.

Zum Wörterbuch möge folgendes bemerkt werden: S. 204, Sp. 1, Z. 7 l. *efter* (nicht *eftir*) *gold* (vgl. XXV, Z. 19). S. 206, Sp. 1, Z. 4 v. u. l. *andswarian*. S. 209, Sp. 1 statt *ætbrêdan* hätte eher als Stichwort *ætbregdan* gegeben werden sollen; vgl. *âbregdan* S. 202, *oðbregdan* S. 287, *tôbregdan* S. 315. S. 209, Sp. 2 fehlt das Wort *awkwart* LX, 407. S. 213 l. *Beormas*. S. 215 l. *bidelve*. S. 228 gehört *dere* zu *derian*. S. 231 fehlt *droupe* XLIX, 33. S. 245 vermisse ich *fulgehende* 'sehr nahe' XXIII, 24. S. 246, Sp. 1 l. *futt-syd*. S. 258, Sp. 1, Z. 16 v. u. l. *grið*, Z. 10 v. u. l. ne. *groom*. S. 263 l. *hicȝan*. S. 266 *houncurteis*, *hounlaw* wären, ebensowohl wie *hounsele*, mit einem Vermerk unter *u* aufzuführen gewesen. S. 266, Sp. 1, Z. 8 v. o. l. *understondan* (nicht *unterstondan*). S. 277 fehlt unter *magan* me. *mait* präs. sg. 2 XL, 49. S. 283 fehlt unter *nâfre newer* XL, 118. S. 285, Sp. 1, Z. 5 v. o. l. XL, 173. 217. 232. S. 287, Sp. 1 l. *odþæt*, *oddæt* etc. (nicht *ôdþæt* etc.). S. 290 *onsîen* 'Anblick, Angesicht' und *onsîen* 'Not, Mangel' wären als zwei verschiedene Wörter aufzuführen gewesen, wie bei Sweet, Stud. A.-S. Dict. S. 290 fehlt *onwold* 'in der Gewalt', vgl. Holthausen, Anglia, Beiblatt XI, 306, E. St. XXXI, 268. S. 298, Sp. 2 fehlt *sauten* 'versöhnen', XL, 220; Z. 18 v. o. l. XL, 222. S. 203 *shog* ist nicht unter *sceacan* zu finden. Der Besserung Holthausens, Arch. C, S. 409, ist Schipper nur zur Hälfte gefolgt. *shog* hätte unter *schog* (S. 299) aufgeführt werden sollen. S. 305: Das Stichwort *sidhinges land* steht im Gegensatz zu dem *sigdhinges lond* im Texte (XXXIII, 1288). S. 312 *sueting* 'Liebling' (Dame Siriz), *sueyn* 'Knecht' wären mit einem Vermerk unter *sw-* aufzuführen gewesen. S. 319 fehlt unter *unsele* Adj. *hounsele* Sb., 'Unglück, Trauer' XL, 175. S. 320 fehlt unter *unwise* (das übrigens *unwîse* heifsen sollte) me. *onwis* XL, 218. S. 331 fehlt unter *wunne wonne* XL, 58. Das hier aufgeführte *wenne* XL, 26 gehört zu *wyn* 'Wonne'.

Upsala. Erik Björkman.

Encyclopædic English-German and German-English dictionary. Part second: German-English. Second half: K—Z. Encyklopädisches englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. Zweiter Teil: Deutsch-Englisch. Zweite Hälfte: K—Z. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1902.

Die grofse Ausgabe des encyklopädischen Wörterbuches von Muret und Sanders ist nun zum Abschlusse gelangt. Die Schlufslieferungen 20—25 des deutsch-englischen Teiles liegen uns vor; sie reichen von *Seifen-* bis *Zymotechnikum*. Beigefügt ist für die zweite Hälfte dieses Teiles der oben abgedruckte Doppeltitel und ein Nachwort des letzten Leiters, Cornelis Stoffel in Nijmegen, vom 4. September 1901.

Über den Charakter des hochbedeutsamen Werkes habe ich mich bei der Anzeige der ersten Hälfte des deutsch-englischen Teiles eingehend geäufsert [vgl. *Arch.* 4, 421 N. F.]. Ich kann auch jetzt, nach dem Abschlusse des ganzen Werkes, hier nur wiederholen, dafs eine volle Wür-

digung der geleisteten Arbeit, wie des Anteils jedes einzelnen Herausgebers erst auf Grund einer längeren und häufigen Benutzung des nun vollständigen Wörterbuches möglich sein wird. Stichproben bestätigen, wie zu erwarten war, dafs die letzten Hefte sich auf der Höhe des früher Geleisteten gehalten haben. Ich erwähne hier beispielsweise die Zeitwörter *sein, setzen, sitzen, spielen, sprengen, springen, wachsen, wägen, wiegen, wenden, winden, werden, wollen, zechen, ziehen*, die Hauptwörter *Sitz, Sonne, Spiel, Spitze, Tal, Tod, Viertel, Wahrheit, Wasser, Wein, Welt, Wicht, Wolf, Zahl, Zahn, Zeche, Zeit, Zug, Zunge*, die Eigenschaftswörter (und Adverbien) *spitz, toll, tot, wahr, warm, weis, weise, weifs, wett, zeitig, zeitlich, zufrieden*, die Zahlwörter *sieben, tausend, zehn, zwei* nebst ihren Weiterbildungen, die Fürwörter *sein, sie, unser, wir, wer*, die Partikeln *seit, vor, während, wann, wenn, zu* und die lange Reihe der Zusammensetzungen mit *um-, un-, ver-, vor-, weg-, zer-, zu-*.

Wenige gelegentliche Bemerkungen mögen hier eine Stelle finden.

Sitz (im Parlament) vermisse ich; vgl. dagegen v. *sitzen:* im Parlamente sitzen, to be member of (or to have a *seat* in) Parliament.

Sonnenjungfrau fehlt unter den zahlreichen Zusammensetzungen mit *Sonne*; ich fand neulich in einer Besprechung dies Wort als zweifelhafter Herkunft erwähnt und habe mich gelegentlich darum bemüht. Es stammt aus Kotzebue und kann sich der Ehre rühmen, von einer englischen Dame, welche den in England zeitweilig hochgeschätzten Kotzebue besonders verehrt zu haben scheint, Anne Plumptre [*Lowndes Bibl. Man.* p. 1889], ins Englische übersetzt zu sein; vgl. *Lowndes Bibl. Man.* p. 1291: *The Virgin of the Sun;* a Play, in five Acts. Translated by Anne Plumptre. Lond. 1799.

Talsperre, dam across a valley, ist im allgemeinen zutreffend und kurz; genauer ist die Übertragung und Erklärung von Baumann in der kleineren Ausgabe: dike (or wall) across a valley which bars (or regulates) a river.

Zymotechnikum ist ein Wortungeheuer, dem eigentlich nicht zu gönnen ist, in diesem Wörterbuche den Beschlufs zu machen; hoffentlich läfst sich kein Engländer verleiten, es für ein in Deutschland wirkliches Bürgerrecht besitzendes Fremdwort zu halten; *Zymurgie*, zymurgy, das vielleicht etwas gröfsere Ansprüche erheben könnte, fehlt. *Zytotechnie* und *Zytotechnik*, die in *Sachs-Villatte* den Reigen schliefsen, sind hier glücklich verschwunden, aber nicht ohne Ersatz zu finden in den meiner Ansicht nach gleichfalls überflüssigen *Zymotechnie* und *Zymotechnik*.

Leider war es auch Immanuel Schmidt trotz seiner bewunderungswürdigen Arbeitskraft nicht vergönnt, die Leitung des grofsangelegten Werkes bis zur Vollendung desselben zu führen; mitten in der angestrengtesten Tätigkeit verschied er an den Folgen eines Unfalles am 11. Mai 1900. Was er seiner Familie, seinen Freunden und der Wissenschaft gewesen ist, hat an dieser Stelle sein Freund, Hermann Conrad in Lichterfelde, geschildert [vgl. *Arch.* 5, 241 N. F.]. Die Weiterführung des encyklopädischen Wörterbuches übernahm nun auf Bitte der Verlagshandlung Cornelis Stoffel, der bereits durch mehrjährige Mitarbeit mit der Einrichtung des Ganzen und dem Gange der Arbeit vertraut geworden war

und, wie er bescheiden sagt, nur die von seinen Vorgängern vorgezeichnete Bahn weiter zu wandern brauchte. Von der bis zu I. Schmidts Tode festgehaltenen äufseren Einrichtung des Werkes ist auch Stoffel im weiteren Verlaufe der Arbeit nicht erheblich abgewichen, so dafs der einheitliche Charakter trotz des mehrfach eingetretenen Wechsels der Leitung gewahrt blieb. Im übrigen bedarf es hier nur des Hinweises auf die bekannte Wertschätzung, die Stoffels anglistische Arbeiten in der wissenschaftlichen Welt geniefsen, um zu zeigen, wie erfreulich es für die Verlagshandlung sein mufste, in Stoffel einen ebenbürtigen Nachfolger I. Schmidts zu gewinnen.

In seinem Nachworte spricht sich Stoffel eingehend über seine Tätigkeit aus und widmet den zahlreichen Mitarbeitern seinen Dank für ihre werktätige Beihilfe, unter besonderer Hervorhebung derer, welche von dem Buchstaben *L* an sich in die Bearbeitung der einzelnen Buchstaben des Manuskriptes geteilt haben, namentlich aber weiht er auch seinem Vorgänger Immanuel Schmidt liebevolle und wehmütige Worte der Erinnerung im Hinblick auf frühere gemeinsame Arbeit und von Immanuel Schmidt ausgegangene geistige Anregung.

Die Schlufsbemerkungen der Verlagshandlung bringen eine Übersicht über die Herstellungsweise des ganzen Werkes und die Kosten desselben. Eine dankenswerte Beigabe sind die Bilder der Hauptmitarbeiter an dem bedeutsamen Unternehmen, Muret, Sanders, I. Schmidt, C. Stoffel.

Im Nachworte Stoffels, wie in den Schlufsbemerkungen, wird noch besonders erwähnt und ist auch an dieser Stelle hervorzuheben, dafs von dem Artikel *Esparsette* an die Revision der Etymologien der deutschen Wörter in den bewährten Händen von Max Rödiger lag; zu beachten ist vornehmlich, was in dem Nachworte Stoffels über die Art dieser wertvollen Mitarbeit und den für dieselbe gestatteten Rahmen angegeben ist.

Eine dankenswerte Beigabe zu Heft 25 ist hier noch zu erwähnen, die Zusammenstellung der älteren und neueren deutschen, österreichischen und schweizerischen Mafse, Gewichte und Münzen, bearbeitet von Hubert Jansen.

Druck und Papier sind, wie in allen früheren Lieferungen, vorzüglich; ebenso entspricht die letzte Einbanddecke in sauberer und fester Ausführung den früheren. Das ganze Werk liegt nun in vier stattlichen Bänden fertig vor, ein überreiches und gediegenes Rüstzeug für alle Länder englischer und deutscher Zunge. Hier ist in jahrelanger Arbeit von tüchtigen und geistig hochstehenden Männern in der Tat Ausgezeichnetes geleistet worden, getreu dem Worte, das einst der verdienstvolle Begründer der Verlagshandlung sich erkoren hatte: 'Ohn' Fleifs kein Preis.'

Berlin. H. Bieling.

C. Stoffel, Intensives and down-toners. A study in English adverbs (Anglistische Forschungen, herausgeg. von J. Hoops, Heft 1). Heidelberg, Winters Verlag, 1901.

Der Name des Verfassers hat schon seit längerer Zeit auf dem Gebiete der Anglistik einen so guten Klang, dafs den Freunden des Eng-

lischen jede neue Arbeit aus der Feder des geschätzten holländischen Gelehrten willkommen ist; und wenn man auch in einzelnen Punkten von der Auffassung des Verfassers abzuweichen geneigt sein mag, so ist es doch erfreulich, zu finden, daſs diese 'Studie über englische Adverbien' als Ganzes sich den bisherigen Leistungen Stoffels würdig anreiht.

Mit *intensives* und *down-toners* bezeichnet Stoffel Wörter, besonders Adverbien, welche zur Verstärkung oder Abschwächung, d. h. zur Bezeichnung höherer oder niederer Grade von Eigenschaften oder Zuständen dienen. Das Wort '*intensive*' ist in dieser Verwendung nicht unbekannt; '*down-toner*' aber ist von Stoffel neu und glücklich gebildet worden.

Das Buch zerfällt, wie schon der Titel vermuten läſst, in zwei Teile: I. *On intensive Adverbs* und II. *On down-toning Adverbs,* deren jedem eine einleitende Betrachtung vorausgeht. Die lakonischen Überschriften der acht Kapitel des Buches lassen kaum vermuten, welche Fülle von Erscheinungen des englischen Sprachgebrauchs in ihrer geschichtlichen Entwickelung und verschiedenartigen Verwendung darin behandelt werden, mit welchem Feingefühl der Verfasser dem Werden und Walten in der Sprache, nicht bloſs der älteren, sondern auch der neueren und neuesten, nachspürt und versucht, uns hier und da anregende Ausblicke auf die wahrscheinliche Weiterentwickelung derselben tun zu lassen.

In der Einleitung zum ersten Teile geht Stoffel davon aus, daſs die Intensiva meistens von Adjektiven hergeleitet sind, welche ursprünglich Vollständigkeit ausdrückten, die aber später eine Abschwächung oder Verblassung der Bedeutung erfuhren und nun nicht mehr den höchsten, sondern nur noch einen (sehr) hohen Grad der Eigenschaft bezeichnen. Es werden somit fortwährend neue Intensiva gebraucht und beschafft. Stoffel weist dabei auf *purblind* und *by and by,* auf *immediately, presently, just now* und *anon* als Beispiele hin. Auch *very much* hätte er hier heranziehen können, welches heute tatsächlich schwächer wirkt als das einfache *much.* In einem Exkurse bespricht er dann *ever and anon,* das er mit dem New Engl. Dict. = *every now and then,* d. h. = *continually at intervals* setzt. Er erblickt darin wohl mit Recht eine wenn auch etwas entstellte Fortsetzung des me. *ever in oon* (urspr. = 'immer in eins, in einem fort'). Das einfache *and anon* bedeutete *and presently again,* wie auch das NED. feststellt. Nähme man das *and* in *ever and anon* als ursprünglich und berechtigt an, so ergäbe das die Wendung *ever and presently again,* die keinen annehmbaren Sinn ergäbe. Stoffel hält also das *and* in *ever and anon* für 'intrusive', für unrechtmäſsig eingeschoben. Dem *anon,* dem ae. *on āne, in one* = 'in einem fort, in eins' stellt er dann sehr einleuchtend die Phrase *after one* zur Seite, wie sie sich bei Chaucer findet. Dieses sei nun aber schon so lange auſser Gebrauch gewesen, daſs manche englische Gelehrte der späteren Zeit z. B. mit der Zeile 341 im Prologue der Canterbury Tales: *His* (d. h. des Franklins) *breed, his ale was alwey after oon* nichts Rechtes anzufangen gewuſst haben. Tyrwhitt z. B. faſst *after oon* = *after one*

o'clock; ein anderer (s. bei St. S. 7) erklärt gar: er war immer hinter einem her (*every one was pressed to partake of his hospitality*)! Stoffels Auffassung der Stelle = *according to one invariable standard* (d. h. immer gleichmäfsig [gut und reichlich]) ist offenbar die richtige.

Solche interessanten Exkurse und Seitenblicke finden sich öfter in dem Werke, wie es denn überhaupt ein wenig des Verfassers Art zu sein scheint, vor dem Leser gewissermafsen laut zu denken, d. h. ihn an all den anregenden, neuen Gedanken teilnehmen zu lassen, die dem Gelehrten bei seiner Arbeit aus der Fülle seines Wissens und aus seinen schier unerschöpflichen Kollektaneen fortwährend zuströmen. Aber wenn auch zuweilen die Verfolgung des Hauptgedankens erschwert, die Übersichtlichkeit des Ganzen durch das reiche Beiwerk ein wenig beeinträchtigt wird, so ist doch keiner der Exkurse, keine dieser Nebenbemerkungen gehaltlos, und man möchte diese Gedankenspäne, diese 'Chips from a Dutch workshop' nicht missen.

Auf S. 10 f. der Einleitung versucht Stoffel, der etwas befremdlichen Verwendung von *soon* in der Phrase *soon at night* auf den Grund zu gehen, wie sie in Elisabeths und Jakobs I. Zeit sich häufig findet. Alex. Gill (Logonomia Anglica [1619]) gibt an, *soon* habe früher so viel wie *cito* bedeutet, sei aber nun *'apud plurimos'* = *ad primam vesperam*. Ich vermeinte schon, hier einem englischen Gegenstück zu dem frz. *sur le tantôt* = *dans l'après-midi* begegnet zu sein. Bei näherem Zusehen aber erschien die Sache mir doch in anderem Lichte. Alex. Gill scheint selbst keinen Beleg für seine Behauptung beigebracht zu haben, und von allen Beispielen, die Stoffel anführt, ist keines so beschaffen, dafs es uns *soon* ohne weitere zeitbestimmende Zusätze zeigt; und doch meine ich, dafs nur ein solches als wirklich beweisend und entscheidend gelten könnte. In allen von Stoffel gegebenen Belegen, glaube ich, werden wir dem Sinne vollkommen gerecht, wenn wir *soon* in seiner eigentlichen Bedeutung = 'bald, früh, zeitig' verstehen, wie es auch Flügel in seinem grofsen Wb. tut, welcher *soon* in den Shakespeareschen Beispielen durch beizeiten, zeitig übersetzt. Auffallend freilich bleibt ja die Häufigkeit der Verbindung von *soon* gerade mit *at night*, durch die Gill offenbar zu seiner Ansicht gekommen ist, aber Stoffel selbst gibt auch Beispiele für *soon at supper*, sogar *soon at five*, wo *soon* etwa = pünktlich ist. Möglich, dafs bei weiterem Suchen sich auch Belege für *soon at noon*, *soon at midnight* oder ähnliche finden; jedenfalls zeigen meines Erachtens diese Beispiele höchstens, dafs *soon* oft mit *at night* verbunden vorkam, nicht aber, wie Gill behauptet hat und Stoffel zu glauben scheint, dafs *soon* für sich *ad primam vesperam* bedeuten könne.

Die psychologische Erklärung für die so häufige Bedeutungsabschwächung findet Stoffel am Schlusse der Einleitung wohl mit Recht in der weitverbreiteten Neigung der Redenden, sich selber starker, hyperbolischer Ausdrücke zu bedienen, die Farben möglichst dick aufzutragen und, von sich auf andere schliefsend, die Bedeutung der bekräftigenden Wendungen anderer entsprechend geringer anzuschlagen.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich vornehmlich mit den Intensiven *full* und *pure*. Stoffel weist darauf hin, dafs im Ae. *swīđe* (geschwind; stark) das eigentliche Intensivum gewesen sei, dafs dieses bei Chaucer zwar nur = *quickly* vorkomme, sonst aber ziemlich allgemein bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts etwa = sehr gebraucht wurde, während *very* bis ca. 1500 fast nur 'wahrhaft, wirklich' bedeutet habe. Um 1350 war nach Stoffels Angabe (S. 13) statt *swiđe ful* bereits das gebräuchliche Intensivum. Es hätte gesagt werden können, dafs es schon in den Old English Homilies, im Ormulum und bei Laȝamon, also ca. 150 Jahre früher, in manchen Verbindungen (*ful neh, ful wel, ful iwis*) nichts Auffallendes war. Bei Shakespeare begegnet es sowohl noch = *very* als auch = dem modernen *fully*. Wie hier steht Shakespeare ähnlich auch mit dem mehrdeutigen Gebrauche des Intensivums *pure* auf der Schwelle zum Ne. *Pure*, bei welchem einem leicht deutsche Beispiele wie 'rein aus, rein alle, rein vernarrt, rein unmöglich' einfallen, kam nach Stoffel schon um 1300 bei Rob. of Gloucester als Intensivum vor. *Purblind* hiefs ursprünglich 'völlig blind', wurde dann auf dem gewöhnlichen Wege der Abschwächung zu 'blöd- oder schwachsichtig' und kommt bei Shak. in beiden Bedeutungen vor; ja sogar noch in einer dritten Bedeutung steht *pure* bei Shak., nämlich in der moderneren *purely, merely, exclusively*, Twelfth Night V, 82: *pure for his love*. Dies hätte nach Shak.s Diktion auch lauten können *for his pure love*, und es zeigt sich, meint Stoffel hierbei, wie *pure* in mancher Hinsicht eine gewisse Ähnlichkeit mit *very* hat; z. B. in *for its very helplessness* ersetzt das Adj. *very* ebenfalls das Adv. *very* = gerade. So findet sich auch für das ne. *from very fear* me. *for pure drede*. Auch an die adverbielle Bedeutung sogar in *my very dog has forgotten me* erinnert Stoffel zutreffend.

Wenn er aber meint, ganz ähnlich wie *pure* sei im Me. auch das Adj. *fine* statt eines Adverbs gebraucht worden, so scheint mir hier der Fall doch etwas anders zu liegen. Stoffel denkt hier an Fälle wie me. *of fyne force* = *by very or absolute necessity*, wo auch das NED. *fyne* als veraltet für *'pure, sheer, absolute or perfect'* stehend erklärt. Mir scheint dieser Sinn ganz folgerichtig aus der Bedeutung fein = rein, ungetrübt, ungemischt, wie bei Metallen (vgl. eine feine Mark, ein Pfund fein), hervorzugehen. Das Adj. *pure*, wie Stoffel es vorhin vorführte, stand allerdings in Vertretung des Adverbs *purely* (cf. *pure for his love*). Aber die Beispiele, wie sie z. B. im NED. gesammelt sind (*of* [*with, by*] *fine force* [*awe, strength, herte*]), lassen sich alle mit den eben angegebenen adjektivischen Bedeutungen (lauter, schier) ganz gut verstehen und wiedergeben, so dafs ich ebensowenig wie das NED. eine weitergehende Parallelität von *fine* als Intensivum und *pure* anerkennen möchte, und ich bezweifle, dafs irgendwo *fine* adverbiell als Intensivum statt *finely* wie *pure* statt *purely* gebraucht worden ist.

Stoffel erörtert dann in einem weiteren Exkurs das Chaucersche *for pure ashamed* = *from very shamefastness*. Er erblickt in *ashamed* ein substantiviertes Adj. und weist auf die Häufigkeit solcher Substanti-

vierung im Me. und älteren Ne. hin, während im jetzigen Englisch richtige Substantive dafür die Regel bilden. So fanden sich im Me. *for moist* = 'wegen der Feuchtigkeit', *for bright* 'wegen der Helligkeit'. Beispiele dagegen wie (Rom. of the Rose A 74, 75): *The briddes ... Ben in May, for the sonne brighte, So gladde ...*, wo *sonne* Genitiv sein soll, sind wohl besser aus dem Spiele zu lassen, da man es dabei vielleicht nur mit einer einfachen Nachstellung des Adj. zu tun hat, wie gleich Stoffels nächstes Beispiel (S. 19) aus Chaucers Troilus & Criseyde II 862—4 einen solchen Fall zeigt: *What is the sonne wers, of* ***kinde righte****, Though that a man, for feblesse of yën, May not endure on it to see* ***for brighte****.* Hier steht *of kinde righte* des Reimes wegen offenbar für *of righte kinde* = 'nach (od. zu) ihrer wahren Natur'. Man tut daher wohl gut, Beispiele, wo mit dem in Frage kommenden Adjektiv noch ein Substantiv verbunden ist, als nicht völlig sicher auszuscheiden. Dagegen ist das ***for brighte*** in diesem letzteren Citat klar genug: hier kann ***bright*** nur für ***brightness*** stehen, wie ja auch noch im Ne. ***for short*** statt ***for shortness' sake*** gebraucht wird. Stoffel sieht also in diesem ***for*** die Präposition in ihrer kausalen Bedeutung 'wegen' und in dem substantivierten Adjektiv ihren Kasus. Von manchen Erklärern ist dieses ***for*** aber mit dem alten Präfix *for-* = *very* verwechselt worden, wie es z. B. im NED. bei *for-dull, for-cold* belegt ist. Auch in fünf Chaucerschen Stellen glauben Skeat und das NED. *for* = *very* annehmen zu sollen, während Stoffel, *for* als Präposition = 'wegen' auffassend, die Stellen entsprechend anders erklärt. Es sind folgende:

1) Rom. of the Rose, A 355 f.:

> *Ful salowe was waxen hir colour*
> *Hir heed* ***for hoor*** *was whyt as flour.*

2) Cant. Tales, A 2142 ff.:

> *He hadde a beres skin, col-blak* ***for old****;*
> *His longe heer was kembd behind his bak,*
> *As any ravenes fether it shoon* ***for black****.*

3) ib. A 3120:

> *The Miller that* ***for dronken*** *was al pale*

4) ib. A 4150:

> *Ful pale he was* ***for dronken*** *and nat reed.*

5) ib. F 409 ff.:

> *Amydde a tree* ***for drye*** *as whyt as chalk,*
> *As Canacee was pleying in hir walk,*
> *Ther sat a faucon over hir heed ful hye.*

Mir scheint es zweifellos, dafs Stoffels Erklärungen von *for hoor* = *on account of old age, for old* = *on account of being so very old, for black* = *on acc. of blackness, for dronken* = *on acc. of drunkenness, for drye* = *on acc. of dryness* richtig sind. Aber er hätte gut getan, den in allen diesen Beispielen erkennbaren Typus klar aufzustellen: Jemand (od. etwas) ist so oder so, resp. tut dies oder das, wegen dieses oder jenes Umstandes.

Läſst man sich von dieser Auffassung leiten, so ergeben die fünf Stellen auf leichte und ungezwungene, in grammatischer und stilistischer Beziehung durchaus befriedigende Art guten Sinn, während man das von der Erklärung mittels *for* = *very* nicht behaupten kann. Nur wo der aufgestellte allgemeine Typus nicht zu erkennen ist, können Zweifel bestehen, ob das *for* so oder anders zu verstehen sei. Die Chaucerschen Beispiele aber, gerade wie *for pure ashamed* = *from very shamefastness*, sind meines Erachtens von Stoffel richtig erkannt worden. Auf seine sehr ausführliche Erörterung hierüber näher einzugehen, würde zu weit führen; manches davon, scheint mir, wäre vielleicht auch unnötig gewesen, wenn er sich über den zu Grunde liegenden Typus klarer Rechenschaft abgelegt hätte.

Nach diesen Exkursen kehrt Stoffel noch einmal zu *pure* zurück und zeigt, daſs im 18. Jahrhundert *purely* auch = *completely* oder *perfectly well* von dem Befinden gebraucht wurde, was sich später in Thackerays Virginians nachgeahmt findet: *How are the ladies? Purely?* Heutzutage sei dieser Gebrauch vulgär: *I hope the ladies are all pure* (Notes and Queries 6, 1897, 377 a). Wohl aber werde vor Adjektiven *purely* zuweilen sogar in der Adjektivform = *completely, perfectly* noch in neuerer Zeit oft genug gebraucht: *a purely accidental meeting*; und: *Mrs. Talbot is pure well* (Miss Carter's Letters III, 198). Sogar = *nice* 'famos, prächtig' sei es im 17. und 18. Jahrhundert vorgekommen, z. B. ironisch: *you're a pure man* (sauberer Bruder); — *Well, that will be pure!* — *Lewis told me a pure thing!* — *I walked purely to-day about the Park* (Stoffel S. 28). Das moderne *capital* scheint mir diesen früheren Sinn des *pure* meist besser zu treffen als das zu matte *nice*, welchem Stoffel es gleichsetzt.

Stoffel geht dann über zu *very*. Er findet, daſs es vor dem 16. Jahrhundert nur in der Bedeutung *true, real, genuine*, nicht aber als Intensivum (= sehr) gebraucht wurde. Mir scheint es miſslich, das Aufkommen einer neuen Bedeutung zeitlich so fixieren zu wollen. Ist nicht die Evolution solcher neuen Bedeutungsschattierungen immer eine ganz allmähliche? Ginge es z. B. nicht an, in den C. T. (Man of Lawe's Tale, E 342 f.):

> *Thise arn the wordes that this markis sayde*
> *To this benigne verray feithful mayde*

verray schon = sehr zu verstehen? Andererseits freilich erscheint es mir gerade bei *very* gar nicht so ungeheuerlich, zu fragen, ob für das englische Sprachbewuſstsein überhaupt eine so deutliche Evolution stattgefunden habe. Wenn wir noch in Shak.s Merchant of Venice III, 225 lesen: *by your leave I bid my very* (= *true*) *friends and countrymen, Sweet Portia, welcome* und dazu auch Fälle wie *my very friends have forsaken me* vergleichen, wo das Adjektiv *very* zwar durch unser Adverb sogar wiedergegeben wird, wo aber dem Engländer recht wohl etwas vorschweben kann, wie wir es etwa ausdrücken in: die richtige (d. h. *real*) Mutter hat ihr Kind so miſshandelt; wenn wir ferner Fälle heranziehen wie: *on the very spot, in the very act* und ähnliche, wo die Echtheit sich bis zur

Identität steigert, so kann man wohl auf den Gedanken kommen, daſs auch in den Fällen, wo andere Sprachen ein besonderes Wort wie sehr, très, molto, muy usw. statt *very* verwenden (*very tall, very late* usw.), dem englischen Sprachbewuſstsein nach wie vor *very* = *truly, really* vorschwebt, natürlich nicht mehr so deutlich und kräftig wie früher, sondern etwas abgeschwächt.

Wäre unser wahrhaft auch schon so verblaſst wie *very*, so würden wir in solchen Fällen gar nicht nötig haben, für *very* zu unserem 'sehr' zu greifen. Kurz, eine Abschwächung in *very* = sehr im Vergleich zu *very* = *truly, real, genuine* soll nicht bestritten werden, aber 1) scheint sie mir nicht so groſs, daſs man in dem modernen *very* = sehr eine wesentlich neue Bedeutung erblicken müſste, und 2) läſst sich ihr Auftreten schwerlich ganz genau datieren.

Verfasser meint dann S. 32 weiter, in Wendungen wie *on this very spot, in the very act, the very thing I was going to say, this is the very man I want, to cut to the very bone, the house shook to its very foundations* sei *very* ein word-sentence-modifying adj., d. h. ein Wort, welches nicht nur als Adjektiv das folgende Substantiv, sondern auch als Adverb die ganze Satzaussage näher bestimmt. Mir will das nicht recht einleuchten. Wenn ein Satzinhalt näher bestimmt wird, so wird doch wohl in erster Linie das Verb als Träger des Satzinhaltes bestimmt. Aber z. B. in dem Satze *the house shook to its very foundations* soll meines Erachtens kein Nachdruck darauf gelegt werden, daſs das Haus erbebte (bei Erschütterungen erbebt ja jedes Haus), sondern darauf, daſs es bis in seine Grundfesten selbst erbebte; dadurch allein wird die Ursache als eine besonders heftige Erschütterung hingestellt. Und wie steht es nun gar in Wendungen wie *he is the very man I want?* Da heiſst *the very man* nur: gerade der Mann, der richtige Mann, und soweit ich es zu erkennen vermag, dient hier *very* nur als Bestimmung zu *man*, nicht aber zur Bekräftigung der ganzen Aussage: etwa = *truly he is the man I want.*

Der älteste und stärkste Sinn, der sich aus *very* = *true, real, genuine* ergab, war nach Stoffel (S. 33) *absolutely, completely, quite.* Ich weiſs nicht, ob wir nicht, wie schon angedeutet, einfacher und vielleicht mit mehr Recht sagen können, *very* heiſse auch als Intensivum immer nur *truly, really,* wenn auch mehr oder weniger abgeschwächt. Daſs hier und da einmal *just* oder *precisely* es nach modernem Sprachgebrauch besser vertreten, ändert daran nichts, denn *just* und *precisely* ergeben sich unschwer aus der Bedeutung *true.* So möchte ich also Ausdrücke wie *the very first, last, next, same, best* (überhaupt *very* vor Superlativen, wo sich nach Stoffel allein noch der älteste, stärkste Sinn von *very* bis jetzt erhalten haben soll) lieber erklären als *really* oder *truly the first, best* usw. statt *absolutely the first* usw., denn *really* oder *truly* wird, wie mir scheint, dem Sinne vollauf gerecht und hat den Umstand für sich, daſs es sich an die eigentliche Grundbedeutung enger anlehnt als *completely, absolutely, quite,* die doch gegen *very* = *true, really, genuine* erst noch eine Sinnessteigerung oder doch -änderung bedeuten. So lassen sich also meines Er-

achtens auch die von Stoffel (S. 33) angeführten Sh.schen Beispiele sinngemäfs umschreiben: Oth. I, 1, 88: *Now, very now = precisely* oder *just now*; Lear V, 3. 294: *He knows not what he says, and vain is it, That we present us to him. — Edgar: Very bootless = really bootless.* — Meas. for Meas. IV, 3, 40: *Is the axe upon the block, sirrah? Very ready, sir = truly ready, sir.* In dem letzten Beispiel möchte man nach modernem Sprachgebrauch gewifs lieber umschreiben: *quite ready*, und das würde Stoffels Ansicht bestätigen; aber wir finden neben Ausdrücken wie *I hope he is quite well* auch noch oft genug *I hope he is very well.* Wäre nicht noch ein, wenn auch leiser Bedeutungsunterschied hier zwischen *very* und *quite* für das englische Sprachgefühl vorhanden, so hätte doch wohl dieses *very* sich neben *quite* schwerlich bis in das neueste Englisch lebendig erhalten können. Deshalb, glaube ich, ist es ratsamer, z. B. das *very ready* nicht = *quite ready*, sondern = *truly ready* zu verstehen. Mag der Unterschied auch gering sein, mir scheint er doch vorhanden zu sein.

Die Frage *Is the axe upon the block, sirrah?* wird von Abhorson, dem Scharfrichter, an Pompey, den Diener oder vielmehr Zuhälter der Mrs. Overdone, gerichtet. Dieser Pompey ist eine komische Figur, und wenn wir in seine Antwort *quite* statt *very* einsetzten, so würde, scheint mir, eine gewollte, in dem Munde dieses Menschen komisch wirkende Nuance verloren gehen. Der Scharfrichter spricht wie ein grofser Herr und redet den Diener mit sirrah an, und Pompey in seiner neuen Stellung als Scharfrichterlehrling versucht, sich recht gewählt auszudrücken, deshalb sagt er: *very ready. Quite ready* würde dagegen als Antwort gerade in dem Munde dieses immer cynischen, immer witzelnden Lumpen zu schlicht und farblos, zu nüchtern und vernünftig klingen.

Ehe wir *very* verlassen, möchte ich noch einen Punkt erwähnen, wo ich anderer Ansicht bin als Stoffel. Er erblickt in Ausdrucksweisen wie *she is pretty — very*, wie sie sich in neuerer Zeit so oft finden, eine blofse Nachstellung des *very* zum Zweck besonderer Hervorhebung. Ich glaube aber, dafs wir es hier mit einer Ellipse zu tun haben, und dafs hinter dem *very* einfach die Wiederholung des so leicht zu ergänzenden, weil schon einmal genannten Adjektivs unterblieben ist, gerade wie wir auch sagen können: es war langweilig — schrecklich, d. h. langweilig, schrecklich langweilig. Dafs hier keine Nachstellung von *very* vorliegt, scheint mir genügend klar daraus hervorzugehen, dafs sich überall davor eine durch Komma oder Gedankenstrich angedeutete Pause findet.

Das nächste Intensivum bei Stoffel ist *right.* Das ae. Adj. *rihte*, führt er aus, sei nicht Intensivum gewesen, sondern habe nur mit Recht, richtig, zutreffend bedeutet. Aber schon in Piers the Ploughman komme es auch = *very* vor (z. B. X, 259 *he that is rizte ryche*); auch schon = *the same* (B XVII, 48: *Thanne seye we a Samaritan ... Rydynge ... the rizt weye we zeden.*) Bei Chaucer finde sich: *right now* = Shak.s *very now* (*just now*) und: *he nas nat right fat.* Von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab werde *right* dann regelmäfsig als Intensivum verwendet, und es erreichte im frühen Ne. die gröfste Beliebtheit, während

es nach des Verfassers Meinung im jetzigen Englisch auf gewisse Titulaturen (*Right Hon.*, *Rev*[d]., *Worshipful*) beschränkt, im übrigen aber ein bewufster Archaismus sei. Gewifs fehlt es an solchen bewufst altertümelnden Verwendungen nicht. Statt *right soon* sagt man jetzt in der Regel *very soon*, und wer *right soon* sagt oder schreibt, tut das mit einer gewissen Absicht, vielleicht weniger, um sich altertümlich auszudrücken, als um nur ein wenig anders als andere zu reden. Ebenso steht es mit den anderen Beispielen, die Stoffel anführt: *right quickly, right royally, right few.* Aber auch hier steigt einem bald noch ein anderer Zweifel auf. Wenn man bedenkt, in wie vielen Fällen *right* als Adv. in seiner starken ursprünglichen Bedeutung: recht, richtig, zutreffend, völlig, genau u. ähnl. verwendet wird (*right up, out, on, over down there*; *he said it right off*; *he went right away*; *right over the way, right ahead*; *he was shot right through the heart*; *he broke his leg right over the knee*; *outright, downright,* mit nachgestelltem *right*) so zeigt das zunächst, dafs *right* durchaus nicht immer altertümlich wirkt, und spricht doch auch für die Annahme, dafs der Engländer auch in den von Stoffel angezogenen Beispielen das *right* noch als stärker empfindet als wir z. B. unser stark verblafstes 'sehr', mit anderen Worten, dafs dem englischen Sprachempfinden *right soon* und *very soon, right royally* und *very royally, right few people* und *very few people* nicht völlig gleichbedeutend sind, ähnlich wie es mir vorhin schien, dafs *very ready* nicht ohne weiteres = *quite ready* aufzufassen sei.

Stoffel wendet sich dann zu *quite.* Der Ursprung des spätlateinischen und allgemein-romanischen *quittus* sei noch nicht aufgehellt. Das Adj. *cwite, quyt* sei schon in der Ancren Riwle (ab. 1230) und bei Rob. of Gloucester belegt und heifse dort: *free, released, discharged from.* Als Adverb begegne es in R. of Brunne's Langtoft (Skeat S. 50): *And chaced him out of Norweie quyte & clene,* wo es schon *completely* heifse. Die Evolution dieser neuen Bedeutung aus der ursprünglichen: 'frei, befreit von' mufs, wie solche Beispiele zeigen, schon ziemlich früh vor sich gegangen sein. Auch in dem nicht Chaucerschen Teile des Rom. of the Rose B 2375 kommt das Adj. *quyte* = *entire, perfect* vor: *Therfore yeve it hool & quyte,* und entsprechend *quitly* = *entirely*: ib. C 5843: ... *he hath geten a peny or two, That quitly is his own in hold.*

Um uns diesen Bedeutungswandel verständlicher zu machen, glaubt Stoffel auf *clean* hinweisen zu können, welches ja auch ähnlich zu einem Intensivum = völlig geworden sei. Aber bei *clean* liegt die Sache doch anders. Sagen wir: *it's clean contrary,* rein oder völlig entgegengesetzt, so können wir zur Not *clean* noch ganz wörtlich nehmen: der Gegensatz ist ein ungemischter, reiner, d. h. kein Schimmer einer Übereinstimmung ist mehr mit ihm verbunden. Aber wenn Stoffel S. 39 meint: 'quite in exactly the same way, from expressing a state of being *completely released* from a person or thing, has come to be used as an adverb of intensity with the sense of *completely, entirely,*' so übersieht er, dafs er selber zu *released* das *completely* hinzugesetzt hat (*quittus* = *freed, released, discharged from*), und dafs er nun mit doch wohl etwas zu kühnem

Sprunge annimmt, *quite* habe schliefslich seine eigentliche Bedeutung *freed, released* über Bord geworfen und das ihm willkürlich hinzugefügte *completely* als neue Bedeutung angenommen. Das wäre etwa so — um es an einem krassen und übertriebenen Beispiel recht greifbar zu machen —, als wenn die Verbindung hocherfreut schliefslich dahin gelangte, nicht mehr einen Grad von Freude, sondern blofs noch Höhe zu bedeuten. Tatsächlich also trägt die Vergleichung mit *clean* wenig oder nichts dazu bei, uns den Bedeutungswandel von 'befreit' zu 'völlig, ganz' verständlicher zu machen. Dafs er stattgefunden hat, ist ja nicht anzuzweifeln, aber wann, wie und wo er vor sich gegangen ist, bleibt vorläufig noch eine offene Frage.

Bei Shak., in der Bibel, sowie bei Milton heifst *quite* durchweg *completely, entirely*. Aber im 18. Jahrhundert trat dann eine weitere Änderung in der Verwendung dieses Wortes ein. Bis dahin, sagt der Verfasser, sei es nur 'word-modifier' gewesen; von nun ab trete es auch als 'sentence-modifier' auf. Im Anschlufs an die Ausführungen in Sweets New English Grammar legt Stoffel grofses Gewicht auf die saubere Unterscheidung der verschiedenen Verwendungsarten der Adverbien als word-modifiers (*He acted wisely in whatever he undertook*), sentence-modifiers (*He wisely abstained from interfering between them*) und word-sentence-modifiers. Wortbestimmend erhalten die Adverbien im Vergleich zu dem bestimmenden Wort stärkere Betonung, satzbestimmend seien sie in der Regel schwach betont. Stoffel sagt, dies sei ein ganz brauchbares Prüfungsmittel, um die Funktion des Adverbs zu erkennen, wenn er sich auch nicht verhehlt, dafs es nicht in allen Fällen verläfslich ist, denn zuweilen, z. B. 'for rhetorical reasons', können auch sentence-modifiers stärker betont werden. So könne man auch sagen: *He wisely abstained from interfering*, wo es gelte, z. B. einem Widerspruche zu begegnen oder einen Gegensatz zu betonen. Die Brauchbarkeit dieser Probe ist also beschränkt. Ein weiteres Mittel zur Funktionsbestimmung der Adverbien erblickt dann Stoffel auch in der Stellung derselben. Wortbestimmend stehen sie immer hinter dem Begriffsverb und in der Regel vor Adjektiven und anderen Adverbien. In *I saw him only yesterday* (= *I saw him no longer ago than yesterday*) modifiziere *only* das Adv. *yesterday*; dagegen in *I only saw him yesterday* (= *I did not see him before yesterday*) sei *only* ein sentence-modifier. Gewifs liegt hierin insofern etwas Wahres, als Stoffel die Sache darstellt, wie sie vom streng grammatischen Standpunkt sein sollte. Aber in der Praxis gestaltet sie sich oft anders, denn die Regel wird nach meiner Beobachtung beim Sprechen und in der Literatur nicht genau befolgt. *I only saw him yesterday* wird oft genug = *I saw him only yesterday* = erst gestern (d. h. es ist noch nicht länger her, dafs ich ihn sah) gebraucht, gerade wie auch = ich sah ihn nur gestern (d. h. gestern zum ersten und einzigen Male). Dazu kommt, dafs bekanntlich *only* auch hinter *yesterday* treten kann: *I saw him yesterday only*. Hier kommt dann viel auf die Betonung an: *yesterday **only*** = einzig und allein gestern; ***yesterday** only* kann, wenn auch weniger nachdrücklich, dasselbe heifsen,

aber auch: erst gestern. Solange die Sprache ohne Angabe der Betonung geschrieben wird, läfst sich aus der blofsen Wortstellung mit Sicherheit wenig schliefsen, so dafs auch das zweite Prüfungsmittel für die Funktionsbestimmung der Adverbien nicht zuverlässiger erscheint als das erste.

Da die Betonung der Wörter im Satze im Vergleich zueinander nicht blofs hier bei *quite*, sondern auch an verschiedenen anderen Stellen in Stoffels Untersuchung eine wichtige Rolle zugewiesen erhält, so möchte ich hier gleich bemerken, dafs ich von der Richtigkeit der Ansichten des Verfassers hierüber nicht überall überzeugt bin, zuweilen sogar ihnen direkt widersprechen mufs. Wenn er an einer späteren Stelle (S. 119) meint, *as* komme in manchen (nicht blofs ad hoc konstruierten) Fällen stark (sogar abnorm) betont vor, z. B. in *She was as clever as Mrs. H.* (um nur die Gleichheit an *cleverness* zu betonen), so halte ich auch dieses *as* für stets relativ schwach betont. Jedenfalls bleibt bei einer so weitgehenden Benutzung der Satzbetonung als Grundlage für gewisse Folgerungen zu bedenken, dafs man sich dabei auf sehr schwankendem Boden befindet, denn die Betonung im Satze wird nicht allein von dem auszudrückenden Sinne, sondern auch sehr durch die individuelle Eigenart und durch die Stimmung des Sprechenden, ja auch von der Mode und mancherlei anderen Verhältnissen bestimmt, z. B. dadurch, ob irgend einem ausgesprochenen oder zu erwartenden Widerspruche begegnet werden soll. Diese letztere Möglichkeit hat, wie wir sahen, Stoffel selber berührt, wenn auch nur nebenher und ohne sich dadurch merklich beeinflussen zu lassen. Die mancherlei anderen Ursachen für die Schwankungen in den Satzbetonungsverhältnissen hat er meines Erachtens nicht genügend berücksichtigt. Das scheint mir einer der besserungsfähigen Punkte seiner Arbeit zu sein. Manches, was von diesem Gesichtspunkte aus anfechtbar erscheint, werde ich daher nicht weiter erörtern, wenn nicht besondere Gründe es erfordern.

Doch nun zurück zu *quite*. Stoffel weist treffend darauf hin (S. 43 f.), dafs *quite* oft noch in seinem eigentlichen Sinne *completely* gebraucht wird, oft aber auch, um nur noch einen gewissen Grad einer Eigenschaft anzudeuten, z. B. wenn wir zu einem eben Eintretenden sagen: *You are quite wet, I declare; I did n't know it was raining.* Nicht 'völlig nafs, bis auf die Haut durchnäfst' soll *quite wet* hier ausdrücken, sondern nur einen gewissen Grad von Nässe oder gar nur von Feuchtigkeit. Die Bedeutung dieses *quite* liegt nach Stoffel irgendwo zwischen *altogether* und *somewhat*. Deutsch läfst es sich recht verschieden wiedergeben, z. B. durch das ebenso abgeschwächte ganz, durch ziemlich (*walking has made me quite warm*), durch einigermafsen (*quite frightened*), oft auch durch recht oder sehr (*it was quite late in the evening*). Stoffel findet nun, dafs z. B. in '*You are quite wet, I declare*' *quite* das *wet* tatsächlich gar nicht mehr bestimme, sondern ausschliefslich eine modale Funktion ausübe. Wenn wir das so verstehen, dafs hier *quite* hauptsächlich dazu dient, der ganzen Aussage das Gepräge der individuellen Stimmung resp. der Wirkung des auf den Sprechenden hervorgebrachten persönlichen

Eindrucks zu verleihen, so kann man Stoffel wohl beipflichten; aber mir scheint, daſs *quite* daneben doch auch *wet* näher bestimme, d. h. auch Gradbestimmung sei. Die Überraschung, daſs man jemand naſs findet, wenn man gar nicht gewuſst hat, daſs es regnet, läſst sich ja auch auf andere Weise ausdrücken: *I am very much surprised to find that you are wet, I did n't know that it was raining*; aber irgend eine Ausdrucksweise, wo *you are wet* ohne *quite* steht, sagt doch nicht ganz dasselbe wie die mit *quite*. *Quite* gibt eben zu verstehen, daſs einem der Grad der Nässe, wo man doch von dem Regen überhaupt nichts wuſste, verhältnismäſsig bedeutend vorkommt. Es läſst also auf einen verhältnismäſsig heftigen oder länger andauernden Regen schlieſsen. In der vorhin gegebenen Umschreibung kommt jedoch lediglich die lebhafte Überraschung zum Ausdruck, daſs es regnet, ohne daſs man es bisher gemerkt hat, oder daſs man so achtlos gewesen ist, den Regen gar nicht zu bemerken.

Stoffel verfolgt dann den weiteren Verlauf dieses zuerst im 18. Jahrhundert zu beobachtenden Abschwächungsprozesses und der damit verbundenen Bedeutungsänderung von *quite*. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts habe man angefangen, darüber in England Lärm zu schlagen. Zwar sei man davon zurückgekommen, in dieser Verwendung von *quite* einen Amerikanismus zu erblicken, aber man regte sich darüber auf und verwarf sie, wie R. G. White (Words and their Uses, 1881) zeigt. Wenn White (vgl. S. 45) übrigens gegen *quite a number* mit der Bemerkung loszieht, daſs *number* wegen seiner Unbestimmtheit nicht korrekt durch *quite* bestimmt werden könne, so übersieht er dabei einen wichtigen Umstand. In der so häufigen Phrase *quite a number* heiſst *number* immer so viel wie: eine (wenigstens unter den obwaltenden Umständen) beträchtliche Zahl, und nicht die Unbestimmtheit von *number*, sondern ihre überraschende, verhältnismäſsige Gröſse soll durch *quite* bestimmt werden. Das älteste Stoffel bekannt gewordene Beispiel eines derartigen *quite* steht in Richardsons Pamela (*he grows quite a rake*; s. die ganze Stelle bei Stoffel S. 46). Hier, meint Stoffel mit Recht, sei eine Umschreibung mit *very* oder *to a great extent* nicht angängig; *quite* sei hier vielmehr = *actually*, welches ja auch ähnlich modal gebraucht vorkomme, um zur Bekräftigung zu dienen und die Sache zugleich als überraschend oder unerwartet hinzustellen. Deutsch wird in solchen Fällen oft 'ein richtiger' das *quite* besser wiedergeben als das Adv. wirklich: *quite a rake*, 'ein richtiger Wüstling'.

Zu dem Beispiel, welches Flügel in seinem groſsen Wörterbuche für dieses *quite* aus Anthony Trollope gibt (*I do hear that she has been quite admired*), und wo er das *quite admired* treffend mit 'förmlich bewundert' wiedergibt, bemerkt Stoffel sehr scharfsinnig und richtig, daſs etwa *very much* statt *quite* hier einen ganz entgegengesetzten Sinn ergeben würde.

Stoffels Verdienst ist es, diese Erscheinung zuerst im wesentlichen richtig beurteilt zu haben, wenn man auch bei einigen der vielen beigebrachten Beispiele zweifeln kann, ob sie gerade diese Erscheinung schla-

gend veranschaulichen, oder, auf seinen Ausführungen fufsend, dies oder jenes noch zur weiteren Klärung hinzuwünschen möchte. In Fällen, wie *it makes me quite wild, quite angry* z. B., glaube ich, kommen wir sehr gut aus, wenn wir *quite* einfach = *completely, entirely*, natürlich in dem abgeschwächten Sinne, auffassen und nicht mit Stoffel annehmen, dafs dabei auch noch angedeutet werden soll, dafs eine solche verhältnismäfsig geringfügige Sache einen doch eigentlich gar nicht so sehr aufregen sollte. Das mag zuweilen mit hindurchklingen, braucht es aber nicht immer zu tun. So scheint es, dafs man da, wo *quite* ein Adjektiv, ein adjektivisch gebrauchtes Partizip oder ein Adverb hinter sich hat, oft besser mit der Bedeutung *very* (*rery much*), *highly* den richtigen Sinn trifft als mit *actually, really* = förmlich, tatsächlich, d. h. dafs durchaus nicht in allen von dem Verfasser aufgeführten Stellen Überraschung (*quite wet*), Ironie (*quite admired*) oder ähnliches angedeutet wird. Z. B. in dem Satze (Edw. Moore, The World Nr. 97, 1754): *He took care to engage my attention by some interesting discourse, assuring me, as often as I attempted to move, that it was quite early,* genügt meines Erachtens 'noch ganz früh' oder 'noch sehr früh' vollauf und scheint mir besser den Sinn zu treffen als die Stoffelsche deutsche Wiedergabe: 'Es ist faktisch noch ganz früh'. Bei *quite* vor Verben und anderen Wortklassen, z. B. Substantiven und Zahlwörtern, liegt die Sache meist einfacher, obgleich auch hier einige der von Stoffel angeführten Beispiele sich anders auffassen lassen. Wenn es in Dickens' Gt. Exp. 81[b] (Househ. Ed.) heifst: *Dear me! It's quite a story, and shall be saved till dinner-time,* so soll, das ist leicht zu erkennen, damit nicht etwa blofs gesagt werden, dafs die Sache sich nicht so kurz erzählen läfst, sondern auch, dafs sie interessant oder amüsant genug ist, um als selbständiges, würziges Zwischengericht beim Mittag mit aufgetischt zu werden. In der Bezeichnung der Angelegenheit als *quite a story* wird die individuelle Auffassung und Stellungnahme (oder Stimmung) des Redenden zum Ausdruck gebracht, mit anderen Worten: *quite* steht hier in modaler Funktion.

Sagen wir: *There were quite fire thousand people assembled in the big hall,* so steht *quite* in seinem eigentlichen Sinne 'ganz', d. h. an der Zahl 5000 fehlte nichts, eher mögen es noch mehr gewesen sein. Dagegen in *there were quite five persons present when the concert began* empfindet jeder die darin liegende Ironie.

Wird gesagt: *He has quite convinced me,* so steht *quite* im eigentlichen Sinne = ganz, *completely, entirely.* Der Satz *I quite expected to find him at home* drückt wohl eher aus: ich erwartete mit ziemlicher Bestimmtheit, ihn zu Hause zu treffen, und bin nun einigermafsen überrascht, dafs er doch nicht da ist. Also modal, ohne Ironie. *She was quite admired,* wie wir vorhin sahen: modal, mit feiner, geschickt verschleierter Ironie. Wie verschieden sind z. B. diese letzten drei Fälle, und doch ist es überall nur das einfache *quite,* das diese verschiedenen Nuancen bewirkt. Freilich, zu berücksichtigen ist immer der Zusammenhang. Wenn die schriftliche Darstellung der Sprache genügend Rücksicht nähme auf die Betonung

nicht blofs in dynamischer, sondern auch in musikalischer Beziehung, so hätten die Erklärer leichtere Arbeit. So aber heifst es hier, wo doch die Sache verhältnismäfsig einfach liegt, auch immer noch: Vorsicht, um von Fall zu Fall zu entscheiden, wie *quite* gebraucht ist.

Stoffel geht dann (S. 55) zu dem viel gebrauchten Ausdruck *quite a gentleman* über und zeigt, dafs derselbe zweierlei heifsen kann; entweder: ein ganzer oder wahrer, echter *gentleman* oder: ein unter den obwaltenden Umständen, d. h. verhältmäfsig anständiger oder feiner Mann, der zwar kein wirklicher *g.* ist, aber doch eine unerwartete Ähnlichkeit mit einem solchen zeigt. In vielen, aber nicht in allen Fällen dürfte hier Stoffels Betonungstheorie zutreffen: *quite a. g.* gegenüber *quite a gentleman.* Aber schon der Umstand, dafs für *quite a. g.* auch *a perfect, a thorough, a true-bred g., a g. born and bred,* und andererseits: *a regular gentleman.* in alltäglichem Gebrauch sind, scheint zu beweisen, dafs den Engländern der Ausdruck *quite a g.* eben wegen der Unsicherheit der Betonung zu wenig klar vorkommt, sonst hätten sie wohl schwerlich jene soviel gebrauchten, auch fast schon formelhaft gewordenen synonymen Ausdrücke daneben gestellt. Übrigens legt auch der feinfühlige, phonetisch gründlich geschulte Joh. Storm in solchen Fällen nicht soviel Wert auf die Betonung von *quite* wie Stoffel.

Um seine Betonungstheorie zu erläutern und zu stützen, prüft Stoffel S. 58 ff. eine ganze Reihe von Beispielen, bei denen es sich auch wiederholt zeigt, wie wenig er die Unsicherheit der Betonung darin berücksichtigt. Das genauer auszuführen, würde hier zu weit führen. Wohl aber mag noch bemerkt werden, dafs, wenn man einmal auf die Betonung soviel Gewicht legt und Theorien darauf baut, man nicht guttut, nur den dynamischen Ton oder *stress* zu berücksichtigen, sondern davon sorgfältig den musikalischen Ton oder *pitch* getrennt halten sollte. Durch die Vermengung der beiden, sich oft kreuzenden oder durchdringenden Arten sind schon viele schiefe Urteile über Betonungsverhältnisse veranlafst worden. Man denke nur an die verschiedenen, sich widerstreitenden Ansichten über die Betonung des Französischen! Das läfst sich auch an *quite* vor Adjektiv oder Adverb zeigen. Stoffel citiert den Satz (S. 60) *The author is getting quite intelligible towards the end of the book* und meint, mit schwach betontem *quite* drücke es mit bitterem Sarkasmus aus, dafs vorher das Buch lauter törichtes, unverständliches Zeug enthalte, mit stark betontem *quite,* dafs zwar hier und da einige Dunkelheiten in dem Buche seien, dafs aber gegen Ende des Buches alles klar und verständig sei. Hier also fehle der Sarkasmus gänzlich. Recht hat er mit dieser Unterscheidung, aber ob wir es hierbei ausschliefslich oder auch nur vorwiegend mit dem dynamischen Accent zu tun haben, das möchte ich bezweifeln. Ich meine, dafs es gerade in solchen Fällen mindestens ebensoviel auf den musikalischen Accent oder *pitch* ankommt. Bemüht man sich, die Worte *the author is getting quite intelligible* durchweg in gleicher Tonhöhe zu sprechen und dabei das erste Mal *quite* dynamisch schwächer, das zweite Mal stärker als *intelligible* hervorzubringen, so kann man

sich davon überzeugen, dafs uns weder das eine noch das andere Mal völlig klar wird, wie der Satz gemeint ist. Jede Unklarheit verschwindet aber, sobald wir auch den musikalischen Ton mitwirken lassen. Doch damit geraten wir auf das Gebiet der experimentellen Phonetik oder gar Physik, in welches ich mich hier nicht hineinwagen möchte. Ich wollte nur an einem Beispiel zeigen, dafs es für grammatische Untersuchungen mifslich ist, sich allzusehr auf die Satzbetonung zu stützen. Der Philologe braucht deshalb aber nicht auf die Ergründung solcher, den wirklich beabsichtigten Sinn offenbarenden Feinheiten zu verzichten; der Zusammenhang wird in den weitaus meisten Fällen ihn genügend leiten und beraten. Aus dem Zusammenhang herausgerissene Sätze lassen sich leicht anders verstehen, als der Schriftsteller sie verstanden wissen wollte. Anzuerkennen ist, dafs Stoffel, dies wohl fühlend, fast durchweg den Leser über den Zusammenhang seiner Beispiele genügend aufklärt.

Auf S. 62 möchte Stoffel auf Grund seiner bisherigen Ausführungen nun auch z. B. zwischen *quite a young lad* und *a quite young lad* sauber den Unterschied feststellen. In dem letzteren Ausdruck könne *quite* leicht mit dem stark betonten word-modifier (wie in *a quite unanswerable objection*) verwechselt werden; d. h. doch wohl, hier sei *quite* gewöhnlich stark betont und es heifse also: 'ein ganz junger Bursche,' während *quite a young lad* eine gewisse Überraschung ausdrücke, dafs solch ein junger Bursche schon dies oder jenes tue. Ich gebe zu, dafs solch ein Unterschied gemacht werden kann und öfter gemacht wird. Volkstümlich scheint mir aber das Vorsetzen des Artikels vor *quite* noch nicht zu sein, und wer weifs, ob es je allgemein üblich werden wird. Sage ich zu jemand: *You'll like Mr. Brown. He is quite an old friend of ours,* so wird damit eine einfache Tatsache ausgesprochen, ohne jede Beimischung von Überraschung oder ähnlichem: 'Mr. Br. ist ein sehr alter Freund unserer Familie.' Nach Stoffels Theorie müfste es nun heifsen: *a quite old friend of ours.* Das habe ich nie gehört und, soviel ich weifs, nie gelesen. Am Schlusse seiner Studie über *quite* weist Stoffel noch auf die Tatsache hin, dafs *quite* in Vergleichungssätzen wie: *This pear is quite as sweet as the last* einfach die Gleichheit des Süfsigkeitsgrades bei beiden Birnen ausdrücke, dafs dazu aber eine zweifache Verneinungsform bestehe: *this pear is not quite so sweet as the last* und *this pear is not quite as sweet as the last.* Da aber über den etwaigen Unterschied zwischen beiden sich erst urteilen läfst, wenn der allgemeine Unterschied zwischen *not so ... as* und *not as ... as* untersucht ist, so kann hierauf erst weiter unten eingegangen werden.

Aus Stoffels Untersuchung über *quite* ersehen wir also, dafs er die verschiedenen Verwendungen von *quite* 1) in dem ganz wörtlichen Sinne *complete(ly), thorough(ly), entire(ly),* 2) in dem abgeschwächten Sinne (*real(ly)*), *emphatically, highly, very* und 3) in seiner modalen Funktion als Ausdrucksmittel der individuellen Stimmung, der Überraschung, des Zweifels, des Nichtglaubens, der Ironie oder des Sarkasmus richtig erkennt und durch zahlreiche Beispiele belegt hat. Wir haben aber auch gesehen, dafs

man in diesem oder jenem Einzelfalle zu anderer Auffassung neigen kann, und dafs vor allem seine Betonungstheorie auf etwas unsicheren Füfsen zu stehen scheint oder zum mindesten nach der Seite des mit hineinspielenden musikalischen Tones noch weiterer sorgsamer Untersuchung bedarf.

Zwei weitere, sehr eingehende Studien befassen sich alsdann mit *as* und *so*. Auf das NED. sich stützend, gibt Verf. zunächst eine Geschichte dieser Wörter und erinnert daran, dafs *so* aus dem ae. *swā*, *as* aus *ealswā* hervorgegangen, letzteres also ursprünglich ein verstärktes *so* gewesen sei. Er beleuchtet auch die korrelativen Verbindungen *so ... as*, *as ... as*, *as ... so* in ihrer geschichtlichen Entwickelung und nach ihrer Verwendung in Sätzen verschiedener Qualität. — Storm, findet er, hat zuerst darauf hingewiesen, dafs Wendungen wie: *a man as busy as you are* und: *a man so busy as you are* nicht dasselbe bedeuten. Wo wir also, abweichend von der bisher mit grofser Starrheit selbst von englischen Grammatikern festgehaltenen Regel, *so ... as* in affirmativen Sätzen finden, hat man es mit besonderen, anders gearteten Fällen zu tun.

Stoffel zeigt nun zunächst an dem einfachen *so*, dafs es schon von alters her als grad- oder intensitätbestimmendes demonstratives Adverb gebraucht worden ist. Sätze wie: *I don't remember, it's so long ago* heifsen doch nur: *It's so long ago that I don't remember.* Überall, wo *so* solch demonstratives, gradbestimmendes Adverb ist, wird sich ein Folgesatz in irgend einer Form finden oder unschwer ergänzen lassen. Er kann auch die Form eines Infinitivsatzes haben: *Will you be so kind as to shut the door?* Danach, meint Stoffel, seien, wenn auch mit einiger Einschränkung, auch Stellen zu beurteilen wie (Macaulay, Essays IV, 146): *In a world so full of temptation as this*; oder (Townley Mysteries 37 [um 1460]): *Now who would not be glad that had A Child so lufand as thou art?* Sobald man einmal sein Augenmerk darauf richtet, fühlt man auch, dafs die Einsetzung von *as* für *so* in solchen Sätzen nicht mit Sicherheit denselben Sinn ergeben würde wie die Sätze mit *so ... as*, und Stoffel findet, dafs in bejahten Sätzen *as ... as* schlechthin die Gleichheit bezeichnet, *so ... as* aber zugleich auch auf den (hohen) Grad einer Eigenschaft hinweist. *A world so full of temptation as this* heifst also nicht 'eine zweite Welt, die ebenso voller Versuchung ist wie diese', sondern: 'diese unsere Welt ist sehr voll von Versuchungen,' und der Satz aus den Townley Myst. heifst: 'Wer würde sich nicht freuen, wenn er dich, du so überaus liebevolles Kind, zu eigen hätte.'

Die vorhin erwähnte Einschränkung liegt nun nach Stoffel (S. 75) darin, dafs man in Sätzen wie den beiden letzterwähnten etwas nicht mit etwas anderem, aufser ihm Liegendem, vergleicht, sondern dafs dieses 'Etwas' sein Mafs, sein Vergleichs-standard in sich selbst hat, d. h. an sich selber gemessen, mit sich selber verglichen wird, während bei *as ... as* eins mit einem anderen verglichen und als gleich hingestellt wird. Mit anderen Worten: *a district as large as Hampshire* ist nach modernem Sprachgebrauch ein anderer Distrikt, der dieselbe Gröfse wie H.

hat; *a district so large as Hampshire* ist H. selbst, dessen Gröfse als recht beträchtlich hingestellt wird.

Die Tendenz zu dieser Differenzierung von *as ... as* und *so ... as* ist unverkennbar im neueren Englisch vorhanden. Aber ich möchte doch nicht mit Stoffel Abweichungen von dieser so sauber aufgestellten Regel (S. 76) direkt als Fehler bezeichnen. Er citiert zwei solcher vermeintlich fehlerhaften Beispiele (Rev. of Reviews, 15/3 1898, 209a): *It is somewhat difficult to speak of the Progress of the World in a month that has been characterised by as much retrogression as February 1898,* gemeint ist der Februar 1898 selber; und nach Stoffel müfste es richtig lauten: *by so much r. as F. 1898.* Und (Academy 23/4 98, 445b): *Fashionable life, open on indulgent terms to unencumbered 'brilliant' persons, I could not endure, even if I had not feared its demoralising effect on a character which required looking after as much as my own.* Da nur der eigene Charakter gemeint ist, so verlangt Stoffel hier *so much as.* Aber wenn man auch zugeben wird, dafs die von Stoffel erläuterte Unterscheidung recht glücklich und praktisch ist, nötig scheint sie mir nicht zu sein. In dem letzten Satze sagt z. B. jemand, das *fash. life* wirke schädlich auf einen Charakter, der ebensoviel Kontrolle verlange wie sein eigener. Da der Betreffende keinen zweiten Charakter zum Vergleich wirklich heranzieht, sondern in dem ganzen Ausspruche nur den eigenen meint, so kommt kein Mensch auf den Gedanken, dafs seine Besorgnis dem gefährdeten Charakter eines zweiten gelten könnte. Die ausgedrückte Gleichheit geht hier durch einen ganz leichten logischen Schlufs in völlige Identität über. Ich meine also, bei *as ... as* kann man es wohl mit zwei Vergleichsobjekten zu tun haben, es brauchen aber nicht notwendig zwei zu sein; es kann auch eins sein, welches nachdrücklich mit sich selber identifiziert wird. Stoffel scheint diese doppelte Möglichkeit nicht genügend beachtet zu haben. Wie man früher bei solcher Ausdrucksweise logisch mühelos auf die Identität der Vergleichsglieder schlofs, so tut man es jetzt noch, wenn der Zusammenhang ein Mifsverständnis unmöglich macht. Liegt aber Identität vor, so hört man z. B. aus *as much as ...* nicht mehr eine Vergleichung, sondern nur noch das *much,* d. h. die Grad- oder Intensitätsbestimmung heraus, mit anderen Worten: man mag finden, dafs *so ... as* zur Gradbezeichnung klarer und einfacher ist, aber *as ... as* kann, wie früher regelmäfsig, aufser seiner Funktion, die Gleichheit von zwei Dingen zu bezeichnen, auch immer noch die des neueren *so ... as* verrichten, d. h. als Gradausdruck dienen, und Stoffel geht doch wohl zu weit, in *as ... as* statt dieses *so ... as* geradezu einen Fehler zu erblicken.

Stoffel wendet sich dann zu einer Prüfung von Wendungen wie: *young as he was, he was shrewd enough to understand ...,* wo der Sinn deutlich konzessiv sei: *however young he might be* etc. Oder: *excitable as he was, he often shocked his quiet friends,* wo der Sinn kausal sei: *as he was so very excitable, he often shocked his friends.* Ja, es findet sich auch mit beteuernder Kraft z. B. bei Shak. Oth. II, 1. 203: *But I'll set down the pegs that make this music, As honest*

as I am, wo man heute sagen würde: *as I am an honest man*. Wie hier noch bei Shak. das erste Adverb *as* vorhanden ist, so sei es im älteren Englisch überhaupt Regel, dafs *so* oder *as* vor dem Adj. oder Adv. stehe, und zwar, meint Stoffel nach seiner Theorie, stehe *so* wo der Grad, *as* wo die Gleichheit bezeichnet werden soll. Das kann man zugeben mit dem Vorbehalt, dafs dabei *as* für *so* zwar als weniger klar, aber doch nicht geradezu als falsch angesehen werden darf. Diese Wörtchen werden im modernen Englisch vorn meist fortgelassen. Auf S. 81 ff. geht dann Stoffel auf *as* resp. *so* in Verbindung 1) mit *soon, far, long, often, surely*, 2) mit *late, early, much, near* ein. Hier findet er aber selber, dafs in dem Gebrauche von *as* und *so* noch Unsicherheit herrscht. Diese Verbindungen werden durch die verschiedenen Jahrhunderte und durch die wichtigeren Literaturwerke verfolgt, aber mir scheint aus der Fülle der Beispiele mit Sicherheit eben nur die Unsicherheit des Sprachgebrauchs hervorzugehen. Eine Tendenz zur Differenzierung in Stoffels Sinne ist bei den meisten der betrachteten Verbindungen wohl vorhanden, aber nicht wenige seiner Beispiele scheinen mir in demselben Sinne *as* ebensogut zuzulassen wie *so*. Er führt z. B. die Phrase an: *What's the odds so long as we are happy!* Seltsamerweise kenne ich selber und auch eine Engländerin, die ich befragte, aus dem alltäglichen Gebrauche davon ausschliefslich die Form mit *as ... as*, wohl verstanden in genau demselben Sinne: 'was tut's' — so lange, d. h. wofern wir nur glücklich sind, d. h. so lange wir uns dadurch nicht stören oder ärgern lassen, und Stoffel selber gibt (S. 89) von dieser Form ein Beispiel. Ich möchte also behaupten, dafs die Sache doch noch zu sehr im Flusse ist, um schon jetzt Bestimmtes darüber oder gar über ihren wahrscheinlichen weiteren Verlauf sagen zu können. Aber wegen der Fülle von scharfsinnigen Bemerkungen, von zarten Unterscheidungen, die sich gerade in diesem Teile des Buches finden, ist sein Studium allen Fachgenossen wärmstens zu empfehlen. Sein Inhalt freilich läfst sich kurz schwer wiedergeben. Treffend weist Stoffel auf den feinen Unterschied zwischen *so soon as* und *as soon as* hin in Sätzen wie: *as soon as we arrived, we heard of the accident* (reine Gleichzeitigkeit) und: *so soon as the company had taken their seats, the concert began*, wo aufser der Gleichzeitigkeit auch noch angedeutet wird, dafs mit dem Beginn des Konzertes so lange gewartet worden sei. Er macht uns auf die ebenso feine Nuance aufmerksam, die aus einem Satze wie: *So soon as I saw his face, all my fears vanished* herauszufühlen ist, wo wir aufser der Gleichzeitigkeit auch noch empfinden, dafs der blofse Anblick seines Gesichtes genügte, um alle Furcht zu verscheuchen, dafs mit anderen Worten zwischen dem Erscheinen des Gesichtes und dem Verschwinden der Furcht ein Kausalnexus besteht. Stoffel zeigt uns ähnliche feine Schattierungen bei *so long as* im Vergleiche zu *as long as* (Mifs Braddon, Mount Royal I, 303): *I'll try and make your life as agreeable as I can ... so long as you don't ask me to fill the house with visitors*, wo *so long as* = *if only*, 'wofern nur nicht' ist. Und wieder anders in (Punch, Oct. 27, 1894, 196 a): *But what does it all matter so long as we've*

met, and it's all right between us? wo *so long as* im letzten Grunde so viel bedeutet wie: da wir ja nun doch beisammen sind und alles zwischen uns in schönster Ordnung ist.

Er findet ferner mit Recht, dafs *so surely as* zu einer 'phrasal conjunction' geworden ist, dafs es soviel bedeutet wie: *whenever, as often as* und etwas als die unausbleibliche Begleiterscheinung oder Wirkung von etwas anderem erscheinen läfst, wie z. B. in der bekannten Stelle aus Dickens' 'Christmas Carol' I: *'So surely as the clerk came in with the shovel, the master predicted that it would be necessary for them to part.*

Und so liefsen sich der treffenden und feinen Bemerkungen, die Stoffel in diesem umfangreichen Teile seines Buches macht, noch viele andere anreihen, doch mufs ich mich hier mit dem Hinweis auf diese wenigen begnügen. Wohl aber sei es noch einmal ausgesprochen, dafs es mir scheint, als ginge Stoffel bei manchem seiner *so* ... *as*-Beispiele zu weit, wenn er die Zulässigkeit oder Möglichkeit von *as* ... *as* mit derselben Bedeutung darin bestreitet. Das Vorhandensein einer Tendenz im modernen Englisch, dem *as* die Funktion einer Bezeichnung blofser Gleichheit, dem *so* die Funktion einer Gradbestimmung im Vergleich mit irgend einem Mafse oder standard zuzuweisen, soll, wie schon gesagt, nicht in Abrede gestellt werden, aber ich glaube, Stoffel berücksichtigt nicht genügend, dafs mittels des vorhin erwähnten, ganz einfachen, sich unbewufst vollziehenden logischen Schlusses die *as* ...-Verbindungen wie früher auch jetzt noch beide Funktionen verrichten können, und dafs daher der augenblicklich bemerkbaren Vorliebe für *so* möglicherweise einmal wieder eine Zeit folgen kann, wo man dem *as* in solchen Fällen die Funktion des *so* wieder ganz übertragen kann, wie in: *what's the odds as long as we are happy?* Möglich auch, dafs dieses *so* in gewissen Verbindungen sich definitiv festsetzt, z. B. in *so surely as* (= whenever), wo, wie Stoffel (S. 95) meint, ein moderner Schriftsteller wohl kaum *as surely as* gebrauchen würde; dafs in anderen Fällen aber *as* sich behauptet, z. B. in *as often as*, wozu Stoffel S. 92 bemerkt, dafs er kein Beispiel von *so often as* aus dem 19. Jahrhundert habe auffinden können. Jedenfalls scheint es mir etwas verfrüht zu sein, mit Stoffel anzunehmen, dafs zum Zwecke der Gradbestimmung dem *so* der schliefsliche Sieg sicher sei.

Stoffel geht danach (S. 100 ff.) zu den Fällen über, wo nach seiner Ansicht das einfache *so* einen hohen Grad an sich, ohne Bezugnahme auf eine ausgedrückte oder zu ergänzende Norm ausdrückt. Er denkt dabei an Fälle wie: *you are so kind,* wo *so* = *inexpressibly,* also stärker sei als *very (you are very kind).* Wenn nun auch durch *inexpressibly* oder ein ähnliches Wort sich der Sinn dieses *so* in den meisten Fällen praktisch und passend umschreiben läfst, so zeigt sich bei wörtlicherer Auffassung von *so* doch, dafs sich dazu leicht ein Korrelativ durch den Zusatz finden läfst: *so ... that I can't tell you how much* ... oder *to what extent* oder *degree* ... und dieser Zusatz steckt ja schon (nur zu einem einzigen Wort kondensiert) in *inexpressibly.* Die Grenze dessen,

was man ausdrücken kann, stellt eben die Norm dar, woran der durch *so* angedeutete hohe Grad gemessen wird.

Aufmerksame Beobachter der Sprache (und Stoffel schliefst sich ihnen an) haben gefunden, dafs dieses *so*, welches im Umgangsenglisch schon ziemlich alt, in ernsterer Literatur aber wohl schwerlich vor dem 19. Jahrhundert anzutreffen sei, besonders bei Frauen und Kindern, auch wohl bei sogenannten 'ladies' men' und bei denen beliebt sei, die gewöhnt sind 'to lay it on thick'. So charakterisieren Phrasen wie: *Thank you so much; — it was so kind of you to think of it; — that's so like you; — I'm so glad you have come!* und ähnliche ganz vortrefflich die Ausdrucksweise der Damen, während Männer das *so* gewöhnlich nur da anwenden werden, wo sich ein Folgesatz bestimmten Inhaltes anschliefst oder als selbstverständlich ergänzen läfst: *It was so warm that I could not do this or that*, wo dann *so* demonstratives Adverb und nicht blofs Intensivum ist.

In Sätzen wie (S. 103): *Their principles were those so finely expressed by Louis XVIII*, oder: *The agitation which they so sedulously maintained*, ist es nach Stoffels Ansicht sehr schwer, die Kraft und Bedeutung von *so* zu bestimmen. Sollten wir hier nicht einfach einen Zusatz zu ergänzen haben wie etwa: 'dafs es gar nicht mehr zu übertreffen oder zu überbieten war?' Es fällt einem dabei unwillkürlich ein, wie häufig der Franzose, besonders in der Umgangssprache, statt *il est si aimable* sagt: *il est on ne peut plus aimable* — eine interessante Ausdrucksweise, in welcher der korrelative Zusatz *qu'on ne peut pas être plus aimable que ça*, wenn auch in verkürzter Form, geradezu an die Stelle des ursprünglich demonstrativen Intensivums *si* getreten ist.

Wie wir eben sahen, dafs *so* ohne ausgedrücktes Korrelativ als Intensivum gebraucht wurde und wird, so zeigt Stoffel (S. 107 f.) im Me. etwas Ähnliches auch bei *as*, z. B. (Troilus and Criseyde II, 657): *(she) gan in her heed to pulle, and that as faste, Whyl he and al the peple forby paste*, wo offenbar leicht zu ergänzen ist: *(as faste) as faste could be*. Dieser Gebrauch hielt sich ziemlich lange. Stoffel citiert noch aus Sheridans 'Rivals' I, 1: *You look as hearty!* In dem jetzigen Englisch heifse es gewöhnlich: *as ... as ... can* (oder *could*) *be: 'as poor as poor can (could) be.'* Aber volkstümlich kommen durch Fortlassung von *can (could) be* als Ausdruck eines sehr hohen Grades Verdoppelungen zu stande, die uns auf den ersten Blick befremden: *as still as still, as dark as dark, as hard as hard* usw.

Nach solchen eingehenden, man möchte fast sagen Vorstudien über die einzelnen *so* und *as* und über die Paare: *as ... as, so ... as* geht Stoffel über zu *not as ... as*, für welches der noch vorwiegende Gebrauch bekanntlich *not so ... as* zeigt. Seine Ausführungen scheinen mir hier etwas umständlich; auch, glaube ich, legt er hier stellenweise wieder zu viel Wert auf die Betontheit oder Unbetontheit von *so* und *as* (jedenfalls bin ich nicht überzeugt, dafs *as* vor Adj. oder Adv. überhaupt jemals in natürlicher Sprechweise stärker als die folgenden Wörter betont sein kann, vgl. auch S. 119); aber vermöge seines feinen Sprachgefühls trifft er das

Richtige; nur hätte das zu Sagende einfacher und vielleicht noch deutlicher etwa folgendermaſsen entwickelt werden können: *John is as tall as William,* d. h. J. ist ebenso groſs wie W., ob nun W.'s Gröſse beträchtlich oder gering sei. Man will nur die Gleichheit der beiden in ihrer Gröſse, wie sie nun einmal ist, ausdrücken.

Diese Gleichheit, wiederum ohne Rücksicht auf die Beträchtlichkeit oder Geringfügigkeit von W.'s Körperlänge, wird verneint durch die Form: *John is not so tall as William.* Dagegen wollen diejenigen, welche sagen: *John is not as tall as William,* wohl meistens etwas mehr ausdrücken als die bloſse Verneinung der Gleichheit, und zwar kann nach meinem Gefühl darin zu gleicher Zeit noch liegen: 1) Der Unterschied zwischen beiden mag nur gering sein, aber jedenfalls ist ein Unterschied vorhanden; oder 2) wir wissen, daſs William wirklich hochgewachsen ist, aber John reicht an diese Gröſse nicht ganz heran, obgleich auch er als groſs bezeichnet werden kann. — Diese subjektiven Färbungen der Aussage fehlen bei *not so ... as,* welches einfach die Ungleichheit konstatiert.

Mir scheint es, als finde sich im Französischen etwas Ähnliches: *Jean est aussi grand que Guillaume, Jean n'est pas si grand que Guillaume, Jean n'est pas aussi grand que Guillaume,* wo die letzte Form nach meinem Eindruck dem englischen *J. is not as tall as W.* entspricht. Ähnlich sagen wir auch deutsch für gewöhnlich: 'Hans ist nicht so groſs wie Wilhelm.' Wollen wir aber stärker das wirkliche Vorhandensein eines wenn auch nur kleinen Unterschiedes betonen, so heiſst es auch bei uns oft: 'Hans ist nicht ebenso groſs wie Wilhelm.' Da dieser Gebrauch von *not as ... as* noch verhältnismäſsig jung ist — er taucht vereinzelt erst im Anfang des 18. Jahrhunderts auf und greift dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer weiter um sich —, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn sich nicht alle ihm bisher fügen, wenn sich Schwankungen sogar bei ein und demselben Schriftsteller beobachten lassen (z. B. Rev. of Reviews, Febr. 15, 1896, 119 b): *It was remarked the other day that after Mr. Gladstone no man excited as much interest and was observed with so much attention in the United States of America as Cecil Rhodes,* aber mit vollem Recht wünscht Stoffel, daſs nun die englischen Grammatiker doch endlich aufhören möchten, dies *not as ... as* als eine Verletzung *of the King's English* zu brandmarken, und ich möchte hinzufügen, daſs diese Unterscheidung von *not as ... as* und *not so ... as* natürlich und gerechtfertigt, auch bedeutend genug erscheint, um auch allgemein in den Lehrbüchern der englischen Sprache berücksichtigt zu werden, wenn wir auch noch nicht so weit sind, Abweichungen davon als Fehler hinstellen zu dürfen.

Im Anschluſs hieran werden dann ziemlich kurz noch eine Reihe von *Fashionable, Colloquial, and Vulgar Intensives* behandelt.

Zunächst *vastly.* Storm meint, es sei jetzt veraltet. Stoffel will das nicht in vollem Umfange zugeben, und ich möchte es meinerseits überhaupt bestreiten, denn es ist mir im alltäglichen Englisch so oft begegnet, daſs ich nichts Auffallendes oder gar Veraltetes daran entdecken kann.

Es bedeutet: 'ungeheuer, riesig, kolossal, klotzig' usw., je nach dem Geschmack, Stand und Bildungsgrad des Sprechenden. Um ca. 1850 kam dann *awful(ly)* als *fashionable intensive* auf. Es heifst eigentlich 'Furcht oder wenigstens Ehrfurcht einflöfsend'; es ist daher etwa = 'imponierend, gewaltig, riesig', und es erfreut sich noch heute bei allen Schichten der Bevölkerung in der ungezwungenen Unterhaltung so grofser Beliebtheit, dafs man es kaum noch als slang empfindet und sich über seine Dauerhaftigkeit wundern mufs.

Als beliebtestes Schuljungen-Intensivum verdient *jolly* erwähnt zu werden; im Schottischen braucht man dafür *gey*. Über *bloody, blooming, blasting* hat sich Stoffel schon früher in seinen 'Studies in English' geäufsert. Ihnen gesellen sich als Vulgarismen hinzu: *sinful* (vgl. er hat sündhaft viel Geld) und *cruel*, wozu Stoffel als Beispiel aus dem 'Engl. Dialect. Dict.' die Dubliner Phrase citiert: *I am powerful weak, but cruel easy*. Dafs hier und schon öfter vorher die Adverbien äufserlich den Adjektiven gleichen, ist nicht überraschend, denn der Bildung des Adverbs von Adjektiven mittels der Silbe *-ly*, welche im literarischen Englisch mit gewissen Ausnahmen allmählich durchgedrungen und zur Regel geworden ist, wird in der Sprache der Ungebildeten noch heute ungeschwächter Widerstand entgegengesetzt.

Zu dem Intens. *mortal* citiert Stoffel Beispiele wie (S. 123): *a mortal lazy fellow; they were mortal sure; they 're mortal dear to look at* und vergleicht damit *for six mortal weeks; a whole mortal season.* Wo *mortal* statt *mortally* als Intensivum vor Adj. (resp. Adv.) steht, ist es entschieden vulgär. Die beiden letzten Fälle, wo das Adj. *mortal* vor Bezeichnungen von Zeitabschnitten steht, sind anders zu beurteilen. Stoffel sagt kurz, es bedeute *interminable*. Gewifs soll damit angedeutet werden, dafs die Zeit dem Sprechenden sehr lang vorkommt, aber man hält sich bei solchen Erklärungsversuchen zunächst doch wohl immer am sichersten an die Grundbedeutungen der Wörter. Die Zeit kommt einem so schrecklich lang vor, dafs man daran oder wenigstens darin, d. h. vor ihrem Ende, zu sterben fürchtet, dafs man meint, das Ende nicht erleben zu können. Damit verglichen, erscheint *interminable* als Umschreibung zu matt. Das Synonym *killing* wird ja auch ähnlich übertrieben gebraucht: *a killing beauty. It was killing* kann heifsen: 'es war zum Totlachen.' Mit der Bedeutung *mortal* = 'todbringend' (die wenigstens im Kirchenlatein belegt ist) kommt man also wohl aus und kann bei Bezeichnungen von Zeitabschnitten etwa übersetzen: 'sechs tödlich lange Wochen, eine ganze tödlich lange Saison hindurch.' Von der alten Wahrheit ausgehend, dafs allzuviel (selbst von etwas an sich Gutem) ungesund ist und daher schliefslich sogar tödlich wirken kann, will man also mit *mortal* ausdrücken, dafs eine Eigenschaft im Übermafse vorhanden ist. Wir sprechen ja auch von tödlicher Langerweile oder sagen, dafs etwas zum Sterben langweilig sei. Von der Sicherheit, mit der ursprünglich der Feind im Kampfe tödlich getroffen wird, überträgt man die Tödlichkeit auf jede Sicherheit oder Gewifsheit: *Are you quite sure of it? Dead sure*, was also völlig

dem Stoffelschen Beispiele: *They were mortal sure* entspricht. Man hört auch im Deutschen in neuerer Zeit mancherlei befremdliche Zusammensetzungen, z. B. todsicher, welche keine innere Berechtigung haben, wie sie todmüde, todmatt, todkrank usw. für sich in Anspruch nehmen können. Ich vermute, wir haben es in todsicher nur mit einer Nachahmung des *dead sure* zu thun, was mir bei der starken Durchsetzung der deutschen Sportsprache mit Anglizismen nicht unwahrscheinlich erscheint.

Wieder anders schillert die Bedeutung von *mortal* z. B. in: *any mortal thing = any thing that may be imagined.* Hier drückt in bejahten Sätzen *mortal* nur in besonders kräftiger Weise die absolute Beliebigkeit der Sache aus, die ja auch schon in *any* angedeutet wird. *Mortal* hat sich in solchen Fällen wohl am weitesten von seiner eigentlichen Bedeutung entfernt und entspricht unserem familiären x-beliebig, wo wir — unbekümmert um den mathematischen Ursprung — das x offenbar doch auch nur als eine Verstärkung von beliebig, also als ein rudimentäres Intensivum empfinden. — Viel häufiger freilich wird sich *mortal* so stark verblafst in Sätzen der Nichtwirklichkeit (d. h. negativen, fragenden oder bedingenden) finden: *not a mortal thing to eat, there was not a mortal scrap* oder *drop left; did he speak a mortal word the whole evening?* Hier soll durch *mortal* eben die Nichtwirklichkeit als in einem sozusagen tödlich wirkenden Übermafse vorhanden, d. h. als eine völlige, absolute, nicht zu überbietende Nichtwirklichkeit hingestellt werden. — Stoffel erinnert bei *a mortal word* an unser 'Sterbenswörtchen'. Trotz gewisser Ähnlichkeit in Bedeutung und Anwendung der Ausdrücke sind sie im Grunde doch recht verschieden.

'Sterbenswörtchen' ist wohl zu verstehen als leisestes Wörtchen, wie es etwa im Sterben noch hingehaucht wird; vielleicht ist es sogar nur eine Zusammenziehung von 'sterbendes Wörtchen', welches sich auch belegt findet (s. Heyse, Deutsch. Wörterb.), und könnte dann auch ein Wörtchen bedeuten, das so schwach und leise klingt, als stürbe es selber dahin. Jedenfalls weist 'Sterbenswörtchen' auf einen passiven Zustand, *mortal* ursprünglich auf eine aktive Wirkung (todbringend) hin, deshalb ist die Ähnlichkeit nur eine mehr äufserliche.

Es werden dann die vulgären Intensiva *desperate*, *woundy* und *consumedly* kurz behandelt. Letzteres halte ich für eine volkstümliche Umformung des 'mot savant' *consummately.* Eine gelegentliche Vermengung der beiden gibt auch das NED. als möglich zu. *Consummate* ist nie volkstümlich gewesen, wohl aber *to consume, consumed* und davon *consumedly.* Das Volk brauchte ausschliefslich letzteres, und zwar wohl auch in verschwommener Weise statt *consumingly* = verzehrend, vernichtend, ganz ähnlich also wie *mortal* und *killing.* Schliefslich fand dieser ursprüngliche Vulgarismus auch seinen Weg in das Schriftenglisch (McCarthy, 'Hist. of Our Own Times,' II, 313): *Jokes which set the whole company laughing consumedly.*

Hieran schliefsen sich: *damnably, pernicious, badly* und *sadly,*

welch letzteres Stoffel zutreffend für etwas feiner als *badly* hält. Ebenso richtig scheint mir seine Bemerkung, daſs *mighty* als Int. vor Adj. und Adv. jetzt vorzugsweise ironisch gebraucht werde. Ganz modern sei *simply*, einfach, schlechthin vor Adj., Adv. und Verb. = *nothing more or less than*. *Simply* ist ein interessanter Beweis, daſs die allgemeine miſsbräuchliche Anwendung sehr kräftiger Intensiva schlieſslich zu einer Reaktion führt, so daſs man sich dann, um einen besonders starken Eindruck hervorzubringen, einer affektierten Bescheidenheit, Mäſsigung und Zurückhaltung im Ausdruck befleiſsigt, daher dann Wendungen wie: *simply (impossible), not half (bad), a tidy* oder *decent fellow* für 'Prachtkerl, ganz famoser Kerl'.

Diese scheinbar abschwächenden, in Wirklichkeit aber stark intensiv wirkenden Wörter leiten uns hinüber zu den eigentlichen Abschwächungswörtern.

Die *down-toners* schwächen den Grad einer Eigenschaft ab; sie drücken einen mäſsigen, geringen oder auch einen gerade nur noch wahrnehmbaren Grad der Eigenschaft aus. Stoffel findet, daſs *rather* und nächst ihm *pretty* unter allen hier in Betracht kommenden Wörtern die charakteristischsten seien. Ihnen schlieſsen sich die von Stoffel nur kurz berührten *slightly, somewhat, tolerably, a bit, a morsel, a mite, a trifle* und *a little* an. Bei letzterem erwähnt er auch die in neuerer Zeit sich öfter findende Nebenform *a leetle*, welche in der Tat die Bedeutung: '(nur) ein ganz klein wenig' auszudrücken scheint. Woher diese Form *leetle* stammt, weiſs ich nicht genau zu sagen. Ich möchte die Vermutung wagen, daſs es eine scherzhafte Nachahmung der Aussprache vieler Ausländer, besonders solcher romanischer Herkunft sei, wenigstens habe ich gefunden, daſs in Literaturwerken und auf der Bühne, wo z. B. Franzosen eine Rolle spielen, sich öfter auch dieses *leetle* findet. Da den Franzosen der offene kurze ĭ-Laut von Hause aus fehlt, so läge der englischen Karikatur immerhin ein gewisses Maſs richtiger Beobachtung zu Grunde. Wie dem auch sei, Stoffel hat wohl recht, wenn er meint, *leetle* drücke *the very smallest degree of a quality* aus, denn da es stets einen entschieden komischen Beigeschmack hat, so wird das darin steckende *a little* noch nicht einmal völlig ernst gemeint oder genommen, und das 'wenig' reduziert sich dadurch auf ein wirkliches Minimum, wie man es wortreicher ja auch mit: *(just) the least bit; (just) the tiniest mite* (oder *bit*) auszudrücken sucht.

Vorwiegend befaſst sich Stoffel nun mit *rather* und *pretty*. *Rather* bedeutete ja ursprünglich eigentlich *sooner*. Die Bedeutung *by preference* (also = 'lieber') sei bei Chaucer noch selten, das dafür übliche *liefer, lierer* sei aber um 1550 bereits veraltet gewesen und wurde nun allgemein durch *rather* ersetzt. Daſs dies geschah, ist nicht überraschend; auch bei uns wird eher und lieber vielfach *promiscue* gebraucht, und noch heute sind im Englischen die Fälle ganz gewöhnlich, wo *sooner* statt *rather* = 'lieber' steht (Stoffel citiert u. a. aus Punch 1883: *I would sooner steer eight men than one woman any day*).

Auf Personen bezüglich sei *rather* = 'lieber', auf Sachen bezüglich etwa = 'genauer gesagt oder vielmehr', *pour mieux dire.* Aus letzterer Bedeutung habe sich dann die uns hier besonders interessierende Verwendung von *rather* als *down-toner* = *somewhat, perceptibly* entwickelt z. B. in: *it is rather cold to-day; I rather think so; a rather stiff piece of work; rather a long journey.*

Den Übergang von *rather* = 'genauer gesagt, vielmehr,' *pour mieux dire,* zu *rather* = etwas oder einigermafsen, ziemlich mufs man sich wohl so denken, dafs man ausging von Sätzen wie: *He is not exactly young; he is rather old than young* = 'genauer gesagt alt'. *It is not very warm. — No, it's rather cold (than warm).* Die Zusätze mit *than* fanden ihre allgemeinste, immer passende Fassung in dem noch jetzt oft sich findenden Anhängsel *than otherwise;* aber gerade diese Selbstverständlichkeit des Zusatzes liefs ihn bald überflüssig erscheinen und vielfach fortfallen. Nennt man nun etwas eher kalt als warm, so liegt ursprünglich darin, dafs es nicht weit von der Mitte zwischen diesen Gegenteilen entfernt ist, dafs sein Kältegrad kein sehr grofser ist, dafs es also nur einigermafsen oder mäfsig kalt ist. Unnatürlich oder schwer zu verstehen ist also solch ein Übergang nicht. Stoffel zeigt dann, dafs dieser Gebrauch von *rather* zuerst vereinzelt auftritt, von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ab aber immer häufiger wird. Zunächst zeigt es sich vor Komparativen. Hier nimmt auch Stoffel (S. 136) als Ursprung dieses *rather* eine Ellipse an. Dem Satze aus Fieldings 'Tom Jones': *her consternation was rather greater than his had been* liege die Konstruktion zu Grunde: *her const. was greater, rather than less, than his had been.* Das ungeschickte zweimalige *than* führte dann zur Fortlassung von *than less* und zur Vorsetzung des *rather* vor den ersten Komparativ, zu dem es ja in enger Beziehung steht. Wenn Stoffel aber meint, in Scotts 'Rob Roy' (Camden Hotton's ed. S. 107b) habe der Autor, um das häfsliche doppelte *than* zu vermeiden, zu einem noch ungeschickteren Mittel gegriffen, indem er das erste *than* mit *as* vertauschte *(It was a hovel rather worse as better than that in which he had dined),* so trifft das nicht zu, denn *as* statt *than* ist kein blofser Notbehelf bei Scott, sondern für einen Schotten nichts Ungewöhnliches, wie sich aus Jamiesons 'Scottish Dict.' s. v. *as* ergibt. Bei genauerem Zusehen zeigt es sich bald, dafs die Umschreibungen *somewhat* oder *perceptibly* für *rather* durchaus nicht immer passen, weil sie die dem *rather* eigene modale Kraft, d. h. die Fähigkeit nicht haben, den Zweifel, ob eine Ungleichheit vorliege, auszudrücken. Stoffel zeigt das vortrefflich (S. 135) an dem aus Fieldings 'Tom Jones' citierten Beispiel: *her consternation was rather greater than his had been.* Er findet, hier sei es zweifelhaft, ob zwischen ihrer Bestürzung und der seinigen überhaupt ein Unterschied war; wenn aber einer da war, so war ihre Bestürzung die gröfsere. Es ist klar, dafs *somewhat* oder gar *perceptibly,* für *rather* eingesetzt, nichts von solch einer individuellen Ungewifsheit auszudrücken vermöchten. Im Deutschen können wir dieses *rather* bei Komparativen ganz gut durch 'womöglich noch' wiedergeben.

Stoffel berührt (S. 142 f.) dann auch die Frage, wie es sich mit *a rather* ... und *rather a* ... verhalte. Auf Henry Sweets Ausführungen (New Engl. Grammar) fuſsend, spricht er die sehr bestechende Ansicht aus, daſs *rather*, wo es in erster Linie sentence-modifier ist, in seiner Stellung im Satze wie alle sentence-modifiers weniger gebunden sei, und daſs es alsdann den Artikel hinter sich habe; als word-modifier stehe es hinter dem Artikel, d. h. dicht vor dem zu bestimmenden Worte; also: *he told us rather an old story* soll danach etwa heiſsen: *he told us a story, which, in my opinion, might be called an old story.* Hier übt *rather a* als s.-m. modale Funktion aus. Aber: *he told us a rather old story* konstatiere nur die Tatsache, daſs die erzählte Geschichte schon ziemlich oder einigermaſsen alt war. Gewiſs eine saubere, feine Unterscheidung; aber nach meiner Beobachtung wird sie in der Praxis durchaus nicht immer befolgt, und ich fürchte, sie ist zu fein und eigentlich zu belanglos, um allgemein durchzudringen. Ich würde beim Unterricht es jedenfalls nicht für ratsam halten, auf die Beobachtung eines solchen Unterschiedes zu dringen.

Am Schlusse dieses Abschnittes über *rather* zeigt Stoffel, daſs ihm die häufige Verwendung von *rather* auch als Intensivum nicht entgangen ist. Schon am Ende der Besprechung der eigentlichen Intensiva haben wir gesehen, daſs der Miſsbrauch derselben zu einer Reaktion führt, so daſs affektiert maſsvolle, bescheidene oder matte Gradbestimmungen verwendet werden, um eine um so stärkere Wirkung hervorzubringen. Auch *rather* entging dieser Verwendung durchaus nicht; es dient sogar als besonders kräftiges Adverb der Bejahung statt des einfachen *yes (Do you know him? — Rather!)* und entspricht, wie Stoffel richtig bemerkt, ganz unserem na, ob! oder: und wie! Dieses als Intens. gebrauchte *rather* ist auch vor Adjektiven und Adverbien so häufig, daſs man sogar bei einigen der Beispiele, die Stoffel für *rather* als *down-toner* beibringt, vielleicht richtiger es als Intensivum auffaſst; z. B. (Richardsons 'Sir Charles Grandison,' Letter VI): *He has remarkably bold eyes, rather approaching to what we would call goggling.* Die Augen sind auffallend *bold*, d. h. vorstehend, deshalb scheint es natürlicher, das *rather* = *very much* und nicht = *somewhat* zu verstehen: sie kommen den richtigen Glotzaugen sehr nahe.

Zuletzt behandelt Stoffel *pretty* als *down-toner.* Er findet, daſs es in dieser Verwendung älter ist als *rather.* In dem neueren Sprachgebrauche ist es nur word-modifier. Eigentlich hübsch bedeutend, heiſst es als *down-toner*, etwa soviel wie *moderately*, und sei daher etwas stärker als *rather.* Wie letzteres könne es durch Litotes auch als Intensivum wirken: *It's pretty cold this morning.* Diese Funktion als Intensivum ist ja auch in anderen Sprachen bei den entsprechenden Wörtern ganz gewöhnlich: Im Deutschen: 'Er war hübsch artig; eine hübsche Entfernung; ein hübsches Sümmchen;' ebenso im Französischen: *joli* und *joliment.* Auch Synonyma von *pretty,* z. B. *nice, tidy, handy,* werden so gebraucht.

Pretty = leidlich, ziemlich, also als *down-toner,* ist aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu belegen, und es wird im achtzehnten Jahrhundert ganz gewöhnlich. Es steht in dieser Bedeutung dem *rather* = ziemlich also sehr nahe, und es entsteht die Frage, ob die beiden, ohne den Sinn des Satzes zu ändern, vertauscht werden können. Ursprünglich, das ist ohne weiteres anzunehmen, wird *pretty* wohl nur Wörter bestimmt haben, die sich ihrer Bedeutung nach mit ihm vertrugen, d. h. mit solchen, die den Begriff des Günstigen, Willkommenen, Angenehmen in sich schlossen *(pretty good, pretty industrious)* oder doch nichts ausgesprochen Ungünstiges, Unwillkommenes oder Unangenehmes ausdrückten. Etwas davon scheint auch jetzt noch im Sprachbewufstsein lebendig geblieben zu sein. Man schreibt schwerlich: *pretty nasty, pretty unfortunate,* sondern wendet da wohl lieber *rather* an. Aber ich glaube, Stoffel geht zu weit, wenn er (S. 149) meint, in dem Satze (Fieldings 'Tom Jones' B. IV, ch. 3): *The water was luckily pretty shallow in that part* könne, ohne den Sinn zu ändern, nicht *rather* für *pretty* eintreten. *Pretty* solle den 'glücklichen' Umstand andeuten, dafs bei so flachem Wasser kein ernstes Unglück geschehen konnte; *rather* würde dagegen nur da passen, wo das flache Wasser unerwünscht wäre, so dafs z. B. ein Boot dort auf den Grund geraten könnte. Ich fürchte, das Wort *luckily* hat Stoffel hierbei zu deutlich vorgeschwebt und ihm diese Auffassung eingegeben. Wenn eine Vertauschung hier völlig ausgeschlossen sein sollte, so wäre es auch unzulässig, zu sagen: *She is pretty old; we are pretty tired,* und doch sind diese und viele andere Verbindungen, wo sich kein Begriff des Glücklichen, Erwünschten oder Angenehmen mit dem zu bestimmenden Adjektiv verbindet, ganz gewöhnlich.

Zum Schlusse noch ein paar kurze Bemerkungen. Vollständigkeit hat Stoffel nicht angestrebt; sie war auch kaum nötig, denn bei den meisten hier etwa noch in Betracht kommenden Wörtern, wie *regular, precious, deuced, devilish, dammed, darned, a wee bit, a sight* (vor *too* oder vor Komparativen) u. v. a., liegen die Verhältnisse ziemlich klar vor Augen. Wohl aber wäre es willkommen gewesen, wenn der Verfasser nachdrücklicher und ausführlicher auf die Tatsache hingewiesen hätte, dafs wir es bei den Verstärkungs- und Abschwächungsworten mit einer allgemeinen, überall zu beobachtenden Erscheinung in der Entwickelung der menschlichen Sprache zu tun haben, und dafs sich bei aller Verschiedenheit der in den einzelnen Sprachen verwendeten Mittel doch auch recht viele ganz parallele Entwickelungen nachweisen lassen. Doch hätte das freilich den Charakter des Buches nicht wenig verändert; es wäre mehr sprachvergleichend und gewifs auch viel umfangreicher geworden.

Aber auch wie es nun vor uns liegt, ist es für jeden Anglisten eine wahre Fundgrube für Belehrung und eine höchst anregende, hocherfreuliche Gabe.

Berlin. G. Tanger.

Old and Middle English texts, edited by L. Morsbach and F. Holthausen. II. Emare, ed. by A. B. Gough. London, New-York, Heidelberg, 1901. M. 1,20.

A. B. Gough hat in seiner Ausgabe der Emare die Ergebnisse von umfassenden Arbeiten verwendet, die sich auf die Sprache und die literarische Vorgeschichte des Denkmals erstrecken. Des Verfassers Ansichten über den letzteren Punkt werden von anderer Stelle hier besprochen werden; was dagegen den Text anbetrifft, so muſs ich gestehen, daſs ich mich den Grundsätzen des Verfassers nicht anzuschlieſsen vermag, auch nachdem ich von seiner Dissertation 'On the Middle English Metrical Romance of Emare' (Kiel 1900) Kenntnis genommen habe. Die Sprache des Dichters, soweit sie sich aus den Reimen ermitteln läſst, ist auſserordentlich farblos; sie scheint mir nur den reinen Süden und den reinen Norden auszuschlieſsen. Die Entstehung des Werkes in das nordöstliche Mittelland zu verlegen, liegt gar kein triftiger Grund vor; des Verfassers hauptsächlichstes Beweismaterial besteht in *thare, thore* usw., sowie *ȝing*, also gerade Formen, die in allen Gegenden zu belegen sind und ganz mit Unrecht früher zur Dialektbestimmung benutzt wurden. So halte ich es denn nicht für richtig, $\bar{ǫ} < \bar{a}$ der Handschrift überall zu $\bar{a}$ zu machen, noch weniger, die Partizipialendung *-yng(e)* in *-end(e)* umzuwandeln; letzteres scheint mir auch zu des Verfassers Lokalisierung weit weniger zu stimmen als *-yng(e)*.

Mit der Quantitätsbezeichnung hat sich der Verfasser groſse Mühe gegeben, hat aber dadurch nur erreicht, daſs sich nirgends eine Form findet, gegen deren Quantität berechtigte Einwände zu machen wären; daſs aber die von ihm mit Längezeichen versehenen Vokale am betreffenden Orte unbedingt lang sein müſsten, hat mich ebensowenig überzeugen können wie die unbedingte Kürze von Lauten, die eines Striches ermangeln. So interessant auch der Versuch der Herausgeber ist, einmal auch im Me. eine genaue Quantitierung durchzuführen, ich glaube, sie haben mehr übernommen als sich ausführen läſst. Dem Anfänger werden die Längebezeichnungen gewiſs zunächst die Arbeit erleichtern, aber in manchen Fällen werden sie ihm auch eine geistige Anstrengung abnehmen, wo sie recht am Platze wäre!

Sonst bietet der Text kaum zu Bemerkungen Anlaſs. Die Lesarten der Handschrift sind oft glücklich gebessert; im allgemeinen hat sich der Verfasser der nötigen Zurückhaltung befleiſsigt.

Noch einen Punkt möchte ich erwähnen, der die gesamte Sammlung angeht. Es entspricht meiner Meinung nach nicht den Verdiensten, die sich die deutsche Wissenschaft bereits um die Anglistik erworben hat, wenn die neuen Texte sämtlich in englischem Gewande erscheinen sollen, wo doch von den fünfzehn angekündigten oder schon veröffentlichten Bänden volle vierzehn von Deutschen herausgegeben werden! Wir haben nachgerade das Recht, zu verlangen, daſs jeder Anglist, welcher Nationalität er auch angehöre, Deutsch verstehen muſs. Theoretisch wird diese

Forderung wohl jeder als billig anerkennen; es hätte aber kaum ein besseres Mittel gegeben, sie auch praktisch durchzusetzen, als wenn eine gute und billige Textbibliothek, wie sie England vorläufig noch nicht besitzt, in deutschem Gewande auf dem Büchermarkt erschienen wäre.

Gr.-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

The complete works of John Gower. Edited from the manuscripts, with introductions, notes, and glossaries, by G. C. Macaulay, M. A. Vols. 2 (pp. CLXXIV, 519), 3 (pp. 655), The English works. 1901. Vol. 4 (pp. LXXVIII, 430), The Latin works. 1902. Oxford.[1]

These three handsome volumes complete the editor's undertaking, which began in 1899 with the issue of Gower's French works, including the *Mirour de l'Omme*, then recently discovered by Mr. Macaulay. To say that the high standard of scholarship set up at the beginning is fully maintained in the succeeding volumes is but part of the truth, the accomplished editor, well versed in all three of the mediæval languages, has thrown himself into the spirit of the author and the circumstances of his times, treating the poems from a literary and historical point of view no less than on their philological merits. The manuscript originals have been subjected to a searching criticism, and an exhaustive collation, the labour of which must have been enormous as it was all undertaken first hand. The result if the whole is an edition that is a model of method and of scientific treatment, in which no important aspect seems to have been neglected; this will be for long the final edition, it can hardly be superseded. We know our Gower as we never knew him before.

For the life of Gower, to which 30 pages at the beginning of vol. 4 are devoted, the materials are so scanty that to write his biography is an impossibility. "Almost the only authentic records of him" says Mr. Macaulay, "apart from his writings, are his marriage-licence, his will, and his tomb in St. Saviour's Church" [Southwark, London]. A succession of writers have copied from one another much guess-work; later, the more critical Sir Harris Nicolas, and also Pauli published interesting documents and notes, but careful investigation of originals proves that scarcely any of these relate to the poet. The conclusions of the editor therefore "so far as regards the records, are mostly of a negative character". Setting aside what is worthless the facts seem to be shortly these, that John Gower the poet was of a Kentish family — proved by the arms upon his tomb, by his relations with another John Gower of Kent, and by the executors of his will being men of Kent; that he had a power of attorney from his friend Chaucer in 1378; that he possessed two manors in Norfolk and Suffolk, but did not reside upon either of them; that he was

[1] See Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen u. Lit. Bd. CV, p. 390.

married[1] to Agnes Groundolf in the oratory in his lodging in the Priory of St. Mary Overey, Southwark, in 1397/8, and that he died in Oct. 1408. He is supposed to have been born about 1330, for he considered himself old in 1390, and had suffered from ill health for some time; during the last years of his life he was blind. Mr. Macaulay gathers besides many interesting particulars relating to his opinions and character from his writings. But though in the *Mirour* Gower reviews most of the ranks of society, and especially speaks of the merchant class with appreciation and respect, there is nothing that definitely answers the question whether he himself followed any profession or occupation. One expression "ainz ai vestu la raye manche" appears to allude to the custom that apprentices at law weoe stripes upon their sleeves, and that therefore there was the "possibility that Gower was bred in the law, though he may not have practised it for a living" (the editor had already disposed of the guesses by Leland and others that he was a judge). There is no improbability in this, it was part of the education of many a gentleman to study law, his friends Chaucer and Occleve appear to have done the same; and the lease of his manors in 1382 for the rent of £ 40 a year, and the terms of his will, alike indicate that he was a man of fair means.

Gower's character as shadowed in his writings is that of a man of simple tastes, just and upright, "who believes in the subordination of the various members of society to one another, and who will not allow himself to be ruled in his own household either by his wife or his servants". He constantly upheld "the equality of all men before God", saw the corruptions of the Church and the misdeeds of the friars, and yet notwithstanding these early Wicliffite opinions in his later days he denounced the Lollards. The conservative nature of the studious man of gentle nurture, holding steadfastly to the old faith as years went on, could not discern the deeper meaning of "this new Secte of Lollardie", which shocked him as it did Occleve.

"This newe tapinage
Of lollardie goth aboute
To sette Cristes feith in doute,"

and he exhorts his readers to eschew the "newe lore" (Conf. Aman. Lib. V ll. 1810, 1821).

A strongly religious man, knowing his Bible thoroughly, he believed in "the moral government of the world by Providence", and was a fearless rebuker of evil whether he found it among high or low. From the *Vox Clamantis* we learn his true patriotism and his pride in England's greatness, how he watched the progress of affairs and lamented the grievous evils under Richard's rule. The *Cronica Tripertita* shows Richard's fall as a moral consequence of those evils, and looks forward hopefully to better things under the new King. The line from the *Mirour* adopted

[1] Two or three passages in the *Speculum Meditantis* (*Mirour*), which was written between 1376—1379, allow it to be inferred that this was a second marriage, as the poet then alludes to his wife. The inference is taken with caution.

as a motto by the editor, "O gentile Engleterre, a toi j'escrits", expresses the strong motive which inspired him. Neither statesman nor politician, Gower was a moral philosopher, poet, and man of letters, who employed his considerable gifts consciously for the benefit of his countrymen; learning in the English work of his later years (*Confessio Amantis* was first written in 1390) to temper instruction with amusement, and so to find the way to their hearts:

"y undertok
Iu englesch forto make a book
Which stant betwene ernest and game,
I have it maad as thilke same
Which axe forto ben excusid,
[for lack of curious skill].
But this y knowe and this y-wot
That y have do my trewe peyne
With rude wordis and with pleyne
In al that evere y couthe and myghte,
This bok to write as y behighte,
So as siknesse it soffre wolde;
And also for my daies olde."

The chronological order of the poet's chief works is now made plain by Mr. Macaulay's labours as follows.

1. Speculum Meditantis (*Mirour de l'Omme*, French) 1376—1379.

2. *Vox Clamantis* (Latin). After the Peasant's rising in the summer of 1381, perhaps 1382.

3. *Confessio Amantis* (English). The first recension bears the date 1390, a fact hitherto overlooked which scatters many conjectures to the winds. A change in the epilogue of some copies took place within the same regnal year, i. e. before June 21, 1391. The third changes were made in the Prologue, dedicating the poem to Henry of Lancaster instead of to Richard II, and in other lines, not later than June 1393.

4. *Cronica Tripertita* (Latin) ? about end of 1400. I do not find any attempt to date this poem, but it closes with events occurring in this year.

Mr. Macaulay discusses the connection of these poems with the political events of Richard II's reign, and points out how the Latin works clearly show the political development and change of view of their author. Especially interesting is the first Book of *Vox Clamantis* which figuratively describes the "overwhelming impression" made upon him by the Peasant's rising, and "the terror inspired by it among those of his social standing" (confirming the accounts of Froissart and Walsingham). In truth, the student of this troublous reign and its complex problems, who already counts upon Gower among his witnesses, will find that the analysis of *Vox Clamantis* and the notes thereto, and especially the notes to the *Cronica Tripertita,* give valuable aid; embodying in the later case careful comparison with the evidence of original authorities, which the editor modestly hopes may "have some small value as a contribution to the history of a singularly perplexing political situation".

The volume of Latin works contains, besides *Vox Clamantis* and *Cronica Tripertita* a dozen or more small pieces, to several of which a personal interest attaches. Of these a prose description of his large works in the three languages, found in several MSS., seems from its position in the Fairfax Codex intended to be a separate notice, (it was a previous version of this which led the editor to the discovery of the *Mirour de l'Omme*). Included are the lines *Eneidos Bucolis* sent to Gower by a certain philosopher whom Mr. Macaulay plausibly conjectures to have been Chaucer's "philosophical Strode" — Ralph Strode — of the last stanza of *Troilus*. In others Gower speaks of his failing sight and his blindness. There are the lines composed for his own tomb (found in a Glasgow MS.), others urge the disposal of wealth during life, referring to the neglect of executors to provide prayers for the departed soul. The comet of 1402 is the subject of a few lines addressed to archbishop Arundel; and to the same ecclesiastic is "Epistolam .. misit senex et cecus Johannes Gower" apparently to be sent with the copy of *Vox Clamantis* and *Cronica Tripertita* in the All Souls Library, Oxford, as this is the only MS. in which the epistle occurs.

Of *Vox Clamantis* itself, consisting of 10,265 lines arranged in seven books, we get an analysis in English; a detailed account of the ten MSS. in which it is found, four of which are contemporary with the author; and a long list of textual errors in Coxe's edition for the Roxburghe club (1850). The comparative annotation of the poem brings out an important point previously unnoticed, namely the great extent to which it is a compilation; Gower here not only borrowed largely from Ovid but "repeatedly takes not lines or couplets only, but passages of eight, ten or even twenty lines from the *Aurora* of Peter Riga, from Alexander Neckam, *De Vita Monachorum*, from the *Speculum Stultorum*, or from the *Pantheon*". Mr. Macaulay is somewhat indignant at these "plagiarisms"; but the unrecognized absorption of the writings of others in former days was not always found the moral blot that it is at present. He wisely preserves the mediæval spelling of the Latin, appending a list of the principal differences from classical orthography, and adds in form of a Glossary "words which are unclassical in form or usage", a valuable gift for the student.

In dealing with the *Confessio Amantis*, which was the editor's first aim, he has had a big task. The poem contains about 32,318 lines in eight books; and it is found in about forty Manuscripts, all of which (except one or two) he has personally examined. These he classifies in six groups belonging to three recensions, giving a detailed account of each one. The text in the present edition follows the MS. Fairfax 3 (Bodleian library) of the third recension, respecting which the editor remarks in his Prefatory Note that he "has become more and more convinced, as his work went on of the value and authentic character of the text given by the Fairfax MS. of the *Confessio Amantis*, which as proceeding directly from the author, though not written by his hand, may claim the highest rank as an authority for his language". A critical apparatus of variations

and notes accompanies the text throughout. In a full and masterly introduction the popularity of the poem, which was even translated into Spanish and Portuguese, and the standard position of the author are pointed out and justified; while the literary characteristics of the work, its date and circumstances are treated in a most interesting manner. Gower here made his fame as a teller of stories, his talent for which, although not dramatic or humourous as Chaucer, Mr. Macaulay ranks at a high level. His technical skill in verse, and his command over the language and expression are "surprising in that age of half-developed English style", he is able to realize his ideals however limited his literary standard. Important also is the editor's testimony to his power to combine the French and English elements of the language "in harmonious alliance", and his success in combining "the French syllabic with the English accentual system of metre". An ever useful analysis of the work follows. Two sections on orthography and phonology are carefully worked out, especially with reference to the language of Chaucer, bringing out the remarkable result that Gower's usage has less instability of vowel-sound than Chaucer's, and that he is surer in preserving sound-form in rhymes, whereas Chaucer is apt to change the sound to suit his rhymes. The subjects of grammatic Inflexion, Dialect, and Metre are also fully dealt with; the dialect is English of the Court with a southern tendency, influenced by a partial use of Kentish forms. The usage and influence of French forms are also not neglected. And in connection with the subject of language is a long Glossary headed by a most interesting summary comparing the vocabularies of Gower and Chaucer. Notwithstanding the much more extensive word-list of Chaucer (his English work being twice as long, and of a wider variety than Gower's) it appears that Gower has more than 600 words not used by Chaucer. "Most of these are comparatively new formations from French or Latin" with a sprinkling of old English words. Gower is the first or only authority for a considerable list of words in the New English Dictionary, which it has been thought worth while to specify.

Finally the English work includes the interesting poem *In Praise of Peace* (of 1400) from the Trentham MS., formerly printed with Chaucer's works.

The fore-going sketch but imperfectly indicates the importance of Mr. Macaulay's contribution to our knowledge of Middle English, and of the growth of our language and literature in that vital period the second half of the fourteenth century. For the first time we have out of intimate and accurate knowledge the truth about Gower, his work stands enhanced in merit, and his real relations to literature are appraised at their due value. The study of the MSS. discloses the poet's own alterations in certain aspects of his two principal works, and shows the real reasons for these, clearing his character from time-serving timidity. As a necessity Mr. Macaulay, while paying due respect to previous writers and editors, English and foreign, does not fail to point out their numerous errors and

short-comings; in the light of his sober judgment and critical power over a wider range of fact, his strictures, always temperate, must be conceded.

Three facsimiles, from French, English, and Latin manuscripts, adorn the work.

Oxford. Lucy Toulmin Smith.

William Shakespeare. Prosody and text. An essay in criticism, being an introduction to a better editing and a more adequate appreciation of the works of the Elizabethan poets. By B. A. P. van Dam, M. D., with the assistance of C. Stoffel. Leyden 1900.

Of the two authors of the above mentioned book, the latter is well known to English philologists as the writer of several very interesting papers on different English linguistical subjects, while the other is a 'new hand'. And he is not only a 'new hand' in the learned republic of English philology, but as the two letters attached to his name indicate, he is not a philologist at all, but a medical man who has evidently grown tired of curing the living, and has therefore turned to the dead. I have no doubt that many critics, after reading his book, will politely or impolitely ask him to go back to his proper business and leave the dead alone. For the results to which he comes, are in many cases truly startling. In the first part of the book, called Prosody, there is made an attempt to show that in many cases where Shakespeare's text has been judged corrupt by modern editors, it is really the knowledge of the said editors that is corrupt and that the metre is easily put to rights when we remember that in Shakespeare's time many words either actually were, or at least might be, pronounced otherwise than now. Words might sometimes get an additional syllable, sometimes lose a syllable by different processes, which are gone through in detail. In order to prove this, a large number of examples are adduced from contemporary poets, where this addition or cutting off of a syllable are shown not only by the requirements of the metre but also by the spelling of the words. Much of what the learned authors adduce is well known and may be considered as received facts, but perhaps by far the greater part is new and, at the first blush, seems improbable enough. And yet, though they may have committed blunders and often gone too far in their conclusions, it seems to me not only that their views deserve to be weighed seriously, but that on the whole they have hit upon the right principle, and that Shakespeare critics would do well to study the book carefully. In many cases it will throw new light on passages which have hitherto baffled the exertions of the learned; in other cases it may at least give hints as to the right way of solving the problem.

I shall first give a short summary of the first part, before I try to answer the question how far the authors are correct in their views.

I. Additional Syllables. The ending *es* both in the genitive

and the plural was often sounded as a full syllable and not only after sibilants. The received reading of *M. of V.* II, 5, 43:

Will be worth a Jewess' eye

is due to Pope's misunderstanding of the word *Jewes* in the Folio, which is simply the genitive of *Jew*. That *Jew* was used both by Sh. and and his contemporaries as a feminine, is beyond doubt, while it is equally certain that any word *Jewess* does not occur in Sh. — The letters *l* and *r* often constitute a separate syllable, for instance *assembely, childeren*; so also *e* and *i* in such words as *gorgeous, gracious*. The words *villain* and *jealous* are often pronounced *vilian* and *jealious* in three syllables.

II. Aphæresis, i. e. the loss of the first syllable of a word, e. g. *noyance* for *annoyance, lay* for *allay, sume* for *assume, change* for *exchange*. Very often this is shown in print, but in lots of cases the printers have printed the full form though the metre clearly shows that Sh. must have intended the aphetised one.

III. Syncope, partly of vowels, e. g. *barb'rous, mod'rate, ev'dent, foll'wer, advent'rous*, partly of consonants or of a vowel and a consonant, e. g. *nee'l* for *needle, ta'n* for *taken, gov'nor* for *governor, anc'tor* for *ancestor*; *fa'r, bro'r mo'r* for *father, brother, mother, de'l* for *devil* and so on.

IV. Dropping of consonants: *houns* for *hounds, stockin* for *stocking,*[1] *ta* for *take, sha* for *shall*, of which more below.

V. Apocope: *Afric* for *Africa, Gonzal* for *Gonzalo, Burgund* for *Burgundy, mar* for *marry, etern* for *eternal, sev* for *seven, heav* for *heaven, aft* for *after, bet* for *better, hund* for *hundred, even* for *evening, morn* for *morning*.

VI. Synalephe and Coalition: *an' abortive* for *any, so hol' a man* for *holy, s'estimable* for *so, y'are* for *ye, not* for *ne wot, I've* for *I have, i' th'* for *in the, le'm'* for *let me, I' se* for *I shall, this* for *this is, there* for *there are*.

VII. Change of Syllabic Accent: *ab'surd, adver'sary, ad'vise, for'bid, reme'dy, something'*, etc. —

On the basis of such differences of language between the 16th and 19th centuries the authors try to set 'corrupt' passages right. And there can be no doubt that they often succeed in showing that the text is correct as we have it either in one of the Quartos or in the Folio of 1623, if we only read it in the right way. For in many cases the printers have either deliberately changed the spelling by printing aphetised or apocopated forms in full, or by tampering with the text in other ways. I shall now proceed to pick out some passages where I think the authors have succeeded in restituting the true text, after which I shall also point out some cases where I think their exertions have been in vain.

In *Macb.* II, 3, 108—111 the Globe Ed. has adopted Steevens's reading:

So were their daggers, which unwiped we found
Upon their pillows:
They stared, and were distracted; no man's life
Was to be trusted with them.

---

[1] This, of course, is not really a case of dropping, but of place-shifting (*n* for *ŋ*).

This, of course, cannot be correct, as two of the lines are too short. The Folio, on the contrary, has:

> So were their Daggers, which unwip'd we found
> Upon their Pillowes: they star'd, and were distracted,
> No mans Life was to be trusted with them,

and Steevens, of course, made the change, because he was unable to scan the two last lines. But by reading *pill's* instead of *pillows*, and *mannës* in two syllables, we find that the reading of the Folio is quite correct as it stands. The question then is whether we are justified in reading *pill's* for *pillows* and *mannës* for *man's*. As far as I know, the form *pill* has not been found so printed in Sh. or his contemporaries; but it seems highly probable that such a form may have existed as well as *mead* beside *meadow*, *shade* beside *shadow*, which are exactly analogous. Moreover the shortened forms *arr* for *arrow*, *morr* for *morrow*, *sorr* for *sorrow* seem to be demanded by the metre in some other passages (*L. L. L.* V, 2, 261; *T. & C.* IV, 2, 6; *Pilgr.* 15, 11), and that *mannës* might be pronounced in two syllables is beyond doubt.

M. of V. II, 9, 51 reads thus:

> *I will assume desert. Give me a key for this,*

which cannot be correct as containing six accents instead of five; the line must be read thus:

> *I'll sume desert. Give me a key for this,*

which sets it right at once. For as Sh. uses *shamed* for *ashamed* (*Sonnets* 72, 13), *say* for *assay* (*Per.* I, 1, 59), *surance* for *assurance* (*T. A.* V, 2, 46), *stonish* for *astonish* (*Venus* 825), and lots of other words with aphæresis of the prefix *a*, there seems to be little doubt that he would also use *sume* for *assume* and that it is simply owing to the printer when the full form is found in this passage. — In the same way the irregular line in *M. of V.* III, 2, 111:

> *O love, be moderate, allay thy ecstasy,*

which also contains two extra syllables, must be read thus:

> *O love, be mod'rate, lay thy ecstasy,*

there being no doubt about the short form *lay*, as it really occurs in *T. & C.* IV, 4, 55. — That Sh. used *void* for *avoid*, and *change* for *exchange* is quite certain (see *Cor.* IV, 5, 88, and *M. of V.* III, 4, 66). Therefore there can be little doubt that these forms are the correct ones in *Lear* I, 1, 126, which must be read:

> Of her kind nurs'ry. Hence and *void* my sight,

and *ibid.* V, 3, 166:

> I do forgive thee.
> Let's *change* charity.

It is a well known fact that the adverb *whether* is often used in the older language as a monosyllabic and then often written *where*. It

seems very probable then to assume that such words as *father, mother, brother, other,* might also be used as monosyllabics, e. g. *Temp.* V, 1, 12:

His *brother* and yours, abide all three distracted,

where the pronunciation *bro'r* sets the metre right at once. Such a pronunciation has nothing strange in it to a Norwegian, who is accustomed to his own contractions of the same words (*far, mor, bror*), and though, of course, the pronunciation of Norwegian words does not prove anything as to Shakespeare's pronunciation of English, yet a development in a language so nearly related to English as Norwegian may count for something in determining whether a certain development in English is probable or not. Now, as the Norw. forms *far, mor, bror, fjær* have developed out of *fader, moder, broder, fjeder,* and as the English *whether* is known to have been, at a certain period, pronounced *where,* there can be nothing preposterous in assuming that also *fa'r, mo'r, bro'r, o'r* once existed beside *father, mother, brother, other.* There are several other cases in which Norwegian furnishes parallels to English, for instance the shortened forms *ha* and *gi* for *have* and *give.* The short forms are now the only ones in use in spoken Norwegian; that such was once the case in English is quite certain. At the first blush it seems inexplicable that fuller forms, such as *father* and *have,* should again be able to drive out shorter ones, as *fa'r* and *ha,* and at present it certainly seems highly improbable that the Norwegian *far* etc. should ever be exchanged again for *fader* etc. And yet I think even this phenomenon may be explained. In democratic societies like the English and the Norwegian, there is a constant current from the lower classes upwards. People who have received little or no learning in their youth, may by the favour of circumstances, by lucky speculations and the like, be placed in positions that demand at least some degree of education, and as education partly manifests itself in the way of speaking, it is quite natural that such people should try and imitate their 'betters'. But as they have not access to the most refined circles, they are often reduced to learn to talk fine by the same means as foreigners, viz. through books. In this way they very often overdo it; they are anxious to show that they know how it ought to be, and pronounce letters which are really mute in the language of educated people. Thus it may happen that the full form of a word is vulgar, while the shortened form belongs to educated speech. And the children and grandchildren of those who from sheer ignorance spoke finer than the educated classes, will in their turn constitute the educated classes and bring with them forms which were quite vulgar in their grandfathers' time. There are a few cases in spoken Norwegian which I think may be explained in this way. The verb *sælge* (to sell) is pronounced *sellə* by educated people. But if I go into a shop, I invariably hear the people inside the counter pronounce it *selgə,* sounding the *g,* which they no doubt think is finer. In the same way the verb written *løbe* (to run) is pronounced by educated people *løpə*; but the lower classes in Christiania

now say *løbe,* with a *b,* which seems to be contrary to nature. The explanation of this I think is the following. Thirty years ago the verb *løbe* was not used at all by the juvenile population of Christiania: the children of the educated said *springe,* the others expressed themselves much more forcibly by means of *flyes*: *flyve* (to fly). But the extended primary education of later years, as well as the spreading of newspapers, has brought the illiterate more in contact with the literary language, where *löbe* is of frequent occurrence. They have then adopted this verb, but in its literary form, just as the educated classes have adopted *videnskab* in its literary form with a *d* instead of a *t* (cf. *vide* pron. *vite*). Thus it may happen, I think, that a worn down form may in course of time be supplanted by the corresponding literary form, seemingly a backward development. That such a reaction has really taken place in English, we have direct evidence in such words as *can, shall, will* (*wol*), in which the final consonant in now always sounded. But that it was formerly often dropped is proved by the contracted forms *can't, shan't, won't,* which can only be explained in this way. And the pronunciation of *what, that, let* as *wha', tha', le'* seems no more unnatural in English than the pronunciation of the corresponding words in Norwegian: *hvad, det, lad,* which are now always pronounced *va, de, la.* —

On the whole, there can be little doubt that apocope of one or more final sounds plays a much greater part in 16th century English than has hitherto been assumed. The spelling in the old editions clearly shows that it was usual on occasion to cut away many endings which are now always pronounced, and though in many cases the full form was printed, the metre shows that the curtailed forms were intended. Even now the addition of the suffix *-al* to words already ending in *-ic* is optional. I have mentioned already the forms *arr, mead, morr, sorr, pill* for *arrow* etc. There is also direct evidence that the ending *-y* was often left out; see for instance *Mac.* III, 4, 124 (*augurs* = *auguries*), *Ham.* III, 4, 83 (*mutine* = *mutiny*), *Lear* II, 4, 136 (*naught* = *naughty*), and so on. We may therefore conclude with good reason that Sh. sometimes used *marr* instead of *marry,* as this pronunciation not only in many cases sets the metre right, e. g. *Rom. & J.* III, 5, 122, which must be read:

> I *nill marr* yet; and when I do I swear,

but also explains the pun *ibid.* I, 2, 13, where the first Quarto has:

> *P.* Younger than she are happy mothers made.
> *C.* But too soon marr'd are those so early *married,*

which the Folio attempts to better by reading *made* instead of *married,* while the intended pun is brought out clearly by reading:

> But too soon *marr'd* are those so early *marr'd,*

thus playing upon *marr'd* from to *to mar* and from *to marr(y).*

Of other interesting examples of apocope the following deserve to be

mentioned. There is no doubt that Spenser could use the word *heaven* as a monosyllabic, e. g. *Astrophel* 153:

Whose praiers importune shall the *heav's* for ay,

where both the metre and the spelling shows the monosyllabic nature of the word. It may therefore also be assumed that Sh. could do the same, and that the true reading of *Venus & A.* 730 ought to be:

Wherein she fram'd thee, in high *heav's* despite.

Besides, the old Shakespeare texts show a few instances of confusion between *heavenly* and *heavily*, which is easily explained by assuming that both might be shortened to *heav'ly*. That *coffin* might be shortened to *coff*, and thus get confused with *coffer* seems very probable from *Per.* III, 2, 69 and III, 4, 2. One and the same object, viz. a chest, is here called *coffin* in the former place and *coffer* in the latter. That *coffin* is the right word is not doubtful, and the wrong word in III, 4, 2 can only be explained by assuming that Sh. used the apocopated form *coff*, which an ignorant printer changed to *coffer*. The passage is thus given in the editions:

Cer. Madam, this letter, and some certain jewels
Lay with you in your *coffer*; which are
At your command. Know you the character?
Th. It is my lord's.

The second and fourth of these lines are too short, which shows there must be something wrong here. Though van Dam and Stoffel do not give their own reading of this passage, I think I am not far wrong if I surmise they would read it in the following way:

Cer. Madam, this letter, and some certain jewels
Lay with you in your *coff*, which are at your
Command. Know you the *charact*?
Th. 'Tis my lord's.

That *character* might be shortened to *charact* is shown by *M. f. M.* V, 1, 56:

In all his dressings, *characts*, titles, forms.

The running together of two words, one of which ends in, and the other begins with a vowel, is so well known, besides being testified by the existence of such words as *to don, to doff, I'm, I've*, etc., that it is not necessary to dwell upon it here. That van Dam and Stoffel assume such synalephe in a large number of cases where nobody has hitherto thought of it, is only what might be expected; but there seems little reason to doubt, for instance, that *any* must be pronounced *an'* in *L. L. L.* I, 1, 104:

Why should I joy in *any* abortive birth.

Some of these coalitions, as *th'art, thou'rt, thou'll, y'are, you're, you'll*, have already been treated of by Prof. Jespersen in his *Progress of Language*. Greater opposition will probably be raised to such coalitions as *bym' = by me, le'm' = let me*, which last by the bye reminds one

strikingly of the colloquial Norwegian *la'n* = *lad ham*, *I'se* = *I shall*, *i'm* = *in him* (cp. Norw. *i'n* = *i den*, *i ham*), and yet several of these have survived to the present day, for instance *let's*, *I'll*, *I'd*.

I cannot here deny myself the pleasure of presenting to the reader the authors' treatment of *Mac.* I, 6, 6—10, where the Globe edition reads:

> Smells wooingly here: no jutty, frieze,
> Buttress, nor coign of vantage, but this bird
> Hath made his pendent bed and procreant cradle:
> Where they most breed and haunt, I have observed
> The air is delicate. See, see, our honour'd hostess.

The first of these lines is too short, and the last is too long. Besides, the word *most*, which is Rowe's emendation for the impossible *must* of the Folio, does not seem to have hit the mark. Now, it sometimes happens that we find printed *must* where Sh. evidently wrote *'se* = *shall*, because in many cases it makes no great difference whether we read *shall* or *must*. But in this case *must* makes nonsense of the passage, and *most* is a doubtful amelioration. The authors propose the following plausible reading:

> Smells *woo'ngly* here. No *jut*, frieze, *butteress*,
> Nor coin of vantage, but this bird hath made
> His pendent bed and *proor'ant* cradle. Where
> *They'se* breed and haunt, I have observ'd the air
> Is delicate. See, see, our honour'd hostess,

thus setting the metre and the sense of the passage right at the same time.

A following chapter gives a great number of instances of how words were often accented otherwise than now, and how many seeming irregularities may be accounted for by bearing this in mind. Thus *Ham.* I, 3, 59 must be read thus:

> Look thou *charac'ter*. Give thy thought no tongue.

But as this is generally admitted, though perhaps not to the same extent as supposed here, I shall waste no more time upon it.

I have already remarked that I think the learned authors go sometimes too far in their attempts to set Shakespeare's lines right. As they observe themselves in the foot-note to page 209, it is their 'deliberate opinion that Shakespeare never wrote shorter lines of blank verse' than of ten or eleven syllables. The broken lines, therefore, which are to be found in the text handed down to us, they 'hold to be due to the maiming which the text underwent at the hands of printers and editors'.

Now there can in my opinion be no doubt that such broken lines as occur in the middle of a speech, e. g. the line treated of above, *Upon their pillows* (*Mac.* II, 3, 109), are due to corruptions of or tampering with the text, and I also think it the duty of critics to start from the assumption that such lines were correct from Shakespeare's hand. But I do not see why we should assume that Shakespeare never wrote shorter lines. Of course it is impossible to prove either the one or the other, but sometimes there occurs in the oldest texts a short line, whose very

abruptness seems to me to give a peculiar force to the expression, e. g. *Mac.* II, 2, 62, where the short line:

Making the green one red

seems to gain by its shortness, as a long pause is demanded after *green*. In the same way, in *Mac.* III, 1, 40, the word *Farewell* does not seem out of place standing alone as it does. I would here also call attention to the words *Speak to me! O speak! Ham.* I, 1, 129, 132, 135, which seem to have good legs to stand upon by themselves. The proposed emendation:

That may t'ye d'ease and grace to me, speak to me:
If thou art privy to thy country's fate,
Which, happily, foreknow'ng m'avoid, o speak!

does not strike me as any amelioration, especially as the contrast between *thee* and *me* in the first of these lines is quite lost by this reading. I also think modern critics should be very cautious in assuming curtailed forms. These can hardly be considered otherwise than as poetical licenses or as colloquial forms, and we are hardly justified in believing that such a master in verse-making as Sh. would heap up too many of them in one line. Thus, the proposed reading *Ham.* II, 1, 78:

P. Ophelie, what's the matter?
O. O, *m'lord, m'lord,*
I've been so fright,

does not seem very plausible with its repetition of *m'lord, m'lord,* constituting together one verse-foot; why not reading *my lord* only once, but in full? In the same way I cannot bring myself to believe that the proposed reconstruction of *Lear* IV, 2, 21 foll. is right. It runs thus:

G. A mistress' mand. Wear this; spare speech; decline
Your head: this kiss, if it durst speak, would stretch
Thy spirits up into the air: conceive,
And fare thee well.
E. Yours in the ranks of death.
G. My most dear Gloucester! O, the difference
Of man and man! *T'ye a wom's serv'ce'* are due:
My fool usurps my *bod'*.
O. Ma'm, here comes *m'lord.*

But the curtailings and coalitions in the two last lines seem more than can be reconciled to good taste in the writer. However these lines are to be understood, there seems to be a logical contrast between *thee* and *my,* between *woman* and *fool.* It then seems unfortunate to propose to read *ye* and *wom'* as unaccented syllables, not to mention the maiming of the words in that line. For aught I see, we might as well propose the following:

O, what a difference of man and man!
To thee a woman's services are due,
My fool usurps my bod'
Ma'm here's my lord.

But the words *My fool usurps my body* are suspect. Nor do I see the necessity of changing the beginning of this passage. Of course it is the broken line *Conceive, and fare thee well,* that has led the authors to try another line-shifting. But I think we may well suppose Sh. to have written the words as they stand, cp. the line *Farewell* in *Macbeth* mentioned above. Of course, we must then read *mistress's* in three syllables. In the same way, I cannot say that I like the proposed remodelling of *Ham.* I, 4, 12, where the received text is contracted into one line thus:

Ham. The tri'mph of's pledge.
Hor. Is't custom?
Ham. Ay, marr' is't:

I don't believe Sh. would use an emphasizing word like *marry* unaccented. I should therefore much more prefer to read:

The triumph of his pledge.
Is't custom?
Ay:

leaving out altogether the words *marry is't.* — Conversely I would recommend the short instead of the full form of *near(er)* in *Mac.* II, 3, 147, where the authors propose to read:

— — — — — — — the near in blood,
Th' nearer' bloody',

with the last syllable accented both of *nearer* and *bloody*. To my mind it sounds better to read:

— — — — — — — the near in blood,
The near bloody',

the accent on the last syllable of *bloody* going very well as in contradistinction to the preceding *blood,* but *nearer' bloody'* seems rather jarring.

On the whole, though I think it cannot be denied that many of the curtailed forms adduced by van Dam and Stoffel really existed in Elizabethan English, yet I am inclined to believe that the authors have been too ready to admit them in the single instances. Our knowledge of Shakespeare's genuine text is too limited to allow no to set it right in every case where it is evident that the received text is corrupt. But still I think the authors have done good work in drawing the attention of scholars to these linguistic facts, as they may go a long way to help them in correcting the text, even though this remedy is us panacea. — Nor can I unconditionally subscribe to the somewhat startling assertions that 'the use or non-use of the *s,* especially as the sign of the plural, was a purely arbitrary matter' (page 81), or that 'Elizabethan speakers hardly troubled about such trifles as the pronunciation of final consonants' (page 157). —

The first part of the book concludes with a very full and very interesting survey of the history and structure of the Heroic Line and the

Blank Verse. The results of the investigation is thus given by the authors themselves (page 209):

'The unit of Shakespeare's blank verse is a line of either ten or eleven syllables.

In this line there may or may not be one or more verse-pauses. If there are one or more verse-pauses, these may occur after any syllable in the line.

The verse-accents are on the even syllables, but accentual inversions may occur in the case of the first, the second, the third, and the fourth accent, on condition that such inversion be preceded by a verse-pause. There may also be two accentual inversions in a line, but these must never be consecutive ones, and the fifth accent cannot under any circumstances suffer inversion.

The only essential difference between blank-verse and heroic verse is the absence of rhyme in the former; and the greater latitude of expression thereby secured may manifest itself in a greater diversity in the place of the verse-pause, and an increase in the number of unstopt lines.' —

The authors are themselves aware that their conception of Shakespeare's blank verse has not up to now been accepted by a single editor, a single critic, or a single Shakespearian scholar, and that it is in flat contradiction with the general opinion which has gradually taken root on the subject of Shakespeare's dramatic verse (page 212). To this I have only to add that this part of the book seems to me to be far the best, and I am fully convinced that their view of the structure of blank verse will in time do completely away with all phantastic views set forth by Dr. Guest and the anonymous writer in the Quarterly Review, quoted on page 225.

The second part of the book, containing Criticism of the Text of Shakespeare is likewise divided into several chapters. In the first of these are discussed the various Causes of the Mistakes in the Text. These causes are manifold, such as differences in spelling, misprints, line-shiftings, which are to be laid at the printer's door, or arbitrary alterations of the punctuation or the text, as well as omissions and additions, which are, as a general rule, due to the carelessness or ignorance of editors and correctors of the press. The most interesting of these causes is perhaps line-shifting, or 'the mangling of verse by subjecting the individual lines to arbitrary processes of shortening or lengthening, while leaving intact the words of which the lines are made up.' As an example I shall give the following: *Ham.* V, 2, 369—372 is thus printed in the Folio:

> Which have solicited. The rest is silence. O, o, o, o. *Dyes.*
> *Hora.* Now cracke a Noble heart:
> Goodnight, sweet Prince,
> And flights of Angels sing thee to thy rest,
> Why do's the Drumme come hither?

Modern editors try to set this right by leaving out the *O, o, o, o,* and printing *Goodnight, sweet prince* in the same line with the preceding one. But this still leaves the last line incomplete. The following remodelling proposed by van Dam and Stoffel recommends itself as very plausible:

> Which have solicited. The rest is silence.
> O, o, o, o! (*Dies.*)
> *Hor.* Now cracks a noble heart.
> Good night, sweet prince! And flights of angels sing
> Thee to thy rest! — Why does the drum come hither?

By this simple means everything is set right without changing or leaving out a single word. Truly, no solution can be simpler.

In dealing with the text of the single works the authors divide these into three groups, viz.

I. the works for which only one source has come down to us, sc. the poems and those plays that are found only in the Folio of 1623;

II. the plays which are found not only in the Folio, but also in one or more Quartos, and

III. the plays of which, in addition to a version printed from the manuscript, we also possess surreptitious copies.

The authors take it for granted that all the works of Sh. have been printed from his own manuscripts. When we ask how it is then possible that they contain so many evident mistakes, so many omissions and additions, they answer by referring to the fact that it was not the custom of the authors at that time to correct the proof-sheets. The printing was wholly left to the compositor and the corrector, and these did not scruple, if they thought fit, to alter the text arbitrarily, to omit words or lines which they did not understand, and even add words that were not in the manuscript. Besides, according to a passage quoted from de Vinne's book *The Invention of Printing*, it seems that the compositor was not always in the habit of having the MS. before him, but 'that it was customary to employ a reader to read aloud to the compositors, who set the types from dictation, not seeing the copy. ... When the compositors were educated, the method of dictation may have been practised with some success; when they were ignorant, it was sure to produce many errors.' From this it is concluded that 'if two Elizabethan editors happen to edit the same manuscript, hundreds of small discrepancies are sure to appear in the two texts they turn out.'

Respecting the plays of the first group, special interest is attached to the attempt of the authors to reconstruct the blank verse form of the opening scene of the *Tempest*, which is printed as prose both in the first Folio and in all subsequent editions. I will not say I believe the authors have succeeded in giving us Shakespeare's genuine text in every detail of this scene, nor do I believe the authors themselves will claim credit for this, but their attempt has at all events convinced me — and will, I believe, convince all who study it without preconceived notions — that this scene is in blank verse, even though there may be objectionable de-

tails in the reconstruction. Thus, I don't think the very first line a good one, whether Sh. wrote it in that form or not:

Mast. Boatswain.
Boats. Here, master. What cheer?
Mast. Good. Speak to
The mariners.

In order to make blank verse out of this, we must accent *what* and *to*. But other lines are quite perfect, for instance the following:

Ant. Where's the master, boatswain?
Boats. D'ye not hear him? You mar our labour. Keep
Your cabins! 'S blood! You do assist the storm.
Gon. Nay, good, be patient.
Boats. When the sea is. Hence!
What cares these roarers for the name of king?
To cabin! Silence! Trouble's not!
Gon. Good, yet
Remember whom thou hast aboard.
Boats. None that
I more love than myself. You are a couns'lor;
If you can mand these elements to silence,
And work the peace o'th' present, we will not
Hand a rope more; use your authority.
If you can not, give thanks y'have liv'd so long,
And make yourself ready' in your cabin for
The mischance of the hour, if it so hap. —
Cheerly, good hearts! — Out of our way, I say. (*Exit.*)

I believe no one will dispute this being blank verse; but if this is blank verse I do not see any reason why the rest of the scene should not be blank verse as well. It may also be noted that of the whole scene only one word of the Folio text has been left out and only one word added to it. The rest of the alterations merely concern the spelling and form of the words. I consider it as proved beyond doubt that Sh. wrote this scene in blank verse.

The second group of plays comprises *Rich. II.*, *II. Henry IV.*, *Rich. III.*, *Tr. & Or.*, *Tit. And.*, *Lear*, and *Oth.*, and a searching investigation has led the authors 'to the conclusion that both the Quarto printer and the Folio printer (or the F. corrector) must have had full or partial access to the genuine manuscripts'. — That the Folio-edition of the plays is not a mere reprint of the Quartos is, of course, proved by the many discrepancies between them. At the same time they have so many errors in common that they cannot, on the other hand, be wholly independent of each other. The authors assume, as a general rule, that though the editors of the Folio had access to Shakespeare's manuscripts, these were only now and then had recourse to, while the type was mainly set up from the Quarto: 'When a work was reprinted, the ordinary practice must have been to set up the type, not from the manuscript, but from a copy of the edition immediately preceding. Of course it is far easier for a compositor to set up a work from a printed text than from a manuscript,

and Shakespeare's hand may well have been hard to decipher. ... We shall therefore be pretty near the truth if we assume that the F. printer thought fit to consult his convenience by using the Q. as his "copy", at the same time looking with intermittent attention into the MS. upon occasions, and in certain cases even printing from the MS. exclusively.'

I must leave it to others to decide if this view of the matter is correct or not. I requires a far deeper knowledge of the different editions than I can boast of to pronounce upon the question. I can only say that in many cases a difficulty seems to be solved by this way of looking at it, in other cases the attempt to set the text right seems less successful. This also applies to the attempt at reconstructing the opening scene of *K. Lear,* where many a lucky hit is mixed up with what I am inclined to consider as the overstraining of a preconceived theory. Thus, the authors are no doubt right in supposing the beginning of this scene to be in blank verse as well as all the rest, and the way the metre is reconstructed is, I believe, mainly correct; so is probably their reading of lines 67—81 (from *Then poor Cordelia — Speak again*), where they seem to have succeeded very well in conciliating the texts of the Q. and the F. — But I have no doubt that Shakespeare critics will take exception at many details.

We now come to the third group of plays, viz. those of which there are also found surreptitious copies. These, as everybody knows, are supposed to have been stolen by shorthand writers, who jotted them down by ear during the performance, and they therefore do not only contain many mistakes due either to misconception of the spoken words, or to blunders in deciphering the shorthand notes, but also often leave out whole passages. Consequently they are much shorter than the editions printed from the MS. It would seem, therefore, that no great weight can be laid upon words and passages found in these, but wanting, in the legal editions. And yet van Dam and Stoffel attach a high value to them, because in several cases, instead of giving less than the genuine copies, they really give more, that is to say, they contain fresh matter not to be found anywhere else, and what is more, this fresh matter may to great advantage be inserted in the generally received texts, thereby throwing quite a new light upon several passages of the latter. As an example *instar omnium* the authors give the well-known passage from *R. & J.* II, 6, where Romeo and Juliet meet in the friar's cell to get married. As the two Quartos have only two lines in common in this scene, it has always been supposed that the original text as we know it only from the surreptitious Quarto has afterwards been rewritten by Sh., who must consequently have cancelled almost the whole scene, and substituted a wholly new text. But as the lines supposed in this manner to have been cancelled by Sh. are by far the most beautiful of the whole scene, I fully agree with the authors when they say that 'if Shakespeare had cancelled and rewritten these splendid lines, we should have to conclude that between 1597 and 1599 he had had a fit of mental alienation.' The only

conclusion, therefore, that can be drawn from this, is that both the text of the surreptitious Quarto and that of the later Quarto belong to the original play, and, in fact, by putting them together we get a text that at once commends itself to any one who has eyes to see and ears to hear. There may be still more lines wanting in this beautiful scene, so that it is by no means certain that, by welding the two texts together, the authors have really succeeded in restoring the genuine text as it flowed from Shakespeare's pen; there is no ascertaining this now. But what seems to me to be beyond reasonable doubt, is that the text as restored by van Dam and Stoffel is the nearest approach to Shakespeare's own words that is now possible. But if this is so, the lines left out in the later Quarto must have been in Shakespeare's MS., and as this Quarto is supposed by the authors to have been printed from the manuscript, the question naturally arises how it has come to pass that these beautiful lines could be left out by the compositor. To solve this difficulty the authors suppose that the compositor made use of the surreptitious Quarto and set up the type from that, all the way comparing it with the MS., in which he had already marked those lines which were left out in the printed copy before him. But when he got to II, 6, he is supposed to have for a moment forgotten all about the printed copy, and 'in his eagerness to get on set in type only the marked passages in the Ms.' — Here I must join issue with the authors. First, if the printer before going to work had compared the first Quarto with the MS., he would have found so many discrepancies between them that he would most probably have preferred printing directly from the MS. to this constant turning from one to the other. Secondly, if it was his 'eagerness to get on' that made him for a moment forget that he had really two copies to print from, it is more probable that he would have forgotten the written copy and contented himself with the printed one, than vice versa; for as the authors themselves say in another place, it is much easier to set up type from a printed copy than from a written one, and we cannot, therefore, suppose that the compositor, if he wanted to get on with his task, should choose the expedient which would most probably prevent his getting on. The only explanation possible of this remarkable fact, therefore, is that the lines in question were not to be found in the MS. from which the compositor was printing. But, again, if these lines had never been cancelled by Sh., we can only infer that the MS. from which the second Quarto was printed was not Shakespeare's own, but an imperfect copy of it, and this copy may, for aught we know, have been got in an illegal way. The publisher may have bribed one of the actors to get him a copy, and in his eagerness to do this secretly, this actor may well be supposed to have left out lines here and there. He may have been disturbed in his work and have had to put it off for some time, and when he recommenced it, he may have started from a wrong place, it is impossible to say how the blunders may have been brought about. Or, when he had, for instance, copied the lines:

O, so light a foot
Will ne'er wear out the everlasting flint,

and raised his eyes from the paper he was writing on, to see what followed, his eyes met again the words *So light a foot,* and he may then have passed over the next two lines, believing them to be the same he had been copying. —

Of the other examples of how lost lines may be recovered from the surreptitious Quartos, I shall only mention the following: In *Ham.* I, 2, 105—107, the generally received text runs:

— — — — and who still hath cried,
From the first corse till he that died to-day,
'This must be so.'

But it must be admitted that if Nature had cried nothing else, it would hardly be worth recording. If we turn to the surreptitious Quarto, we find the following line inserted between 105 and 106:

None lives on earth, but he is born to die,

and there can be little doubt that this line has been wrongly left out, since it is on this line that 'the whole passage hinges.'

I cannot conclude this review without regretting that the authors in mentioning other modern editors sometimes indulge in terms which they themselves call 'measured', it is true, but which cannot fail to make a painful impression on English readers. Of course modern editors may have committed blunders which van Dam and Stoffel have detected and set right, but it is hardly fair to say that 'the latter-day views as respects editorial work, seem calculated to create confusion all along the line in modern editions of old authors' (page 197), and they are hardly justified in saying that 'the outcome of their joint efforts, as we find it exhibited in modern editions, such as the well known Globe Edition may justly be described as illogical eclectic bungling' (page 271), or that 'they are troubled with the curious propensity of choosing the greater of two evils' (page 300). The Cambridge editors, especially, find little favour with the authors, who assert that 'the poorest figure is cut by the C. editors' (page 314) '... in whom logic and method are often far to seek' (page 315), and '... the C. editors are not consistent in anything except in inconsistency' (page 338). Such expressions are so much the more to be regretted as the authors admit that 'so long as Mr. Howard Furness's New Variorum Edition is unfinished, the Cambridge Edition, with all its imperfections on its head, supplies a want which no other edition can fill up.' — I am sorry to have to point out such blemishes in a work that is so interesting and original in its views, and which in spite of possible mistakes in details, has certainly carried the study of Shakespeare a good step forward. —

Fredriksstad (Norway). Aug. Western.

Shaksperes Macbeth. Tragödie in fünf Akten übersetzt von Friedrich Theodor Vischer. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Professor Dr. Hermann Conrad. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf. (G. m. b. H.), 1901.

Macbeth in Vischers trefflicher Übersetzung zu einer Schulausgabe zu verwenden, war eine glückliche Idee, denn gerade dieses Stück eignet sich nach Inhalt und Form für die Schullektüre wohl am besten von allen Tragödien Shaksperes. Es übersteigt mit seinem Problem nicht die Fassungskraft der Halbreifen und wirkt durch die Klarheit seiner künstlerischen Gliederung paradigmatisch.

Die konkrete Eignung für den Schulzweck erhält das Buch durch Conrads weitausgreifende Einleitung und die reichlich gebotenen Anmerkungen am Schlusse. Sorgen diese in bester Weise für das Verständnis der Einzelheiten, so will die Einleitung das Ganze in helles Licht rücken. Dabei verschmäht Conrad eine systematische Anordnung — wohl zum Vorteil für seine jungen Leser. Er greift die wichtigsten Punkte heraus und ordnet sie, wie mir scheint, in eine pädagogisch absinkende Reihe.

So steht an erster Stelle die 'Charakteristik'. Hier wird — vornehmlich an der Figur des Helden — das Drama seinem geistigen Gehalt nach erläutert. Danach kommt das formale Moment im 'Bau des Dramas' zur Sprache. In das letzte Drittel der Einleitung teilen sich speziellere Analysen. Meist passen sich diese Exkurse dem Schulzweck an, so in den beiden ersten Hauptstücken sowohl hinsichtlich der sachlichen Darstellung wie auch in der halbnaiven Textierung. Den übrigen Kapiteln merkt man freilich an, daſs hier der Herausgeber die Gelegenheit benützt hat, seine persönlichen Ansichten über wissenschaftliche Einzelheiten vorzutragen, mögen diese auch über den Zweck des Schulbuches hinausgehen. Es ist also zuviel des Guten, aber weil es meist gut ist, was da gesagt wird, so stumpft sich das methodische Bedenken dagegen ab. Die jungen Herren der Schule werden eben diese Seiten einfach überschlagen.

Mir sind diese illegitimen Erweiterungen selbstverständlich gerade das Interessanteste am Buche.

Sehr nett gemacht ist der dritte Abschnitt: 'Zeitrechnung'. Der Verfasser erörtert den Widerspruch zwischen der wirklichen Dauer der Handlung, wenn man sie auf ihren 'realen' Verlauf prüft, und der scheinbaren Dauer, wie sie uns von der Bühne herab vorkommt. Überflüssig war wohl die Mühe der genauesten Ausrechnung der 'realen' Zeit auf Tage und Stunden, sehr hübsch ist es aber, wie Conrad die Kunststückchen Shaksperes aufdeckt, die ihn seine Handlung scheinbar so sehr konzentrieren lieſsen, woraus sich für den Zuschauer die gröſsere dramatische Wucht des Ganzen ergibt.

Der folgende Abschnitt über 'poetische Form' ist miſsraten. Ein paar Allgemeinheiten über Sprachstil und Versbau sind in gedrängter Kürze (eine Druckseite) so allgemein hingestellt, daſs sie zu Unrichtigkeiten werden, weil sie den Eindruck hervorrufen, als wäre das Drama stilistisch

und metrisch zwar meisterhaft, aber einheitlich ausgeführt. Nun ist aber gerade dieses Drama ausgezeichnet durch seinen individualisierten Stil. Nirgends hat es Shakspere so sehr verstanden, seine Hauptfiguren schon durch die feinstabgestufte Sprache zu charakterisieren. Der Held und die Heldin sprechen — weil so verschieden in ihrem Wesen — künstlerisch starkunterschiedene Idiome, und diese variieren sich wieder — ohne darüber ihren Grundton zu verlieren — nach den eigenartigen Stimmungen, die die wechselnden Situationen, mithin die Geistes- und Gemütslagen ihrer persönlichen Träger, des Helden oder der Heldin, mit sich bringen. Das Drama bezeichnet den Gipfelpunkt in der stilistischen Entwickelung des Dichters. Die Ausführung dieser Tatsache hätte freilich den Rahmen des Buches gesprengt, aber eine Andeutung hätte leicht Platz finden können.

Die Quellenstudie des nächsten Kapitels ist in ihrer sachlichen Behandlung sehr gut gelungen. Hingegen erwecken die Schlufskapitel über 'Abfassungszeit' und 'Urheberschaft' gerechtfertigte Bedenken. Wenn ich trivial werden dürfte, müfste ich sagen, der Verfasser hört hier das literarische Gras wachsen. Er ist ein übertriebener Skeptiker gegenüber den äufseren Kriterien und ein Zelot für die inneren des Stils und der Metrik. Die Schlüsse aus dem scheinbar objektiven Material werden subjektiv, weil zwei Prämissen des Verfassers nicht unangefochten bestehen: er zieht die Bedenklichkeit der Überlieferung nicht in Rechnung, und er glaubt an die Stetigkeit der Entwickelung des Dichters zum Besseren. Diese Voraussetzungen sind aber — weil unbeweisbar — blofs willkürlich.

Trotz dieser — für den eigentlichen Zweck des Buches — nur untergeordneten Ausstellungen mufs das Ganze als gelungen bezeichnet werden.

Wien. Rudolf Fischer.

Walter Scott, The Border edition of the Waverly novels, edited with introductory essays and notes to each novel (supplementing those of the author) by Andrew Lang. London, Macmillan, 1902. 24 vols. crown 8, green cloth. 3 sh. 6 d. each.

Die Romane Walter Scotts sind lange im Schatten der Literaturgeschichte gestanden, obwohl sie beim Erscheinen eine neue Gattung darstellten: den historischen Prosaroman, der alsbald durch Alexis und Hauff, Vigny, Mérimé und den Verfasser der 'Drei Musketiere', sowie durch Manzoni einen Siegeslauf durch Europa nahm und selbst in Amerika die Cooperschen Indianer hervorrief. Vielleicht hatte die reiche Biographie Scotts, die sein Schwiegersohn Lockhart 1837 veröffentlichte, den Eindruck erweckt, als wüfste man schon alles. Doch gehört Lockharts Werk zu jener älteren Art Dichterbiographien, die zwar die Lebens- und Buchgeschichte, aber nicht die Kunstentwickelung geben und hiemit einer psychologischen Forschungsweise nur das Material vorbereiten. Nicht die Erbauung von Abbotsford, der Erwerb vormals unerhörter Honorare und der heroische Kampf gegen einen furchtbaren Bankerott ist uns an Scott

das Interessanteste, sondern wie er dazu kam, zuerst seine Versepen zu dichten, dann zu Waverley überzugehen und allmählich die technische Höhe von 'Ivanhoe' und 'Quentin Durward' zu erklimmen; zur Aufhellung dieser Fragen, zur Darlegung seiner Vorbilder und Quellen ist aber mehr als ein halbes Jahrhundert lang nichts geschehen. Erst die vorliegende Neuausgabe, zu der Andrew Lang die Einleitungen beisteuerte, brach 1892 das Eis. In England schlossen sich daran Separatausgaben des 'Talisman' und 'Ivanhoe' für die Clarendon Press, von 'Old Mortality' und 'Legend of Montrose' für die Cambridge University Press, in denen mehr oder minder auch den Quellen Scotts nachgegangen ist. Neuestens haben zwei Leipziger Dissertationen denselben Gegenstand gefördert: M. Schüler, Quellenuntersuchung zu 'Rob Roy' (1901), hat in diesem Romane manche autobiographische Züge aus Scotts eigener Liebesgeschichte aufgedeckt, und L. K. Roesel, 'Die literarischen und politischen Beziehungen Sir Walter Scotts zu Goethe' (1901), Nachwirkungen des Werther in 'Waverley', des Egmont in 'Kenilworth', der Mignon in 'Peveril' und 'Legend of Montrose' verfolgt. Endlich wagte sich K. Gaebel, 'Beiträge zur Technik der Erzählung in den Romanen Walter Scotts' (Marburger Diss. 1901), an den literarhistorischen Kern und hat allerlei Beachtenswertes vorgebracht, das weiter gesponnen zu werden verdient.

Jetzt ist die 'Border edition' Andrew Langs, die 1892 noch durch einen sehr hohen Preis umzäunt war, in billigem Neudruck, doch mit ungekürztem Apparat, sowie mit denselben 240 Illustrationen, die nicht einmal geschmacklos sind, erschienen, so daſs auch minder bemittelte Bibliotheken und Gelehrte sie anschaffen können. Die Einleitungen sind zwar wesentlich biographischer und ästhetischer Art. Lang beginnt regelmäſsig mit der äuſseren Entstehungsgeschichte eines Romans, hauptsächlich nach Lockhart, dessen Fleiſs und Takt durch eine nochmalige Durchmusterung der vielbändigen Originalkorrespondenz des Dichters nur in ein helleres Licht gerückt wurde. Dann gibt er seine Meinung über den Grad des Gefallens, das der Roman ihm einflöſst — 'Quentin Durward' stellt er am höchsten —, und knüpft daran eine Besprechung ausgewählter, zeitgenössischer Rezensionen. Endlich benutzt er manchmal die Gelegenheit zu einer Vergleichung mit der wirklichen Geschichte, z. B. bei 'Kenilworth' an der Hand von Froude, bei 'Ivanhoe' an der von Freeman. Immerhin machen die Anmerkungen auf eine Reihe von Einzelquellen aufmerksam, so daſs man sie nicht übersehen darf. Natürlich sind alle Vor- und Nachbemerkungen zu Scott selbst beibehalten. Drei Romanen, die viele keltische Lehnwörter in sich bergen, 'Waverley', 'Tales of the Crusaders' und 'The surgeon's daughter', sind ziemlich ausführliche Glossare (ohne Citate) beigegeben. Druck und Ausstattung sind so schön, daſs der Preis billig zu nennen ist. Es wäre nur zu wünschen, daſs auch die Quellen und innere Entstehungsgeschichte sorgfältige Behandlung erfahren hätten; wie viel da fehlt, ist schon aus einem Vergleich mit der Ivanhoe-Ausgabe der Clarendon Press zu ersehen.

Berlin. A. Brandl.

Carl Voretzsch, Epische Studien. Beiträge zur Geschichte der französischen Heldensage und Heldendichtung. I. Heft: Die Komposition des Huon von Bordeaux nebst kritischen Bemerkungen über Begriff und Bedeutung der Sage. Halle a. S., Max Niemeyer, 1900. XIII, 420 S. 8.

Es würde ein eitles Bemühen sein, den überaus reichen Inhalt dieses Buches, das für Germanisten nahezu von gleicher Bedeutung ist wie für Romanisten, auch nur in knappen Zügen in den Rahmen einer räumlich doch immerhin beschränkten Anzeige zu bringen. Die zahllosen Fäden aufzuweisen, die der Verfasser mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit von einer Dichtung zur anderen spinnt, würde zwecklos sein und keine richtige Würdigung der Arbeit ermöglichen, wenn nicht zugleich gezeigt würde, wie er das scheinbar unentwirrbare Gewebe aufzudröseln versteht. Das würde aber zu zahlreichen und verwickelten Auseinandersetzungen führen, die man am besten im Buche selber nachliest. Und das zu tun, kann nicht warm genug empfohlen werden, denn jeder Leser wird davon nicht nur Nutzen, sondern auch wirklichen Genufs und Vergnügen haben, so dafs er das Buch, wenn er einmal angefangen, sicher auch zu Ende lesen wird. Denn der Verfasser versteht seinen Stoff so meisterhaft zu behandeln, die zahlreichen Fragen derartig zu stellen und zu beantworten, dafs man ihm bis zum Schlusse mit spannender Aufmerksamkeit folgt. Seinen Gegenstand beherrscht er im vollsten Mafse, auf dem Gebiete des germanischen Epos ist er nicht weniger gut zu Hause als auf dem des romanischen, und überall mufs man die gegebene Lösung als durchaus möglich bezeichnen, wenn auch nicht immer als wahrscheinlich.

Denn dafs sich alles in Wirklichkeit so verhalten habe, wie der gelehrte Verfasser es darstellt, möchte ich doch nicht unbedingt bejahen. Gar manches kann ja nicht zweifelhaft erscheinen, so der überzeugend nachgewiesene Einflufs des *Coronement Looïs* und des *Ogier* auf die Einleitungsscenen des *Huon de Bordeaux*, wodurch zugleich die von Longnon angenommene historische Grundlage (die lebensgefährliche Verletzung des Sohnes Karls des Kahlen durch Albuin) für Huons Tötung Carlots wegfällt. Auch zahlreiche andere Entlehnungen und Analogien hat Voretzsch dank seiner ungewöhnlichen Belesenheit darzutun vermocht. Anderes wieder erscheint angesichts der lückenhaften Überlieferung fast zu schön gefügt, um wahr zu sein. Welch eigentümlicher Zufall z. B., dafs der 'Urhuon' uns in dem sonderbaren Prolog der Turiner Hs. des Lothringerepos erhalten sein sollte, derselben Hs. aus dem Jahre 1311, die uns auch eine Version des *Huon de Bordeaux* mit zahlreichen Zusätzen überliefert! Freilich kann sich Voretzsch gerade dafür auf keinen geringeren als G. Paris berufen, aber trotzdem mufs ich die Bedenken teilen, die Ph. Aug. Becker in der *Zs. f. rom. Phil.* XXV, 373 dagegen geltend gemacht hat. (Beachtenswert sind auch Beckers Ausführungen über den 'pseudo-historischen Alberich' im XXVI. Bande derselben Zeitschrift.) Solche Zweifel beruhen im letzten Grunde auf einer abweichenden Anschauung; sie hin-

dern mich nicht, die Folgerichtigkeit und Möglichkeit der Resultate, zu denen Voretzsch gelangt ist, ausdrücklich anzuerkennen.

Der eigentlichen Untersuchung über *Huon de Bordeaux* gehen davon unabhängige, rein theoretische 'kritische Bemerkungen über Begriff und Bedeutung der Sage' (d. h. der Sage überhaupt) voraus (S. 1—49). Voretzsch sucht darin seine Anschauungen über die Entstehung des Epos, die er bereits in der 'Französischen Heldensage' (Heidelberg 1894; in etwas umgearbeiteter französischer Übersetzung: *La légende héroïque française*, Bruxelles 1901) und in der 'Das Merowingerepos und die fränkische Heldensage' betitelten Abhandlung (in *Philol. Studien.* Festgabe für Eduard Sievers. Halle 1896. S. 53 ff.) dargelegt hatte, weiter zu begründen und zu verteidigen. Die neuen Ausführungen treffen nicht den Kern der Frage, und diejenigen, die bisher den Begriff 'Heldensage', wie ihn Voretzsch auffaſst, für das französische Epos nicht gelten lassen wollten, werden schwerlich bekehrt sein. Ich kann auch z. B. nicht finden, daſs sich Gautier wirklich solcher Widersprüche schuldig gemacht hat, wie Voretzsch ihm vorwirft. Denn daſs das französische Epos sagenhafte Elemente, ja ganze Sagen aufgenommen und verarbeitet habe, liegt doch auf der Hand und ist gewiſs keinem Menschen eingefallen zu bestreiten. Der Kern der Frage ist der: Haben sich Erinnerungen an historische Ereignisse bloſs durch mündliche Weitererzählung (in prosaischer Form) durch Jahrhunderte hindurch in dem Grade von Genauigkeit und Treue vererben können, den das durch Jahrhunderte von den geschilderten Ereignissen getrennte französische Epos voraussetzt? Diese Frage bejaht Voretzsch ebenso entschieden, wie sie G. Paris, Rajna und andere verneinen. Was mich betrifft, so bleibe ich nach wie vor in der Reihe dieser letzteren, denn auch ich bin der Überzeugung, daſs sich so bestimmte historische Erinnerungen, wie sie die Epen bei all ihren Ungenauigkeiten, Verwechselungen usw. immerhin voraussetzen, nicht durch bloſses Erzählen Jahrhunderte hindurch erhalten können. Die Erinnerung wird sich bei denen, die nicht Augenzeugen waren, bald verdunkeln, besonders werden die Namen der handelnden Personen bald vergessen und beliebig durch andere ersetzt werden, über die zeitlichen Verhältnisse wird jede Anschauung bald fehlen usw. Um das festzuhalten, bedarf es eben der Fessel des Verses oder der schriftlichen Aufzeichnung, und die Ependichter haben entweder aus Liedern oder schriftlichen Quellen oder aus beidem zugleich geschöpft. Dazu hat dann mündlich überlieferte Prosaerzählung wohl Sagenhaftes aller Art, besonders Wandersagen, die bald auf diese, bald auf jene Person übertragen wurden, Lokalsagen, Märchen u. a. m., aber keine Geschichte beigesteuert. Die allenfalls darin enthaltenen historischen Erinnerungen waren jedenfalls so verschwommen, daſs man sie nicht mehr erkennen konnte. Dagegen sieht Voretzsch die Heldensage als die Quelle der Epen, als die Überlieferin des Stoffes selbst an, den die Ependichter übernahmen und nur zu verarbeiten brauchten. Er läſst es (S. 29) sogar dahingestellt, ob 'eine so gefaſste Sage sich von dem Epos nur noch durch die äuſsere Form, durch die prosaische Einkleidung unterscheidet',

und fährt dann fort: 'Zu vermuten ist, daſs die epische Behandlung in den Einzelheiten, zumal in der Schilderung, immer etwas vor der Prosasage voraus hat, daſs der epische Dichter sich nicht mit der metrischen Wiedergabe des Gehörten begnügt.' Mir scheint, daſs Voretzsch auf alle Fälle auch den Anteil der Dichter selbst und der dichterischen Tradition an den französischen Epen bedeutend unterschätzt.

Am Schluſs des ebenso interessanten wie gelehrten Buches findet man noch eine Reihe willkommener Beilagen: Auszüge und die sämtlichen Kapitelüberschriften aus dem französischen Prosaroman von Huon (S. 375 bis 402), den Prosaauszug des 14. Jahrhunderts (B. N. fr. 5003), die von *Albericus junior, filius Clodii* handelnden Stücke aus Jacques de Guises *Annales historiae illustrium principum Hannonie* und eine Filiationstafel der behandelten Epen.

Jena. W. Cloetta.

Forschungen zur Romanischen Philologie. Festgabe für Hermann Suchier zum 15. März 1900. Halle a. S., Max Niemeyer, 1900. V, 646, XXXVI S. 8.[1]

Eine freudige Überraschung, ja eine Ehrung seltener Art wurde mir zu teil, indem mir von einer Anzahl früherer Hörer der vorliegende Band überreicht wurde. Es geschah dies an dem Tage, an dem ich dereinst im Jahre 1875 zum ordentlichen Professor in Münster ernannt worden war. Meine Freude stieg noch, als ich mich beim Lesen davon überzeugte, daſs unter den elf Abhandlungen des Bandes keine war, die nicht wertvollen wissenschaftlichen Inhalt in eine wohldurchdachte, auch äuſserlich streng gehaltene Form gekleidet hätte.

1. Der Verfasser des ersten Artikels, Charles Bonnier, französischer Lektor an der Universität Liverpool, teilt aus seiner im französischen Nordgau belegenen Heimat (Templeuve), über die er schon manche dankenswerten Aufschlüsse gegeben hat, 52 mundartliche Sprichwörter mit, die er mit Übersetzung und mit Erläuterungen versieht. Die Beachtung, die er, einer Anregung Hugo Schuchardts folgend, der metrischen Form dieser Sprichwörter schenkt, verdient besondere Anerkennung. Es ist ihm auch gelungen, den Gegenstand zu beleben und anziehend zu gestalten. Nur die phonetischen Bezeichnungen hätten vielleicht durch praktischere Auswahl gewinnen können.

[1] Als ich auf die Bitte der Redaktion eine Anzeige dieses Werkes übernahm, dachte ich nicht, daſs sich die Erfüllung meines Versprechens so lange hinziehen würde. Die Verspätung ist in Umständen begründet, die auſserhalb des Bereichs meines Willens lagen. Sollte aber aus meiner Besprechung eine persönliche Note hervorklingen, so wird der Leser dies begreiflich finden und, wofern dies nötig sein sollte, entschuldigen. Der Band ist bis jetzt angezeigt worden im Lit. Centralblatt 1901 Sp. 25 (P. F[örster]), in der Deutschen Literaturzeitung 1901 Sp. 164 (W. Meyer-Lübke), in Behrens' Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XXIV. 1 (O. Schultz-Gora), in der Revue critique 1901 I S. 224 (A. Jeanroy), in der Romania XXIX S. 466 und 579—585 (L. Havet, A. Thomas, G. Paris), im Giornale storico della letteratura italiana XXXVI S. 475.

2.[1] A. Philippide, Professor an der Universität Jassi, behandelt die vielumstrittene Frage von der Beschaffenheit des lateinischen Wortaccents. Er macht einige Einwendungen gegen Louis Havet, der für das längere Wort zwei Accente annahm: einen musikalischen auf der gewöhnlichen Tonsilbe, einen exspiratorischen auf der anlautenden Silbe. Ich gehöre nicht zu den Anhängern von Havets Hypothese, möchte aber, ehe ich auf die Frage eingehe, erst die neuen Untersuchungen von Vendryès gelesen haben, dessen Buch mir noch nicht zugänglich geworden ist. In der zweiten Hälfte seines Aufsatzes bespricht Philippide den rumänischen Wortaccent und betrachtet in lehrreicher Weise die rumänischen Wörter und Wortformen, in denen anscheinend oder in Wirklichkeit eine Verschiebung des lateinischen Accents stattgefunden hat.

Philippide, der mich einst mit aufopfernder Bemühung in die Kenntnis seiner Muttersprache eingeführt hat, ist jetzt mit der Ausarbeitung eines den gesamten rumänischen Wortschatz umfassenden Wörterbuches beschäftigt. Möge es dem lieben Freunde vergönnt sein, die gewaltige Arbeit zu glücklichem Abschlufs zu führen!

3. M. Wilmotte, Professor an der Universität Lüttich, knüpft an seine Studien über die Sprachgeschichte des Wallonischen an, zu deren besten Kennern er zählt, und geht auf die Mundart der von W. Förster herausgegebenen Handschrift von Gregors Dialogen ein. Das Ergebnis seiner sorgsamen Prüfung der Lautformen ist, dafs die Übersetzung der Dialoge aus Nordwallonien herrührt, wahrscheinlich aus Lüttich selbst oder aus der Umgegend von Lüttich. Gleichzeitig mit dieser Untersuchung erschien die Schrift von Leo Wiese, Die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor, Halle 1900.[2] Sie ist, wie W. Försters Schule erwarten läfst, mit philologischer Sorgfalt und Gründlichkeit ausgeführt. Wiese vergleicht die Sprache der Dialoge mit Urkunden der Abtei Orval und hält die Übereinstimmung für hinreichend, um mit Behrens die Entstehung der Übersetzung in Orval anzunehmen. So sehr ich bestrebt sein möchte, mich hier auf eine blofse Berichterstattung über den mir gewidmeten Band zu beschränken, glaube ich doch in dieser jetzt viel diskutierten Streitfrage kurz Stellung nehmen zu sollen.

Ich halte aber die von Wilmotte befürwortete sprachliche Lokalisierung für die besser begründete. Gegen Wieses Entscheidung spricht schon die allgemeine Erwägung, dafs ein Kloster nicht eine bestimmte Mundart vertritt und seine Mitglieder sich keineswegs aus der nahen Umgebung zu rekrutieren pflegen, zumal wenn, wie es mit Orval der Fall ist, das

[1] Vgl. E. Bourciez in der Revue critique 1901, I, S. 273.

[2] Vgl. M. Wilmotte in Behrens' Zeitschrift XXII S. 186, E. Herzog in der Zeitschrift für romanische Philologie XXV S. 757, Arn. Krause in diesem Archiv CVI S. 207, A. Doutrepont im Bulletin du Musée belge V 4, Stengel in der Deutschen Literaturzeitung 1900 Sp. 2539. Übrigens hätte Leo Wiese, für den die Welt nur aus Romanisten zu bestehen scheint, wohlgetan, auf dem Titel anzugeben, dafs seine Schrift von einer französischen Übersetzung der Dialoge Gregors handelt.

Kloster nicht in der unmittelbaren Nähe einer gröfseren Stadt liegt. Dafs die von ihm benutzten Orvaler Urkunden nicht in den Originalen, sondern nur in Abschriften aus späterer Zeit erhalten sind, ist ihm schon von Wilmotte entgegengehalten worden, der auch auf die in Berlin gefundene Sammlung von 21 Originalurkunden hingewiesen hat. Diese Sammlung ist seitdem von Delescluse und Hanquet herausgegeben worden (Nouvelles chartes inédites de l'abbaye d'Orval, Brüssel 1900). Auch hat Wiese einige umfangreiche Texte aus Lüttich nicht herangezogen, wie die Chronik des Jean des Preis dit d'Outremeuse und das Cartulaire de l'église Saint-Lambert de Liège. Ich will hier nur eine Beobachtung anführen, der ich einige Wichtigkeit beimesse. In den Dialogen geht Subj. Präs. 4 auf *ons* aus (*aions* habeamus), aber in den Urkunden aus Orval, die Leo Wiese sprachlich analysiert, auf *iens* (*aiens*). Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, sagt Wiese S. 128: 'Es scheint mir besser anzunehmen, dafs der gelehrte Übersetzer unserer Dialoge, wie er im Präs. Ind. nur die Endung *-ons* gebraucht, ebenso dieselbe auch im Konjunktiv ausschliefslich anwendet, dafs also die später überall eindringende analogische Form in den Dialogen früher herrscht.' Die Logik dieses Satzes habe ich nicht herausgefunden. Im Präs. Ind. ist das *-ons* allen französischen Mundarten des Mittelalters gemeinsam, ein Vergleich mit diesem *ons* des Ind. ist also gar nicht am Platze. Dafs die analogische Form im Konjunktiv später überall eingedrungen wäre, ist gleichfalls unrichtig; in den lothringischen Mundarten lautet die Endung noch heute *-ins*. Nun gehen die einschlägigen Formen des Subjunktivs in den alten Lütticher Texten auf *ons* aus, in den alten lothringischen Texten auf *iens*: *aions* Cart. S. Lambert I 493, *puissons* J. Preis I 310, *rechivons* I 637. Wenn nun die Orvaler Gegend, der südlichen Lage im Herzogtum Lützenburg entsprechend, in diesem Zuge mit Lothringen geht, wie Leo Wiese konstatiert, gleich den Moralia in Hiob, denen ich seit lange lothringische oder südwallonische Heimat zugeschrieben habe, so kann eine unbefangene Entscheidung nur dahin lauten, dafs die Endung *ons*, als Subj. Präs. 4, gegen Orval und für Lüttich sprechen mufs.[1]

4. Joseph Bédier, Professor an der Pariser École normale, versucht hier den Tristan des Thomas inhaltlich herzustellen. Bekanntlich sind uns von diesem Werke nur Bruchstücke erhalten, die sämtlich ziemlich dem Ende der Geschichte angehören. Der Text wird von Bédier mosaikartig hergestellt, indem die drei aus Thomas geflossenen Werke, das norwegische, deutsche und englische, zu einer Erzählung verschmolzen werden. Dabei ist durch beigesetzte Konkordanzen und typographische Zeichen der Text so eingerichtet, dafs der Leser mit Leichtigkeit in das Verfahren einen Einblick gewinnt. Der so hergestellte Text reicht bis zur Ankunft Tristans am Hofe des Königs Marc. Seitdem hat Bédier,

[1] Arn. Krause begeht in diesem Archiv CVI S. 211 einen Fehler, wenn er den Dialogen im Subj. Präs. 4 die Endung *ions* zuschreibt: sie lautet nur *ons*, wie in *puissons*, so auch in *aions*, *soions*.

der jetzt eine Ausgabe der Thomasschen Tristanbruchstücke unter der Presse hat, in einem besonderen Buche die alte Tristangeschichte mehr im Anschlufs an die Berolversion aufs reizvollste nacherzählt (le Roman de Tristan et Iseut, Paris s. d. [1900]) und zwar für den unbegrenzten Leserkreis des grofsen Publikums, nicht für die enge Zunft der Philologen.

5. Georg Schläger, Schuldirektor in Weida und Verfasser der feinsinnigen Studien über das Tagelied, Jena 1895, behandelt Musik und Strophenbau der Chansons à toile. Ausgehend von einer sorgfältigen musikalisch-metrischen Beschreibung — die Transkriptionen von zwanzig Melodien in moderne Notenschrift sind im Anhang mitgeteilt —, wird hier eine Reihe wichtiger Fragen mit kompetentem Verständnis erörtert. Seinen Ausgangspunkt nimmt Verfasser vom Vortrag der Chansons de geste, dem einige wertvolle Schlufsfolgerungen zu gute kommen. Wichtig scheinen mir zumal seine Erörterungen über die Refrains, die nach Melodie und Inhalt geprüft werden. Schläger gelangt zu dem Schlufs, dafs der Refrain ursprünglich einen integrierenden Bestandteil der Chansons à toile bildete, keineswegs als selbständig überlieferte Dichtung gelebt hat, um die sich nach einer verbreiteten Auffassung das Ganze des Liedes als Paraphrase gerankt hätte. Die Einführung fremder Refrains, die sich in einigen Gedichten zeigt, ist eine sekundäre Erscheinung und erst aus späterer Zeit zu belegen. Die lehrreiche Forschung wird dann noch auf das Tanzlied *Bele Aaliz*, auf die Melodien des provenzalischen Agnesspiels, auf die Musik zu Aucassin ausgedehnt. In einem Punkte von geringer Bedeutung kann ich die Ansicht des Verfassers nicht teilen: ich glaube nicht, dafs die erzählenden Lais gesungen worden sind. Die Notenlinien, die zu den Anfängen einiger Lais in der Aucassinhandschrift gezogen sind, schreibe ich einem Versehen des Liniierers zu, der gemeint haben wird, es sollten lyrische Lais eingetragen werden, und berufe mich darauf, dafs die Notenlinien leer geblieben sind.

6. Karl Warnke, Professor am Gymnasium zu Koburg, Die Quellen des Esope der Marie de France. Ich verweise auf die eingehende Besprechung von Georg Cohn in diesem Archiv CVI S. 426—452. Auch ich bin der Überzeugung, dafs Karl Warnkes Name zu den besten Namen auf romanischem Forschungsgebiet zu zählen ist.

7.[1] Berthold Wiese, Lektor für Italienisch an der Universität Halle und Professor an der Oberrealschule, gibt eine oberitalienische Christophoruslegende in sechszeiligen Strophen heraus. Wiese ist nicht eigentlich mein Hörer gewesen. Zu meinen Schülern gehört er etwa mit demselben Recht, mit dem ich mich zu seinen Schülern zählen könnte, auch wenn er sich hier mit freundlicher Motivierung darauf beruft, dafs er einmal 'Einführung in das Rumänische' bei mir gehört habe. Was ich meinerseits im freundschaftlichen Verkehr mit Berthold Wiese ge-

[1] Vgl. Wiese selbst im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1900 Sp. 230 und Mussafias Besprechung ebenda Sp. 216.

wonnen habe, ist sicher nicht geringer anzuschlagen, als was er mir verdanken mag.

8. Karl Weber, Oberlehrer an derselben Schule, teilt sechzehn Märchen mit, die zugleich als Probe der Redeweisen des niederen Volkes in Toskana willkommen sind. Weber hat gelehrte Anmerkungen beigegeben und bei Gelegenheit des siebenten Märchens, einer Version der Crescentiasage, auch Genaueres über die *Leggenda di santa Guglielma* mitgeteilt, die er herauszugeben beabsichtigt.

9.[1] Eduard Wechſsler, Privatdozent in Halle, Gibt es Lautgesetze? Diese wertvolle Untersuchung, die einer der brennendsten Fragen der Sprachforschung gewidmet ist, gibt zunächst (S. 349—438) mit vorzüglicher Klarheit und eindringender Gründlichkeit eine Formulierung und Geschichte des Problems und erörtert sodann (S. 438—528) die verschiedenen Kategorien der phonetischen Veränderungen, deren Wechſsler zwölf unterscheidet. Gleich bei der ersten (Veränderungen der Artikulationsbasis) geht er auf die Bedeutung der ethnischen Substrate für die Entstehung der romanischen Mundarten ein. Alles, was der Verfasser vorbringt, ist anregend und fördernd; doch nehme ich in mehreren Stücken einen anderen Standpunkt ein, was näher darzulegen ich mir freilich im Rahmen dieser Besprechung versagen muſs.

10. Franz Saran, Privatdozent in Halle und bereits als hervorragender Rhythmiker bekannt, hat infolge von Krankheit seinen Beitrag nicht vollenden können und wird das Ganze nächstens in Niemeyers Verlag erscheinen lassen. Saran hält das System der romanischen Verse für alternierend und bespricht in dem vorliegenden Abschnitt die von französischen und fremden Metrikern über das französische Versprinzip geäuſserten Ansichten bis gegen 1800.

11.[2] Karl Voretzsch, Professor an der Universität Tübingen, fügt hier zu seinen scharfsinnigen literarhistorischen Untersuchungen über die Renartbranchen und über Ogier den Dänen eine ihnen gleichwertige linguistische: er prüft an dem Material des provenzalischen Wort- und Formenschatzes die zuerst von Schuchardt aufgeworfene Frage, ob und inwieweit im Galloromanischen die Diphthongierung von *ŏ* und *ĕ* ursprünglich an ein folgendes *u* bzw. *i* gebunden gewesen ist. Ich bedaure, mir ein näheres Eingehen auf die Darlegungen des Verfassers hier versagen zu müssen.

Hinter dem aus den Musiknoten zu Schlägers Artikel bestehenden Anhang bildet eine den Inhalt der einzelnen Beiträge genau analysierende Übersicht den Schluſs des Bandes.

Halle a. S. Hermann Suchier.

---

[1] Vgl. H. Hirt in den Indogerm. Forschungen XII Anz. S. 6, H. Schwarz in der Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie XXV S. 246, H. Stolz in der Neuen philol. Rundschau von Wagener und Ludwig 1900 S. 39, J. Subak im Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie 1902 S. 241.

[2] Vgl. Horning im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1900 Sp. 289.

Albert Sleumer, Die Dramen Victor Hugos. Eine literarhistorisch-kritische Untersuchung. (Literarhistorische Forschungen, herausgeg. von Schick und v. Waldberg, XVI). Berlin 1901.

Auf die Bezeichnung 'literarhistorisch-kritische Untersuchung' kann dieses Buch nicht Anspruch erheben. Es ist vielmehr in der Hauptsache ein Komplex von sorgfältigen Inhaltsangaben und ebenso sorgfältig zusammengetragenen Nachrichten über die Aufführungen der einzelnen Hugoschen Stücke, die Parodien, Opernkompositionen und andere Dinge, welche sich daran geschlossen haben. Nach dieser Richtung hin kann das Buch Dienste leisten. Dagegen ist es fast wertlos, was die kritischen Partien angeht, weil hier jede Geübtheit und Selbständigkeit des Urteils fehlt. Wer gleich in der Besprechung des ersten Dramas so weit irre geht, zu sagen: 'Wir müssen "Cromwell" als ein wohlgelungenes Stück bezeichnen' (S. 50), der darf sich nicht wundern, wenn man von den in den darauf folgenden Kapiteln angestellten Betrachtungen über die anderen Stücke Hugos nicht mehr viel Gutes erwartet. Verfasser scheint denn auch gefühlt zu haben, daſs die Kritik nicht seine starke Seite ist, so wenigstens erklären sich am besten die langen Zusammenstellungen von Urteilen anderer, unter denen auch Paul de Saint Victor nicht fehlt, der es ja fertig bekommen hat, vom 'Ruy Blas' zu sagen: *c'est un chef-d'œuvre en tous sens* und von dem berüchtigten Monolog Karls V. in 'Hernani' zu bemerken: *on riait autrefois, on pleurerait presque aujourd'hui à la plainte magnanime de Charles-Quint abdiquant son cœur, lorsqu'il monte au trône de l'Empire* (!). Die Charakteranalysen bleiben nur an der Oberfläche, auch die der Frauengestalten, welche nach S. 6 Verfasser sich zum besonderen Vorwurfe genommen hat. Ein irgendwie tieferes Eindringen muſste zu einem von des Verfassers Ergebnis sehr abweichenden Schlusse führen, nämlich daſs Hugos Figuren nicht lebenswahr sind, sondern samt und sonders an groſser Unwahrscheinlichkeit leiden. Und das ist ja auch sehr erklärlich. Hugos ausgeprägter Lyrismus machte ihn, ebenso wie die anderen Romantiker, unfähig, aus sich herauszutreten und Gestalten von Fleisch und Blut zu schaffen, und wenn es S. 5 heiſst: 'Hugo ist nicht stets im stande gewesen, sein eigenes "Ich" hinter den dramatischen Charakteren zurücktreten zu lassen,' so ist für 'nicht stets' einzusetzen 'niemals'. Die lyrische Begabung Hugos erklärt es auch, warum er so oft zum Melodramatischen herabsank, sie erklärt es ferner, wie er seine Dramen in derartig kurzer Zeit produzieren konnte, daſs Goethe, von dieser Schreibgeschwindigkeit erschreckt, zu Eckermann äuſserte: 'Wenn Victor Hugo lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, so muſs er anfangen, weniger zu schreiben und mehr zu arbeiten.' Die Gespräche Goethes mit Eckermann, welche Verfasser nicht benutzt hat, hätten ihm überhaupt manche Belehrung über V. Hugo gewährt. Das gleiche gilt von Julian Schmidts 'Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution[1] 1789';

[1] Dieses Buch, dessen annalistische Anordnung mit daraus folgender geringer Übersichtlichkeit wohl manche abschreckt, hat den Vorzug, daſs der Autor die

man findet sie nirgends angeführt, während sonst allerhand wertlose Schreibereien mit rührender Gewissenhaftigkeit zu Rate gezogen und gebucht werden. So kommt es denn wohl, dafs vielerlei Unrichtigkeiten und Schiefheiten untergelaufen sind, z. B. wenn S. 25 gesagt wird, dafs 'vor dem "Cromwell" Hugo schon mit seinen Romanen die Herzen eingenommen hatte,' also mit dem *Han d'Islande* und dem *Bug-Jargal*, diesen ungeheuerlichen Produkten, oder wenn Verfasser nicht weifs, was man von der Beschäftigung Hugos mit Shakspere zu halten hat, oder die Übersetzung von Delaplace in eine ganz falsche Zeit verlegt wird (S. 331, Anm. 2), oder über das Verhältnis des Verses von A. Chénier zu dem Verse der Romantiker Unzutreffendes zum Vorschein kommt (S. 321), oder es S. 367 heifst, dafs Hugo längst vor der Abfassung seines ersten Dramas die Literatur mit den köstlichsten Erzeugnissen seiner Lyrik beschenkt hatte usw., vgl. Thurau in der Zeitschr. f. franz. und engl. Unterricht I, 30, Anm. 7. Zuweilen widerspricht Verfasser sich selber: S. 357 wird gesagt, dafs Hugo nicht zeigt, 'wie der Charakter der Kurtisanen sich allmählich läutert, sondern er denselben schon dichterisch verklärt dem Zuschauer gegenüberstellt,' und S. 361 heifst es: 'Die läuternde Macht der Liebe stellte Hugo in Marion und Tisbe dar;' S. 364 spricht er von der vergeblichen Anstrengung eines Lyrikers, der Dramatiker werden möchte, und gleich auf der folgenden Seite ist mit einemmal von den Verdiensten die Rede, welche Hugo sich nicht zum wenigsten um die dramatische Dichtung seines Vaterlandes erworben hat.

Nach dem Obigen wird man mir wohl erlassen, auf die einzelnen Dramenanalysen des Buches näher einzugehen, hingegen ist es Pflicht des Referenten, zu sagen, dafs das letztere ziemlich reich ist an Stilblüten, von denen nur zwei angeführt seien: 'ein Drama, dessen Lesung wir mit Interesse aufnehmen,' 'die träumerischen Gefilde der spanischen Halbinsel' (S. 50, 79). Es sei zum Schlusse auf den lesenswerten Aufsatz von Doumic, den Verfasser noch nicht kennen konnte, hingewiesen: *L'œuvre du Romantisme au théâtre* in der 'Revue des deux mondes' vom 15. April 1902, und ferner noch ein Punkt klargelegt, der S. 183, Anm. 3 berührt wird. Es ist hier von Granier de Cassagnacs Artikel im 'Journal des Débats' vom 1. November 1833 die Rede, und dann heifst es mit Bezug darauf: 'Alex. Dumas soll aus "Egmont" unerlaubte Entlehnungen gemacht haben.' Das ist in der Tat der Fall, doch handelt es sich, soweit ich sehe, nur um den Monolog Albas, und abgesehen von der Gleichheit der Situation — Sentinelli erwartet den Monaldeschi wie Alba den Egmont — ist das Mafs des an Vorstellungen und Worten Entlehnten verhältnismäfsig bescheiden, wie folgende Nebeneinanderstellung zeigen mag.

Dinge, über welche er spricht, wirklich gelesen hat, und verdiente weit mehr benutzt zu werden, als es geschieht, wenn auch nicht in der Art, wie Blaze de Bury es in seinem Aufsatze *Idées sur le Romantisme* getan hat, indem er eine im zweiten Bande S. 383 stehende treffende Erörterung Wort für Wort herübernimmt, ohne seine Quelle zu nennen.

Goethe, Egmont. 4. Aufzug.

Alba: Er ist es! — Egmont! Trug dich dein Pferd so leicht herein und scheute vor dem Blutgeruche nicht und vor dem Geiste mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig' ab! — So bist du mit dem einen Fuſs im Grab! und so mit beiden! — Ja, streichl' es nur und klopfe für seinen mutigen Dienst zum letztenmale den Nacken ihm —

Alex. Dumas, Christine, acte 4, sc. 7.

Sentinelli: C'est bien lui; son cheval de vitesse redouble; je le vois accourir d'écume blanchissant; il se cabre; d'avance a-t-il flairé le sang? ... Mais sous ton éperon plus rapide il s'emporte; de ce château fatal tu dépasses la porte; et tu n'aperçois pas au terme du chemin un spectre qui t'attend une épée à la main? ... Descends de ton cheval, flatte son cou nerveux! Ses pieds t'ont ramené d'une course rapide; aux mains d'un écuyer abandonne sa bride, et dis-lui qu'aujourd'hui pour la dernière fois de son maître insolent il a senti le poids! Son maître, un pas encore! ... en ma puissance il tombe.

(Se penchant à la fenêtre)

Il va toucher le seuil. — Bien! — un pied dans la tombe,

(se rejetant sur le théâtre)

deux! — Ah! — Mon cœur bondit avec rapidité ...

Berlin. Schultz-Gora.

Diderot, Paradoxe sur le Comédien. Edition critique avec introduction, notes, fac-simile par Ernest Dupuy. Paris, Société française d'Imprimerie et de Librairie, 1902. XXXIII, 178 S. groſs-8.

Ein Zufall lieſs H. E. Dupuy eine leider am Schluſs unvollständige Handschrift des Paradoxe sur le Comédien finden, in deren Schrift er bei näherer Untersuchung mit Sicherheit die Hand Naigeons, des Freundes Diderots, zu erkennen glaubte. Diese wichtige Entdeckung erlaubt uns einen Einblick in die Werkstätte Naigeons zu tun. Eine sorgfältige Prüfung der Handschrift und des Textes ergab die überraschende und, wie mir scheint, sichere Tatsache, daſs Naigeon in unverantwortlicher Weise das Werk seines Freundes überarbeitet hat, und daſs der Paradoxe ihm zum Teil seine jetzige Gestalt verdankt. Die Beweisführung des Herausgebers ist eine doppelte. Einmal geht er von der äuſseren Gestalt der von ihm entdeckten Handschrift aus, dann vergleicht er den Text mit der sicher von Diderot stammenden, wenig beachteten kürzeren Fassung der Abhandlung über die Schauspielkunst, die in der Correspondance de Grimm (15. Oktober bis 1. November 1770) erschienen war als 'Observations sur une brochure intitulée Garrick ou les Acteurs anglais; ouvrage contenant des réflexions sur l'art dramatique, sur l'art de la représentation et le jeu des acteurs; avec des notes historiques et critiques sur les différents théâtres de Londres et de Paris; traduit de l'anglais'. Der Text der Hs. Naigeons ist vielfach und zwar von derselben Hand korrigiert und mit Zusätzen am Rand versehen, die dieselbe Schrift aufweisen, aber verschiedene Tinte, daher zu verschiedenen Zeiten entstanden sind. Ist die

Handschrift wirklich von Naigeon, so gibt es nur eine annehmbare Erklärung des eigentümlichen Zustandes des Textes. Ein Zufall hat uns den Entwurf Naigeons zu seiner Ausgabe in die Hände gespielt, sämtliche Korrekturen und Abweichungen von den ursprünglichen 'Observations' sind sodann Naigeon zuzuschreiben. Wie ließe sich die Tatsache erklären, daß alle Zusätze und Korrekturen von der Hand Naigeons geschrieben sind, wollte man annehmen, daß Diderot selbst seine 'Observations' zum 'Paradoxe' umgearbeitet habe? Selbst die Annahme, daß Naigeon dem Freunde als Sekretär bei der Ausarbeitung diente, scheitert an der Tatsache, daß die Zusätze am Rande offenbar zu verschiedenen Zeiten entstanden sind. Diese Erwägungen stützt H. Dupuy durch die Ergebnisse eines genauen Vergleiches der älteren 'Observations' mit der späteren Fassung des Paradoxe. Alle Zusätze haben ihren Ursprung in Stellen aus Diderots Werken und, was noch schwerwiegender ist, in der 'Correspondance' von Grimm und anderen Schriften von Freunden und Zeitgenossen Diderots, die Naigeon zugänglich waren. Die Wiederholung einzelner Gedanken und Bilder in verschiedenen Werken auch eines Schriftstellers von dem übersprudelnden Reichtum Diderots würde allein nicht beweisend sein.[1] Hier aber häufen sich die Übereinstimmungen derart, daß man auf Grund der Untersuchung der beiden Texte, die H. Dupuy mit Umsicht vorgenommen hat, mit dem Herausgeber den größten Teil des Paradoxe Naigeon zuschreiben wird, selbst wenn man nicht sämtlichen mit vielem Fleiß und Scharfsinn herangezogenen Vergleichstellen denselben Wert beilegen sollte und einige Übereinstimmungen dem Zufall zuschreibt. Diderots Ruhm wird durch diese Entdeckung übrigens nicht im geringsten geschmälert. Naigeon hat keinen eigenen neuen Gedanken hinzugefügt; er erweitert, führt oft nicht ohne Geschick den Text Diderots aus, öfters aber verwässert er, was Diderot kurz und gedrungen in seiner Schrift ausgesprochen hatte, und benutzt zu diesen Zusätzen stets fremde Anregung. Nichtssagende Zusätze, Verflachung des Ausdrucks oder aber die Einführung derber Wendungen, die Diderots lebhaften, kraftvollen Stil nachahmen wollen, augenfällige Mißverständnisse,[2] Sprachfehler verraten den ungeschickten Nachahmer von Diderots Eigenart. Manche Geschmacklosigkeiten, besonders die unnatürliche, plumpe Durchführung der Scene des Dépit amoureux mit den 'apartés' zweier Schauspieler, die abwechselnd als Eraste und Lucile und als zankende Ehegatten reden, entfallen dem

[1] H. Dupuy erwähnt nicht, daß folgender Satz der 'Observations' (also sicher von Diderot) 'je crains bien que nous n'ayons pris, cent ans de suite, l'héroïsme de Madrid pour celui de Rome' fast wörtlich in dem siebenten Brief Diderots an Melle Jodin wiederkehrt.

[2] Der bezeichnendste von dem Herausgeber erwähnte Fall ist die im Zusammenhang sinnlose Schreibung S. 106: '... avec la poésie du reste,' wo *du reste* irrtümlich aus dem Anfang des folgenden Satzes herübergenommen ist. Außer den zahlreichen von H. Dupuy hervorgehobenen Stellen sei die Änderung S. 24 erwähnt: 'une femme malheureuse, mais vraiment malheureuse pleure et ne nous touche point,' statt der richtigen Bemerkung Diderots: 'et il arrive qu'elle ne nous touche point; il arrive pis ...'

Interpolator. Diderot hätte wohl kaum in so ungeschickter Weise das Beispiel des Schauspielers Polus, der als Electra mit der Totenurne seines eigenen Sohnes auf der Bühne erschien und durch seine Klagen die Zuschauer erschütterte, in einer Schrift gewählt, die beweisen soll, daſs die 'sensibilité' und der natürliche Ausbruch der Leidenschaft keine dauernde Wirkung auf der Bühne erzielen können. Denn Polus' Schmerz wirkte, gerade weil man in ihm 'un père désolé' sah. Die ganze Stelle ist unbeholfen und unklar.

Der Überarbeiter hat aus der Abhandlung Diderots einen Dialog gemacht, indem er den Text durch oft nichtssagende Einwürfe, Ausrufe unterbrach und künstlich Frage und Antwort herstellte. Der aufdringliche Materialismus und atheistische Fanatismus Naigeons zeigt sich in mehreren von H. Dupuy hervorgehobenen, den Zusammenhang störenden Ausfällen gegen die Priester, in dem unmotivierten materialistischen Bekenntnis S. 14, wo nach der Bemerkung, der Dichter müsse alles 'dans le monde physique et dans le monde moral' eifrig beobachten, der Interpolator einschiebt 'qui n'en est qu'un'. — Fragt man sich, wodurch Naigeon zu diesem seltsamen Miſsbrauch des in ihn gesetzten Vertrauens geführt wurde, so wird man ihn nicht etwa als Betrüger und Plagiator bezeichnen, sondern die Selbstverblendung des Mannes bewundern, der in dem naiven Glauben gehandelt hat, Diderots geistvolle Skizze durch seine Umarbeitung erst zum Kunstwerk gemacht zu haben.

Aus der, wie mir scheint, festgegründeten Beweisführung ergibt sich für die Kritik der nachgelassenen Werke Diderots ein Resultat von der gröſsten Tragweite. H. Dupuy nimmt mit Recht an, daſs auch die übrigen Schriften Diderots, soweit sie durch Naigeon vermittelt worden sind, einer eingehenden Prüfung bedürfen.

Durch die Feststellung des Anteils Naigeons an der Ausarbeitung des 'Paradoxe' erklären sich einige chronologische Schwierigkeiten. Während die Hauptarbeit 1773 entstand, finden sich einzelne Erwähnungen von Ereignissen aus den Jahren 1776, 1777, 1778. Hatte Naigeon eine Umarbeitung der Schrift Diderots unternommen, so ist aus dem Zustand der Handschrift klar zu ersehen, daſs er immer wieder den Text vornahm und ergänzte. Ferner liegt kein Grund mehr vor, mit den Herausgebern der Werke Diderots, Assézat und Tourneux, das Gelegenheitsstück 'La Pièce et le Prologue', dessen Inhalt in einem der Zusätze des Paradoxe mitgeteilt wird, bald nach 1771 anzusetzen, statt 1776, 1777.

Der Text Naigeons und die 'Observations' Diderots sind nebeneinander abgedruckt und mit einem kritischen Kommentar, den Varianten der Handschrift und dem Nachweis der Parallelstellen aus anderen Schriften Diderots und seines Kreises versehen; im Anhang sind einige Seiten der Hs. in Faksimile wiedergegeben, worauf der Abdruck der Petersburger

[1] Auſser den von H. Dupuy erwähnten Fällen noch S. 175 'renversée entre Pillot-Pollux', der seltsame Vergleich tragischer Helden mit *hippogryphes*, in der Schreibung *hypogriffes*, die irgend ein Miſsverständnis von seiten des Überarbeiters vermuten läſst.

Hs. des 'Paradoxe' folgt, die eine Kopie der Hs. Naigeons ist, aber mit einigen weiteren Zusätzen. Auch dieser Text ist von wertvollen erklärenden Anmerkungen begleitet.

Heidelberg. F. Ed. Schneegans.

Gertrud Dobschall, Wortfügung im Patois von Bournois (Département du Doubs). Heidelberger Dissertation. Darmstadt, G. Otto Hofbuchdruckerei, 1901. 98 S.

Während so manche das arme *andare* (*aller*) fast zu Tode hetzen, so daſs sich, wenn es so weiter geht, bald eine besondere *andare*-Philologie abzweigen wird, bleiben groſse, wichtige Gebiete der romanischen Philologie fast ganz ohne Pflege. Da ist es mit lebhafter Freude zu begrüſsen, daſs sich jemand gleich zu Beginn seiner literarischen Tätigkeit auf ein Gebiet wirft, das bisher als Ganzes überhaupt noch nie bearbeitet worden ist, das der romanischen Dialektsyntax. Und dieser jemand ist — man sollte es kaum für möglich halten — eine Dame. Gertrud Dobschall hat den Ruhm, zum erstenmal auf romanischem Gebiete, wenn auch nicht eine ganze Dialektsyntax, so doch den einen wichtigen Teil derselben, die Wortfügung, in trefflicher, gründlicher Weise behandelt zu haben. Über der ganzen Arbeit, die viele 'männliche' Dissertationen in ihrer Flachheit tief beschämt, liegt der Sonnenschein treuer, philologischer Tätigkeit, die sich dadurch nicht beirren läſst, daſs heute noch mehr als früher weite Kreise alles streng Philologische aus tiefster Seele verabscheuen.

Der Ausgangspunkt für die Anordnung ist natürlich Ries' scharfsinnige Schrift 'Was ist Syntax', Marburg 1894, an der die Verfasserin aber auf den einleitenden Seiten nicht mit Unrecht Kritik übt. Sie bespricht dann mit selbständigem Urteil die wenigen Arbeiten, die versucht haben, Ries' Forderungen gerecht zu werden: Holthausens Syntax in seinem altisländischen Elementarbuch, Weimar 1895; Behaghels Syntax des Heliand, Prag 1897; Weises Syntax der Altenburger Mundart, Leipzig 1900; L. Sütterlins Die deutsche Sprache der Gegenwart, Leipzig 1900, und Meyer-Lübkes Romanische Syntax, Leipzig 1899, welch letzterer aber doch mit dem alten 'System' ganz gewaltig mehr aufgeräumt hat, als man nach der Angabe der Verfasserin S. 11 glauben könnte.

Ihre Ausführungen faſst G. Dobschall (S. 13) dahin zusammen, 1) daſs man Syntax nicht als Lehre vom Wortgefüge bezeichnen solle, da syntaktische Gebilde durchaus nicht aus Worten zusammengefügt zu sein brauchen; 2) daſs die Wortfügungslehre einen Teil der Syntax bilde neben der Satzlehre, die den eigentlichen Kern ausmache. Wortgruppen gehören in die Wortfügungslehre. Diese letztere teilt die Verfasserin ein in

A. Wortgruppen: I. Gruppen, in denen ein Wort mit selbständiger Bedeutung sich zu einem anderen fügt, das auch seine selbständige Bedeutung bewahrt: 1) Zwei Substantiva verbunden durch *et puis*; 2) Gruppen durch Vergleich gebildet; 3) Zwei Zahlwörter; 4) Wortgemination; 5) Mehrere Präpositionen. — II. Gruppen, in denen ein Wort die Bedeutung des anderen modifiziert, bezüglich ergänzt: 1) Gruppen mit einem Verbum:

a) V. finitum mit Infinitiv; b) V. finitum mit Partizip; c) V. mit Nomen; d) V. mit Adjektiv; e) V. mit Adverb. — 2) Gruppen mit einem Substantiv: a) S. mit Substantiv; b) S. mit Verb; c) Demonstrativ mit S.; d) Artikel mit S.; e) Präposition mit S.; f) Adverb mit S.; g) Bestimmtes Zahlwort mit S.; h) Mengebegriff mit S. — 3) Gruppen mit einem Adjektiv: a) A. mit Adjektiv; b) A. mit Personalpronomen; c) A. mit Infinitiv. — 4) Gruppen mit einem Adverb: a) A. mit Adverb; b) A. (bez. Adjektiv) mit Adverb zur Steigerung; c) Demonstrativ mit A.; d) Präposition mit A. — 5) Gruppen durch Vergleich gebildet. — 6) Gruppen mit *que*.

B. Syntaktische Mittel der Zusammenfügung: 1) Wortstellung; 2) Kongruenz; 3) Accent; 4) Pausen (Tempo); 5) Gesten, nur beim gesprochenen Wort.

Nach diesem System wird nun in der vorliegenden Arbeit die Wortfügung, und zwar zunächst nur die Wortgruppe, im Dialekt von Bournois behandelt, das 50 km nordöstlich von Besançon und 11 km von Isle-sur-le-Doubs liegt, und das 1894 nur noch 395 Bewohner zählte. Den Dialekt kennen wir durch die von Roussey gesammelten Contes populaires recueillis à Bournois und durch das von ihm verfaſste Glossaire du Parler de Bournois, beides Paris 1894. Zum Vergleiche werden die spärlichen syntaktischen Bemerkungen herangezogen, die sich in den Arbeiten über die ostfranzösischen Dialekte finden, z. B. bei Contejean, Dartois, Haillant, Horning, Martin, Rabiet u. a., in denen vielfach die Syntax mit der Bemerkung abgefertigt wird: *elle n'a rien ou presque rien de particulier.*

Ein echter Philologe will auch als Anfänger nicht gegängelt und gebändelt sein. Er will seinen eigenen Weg gehen, will flügge werden. So sei es ferne von mir, die Verfasserin belehren zu wollen. Wenn ich gleichwohl im folgenden ein paar Bedenken äuſsere, so äuſsere ich sie als meine Meinung, die ich als Rezensent zu sagen verpflichtet bin.

S. 22. Unter der Überschrift 'Gruppen durch Vergleich gebildet' bemerkt Dobschall: Zwei Substantiva werden einander beigeordnet durch *tant* — *tant* und treten so in das Verhältnis des Vergleiches zueinander, mit distributivem Sinne. Dafür wird als einziger Beleg angeführt: *devu dẽ bẽ buke duvẽ tă pü bẽ lü tă pü bẽ lătr* mit der wortgetreuen Übersetzung, die ich des leichteren Verständnisses halber hier und sonst wiederhole: *d'avec des beaux bouquets d'hiver tant plus beau l'un, tant plus beau l'autre.* Allein *tant* gehört doch zu dem Komparativ '(um) soviel schöner das eine, (um) soviel schöner das andere', und daher ist die zweite Übersetzung 'teils das eine schöner, teils das andere schöner' nicht zutreffend. Und mit dieser Erscheinung würde ich das aus Meyer-Lübke § 221 herübergenommene Beispiel *quant eles entrent el mostier, Tot l'en veïssiés esclairier, T a n t por les pieres, t a n t por l'or, T a n t por la beauté Melior* Part. 10723 vielleicht nicht verglichen haben; sicher nicht das aus Rauschmaier, Über den figürlichen Gebrauch der Zahlen im Altfranzösischen, als Parallele — zu kurz — citierte *Onques ansanble ne vit nus T a n t rois, t a n t contes ne t a n t dus Ne t a n t barons a une messe* Erec 6907, was doch

bedeutet 'soviel Könige, soviel Grafen, soviel Fürsten'. Dafs diese Stelle nicht auf Linie steht mit der im heutigen Dialekt, zeigt schon der Umstand, dafs man in ersterer *tant contes ne tant dus Ne tant barons* weglassen könnte, ohne dafs die Konstruktion dadurch gestört würde, während in unserer Stelle *tant plus beau l'autre* nicht wegbleiben könnte. Was vorhergeht, kann nicht für sich bestehen.

S. 23. Zwei Zahlwörter. Wenn in diesem Dialekt *deux* und *trois* aneinander gereiht werden, um eine unbestimmte kleinere Menge auszudrücken *ã dü trã gulę* (*en deux trois goulées*), so bleibt mir fraglich, ob man darin einen Germanismus zu sehen habe, wie D. anzunehmen geneigt ist. Eine solche Ausdrucksweise kann sich doch wohl spontan entwickeln. Fraglich bleibt mir das schon darum, weil dieselbe Erscheinung noch in einem anderen romanischen Sprachgebiet sehr häufig anzutreffen ist, wo von dem Einflusse des Deutschen keine Rede sein kann, dem Rumänischen: *peste două-treĭ zile a izbutit de a rămas singur ziua* Stăncescu, Alte basme 165; *ia două-treĭ vînaturĭ şi te du acolo* eb. 168; *roagă pe stăpîn să lase să frigă două-treĭ pasărĭ la bucătăria luĭ* eb. 168; *Cu dar mic s'o dăruiţĭ Cu doĭ, treĭ galbenĭ înfloriţĭ* Şezătoarea 7; *Din noŭ douĕ treĭ ciomege pe spetele caluluĭ şi din noŭ ne pornirăm* Crasescu, Schiţe II 64; *Douĕ treĭ loviturĭ şi-am purces maĭ iute* eb. II 65; *Doĭ treĭ pumnĭ împărţiţĭ între dênşĭ le astâmpărară pofta* eb. IV 302. Mit *vr'o* davor *Maĭ strigâ Pepelea de vr'o doauĕ treĭ orĭ către dînsa, dară hasca nu'ĭ dà niciun rĕspuns* Sbiera, Poveştĭ 3; *Cârciuma era pustie, numaĭ vr'o doĭ treĭ beţivĭ sforăiaŭ pe sub mese* Crasescu, Schiţe II 115. Aber auch drei und vier werden so aneinander gereiht: *Altă dată într'o jumĕtate de oeas umpleam treĭ patru coloane şi acu, poftim* eb. I 156. Mit *vr'o* davor: *încă vre-o treĭ-patru călĕtorĭĭ ca astă-dĭ şi ne mântuim de datoriĭ* eb. I 23; *Ciopârlă şi cu vre-o treĭ-patru fĭdeĭĭ l'aŭ prins* eb. I 229; *Popa a bodogănit ca vr'o treĭ patru minute* eb. II 69; *Apropiindu-se de fereastră, alese vr'o treĭ patru lese* eb. III 90; *abia se depărtă ca de vr'o treĭ patru stânjenĭ şi vĕzu* ... Stăncescu, Alte basme 31. Vier und fünf: *Lângă lăutarĭ, pe nişte scăunele micĭ, cu mânele încrucisate, şedeaŭ vr'o patru cincĭ femeĭ îmbrăcate foarte ciudat* Crasescu, Schiţe II 203. Zehn und zwanzig: *N'apucă să facă ḑece douĕ-ḑecĭ de paşĭ, şi ĕtă că* ... Ispirescu, Basme 42 (Ausgabe von 1892). Zehn und zwölf: *Pe piaţă eraŭ vr'o 10, 12 căruţĭ de prin sate* Crasescu, Schiţe II 214; und dazu stellt sich das Italienische: *e si starà dieci, dodici giorni* Imbriani, Novell. fior. 284. Zwei Beispiele für *douĕ-treĭ* hatte ich schon in Zs. f. rom. Phil. XXIV 514 gegeben.

Dieselbe Erscheinung begegnet im Piemontesischen, wo wiederum germanische Einwirkung gewifs nicht vorliegt, *du-trei*, von Meyer-Lübke II § 571 allerdings aus *duo aut tres* hergeleitet. Im Toskanischen: *Una povera donna, che avea tre, quattro figlioli* Pitrè, Novell. pop. toscane 164; *sarà du', tre once di farina* eb. Etwas Ähnliches kannte übrigens schon das Lateinische in seinem *sex-septem* (Terenz, Horaz), wo der gleiche Anlaut im Spiele sein mag, s. Schmalz, Latein. Stilistik

§ 30. Es ist wohl auch nicht ganz richtig, wenn die Verfasserin meint, im Neufranzösischen wäre solche Ausdrucksweise unmöglich, es müsse *ou* als Bindeglied zwischen beide Zahlen treten; liest man doch *On n'entre point à Naples comme cela quand les lazzaroni ne veulent pas qu'on y entre. On se battra deux, trois jours, peut-être* Dumas, Emma Lyonna 113. Sonst habe ich mir, wo es sich um zwei andere Zahlen und um andere Sprachgegend handelt, angemerkt: *V'là qu'on marche dans le bois, y a ben sept-huit hommes au moins* Maupassant, Les Prisonniers (in meiner Ausgabe S. 170); die Erzählung spielt in den Ardennen. Dazu liefse sich gewifs noch manches andere stellen.

S. 25. Zur Gemination der Eigennamen, *sule n fəzē tudj rā e djā-djā* (*cela ne faisait toujours rien à Jean-Jean*), vgl. den hübschen Aufsatz von Foerster Zs. f. rom. Phil. XXII 269.

S. 26. *tu petšu* (*tout partout*) würde ich unter Wortgemination nicht einreihen (*lo bō dū ā tu petšu, le bon Dieu est tout partout*). Man charakterisiert das doch nicht zutreffend, wenn man sagt, dafs sich hier mit dem zweiten *tu* eine Präposition verbinde, oder 'besser gesagt', dafs beim ersten Wort die Präposition fehle. *tout* tritt zu dem ganzen Ausdruck *partout* hinzu. Die Wendung würde nur dann hierher gehören, wenn es hiefse *partout, partout,* und daraus kann unmöglich *tout partout* mit Wegfall des ersten *par* entstehen. Auch Ausdrücke wie *de plus fort en plus fort* würde ich hier nicht unterbringen.

S. 30. D. hat gewifs recht, wenn sie in Fällen wie *lē djā ētī rātrę d pe lē tšā* (*les gens étaient rentrés de par les champs*) nicht dasselbe *de par* sieht wie in *de par le roi.* Mit *par les champs* wird eine Örtlichkeit angegeben, und diese präpositionale Ausdrucksweise wird als Ganzes zu *rentrer* mittelst *de* in Beziehung gesetzt. Nur eine äufserliche Betrachtungsweise würde hier von der Verbindung zweier Präpositionen sprechen, während *de* und *par* syntaktisch miteinander nichts zu tun haben. Ich glaube auch, dafs in afrz. Fällen wie *ele se reclaimme De par celui que il plus aimme, Et de par la dame des ciaus, Et de par Deu qui est li miaus Et la douçors de pitié* Chlyon 4071 nicht das in keiner Handschrift stehende *de part* vorliege, wie A. Schulze in dem eben erschienenen trefflichen Glossar zu dieser Dichtung (Berlin 1902) annimmt, sondern halte *par* für die bei Beteuerungen übliche Präposition *per*; und der ganze Ausdruck *par celui, par la dame, par Deu* wird als solcher von *soi reclamer* mittels der in diesem Falle gebräuchlichen Präposition *de* abhängig gemacht. Und so braucht das aus Rostand angeführte *de par tous les diables,* in dem D. mit Recht *per* sieht, nicht nach dem Muster von *de par le roi* gebildet zu sein, sondern kann Fortsetzung des eben aus Chrestien belegten altfranzösischen Brauches sein.

S. 33. Wie sich in der Verbindung *vouloir* mit dem Infinitiv die reine Zukunftsbedeutung entwickelt habe, erklärt sich die Verfasserin so: *veux-je manger?* 'Ich will; aber werde ich essen?' *je te veux tuer!* 'Ich will und werde dich töten', was ich nicht recht glaube. Ich meine: der Wille, etwas zu tun, schliefst das Moment des Zukünftigen in sich. Und im

Laufe der Zeit ist letzteres so stark in den Vordergrund getreten, daſs daneben der Begriff des Wollens ganz geschwunden ist.

S. 36. Wenn auch in Fällen wie *võ pyi krer kel ẽle ẽj, ẽ!* (*vous pouvez croire qu'elle* [nicht *il*] *était aise, hein!*) *que* Accusativ des Maſses sein könnte, 'wie sehr', so ist doch diese Annahme für die anderen beigebrachten Stellen kaum richtig. Es wird die Konjunktion *que* 'daſs' vorliegen. — Eb. Es ist doch heute kaum ein Zweifel, daſs afrz. *faire acroire facere ad credere* ist, also in *a croire* zu zerlegen ist.

S. 37. Wie in *vwele ke lu vxẽn e tosĩ n bwẽn grõs nuris* (*voilà qu'ils le firent à têter une bonne grosse nourrice*) 'eine dicke Amme' adverbial sein soll, wie auch S. 60 angenommen wird, ist mir nicht recht verständlich. Warum nicht einfach Objekt wie in *têter sa mère*? Daſs wir so zwei Accusative haben, der eine abhängig von *faire*, der andere von dem Infinitiv, kommt auch in der Schriftsprache vor: *le hasard m'a fait vous rencontrer* Verm. Beitr. I² 209 f. Oder *Il y avait en elle, derrière ses yeux, quelque chose de perfide et d'insaisissable qui me faisait l'exécrer* Maupassant, M. Parent 209. — S. 38 afrz. *faire* mit folgendem *a* und Infinitiv ist nicht dasselbe wie *faire* mit reinem Infinitiv.

S. 39. Für das interessante *le kwiset nə vxẽ rã k də kãzę̃ kə d se trũ* (*La Ouissette ne faisait rien que de causer que de sa truie*) kann man kaum mit der Verfasserin für das zweite *que de* eine Angleichung in der Form annehmen, indem *rien* in doppelter Beziehung stünde *rien que de causer, rien que de sa truie*, sondern ich meine: es hätte zunächst nicht anders heiſsen sollen als *ne faisait rien que de causer de sa truie*. Indem der Sprechende das zum Ausdruck bringen will, drängt sich die andere Form ein: *ne causait que de sa truie*, und beide mischen sich. Ähnlich wird sich das S. 98 angeführte Beispiel *lu ruę̃* (l. *rnę̃*) *nə fxẽ rã k sãbyã k də bešĩ* (*le renard ne faisait rien que semblant que de se baisser*) erklären.

S. 41. In diesem Dialekte heiſst es fast stets *il avait beau à se fouiller* (*el evẽ bẽ e s fũyĩ*); also mit *à*. Zu dem Citat (*il fait bon* mit Infinitiv) Verm. Beitr. I 180 (2. Aufl. I 217) vgl. auch meine Bemerkung zu Mer. 68 im Archiv CIII 419. Für das Auftreten von *à* hatte ich mir angemerkt *et puis il ne fait pas toujours bon à courir les chemins, quand le soleil est couché* Mérimée, Colomba 102, 2 (Schmager), das ich in der neuen Auflage der Beiträge S. 218 wiederfinde.

S. 43. Wegen *mettre* mit reinem Infinitiv s. auch die Bemerkung zu Mer. 203 im Archiv CIII 426; *Pisqu'on fait ben couver d's œufs dans une boîte chaude, on peut ben en mett' couver dans un lit* Maupassant, Toine 57.

S. 45. Ich hebe hervor, daſs, während sonst in den Mundarten vielfach *avoir* zur Bildung der zusammengesetzten Zeiten reflexiver Verba verwendet wird, hier alle Partizipia der Reflexiva mit *être* verbunden werden. — S. 51. **sum habutus* auch altprov. *Jacob comtet li tot per orde cossi es avut* Prise Jer. 28; *pauc s'en ha falit quar no etz avut compaynhe* Gesta Kar. Magn. 1819 in P. Andere Beispiele geben Suchier Denkm. 518 Anm. 76, Appel Inedita XIX, Appel Chrest. XL (2. Auflage). — S. 59 afrz. *emboelé* und *esboelé* sind nur dialektisch verschieden, *em-* = *es-*.

S. 60. Interessant ist *övrə m lem* (*ouvre-moi la moi*); *mõtrẹ̄ m lu m* (*montrez-moi le moi*), wofür die Verfasserin den Grund in 'besonderen Accentverhältnissen' sehen möchte. Es handelt sich wohl nur darum, dafs Wörtchen von kleinem und kleinstem Umfange doppelt gesetzt sind. Ähnliche, wenn auch nicht gleiche Vorkommnisse habe ich Zs. f. rom. Phil. XXIV 518 zu Mer. 588 besprochen und bald darauf G. Cohn Archiv CVI 441. Wer in Berlin aufgewachsen und vor der Sprache des gemeinen Mannes nicht ängstlich gehütet worden ist, der kennt '*nimm se dir se denn se doch*'. Auch diese beiden Stellen könnte der Mann aus dem Volk wiedergeben mit '*öffne mir sie mir*', '*zeige mir ihn mir*'. A. a. O. hatte ich aus Wildenbruchs Quitzows beigebracht: *Gib mir meinen Glauben Mir wieder!* IV 10. Wenn es aber bei Theuriet, Contes de la Marjolaine 22 heifst: (*ils*) *m'en veulent de ne me pas m'être résigné à moisir dans leurs taupinières*, so wird ein Druckfehler vorliegen. Weiter gehe ich darauf hier nicht ein.

Eb. Wenn es an einer Stelle der Erzählungen heifst: *el grülẽ le põ* (*elle tremblait la peur que* ...), so braucht noch nicht ein Fehler vorzuliegen, weil es an anderer heifst: *ã grülã d fre* (*en tremblant de froid*), sagt doch die Umgangssprache nicht nur *trembler de fièvre*, sondern auch *trembler la fièvre* — den Grund für solche Ausdrucksweise erörtere ich hier nicht —, sagt nicht nur *crever de faim*, sondern auch *crever la faim*: *Je crevais la faim et, toutes les nuits, je rêvais du poteau de Satory* Filon, Babel Rev. Par. IV 232; *c'est trop d'avoir crevé deux mois la faim ensemble* Zola, Travail 10; *sans ta grève, ils n'auraient pas crevé la faim pendant deux mois* eb. 66;[1] s. auch Lotsch, Zolas Sprachgebrauch S. 28, 2.

S. 61 Anm. Also wie afrz. *il s'en vint*. — S. 67, 1 (gegen Ende) *avec* in adverbialer Verwendung ist ursprünglich und ist öfter aus der heutigen Volkssprache belegt; s. u. a. Sonderabdruck S. 44 zu 85; *il va trouver un beau soir sa fille Rosine, il couche tranquillement avec* Zola, Fécondité 181; *je n'ai jamais voulu les mettre moi-même en œuvre, battre monnaie avec* Ders., Travail 149; *Vous avez donné votre argent à des vers à soie?* ... — *Mais non!* ... *j'en ai ach'té avec* Gyp, Jacquette et Zouzou 168, u. a. Und so auch *sans*: *Dommage si les p'tits garçons viennent pas!* — *Ben, on s'amusera sans!* ... *on s'amusait bien sans les aut's fois* eb. 65. — Eb. *mettre à nom* würde ich in diesen Zusammenhang nicht einreihen.

S. 69. *le nõ də gẹ̄rs* (*la nom de garce*) läfst sich wegen des weiblichen Artikels vergleichen mit *et toujours la diable de musique!* Mérimée, Colomba 38, 14. *Et quelles diables d'histoires!* Ohnet, L'âme de Pierre 215. Man sagt *cette diable de femme* und umgekehrt *ce bête de départ* bei Robert, Questions 42 gegenüber *cette grande diablesse de fille blonde m'a mis le feu dans le sang* Zola, Fécondité 63. Aus dem Rumänischen könnte man vergleichen *o astfel de muiere* 'ein solches Frauenzimmer', *Se mânie fiulŭ de boerŭ când vẹdu o ast-fel de batjocurǎ* Ispirescu, Basme 64 gegen-

[1] So kann man einen armen Schlucker als *un crève-la-faim* bezeichnen, Maupassant, Fille de ferme 28.

über *Împèrătésa spuse că și ea a visatŭ totŭ unŭ astŭ-felŭ de visŭ* eb. 119. — Eb. In *ătrəmẽ lẽ tšāb* (*entre mi les jambes*) ist *mẽ* doch kein Substantiv.

S. 70. *kə stə pūr sör dĵifre evẽ tã evü d mã dãflę̃* (*que cette pauvre sœur Jouffroy avait tant eu de mal d'enfiler*, sc. *des guirlandes de lierre*). Das *de* vor dem Infinitiv ist nicht rein mechanisch durch das erste *de* vor *mal* hervorgerufen, noch liegt die Ursache am Accent, sondern macht, da die alte Sprache sich auch so ausgedrückt haben könnte, überhaupt keine Schwierigkeit.

S. 72 f. Während Roussey als allgemeine Regel aufstellt, dafs in seinem Heimatdialekte männliche wie weibliche Vornamen mit dem Artikel erscheinen, *le jüstin, lu köstã, la Justine, le Constant*, konstatiert Dobschall, dafs in den Erzählungen nur die weiblichen Vornamen den Artikel haben, nicht die männlichen; also wie im Italienischen; vgl. auch das Nebeneinander *La Josine et Nanet sont là* Zola, Travail 6. Im Archiv C 368 (1898) hatte ich darauf hingewiesen, dafs in der französischen Volkssprache der Artikel auch bei männlichen Vornamen begegne, und habe im Sonderabdruck 22 (Vollmöllers Jahresbericht V I 182) Belege für beides gegeben. Jetzt bringt Wimmer, Spracheigentümlichkeiten des modernsten Französisch, erwiesen an Erckmann-Chatrian, Zweibrücken 1900, auch aus diesem Schriftsteller Beispiele für männliche und weibliche Vornamen. Doch wird bei ihm deutscher Einflufs vorliegen.

S. 75. Der bestimmte Artikel in *e pō e yevẽ dẽ vwę̄pr! ō̃, lẽ kẽl!* (*et puis il y avait des guêpes! Euh, les quelles!*) ist satzanalytisch nicht mehr zu begreifen, sondern ist analogisch von solchen Fällen übertragen, wo er im Ausruf zu Recht besteht, wie z. B. *les maudites guêpes!*

S. 76. Der Artikel vor Adjektiv + Substantiv nach partitivem *de* ist heute aus Schriftstellern oft zu belegen, besonders, wie schon gesagt, wenn das Adjektiv *petit* ist: *Qu'est-ce que c'était alors? — Mais des actrices ... des ... des petites ouvrières* Maupassant, M. Parent 169; *Vous savez, docteur, que les femmes ont des petits moyens à elles* Zola, Fécondité 17; *Des bûches étaient dans un coin, avec du menu bois* eb. 110; *tous les égouts de la grande ville roulaient des petits cadavres* eb. 210; *N'est-ce pas, Victoire, que ce n'est pas dans la rue que nous allons retrouver un si bon matelas ni de la si bonne nourriture?* eb. 249; *Oui, oui, monsieur Jordan, c'est du bon travail, comme on pouvait l'espérer* Ders., Travail 161; *Ils étaient alors blonds et frisés comme des petits moutons* eb. 474; *S'il ne faisait plus des petits bateaux qui marchaient sur l'eau, il était devenu ... un ouvrier mécanicien très intelligent* eb. 485 usw. Viele andere Belege findet man bei Bastin, Glanures 44; Robert, Questions 34; Stier, Syntax 288.

S. 78. *de quoi?* im Sinne von 'was?' auch neuprovenzalisch, s. Herzog, Materialien § 41.

S. 79. Ist *pour sûr* wirklich ein Germanismus? *A m' mange la tête, pour sûr!* Maupassant, M. Parent 95; *Pour sûr que je t'invite, mon gendre* Ders., Toine 66 (spielt in der Normandie); *Si je mariais Julienne*

contre son gré, conclut-elle, il reviendrait p o u r s û r *chaque nuit m'injurier et me battre* Zola, Travail 509; *Ne dis donc pas toujours «*p o u r s û r ! . . *» c'est horriblement vulgaire* Gyp, Jacquette et Zouzou 81.

S. 80. Meine Auffassung von *il avait si faim* habe ich inzwischen in der Besprechung des dritten Bandes von Toblers Beiträgen, Literaturblatt 1902 Sp. 27, geäufsert.

Ich hätte gern mehr gesagt, wäre auch gern auf die eine oder andere der zur Sprache gebrachten Erscheinungen etwas näher eingegangen, indes ...

Druckfehler begegnen nicht ganz wenig. Bitter ist *enclytisch* (64). Auch die Schreibung *oe* in neufranzösischen Wörtern stört hier wie sonst.

Doch das sind Kleinigkeiten, die den Wert der Arbeit nicht herabsetzen. Ich nehme sie gern zur Hand und wünsche, dafs die Verfasserin recht bald Zeit finden möge, den zweiten Teil zu veröffentlichen; und wünsche noch etwas mehr: statt immer wieder die Lautverhältnisse eines altfranzösischen Textes zu untersuchen und zum Teil dieselben Erscheinungen zu konstatieren, sollten sich mehr Kräfte der Darstellung der syntaktischen Eigentümlichkeiten der heutigen Dialekte zuwenden. Dafür wäre die Arbeit von Gertrud Dobschall ein hübsches Muster.

Charlottenburg. G e o r g E b e l i n g.

Kr. Nyrop, Manuel phonétique du français. Deuxième édition traduite et remaniée par Émanuel Philipot, maître de conférences à l'Université de Rennes. Copenhague, Det Nordiske Forlag, 1902. VIII, 184 S. 8.

Dafs die zweite Auflage des 1893 zum erstenmal und zwar in dänischer Sprache erschienenen Buches nun gleichzeitig in dieser und in französischer dargeboten wird, entspricht ohne Zweifel einem an manchem Orte gehegten Wunsche. Das kleine Buch wird fortfahren, gute Dienste zu tun, zumal da Verfasser und Übersetzer vereint sich haben angelegen sein lassen, den Text der ersten Ausgabe, wo dazu Anlafs war, zu berichtigen oder zu vervollständigen. Da das Werk in weiten Kreisen bereits bekannt und geschätzt ist, sei hier nur auf ein paar Stellen hingewiesen, wo vielleicht Besserungen immer noch angebracht sein würden. Die S. 7 aus Adam Paulsen herübergenommene Bestimmung des Begriffs 'Geräusch' im Unterschied von 'Laut' ist hier nicht an ihrer Stelle, da Paulsen nicht von dem artikulierten 'Geräusch' spricht, das in der Sprache eine Rolle spielt, sondern des Wortes weiteren Sinn im Auge hat. — S. 27. Da späterhin von der Verschiedenheit der Artikulation des *k* je nach der Natur des folgenden Vokals gehandelt wird, so könnte hier ähnliches von den Labialen gesagt werden, die vor *a* mit ganz anderer Lippenstellung gebildet werden als vor *u* (s. Archiv CIX 224). Eine stimmlose bilabiale Spirans besitzt meines Erachtens die toskanische Mundart in ihrem intervokalen einfachen *p* von *papa, lupo, apostolo*. — Dafs *pa* (*pas*) ebenda und S. 31 nicht mit dem Zeichen des offenen *a* und *pwa:r* (*poire*) S. 27, *pwasŏ* S. 32 nicht mit dem Zeichen des stimmlosen *w* erscheinen, werden nur

Druckversehen sein. Nicht als ob auf die völlige Stimmlosigkeit von *w* und *j* nach anderen Stimmlosen sonderliches Gewicht zu legen wäre. Selbst die Auffassung, nach welcher es im Französischen steigende Diphthonge in der Tat gibt, *oie, huile, hier* nicht Konsonanten als Anlaute haben, läſst sich ganz wohl verfechten und stöſst nicht auf die gleichen Schwierigkeiten wie die entgegengesetzte, wann auf Hiatus und Bindung die Rede kommt. Ob die Sprechweise, nach der 'Gretchen' und *chrétienne* in der Mitte gleich lauten, 'Bestien' und 'Restchen' einen tadellosen Reim abgeben, die einzige und die allein richtige sei, darüber darf man ungleicher Ansicht sein. — Was S. 86 über den Gleichlaut der Ausgänge *ie, ue, oue* usw. mit *i, u, ou* usw. gelehrt wird, halte ich für unzutreffend, freue mich aber, in den Ausführungen der folgenden Seite eine gewisse Annäherung an die Ansicht zu spüren, die ich mir und zwar nicht in der romanischen Schweiz noch auch beim Anhören bloſs emphatischer oder sentimentaler Rede gebildet habe. — Geht der Verfasser in der Forderung der Assimilation etwas weiter, als mir gut scheint (*chfal* für *cheval, eglise protestante* u. dgl.), so billige ich durchaus, was er hinsichtlich der Bindung empfiehlt, hätte überhaupt noch manche Einzelheit ausdrücklich zu loben, wie etwa die *loi des trois consonnes* S. 68, die klare Darlegung des Unterschiedes zwischen mouilliertem *n* und *nj* S. 40, der wahren Natur der stimmhaften Verschluſslaute S. 23, die eben keine Verschluſslaute sein könnten, wenn sie durchaus stimmhaft wären. In der zur Anwendung gebrachten Terminologie und in der gewählten phonetischen Schrift ist jede verwirrende Neuerung vermieden. Daſs der Verfasser im Unterschied von den meisten Franzosen das dem offenen *o*, nicht das dem offenen *e* nahestehende *a* das offene nennt, wird man nur billigen. Wie vor den bei Skandinaviern häufig zu beobachtenden Aussprachefehlern, so warnt er auch vor denen, die Deutsche sich am leichtesten zu schulden kommen lassen.

Berlin. Adolf Tobler.

Antoine Thomas, Mélanges d'étymologie française (Université de Paris. Bibliothèque de la Faculté des lettres, XIV). Paris, Alcan, 1902. III, 217 S. 8. Frs. 7.

Der Verfasser, dem die Etymologie des Französischen und des Provenzalischen schon so viel verdankt, vereinigt in dem vorliegenden Bande dritthalbhundert etymologische Notizen, von denen mehr als die Hälfte zum erstenmal veröffentlicht werden, während die übrigen, nicht immer völlig gleichlautend, in den Jahrgängen 1899 und 1900 der Romania bereits vorgelegt waren. Sie gelten zum groſsen Teile weniger bekannten Wörtern, sei es völlig untergegangenen der Denkmäler älterer Zeit, sei es solchen, die heute nur in Mundarten fortleben. Daſs dieser Umstand den Wert des Vorgetragenen in keiner Weise mindert, braucht Kundigen nicht gesagt zu werden. Handelt es sich zumeist um Feststellung des Ursprungs vereinzelter Wörter, so hat der Verfasser doch oft Gelegenheit gefunden, auf merkwürdige Vorkommnisse hinzuweisen, von denen er längere Reihen von Beispielen vorzuführen vermocht hat, und für diese wird man ihm

besonders dankbar sein. Ich erwähne die Fälle von Verwachsen des zum weiblichen Artikel gehörigen *a* mit dem Anlaute des Nomens S. 9, den Abfall eines irrig als Artikel aufgefaſsten anlautenden *l* S. 21, den Wandel von inlautendem *z* nach *r* in *d* S. 29, von vortonigem *e* in *i* vor mouilliertem *l* oder *n* S. 34, von intervokalem *r* in *s* S. 67, diejenigen von verschiedenen Arten der Dissimilation S. 88, von Bildungen mit den Suffixen *-usca* und *-uscula* S. 98, mit *-aricius*, ferner, was der Verfasser S. 122 zur Rechtfertigung seiner Erklärung von *fëis* neben *fesis* beibringt, die Beispiele von Übertritt eines eigentlich zum Artikel gehörigen, aber mit dem vokalischen Anlaut eines Nomens verwachsenen *s* in *r* S. 133, die Darlegung des Unterschiedes der Schicksale von *pt* und von unbetontem *pit* S. 4, wo man übrigens gern hören möchte, was der Verfasser über das Verhältnis von it. *accattare* zu *capitare* denkt.

Ist in der Mehrzahl der Fälle Herrn Thomas' Forschung zu Ergebnissen gelangt, die zu keinem Einwand Anlaſs geben, und in denen jeder willig und dankbar Zuwachs zum gesicherten Wissen über die Herkunft französischer Wörter erkennen wird, so hat er in einigen anderen sich begnügt, fremde Aufstellungen besser, als zuvor geschehen war, zu begründen oder auch solche abzuweisen oder anderwärts aus eignem bloſse Möglichkeiten anzudeuten oder die Richtung anzugeben, in welcher zu suchen wäre (s. *aiger, alandier, amélanche, armon, brenèche, cadarz, çoule, ouschement, hurebec, lumignon, pave, savalle*); unaufgeklärt scheint mir auch *plie*, das ich mit afz. *pläix* nicht zu vereinen weiſs.

Wenn mir in mehreren Fällen noch Zweifel bleiben, über die so leicht nicht hinwegzukommen ist, so liegen deren Gründe vorzugsweise in der Schwierigkeit, die Entwickelung der Bedeutung des zu erklärenden Wortes aus der des angeblichen Etymons zu begreifen; manchmal freilich auch in der geringen Glaublichkeit der angenommenen Art der Wortbildung; bisweilen treten auch beide Arten von Bedenken zusammen; seltener ist gegen die angenommene Art des Lautwandels Einspruch zu erheben. *aacier* soll = **adaciare* (von *acies*) sein, heiſst aber 'stumpf machen'! Zur Stütze dieser Annahme soll das gleichbedeutende prov. *asimar* dienen, das auf ein wahrlich nicht glaubliches lat. **acīmen* zurückgeführt wird, und auſserdem engl. *to set the teeth on edge*, das ebenfalls gleichbedeutend sein soll, aber durchaus nicht ist (es heiſst vielmehr 'die Zähne zusammenbeiſsen'). Die Deutung von *bourgeon* aus **burrionem* (von *burra*) möchte ich nicht gerade ablehnen, doch steht sie in Widerspruch mit dem, was S. 35 Anm. 6 über die Schicksale eines *i* im Hiatus unter den hier vorliegenden Umständen gelehrt wird. — Gegen die Gleichsetzung von lyones. *cadola* mit *catabola* (καταβολή) ist von seiten des Lautwandels gewiſs nichts einzuwenden; aber auch wenn man von der Bedeutung 'Grundlage' des griechischen Wortes ausgeht, so gelangt man doch nur sehr schwer zu dem Sinne 'Schiffshütte' des Provenzalischen. — Ähnliches ist gegenüber *chancera* im Verhältnis zu *cancerem* ('Mitgift' — 'Krebs' oder meinetwegen 'Gitter') zu bemerken oder gegenüber *chebiche*, das auſserdem durch sein *b* aus intervokalem *p* auffällt, oder *dagagne* 'Art Netz' (von *decania*). Da

mhd. *spenan* und prov. *espanir* beide 'entwöhnen' bedeuten, so wird man kein Bedenken tragen, sie für eins zu halten; schwer zu begreifen aber ist, was freilich dem französischen Etymologen keine Sorge zu machen braucht, wie aus einem deutschen *spen* 'Brust' oder 'Muttermilch' ein Verbum *spenan* hat gewonnen werden können, das 'entwöhnen', 'von der Brust trennen' bedeutet. *jable* 'Falz in den Faſsdauben' und dessen südliche Nebenformen fallen, was die Laute angeht, durchaus mit 'Gabel' zusammen; aber wie sind auch hier die Bedeutungen zu vereinigen? — Für das männliche *lioube* scheint mir ahd. *chlobo* (auch nordisch und niederländisch) ein besseres Etymon als gr. *γλυφή*, weil die germanischen Wörter die entsprechende konkrete Bedeutung bereits haben. Der Anlaut macht keine Schwierigkeit. — Zu dem prov. *mespesol*, für welches Herr Thomas willkommene Belege und eine kaum abzuweisende Deutung zu geben vermocht hat, war ratsam zu bemerken, daſs man von Verben abgeleitete Adjektiva gleicher Bildung nicht kennt. — Auch für **musceus* als Etymon von prov. *mois* scheint mir auſser der lautlichen Möglichkeit nichts zu sprechen. — *molëisse* (**molaticia*) ist eine höchst befremdliche Bildung, zu der nur auf Umwegen die Sprache gelangen konnte, und für die weder *mola* noch *moudre* einen geeigneten Ausgangspunkt abgeben, *moulin* keiner sein kann. — *revola* bezeichnet ein Steineichengehölz. Kann ein aus *robur* gewonnenes *robulla* diesen Sinn gehabt haben? — *scion* zu ags. *cīdh* zu stellen, ist gewagt, weil die Buchstabengruppe *ci* des Angelsächsischen eine ganz andere Lautgruppe darstellt als lat. *ci*; gleiches gilt von dem über frz. *serène* Gesagten. — Für *tie* scheint mir weder der Lautbestand des got. *tiuhan* (das erst im Neuhochdeutschen ein bloſses ī im Stamme hat) noch seine Bedeutung dieses als Etymon zu empfehlen. — Hinwieder dürfte dessen, was eine *veillote*, d. h. ein kleiner Heuhaufen, mit einer Schraube gemein hat, zu wenig sein, als daſs man jenes Wort mit *viticula*, fz. *vrille* in Zusammenhang bringen dürfte. Auch die Gleichsetzung von nfz. *veule* mit einem angenommenen Adjektiv **vŏlus*, das aus *vŏlare* gewonnen wäre, scheint gewagt; weder Laut (afz. wenn nicht immer, doch meist mit *eu* im Stamm), noch Form (*e* in beiden Geschlechtern fast immer) sprechen dafür.

Sind im vorstehenden einige Zweifel zum Ausdruck gekommen, die gegenüber der Fülle von durchaus überzeugenden Herleitungen wenig besagen, so sei im folgenden noch einigen wiederum geringfügigen Zusätzen Raum gegönnt, die wenigstens für die Aufmerksamkeit zeugen mögen, mit welcher ein dankbarer Leser den Darlegungen des gelehrten Verfassers gefolgt ist: Zu *laise* 'Breite' S. 11 konnte auf Romania XVIII 550 (gegen XV 628), Lit.-Blatt 1890, 108 und Zts. f. rom. Philol. XVIII 240 verwiesen werden. — S. 15. Da Godefroy *aim* 'Ohm' nur männlich kennt, sei Rom. XVII 569 in Erinnerung gebracht, wo man in einer Lütticher Urkunde von 1236 *une* (in Buchstaben) *aime* liest. — S. 20. Wenn *art* als Bezeichnung des Fischergerätes dient, so erinnert dies an die Verwendung von 'Kunst' als Name des Kochherdes, worüber Grimm Wb. V 2683 und das Schweizerische Idiotikon III 368 unterrichten. — Was S. 24 Anm.

über *auvent* geäufsert ist, hat schon Diez im Wb. gesagt. — Die S. 29 angenommene Form *marzelle* findet man wirklich im Altfranzösischen, Rom. XVIII 78 Z. 7867. — S. 51. Zu den vielen Formen des Namens, mit denen der *Squalius cephalus* bezeichnet wird, gehört auch *chabuisseau* bei Sachs. — *cloître* hat schon Meyer-Lübke auf *claustrium* zurückgeführt, Neutr. 135. Was ist von *clostre* Gregor Ezech. 5, 36 zu halten? — Was S. 52 über *chiauler* gesagt wird, leuchtet unbedingt ein, doch konnte dem *l* noch ein Wort gegönnt werden. Zu erwarten war **cheler* (vgl. *vêler, agneler*) aus afz. *chaeler*, das mag wohl auch bestanden haben, und von ihm wird das *l* in die Form übergegangen sein, die man statt an *chael* an die Pluralform *cheaus* (Sachs) anlehnte. — Von *chiunkesme* 'Pfingsten' S. 52 hat Scheler im Jahrbuch XIV 439 gehandelt. — S. 59 und 178. Zu *corolla* ist zu bemerken, dafs die Quantität des Tonvokals bei Körting unrichtig angegeben ist. — S. 62. Zu *degeit* war der lautlichen Schwierigkeit zu gedenken, auf welche Foerster zu Guill. d'Angl. 179 hinweist. — S. 66. Zu *enuble* hätte die Form *obnuble* berücksichtigt werden sollen. — Zu *esclem* 68 gehört ohne Zweifel auch das bei Godefroy nachgewiesene *esclame*; übrigens vgl. Diez unter *sghembo*. — *ivière* 93 gibt Anlafs zu der Frage, warum, wenn es wirklich von **nivaria* kommt, es nicht wenigstens *e* im Anlaut hat. — S. 104. Aus Anlafs von *malevix* hörte man gern, wie der Verfasser über das *de mal vis* im Aiol 3807 denkt. Damit soll das Gewicht des von Horning, Lat. c. S. 33, und von G. Paris, Romania XIII 133, geäufserten Bedenkens nicht gemindert werden. — Zu den Belegen für *marchëil* gesellt sich auch Ph. Thaon Comp. 551, wozu des Herausgebers Bemerkung S. 74 der Einleitung und die von G. Paris, Romania VII 125, zu ziehen ist. — S. 105. Ein Beleg für das seltene *amerok(e)* ist auch Romania XIII 515 zu finden. — S. 117. Auch die Form *pelestre* verdiente erwähnt zu werden. Sie ist bei Godefroy belegt, und *paletre* findet sich aufserdem in dem Miracle de la Vierge d'Orléans II 25 (Notices et Extraits XXXIV 2). P. Meyer hat im Glossar zu diesem Texte sich mit dem Worte beschäftigt. Aus *pyrethrum* ist durch wunderliche Entstellung deutsch 'Bertram' geworden. — S. 123. Zu *redois* haben wir im Jahrbuch VIII 79 die seltsame Glosse *asinini coloris*, die einige Schwierigkeit macht. — Zu prov. *repetnar* S. 127 kann man aufser den bei Godefroy beigebrachten Belegen für *repenner* auch Peler. vie hum. 10496 und SMartin 5957 (Söderhjelm[2]) fügen und das prov. Substantiv *repenada*, Mahn Ged. 63, 3. — S. 167. *vonger* (*vomicare*) hat Godefroy zu belegen versäumt. *Qui le siecle n'a tout vongié* (: *congié*) *Et tout vomi et gitié puer*, GCoins. VI, III 500; *vonchier* statt *nonchier* der Ausgabe ist sicher zu lesen in der Cisterzienser Regel 482; *Envious soi mëisme vonge Premierement e puis voonge Sour autrui tote sa malice*, Romania XII 148, wird wohl berichtigt werden müssen. Was ist davon zu halten, dafs auch *vochier*, das man sonst nur als französische Wiedergabe von *vocare* kennt, unverkennbar im Sinne von *vongier* 'kotzen' vorkommt? *Et puis après a escopi Et a vouchié et a vomi. Tant a vouchié le fol, le glout Que cele senti le degout Aval ses nages degouter*, Barb. u. M. IV 193, 186

(so auch bei Montaigl. u. Rayn. V 107); *La röine la* (eine Schwangere) *vit palir, Coulor müer et tressalir Et a ses flans sovent toucher Et sospirer, sovent voucher*, Flor u. Bl. (Du Méril) S. 7. Soll man hier ändern, oder darf man an eine Nebenform ohne *n* denken? Den Einfall, es sei von der (französisch meines Wissens nicht bekannten) Redensart 'den Herrn Ulrich rufen' (s. Schweiz. Idiotikon I 184) euphemistisch nur das Rufen ausgesprochen worden, wird niemand ernst nehmen wollen. — S. 159. Die Zurückweisung von Littrés schwer begreiflicher Deutung von *tudieu* aus *tue Dieu* ist 1879 in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen XXXIII S. 411 bereits erfolgt. Wenn ich damals der Hoffnung Ausdruck gab, die richtige Erklärung aus *vertu Dieu* (Gottes Wunder!) werde sich als nicht erst von mir gefunden erweisen, so erfahre ich jetzt mit Vergnügen durch Herrn Thomas, daſs in der Tat Cotgrave das Zutreffende bereits gesagt hatte.

Ich kann mich von dem trefflichen Buche nicht trennen, ohne auch für die reichhaltigen und genauen Indices gedankt zu haben, die eine volle Ausschöpfung des reichen Inhalts so sehr erleichtern. Bücher ähnlicher Anlage sollten eine gleichartige Zugabe nie vermissen lassen.

Berlin. Adolf Tobler.

Französische Schullektüre.

Von den vorliegenden 22 Bändchen unterziehen wir nur 20 einer Besprechung; die folgenden beiden scheiden ohne weiteres aus:

1) Choix de récits bibliques. Herausgeg. von G. Keutel (Velhagen & Klasing, 1902),

weil eine solche Sammlung als völlig ungeeignet für die Klassenlektüre erscheint. Wie wird sich der protestantische Lehrer verhalten, wenn katholische oder jüdische Schüler ihm erklären, daſs sie solche biblischen Geschichten nur mit ihrem Geistlichen, resp. gar nicht lesen dürfen? Und wird nicht bei der Behandlung vieler Abschnitte, so z. B. der Gleichnisse, die theologische Seite mehr Berücksichtigung finden als die sprachliche? Wie leicht es ist, den Zweck, dem diese französischen biblischen Erzählungen dienen sollen, aus den Augen zu verlieren, beweist der Herausgeber selbst, wenn er in der Einleitung sagt: 'Um auch einige Proben hebräischer Poesie zu bringen, sind ... einige Psalmen ... eingefügt worden.' Auſserdem haben die Schüler die deutsche Übersetzung immer zur Hand, sie kennen die Geschichten zum Teil auswendig, Französisch würden sie daran kaum lernen.

2) Fénelon, Le traité de l'éducation des filles. Für den Gebrauch in Lehrerbildungsanstalten bearbeitet von R. Weniger (Velhagen & Klasing, 1902),

weil diese Ausgabe nicht für Schulzwecke bestimmt ist; sagt doch der Herausgeber am Schluſs der Einleitung selbst, die Abhandlung sei 'eine treffliche Einführung in das verantwortungsreiche, aber auch herrliche Amt

des Erziehers'. So brauchen wir also auf diesen Traktat über Mädchenerziehung nicht näher einzugehen, der zu zwei Dritteln ein Traktat über Kindererziehung überhaupt ist, noch auf die Vergötterung Fénelons, die sich in der Biographie kundgibt und kaum je einen leisen Widerspruch gegen seine Ansichten aufkommen läſst, noch auf die Anmerkungen, die sonst zu manchen Ausstellungen Anlaſs geben könnten.

Von den übrigen 20 Ausgaben enthalten neun mehrere Stücke in einem Bändchen vereinigt.

3) Choix de nouvelles modernes. Herausgegeben von Grube. VI. Bändchen (Velhagen & Klasing, 1902).

Diese Auswahl zeugt von einem seltsamen Geschmack, drei Erzählungen von Mérimée: Mateo Falcone, die Geschichte von dem Vater, der seinen Sohn erschieſst, die gruselige Vision Karls XI. und die gräſsliche Sklavengeschichte Tamango, eine von der Vicomtesse Joséphine du Peloux, Un épisode de la campagne de Naples (1806), die Abenteuer zweier Damen, die Fra Diavolo in die Hände fallen und mit knapper Not gerettet werden, woran sich dann noch ein Bericht von den Schicksalen des Sohnes der einen Dame anschlieſst, die mit der Episode gar nichts zu tun haben. Die Behandlung des Textes ist eine sehr konservative; in der letzten Erzählung wird direkt Falsches oder Unverständliches, wie *il y eu* (64, 1) oder *ces roches décorées, comme je viens de vous le dire* (63, 6), wo nichts vorher von einer Dekoration gesagt ist, aufgenommen und in den Anmerkungen verbessert oder ergänzt. Sonst enthalten die Anmerkungen mancherlei Übersetzungen, die ins Wörterbuch gehören oder in jedem Wörterbuche zu finden sind, wie von *transcendant, escopette, se prélasser, peccadille, gourde, hoquet* etc., oder auch grammatische Regeln, die jeder Lehrer ebensogut geben kann, wie zu *Il y a bien longtemps que je ne t'ai vu* oder zu *jouer du violon* oder zu *La plupart demandèrent* etc., zuweilen enthalten sie Unrichtiges und Schiefes. So z. B. 1, 21 (*les racines qui sont restées en terre*) *sans se consumer* 'ohne zu vermodern' statt 'ohne vom Feuer verzehrt zu werden'; 11, 21: *que je perde mon épaulette* 'ich will mich degradieren lassen'; 12, 19: *sa blessure refroidie* seine erkaltete Wunde (aus welcher nicht mehr warmes Blut floſs); 14, 26 ist die Auseinandersetzung zu *bourre* in der Stelle *les bourres de ses deux fusils arriveraient à deux d'entre nous* auſserordentlich ungeschickt; 16, 30: *proscrit* Geächteter (dessen Todesurteil wegen seiner Straftaten bereits feststeht); 21, 4: *There are more things* ... Berühmtes Citat aus Shakspere, 1. Aufzug, 5. Scene; 32, 22: *force lui fut d'offrir* 'notgedrungen muſste er arbeiten'; 67, 31: *amphitryon* Gastgeber, Wirt. Amphitryon ... durch Molière in seinem gleichnamigen Lustspiel typisch geworden für jemand, der gern Gäste sieht und reich bewirtet etc. Manchmal geben die Anmerkungen nicht, was man erwartet, wie bei Mateo Falcone die Verweisung auf Chamisso oder eine Erklärung von *botte* (62, 14) in *Tant il y a que nous sommes au fin fond de la botte* in P.-L. Couriers Brief aus Kalabrien etc.

4) Choix de nouvelles modernes. V. Bändchen. Fantaisies et contes von Mme Henriette François. Herausgegeben von B. Breest (Velhagen & Klasing, 1901).

Diese Sammlung enthält neun Erzählungen, und obgleich eine Vorbemerkung der Redaktion besagt: 'Viele haben einen tieferen symbolischen Sinn, der ihrer Lektüre, wenn sie richtig geleitet wird, ethischen Wert verleiht', so kann ich nicht umhin, Nr. 1, 3, 7 für albern, Nr. 2, 4, 6 für unpassend zu halten, auch Nr. 5 würde ich nicht zur Lektüre besonders empfehlen, gegen 8 und 9 ist nichts einzuwenden. Unpassend erscheint mir Nr. 2 wegen des Tons, in dem der Eulenkönig geschildert ist, vgl. z. B. S. 21: *Le Roi, sur son trône, était roide, presque rigide, d'une majesté que seul peut posséder l'oint de Dieu, le monocle solidement encadré au coin de l'œil* etc., Nr. 4 wegen des Inhalts überhaupt, der nicht für Kinder geeignet ist, Nr. 6 wegen der Einleitung: Ein mächtiger Fürst in China hatte einen redlichen Minister, aber der Fürst war auch dankbar. *Vous comprenez bien: un prince «reconnaissant!»*, und der Minister war auch uneigennützig. *Vous avez bien compris: un ministre «désintéressé!» C'était bien inutile de ma part, n'est-ce pas? de vous dire où cela se passait; ces chinoiseries n'arrivent qu'en Chine!*

Taugt aber auch der Lesestoff nicht viel, so sind die Anmerkungen sehr lehrreich; hier nur eine ganz kleine Auswahl. 4, 18: *Vierge* wird nur von der Jungfrau Maria gesagt; d. J. von Orléans heifst: *La pucelle d'O.*; jedes unverheiratete Mädchen ist eine *demoiselle*. 4, 21: *la Marion*. In verschiedenen Orten in Frankreich setzt man in der vertraulichen Rede den Artikel vor den Eigennamen. 13, 12: *miséreux*, Neubildung, von *misère*. 13, 25: *excentrique* aus dem lat. *ex* 'aus' und *centre* 'Mittelpunkt'. 14, 13: *Gérôme* = *Gérard* Gerhard. 14, 16: *exsangue* veralteter Ausdruck. 17, 23: (*Ne demandant qu'à marcher ... sur la grande route du progrès*) *route du progrès* 'Fortschrittspartei'. 18, 7: *les lettres* die schöngeistige Wissenschaft. 18, 10: (*car*) *je ne sache pas*, hier der Konjunktiv, weil der Satz eine Ungewifsheit ausdrückt. 36, 28: *pronostic* Prognose, d. h. ärztliches Urteil über den Verlauf einer Krankheit. 44, 2: *écriture gothique* alte Handschrift im Mittelalter, wird noch heut in Deutschland geschrieben und gedruckt. 54, 6: *anneau* ist jeder beliebige Ring; *bague*: Ehering; *baguette* (Z. 11) Stab.

5) Choix de nouvelles modernes. IV. Bändchen (Velhagen & Klasing, 1901).

Diese Auswahl von Novellen enthält nur eine Erzählung: Un voyage forcé von Mme H. François, herausgegeben von B. Breest. Fräulein Jouvenot macht mit John Barlow eine Kahnfahrt an der Küste von Jersey. In einem Anfall von Eifersucht springt der junge Mann ins Wasser und schwimmt der Küste zu; seine Bemühungen, das Boot wieder zu erreichen, sind vergeblich, und Laura treibt ins offene Meer hinaus. Besinnungslos wird sie von der Mannschaft eines Segelschiffes aufgefunden, auf dem sie

wochenlang krank daniederliegt; von Kapstadt gibt sie ihren Angehörigen die erste Nachricht; auf der Weiterfahrt nach Sydney begegnet man einem englischen Dampfer, der sie in die Heimat zurückbringt. John Barlow wird zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. — Diese Geschichte wird nun ausgesponnen zu 133 Seiten Text in einer manchmal merkwürdigen Sprache; vgl. z. B. S. 16: *ces peines qui vous laissent anéantis, brisés devant le dédale indéchiffrable du labyrinthe de la vie* oder S. 37: *cette faim qui, lentement, mais sûrement la terrassait.* Wenn ein Mann ins Meer stürzt und der Sturm sich alsbald legt, so ist das ausgerechnet ein *holocauste* (S. 48) etc. Druckfehler und Interpunktionsversehen sind mehrfach vorhanden. Interessant war mir, dafs man die Norweger das Französische in derselben geistreichen Weise radebrechen läfst wie sonst die Deutschen, vgl. S. 42: *Oui, ma gaptaine, c'êdre in canot de bêche. — Barfétément. — In cheune fille* etc.

Aus der grofsen Anzahl lehrreicher Anmerkungen hier auch nur wieder zwölf Proben. 2, 2: *claquemuré* seltener Ausdruck. 2, 3: *store* engl. Ausdruck für Fenstervorhang. 4, 25: In England ist im allgemeinen der Verkehr zwischen der männlichen und weiblichen Jugend ein harmloser, ungezwungener; in Frankreich dagegen darf ein junges Mädchen nie allein ausgehen usw. 6, 32: Auch bei uns existieren noch Anklänge an jene alt-heidnische Lehre (gemeint ist die Kunst der Auguren); wir sprechen vom 'Unglücksraben', vom 'Pechvogel' u. dgl. m. 8, 25 (*Ses yeux étaient d'un bleu faïence*): *bleu faïence* Delfter Blau. 42, 30 (*verse-lui quelques gouttes de ce petit vin-là*): *petit vin* geringer (Land-)Wein (trotzdem 43, 6 *quelques gouttes d'eau-de-vie* steht). 50, 10: die bretonische Sprache ist der englischen sehr ähnlich. 58, 13 (*ses regards* — die des Richters — *fouillaient le visage, l'expression «du patient»*): *l'expression «du patient»* der Ausdruck eines 'Patienten', d. h. eines Leidenden. 61, 28 (*un de ces manches en celluloïd qui joue si admirablement l'ivoire*): *jouer l'ivoire* ins Elfenbeinfarbene spielen. 77, 12 (*M*ʳ *Stevens, l'un des meilleurs avocats de Jersey*): *M*ʳ *Stevens* = Mister (Herr) Stevens. 94, 12: *Peerage-book* gleichbedeutend etwa unserer 'Rangliste', in welcher die Namen sämtlicher Adelsfamilien verzeichnet sind. 94, 20: *sa Seigneurie* (offenbar Übersetzung von *his Lordship*): Seine Herrlichkeit, Titel, den die französischen Pairs (Grofs-Vasallen) haben.

6) Recueil de contes et récits pour la jeunesse. V. Bändchen. Herausgeg. von B. Schmidt (Velhagen & Klasing, 1902).

Von den vier hier gebotenen und besonders für 'die Mädchenwelt' bestimmten Erzählungen erscheint mir die dritte ganz angemessen, die anderen nicht, und zwar Nr. 1 nicht, weil Liebesgeschichtchen nicht die geeignete Lektüre für Mädchenschulen sind, und Nr. 2 und 4 nicht, weil ich den Grundsatz für unberechtigt halte, dafs das fadeste Zeug immer noch gut genug zur Mädchenlektüre ist. Die Anmerkungen enthalten sehr viel Überflüssiges und sind zum Teil in einem wunderbaren Deutsch abgefafst; vgl. 11, 19: *Iphigénie*, Tochter des Königs Agamemnon, sollte der Diana hingeschlachtet werden, um den Griechen günstige Winde zur

Überschiffung nach Troia zu erhalten. 39, 15: Sie schien ganz im stande sich im Leben durchzuschlagen. 56, 22: In ihrem Blicke lag etwas duftig Süßes, wie die ferne Ahnung einer möglichen Zukunft, etc. Inhaltlich interessant sind z. B. 16, 14: *mail* eig. Maillespiel, hier: früher gebräuchlicher französischer Postwagen. 16, 17: *drag* (englisches Wort) niederer Phantasie-Wagen. *Drag* oder *drague* eig. Schlammräumer, d. h. Maschinenboot um den Grund eines Gewässers zu reinigen. 73, 6: *Adieu, la bonne femme et les bons enfants!* Lebet wohl, gute Frau und gute Kinder. Herr von Coulanges wendet mit Fleiß den bloß auf dem Lande gebräuchlichen Artikel *la, les* an, etc. Eine Anmerkung fehlt zu 16, 6 f.: *Elle fait ses chapeaux, comme dans un monsieur en habit noir, se dit-il en souriant*; zu 77, 32 und 78, 1: *Agésilas, hélas!* zu 85, 9 ff.: *Ombres chinoises*, die im Text nur mit Bezug auf einen ganz bestimmten Fall erklärt sind, etc.

7) Ausgewählte Erzählungen von A. Theuriet. Herausgeg. von K. Falck (Velhagen & Klasing, 1902).

Von den zehn hier gegebenen Erzählungen sind mir II (Un fils de veuve), III (La pipe) und X (Noël au village) schon in anderen Ausgaben begegnet; ich meine, wenn man eine neue Sammlung veranstaltet, so soll man auch Neues bieten. Was den Inhalt betrifft, so wird man IV (Les pêches) und VI (Louloute et Mititi) nicht in einer Mädchenschule lesen können und kaum in der Sekunda einer Knabenschule. (Höher als bis Sekunda wird man doch mit diesen Erzählungen nicht gehen wollen.) Bei den Anmerkungen, die überreichlich gegeben sind — das Wort *son* z. B. bekommt deren zwei, S. 13 und 91 —, ist mir u. a. aufgefallen: zu 18, 15: *Il n'y a plus d'enfants* fehlt der Verweis auf Molière. 36, 22: *Némorin* ist ungenügend erklärt, vgl. Florians Estelle. 47, 27: (*ses yeux d'or vert*) *or vert* mit Silber legiertes Gold. 68, 14 wird den Schülern unverständlich sein. Zu 83, 14: *on le flambe à un feu de paille*, nämlich das eben geschlachtete Schwein, fehlt eine Anmerkung. Ein überflüssiger Verweis auf die Bibel steht 86, 14, auf Lafontaine 53, 6 und 85, 21.

8) Voltaire, Diderot, Rousseau. Morceaux choisis. Herausgeg. von P. Voelkel (Velhagen & Klasing, 1902).

Der Gedanke, aus den Werken eines hervorragenden Schriftstellers eine Auslese zu treffen, vom Besten das Schönste auszuwählen, um in kurzem dem Leser an einigen recht charakteristischen Proben den Schriftsteller in seiner Eigenart und zugleich in seiner Vielseitigkeit vorzuführen — dieser Gedanke ist durchaus zu loben. Was nun die vorliegende Ausgabe betrifft, so erscheint der Umfang eines Bändchens etwas knapp für Voltaire und Diderot und Rousseau, und als geschickt und ausreichend kann man höchstens die Auswahl aus Rousseau bezeichnen. Daß bei Diderot, ebenso wie bei Voltaire, die Romane beiseite gelassen worden sind, war vielleicht notwendig, aber dann ist auch Rameaus Neffe keine Schullektüre — die Auszüge daraus nehmen die Hälfte des Diderot ge-

widmeten Raumes ein —, und die paar Artikelchen, die den ersten Teil bilden, geben keine Vorstellung von der Bedeutung Voltaires. Die Anmerkungen enthalten zumeist alles Wünschenswerte, nur bieten sie — und das Buch soll doch wohl in Prima gelesen werden — an Wort- und Sacherklärungen viel zu viel, z. B. Übersetzungen von *ajustement, recherché, dépôt, à merveille, il a fait la campagne, haletant, écouter* etc. oder Angaben über Caesar, Pompeius, Cicero, Ovid, Horaz etc. Sonst ist mir u. a. aufgefallen: 24, 2: '*le Marini* ... schwülstig und geschmacklos, Urheber der Marinismus genannten Verirrung.' Über Marinismus hätte mehr gesagt werden müssen. Zu 32, 27: *Quelle est donc cette dame ... qui fait la révérence en religieuse?* fehlt eine Notiz. Zu 39, 18: *une espèce d'hommes qui ont abruti, dans l'Europe, le genre humain* mufste von Voltaires Verhältnis zur Kirche gesprochen werden. 51, 11 (Diderot spricht von den Figuren auf einem Gemälde): *comme elles vont en ondoyant et en pyramidant!* Die Übersetzung: 'wie die Wirkung sich abstuft und steigert' ist falsch und macht den folgenden Satz unverständlich. 64, 13: dafs *fantôme* nicht 'Gliederpuppe' ist, beweist die Gleichstellung mit *modèle*, ferner Zeile 15 f.: *Quand elle a approché de cette idée le plus près qu'elle a pu,* und Zeile 30 f.: *lorsqu'elle s'est une fois élevée à la hauteur de son fantôme.* 73, 14 fehlt eine Anmerkung zu *plain-chant*, 85, 8 eine zu *financier* etc.

9) La Bretagne et les Bretons. Zusammengestellt von A. Mühlan. Mit 6 Abbildungen und einem Übersichtskärtchen (Velhagen & Klasing, 1902).

Es ist an sich gewifs verdienstlich, von einer französischen Provinz eine Monographie zu liefern, in welcher die verschiedenen Schriftsteller, die über diese Provinz geschrieben haben, zu Worte kommen; nur ist dann zu verlangen, dafs man über Land und Leute eine einigermafsen erschöpfende Darstellung erhalte. Das ist bei der vorliegenden Ausgabe nicht der Fall. Wer sich hier etwa Auskunft holen wollte über Handel, Gewerbe, Unterricht, Volkssprache usw., würde wenig oder gar nichts finden. Der Coup d'œil ... géographique beschäftigt sich fast ausschliefslich mit der Südküste, denn was Coppée von Brest erzählt, das liefse sich mit wenigen Änderungen von jedem anderen französischen Kriegshafen sagen. An den Coup d'œil schliefsen sich zwei Märchen, von denen das erste weder La Nuit des Rois noch La Fève, sondern La Butte aux Fées heifsen sollte und das zweite: Histoire de Moustache, kein ausgesprochen bretonisches Märchen ist, vgl. Bruder Lustig bei Grimm. Der nächste Abschnitt: Les Bretons, enthält vier Seiten 'Traditions de la Bretagne', dann eine Erzählung La Groac'h, von der mir unklar geblieben ist, wann sie spielt; manche Anmerkungen deuten auf die Gegenwart: die bretonischen Bauern n e n n e n, die Bauern p f l e g e n vielfach etc., während bei *une bague d'argent de trente blancs* gesagt wird: Der *blanc* war eine Scheidemünze, die im 14.—16. Jahrhundert ausgeprägt wurde, und zu *les couplets connus de la peste d'Elliant* bemerkt wird: Im 6. Jahrh. wurde

ganz Europa von der Pest heimgesucht etc. Darauf folgt eine Schilderung: La Hutte du Sabotier, sodann allerlei über Volksbräuche und schliefslich eine Reihe von Gedichten, welche unterbrochen wird durch einige bretonische Sprichwörter, die durchaus nicht immer nur bretonisch sind, wie z. B. *Mieux vaut sagesse que richesse*; *Qui ne sait obéir, ne sait pas commander* etc. Die Stücke sind zumeist Souvestre und Brizeux entnommen. Druckfehler sind mehrfach vorhanden. Die Anmerkungen haben mich nicht sonderlich befriedigt. Zu 6, 25: *la lutte pour la vie* fehlt eine Notiz, ebenso zu 12, 4: *les feux de la Saint-Jean*. Wenn 14, 32 auseinandergesetzt wird, was ein Leuchtturm ist, so hätte auch 17, 31 *sémaphore* erklärt werden können. 23, 4: *les cathédrales se fleurissent de roses triples, elles ajourent leurs clochers de galeries en trilobes* 'die Hauptkirchen schmücken sich mit dreifachen Rosetten; sie durchbrechen ihre Türme mit dreiteiligen (gotischen) Galerien'. Was sind das für Rosetten, und ist *en trilobes* durch 'dreiteilig' richtig übersetzt? Verdiente nicht das Verb *ajourer* ebenso wie *trilobe* eine besondere Erwähnung? Beide Wörter finden sich nicht in Sachs oder Hatzfeld-Darmesteter. Ist *trilobe* wirklich 'dreilappig, dreiteilig', wie im Wörterverzeichnis steht? Ich denke, das heifst *trilobé*? 37, 6: *Les bols se remplissent* mufste erklärt werden; denn *bol* ist nicht Glas, wie im Wörterverzeichnis steht. 39, 10: *les filles en âge* 'die älteren Mädchen'. 'Ältere Mädchen' hat doch im Deutschen eine eigentümliche Bedeutung. 46, 4: *les tapefers* = *les forgerons* die Schmiede, *qui tapent les fers*; vgl. das deutsche tapfer (!!). Wenn 72, 6 die Rede ist von den *vierges de l'Edda*, so erwartet man in den Anmerkungen andere Aufklärung als: 'Edda, Name von zwei wichtigen Sammelwerken der altnordischen Literatur aus dem 7., 8. und 13. Jahrh.' 74, 24: *la dernière trompette et les voix de l'Apocalypse* 'die Trompete (Posaune) des Jüngsten Gerichts und die Stimme der Offenbarung des hl. Johannes' usw.

10) Ascensions, voyages aériens, évasions. Ausgewählt und erklärt von F. J. Wershoven. Mit 6 Abbildungen (Renger, 1902).

Ob man sich ein ganzes Semester mit Bergbesteigungen, Luftschifffahrten und Entweichungen beschäftigen will, wird einerseits vom Geschmak des Lehrers und andererseits auch wohl vom Charakter der Schule abhängen; an sich sind die Geschichten ganz interessant. Die dreizehn Stücke — das Inhaltsverzeichnis gibt nur zwölf an — rühren nach dem Vorwort des Herausgebers 'von guten, zum Teil hervorragenden Schriftstellern' her; leider mufs ich gestehen, dafs mir von diesen 'guten, zum Teil hervorragenden Schriftstellern' Bézier, Mangin und Barbou bisher nicht begegnet sind; auch der Herausgeber unterläfst es, irgend etwas über sie mitzuteilen. Whymper und Tyndall haben doch wohl englisch geschrieben, aber es wird nicht gesagt, wer die Übersetzungen geliefert hat, von denen die zweite zuweilen stark an englische Ausdrucksweise erinnert. Druckfehler sind nicht selten. Die Anmerkungen, die nur 'Realien' behandeln, dürften nicht schwer zu beschaffen gewesen sein und geben

durchaus nicht immer die erforderliche Auskunft. Ebenso wie über die genannten drei Autoren erwartet man eine Notiz über Mirbel (S. 18) und Boissonnas (S. 93), ferner über Dr. Paccard (S. 4), den General Curten (S. 92), den Admiral Saisset (S. 94 f.); denn die zu l'amiral Saisset S. 112 gegebene Anmerkung besagt ebensowenig wie die zu Godard S. 105 usw. Was hat es ferner für eine Bewandtnis mit dem *Annuaire du Bureau des longitudes* (S. 50)? mit der *Société française de navigation aérienne* (S. 66)? Sind die *baromètres témoins à minima* (S. 67) genügend erklärt mit dem, was darüber im Text steht? *Nous avions fait passer l'air dans les tubes à potasse* (S. 68) mufste doch wohl erörtert werden. Was sind das für *petites fioles de verre* (S. 75), die Latude der Pompadour schickt? usw.

11) Histoire de France. II. Teil von 1589—1871. Herausgeg. von H. Gade (Gaertner, 1902).

Die aus Werken von Ducoudray und Bordier-Charton entnommenen Abschnitte sollen ein Bild von 300 Jahren französischer Geschichte geben, aber die 108 Seiten kann man höchstens als eine Geschichtstabelle bezeichnen; Fakten folgen auf Fakten, man wird nicht durch die einzelnen Epochen geführt, sondern gehetzt. Darunter leidet natürlich auch die Darstellung: Hauptsätze, immer einer hinter dem anderen, höchstens mal durch einen Relativ- oder Partizipialsatz erweitert, das ist fast alles. Nimmt man nun noch einen häufigen Wechsel der Tempora hinzu — bald wird in ein und demselben Abschnitt in der Gegenwart, bald in der Vergangenheit erzählt —, so wird man begreifen, dafs die Lektüre dieses Buches sich zu einer recht unerfreulichen gestaltet. 'Die Anmerkungen sind so knapp wie möglich gehalten ... Was sonst noch ... erforderlich ist, wird der Lehrer ohne Mühe aus dem Schatze seines eigenen Wissens geben können,' sagt der Herausgeber am Ende des Vorworts. Ich meine, der Lehrer wird genug zu tun haben, wenn er alles erklärt, was in den Anmerkungen nicht erwähnt ist, wenn er hie und da die Übergänge zwischen den einzelnen Abschnitten herstellt, und wenn er die Einseitigkeit der französischen Darstellung kompensiert, die sich mehrfach, besonders aber auf den letzten Seiten unangenehm bemerkbar macht.

Die noch übrigen elf Bändchen wollen ein Ganzes, das Werk e i n e s Schriftstellers, geben.

12) Michaud, Histoire de la troisième croisade. Erklärt von O. Klein. Mit 2 Karten und 1 Plan (Renger, 1902).

Diese Geschichte des dritten Kreuzzuges wird sich gut als Klassenlektüre oder vielleicht noch besser als Privatlektüre in Sekunda verwenden lassen, da die Sprache Schwierigkeiten nicht bietet und alles, was einer Erklärung bedarf, in den Anmerkungen ordentlich und gründlich erörtert wird.

13) Porchat, Le berger et le proscrit. Erklärt von J. Heuschen (Renger, 1902).

Ob man gut daran getan hat, ein Werk Porchats wieder auszugraben und es unseren Schulen zur Anfangslektüre anzubieten, weifs ich nicht;

jedenfalls würde man das Buch, wenn es deutsch geschrieben wäre, auf der Mittelstufe nicht mehr zum Lesen empfehlen. Die Personen sind fast durchweg von einer geradezu beängstigenden Herzensgüte und Vornehmheit der Gesinnung; der böse Feldhüter stürzt in einen Abgrund; ein zweiter, nicht ganz so Schlimmer wird von einem Tage zum anderen ein wahrer Musterknabe, und dazu sind die Begebenheiten, in denen uns diese Personen vorgeführt werden, grofsenteils unglaubwürdig und unwahrscheinlich. Die 38 Anmerkungen werden den Kindern wenig helfen, wenn ihnen nicht eine Übersicht über den Verlauf der Revolution gegeben wird. Was sollen sie ferner mit Angaben anfangen wie: 'die Sendlinge (!) des Konvents trugen als Amtszeichen die dreifarbige Schärpe' oder 'ein Priester, welcher den republikanischen Eid (!) nicht hat leisten wollen'? usw. Die Bekanntschaft mit Simson und Goliath andererseits darf man in Tertia schon voraussetzen.

14) Gréville, Dosia. Herausgeg. von L. Wespy (Velhagen & Klasing, 1902).

Während die Dosia des Originals eine ganz amüsante und witzige Person ist — ich denke dabei besonders an ihre Schilderung der verschiedenen Gouvernanten, die sie gehabt hat —, erscheint sie in dieser Schulausgabe als ein russisches Abbild der Berliner Range. Es wird in dem Auszug — dafs es ein solcher ist, erfährt man ganz gelegentlich in den Anmerkungen — nicht klar, worin denn eigentlich ihre törichte Erziehung bestanden hat, und das darf uns nicht verschwiegen werden, wenn uns die Heldin nicht unsympathisch werden soll. Ebenso fehlt die Erzählung von der ersten Ehe der Fürstin, die zu Sophiens Charakterisierung unerläfslich nötig ist, auch entbehrt man ungern die hübsche Schilderung der Regatta und des Eisfestes. Kurz dieser Auszug ist kein Ersatz des Originals, und wenn man glaubt, Dosia in der Schule lesen zu sollen, dann wähle man lieber die vollständige Ausgabe. Unter den Anmerkungen, die viel Überflüssiges enthalten, ist mir aufgefallen: 14, 11: *à travers les charmilles* aus dem Buchenwalde. 17, 8: Antäos, Sohn des Poseidon und der Amphitrite. Zu 74, 3: *nous changerons tout cela* konnte auf Molière verwiesen werden. 82, 29: (*Elle patine, dit-il,*) *comme un patin anglais, première marque* 'so läuft nur ein englischer Schlittschuhläufer, soll also wohl heifsen: ganz hervorragend gut'. Die Erklärung ist unrichtig und zerstört den Witz. 114, 14: *Ne réveillons pas le chat!* Wie heifst der Schlufs der Redensart, und warum verhindert die Fürstin Dosia, den Satz zu Ende zu sagen? usw.

15) Gréville, Aline. Herausgeg. von F. Erler (Velhagen & Klasing, 1902).

'Die Kürzung des im Original übrigens den Titel: l'Avenir d'Aline führenden Romans ist von der Verfasserin gütigst selbst besorgt worden', sagt der Herausgeber am Schlufs der Einleitung. Während aber die Verfasserin sich im Original in häufigen, längeren Ausführungen bemüht,

uns Alinens Verschlossenheit, Egoismus und Herzlosigkeit verständlich zu machen, sind in diesem Auszug all die schönen psychologischen Betrachtungen gestrichen worden, so daſs uns die Heldin völlig unbegreiflich erscheint. Wenn uns in dem gröſseren Werke die anderen Personen durch Beschreibung ihres Lebensganges und Charakters einigermaſsen nahe gebracht werden, hier stehen sie uns fremd gegenüber und vermögen uns nicht sonderlich für sich zu erwärmen. So bleibt also nur die Handlung übrig, die nicht gekürzt worden ist, und die ist allerdings schon im Original dürftig genug. Aber interessant ist dieser Auszug doch; denn er beweist, daſs es selbst der Verfasserin nicht gelungen ist, ihr Werk auf den Umfang einer solchen Schulausgabe zu verkürzen, ohne es gründlich zu verunstalten. Die Anmerkungen sind einfach groſsartig, hier einige Proben: 18, 20: *La lettre était ainsi conçue: concevoir* empfangen, begreifen, verstehen, abfassen; übersetze: der Brief war folgenden Inhalts. 33, 8: Nach *parler* und *causer* fehlt der Artikel vor dem Gegenstand der Unterhaltung. 80, 14: *philosophe* bedeutet 1. Weisheitsfreund, Weltweiser, 2. fig. wie hier zufriedener, nicht aus seiner Ruhe zu bringender Mensch, 3. Freidenker = *esprit fort* (engl. *free-thinker*), 4. Oberprimaner eines französ. Gymnasiums; usw.

16) Theuriet, Raymonde. Herausgegeben von K. Schmidt (Velhagen & Klasing, 1902).

Dadurch, daſs das erste Kapitel des Originals weggelassen worden ist, erleidet die Charakteristik Noëls Einbuſse, und wir erfahren nun überhaupt nicht, was sich denn Antoine eigentlich in Paris für eine Stellung, auf die doch mehrfach angespielt wird, erworben hat. Auch das Feigenblatt, das gegen Ende dem Roman aufgeklebt wird, scheint mir nicht besonders geschickt angebracht zu sein. Es ist nicht recht glaublich, daſs Noël seiner von ihm geschiedenen Ehefrau seine Tochter, die das Gericht ihm zugesprochen hat, aus Mitleid sollte überlassen haben in dem Glauben, mütterliche Zärtlichkeit könne vielleicht ihr steinernes Herz erweichen. Abgesehen von diesen beiden Ausstellungen liest sich der Auszug nicht übel. Die Anmerkungen geben über alles Sachliche Aufschluſs, und der Herausgeber bemüht sich auch, hin und wieder grammatischen Erscheinungen auf den Grund zu gehen; sie ragen jedenfalls, wenn sie auch nicht immer Zustimmung finden können, über das Niveau der landläufigen Anmerkungen hervor.

17) Loti, Pêcheur d'Islande. Herausgegeben von H. Engelmann (Velhagen & Klasing, 1901).

Weggelassen oder gekürzt sind besonders die Kapitel, welche Sylvestre betreffen, auch ist alles ausgeschieden, was zarte Ohren irgendwie beleidigen könnte, so daſs uns hier statt der bretonischen Fischer, die uns Loti vorführt, sehr wohlerzogene Salonfischer entgegentreten. Ich meine, man sollte ein Werk wie den Pêcheur d'Islande nicht nach irgend einer Seite hin zu verbessern suchen. Andererseits ist zuzugeben, daſs der

Auszug geschickt gemacht ist, und dafs die Lektüre dieser verkürzten Ausgabe fast denselben tiefen Eindruck erzeugt, den das Original zurückläfst. Die Anmerkungen sind, soweit sie sprachliche Erscheinungen betreffen, nicht immer einwandfrei; über diejenigen, welche sich auf Schiffsbau u. ä. beziehen, kann ich mir kein Urteil erlauben.

18) Daudet, Tartarin de Tarascon. Herausgeg. von Gassmeyer (Velhagen & Klasing, 1901).

Der Herausgeber hat sich nicht darüber geäufsert, was ihn veranlafst hat, zu den schon vorhandenen Schulausgaben des Tartarin eine neue hinzuzufügen, und doch möchte man darüber gern Auskunft haben; denn ohne eine solche Angabe erhält man keine Antwort auf die verschiedenen Fragen, die sich erheben, wie z. B.: Hat der Herausgeber diese Schulausgabe ohne besonderen inneren Drang vielleicht nur hergestellt, weil in einer bestimmten Sammlung Tartarin noch nicht enthalten war? Hält er etwa seine Verstümmelung des Daudetschen Textes für weniger roh als die anderweitig vorgenommene? Oder ist er gar der Meinung, seine Anmerkungen seien besser als die seiner Vorgänger? Bevor aber hierüber nicht genügende Aufklärung gegeben wird, kann man diese Ausgabe als eine berechtigte nicht anerkennen, und wir brauchen uns nicht weiter damit zu beschäftigen.

19) Chailley-Bert, Pierre, le jeune commerçant. Herausgeg. von J. Kammerer (Velhagen & Klasing, 1902).

Dafs dieses Büchlein eine passende Lektüre für die 'höheren Klassen der ... Realgymnasien' sei, wie der Herausgeber auf dem Titelblatt sagt, bezweifle ich sehr, dagegen wird es sich in 'Handelslehranstalten' und auch in kaufmännischen Fortbildungsschulen verwenden lassen. Der Auszug ist nicht allzu sorgfältig hergestellt, so ist nicht klar, wie M. Pidault sagen kann (S. 64): *il paraît que vous avez des griefs contre nous depuis l'autre jour*, ebenso ist unverständlich (S. 75): *pour ceux dont vous parlez*. am Anfang des 25. Kapitels (S. 76) heifst es: *Pierre ne connaissait personne à Marseille* und am Schlufs (S. 78): *il s'aperçut qu'il n'était que temps d'aller rejoindre son ami*, ohne dafs im Verlauf des Kapitels ein Wort von dieser Freundschaft gesagt ist, etc. Die paar Anmerkungen, zum Teil recht wunderliche, sind fast durchweg überflüssig, und wenn man es für nötig findet, zum Text Erklärungen zu geben wie: *avoir une fameuse mine* prächtig aussehen, *je suis à vous* ich bin zu Ihren Diensten, *le premier venu* der erste beste etc., warum fehlen dann derartige Anmerkungen zu den 30 Seiten Leçons de choses im Anhang? Auch das Wörterverzeichnis läfst manches zu wünschen übrig.

20) Erckmann-Chatrian, Histoire d'un conscrit de 1813. Herausgegeben von E. Pariselle. Mit 2 Karten (Freytag, 1902).

Die 38. Auflage, die ich besitze, umfafst 310 Seiten, die Schulausgabe 95, also etwa ein Drittel des Originals, und doch wird dieser

Auszug nirgends als solcher bezeichnet; die Bemerkung auf dem Titelblatt: 'Für den Schulgebrauch herausgegeben' läfst doch auf eine Verkürzung — und noch dazu eine solche Verkürzung — nicht ohne weiteres schliefsen. So werden also die Schüler glauben, ein Werk von Erckmann-Chatrian gelesen zu haben, während sie in der Tat von ihrer Darstellungsweise keine Vorstellung erhalten haben. Die mehr als epische Breite, mit der sie erzählen, gehört ganz wesentlich mit zur Eigenart der beiden, und die geht verloren, wenn man nur auf eine gewissenhafte Wiedergabe der Fakten bedacht ist. — Gegen die in den Anmerkungen gegebenen sachlichen Erklärungen dürfte kaum etwas zu sagen sein, vgl. Archiv CVIII, 168, eher gegen die sprachlichen. 4, 13: *J'avais à peine* etc. 'aber kaum hatte ich ...' (vgl. Anm. zu 1,7), und 1, 7 steht: 'Nebengeordnete Sätze entbehren im Französischen häufiger als im Deutschen eines verbindenden Adverbs.' 4, 18—20: *M. Goulden s'arrêtait tout à coup dans son travail, et regardant un instant les vitres blanches, il s'écriait* .... Dem Subjekt werden zwei Prädikate beigelegt, deren zweites durch ein appositives Partizipium näher bestimmt ist. — Also ist *regardant* appositives Partizip zu *s'écriait*? Vgl. Mackel, Archiv CV, 48 ff. 59, 23: 'Das Demonstrativum *ce* in Verbindung mit dem Verb *être* wird gern bei Situationsschilderungen verwendet, während das Deutsche anschaulicher schildernde Verben bevorzugt'; etc.

21) Naurouze, Séverine 1814—1815. Herausgeg. von A. Müller (Freytag, 1902).

'Die nötigen Aufschlüsse über das Leben des Verfassers', welche die Einleitung in allen Freytagschen Ausgaben bieten soll, beschränken sich auf acht Zeilen, die keinerlei Zeitangaben enthalten. Wenn in der Einleitung gesagt wird: 'Die für Frankreich und das Geschick Napoleons so ereignisreichen Jahre 1814—1815 führt J. Naurouze dem Leser in anschaulichen, lebenswahren Bildern vor', so ist das so zu verstehen, dafs wir — wenigstens in dieser Schulausgabe, ich kenne das Original nicht — von den grofsen Ereignissen dieser Zeit mit einigen knappen Worten unterrichtet werden — *Le coup de massue de Waterloo nous étourdissait* ist z. B. die Schilderung der Schlacht bei Waterloo (S. 86) —, von einem Miterleben ist nicht die Rede; das Buch bietet vielmehr einen auf historischer Grundlage sich aufbauenden Liebesroman von ziemlich simpler Handlung, die noch dazu zum Teil recht unwahrscheinlich ist. Der Auszug befriedigt nicht sonderlich; gar oft kommen einem beim Lesen allerlei Fragen, über die man völlig im dunkeln bleibt, wie z. B.: Welcher Art mag wohl die Erziehung Severinens gewesen sein, und wer hat diese nach ihrer Mutter Tode geleitet? Bei der Heldin des Romans ist diese Frage doch wohl berechtigt. Wozu treten ihr Vater und ihre Grofsmutter in dem Roman auf, und in welcher Beziehung stehen sie zur Handlung? Wie stellt sich Horace nach der Ankunft bei seinem Onkel zu Séverine und ihren Verwandten, und welche Studien macht er bei Sylvain? Wie verläuft die Reise der Mme d'Aurac durch Feindesland zu ihrem Gatten?

Wie verhalten sich bei der Einquartierung der Grofsfürst und seine Wirte zueinander? Woher weifs Wolfgangs Bruder etwas von Lionel? Wie kann Séverine (S. 59) sagen: *Écoutez mon histoire, oncle Sylvain,* und (S. 93): *Elle a donc un peu aidé à te sauver, ta pauvre petite fiancée?* etc. Auch die Anmerkungen lassen manches zu wünschen übrig. 6, 22: Die Präposition *à* bezeichnet bei Verben der Wahrnehmung usw. — Wenn man eine Regel wörtlich aus Lücking (§ 454) anführt, so darf man ruhig sagen, woher man sie hat. 8, 31: *Mon cher, nous sommes ... Mon père arrêta d'un geste le mot qui allait jaillir.* Warum wohl? Anmerkung fehlt. 11, 4: *Ne croyez-vous pas qu'il serait grand temps* ... Beachte den Indikativ! — Der Indikativ müfste doch *est* heifsen. 36, 12: *Comment découvrir.* In dieser Weise wird der Infinitiv im Sinne einer Personalform häufig gebraucht, um etc. — Das ist eine sehr bequeme Art, Regeln zu geben, vgl. auch 39, 15: *Le pillage se poursuivit atroce. Atroce* ist prädikatives Adjektiv = als grausam, das in ähnlichen Fällen neben dem Adverb gebraucht wird. 48, 16: *du uhlan* konnte erklärt werden, um so mehr als *uhlan* im Wörterverzeichnis fehlt. 50, 18: Die Verbindung des Demonstrativums *ce* mit dem Verbum *être* wird gern bei Schilderungen verwendet etc., vgl. oben unter Nr. 20. 59, 11: *Une sienne nièce* eine Nichte von ihm, eine seiner Nichten. — Der Zusatz 'altertümliche Wendung' besagt nicht viel; etc.

22) Laurie, Mémoires d'un collégien. Édition autorisée, suivie d'un commentaire et d'un répétiteur, par R.-C. Kukula; revue par J. Delâge (Vienne, Graeser & Co., 1902).

Dafs diese Ausgabe auch in Deutschland gebraucht werden wird, glaube ich nicht, wir produzieren selbst über unseren Bedarf. Aufserdem aber ist diese Bearbeitung fürchterlich und geeignet, dem Schüler das Französische für immer zu verleiden. Der erste Teil enthält 137 Seiten Text und ein Vocabulaire bis S. 212, der zweite Notes S. 1—50, einen Répétiteur S. 54—77 und Matières pour une répétition générale S. 77 f. Ich habe immer ein Kapitel Text gelesen, dann die dazu gehörigen Notes, ohne mich viel um die zahlreichen Verweisungen (vgl. z. B. die Notes zu S. 114: 11 *voir* 24, 3. — 12 *voir* 43, 18. — 15 *voir* 35, 26) zu kümmern, und schliefslich den Répétiteur und habe dann immer beim folgenden Kapitel mich erst einen Augenblick orientieren müssen, wo ich eigentlich war. Wenn aber der gewissenhafte Schüler sich bei jedem erklärten Wort durch die betreffende Anmerkung hindurcharbeitet und sämtliche Verweisungen nachschlägt, so wird ihm ohne allen Zweifel jeder Zusammenhang verloren gehen, und wenn er auch noch all die schönen Proverbes auswendig lernt — und das mufs er; denn sonst kann er einen Teil der im Répétiteur enthaltenen Fragen nicht beantworten — und sich die Antworten für die Conversation im Répétiteur zurechtlegt und sich die hin und wieder gegebenen Réponses einprägt, dann wird ihm sicherlich diese französische Lektüre zur Qual und zum Ekel werden. Nicht zu übersehen ist, dafs der Schüler sich auf die Notes ebenso wird prä-

parieren müssen wie auf den Text; denn wenn die Herausgeber in der Einleitung sagen, der Commentaire sei bestimmt für *élèves ... déjà assez avancés dans la partie théorique de l'idiome qu'ils étudient*, so ist das nichts als eine Redensart. Die Mémoires d'un collégien liest man überhaupt nicht in der Prima, und vorgeschrittenen Schülern braucht man im Wörterverzeichnis — um ganz beliebig ein Beispiel herauszugreifen — auf S. 149 nicht Vokabeln zu verdeutschen wie: *blanc, blé, blessure, bleu, blouse, bœuf, boire, bois,* und vorgeschrittenen Schülern gibt man kein Exercice de style mit Satzanfängen auf (Notes 58) oder einen Brief wie den auf S. 60. Also der Schüler muſs sich auf die Anmerkungen präparieren und zwar mit dem Wörterbuch; denn die Vokabeln zu den Notes stehen nicht im Vocabulaire, nur hin und wieder sind deutsche Übersetzungen in Klammern zugefügt, aber selbst vorgeschrittene Schüler möchten vielleicht noch einmal nachsehen, was *agencés, gens sans aveu, taie, acuité, béchique, badine, mazagran* usw. bedeutet. Schlieſslich möchte ich noch wissen: Wenn der Lehrer sich davon überzeugt, ob Text und Anmerkungen vorbereitet sind, wenn er dann an der Hand des Répétiteur die Conversation, Extension de la conversation, Répétition générale vornimmt, wenn er all die schönen Exercices de style anfertigen läſst, wenn er endlich — da die Herausgeber sich begnügt haben, eine *'quantité d'exercices relativement restreinte'* zu geben — es sich angelegen sein läſst, *'d'élargir, selon les besoins de la classe, le cadre que nous avons tracé'*, wieviel Semester liest er dann an diesen Mémoires?

Um nun auf Einzelheiten einzugehen, so kann man mit der Kürzung des Textes einverstanden sein; das Vocabulaire ist nicht vollständig; es fehlt *bille, être de force avec, cahier de correspondance, mener de front* und wahrscheinlich noch verschiedenes andere, auch die Übersetzungen genügen nicht immer: *censeur* Vizedirektor, *pion* Studienaufseher, *licence* Staatsprüfung, *agrégation* (Wettbewerb um eine auſserordentliche) Professur etc. In den Anmerkungen, die zum Teil ein mir fremdes Deutsch aufweisen, wie Robott, Titscherkugeln, Mautschranken, Hohlhippe, platteln usw., wird die Gelegenheit benutzt, in Anknüpfung an irgend ein Wort alles mitzuteilen, was jemals über dieses Wort geschrieben ist, so z. B. stehen bei *faire suisse* (S. 26) zwei Artikel aus Delesalle und Rozan von zusammen 40 Zeilen, bei *argot des barrières* (S. 27) eine Abhandlung von 47 Zeilen, zu 40, 3—24 folgt überflüssigerweise ein Aufsatz: *A quoi se passe la vie d'un homme* von 90 Zeilen, worin bewiesen wird, daſs ein Mann von 70 Jahren, der sein Leben lang gearbeitet hat, in der Tat nur 11 Jahre gearbeitet hat, daſs man nicht drei Jahr beim Militär dient, sondern nur eins, usw. Zu 70, 31—72, 25 wird ohne Grund eine Übersetzung einer Stelle aus Sallust beigebracht von 87 Zeilen usw. usw. Eine weise Beschränkung findet dagegen bei literarischen Notizen statt, vgl. die Notiz zu Montesquieu (S. 53) 4 Zeilen, Mérimée (S. 116) 5 Zeilen, Corneille (S. 135) 8 Zeilen; sehr hübsch ist zu 129, 11: *le célèbre Labiche.* Verweise vermiſst man bei *pion* (S. 43), *Cour des Miracles* (S. 83), *la paille humide* (S. 91). Ist *L'accusation de jansénisme* (32, 1) den Schülern ohne weiteres

klar? Eine mehr als weise Beschränkung herrscht in Bezug auf die Grammatik; denn die wird in den Anmerkungen gar nicht behandelt. Die etymologischen Bemerkungen sind zum Teil recht anfechtbar. 4, 30: *baccalauréat* (*peut-être du latin bacca, laureus, baie de laurier*). 26, 32: *Aubain du latin advena* oder *de alibi natus*. *Taupin* (124, 5) ist nicht ungewisser Herkunft, *mijoter* (128, 19) kann man wenigstens noch eine Stufe zurückverfolgen, und die zu *bassiner* (39, 27) abgedruckte erste Erklärung von Rozan ist gewiſs Unsinn.

Wir könnten nun ferner sprechen von der Fülle von Sprichwörtern, die in den Notes aufgeführt werden, und die zum Teil gar keine sind, wie zu 75, 27: *Que celui qui croit être debout prenne garde qu'il ne tombe*, oder von der groſsen Menge von Unrichtigkeiten in den Erklärungen oder von den zahlreichen Druckfehlern, die in den beiden Verzeichnissen nicht verbessert sind, und noch von vielen anderen Dingen, aber wir wollen lieber noch einen Blick werfen auf die Conversation im Répétiteur. Ich kenne verschiedene Schulbücher, in denen den Lesestücken Fragen in französischer Sprache beigefügt sind, aber ein Questionnaire, in dem zum Teil auch die Antworten gleich mitgegeben werden, in dem der Lehrer angewiesen wird, wann er *Fermez vos livres* oder *C'est ça* oder *Ça marche assez bien* u. ä. zu sagen hat, das ist mir noch nicht vorgekommen; man weiſs nicht, ob man mehr den Mut der Herausgeber bewundern soll, die das den Lehrern anbieten, oder den Mut der Lehrer, die das benutzen. Allerdings — wenn dieses Frage- und Antwortspiel gehörig gepaukt ist, dann kann der Inspektor ruhig kommen. Welch ein Triumph der neuen Methode!

Nachwort. Vier weitere Bändchen haben gemeinsam, daſs die Herausgeber in dem, was sie eigenes dem Text hinzufügen, sich ausschlieſslich der französischen Sprache bedienen.

1) Scènes et esquisses de la vie de Paris. I. Avec préface et notes par K. Sachs (Glogau, Flemming, 1902).

'Les deux écrivains,' sagt der Herausgeber in der Einleitung — nämlich Richepin und Ginisty — 'dont je donne les extraits ont composé, il est vrai, beaucoup d'ouvrages, dont la lecture ne saurait convenir aux écoles; mais les esquisses suivantes abrégées avec grand soin ad usum Delphini rencontreront certainement un accueil favorable même près des critiques les plus sévères au point de vue de la moralité.' Wenn die Lektüre nicht nur einen beliebigen Lesestoff darreichen, sondern mit den Hauptvertretern der französischen Literatur bekannt machen und zu eingehenderem Studium ihrer Werke anregen soll, so ist der Standpunkt des Herausgebers durchaus zu verwerfen; denn eine genaue und wahre Bekanntschaft mit seinen Autoren vermittelt er nicht, und sie etwa zur Privatlektüre zu empfehlen, wird doch auch in den 'classes supérieures' nicht ohne weiteres angehen. Unmoralisch sind ja nun die hier veröffentlichten Skizzen Pariser Straſsenlebens wohl nicht, aber stellenweise geschmacklos, so z. B. 5, 32 ff.: *Un glisseur sans la plaque blanche au der-*

rière, c'est aussi peu naturel qu'un prince sans crachat sur la poitrine oder 27, 9 f. (Ihr wollt Italien sehen? Dazu kann ich euch verhelfen): *et cela, moyennant la faible somme de quinze centimes, trois sous, juste le même prix que pour les chalets de nécessité,* usw. Ob die Anmerkungen deutsch oder französisch abgefaſst werden, erscheint mir im Grunde ziemlich gleichgültig; bei den deutschen — die ja allerdings den Schüler im Französischdenken stören! — genügt oft eine kürzere Darstellung und wird häufig gröſsere Klarheit erreicht, bei den französischen liegt die Gefahr nahe, daſs man ein Wort durch sich selbst erklärt (so 12, 31: *lampe de schiste. (Huile de) schiste est une huile qui se prépare avec du schiste; c'est donc une lampe dans laquelle on brûle cette huile*; 20, 11: *anémique, atteint d'anémie, sans force;* 47, 14: *éboulis, amas de choses éboulées,* etc.), oder daſs sie Schwierigkeiten nicht beseitigen, sondern im Gegenteil neue bringen (so 10, 13: *hublot ou hulot est un petit sabord pour donner de l'air et pour laisser passer les câbles*; 20, 22: *l'aubergine ou l'albergine est une variété de la morelle, dont* ... usw.). Sonst enthalten die Anmerkungen zu der vorliegenden Ausgabe viel Überflüssiges (vgl. 45, 4: *cent sous* 5 francs), sie bringen allerlei Namen, die den Schülern unbekannt sind (3, 22: *Félix Pyat,* 14, 31: *Bruant* usw.), sie lassen zuweilen im Stich, wenn man Unterweisung erwartet (so 27, 25 zu *bandit calabrais qui illustrait les romances il y a quarante ans,* oder 40, 14: *dans une allusion transparente* usw.), oder sie — befriedigen nicht recht; so 25, 16, wo der herumziehende Brillenverkäufer: *J'ai ... les bonnes conserves!* ausruft und *conserves* als eingemachtes Gemüse u. ä. gedeutet wird; 27, 7, wo *le pays où fleurit l'oranger* (und 28, 36: *C'est là*) falsch erklärt wird, vgl. Alexandre, Les Mots qui restent 139 f.; 36, 15, wo *bondon* eine Käseart ist und nicht *la bonde d'un tonneau,* u. dgl. mehr.

Die drei letzten Bändchen bilden die ersten französischen Veröffentlichungen der Neusprachlichen Reformbibliothek, herausgegeben von Dir. Dr. Bernhard Hubert und Dr. Max Fr. Mann (Leipzig, Roſsberg, 1902):

2) Quatre nouvelles modernes. Annotées par B. Hubert.
3) Thiers, Expédition de Bonaparte en Égypte et en Syrie. Annotée par O. Schulze.
4) Nouveau choix de contes et nouvelles modernes par D. Bessé.

'Der fremde Schriftsteller muſs nicht nur in seiner Sprache erklärt, sondern es muſs auch die Übersetzung aus der fremden Sprache ins Deutsche umgangen werden. Die Bände der Neusprachlichen Reformbibliothek sind deshalb **einsprachig**, und zwar ersetzt der Kommentar zugleich die Präparation und das Spezialwörterbuch', so heiſst es in den Grundsätzen der Neusprachlichen Reformbibliothek. — Daſs das Wörterbuchwälzen eine zeitraubende und leidige Arbeit ist, ist sicher, daſs es aber ein besonderer Genuſs für den Schüler ist, der den entsprechenden deutschen Ausdruck für ein fremdes Wort sucht, aus den in französischer Sprache aufgezählten Merkmalen selbst das deutsche Wort zu finden oder zu erraten, erscheint mir nicht sicher. Denn den klaren

und bestimmten deutschen Ausdruck mufs der Schüler haben, wenn ihm der französische ebenso klar und bestimmt sein soll, und wenn er auch so reformiert sein sollte, dafs er das gefundene deutsche Wort nicht ausspricht, so wird er, wenn er etwa bei Hubert zu 2, 5 liest: **planche** *(f.): souvent, dans une chambre, il y a des planches attachées au mur pour y placer quelque chose,* doch wenigstens bei sich denken: Ah so, das ist also eine Konsole, eine Etagere, ein Regal oder so was. Ist aber der entsprechende deutsche Ausdruck nicht gefunden, so operiert man mit unklaren Begriffen, und das haben auch die Herausgeber gefühlt; denn wer weifs wie oft setzen sie das deutsche Wort hinzu, so Hubert zu 43, 8: **loup**: *cet animal sauvage, ressemblant à un grand chien, que les Allemands appellent «Wolf»*, oder Bessé zu 64, 9: **épervier**: *gros oiseau qui se nourrit de petits oiseaux (a. «Sperber»)*, oder Schulze zu 35, 5: **lentille** *(f.): en allemand «Linse»* — **pigeon**: *en allemand «Taube»*, und so noch viele Male, leider aber nicht oft genug. Mögen also auch die sachlichen Erklärungen so französisch wie möglich sein, mindestens das Wörterverzeichnis sei deutsch; wie anerkennenswert es auch ist, dafs die Herausgeber, um den Schüler die Arbeit des Nachschlagens abzunehmen, sie sich selbst aufbürden, soweit sie natürlich nicht selbständig die Umschreibungen liefern. Bei einem Wörterverzeichnis würde übrigens auch der Übelstand vermieden werden, dafs die Herausgeber ganz nach ihrem Gutdünken einzelne — und zum Teil alltägliche — Wörter erklären und andere, die dem Schüler vielleicht unbekannt sind, einfach mit Stillschweigen übergehen; man vergleiche z. B. nur die ersten Seiten von Huberts Annotations mit dem Text.

Was nun die einzelnen Bände betrifft, so enthält der von Hubert herausgegebene: Boum-Boum von Claretie, Une guérison difficile von Legouvé, La chèvre de M. Seguin von Daudet, Yvon et Finette von Laboulaye, die eine ganz passende Lektüre für Mittelklassen bilden. Bei der Erzählung von Claretie ist mir aufgefallen, dafs Huberts Text, übereinstimmend mit dem von Hengesbach (in Maîtres Conteurs, Berlin 1898) manche Abweichungen vom Original aufweist, so Hu. 2, 4. He. 40, 2: *une petite planche*, Cl. 342: *une planche*; Hu. 3, 21. He. 41, 23: *répondait*, Cl. 344: *répétait*; Hu. 3, 25. He. 41, 27: *s'entretenaient*, Cl. 344: *s'entreregardaient*; Hu. 6, 7. He. 44, 7: *Comment*, Cl. 347: *N'importe comment*; Hu. 6, 31. He. 44, 32: *les yeux fixés*, Cl. 348: *les yeux levés*; Hu. 7, 29. He. 45, 31: *Je ne le verrai plus*, Cl. 350: *Je ne le verrai pas*. Aber diese Übereinstimmungen sind wohl zufällig, denn wenn Hubert den Text aus den Maîtres Conteurs abgedruckt hätte, so hätte er es doch wohl sagen müssen.

Die Auswahl von Bessé (Les mères von Daudet, Le retour von Bazin, La première édition und Courage de femme von Normand und Anne des Iles von Féval) ist geschickt, und die einzelnen Stücke sind interessant, sie waren mir auch deswegen besonders interessant, weil ich sie in anderen Sammlungen noch nicht gelesen hatte. Eine bessere Erklärung wäre zu wünschen zu 3, 3 **l'île de Laputa**: *île imaginaire*. Die Insel

Laputa stammt bekanntlich aus Gullivers Reisen. Auch mit der Anmerkung zu *Séraphin* (4, 7) werden die Schüler nicht viel anzufangen wissen.

Daſs Bonapartes Zug nach Ägypten aus Thiers in den Schulen gern gelesen wird, beweist die groſse Zahl von Ausgaben, die davon vorhanden sind, und von denen einige mehrere Auflagen erlebt haben. Vorarbeiten standen also reichlich zur Verfügung, und so dürfte der Herausgeber, soweit sachliche Erläuterungen in Betracht kamen, schon sehr viel Brauchbares vorgefunden haben, wenn er auch über einzelne Punkte noch besondere Studien angestellt hat. Die Haupttätigkeit des Herausgebers wird also auf sprachlichem Gebiet zu suchen sein, darin, daſs er besonders darauf bedacht war, die Einleitung, die Anmerkungen und den Anhang in recht schönem, korrektem, gefälligem Französisch abzufassen. Jedoch wenn man meint, Herr Schulze habe sich viel um Korrektheit, Glätte des Stils und derartiges gekümmert, so ist man im Irrtum; er hat höchst einfach sein Manuskript zu Herrn Dr. Duchesne geschickt. 'Avant de finir, nous nous faisons un devoir d'exprimer nos remerciements les plus empressés à Monsieur le Dr. A. Duchesne, lecteur de français à l'université de Leipzig, qui a bien voulu parcourir notre manuscrit et nous donner ses conseils précieux sur maint point linguistique.' (Préface IV.) Also die Mitarbeiter an der einsprachigen Reformbibliothek lassen sich — zum Teil wenigstens — ihr Französisch korrigieren? Dann muſs es doch wohl so beschaffen sein, daſs man es der Öffentlichkeit nicht zeigen darf? und trotzdem lernen die Jungen bei ihnen nach der neuen Methode in unglaublich kurzer Zeit das reinste und korrekteste Französisch sprechen und schreiben. Dürfen sich die Schüler ihre französischen Arbeiten durchsehen lassen? Nein, natürlich nicht, aber die Reformlehrer dürfen es, die nicht müde werden, oft und laut zu versichern, nur sie wüſsten und nur sie könnten. — Bei der vorliegenden Ausgabe betraf, wie wir gesehen haben, die Haupttätigkeit des Herausgebers die sprachliche Seite; der Titel des Buches müſste also richtig lauten: Expédition de Bonaparte en Égypte et en Syrie par Adolphe Thiers. Annotée par Duchesne et Schulze.

Berlin. H. Willert.

Über Personennamen in den Ortsnamen Spaniens und Portugals. Von Johannes Jungfer. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Friedrichs-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1902.

El Dr. Jungfer, profesor berlinés, ha publicado en esta memoria parte de su gran obra en manuscrito sobre 'Nombres propios geográficos de España', limitándose ahora á los de personas en los de pueblos. Hay en estos un material inmenso que estudiar, hasta el presente descuidado. De apellidos, solo tenemos, que yo sepa, el libro de Godoy Alcántara, titulado 'Ensayo histórico etimológico filológico', defectuoso, especialmente en cuanto á etimologías. En esto, el nuevo trabajo supera con mucho á aquel, si bien el autor no es filólogo, sino historiador. Algunas hay

interesantísimas, v. gr. *Bolibar*, del vasco *bolibarri*, *bolini-barri*, cuya primera parte es indudablemente castellana, *molino*, con la *m* cambiada en *b*, al revés que en *macallao* (bacalao), *makilla* (báculo), *Matrolo* (Bartolo), *mimendia* (bimendia, dos montes), etc. El origen que Pott le atribuyó, *olivar*, es de los llamados de *mocosuena* (como suena).

Pacheco es sin duda *Pachico*, diminutivo de *Pacho*, como lo es *Paconn* de *Paco*, Francisco, y como es aumentativo de igual forma *Pachón*, que no viene de *patiens* ni del flamenco *patryshond*, etimologías que la Academia inventó para su uso particular.

Respecto á *nava*, nombre tan discutido y que tanto preocupó al Sr. Hübner, quien me preguntó si conocía su origen, no lo creo vasco. Acudir al vascuence cuando se ignora de dónde procede un vocablo, es como el recurso académico de refugiarse en el árabe cuando no se sabe por dónde salir. Me parece sencillamente que, así como los valles angostos llevan la denominación de *hoz*, acepción que la Academia no trae en sentido de *alfoz*, que es lo mismo y nada tiene que ver con el árabe, al valle ancho debieron de compararle con *nave*.

El nombre *Coso* de Zaragoza ('abreviación *Saracosta*, de *Caesaraugusta*'), no se relaciona etimológicamente, por supuesto, con su apelación anterior, *foso*, sino que fué llevado de Italia por los soldados aragoneses. Hacerle venir de *cursus* (Acad.) es desatino. Sierra *Morena* ('dunkles Gebirge') puede compararse con *Schwarzwald*.

Ha pasado por mis manos todo el manuscrito de la extensa obra, de la cual solo es pequeña parte esta, y el autor debe de tener en las suyas infinidad de observaciones que me ha sugerido su lectura. Como estudio histórico, está hecho con la mayor paciencia y minuciosidad, habiendo acudido á muchos libros de consulta, entre los que hay unos cuantos que he prestado gustoso. El 'Zeitschrift für romanische Philologie', los nombres Hübner, Schuchardt, Humboldt, etc., las mejores autoridades figuran en el trabajo, muy recomendable á los romanistas.

Berlin. P. de Mugica.

Verzeichnis

der vom 1. Dezember 1902 bis zum 10. März 1903 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology.. XXIII, 3 [W. P. Mustard, Tennysoniana. — Reviews: Pessel's Present and past periphrastic tenses in Ags.; Calloway's Appositive participle in Ags.]. — 4 [V. F. Smith, The tale of Gyges and the king of Lydia. — Report: Romania; Englische Studien].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VIII, 6 (Januar 1903) [J. Blau, Huhn und Ei in Sprache, Brauch und Glauben des Volkes im oberen Angeltale, Böhmerwald. — R. Kaindl, Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpathengebietes. — Kleine Mitteilungen, Chronik, Bibliographie].

Journal of comparative literature, edited by G. E. Woodberry, J. B. Fletcher, J. E. Spingarn. New York, McClure. I, 1 [Editorial. — Ch. Bastian, Huguenot thought in England. — J. E. Spingarn, Unpublished letters of an English humanist. — P. Toldo, Molière en Italie. — Notes, reviews]. 101 S. Jährlich M. 12.

Sutro, E., Das Doppelwesen der menschlichen Stimme. Versuch einer Aufklärung über das seelische Element in der Stimme. Berlin, Fussinger, 1902. XIV, 324 S. M. 3.

Grammont, M., Observations sur le langage des enfants (Extrait des *Mélanges linguistiques* offerts à M. A. Meillet par ses élèves). Macon, Protat, 1902. 26 S. 8.

Rieger, W. L., Ziffern-Grammatik, welche mit Hilfe der Wörterbücher ein mechanisches Übersetzen aus einer Sprache in alle anderen ermöglicht. Graz, Styria, 1903. XII, 196 S.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXIII, 11, 12; XXIV, 1, 2 (Nov. 1902 — Febr. 1903).

Modern language notes. XVII, 7 [D. H. Gerould, Offa and Labhraidh Maen. — C. Searles, The Leodilla episode in Bojardo's Orlando innamorato. II. — R. Ferguson, Goldsmith and the notions Grille and Wandrer in Werther's Leiden. II. — A. S. Cook, Old English notes. — G. Hempl, Etymologies. I. — J. W. Bright, Notes on the Caedmonian Exodus]. — 8 [G. Hempl, Etymologies. II. — F. E. Bryant, Did Boccaccio suggest the character of Chaucer's Knight? — J. D. Rodeffer, Chaucer and the Roman de Thèbes. — L. S. Potwin, The source of Tennyson's 'Lady of Shalott'. — J. W. Bright, Notelets on the Canterbury tales. — E. B. Reed, Herrick's indebtedness to Ben Jonson. — C. C. Clark, A possible source of Matthew Arnold's Dove Beach. — J. C. Adams, Incidents from the life of St. George, 1416]. — XVIII, 1 [J. F. Tupper, The comparative study of riddles. — D. B. Shumway, Notes on Murner's Schelmenzunft. — F. A. Wood, Etymological notes. — C. C. Marden, Notes on the text of

the Libre d'Apolonie]. — 2 [W. H. Hulme, Hrotswitha and Terence. — C. A. Turrell, A contribution to the study of König Rother. — O. M. Johnston, The Old French adverb *totejor*. — O. B. Schlutter, Other doubtful words in Sweet's Dictionary of Ags. — R. T. Holbrook, Romanic lexicographical miscellanies].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. X, 7 [Fr. Klincksieck, Die Lektoratsfrage. Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 8 [Anna Brunnemann, Victor Hugo. Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 9 [E. W. Scripture, A record of the melody of the Lord's Prayer. Berichte. Besprechungen].

The modern language quarterly. V, 3 [A. Rambeau, Augiers L'Aventurière of 1848 and 1860. — Observations, reviews, modern language teaching etc.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und Jules Jeanjaquet. VI, 4 [S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. A. Rossat, Chants patois jurassiens. H. Schuppli, Kinderlieder. E. Bufs, Der Alpsegen im Entlebuch. Miszellen. Bücheranzeigen. Fragekasten].

Schweizerisches Idiotikon ... XLVI. Heft (Band V. Bogen 22—31). Bearbeitet von A. Bachmann und R. Schoch, H. Bruppacher, E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber, 1902. 4.

Schöne, Prof. Alfred, Über die beiden Renaissancebewegungen des 15. und 18. Jahrhunderts. Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preufsen Wilhelm II. gehalten an der Christian-Albrechts-Universität am 27. Januar 1903. Kiel, Lipsius & Tischer, 1903. 24 S. 8.

Maurus, P., Die Wielandsage in der Literatur (Münchener Beiträge herausgegeben von Breymann und Schick, 25). Erlangen, Deichert, 1902. XXV, 226 S. M. 5.

Thiergen, Dr. Oscar, Professor am Königl. Kadettenkorps Dresden, Methodik des neuphilologischen Unterrichts. Leipzig, Teubner, 1902. 183 S. 8.

Gutersohn, J., Prof., Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Beilage zum Programm des Gymnasiums in Lörrach. Lörrach, Gutsch, 1902. 37 S. 4.

The journal of Germanic philology. IV, 1 [P. S. Allen, Unpublished sonnets of Wilhelm Müller. — G. T. Flom, Etymological notes on some English dialect words. — K. Campbell, Source of Davenant's Albovine. — E. H. Mensel, Zu den langen Flexions- und Ableitungssilben im Ahd. — G. Hemple, Ae. *hærfest*. — A. S. Cook, Arming of combatants in the knight's tale. — M. Schuyler Jr., Etymology of Dutch 'Kabeljauw'. — C. C. Bushnell, A parallelism between Lucan and lines in 'Tintern Abbey'. — A. H. Thorndike, Relation of 'As you like it' to Robin Hood plays. — — G. Hemple, The runes and the Germanic shift. — Reviews].

German American annals, continuation of the quarterly Americana Germanica. A monthly devoted to the comparative study of the historical, literary, linguistic, educational and commercial relations of Germany and America [M. Learned, The American ethnographical survey; Benj. Herr's Journal of 1830; German day in New York. — K. Francke, Deutsche Persönlichkeit. — G. J. Hexamer, German achievement in America. — H. W. Putnam and H. Small, Annual report of the German Museum Association. — Studies and problems. — New publications]. Berlin, Mayer u. Müller; New-York, Stern; Leipzig, Brockhaus, 1903. 72 S. 25 cents.

Life and times of G. J. Goschen, publisher and printer of Leipzig 1752—1828, by his grandson Viscount Goschen. In two vols. illustrated. London, J. Murray, 1903. XXI, 465, VIII, 481 S. Geb. M. 32 net.

Ritterhaus, Adeline, Privatdozent an der Univ. Zürich, Die neuisländischen Volksmärchen. Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenforschung. Halle a. S., Niemeyer, 1902. L, 457 S. M. 12.

Collin, Chr., Björnstjerne Björnson. In 2 Bänden. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von C. G. Mjöen. Band I, 1832—1856. Mit 22 Illustrationen. München, Langen, 1903. 194 S.

Weise, O., Prof., Ästhetik der deutschen Sprache. Leipzig, Teubner, 1903. VIII, 309 S. [A. Allgem. Teil: Die Schönheiten unserer Sprache. a) Lautwirkungen, b) Kraft und Milde des Ausdrucks, c) Würde und Anmut, d) Anschaulichkeit und Lebendigkeit, e) Anhang. — B. Besonderer Teil: Die Schönheiten der poetischen Ausdrucksweise. a) Sprache Goethes und Schillers, b) Schmuck und Reinheit der Dichtersprache, c) Ein Blick in die Dichterwerkstatt, d) Einflüsse bestimmter Gegenden, e) Metrisches. Ein gutes, anregendes Buch, aus dem für den Unterricht viel zu gewinnen ist. A. B.]

Janus-Blätter für Literaturfreunde, Monatsschrift für Literatur und Kritik. Jauer, O. Hellmann. I, 1 [Grillparzer-Heft] — 2 [Ibsen-Heft] — 3 [Lenau-Heft] — 4 [Dehmel-Heft].

Martin, Ernst, Dr., o. Prof. d. deutschen Philologie, Wolfram von Eschenbach, Rede zur Feier des Geburtstages S. Majestät des Kaisers am 27. Januar 1903 in der Aula der Kaiser-Wilhelms-Universität Strafsburg gehalten. Strafsburg, Hertz, 1903. 23 S. 8. M. 1.

Schillers philosophische Schriften und Gedichte (Auswahl). Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von E. Kühnemann (Philosophische Bibliothek, Bd. 103). Leipzig, Dürr, 1902. 328 S. M. 2.

von Platen, August Graf, Dramatischer Nachlafs, herausgeg. von E. Petzet. Berlin, Behr, 1902. LXXXXVII, 193 S. M. 6.

Deutsche Art. Auszüge aus den Schriften von E. M. Arndt, nebst einigen Briefen und Gedichten (Lebende Worte und Werke, III). Düsseldorf und Leipzig, Langenwinter, 1903. 172 S.

Tardel, H., Dr., Studien zur Lyrik Chamissos. Bremen, Winter, 1902. 64 S. M. 1.

Jessen, K. D., Heinses Stellung zur bildenden Kunst (Palaestra XXI). Berlin, Mayer & Müller, 1902. XVIII, 226 S. M. 7.

Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Gesammelt und herausgeg. von ihrer Tochter Thea Ebersberger. Leipzig, H. Schmidt, 1902. XVII, 307 S. M. 5.

Boetticher, G., Prof. Dr., Hermann Sudermann, Frau Sorge (Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen, herausgeg. von Lyon, 3). Leipzig, Teubner. 46 S. M. 0,50.

Loewenberg, J., Gustav Frenssen (von der Sandgräfin bis zum Jörn Uhl). Mit einem Bildnis Gustav Frenssens. Hamburg, Glogau jr., 1903. 39 S. M. 0,50.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes, gesammelt und erläutert. Fortgesetzt von W. Robert-tornow. 21. verm. u. verb. Aufl. bearb. von E. Ippel. Berlin, Haude & Spener, 1903. XXXI, 823 S.

Hauffen, A., Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen (erweiterter Sonderabdruck aus der Monatsschrift 'Deutsche Arbeit'). Prag, Calve, 1903. 92 S.

Goedel, G., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Seemannssprache. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer, 1902. 520 S. M. 7.

Waldeckisches Wörterbuch nebst Dialektproben, gesammelt von H. Bauer, Rechtsanwalt, herausgeg. von Prof. Dr. H. Collitz (Wörter-

bücher herausgeg. vom Verein f. niederd, Sprachforschung, IV). Norden u. Leipzig, Soltau, 1902. XXVI, 108, 320 S. Brosch. M. 8.

Siebs, Th., Prof. Dr., Zur Einführung der neuen Rechtschreibung. Ein Wort an alle, besonders an die Behörden. Breslau 1903. 14 S.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. 97. u. 98. Lieferung. Deutsche Prosa. III. und IV. Teil: Moderne erzählende Prosa. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. XXVI, 156, XVIII, 192 S. 12°. Geb. à M. 1.

Jaeger, O., Deutsche Dichterstoffe in Aufsatzform, vermehrt durch Einzelsätze, für den Unterricht in der Rechtschreibung. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten sowie Bürgerschulen und für den Privatunterricht. 3. verb. u. verm. Aufl. Leipzig, Freytag, 1903. VIII, 136 S. Geb. M. 2.

Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht:

Schillers Gedankenarbeit. Für Schule und Haus. Herausgeg. von Geheimrat Dr. A. Matthias. 179 S. Geb. M. 1.

Grillparzers Gedichte und Prosa (Auswahl). Für den Schulgebrauch herausgeg. von Geheimrat Dr. A. Matthias. 175 S. Geb. M. 1,50.

Das goldene Vlies, für den Schulgebrauch herausgeg. von Geheimrat Dr. A. Matthias, 216 S. Geb. M. 1.

Der Traum ein Leben, für den Schulgebrauch herausgeg. von Geheimrat Dr. A. Matthias. 112 S. Geb. M. 0,75.

König Ottokars Glück und Ende, für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. G. Waniek. 176 S. Geb. M. 1.

Ein Bruderzwist im Hause Habsburg, für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. G. Waniek. 140 S. Geb. M. 0,80.

Weh dem, der lügt, für den Schulgebrauch herausgeg. von R. Scheich, k. k. Gymnasialprofessor. 94 S. Geb. M. 0,75.

Englische Studien. XXXI, 3 [P. Fijn van Draat, The loss of the prefix ge- in the modern English verb and some of its consequences. — H. A. Nesbitt, On some difficulties in learning English. — E. Ruete, O. Gildemeister]. — XXXII, 1 [W. Heuser, Eine neue me. Version der Theophilus-Sage. — J. Douglas Bruce, The breaking of the deer in 'Sir Gawayne and the green knight'. — W. J. Lawrence, Some characteristics of the Elizabethan-Stuart stage. — P. H. Pughe, Matthew Arnold as critic of his age and social reformer. — H. Eitrem, Stress in English verbs + adverb groups].

Anglia XXV, 4 [R. A. Williams, Die Vokale der Tonsilben im Codex Wintoniensis. — Albrecht Wagner, Eine Sammlung von Shakespeare-Quartos in Deutschland]. — XXVI, 1, 2 [F. Küchler, Carlyle und Schiller. — Ewald Flügel, Liedersammlungen des XVI. Jahrhunderts, besonders aus der Zeit Heinrichs VIII. IV. — O. B. Schlutter, Zu den ae. Denkmälern: eine zweite Abwehr und Richtigstellung].

Beiblatt zur Anglia. XIII, 11, 12; XIV, 1, 2 (Nov. 1902—Febr. 1903).

Sickermann, Dr. H., Kurze Geschichte der engl. Literatur in den Grundzügen ihrer Entwickelung. Mit Zeittafel und Namenregister (Lehmanns Volkshochschule, 2. Bändchen). Stuttgart u. Zweibrücken, F. Lehmann, 1902. 164 S. 12°.

Allen, Ph. Sch., Studies in popular poetry (Decennial publications of the university of Chicago). Chicago, University press, 1902. 23 S. fol.

Miles, L. W., King Alfred in literature. Diss. of Johns Hopkins univ. Baltimore, Murphy, 1902. 130 S.

Björkman, E., Skandinavian loan-words in Middle English. Part I (Studien zur engl. Philologie herausgeg. von Morsbach, XI). Halle, Niemeyer, 1902. S. 193—360. M. 5.

Stolze, M., Zur Lautlehre der altengl. Namen im Doomsday book. Berlin, Mayer & Müller, 1903. 50 S.

Vogel, Zur Flexion des englischen Verbums im XI. und XII. Jahrhundert. Berlin, Mayer & Müller, 1903. 70 S. M. 1,60.

Western, Jessie L., The three day's tournament, a study in romance and folklore, being an appendix to the author's 'Legend of Sir Lancelot' (Grimm library XV). London, Noett, 1902. 59 S. 2 sh.

Ortmann, Fr. J., Formen und Syntax des Verbs bei Wycliffe und Purvey. Ein Beitrag zur me. Grammatik. Nebst einem Anhange. Berlin, Mayer & Müller, 1902. VII, 195 S. M. 2,40.

Schünemann, M., Die Hilfszeitwörter in den engl. Bibelübersetzungen der Hexapla (1388—1611). Berlin, Mayer & Müller, 1902. 60 S. M. 1,60.

Wager, Lewis, The life and repentaunce of Marie Magdalene. A morality play reprinted, from the original edition of 1566—7, edited with introduction, notes, and glossarial index by F. J. Carpenter. Chicago, The university press, 1902. XXXV, 91 S.

Sander, G. H., Das Moment der letzten Spannung in der englischen Tragödie bis zu Shakespeare. Berlin, Mayer & Müller, 1902. 68 S.

Lily, John, The complete works, now for the first time collected and edited from the earliest quartos with life, bibliography, essays, notes, and index, by R. W. Bond. 3 vols. Oxford, Clarendon press, 1902. 42 sh.

Bekk, A., Shakespeare. Des Dichters Bild, nach dem Leben. Paderborn, Schöningh, 1902. 143 S.

von Mauntz, A., Heraldik in Diensten der Shakespeare-Forschung. Selbststudien. Berlin, Mayer & Müller, 1902. XI, 331 S.

Tolman, A. H., What has become of Shakespeare's play 'Love's labour's won'? (The decennial publications, from vol. VII). Chicago, The university of Chicago press, 1902. 34 S. fol.

Deloney, Th., The gentle craft. Edited with notes and introduction by Prof. Dr. A. F. Lange (Palaestra XVIII). Berlin, Mayer & Müller, 1903. XLIV, 128 S. M. 8.

The faire maide of Bristow, a comedy now first reprinted from the quarto of 1605, edited with an introduction and notes by A. H. Quinn. Publications of the university of Pennsylvania, series in philology and literature, VIII, 1. Philadelphia, Ginn, 1902. 96 p. 4°. $ 1.

Brandl, L., Erasmus Darwin's Temple of nature (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XVI). Wien und Leipzig, Braumüller, 1902. XII, 203 S.

The poems of Anne Countess of Wincelsea, from the original edition of 1713 and from unpublished mss. edited with an introduction and notes by Myra Reynolds (The decennial publications, 2nd series, vol. V). Chicago, The university of Chicago press, 1903. CXXXIV, 436 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3613—14: A. Hope, The intrusions of Peggy.
„ 3615: R. Kipling, Just so stories.
„ 3616: E. Th. Fowler, Fuel of fire.
„ 3617: W. E. Norris, The credit of the country.
„ 3618: H. G. Wells, The sea lady.
„ 3619—20: R. N. Carey, The highway of fate.
„ 3621—2: R. Hitchens, Felix.
„ 3623—24: C. M. Crawford, Cecilia.
„ 3625: S. Levett-Yeats, The Lord Protector.
„ 3626: Rhoda Broughton, Lavinia.
„ 3627: F. Anstey, A Bayard from Bengal.
„ 3628: W. W. Jacobs, The lady of the barge.
„ 3629: G. Parker, Donovan Pasha and some people of Egypt.
„ 3630—1: A. E. Mason, The four feathers.
„ 3632: M. Pemberton, The house under the sea.
„ 3633—34: Th. Dixon, The leopard's spots.

Pünjer, J., Rektor, und H. Heine, Oberlehrer, Lehrbuch der engl. Sprache für Handelsschulen. Kleine Ausgabe mit einem Anhange. Berlin, Carl Meyer. VII, 119 S. Geb. M. 1,20.

Schöninghs Ausgaben ausländischer Klassiker mit Erläuterungen. V. Shakespeares König Lear, mit Anmerkungen von L. Schunck, Oberlehrer. Paderborn, Schöningh, 1902. 168 S.

Gesenius, F. W., English syntax, translated from the 'Grammatik der engl. Sprache'. 3rd edition, 8.—10. thousand. Halle, Gesenius, 1903. VI, 184 S. Brosch. M. 2.

Lehmann, E., Professor in Kaiserslautern, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Nach der Anschauungsmethode mit Bildern bearbeitet. Nebst einem grammatischen und poetischen Anhang. 7. gänzlich neubearb. Auflage. Mannheim, Bensheimer, 1902. 246 S.

Freytags Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag. 8. Geb.

W. Preston, History of the conquest of Mexico, herausgeg. von Prof. Joh. Leitritz. I. Bd., VIII, 126 S., M. 1,50; hiezu ein Wörterbuch, M. 0,60. II. Bd., IV, 122 S., M. 1,50; hiezu ein Wörterbuch, M. 0,60.

J. S. Fletcher, In the days of Drake, gekürzt herausgeg. von Dr. Konrad Maier. VIII, 86 S., M. 1,20; hiezu ein Wörterbuch, M. 0,40.

G. A. Henty, Wulf the Saxon, a story of the Norman conquest, gekürzt herausgeg. von Oberl. Dr. R. Besser. IV, 119 S., M. 1,40; hiezu ein Wörterbuch, M. 0,50.

Walter Scott, The talisman, a tale of the crusaders. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von J. Bube. VIII, 136 S., M. 1,50; hiezu ein Wörterbuch, M. 0,60.

H. C. Adams, The first of June, or schoolboy rivalry. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Oberlehrer Dr. H. Ullrich. VI, 117 S., M. 1,40; hiezu ein Wörterbuch, M. 0,50.

G. A. Henty, Bonnie Prince Charlie. Gekürzt für den Schulgebrauch herausgeg. von Oberlehrer J. Mättig. VI, 125 S., M. 1,50; hiezu ein Wörterbuch, M. 0,50.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit. Für Schule und Haus herausgegeben von J. Klapperich:

XVIII. Bändchen: London old and new, History — monuments — trade — government, ausgewählt und mit erläuternden Anmerkungen herausgeg. von Prof. Dr. J. Klapperich. Mit 11 Abbildungen und 1 Plan von London. Glogau, Flemming, 1902. VIII, 112 S.

Englisches Lesebuch von J. Schmarje und E. Barnstorff. 2. verb. Auflage. Flensburg, A. Westphalen, 1902. VIII, 265 S. Geh. M. 1,80.

Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. English authors. Bielefeld und Leipzig:

Lief. 82 B: J. K. Jerome, Three men in a boat (to say nothing of the dog). Mit Anm. zum Schulgebrauch herausgeg. von Dr. K. Horst, Oberlehrer. Mit 1 Karte der Themse und 7 Abbildungen. 1902. VIII, 134 S., dazu 28 S. Wörterbuch. Geb. M. 1,30.

Lief. 83 B: M. R. Mitford, Selected stories from Our village, herausgeg. von Prof. Dr. G. Hallbauer. 1902. VI, 88 S., dazu 27 S. Wörterbuch. M. 0,90.

Lief. 84 B: J. Milton, Paradise lost (book I—VI), herausgeg. von Oberlehrerin Luise Spies. 1902. X, 123 S., dazu 39 S. Wörterbuch.

Revue des langues romanes XLV, 6, novembre 1902 [B. Sarrieu, Le parler de Bagnères-de-Luchon et de sa vallée (Haute-Garonne). A. Vidal, Les cartulaires d'Albi. Pélissier, Documents sur les relations de l'empe-

reur Maximilien et de Lud. Sforza (suite). G. Thérond, Contes languedociens (suite). Bibliographie. Chronique].

Vollmöller, Karl, Zweites Beiheft zu 'Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes. Erlangen, Junge, 1902. XXII, 224 S. 8 [S. IX—XIX Plan des Jahresberichtes. S. XX—XXII Verzeichnis der jetzigen Mitarbeiter. S. 1—148 Sechstes Verzeichnis der für den Jahresbericht bis Anfang 1901 eingelieferten Rezensionsexemplare. S. 149—188 Siebentes desgleichen reichend bis April 1902. Verzeichnis der im Jahresbericht gebrauchten neuen Abkürzungen. Verzeichnis der darin citierten Zeitschriften, Sammelwerke usw. mit den dafür gebrauchten Abkürzungen].

Zauner, Dr. Adolf, Die romanischen Namen der Körperteile. Eine onomasiologische Studie. Eingereicht als Habilitationsschrift bei der philosophischen Fakultät in Wien. Erlangen, Junge, 1902. 194 S. 8.

Revue de philologie française et de littérature p. p. L. Clédat. XVII, 1 [P. Horluc et L. Clédat, La répétition de 'si' dans les propositions conditionnelles coordonnées (bezieht sich auf Abschnitt 3 der vierten Reihe der Verm. Beitr., Sitzungsberichte, 28. Febr. 1901). L. Clédat, Le participe passé, le passé composé et les deus auxiliaires. F. Baldensperger, Les premières définitions françaises de l'humour. — Comptes rendus. Chronique. Comptes rendus sommaires].

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur ... herausgeg. von Dr. D. Behrens, Prof. an der Universität zu Giefsen. XXV, 2 u. 4. Der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft. Berlin, Gronau, 1903.

La vie de saint Alexis, poème du XIe siècle, texte critique accompagné d'un lexique complet et d'une table des assonances, publié par Gaston Paris. Nouvelle édition. Paris, Bouillon, 1903. 63 S. kl. 8.

Les héros de roman, dialogue de Nicolas Boileau-Despréaux, edited with introduction and notes by Thomas Frederick Crane, professor of the romance languages in Cornell University. Boston, Ginn & Co., 1902. VI, 282 S. 8. Geb. Sh. 3,6.

Fofs, Ernst, Dr. phil., Die 'Nuits' von Alfred de Musset. Erläuterungen zu denselben. Berlin, Ebering, 1902 (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philol., Rom. Abteilung 13). 176 S. 8. M. 4,80.

Gourdon, Georges, Chansons de geste, couronnées par l'Académie française. Préface du Vicomte E. Melchior de Vogüé. Deuxième édition, augmentée. Paris, Lemerre, 1903. XII, 256 S. 8. Fr. 3.

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig, Gerhard, 1902 und 1903. Kl. 8:

5. Perdue par Henry Gréville. Allein berechtigte Schulausgabe von M. von Metzsch. Vierte von Dir. Dr. Wasserzieher verbesserte Auflage. I. Text. VI, 167 S. M. 1,50. II. Anmerkungen und Wörterbuch. 45 S. M. 0,25.
10. Strasbourg par Paul et Victor Margueritte. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von Dir. Dr. Ernst Wasserzieher. I. V, 128 S. Mit einem Kärtchen und der Abbildung des Strafsburger Münsters. M. 1,20. II. 48 S. M. 0,40.
11. Épisodes de la guerre de 1870/71 par Paul et Victor Margueritte. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von Direktor Dr. Ernst Wasserzieher. I. IV, 139 S. Mit einem Plan der Belagerung, sowie einer Abbildung der Stadt und Festung Belfort. II. 48 S. M. 1,40 und 0,40.

Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1902. Kl. 8. Geb.

138. Voltaire, Diderot, Rousseau. Morceaux choisis. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von Prof. Paul Voelkel, Oberlehrer

am Kgl. Französischen Gymnasium zu Berlin. IV, 148 S. Dazu Anmerkungen 40 S. M. 1,30.

Bauer, J., A. Englert und Dr. Th. Link, Französisches Lesebuch. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. München u. Berlin, Oldenbourg, 1901.

Burtin, le dr. E., Choix de poésies. Dix-septième, dix-huitième et dix-neuvième siècles avec notices biographiques à l'usage des écoles. Troisième édition. Berlin, Herbig, 1903. VIII, 132 S. 8. Geb. M. 1,60.

Boerner-Kukula, Lehr- und Lesebuch der französ. Sprache ... für Mädchenlyceen bearbeitet von Al. Stefan. I. Teil. IV, 123 S. 8. Geb. K. 2. II. Teil. IV, 171 S. 8. Geb. K. 2. Wien, Graeser & Co., 1902.

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. Zürich 1902. S. 57—73 [L. Gauchat, La dernière page de l'histoire du patois à la Chaux-de-Fonds. O. Chambaz, Lindèman dè fita].

Glossaire des patois de la Suisse romande. Quatrième rapport annuel de la rédaction, 1902. Neuchatel, Attinger, 1903. 12 S. 8.

Siepmann's primary french course. First year. Comprising a first reader, grammar and exercises with questions for oral practice and an alphabetical vocabulary by Otto Siepmann, head of the modern language department at Clifton college. Illustrated by H. M. Brock. London, Macmillan & Co., 1902. XIV, 229 S. 8. Geb.

— — First term. Lessons in colloquial french based on the transcript of the Association phonétique with a chapter on the french sounds and their phonetic symbols, list of words for practice in pronunciation and complete vocabularies. Illustrated by H. M. Brock. London, Macmillan & Co., 1902. VI, 82 S. 8. Geb.

Strotkötter, G., Professor am Kgl. Gymnasium zu Arnsberg, La vie journalière, Konversationsübungen über das tägliche Leben. Zweite Auflage, Ausgabe A. Leipzig, Teubner, 1902. 82 S. gr. 8. Geb. Ausgabe B (ohne danebenstehenden deutschen Text der Gespräche, dagegen mit einem kleinen Vokabular) 128 S. kl. 8. Geb. (Über die erste Auflage s. Archiv CVIII 262.)

Génin, Lucien, et Joseph Schamanek, Conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hoelzel. XI. Le port. XII. Le bâtiment. XIII. La mine et la forge. Intérieur d'une houllère [l. houillère!]. Vienne, Hoelzel, o. J. Die Hefte XI und XII zu 12 Seiten und einem bunten Bilde kosten je M. 0,50; das Heft XIII hat zu gleich viel Text zwei Bilder und kostet M. 0,70.

Lagarde, Louis, auteur de la 'Clef de la conversation française', et Dr. August Müller, professeur à la 'Elisabethschule' de Berlin, À travers la vie pratique, morceaux de conversation sur Paris, Berlin et autres sujets avec questionnaires et vocabulaire. Berlin, Weidmann, 1903. VI, 197 S. 8. Geb.

Ackerknecht, Julius, Professor an der Kgl. Friedrich-Eugens-Realschule zu Stuttgart, Wie lehren wir die neuen Vereinfachungen des Französischen? (Abdruck aus 'Die neueren Sprachen'.) Marburg (Hessen), Elwert, 1902. 27 S. 8. M. 0,50.

Dannheifser, Dr. Ernst, Die Entwickelungsgeschichte der französischen Literatur (bis 1901). Gemeinverständlich dargestellt. Mit einer Zeittafel. (Lehmanns Volkshochschule. Herausgeg. von Dr. Ernst Dannheifser.) Zweibrücken, Lehmann, 1901. 216 S. kl. 8. Geb. M. 0,80.

Paris, Gaston, Mediæval french literature, translated from the french by Hannah Lynch. London, Dent & Co., 1903 (The Temple cyclopædic primers). 161 S. kl. 8. Geb. Sh. 1.

Paris, Gaston, (Fünf Artikel über:) Christian von Troyes. Cligès ... Zweite Auflage. Halle, Niemeyer, 1901. Aus 'Journal des Savants' Februar, Juni, Juli, August, Dezember 1902.

Hilka, Alfons, Die direkte Rede als stilistisches Kunstmittel in den Romanen des Kristian von Troyes. Ein Beitrag zur genetischen Entwickelung der Kunstformen des mittelalterlichen Epos. Halle, Niemeyer, 1903. 177 S. 8 (Dissertation aus Breslau).

Gröber, Gustav, Die Frauen im Mittelalter und die erste Frauenrechtlerin (Christine de Pisan). In 'Deutsche Revue' herausgegeben von R. Fleischer, Stuttgart, Dez. 1902. 9 S. 8.

Gossart, Ernest, Antoine de La Sale, sa vie et ses œuvres. Deuxième édition. Bruxelles, Lamertin, 1902. 46 S. 8.

Holl, Dr. Fritz, Das politische und religiöse Drama des 16. Jahrhunderts in Frankreich (Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Philol. herausgegeben von H. Breymann und J. Schick, XXVI. Heft). Erlangen und Leipzig, Deichert, 1903. XXVI, 219 S. 8. M. 5,50.

Meier, Konrad, Racine und Saint-Cyr (Sonderabdruck aus 'Die neueren Sprachen'). Marburg (Hessen), Elwert, 1903. 71 S. 8. M. 1,20.

Paris, Gaston, Le Journal des Savants. (Einleitender Artikel zum ersten Jahrgang der mit Januar 1903 beginnenden Reihe. Der an der Spitze des von den fünf Klassen des Instituts gewählten Redaktions-Ausschusses stehende Verfasser erzählt die Geschichte der berühmten Zeitschrift von ihrer Gründung im Jahre 1665 bis auf die Gegenwart.) 34 S. 4.

Counson, Albert, Lucrèce en France; L'Anti-Lucrèce (Sonderabdruck aus Le Musée belge, revue de philologie classique publiée sous la direction de F. Collard et J. P. Waltzing. VIe année, nº 4. Louvain, Peeters, 1902). 20 S. 8.

Hoffmann, Alfred, aus Metz, Edme Boursault nach seinem Leben und in seinen Werken. Inaugural-Dissertation aus Strafsburg. Metz, Lothringer Druckanstalt, 1902. 145 S. 8.

Società filologica romana:
I Documenti d'Amore di Francesco da Barberino ... a cura di Francesco Egidi. Fasc. II, S. 49—96. L. 3.

La novella di duo preti et un cherico inamorati d'una donna (herausgegeben von H. Varnhagen). Erlangen, Junge, 1902. 16 S. 8. M. 0,80 (s. Archiv CIX, S. 487).

Salvioni, Carlo, Di un documento dell'antico volgare mantovano, nota (aus den 'Rendiconti del R. Istituto lombardo di scienze e lettere', Serie II, vol. XXXV, 1902. S. 957—970). [Grammatische und lexikalische Erörterungen zu den von V. Cian im fünften Supplement zum Giorn. stor. d. lett. ital. 1902 mitgeteilten Auszügen aus des mantuanischen Notars Vivaldo Belcalzer († um 1310) Bearbeitung der lat. Encyklopädie De proprietatibus rerum des Bartholomäus Anglicus in seiner Mundart und zu dem schon von Cian selbst seiner lehrreichen Arbeit beigefügten lexikalischen Anhang.]

Salvioni, Carlo, Del plurale femminile di 1ª declinazione esposto per *a* ed *an* in qualche varietà alpina di Lombardia (Rendiconti del R. Istituto lombardo, S. II, vol. XXXV, p. 905—919).

Biadene, Leandro, Origine dell'ospedale di Asolo, documenti editi ed annotati. (Appendice agli Statuti delle Opere Pie amministrate dalla Congregazione di Carità di Asolo.) Asolo, tipogr. di F. Vivian, 1903. 25 S. 8.

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. VII, 9—12 [E. Proto, Per un passo oscuro della Vita Nuova. G. Zaccagnini, Un'ambasceria di Bernardino Baldi. N. Vaccaluzzo, Un mito del Paradiso terrestre. Recensioni, Bollettino, Annunzi ecc.].

Giornale storico d. letteratura ital. diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 121 [P. Savj-Lopez, Lirica spagnuola in Italia nel secolo XV. A. Sa-

viotti, Feste e spettacoli nel seicento. — Varietà: P. Toynbee, Dante's references to glass. Benedetto Soldati, La coda di Gerione. — Rassegna bibliografica: B. Croce, Estetica come scienza dell'espressione e linguistica generale (G. Gentile). E. Keller, Die Reimpredigt des Pietro da Barsegapè (C. Salvioni). A. Pieralli, La vita e le opere di J. Nardi I. I due felici rivali, commedia di J. Nardi pubbl. da A. Ferrajoli (F. Pintor). — Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Communicazioni ed appunti. Cronaca].

Petrocchi, Policarpo, La lingua e la storia letteraria d'Italia dalle origini fino a Dante. Roma, Loescher & Co., 1903. 304 S. kl. 8. L. 4.

Mascetta Caracci, Lorenzo, Shakespeare e i classici italiani a proposito di un sonetto di Guido Guinizelli, saggio. Lanciano, Carabba, 1902. 46 S. 8.

Pochhammer, Paul, Die Wiedergewinnung Dantes für die deutsche Bildung (Sonderabdruck aus 'Aus der Humboldt-Akademie. Dem Generalsekretär Herrn Dr. Max Hirsch zu seinem 70. Geburtstage gewidmet von der Dozentenschaft'. Berlin, Weidmann, 1902). 14 S. 8.

Wulff, Fredrik, Deux discours sur Pétrarque en résumé (Extraits de *Förhandlingar vid det VIe allmänna Nordiska Filologmötet i Upsala, 14—16 aug. 1902*). Upsala, 1902. 26 S. u. 2 Bl. Phototypie.

Wulff, Fredrik, Petrarca i Vaucluse (Särtryck ur 'Finn'). Lund, 1902. 12 S. 4 mit vielen Ansichten.

Farinelli, Arturo, (Artikel über:) A. Galletti, Le teorie drammatiche e la tragedia in Italia nel secolo XVIII. I. Cremona, Fezzi 1901 und A. Parducci, La tragedia classica italiana del secolo XVIII anteriore all'Alfieri. Rocca San Casciano, Cappelli, 1902. Aus 'Rassegna bibliografica della Letteratura italiana', X, 10—11, 1902. 23 S. 8.

Dieterich, H., Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur, und Horn, P., Geschichte der türkischen Moderne (Die Literatur des Ostens in Einzeldarstellungen, Bd. IV). Leipzig, Amelang, 1902. X, 242, 74 S.

Polonskij, G., Die Geschichte der russischen Literatur (Sammlung Göschen Nr. 166). Leipzig, Göschen, 1902. 144 S. 12⁰. Geb. M. 0,80.

Morawsky, S., Echo der russischen Umgangssprache. Mit einem russisch-deutschen Spezialwörterbuch von H. Sack. 2. Auflage. Leipzig, Giegler, 1902. 120, 71 S. Brosch. M. 2,60.

von Marnitz, L., Russische Grammatik auf wissenschaftlicher Grundlage für praktische Zwecke bearbeitet. 2. verb. Auflage. Leipzig, Gerhard, 1902. VII, 151 S. Brosch. M. 2,60, geb. M. 3.

Masaček, J., Das böhmische Verbum in seinen Formen und Zeiten. Prag, Haase, 1903. Heft 3 u. 4, à 80 Heller.

Beilagen:

Von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin (2 Beilagen).

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG,

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CX. BAND, DER NEUEN SERIE X. BAND,
3. u. 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,
BREITESTRASSE 1.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1903.

Inhalt.

CX. Band, der neuen Serie X. Band,

3. u. 4. Heft.

Schlufs der Redaktion 6. Juni 1903.

(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Der Urtext der Cyprianuslegende.

In verschiedenen Aufsätzen, die unter dem Titel 'Syrische Quellen abendländischer Erzählungsstoffe' in dieser Zeitschrift (Bd. XCIII, 1—22. 241—280. XCIV, 369—388. XCV, 1—54) erschienen, sind die syrischen Texte der Kreuzauffindungslegende, der Siebenschläferlegende und der Silvesterlegende in deutscher Übersetzung veröffentlicht und dabei ist nachgewiesen worden, daſs diese Erzählungsstoffe in syrischer Sprache abgefaſst worden sind, so daſs der syrische Text der Urtext, alle anderssprachigen Rezensionen aber, einschlieſslich des früher für den Originaltext angesehenen griechischen Textes, nur Übersetzungen und Bearbeitungen des syrischen Urtextes sind. Das gleiche gilt auch von der Cyprianuslegende, deren Kern, den Theodor Zahn zuerst in griechischer Sprache veröffentlicht hat (in 'Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage', Erlangen 1882),[1] die Quelle der mittelalterlichen Faustsage ist.

Nachdem schon P. Bedjan im dritten Bande der von ihm herausgegebenen syrischen Acta Martyrum et Sanctorum (Paris 1892, S. 322—344) den syrischen Text des 'Martyriums des Cyprianus und der heiligen Jungfrau' herausgegeben hatte, haben uns die beiden englischen Damen, deren Namen immer ehrenvoll mit der Auffindung und Veröffentlichung des ältesten syrischen

[1] Diese Monographie Zahns überhebt der Verpflichtung, in einleitenden Vorbemerkungen über den Inhalt der Legende, ihre Bestandteile und Ausstrahlungen eingehend zu handeln, wie dies seinerzeit betreffs der oben genannten Erzählungsstoffe geschehen ist.

Evangelientextes verknüpft sein werden, weitere orientalische Texte der Cyprianuslegende beschert: Frau Dr. Agnes Smith Lewis hat den syrischen Text in zwei neuen Rezensionen in den Studia Sinaitica Nr. IX (S. 245—278) veröffentlicht und in den Studia Sinaitica Nr. X (S. 185—203) eine englische Übersetzung ihrer Textedition folgen lassen, und Frau Margaret Dunlop Gibson hat in Nr. VIII der Studia Sinaitica (S. 68—81) eine arabische Übersetzung der Legende (ohne beigefügte englische Übersetzung) zum Druck gebracht, zugleich aber auch noch (ebenda S. 64—78) einen neuen griechischen Text abgedruckt.

1. Die syrischen Texte.

Der Text P. Bedjans ist dem vortrefflichen Berliner Cod. 222 entnommen, über dessen Inhalt und Bedeutung in der Besprechung von Eduard Sachaus 'Verzeichnis der syrischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin' in der 'Byzantinischen Zeitschrift' (X, 621 ff.) gehandelt wird. Frau Dr. Agnes Smith Lewis hat ihrer Edition den Text des Cod. syr. Add. 12, 142 des Britischen Museums zu Grunde gelegt und in den Anmerkungen unter dem Texte die Varianten der oberen Schrift des berühmten sinaitischen Palimpsestes mitgeteilt, dessen untere Schrift den bereits erwähnten ältesten Evangelientext, dessen obere Schrift aber in der Hauptsache 'ausgewählte Schriften heiliger Frauen' enthält. Nur ein kleines Stück des Anfanges ist, da es in der Londoner Handschrift fehlt, bloſs nach dem Sinaitexte zum Abdruck gebracht.

Im nachstehenden ist der deutschen Übersetzung der Text der Londoner Handschrift zu Grunde gelegt worden, und unter dem Texte werden die Varianten der beiden anderen Texte mitgeteilt, wobei wir auch unwesentliche Abweichungen gebucht haben, weil bei einer Vergleichung des gegenseitigen Verhältnisses der verschiedenen Texte, welchem Zwecke ja die ganze Publikation dienen soll, auch scheinbar ganz Unbedeutendes von Wert sein kann.

Daſs aber der syrische Text das Original und der griechische seine Übersetzung ist, und daſs nicht das umgekehrte Verhältnis stattfindet, das ergibt sich aus einer Vergleichung dieser beiden

Texte selber. Beweiskräftig sind in dieser Hinsicht zunächst solche Stellen, wo sich die Abweichung des einen Textes vom anderen nur so erklärt, daſs der griechische Ausdruck auf eine bestimmte Auffassung des syrischen Ausdrucks zurückgeht — sei es nun, daſs der Verfasser mit dem von ihm gewählten Ausdruck den vom Griechen vorgezogenen Sinn wirklich im Auge hatte, sei es auch nicht —, während die umgekehrte Möglichkeit, daſs der syrische Text auf eine (vom gewöhnlichen bezw. dem im Originale beabsichtigten Sinne) abweichende Auffassung eines griechischen Textwortes zurückgehen könnte, ausgeschlossen ist. So erklärt sich in § 67 *στρατεύεσθαι* als Wiedergabe des syrischen Partizips *pālḥā*, das sowohl 'Verehrer' als 'Soldat' bedeuten kann, indem es der Grieche in dem letzteren Sinne faſst (obwohl diese Fassung vom Syrer jedenfalls nicht beabsichtigt war), wogegen umgekehrt der Syrer *στρατεύεσθαι τῷ Χριστῷ* nicht durch 'Soldat Christi sein' (was zugleich 'Verehrer Christi sein' bedeuten könnte) wiedergegeben haben würde. Es erinnert dies an den verwandten Fall in der Siebenschläferlegende (Bd. XCIII, S. 243), wo *οἱ στρατευόμενοι* neben *οἱ εἰδωλολάτραι* auf Doppelübersetzung von *palḥīn* zurückzugehen scheint. Ferner erklärt sich in § 65 der Ausdruck 'Gekreuzigter' beim Griechen statt des dem Zusammenhange allein angemessenen Ausdrucks 'Kreuz' beim Syrer ohne alle Schwierigkeit daraus, daſs im Syrischen das Nennwort *ṣlībā* beide Bedeutungen hat. In ganz ähnlicher Weise spricht für Originalität des syrischen Textes auch dies, daſs in § 40 der syrische Ausdruck *ḥailā* sowohl 'Heer', was nach dem Zusammenhang gemeint sein muſs, als auch 'Kraft' bedeutet; wenn nun aber der griechische *ἡ δύναμις* dafür hat, so könnte zwar a priori *haila* Übersetzung von *δύναμις* sein, da aber von beiden Bedeutungen des syr. *ḥaila* die Bedeutung 'Heer' das Vorrecht hat, so ist es immerhin wahrscheinlicher, daſs der Grieche bei der Übersetzung von *ḥaila* den weniger passenden Begriff wählte, als daſs dieser das ursprüngliche Textwort gewesen wäre. Weiter gibt es verschiedene Stellen, bei denen die Abweichung des einen Textes vom anderen sich am einfachsten so erklärt, daſs der Grieche den syrischen Ausdruck, weil er in irgend einer Hinsicht Anstoſs an ihm nahm, verbessern wollte. So sagt Justa § 6, daſs sie bereits Christin sei, was der Grieche, da der formelle

Übertritt noch nicht erfolgt war, umwandelt zu: ἐγὼ ζητῶ τὸν Χριστόν. Auch hier ist es wenig wahrscheinlich, daſs der syrische Ausdruck freiere Wiedergabe des griechischen sei. Ein ähnlicher Fall liegt § 25 vor: hier wird das syrische Textwort 'Gebote' ursprünglich sein, indem der Sinn ist, daſs bei Befolgung der göttlichen Gebote der dauernde Genuſs der Paradieseswonnen eintreten sollte; der Ausdruck κτισμάτων scheint aber ebenso eine vermeintliche Verbesserung des nach dem Syrischen vorauszusetzenden ursprünglichen Textwortes κελευσμάτων zu sein, wie die Lesungen der syrischen Paralleltexte 'Genüsse' bezw. 'Segnungen' für 'Gebote' dem unmittelbaren Zusammenhange scheinbar angemessener sind. Sekundär scheint beim Griechen auch die Beziehung der allgemeinen Erwähnung des Götzendienstes auf das von dem Volk Israel verehrte goldene Kalb in § 21, die Vertauschung des Wortes 'Glieder' mit dem näherliegenden Begriff 'Nacken' in § 62, die Einfügung des πῶς vor dem ersten Satze vom Anfange des zweiten Satzes der Rede her in § 75, etc. Syrischen Urtext läſst auch die Variante 'der du dich nach Babel wendetest' und 'der du den Bel zerstörtest' § 32 vermuten, mag nun ersteres (beim Syrer) oder letzteres (beim Griechen) das Ursprüngliche sein; denn diese Abweichung geht auf die doppelte Bedeutung des syrischen Zeitwortes *hfakh* zurück, sofern dieses sowohl 'sich wenden' als 'umwenden' (d. i. 'zerstören') bedeuten kann. Schlieſslich gibt es auch eine ganze Reihe von Textabweichungen, die sich dadurch ohne Schwierigkeit erklären, daſs man im syrischen Texte ein Wort falsch las bezw. durch ein ähnliches ersetzte, während bei der Annahme eines griechischen Originaltextes die Entstehung der Abweichung nicht erklärt werden könnte. Hierher gehören Fälle wie § 9, wo der syrische Text hat: 'ich führe euch ins Himmelreich', der griechische dagegen: 'ich schenke euch das Himmelreich', was darauf zurückgeht, daſs der Grieche *mālēkh* statt *maʿēl* las. Sehr beweiskräftig ist z. B. auch die Wiedergabe des syrischen Textwortes *Euthymios* durch Ἄνθιμος in § 67, was sich bei syrischer Textvorlage sehr leicht erklärt, und ebenso leicht auch die Verwechselung der syrischen Formen für 'er hat mich gesandt' und 'sende mich' in § 32. So mag auch die auffallende Wendung ἐν τῷ ὀχυρώματι statt des richtigen 'im Zimmer' § 9 darauf zurückgehen, daſs der Grieche statt

btawānā fälschlich *bhesnā* (vgl. 2 Cor. 10, 4 Pesch.) las (vgl. die Anmerkung zu § 101, wo im Griechischen der Ausdruck 'von Engeln gepeinigt' sehr auffallend ist). Ebenso löst sich alle Schwierigkeit, wenn man in § 47 annimmt, daſs syr. *ʿālmā* 'Welt', dessen Wiedergabe *ὁ κόσμος* ist, nur falsche Lesung für *ʿamma* 'Volk' (d. h. das Menschenvolk) ist. Weitere Fälle dieser Art sind auch noch in § 52 und 53 aufzuweisen: im ersteren könnten die abweichenden Wendungen 'die zu ihm ihre Zuflucht nehmen' beim Syrer und 'die von ihm geraubt werden' beim Griechen darauf zurückgehen, daſs statt des Textwortes *metgawsīn* vom Griechen *metgajsīn* gelesen wurde, und im letzteren findet der auffällige Ausdruck 'der Fremde' zur Bezeichnung des Teufels eine ansprechende Erklärung durch die Annahme, daſs in der syrischen Textvorlage des Griechen der Genitiv 'der Rechtlichkeit' zum Adjektiv 'fremd' (was bedeutet: 'der, dem Rechtlichkeit fremd ist') aus Versehen ausgefallen war. In Fällen aber, wo der Grieche den richtigen Ausdruck hat, erklärt sich die Abweichung im syrischen Texte bisweilen durch eine spätere innersyrische Texteskorruption, wie in § 78, wo *ʾātā* 'Zeichen' (statt *ʾatrā* 'Stelle', was jedoch i. S. v. Bibelstelle gemeint sein könnte) das richtige Textwort ist, das übrigens im Berliner Codex wirklich im Texte steht.

Betreffs des gegenseitigen Verhältnisses der drei uns vorliegenden Rezensionen des syrischen Textes ist besonders darauf hinzuweisen, daſs der Londoner Text der Frau Dr. Agnes Smith Lewis (S^{l}) vielfach kürzer gehalten ist als die beiden anderen Texte, der von Bedjan herausgegebene Berliner Text (S^{b}) und der des sinaitischen Palimpsestes (S^{s}), welche auch im Wortlaute einander so nahe stehen, daſs sie einen einheitlichen Texttypus darstellen bezw. auf einen solchen zurückgehen. Nun könnte ja a priori die kürzere Fassung von S^{l} die Folge von Kürzungen des Urtextes oder von zufälligen Auslassungen sein. Da wir aber andererseits die Beobachtung machen, daſs abweichende Fassungen des Wortlautes in S^{s} und S^{b} mit dem griechischen Texte übereinstimmen (s. z. B. § 37[t], 44[c], 52[a]), so liegt die Annahme näher, daſs die Abweichungen von S^{s} und S^{b} und ebenso auch deren mit dem griechischen Texte zusammengehenden Zusätze auf eine nachträgliche Berücksichtigung des griechischen Textes zurückgehen. Aber sei dem, wie ihm wolle — jedenfalls

erschien es geraten, die kürzere und auch sonst abweichende Textfassung von S^1 als Text zu bieten, die Zusätze und Abweichungen von S^a und S^b aber als Varianten unter den Text zu weisen.

2. Der arabische Text.

Die arabische Übersetzung der Cyprianuslegende ist eine Wiedergabe des griechischen und nicht des syrischen Textes, was eines näheren Beweises nicht bedarf. Es würde danach genügen, den arabischen Text nur für Rekonstruktion des griechischen Textes zu verwerten, wenn nicht ein anderes schwerwiegendes Moment die Mitteilung des Textes in extenso ratsam erscheinen liefse. Es ergibt sich nämlich aus einer Vergleichung des syrischen und arabischen Wortlautes mit dem griechischen, dafs letzterer mehrfach verkürzt ist, ebenso wie eine Vergleichung des Wortlautes des griechischen und arabischen Textes dasselbe Resultat bezüglich des syrischen Textes (d. h. S^1) ergibt. Da liegt es nun aber nahe, anzunehmen, dafs uns der arabische Text unter seinem Plus gelegentlich auch ein echtes Stück erhalten haben kann, das in beiden anderen Texten verloren gegangen ist, also sowohl im syrischen Urtexte, den man später aus Rücksichten auf den rein erbaulichen Zweck, den man mit der Überlieferung dieser Literaturwerke verband, kürzte, als auch in der griechischen Übersetzung, die man aus demselben oder aus anderen Gründen, wie z. B. aus ästhetischen Rücksichten auf den Stil und den Inhalt oder aus Rücksichtnahme auf dogmatische Korrektheit, gleichfalls kürzte. Eine indirekte Bestätigung erhält diese Annahme dadurch, dafs uns in § 46 ein Stück erhalten ist, bei dem man leicht den Grund einsieht, der zu seiner Streichung Anlafs gab, weil man, selbst im Munde Satans, es für anstöfsig hielt, zu sagen, dafs 'niemand anders sündige als Gott allein'.

Für die Zwecke der Rekonstruktion des ursprünglichen Wortlautes der griechischen Übersetzung bietet die arabische Übersetzung besonders insofern eine willkommene Handhabe, als es möglich ist, innergriechische Zusätze mit ihrer Hilfe (und unter gleichzeitiger Heranziehung des syrischen Urtextes) auszuscheiden, wie z. B. in Kapitel 1 (§ 4) die Worte *καὶ ὀστέων ζώων νεκρῶν*.

3. Der neue griechische Text.

Bei textkritischen Untersuchungen, für die die nachstehenden deutschen Übersetzungen willkommenes Material bieten sollen, mufs natürlich auch der neue in den Studia Sinaitica Nr. VIII aus der sinaitischen Handschrift Nr. 497 mit herangezogen werden. Obwohl nun die Durchführung der textkritischen Arbeit anderen überlassen bleibt, so sei doch so viel als unmafsgebliches Resultat einer blofs vorläufigen Untersuchung von Kap. I und der von Zahn (S. 137 der oben genannten Monographie) herausgehobenen Beispiele mitgeteilt, dafs der sinaitische Text zumeist, jedoch durchaus nicht ausschliefslich, mit dem Texte des Cod. Paris. 1454 (= R) zusammengeht, welchem Zahn meist den Text des Cod. Paris. 1468 (= P) vorzieht, weil letzterer 'eine ungekünstelte Treue zeigt', während ersterer 'überall einen nach der Norm des Gewöhnlichen korrigierten Text bietet'. Von besonderem Interesse ist dabei, dafs die griechische Textvorlage der alten lateinischen Übersetzung, wie in dem anzuführenden Falle ihre ältere Rezension in Acta SS. Sept. VII, 217—219 noch deutlich erkennen läfst, dem Texte der Sinaihandschrift am nächsten gestanden hat; wenigstens geht dies aus dem Anfange des § 2 in Kap. 1 hervor, wo die aus *'addebatur autem et virgo'* von Zahn rekonstruierte Textvorlage *προςετέθη δὲ καί τις παρθένος* wirklich im Sinaitext noch vorliegt.

Für die Benutzung der Übersetzungen ist zu beachten, dafs alles, was zur Verdeutlichung des Zusammenhanges hinzugefügt werden mufste, durch eckige Klammern kenntlich gemacht ist. Was in runden Klammern steht, dient der Erläuterung des Textes.

Die Einrichtung der Variantenbezeichnung erklärt sich von selbst, wie auch dies, dafs der das Ende der Textabweichung bezeichnende zweite Buchstabe (also [a] ... [a]) überall da weggelassen ist, wo die Variante sich nur auf das nächste Wort bezieht, und wo sie aus derselben Wortzahl resp. ganz analogen Wendungen besteht. Die Zeichen + (= fügt hinzu) und > (= läfst aus) sind die üblichen.

Die römischen Ziffern der gröfseren Abschnitte sind der

Kapiteleinteilung Zahns entnommen (nur daſs dieser arabische Ziffern gewählt hat). Die arabischen Ziffern der kürzeren Abschnitte (§§) sind von mir hinzugefügt worden, um eine bequeme Übersicht zu ermöglichen.

Syrischer Text.

245

Das Martyrium des Zauberers Cyprianus und der Jungfrau Justa.

1 Beim Aufgange unseres Erlösers [a] Jesus Christus vom Himmel auf die Erde und bei der Erfüllung der Worte der Propheten wurde alles unter dem Himmel erleuchtet, daſs sie auf den einen Gott Vater, der alles hält, und auf unseren Herrn Jesus Christus und auf den heiligen Geist sich taufen lieſsen im wahren Glauben. 2 Es war aber eine Jungfrau mit Namen Justa, und der Name ihres Vaters war Aedesius und der [b] ihrer Mutter Clidonia, [c] in der Stadt Antiochien, die bei Daphne liegt. 3 Diese Selige aber hörte einen Diakon mit Namen Praylius aus einem Fenster, das [d] ihrem Hause nahe war; [e] und als sie hörte [e] die Groſstaten Gottes und wie unser Erlöser, unser Herr Jesus Christus, sich mit dem Leibe bekleidete und die Verkündigung der Propheten und die Geburt von Maria [f] und die Verehrung der Magier und über den Aufgang des Sternes [f] und [g] die Lobgesänge der Engel und die Zeichen und Wun-

Arabischer Text.

Das Martyrium von Cyprianus und Justina.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, des einen Gottes! Das Martyrium des heiligen Cyprianus, des edelsten, lautersten Märtyrers unter den Priestern, und der heiligen Justina. Beider Gebet sei mit uns allen! Amen!

1 Nachdem die Erscheinung unseres Herrn und unseres Gottes Jesus Christus bei seinem Erscheinen auf der Erde emporgestrahlt war und die Worte des Propheten sich erfüllt hatten, da ward der ganze bewohnte [Erdkreis,] der unter dem Himmel ist, von der Rede unseres Erlösers durchleuchtet: es glaubte die Menschheit an einen Gott, den Vater, der alles umfaſst, und an einen Herrn Jesus Christus unseren Gott und an den heiligen Geist, unseren Führer, und es wurden erhellt durch die Taufe und durch den herrlichen [Gottes]dienst die Seelen derer, die an Christus glaubten. 2 Zu diesen gehörte [auch] Justina die Jungfrau, die aus der Stadt Antiochia war; der Name

---

Erklärung der Zeichen: *b* = der von Bedjan edierte Text des Cod. Berol. 222; *s* = Cod. Sinaiticus.

[a] unseres Herrn + *b.* — [b] Name + *b.* — [c] und sie war + *b.* — [d] eorum *b.* — [e] welcher redete über Wunder und über *b.* — [f] (umgestellt) *b.* — [g] auch [über] + *b.*

der,[1] die [h] in seinem Namen und [h] durch seine Kraft geschahen, und über [i] die Erlösung des [i] Kreuzes und die Auferstehung von den Toten und von seiner [k] Verherrlichung gegenüber seinen Jüngern und von [l] den lebendigen Worten [l] [m] seiner frohen Botschaft [m] an [n] seine Apostel und über die Auffahrt zum Himmel und über [o] das Sitzen zur Rechten und 246 über sein * unauflösliches Königreich [p] und über die unvergänglichen Seligkeiten und über das Leben, das nicht stirbt. [4] Und sie hob an und sprach zu ihrer Mutter: 'Höre auf deine Tochter, meine Mutter, [p] und wende dich von dem Irrtum ab [q] und lafs dich retten aus [q] der ewigen [r] Qual, gleichwie ich gehört habe, dafs es sagen die Schriften [s] unseres Herrn Jesu Christi, [s] der den Himmel und die Erde und alles, was auf ihnen ist, gemacht hat. [t] Denn die [Götter]bilder sind nichts, von Silber und von Holz und von Gold sind sie, Werk von Menschenhänden, stumme und

ihres Vaters war Hedesius und der Name ihrer Mutter Clidonia. [3] Und als diese Jungfrau dasafs und aus dem Fenster ihrer Wohnung schaute, hörte sie die Rede eines Mannes mit Namen Praylius, wie er die Grofstaten unseres Gottes vorlas, die da bestehen in seiner Menschwerdung und seiner unausdeutbaren Geburt von der Jungfrau Maria und dem Niederfallen der Magier vor ihm und dem Erscheinen des Sternes und dem Preise der Engel und den Wunderheilungen und Zeichen, die durch ihn geschahen, und seiner Auffahrt in die Himmel und seinem Sitzen zur Rechten des Vaters. Und als sie diese Worte hörte, konnte sie die Glut ihres Glaubens an Christus nicht aushalten und fafste den Entschlufs, den Diakon Praylius mit eigenen Augen zu schauen, damit er sie die Wurzeln des Glaubens ganz erschöpfend lehre; doch begegnete ihr dieser nicht in dieser Zeit. [4] Und eines Tages sprach sie zu ihrer Mutter: 'O Mutter Clidonia! höre meine

---

[1] Bis hierher ist der Text aus dem sinaitischen Palimpseste entnommen und die Varianten aus dem Texte Bedjans, im folgenden aber der Text aus dem Cod. syr. Add. 12, 142 des Britischen Museums und die Varianten aus dem sinaitischen Palimpseste und dem Texte Bedjans.

[h] > *s*. — [i] seine Anheftung ans *b*. — [k] Darlegung *s*. — [l] > *sb*. — [m] dem Testamente (διαϑηκη) *b*. — [n] die *s*. — [o] sein *sb*. — [p] Und als die Selige dies gehört hatte, verwunderte sie sich sehr, und der Sinn der Jungfrau erglühte * im Glauben an die Wahrheit (in Kraft und in der Wahrheit des Glaubens an Christus *b*) und (sie entbrannte + *b*) in Liebe zum heiligen Geiste; und sie sehnte sich und verlangte danach, dafs sie (auch + *s*) bekannt würde dem Diakon Praylius, und sie vermochte es nicht; und (sie hub an + *b*) sprach zu ihrer Mutter: 'Meine Mutter, höre auf deine Tochter'. — [q] > *sb*. — [r] Qualen, die in der äufsersten Finsternis sind *s*; Qual, welches die äufserste F. ist *b*. — [s] derer, die Galiläer genannt werden, weil sie ihn verehren *sb*. — [t] Es sind nämlich (wirklich + *s*) die, die wir alltäglich verehren, stumme und nichtige Statuen, weil sie von Stein sind und von Holz und von Gold und von Silber, Werk von Menschenhänden, welche, wenn einer von den Galiläern käme, so könnte er ohne Hände durch Rede und durch Gebet sie alle vertilgen *sb*.

blinde Statuen ohne Seele.'[t] [5] Da sprach zu ihr ihre [u] Mutter: 247 [v] 'Nein, * meine Tochter! Lafs nicht[v] deinen Vater diesen Gedanken hören.' [6] Es antwortete aber die [w] Selige und sprach zu [x] ihrer Mutter[x]: [y] 'Wissen sollt ihr, mein Vater und meine Mutter, [y] dafs ich [z] von jetzt an [z] Christin bin und [a] Christus meinen Erlöser [a] verehre, [b] weil ich durch diesen Diakon [c] den Weg des Lebens erfahren habe.[c] Und es gibt also keinen Gott aufser [d] Vater, Sohn und heiligen Geist,[d] und er gibt [e] Leben den Menschen, [f] die an ihn glauben,[f] und rettet sie vom Verderben der Sünden und [g] eignet ihnen zu Leben, das nicht stirbt.'[g] [7] Und als sie dies gesagt hatte, [h] bekreuzigte sie sich im dreifaltigen Namen und fing an zu beten im Namen unseres Herrn Jesus Christus. [h]

II. [8] Ihre Mutter [i] aber sagte ihrem Vater alles, was die Selige gesagt hatte. [k] [9] Da sogleich erschienen ihnen Scharen unzähliger Engel, die brennende Lampen hielten, im [l] Feuer, und in ihrer Mitte sahen sie Christus, welcher [m] sprach: 'Kommt zu mir, 248 und in das * Himmelreich will ich euch einführen mit allen [n] Heiligen, die vor mir Gnade Worte und willfahre meinem Rate, der dir durch richtige, wahrhaftige [Tat]sachen nahe gelegt wird, dafs diese Götter, denen wir immerfort Schlachtopfer darbringen, wie ich aus fester Überzeugung weifs, Bilder sind, die keine Seelen haben, aus Stein und Holz und Silber * und Gold, die weder sich selbst noch anderen nützen können. Und wir, o Mutter, sind unverständige Leute, wenn wir fortfahren, sie zu verehren, — sie, von denen ich bestimmt weifs, dafs, wenn einer von den Christen beten und sie verfluchen würde, sie zusammenstürzen und zu Grunde gehen würden.' [5] Da sprach ihre Mutter zu ihr: 'O mein Kind! Du weifst, mit welcher Beharrlichkeit dein Vater an den Göttern hängt; so lafs denn diese Ansicht fern von dir sein. Denn, wenn er dies von dir erfährt, so wird sein Zorn gegen dich sehr heftig werden.' [6] Da sprach die heilige Jungfrau Christi zu ihrer Mutter: 'Wenn mein Vater sich erzürnt, so kann ich es durchaus nicht abwenden, dafs er sich erzürnt. Doch magst du und [auch] er, mein Vater, es wissen: ich sehne mich nach Christus, verlange nach dem nutzbringenden Glauben und will eine Christin werden, dieweil

---

[u] (wahnwitzige und + *s*) in ihrer Erkenntnis verdunkelte *sb* (ihre Mutter > *s*; wohl nur aus Versehen). — [v] Lafs nicht, meine Tochter *sb*. — [w] Heilige *sb*. — [x] ihr *sb*. — [y] Es werde von dir, meine Mutter, gewufst, und mein Vater möge wissen. — [z] > *s*; nun *b*. — [a] und von jetzt an, meine Mutter, Christus *sb*. — [b] den *sb*. — [c] viele Tage [kennen] gelernt habe, wo ich über die Hoheit Gottes [predigen] hörte *sb*. — [d] ihm *sb*. — [e] Grofstaten *s*; Rettung *b*. — [f] > *sb*. — [g] gibt denen, die ihn lieben, ewiges Leben *sb*. — [h] unterzog sie sich allein dem Gebete, indem sie zu Christus betete *sb*. — [i] > *sb*. — [k] indem sie die gute Absicht der Jungfrau erzählte *sb*. — [l] Zimmer *sb*. — [m] zu ihnen + *sb*. — [n] Gerechten *sb*.

gefunden haben!' Und als Aedesius, [o] der Vater des Mädchens, [o] dieses Gesicht gesehen hatte, erfaſste ihn [o] groſses Staunen. 10 Und am frühen Morgen stand er auf und nahm sein Weib und [p] seine Tochter, die Selige; [p] und sie gingen zur Kirche [q] samt dem Diakon [r], indem sie ihn baten, daſs er sie zum Bischof [s] bringen möge. [t] Und als er sie hingebracht hatte, empfing sie der Bischof [t], und [u] sie fielen vor seinen Füſsen nieder und baten [u] ihn, er möge ihnen das Siegel Christi geben. 11 [ss] Und er wollte es ihnen nicht [tt] geben, bis ihm [uu] der Diakon erzählt hatte von der Vision Christi, [v] die er gesehen hatte, und von dem Glauben und der Liebe der Jungfrau zu Christus [v]. 12 Aedesius aber schor [w] sein Haar, weil er ein Priester der Götter gewesen war, und fiel vor den Füſsen des Bischofs nieder; und [x] er gab ihnen dreien [x] das Siegel Christi. 249 13 Der heilige * Aedesius [y] aber ward des [z] Priestertums gewürdigt und lebte [a] [nur noch] kurze Zeit und ging zur Ruhe ein im wahren Glauben [a].

III. 14 Die heilige Jungfrau aber ging allezeit in [b] die Kirche Christi. 15 [c] Ein Mann aber, ein Scholastikus [c] von vornehmem Geich, seit ich die Unterweisung des weisen Diakonen Praylius, unseres hochgeehrten Nachbars, aus meinem Fenster gehört habe, an Christus glaube. Denn ich habe ihn sagen hören, daſs er der Gott der Lebendigen und der Toten ist, und daſs es keine Erlösung gibt auſser durch ihn.' 7 Da erhob sie sich in Eile, indem sie Christus um Hilfe anflehte [und] betete.

II. 8 Ihre Mutter aber erzählte ihrem Manne alles, was sie von ihrer Tochter gehört hatte. Und er sprach zu ihr: 'O Weib! Was hat unsere Tochter betroffen? Doch müssen wir in dieser Angelegenheit wach bleiben und uns den unsterblichen Göttern bittend nahen; und sie werden uns über die Verirrung unserer Tochter Auskunft geben.' Als er dieses Wort zu seinem Weibe gesprochen hatte, wachten sie zusammen; danach schlummerten sie ein. Und das Mädchen Justina, die Hochzuschätzende, wandte sich in ihrem Interesse mit demütigem Flehen an Gott, daſs ihre Seelen nach Erleuchtung verlangen möchten; und siehe, der Herr, der denen zueilt, die ihn um Hilfe anflehen, erhörte die Gebete der Heiligen. 9 Und er stellte sich zu ihren Eltern hin mit der Fülle

[o] > *sb*. — [p] die Jungfrau *s*; seine Tochter *b*. — [q] Gottes + *sb*. — [r] Praylius + *sb*. — [s] dessen Name Hippolytus (Optatus *b*) war *sb*. — [t] Und es empfing sie der Bischof, weil der Diakon für sie bat. — [u] als sie vor (wörtl. 'auf') den Füſsen des Bischofs niedergefallen waren, baten sie *s*; sie fielen aber etc. *b*. — [ss] aber *sb*. — [tt] bewilligen *sb*. — [uu] sein *s*. — [v] > *b*; und von der Liebe der Jungfrau zu Christus *s*. — [w] das Haar seines Hauptes und seines Bartes *sb*. — [x] und sie drei empfingen. — [y] > *b*. — [z] Grades des + *s*. — [a] nach dieser Ehrung ein Jahr und sechs Monate; und so entschlief er in Frieden in Christi Lehre (wörtl. 'Worte') *sb*. — [b] das Haus Gottes *sb*. — [c] Aglaidas aber, ein (Mann, ein) Scholastikus *s*; Ein Scholastikus aber, mit Namen Euglidon, welcher war *b*.

schlechte, [d] in seinen Taten aber schlecht und in [e] die Liebe zum [e] Irrglauben an die [f] toten Götzen [g] verstrickt, dieser sah die Selige allezeit zum Gotteshause gehen; und als er sie sah, wurde er [h] in Liebe zu der Jungfrau verstrickt und sandte viele Leute zu [i] ihr, [k] um sie zu heiraten. [16] Und [l] zu allen sprach sie mit lauter Stimme [l]: 'Ich bin Christo verlobt.' Der Gottlose aber versammelte in der Wut des Satans viel Volks und beobachtete sie, als sie zum Gotteshause ging, und wollte sie gewaltsam [ent]führen. 250 * [m] Und als die herbeigekommen waren, die sie gewaltsam [ent-]führen sollten, da schrien mit lauter Stimme die, welche mit der Jungfrau waren. [17] Und als es die gehört hatten, die in ihrem Hause waren, da kamen sie heraus [m] mit Schwertern in den Händen, und es flohen die, welche da herbeigekommen waren, um die [n] Magd Gottes gewaltsam [o] zu ergreifen. [18] Die Heilige [p] aber [q] bekreuzigte sich mit dem Zeichen Christi und ergriff den Unverschämten [q]; und sie warf ihn auf die Erde und schlug ihm ins Gesicht, und sie zerriſs seine Kleider und lieſs ihn [dann] ganz verwundert stehen, wie ihre Schwester Thekla es mit dem unverschämten Alexander gemacht hatte. Und der himmlischen Heerscharen während ihres Schlummers, und er sprach zu ihnen: 'Kommet her zu mir, so will ich euch geben himmlische Güter.' Da erschraken Hedesius und sein Weib infolge der furchtbaren Erscheinung. [10] Und er stand auf in tiefer Nacht und nahm seine Tochter und sein Weib und kam zum Hause des Diakon Praylius. Und sie baten ihn, daſs sie er zu dem Bischof hinbringen solle; und er tat ihren Willen, und Hedesius verneigte sich vor dem Bischof und bat ihn, er möchte ihnen das 'Siegel in Christus' geben. [11] Aber er verstand sich nicht dazu, dies zu tun, bis daſs sie ihm von der Erscheinung Christi und dem Glauben der Jungfrau erzählt hatten. [12] Und Hedesius lieſs sich das Haar seines Hauptes und seines Bartes scheren, dieweil er ein Priester der Götzen gewesen war; und sie verneigten sich, er und seine Gemahlin und die heilige Jungfrau, und sie empfingen alle drei das Siegel der Taufe. [13] Und er würdigte ihn des Grades der Presbyterwürde, und er blieb darin ein Jahr und sechs Monate, und er vollendete * seinen Lebenslauf im Glauben an Christus.

III. [14] Und die Jungfrau besuchte beständig die Kirche in

[d] er war aber sehr reich an vergänglichem Reichtum + *sb*. — [e] den *sb*. — [f] > *sb*. — [g] festgehalten (von etc.). — [h] in Verlangen nach *sb*. — [i] der Seligen *sb*. — [k] damit sie sie bäten, daſs er sie heiraten dürfe. — [l] alle entlieſs sie, indem sie zu ihnen sprach. — [m] Und die, welche im Hause der Jungfrau waren, kamen heraus *s*; Und die, die bei ihr waren, riefen mit lauter Stimme die herbei, die im Hause der Jungfrau waren; als sie aber herausgekommen waren *b*. — [n] Braut *s*. — [o] gefangen zu nehmen *sb*. — [p] Jungfrau + *sb*. — [q] ergriff ihn allein und bekreuzigte sich mit dem Zeichen Christi *sb*.

sogleich ging sie zum Gotteshause.

IV. [19] Er aber ging in [r] grofsem Zorn zum Zauberer Cyprianus und bewilligte ihm zwei Talente Goldes [s], ob er nicht durch seine Zaubereien die heilige Jungfrau einfangen könnte, [t] indem der Wahnwitzige nichts davon wufste [t], dafs die Kraft Christi unbesiegbar ist. [20] Der Zauberer Cyprianus aber, als er dies hörte, bedauerte den Jüngling und berief durch seine Zauberkünste einen starken [u] Dämon; [v] und dieser antwortete ihm: 'Was hast du mich gerufen?' Cyprianus aber sprach zu ihm: 'Ich [w] bin befriedigt, wenn du eine Jungfrau von den Gali- 251 läern, * wenn du kannst, [x] zu mir [x] herbringest.' [21] Der schändliche Dämon aber versprach ihm, [y] dafs er sie herbeibringen werde [y], während er [doch] die Wahrheit (bezw. 'in Wahrheit sie') nicht besiegen konnte. Es antwortete Cyprianus und sprach zu ihm: 'Sage mir, was deine Werke sind, [z] damit ich mich auf dich verlasse und dich aussende' [z]. — Es antwortete der verfluchte Dämon und sprach zu ihm: 'Ich bin [a] ein Rebell gegenüber Gott und gehorsame [b] dem Satan. [c] Und die Eva habe ich zum Sündigen gebracht, und den Adam habe ich aus dem Paradiese vertrieben, und der [d] Segnungen und Wonnen habe ich ihn beraubt; und den

demütigen Gebeten und Anliegen an Christus immerdar. [15] Und siehe, ein Mensch Namens Galabius, aus einem vornehmen Geschlechte, sehr reich, aber von verderbten Sitten und im Dienste der Götzen eifrig, nachdem er die heilige Jungfrau bei ihrem immerwährenden Gehen zur Kirche erblickt hatte, verliebte sich in sie und sandte viele Männer und Weiber zu ihr hin, indem er beabsichtigte, sie zu heiraten. [16] Doch sie wies die Menge der Abgesandten zurück und sprach zu ihnen: 'Ich bin schon Christus versprochen.' Da liefs er sich von einer Menge von seinen Freunden begleiten und schickte sie hinter ihr her bei ihrer Rückkehr aus der Kirche, in der Absicht, sie unter Anwendung von Gewalt zu entführen. [17] Da kamen ihre Leute heraus und alle, die in ihrem Hause waren, mit gezückten Schwertern, und sie verdrängten und beschimpften jene. Doch er brach plötzlich los und packte die Jungfrau am Halse. [18] Da zeichnete sie sich mit dem Zeichen des Kreuzes Christi und warf ihn zur Erde auf seinen Rücken; und alsdann machte sie ihn kraftlos, so dafs er sich krümmte, und zerrifs sein Gewand und überhäufte ihn mit Schmähreden, indem sie ähnlich tat wie die grofse Lehrmeisterin Thekla.

IV. [19] Und er ergrimmte und

---

[r] seinem vielen Zorne *sb*. — [s] und Silbers + *sb*. — [t] Der Wahnwitzige aber wufste nicht *sb*. — [u] > *sb*. — [v] Der starke (schlimme *b*) Dämon aber antwortete und sprach zu ihm *sb*. — [w] will, dafs *b*. — [x] mir *b*. — [y] > *sb*. — [z] damit ich mich darauf verlasse und dich gegen sie aussende (und dir vertraue *s*) *sb*. — [a] der Rebell Gottes *sb*. — [b] meinem Vater + *sb*. — [c] Die Eva aber *sb*. — [d] Genüsse *sb*.

Kain habe ich gelehrt, seinen Bruder zu töten, und habe die Erde mit dem Blute verunreinigt [e]; [f] und Buhlerei und Zauberei habe ich groſs werden lassen, [g] und alle Völlerei und Trunkenheit habe ich veranlaſst, [h] und nichtssagendes Gelächter habe ich provoziert; [i] und, daſs sie die Götzen fürchten sollten, habe ich die Menschen gelehrt [k] und, daſs Christus gekreuzigt würde, habe ich angeraten; [l] jegliche Stadt [l] habe ich zum Einsturz gebracht, und die Mauern habe ich umgestürzt, und die Häuser habe ich in Stücke gesprengt [m].' Und als der [n] Dämon gesagt hatte, daſs dies [o] (252) von ihm getan wurde, * sprach er zu dem Zauberer [p]: 'Und dies alles habe ich getan; und diese könnte ich nicht besiegen?' [22] Hierauf sprach Cyprianus zu ihm: 'Nimm diese Arznei und sprenge sie rings um das Haus der Jungfrau herum, und [dann] will ich ihr die Besinnung rauben, und sogleich wird sie dir gehorchen.' Und als er dies zu dem Dämon gesagt hatte, ging er schnurstracks zu dem Hause [q] jener Jungfrau.

V. [23] Die [r] Selige aber stand auf, um in der neunten Stunde in der Nacht zu Gott, der sich der Reuigen erbarmt, zu beten; [s] und da sie das Kommen des Dämons bemerkt hatte, [t] so betete sie nur um so mehr [t] zu dem lebendigen Gotte, weil [u] ihr Sinn

ging zu Cyprianus dem Zauberer, dieweil er zu jener Zeit dahin aus Afrika gekommen war und der üble Ruf seiner Ränke und Listen in dem ganzen Orte vernommen wurde. Und der vorerwähnte Galabius ging zu ihm hinein und versprach ihm, daſs er ihm zwei Talente Geld geben wolle, wenn er seine Absicht erreicht und die Jungfrau sich erbeutet hätte. Aber der Elende wuſste nicht, daſs die Kraft Christi nicht bezwungen werden kann. [20] Da rief Cyprianus durch seine Zaubereien einen Dämon herbei und sprach zu ihm: 'Wir haben uns in eine Jungfrau von der Religion der Christen verliebt; und ich ersuche dich, daſs du sie mir herbringest, wenn dir das möglich ist.' [21] Da versprach der elende Dämon das, was ihm nicht möglich war, gleich als ob er die Macht dazu habe. [22] Und Cyprianus sprach ihm: 'Nimm dieses Medikament und wirf es [rings] um ihr Haus; dann will **ich** hineingehen und will ihren Verstand verwirren, und in diesem Momente wird sie dir zu Willen sein.'

V. [23] Und die Jungfrau leistete in dieser Stunde Gott gerade das Gebet der dritten Stunde in der Nacht ab; und nachdem sie das Tun des Verruchten bemerkt hatte, zeichnete sie ihren ganzen Leib mit dem Zeichen des Kreuzes und flehte zu ihrem Herrn

---

[e] und Dornen und Disteln hat sie um meinetwillen hervorgebracht + *sb.* — [f] Buhlerei aber *sb.* — [g] Völlerei aber *s*; Völlerei *b.* — [h] aber *sb.* — [i] > *sb.* — [k] > *sb.* — [l] Städte *sb.* — [m] und sie alle zerstört + *sb.* — [n] schlimme + *b.* — [o] alles + *b.* — [p] Cyprianus + *b.* — [q] > *sb.* — [r] > *b.* — [s] sie aber, als *sb.* — [t] stand auf und betete *sb.* — [u] ihre Nieren entbrannten in *sb.*

trunken war von seiner Liebe und von [u] der Kraft des Kreuzes. Und sie bekreuzigte [v] sich mit dem [w] Zeichen Christi, und mit lauter Stimme rief sie aus und sprach: [24] 'Herr, der du alles hältst, [x] Gott, Vater [y] unseres Herrn Jesus Christus, der du die menschentötende Schlange [z] getötet [z] und die, die [schon] [a] dem Satan verfallen waren, gerettet hast, [25] [b] Herr Gott [b], der du den Menschen nach deinem Bilde geschaffen hast und liefsest ihn im 253 Paradiese der Wonnen, * damit er an deinen [c] Geboten Freude haben sollte, [d] und [d] durch die Verführung der [e] Schlange wurde er vertrieben. [26] Und als er so gesündigt hatte, liefsest du [f] ihn nicht [fallen], sondern durch die Kraft deines Kreuzes heiltest du seine Wunden und machtest ihn wieder gesund durch [g] Christus, den Erlöser der Welten [g], durch den die [h] Kreaturen [i] geschaffen sind und die Himmel eingerichtet wurden und die Erde [k] ausgedehnt wurde und die Wasser und die Urfluten eingedämmt wurden, [l] so dafs alle Wesen dich als Gott anerkennen [l]. [27] [m] Unser Herr Jesus Christus, [n] rette deine Magd und lafs nicht die Versuchung [o] des Feindes [o] an [p] mich heran-

mit lauter Stimme, indem sie sprach: [24] 'Mein Gott, der du alles hältst durch deinen geliebten Sohn Jesus Christus, der du den menschenmordenden Drachen in die Eiseskälte und das Feuer [hinab]gestofsen und die von ihm erjagten [Seelen] erlöst hast, der du * den Himmel ausgespannt 71 und die Erde befestigt hast und die Sonne hast emporstrahlen und den Mond leuchten lassen, [25] und der du den Menschen aus Erde nach deiner Ähnlichkeit geschaffen und [ihm] durch deinen Sohn das Wesen der Weisheit vorgezeichnet hast, und der du ihn in das Lustgefilde des Paradieses gesetzt hast, damit er sich an den Wonnen, die du geschaffen hattest, ergötze. [26] Und nachdem ihn der Freche betrogen hatte, wolltest du doch ihn nicht fahren lassen, der du dich den Menschen [gnädig] zuneigst; sondern in deiner Kraft hast du ihn gerufen durch deinen einzigen Sohn, unseren Herrn Jesus Christus, durch den die Welt erleuchtet wurde und der Himmel sich ausspannte und das Wasser flofs, und hast ihn allen Geschöpfen als den Gott kundgetan. [27] Wolle jetzt, o mein Herr, mich, deine Magd, erretten, und lafs mich nicht die satanischen

---

[v] ihren Leib *sb*. — [w] Siegel (d. i. Kreuzeszeichen) *sb*. — [x] > *s*. — [y] des einzigen [Sohnes] *sb*. — [z] in die unterste Finsternis versenkt hast *sb*. — [a] von ihr (der Schlange, d. i. dem Satan) eingefangen waren *sb*. — [b] der du die Sonne leitest und den Mond (mein Herr + *b*) durch dein Gebot hell machst *sb*. — [c] Genüssen *s*; Segnungen *b*. — [d] Herr, [all]mächtiger Gott, aber *sb*. — [e] verfluchten + *b*. — [f] o Barmherziger + *sb*. — [g] deinen Gesalbten (= Christus). — [h] Welt (*s* plur.?) *sb*. — [i] gesund geworden sind (?) *s*; vollendet (wörtl. 'versiegelt') ist *b*. — [k] festgegründet wurde *sb*. — [l] und alle Kreaturen bekennen dich, dafs du unser Gott bist *sb*. — [m] Vater unseres Herrn *b* (davor 'und' *sb*). — [n] durch dessen Hand du d. M. retten mögest *sb*. — [o] > *sb*. — [p] sie *sb*.

kommen. Dir, mein Herr, habe ich das Gelübde getan, daſs ich [q] Jungfrau bleiben will, [r] dem Einzigen, [r] unserem Herrn Jesus Christus. [s] Rette deine Magd, [s] [t] weil sie dich liebt, und [u] dir bin ich zugetan [u] von meinem ganzen Herzen und von meiner ganzen Seele und von aller meiner Kraft [v]. Du, mein Herr, hast [w] das Licht deiner Liebe [w] in meiner Seele angezündet. [x] Ich bitte dich, mein Herr, laſs mich nicht in die Hände des Bösen [fallen], damit ich nicht das Versprechen, das ich dir [y] gewidmet habe, über- 254 trete. * [z] Vertreibe die Gedanken des [a] Empörers aus [b] meinem Sinne und bewahre mich in deiner Wahrheit [b].' [28] Und als sie dies gesagt hatte, bekreuzigte sie [c] sich mit dem Zeichen Christi und hauchte den Dämon an. [d]

VI. [29] Und er ging beschämt davon [e] und trat vor Cyprianus; und [f] Cyprianus sprach zu ihm: 'Wo ist die, um derentwillen du entsendet worden bist [g]?' [30] Es antwortete der Dämon und sprach zu ihm: 'Frage mich nicht, [h] weil ich dir's nicht sagen kann; denn ein Zeichen habe ich dort gesehen und bin geflohen.' [31] Cyprianus aber lachte ihn aus und berief wieder durch seine Zauberkünste einen Dämon, der mächtiger war als der frühere; und [i] es prahlte der Verfluchte [k] und sprach zu

Versuchungen berühren, dieweil ich mich dir verschrieben habe und deinem einzigen Sohne Jesus Christus.' [28] Und als sie dieses Gebet gebetet hatte und sich mit dem Zeichen des Kreuzes bewehrt hatte, hauchte sie den Dämon an und schickte sie ihn gedemütigt fort.

VI. [29] Und der Dämon ging und trat beschämt vor Cyprianus hin. Und Cyprianus sprach zu ihm: 'Wo ist die, zu der ich dich gesandt habe? Wie habe ich gewacht, und du bist [so] gekommen?!' [30] Und es sprach zu ihm der Dämon: 'Frage mich nicht! Ich kann es dir doch nicht sagen, [wie es zugegangen ist], — weil ich [nämlich] ein Zeichen erblickte und mich davor fürchtete und umkehrte.' [31] Und es lachte ihn Cyprianus aus und hieſs ihn gehen; und er berief durch seine Zaubereien einen, der stärker war als dieser. Und als ein anderer zu ihm trat, sprach er aufgeblasen zu Cyprianus: [32] 'Ich kenne schon deine Lage und die Schwachheit meines Genossen, und darum sende mich! Ich werde schon deine Trauer heben. [33] Nimm dieses Medikament und wirf es [rings] um ihr Haus, während ich zu ihr hingehen will.' Und Cyprianus nahm das Medikament und machte damit, was ihm der Dämon befohlen hatte. [34] Hier-

[q] mein Herr + *s*. — [r] und deinem Einzigen, deinem Sohne *sb*. — [s] > *sb*. — [t] denn dich liebt sie *sb*. — [u] dich habe ich lieb gewonnen, Vater *s*; nach dir sehne ich mich *b*. — [v] mein (unser *b*) Herr Jesus Christus + *sb*. — [w] dein Licht *s*. — [x] Doch + *sb*. — [y] versprochen habe *sb*. — [z] Doch + *sb*. — [a] Bösen *b*. — [b] mir *sb*. — [c] ihren Leib *s*. — [d] und schickte ihn schimpfend fort + *sb*. — [e] > *sb*. — [f] er *s*. — [g] Und ich wachte [doch]; und du bist [so] heruntergekommen (d. i. kraftlos geworden)! *sb*. — [h] denn etc. *sb*. — [i] als *sb*. — [k] > *sb*.

Cyprianus: [82] 'Ich kenne deinen Auftrag, [l] auch die Kraftlosigkeit des früheren. [m] Sende mich, mein Vater,[1] daſs ich deinen Willen ausführe.' [83] Und Cyprianus spricht zu ihm: 'Nimm [n] diese Arznei und schütte sie auſserhalb des Hauses der Jungfrau aus; und [dann] werde ich kommen und sie überreden.' [84] Und als der Dämon an den Ort gekommen war, von dem Cyprianus ihm gesagt hatte, da stand die [o] Magd Gottes 255 aber da, * um zu beten um die sechste Stunde der Nacht [p], indem sie also sprach: [85] 'Um Mitternacht bin ich aufgestanden, um dich zu preisen ob deiner gerechten Gerichte, [86] Gott des Alls, [q] Herr der oberen und unteren [Wesen] [q], der du zu Schanden gemacht hast den Satan [r] durch deine Kraft und hast ihn erniedrigt unter die Füſse deiner Schüler. [r] Möchte doch die Wahrheit deiner Erbarmung bei mir bleiben, [s] o Gott, [87] der du das Opfer Abrahams [t] angenommen hast [u] und erhört das Gebet Daniels [u], und der du [v] dich nach Babel gewendet [v] und den Drachen getötet hast [w] und [so] den Babyloniern die Erkenntnis [x] deiner Gottheit kundgetan hast, [y] Gott, auf ging der Dämon hinein zu der Jungfrau und berührte sie; und sie betete in der sechsten Stunde von der Nacht, indem sie sprach: [85] 'Um Mitternacht stehe ich da, um dir zu danken wegen deiner gerechten Urteilssprüche.' Und nachdem sie die Schlechtigkeit des Verruchten bemerkt hatte, erhob sie ihre Hände in die Höhe, indem sie sprach: [86] 'O du Gott des Alls und Herr des Erbarmens! O du Hüter der Strömung der Luft und dessen, was seinen Wirkungskreis oben hat, und der du den Drachen unter die Erde hingeschreckt hast; der du den [listigen] Teufel zu Schanden gemacht [87] und das Opfer Abrahams für groſs angesehen hast; der du nach Babel gegangen bist und den Drachen getötet hast; der du durch den gläubigen Daniel das Volk von Babel deine Kenntnis gelehrt hast; der du durch deinen geliebten Sohn alle Dinge zusammengewebt hast und hast hell gemacht, was * vordem finster war; 72 der du, o mein wohlgeneigter Herr, mich nicht preisgeben wirst dem Gelächter des Feindes und seiner Schadenfreude über mich. [88] Sondern behüte meine Glieder in Keuschheit und behüte die Lampe

---

[l] und + *sb.* — [m] Darum *sb.*

[1] Der griechische Text hat dafür: 'Darum sandte mich mein Vater', womit die weitere Abweichung zusammenhängt, daſs es im griech. Texte weiter heiſst: 'So nimm nun das Gift, sprenge es rings um ihr Haus, und ich will kommen und sie überreden. Cyprianus aber nahm das Gift und tat, wie ihm der Dämon befohlen hatte.'

[n] dir + *s.* — [o] heilige + *sb.* — [p] und brachte ihr Gebet Gotte dar + *sb.* — [q] Herr (und Herr *b*) des Erbarmens, Gesetz der Himmlischen und [Gegenstand der] Furcht für die Irdischen *sb.* — [r] und hast ihn unter unsere Füſse gestoſsen. Ja, mein Herr! *sb.* — [s] > *sb.* — [t] für groſs angesehen hast *sb.* — [u] > *sb.* — [v] den Bel zerstört hast *sb.* — [w] durch die Hand deines Knechtes Daniel + *sb.* — [x] mein Herr + *sb.* — [y] > *sb.*

der du durch deinen eingeborenen Sohn unseren Herrn Jesus Christus alles geordnet [z] und alles, was in Dunkelheit verborgen ist, ans Licht hervorgebracht hast, [a] auch die Toten [a] lebendig gemacht hast [b], — und nun, mein Herr, in der Fülle deiner Güte wende dich, Allerbarmer [c], nicht von mir ab, [38] sondern bewahre [d] meine Seele und meinen Leib [d] 256 für * deine Heiligkeit, [e] auch [e] die Lampe meiner Jungfräulichkeit bewahre, daſs sie nicht verlösche, damit ich hineingehe mit dem Bräutigam Christus in seine Kammer und [f] ihm meine Jungfrauschaft hingebe in Reinheit und Heiligkeit [f]!'

VII. [39] Der Dämon aber ging beschämt [g] von ihr weg [g] und zeigte sich dem Cyprianus; und es hob [h] Cyprianus an und sprach zu ihm: 'Wo ist die, um derentwillen du ausgesandt worden bist?' [r] Er antwortete und sprach zu ihm: 'Ich kann es dir nicht sagen; denn ich sah irgend ein Zeichen und fürchtete mich und floh davon.' [40] Hierauf berief Cyprianus den, von dem er wähnte, daſs er [s] unter ihnen [s] der Stärkste sei, [t] der der Vater der Dämonen war; und er sprach zu ihm: 'Was ist das für eine Kraftlosigkeit, daſs dein [u] Heer [v] besiegt worden ist?' [41] Es antwortete [w] und sprach

meiner Jungfräulichkeit unausgelöscht, damit ich in deine Kammer [mit] hineintreten und deinen heiligen Namen in allen seinen Eigenschaften preisen darf, Vater und Sohn und heiligen Geist bis in alle Ewigkeit. Amen!' Und als sie ihr demütiges Flehen vollendet hatte, fuhr sie den Dämon an und brachte ihn höhnend zum Entweichen.

VII. [39] Und er ging und trat vor Cyprianus, und er sprach zu ihm: 'Und wo ist die, zu der ich dich geschickt habe?' Und der Dämon sprach: 'Ich bin besiegt worden, ohne daſs ich im stande bin, es dir zu sagen [, wie es zugegangen ist]. Ich sah ein furchtbares Zeichen und kam in Angst und Zittern.' Da lachte er ihn aus und lieſs ihn gehen. [40] Und nun rief Cyprianus den Obersten der Dämonen herbei und den allermächtigsten von ihnen. Und als er gekommen war, sprach er zu ihm: 'Was ist das für ein Betrug und für eine Erbärmlichkeit, da ich doch sehe, daſs deine Macht in ihrem ganzen Umfange bereits besiegt worden ist?' [41] Und der Satan sprach zu ihm: 'Ich will es dir jetzt versprechen; so sei denn bereit!' Und Cyprianus sprach zu ihm: 'Beschreibe mir zuvor die Merkmale deiner Tapferkeit und das Kennzeichen deines Sieges,

---

[z] der du *sb.* — [a] und die, die gestorben (waren + *b*) *sb.* — [b] der die Armen reich macht und läſst sie von seinen Gütern, die nie aufhören, satt werden und macht lebendig (du machst lebendig *b*) die, die dem Tode überliefert waren + *sb.* — [c] und heiliger König + *sb.* — [d] meine Glieder *sb.* — [e] und, mein Herr *sb.* — [f] rein ihm hingebe das Pfand (παραθήκη), das du mir gegeben hattest, Herr (+ *b*), durch deinen Christus, durch dessen Vermittelung (wörtl. 'Hand') du gepriesen werdest in Ewigkeit der Ewigkeiten *sb.* — [g] > *sb.* — [h] er *sb.* — [r] Der Dämon *sb.* — [s] > *sb.* — [t] und + *b.* — [u] ganzes + *sb.* — [v] schon + *b.* — [w] der Dämon + *sb.*

[x] zu ihm der Dämon [x]: 'Ich werde sie dir bringen; jetzt sei [y] bereit!' [42] Es antwortete Cyprianus und sprach zu ihm: [z] 'Ich lasse sie in heftiges Fieber sechs Tage 257 verfallen[z], und um * Mitternacht werde ich sie dir gefügig machen.'

VIII. [43] Und der Dämon ging fort und erschien der [a] Jungfrau in Gestalt einer [b] anderen Jungfrau, und er ging hinein und setzte sich auf das Bett, als ob er ein Frauenzimmer wäre; und [dann] begann der Böse zu der Magd Gottes in reuiger Haltung zu sagen: [44] 'Ich bitte dich, Magd Gottes, nimm mich auf, dafs ich bei dir sein kann; [c] Christus dein Herr hat mich gesandt [c] zu dir; denn auch ich bin eine Jungfrau gleich wie du, [d] und zeige mir [d], was der [e] Kampf der Jungfrauschaft [zu bedeuten hat] oder welchen Lohn die haben, die sie bewahren in Reinheit. Denn gar sehr sehe ich dich durch [f] den Kampf mitgenommen.' [45] Die heilige Jungfrau aber, die Magd Gottes, antwortete und spricht zu ihr: 'Den Lohn der Jungfrauschaft um Christi willen kann nicht der Mund eines Menschen schildern, weil ihr Lohn sehr grofs ist. Denn Gott verheifst denen, die ihn lieben und ihre Jungfräulichkeit bewahren, etwas, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist. Wer [g]

dafs ich dir glauben kann?' Und er sprach zu ihm: 'Als ich gegen Gott rebelliert hatte, wurde [mir] der Himmel versperrt, und ich wurde aus dem Hochsitze der Engel vertrieben; und ich berückte die Eva und beraubte den Adam der Lustgefilde des [Paradieses]-gartens; und ich lehrte den Kain, dafs er den Abel töten sollte, und veranlafste das Volk der Israeliten, dafs sie das Götzenbild verehrten. Und ich brachte die Auflehnung zur vollen Ausbildung und lehrte den Unglauben; und ich zerstörte die Städte von Grund aus und machte die Mauern dem Erdboden gleich, und ich rifs die Wohnungen nieder; und ich bewirkte, dafs Christus gekreuzigt wurde; und ich liefs Mose's meuternde Genossen in die Erde sinken, und ich lehrte Zauberei und Rebellion; und alle diese Taten habe ich getan. Und wie kannst du wähnen, dafs mir der Mut fehle? [42] Ich will [also] hingehen, und dann will ich sie durch verschiedenartige Fieberhitze aufregen und ihren Verstand erschüttern. Und sei du bereit!'

VIII. [43] Und nach Mitternacht wandelte sich der Satan in die Gestalt einer Jungfrau, und er trat [nun] wirklich an das Haus der Jungfrau heran und klopfte an die Tür und trat ein; und er setzte sich zu dem heiligen Mädchen und fing an zu ihr zu

---

[x] > *sb.* — [y] nur + *b.* — [z] Ich reibe sie auf durch ein heftiges Fieber und stelle mich zu ihr hin sechs (> *s*; wohl nur durch irrtümliche Wiederholung des Wortes 'Fieber' entstanden) Tage *sb.* — [a] heiligen + *sb.* — [b] > *sb.* — [c] weil ich von Christus, deinem (meinem *b*) Herrn, gesandt worden bin *sb.* — [d] darum, meine Schwester, sage *sb.* — [e] Lohn *b.* — [f] die Enthaltsamkeit *sb.* — [g] also + *b.*

kann die Seligkeiten erfassen, die Gott denen verheißt, die ihn lieben und ihre Jungfräulichkeit 258 bewahren * in Reinheit [h]. Der Kampf der Jungfräulichkeit in dieser Welt währet geringe Zeit; denn [i] die Seligkeiten, die für sie aufbewahrt sind in jener Welt, vergehen nicht, lösen sich auch nicht auf [i].' 46 Der böse Dämon aber fing an, mit der Magd Gottes mit Hinterlist zu reden, [k] indem er zu ihr sprach [k]: 47 'Siehe, ich habe gehört, daß Eva im Paradiese Jungfrau und nicht verheiratet worden war; und als Adam sie erkannt hatte und sie Kinder gebar, empfing sie die Erkenntnis des Guten und des Bösen (plur.); und um ihretwegen wurde die [l] Welt (= Menschheit?) geboren und kam es zu der Aufeinanderfolge der [m] Geschlechter und Generationen [m].' 48 Die heilige Jungfrau aber, als sie dies hörte, stand auf, um wegen der Worte des Hinterlistigen [n] zu beten; und der verfluchte Dämon heftete sich an ihre Sohlen [o], ob er vielleicht Gelegenheit fände, sie zu fangen. Die [p] Selige aber, die Magd Gottes, [q] erkannte die Hinterlist des [r] Satans und geriet in große Unruhe [r], weil sie [s] begriff, daß es der [t] Verführer sei; 49 und sie wandte sich eiligst zum Gebete [u] vor Gott und bekreuzte sich mit dem Zeichen des Kreuzes. 259 Und sie hauchte * den Dämon

sprechen: 44 'Ich weiß wohl, daß du in vielerlei Gemütsbewegung hineingeraten bist; und ich bin gekommen, dich zu fragen. Denn ich weiß wohl, was es mit dir für eine Bewandtnis hat und was dein jungfräulicher Lebenswandel zu bedeuten hat und was dir infolge der um ihretwillen schlaflos verbrachten Nächte zu teil wird; denn ich sehe, daß du sehr niedergeschlagen bist.' 45 Da sprach die heilige Jungfrau: 'Die Vergeltung für sie (die Jungfräulichkeit) ist reich, und der Kampf um sie ist leicht!' 46 Da sprach der Satan: 'Hat es nicht mit ihm folgende Bewandtnis? — Denn ich hatte allerdings diesen * Lebenswandel erwählt, wie du ja wahrnimmst, seit meinen Jugendjahren; und ich habe schon viele Bücher studiert, und sie alle sagen, daß niemand anders sündigt als Gott allein. Und in Rücksicht hierauf habe ich mich mit der Welt näher eingelassen, ohne daß mein Lebenswandel [deshalb] Abbruch erlitten hätte. 47 Denn Eva war [Jungfrau] im Paradiese; und nachdem sie zu Willen war und tat, was sie tat, da gelangte sie zur Erkenntnis der schönen Dinge [1] und der ganzen Welt.' 48 Und als der Satan dies gesagt hatte,

[1] Nach den anderen Texten ist vielmehr hinter 'und die ganze Welt' das Prädikat ausgefallen.

[h] ohne Befleckung. Denn + *sb.* — [i] die Seligkeit jener Welt für die (eig. 'der') Gerechten ist unvergänglich und unauflöslich. — [k] und sprach zu ihr *s.* — [l] das Volk (= die Menschheit?) *s.* — [m] Kreaturen *sb.* — [n] zum Gebet zu gehen *b.* — [o] und ging heraus mit ihr (zum Gebetshause + *s*) + *sb.* — [p] Heilige *b.* — [q] es wurde ihr bewußt *b.* — [r] Feindes *sb.* — [s] erkannte *sb.* — [t] schlimme + *sb.* — [u] zu *sb.*

durch die Kraft [v] Jesu Christi an, und er floh beschämt von der Magd Gottes; und er ging betrübt zu dem, der ihn ausgesandt hatte. 50 Die Heilige aber [w] stärkte sich in der Stärke Christi [x] und ruhte aus von der Peinigung durch den Hinterlistigen, und sie pries Gott, [y] daſs er ihr im Kampfe geholfen habe [y]. Und sogleich verlieſs sie das Fieber. 51 Und sie fing an zu sagen [z]: 52 Preis sei dir, Christus, der die [a] stärkt, die zu ihm ihre Zuflucht nehmen, und leuchten läſst [b] seine [c] herrlichen Strahlen denen, die [d] blind sind infolge der Finsternis des Bösen. 53 Du, o Herr, [e] in deiner groſsen Gnade [f] gib mich nicht preis, daſs ich nicht besiegt werde von dem, dem Rechtlichkeit fern ist, sondern hilf deiner Magd, die auf dich hofft. Denn mein Fleisch ist eingeschrumpft wegen der Furcht vor dir und wegen deiner Gerichte, vor denen ich mich fürchte [g]. Gib Lobpreis deinem heiligen Namen, daſs [h] meine Hasser [es] sehen und [i] zu Schanden werden, da du, o Herr, mir geholfen und mich getröstet hast durch deine dreifältige Kraft. [i]

IX. 54 Der Dämon aber ging fort und erschien dem Zauberer Cyprianus, * [k] und er antwortete und sprach zu ihm: 'Auch ich bin [l] wiederum besiegt worden von einem einzigen schwachen

260

wurde die Jungfrau ungeduldig, und es schüttelte sie Erschauern und Hitze, und ihr Bewuſstsein schwand ihr; und sie erhob sich, indem sie dem folgte, der sie angeredet hatte, ohne den zu kennen, der sie [so] getäuscht hatte, und sie ertappte den Satan, der vor ihr hergegangen war. 49 Und nachdem sie sich [dann] entschlossen hatte, aus der Tür des Hauses herausgehen, besiegelte sie sich mit dem Zeichen des Kreuzes; und der Satan sprang auf wie jemand, der vor Schwerthieben aufspringt. 50 Und nachdem die Heilige gesehen hatte, was geschehen war, zeichnete sie wiederum das Zeichen des Kreuzes. Und der Satan entwich in Schimpf und Schande. — Darauf erholte sie sich ein wenig, indem sie sprach: 'Weh mir! Da doch wenig fehlte, daſs meine Sünden aufgerüttelt worden wären und ich [dann] in der Hölle hätte wohnen müssen.' Hierauf kehrte sie zurück und schloſs die Tür zu und salbte mit ihren Händen ihre Augen; und der Schüttelfrost und die Hitze wichen, und sie ward [wieder] gesund. 51 Da erhob sie ihre Hände zum Himmel, und sie sprach, indem sie unter Tränen zu unserem Gotte dem Segenspender betete: 52 'Dir sei Lob, o Christus unser Gott, dieweil du die Hilfe deines Schwertes gesandt und

---

[v] > *sb*. — [w] ermutigte sich. — [x] und er floh beschämt vor der Magd Gottes + *b*. — [y] > *sb*. — [z] also + *sb*. — [a] errettet *s*. — [b] und seine Knechte gemäſs (hin zu *b*?) dem Willen seines Vaters leitet; er, der hat leuchten lassen *sb*. — [c] hellen *sb*. — [d] erblindet waren *sb*. — [e] unser Herr Jesus Christus + *sb*. — [f] und Huld + *sb*. — [g] sondern (und *b*) in deiner Gnade sei mir gnädig + *sb*. — [h] die irrenden Heiden (wörtl. 'Völker') *sb*. — [i] und preisen deine Dreiheit, Vater und Sohn und heiligen Geist in alle Ewigkeit. Amen! *sb*. — [k] > *b*. — [l] > *sb*.

Weibe.' [55] Es antwortete Cyprianus und sprach [m]: 'Wo ist deine Siegeskraft? Sage es mir!' [56] Es antwortete der Dämon [n] und sprach zu ihm: 'Frage mich nicht, weil ich es dir nicht sagen kann; denn ich habe ein Zeichen gesehen und [o] geriet in Unruhe und floh davor. Wenn du aber willst, daſs ich dir die Wahrheit sage, so schwöre mir [p], und ich sage es dir.' [57] Es antwortete Cyprianus und sprach zu ihm: 'Bei wem soll ich dir denn schwören?' Der Dämon sprach [q]: 'Schwöre mir [q] bei meiner groſsen Kraft, die bei mir immerwährend ist!' [58] Cyprianus sprach [r] zu ihm [r]: 'Nein, bei deiner groſsen Kraft! ich lasse nicht von dir.' [59] [s] Und der Dämon faſste Vertrauen [t] und sprach zu ihm: 'Ich sah das Zeichen dessen, der gekreuzigt worden ist, und ich geriet in Unruhe, auch fürchtete ich mich, und floh davor.' [60] Cyprianus sprach [u] zu ihm: 'Der also, der gekreuzigt worden ist, ist gröſser als du?!' [61] Der Dämon spricht: [v] 'Habe Geduld und [v] höre mich, und ich will dir die Wahrheit sagen. Jeder, der [w] raubt und betrügt [x], hängt uns an und wird unser Genosse [y] an jenem schrecklichen Orte; [62] [z] denn die Pein ist bitter, denn sie machen Eisen glühend und legen es [so] auf die Glieder [a] der Männer und auch der Weiber; 261 und so wird er * durch die grausame Glut gepeinigt vor dem den kämpfenden Feind geschlagen hast; dir sei Preis, o Herr Christus mein Gott, du Licht der Welt, das meine Pupille, meine Naturanlage, erleuchtete, die der Satan, mein Feind, verdunkelt hatte; dir sei Lob, o Christus, mein Gott, du Auge, das nicht schlummert, sondern erbarmend schaut auf alle die, die auf dich trauen! Jetzt habe ich erfahren, daſs deine Rechte mir geholfen und mich heraufgezogen hat aus dem Brunnen des Elends und aus der Tiefe des Schlammes. Ich danke dir, o du Freund des Menschengeschlechts, daſs du meine Niedrigkeit nicht unbeachtet gelassen hast, sondern mich beschützt hast durch deine Macht, die aller Dinge mächtig ist, wenn der Fremde [auch schon] über jemanden Gewalt gewonnen hat. O Herr! präge die Furcht vor dir meinem Fleische ein, [53] und in deiner Gerechtigkeit erbarme dich meiner, und verleihe deinem Namen, o Herr, Lobpreisung!'

IX. [54] Da trat der Satan in Schimpf und Schande vor Cyprianus hin; [55] und Cyprianus sprach zu ihm: 'Was ist das für eine Sache, du arger Prahlhans, der es fertig bringt, die Erde und das Meer vergehen zu lassen! Es hat dich eine einzige Jungfrau besiegt, * derart, daſs ich sehe, daſs deine Macht nichts zu bedeuten hat.' [56] Es antwortete ihm der Satan: 'Es ist mir nicht mög-

[m] zu ihm: Und + *sb.* — [n] aber + *b.* — [o] fürchtete mich *b.* — [p] daſs du nicht von mir weggehen wirst + *s.* — [q] zu ihm: Schwöre *b.* — [r] > *sb.* — [s] Aber *sb.* — [t] zu ihm + *sb.* — [u] > *b.* — [v] > *sb.* — [w] sündigt *b.* — [x] hier, dieser + *sb.* — [y] dort aber + *sb.* — [z] > *sb.* — [a] des Mannes oder Weibes *sb.*

Richterstuhle dessen, der gekreuzigt worden ist; und auch die Engel bedrängen sie in Grausamkeit.' [63] Cyprianus spricht [b]: 'Auch ich will also ein Freund dessen sein, der gekreuzigt worden ist, daſs nicht auch ich dem grausamen Gerichte anheimfalle.' [64] Der Dämon spricht: 'Und hast du nicht mir geschworen [c] bei meiner groſsen Kraft, [c] daſs du nicht [d] lügst.' — Cyprianus sprach: 'Bei wem habe ich dir geschworen und gelogen?' — Der Dämon spricht: 'Bei meiner groſsen Kraft!' — [65] Cyprianus sagte: 'Dich miſsachte ich, und deine [e] groſse Kraft verachte ich. Denn in dieser Nacht vertraue ich, daſs — indem ich zu dem Gebet und zu dem Flehen [f] der Jungfrau [f] meine Zuflucht nehme und [g] flehe in der [g] Kraft des Kreuzes — [h] auch durch dasselbe [h] deine ganze lügnerische Kraft erniedrigt wird. Denn auch ich bekreuzige mich mit dem Kreuze und verleugne dich [i] und deine ganze Kraft [i].' [66] Und als er so gesprochen hatte, bekreuzigte er sich mit dem Zeichen unseres Erlösers und sprach: 'Preis sei dir, Christus, unbesiegte Kraft!' und sogleich floh der Satan. — Und es sprach Cyprianus: 'Von jetzt an glaube ich an Christus, * [k] und er entreiſst mich der ganzen Kraft des Bösen.' Der Dämon aber ging beschämt davon.

X. [67] Cyprianus aber nahm seine Zaubertabellen und lud sie seinen vier Hausgenossen auf;

lich, es dir zu sagen; [ich wurde besiegt,] weil ich das furchtbare Zeichen gesehen habe; da geriet ich in Angst und muſste mich [schlieſslich] zurückziehen. Und wenn du es [durchaus] erfahren willst, so schwöre mir; und ich will es dir sagen.' [57] Es sprach Cyprianus zu ihm: 'Bei wem soll ich dir schwören?' Er sprach zu ihm: 'Bei den starken Gewalten, die in mir dauernd wohnen! Nicht sollst du einen anderen an meine Stelle setzen.' [58] Da sprach Cyprianus zu ihm: 'Und sind in Wahrheit die festen Gewalten in dir? [So] will ich nicht einen anderen an deine Stelle setzen.' [59] Und nachdem der Satan an seine rechte Seite getreten war, sprach er: 'Ich sah das Zeichen des Gekreuzigten, und ich fürchtete mich davor und zog mich zurück.' [60] Da sprach zu ihm Cyprianus: 'So ist der Gekreuzigte gröſser als du?' [61] Es antwortete der Satan: 'Ja; dazu kommt, daſs allen denen, welche wir hier verführen, und die unsere Werke tun, [62] glühend gemachte Halseisen auf ihre Hälse gelegt werden; und die Engel des Gekreuzigten führen sie in diesem Zustande, bis daſs sie stehen vor seinem [Richter]stuhle.' [63] Da sprach Cyprianus zu dem Satan: 'Da bin ich allerdings begierig, ein Freund des Gekreuzigten zu werden, damit ich nicht schlieſslich in diese harte Strafe verfalle.' [64] Und es sprach zu ihm der Satan: 'So willst du mich im Stiche

---

[b] zu ihm + *s*. — [c] > *b*. — [d] mich belügst *b*. — [e] > *sb*. — [f] > *b*. — [g] verehre die *s*. — [h] durch welches *sb*. — [i] > *sb*. — [k] daſs *sb*.

und so ging er hin zum Gotteshause und fiel vor den Füſsen des [l] Priesters [m] Euthymius nieder und sprach [n] zu ihm: [68] 'Gesegneter Knecht Gottes! [o] Ich bitte dich: ich will ein Verehrer Gottes und unseres Herrn Jesus Christus sein und eingezeichnet werden [p] in das Buch [q] der Gläubigen [q], die ihn verehren.' [69] Der [r] Priester Euthymius aber wähnte, er könnte auch die, die in der Kirche waren, betrügen wollen, und der Heilige sprach zu Cyprianus: [70] 'Es ist genug, daſs du viel Volks drauſsen verführt hast. Schone deiner selbst und komme nicht trügerischerweise in die Kirche Gottes; denn die Kraft Christi läſst sich nicht besiegen.' [71] Es antwortete Cyprianus und sprach: 'In Wahrheit weiſs auch ich, mein Herr, daſs er unbesiegbar ist. Denn in dieser Nacht habe ich [s] Dämonen gegen die heilige Jungfrau Justa gesandt, und durch ihr Gebet und durch ihre Liebe zu Christus hat sie sie besiegt. [72] Aber nimm meine Zauberbücher, mit denen 263 ich alles * Böse verrichtet habe [t], und verbrenne sie mit Feuer. Und erbarme dich meiner, und [u] ich will zu der Herde Christi gehören.' [73] Der heilige [v] Euthymius aber, als er dies von [w] jenem Zauberer hörte, nahm seine Tabellen und verbrannte sie mit Feuer; [x] und er segnete ihn und [y] fing an, zu ihm zu sprechen: [z] 'Sei beständig [z] im Gotteshause

lassen, nachdem du mir doch geschworen hast?' [65] Cyprianus sprach: 'Ich lasse dich fahren, und ich fürchte mich nicht vor deinen Kräften, da ich ja in dieser Nacht durch die Gebete und Bitten der heiligen Jungfrau zu der Gewiſsheit gekommen bin, daſs kein anderer Gott ist auſser Jesus Christus der Gekreuzigte, vor dessen Kreuze eure Kräfte nicht standzuhalten vermögen. So will ich mich denn bekreuzigen und will mich von dir trennen und mich mit ihm ins Einvernehmen setzen.' [66] Und als er dies geredet hatte, bekreuzigte er sich, indem er sprach: 'Dir sei Lob, o Christus Gott, der du dich nicht von deiner Herde abwendest. Entweiche, o Satan! denn siehe, ich will meinem Christus anhangen.'

X. [67] Und sogleich lieſs er sich seine Zauberbücher reichen und übergab sie einigen Jünglingen; und er ging zum Tempel, hin zu dem seligen Bischof Anthimus, und er verneigte sich vor ihm, indem er sprach: [68] 'O du gerechter Knecht Gottes! Ich glaube, daſs dem himmlischen Gotte das Heer angehört; so bringe mich zu der Heerschar Christi!' [69] Der Bischof aber wähnte, er sei [nur] gekommen, um die Brüder, die hier waren, zu verzaubern. Und er sprach zu ihm: [70] 'O Cyprianus! Die, die auſserhalb der Kirche sind und die dir anhangen,

---

[l] heiligen *sb.* — [m] Anthimos *s*; Euthymius des Bischofs *b.* — [n] so (zu ihm + *b*) *sb.* — [o] Auch ich *sb.* — [p] von unserem Herrn + *s.* — [q] derjenigen *sb.* — [r] heilige Anthimos *sb.* — [s] verfluchte (?) + *s.* — [t] mein Herr + *sb.* — [u] auch + *sb.* — [v] > *s.* — [w] dem *sb.* — [x] ihn aber segnete er *sb.* — [y] sprach *b.* — [z] Halte dich nun, mein Sohn, immer auf *sb.*

zurzeit des Gebets!' 74 Cyprianus aber ging in Freuden zu seinem Hause, und alle Götzen, die er hatte[a], zertrümmerte er, und die ganze Nacht schlug er mit seinen Händen auf sein Gesicht und auf seine Brust, und er sprach[b]: 75 'Ich wagte es, deiner Kraft, [c] mein Herr Jesus Christus, entgegenzutreten durch alles das Böse, was ich getan habe. Und wie [d] kann ich dich segnen mit [e] dem Munde, mit dem ich [einst] die Menschen verfluchte, die [f] deinen Namen anriefen?' 76 Und er warf Staub auf sein Haupt und warf [g] sein Angesicht [g] auf die Erde [h] und weinte [h] bis an den siebenten Tag.

XI. 77 [i] Und nach sieben Tagen stand er früh an dem [k] Morgen auf, der den grofsen Sabbat einleitet, und ging zum Gotteshause, 264 * und als er auf dem Wege dahinging, [l] sprach er im Gebete: 78 'Christus, ein Helfer derer, die ihn in Wahrheit anrufen, wenn ich wert bin, dein Knecht zu sein, so zeige mir irgend [m] eine Stelle, wenn ich in dein heiliges Haus hineingehe, [n] o mein Herr[n]! und dafs ich hören kann [o] aus der [o] Vorlesung [p] der heiligen Schriften, dafs du mich angenommen hast.' 79 [q] Und als er ging [q] in das Gotteshaus, [r] hörte er den [s] Psalmsänger, welcher [t] sprach: 'Du hast es gesehen, Gott! schweige nicht, und [u] du, o Herr, entziehe dich

mögen dich auf die Probe stellen, ob du ein treuer Anhänger der Kirche Christi werden willst.' 71 Und es sprach Cyprianus: 'Ich bin allerdings der Gewifsheit, * dafs Christus nicht besiegt werden kann, und er hat es bewiesen dadurch, dafs der Satan entweichen mufste und die heilige Justina obsiegte.' 72 Und er sprach zu dem Bischofe: 'Es seien dir eingehändigt diese Bücher, durch die ich einst Zauberei trieb, und verbrenne sie mit Feuer; mir aber sei gnädig!' 73 Und es nahm der Bischof die Bücher und verbrannte sie und segnete ihn und hiefs ihn gehen, indem er sprach: 'Geh demütig zur Kirche!' 74 Und er ging in seine Wohnung, und er zerstampfte alles, was darin war, und warf es auseinander. Und er blieb während der Nacht, indem er bei sich selbst wehklagte und sprach: 75 'Wehe mir Elendem! Wie kann ich es wagen, mich an dem Lobpreise Christi zu beteiligen, da ich doch diese zahlreichen Missetaten getan habe? Und wie kann ich ihn preisen mit meinem Munde, durch den ich viele Menschen verflucht und die unreinen Satane zu Hilfe gerufen habe.' 76 Und er tat Asche auf sein Haupt, indem er sich von Gott Gnade und Vergebung erbat.

XI. 77 Und als die Morgendämmerung nahegekommen war und der grofse Sabbat ange-

[a] in seinem Hause, indem er sie anbetete (?) + *s*. — [b] also + *sb*. — [c] unser *b*. — [d] mein Herr + *sb*. — [e] diesem meinem *sb*. — [f] bei deinem Namen *sb*. — [g] sich *sb*. — [h] schweigend *sb*. — [i] Aber *b*. — [k] grofsen *s*. — [l] betete er und sprach also: *sb*. — [m] ein Zeichen *b*. — [n] > *b*. — [o] die *sb*. — [p] deiner *s*. — [q] Und er ging hinein *sb*. — [r] und + *sb*. — [s] Psalm *sb*. — [t] so + *sb*. — [u] > *sb*.

mir nicht'; und weiter hörte er Jesaia, der da sprach: Siehe, [v] mein Knecht [v] wird einsichtig und wird sich erheben, so daſs viele über ihn staunen werden; [w] und weiter sagte David: 80 Meine Augen kommen den Nachtwachen zuvor, damit ich über dein Wort nachsinne; und weiter sagte Jesaia: 81 Fürchte dich nicht, mein Knecht Jakob und Israel, den ich erwählt habe [w]; und wiederum [x] den Apostel, der gesagt hat: 82 Christus hat uns erkauft vom Fluche des Gesetzes; und wiederum [y] sagte David: 'Wer kann die Wundertaten des Herrn erzählen [z]?' und wiederum das Evangelium, das gesagt hat: 'Jeder, der an mich glaubt, wird nicht zu Grunde gehen, sondern er wird ewiges Leben haben, und weiter, daſs sie [a] verkündigten, daſs jeder, der [a] nicht das Zeichen trüge, hinausgehen solle.' *

265 XII. 83 Cyprianus aber stand auf der Schwelle der Tür, und es sprach zu ihm [b] einer der Diakonen: 'Steh auf, geh hinaus!' 84 [c] Und es antwortete Cyprianus und sprach zu ihm: 'Ich bin ein Knecht Christi; und du sagst zu mir, daſs ich hinausgehen soll?' Und der Diakon sprach zu ihm: 'Du bist [es] noch nicht vollkommen, [d] Cyprianus!' 85 Und Cyprianus sprach zu ihm [d]: 'So wahr Christus lebt, der die Dämonen zu Schanden gemacht und sich [e] meiner und [e] der Jungfrau er-

brochen war, da kam er zur Kirche, indem er sich [vor Gott] demütigte und sprach: 78 'O mein Herr Jesus Christus! Wenn ich gewürdigt bin, von dir vollkommen als Knecht bezeichnet zu werden, so gib mir ein Zeichen, daſs ich es höre in deinem Tempel aus deinen göttlichen Schriften und seine Bedeutung verstehe.' 79 Und bei seinem Eintritt in die Kirche hörte er den Ausspruch des Propheten David: 80 'Meine Augen holten die Nachtwachen ein, um deine Worte zu studieren';[1] und den Propheten Jesaia: Siehe, mein Jüngling wird einsichtig werden;[2] und wiederum David: Siehe, du hast's gesehen, o Herr; so schweige nicht, mein Herr; entferne dich nicht von mir;[3] und nochmals Jesaia: 81 Fürchte dich nicht, Jakob mein Kind und Israel mein Geliebter; siehe ich habe dich erwählt;[4] und den Apostel Paulus: 82 Christus hat sich uns losgekauft von dem Fluche des Gesetzes.[5] Hierauf hörte er die frohe Botschaft des Evangeliums, und nach der Belehrung des Bischofs und nachdem der Diakon es zu den Katechumenen gesagt hatte, gingen sie heim.

XII. 83 Da setzte sich Cyprianus hin, und es sprach zu ihm der Diakon Asterius: 'Geh hinaus vor

[1] Ps. 119, 148. [2] Jes. 52, 13. [3] Ps. 35, 22. [4] Jes. 44, 2. [5] Gal. 3, 13.

[v] er *s*. — [w] > *s*; und weiter einen anderen Psalm, der da sagt etc. *b*. — [x] auch + *s*. — [y] David, der sagte *sb*. — [z] und hören allen seinen Preis (syr. Plur.) + *sb*. — [a] ausrufen, daſs der, welcher (*b* im Plur.) *sb*. — [b] der Diakon Namens Asterius (syr. Asteri) *sb*. — [c] > *sb*. — [d] Cyprianus sprach (zu ihm + *s*) *sb*. — [e] > *b*.

barmt hat, — nicht gehe ich hinaus, bis daſs ich [es] vollkommen bin.' [86] Asterius aber der Diakon ging hin und meldete es dem Bischofe, und der Bischof rief den Cyprianus und wiederholte ihm die Worte [f] der heiligen Schriften [f] und betete [g]; und so [h] taufte er ihn im Namen unseres Herrn Jesus Christus. [87] Und nach acht Tagen wurde er Verkündiger [i] der verborgenen Mysterien. Und [k] als Pfingsten gekommen war [k] und er von der Güte Gottes erfüllt wurde, [88] heilte er Krankheiten und Schmerzen [l] im Namen Jesu Christi [l]. [89] Und ehe noch [m] ein Jahr zu Ende war, ward er Beisitzer des Bischofs; und sechzehn Jahre hatte er den Stuhl * 266 der Heiligkeit inne. [90] Und danach berief der heilige [n] Euthymius [o] die Bischöfe, die rings um ihn herum [amteten], und besprach mit ihnen, was (plur.) der Kirche Gottes [p] zukommt. Und solange er noch am Leben war, gab er [q] ihm den bischöflichen Stuhl. [91] [r] Und wenige Tage danach entschlief der Bischof Euthymius in Christus [s] und überlieſs ihm die Herde Christi; [t] denn der heilige [u] Cyprianus hatte sich viele Verdienste erworben. [92] Und die heilige Justa machte er zur Diakonissin; und viele erleuchtete er, indem er [v] sie allen verderblichen Häresien entriſs, und er fügte hinzu zur [w] Kirche Christi,

die Kirche?' [84] Da sprach zu ihm Cyprianus: 'Ich bin schon ein Knecht Christi geworden, und du willst mich hinausschicken?' Da sprach er zu ihm: 'Du gehörst [noch] nicht zu den vollkommenen Knechten.' [85] Und Cyprianus sprach zu ihm: 'So wahr Christus lebt, der den Satan gebändigt und die Jungfrau gerettet und sich meiner erbarmt hat, siehe, ich gehe nicht heraus, bis daſs ich es vollkommen werde.' [86] Und der Diakon hinterbrachte dem Bischofe seine Rede, da rief ihn der Bischof zu sich und bat ihn, ihm seinen Wunsch vorzulegen, entsprechend dem, daſs das Gesetz dies verlangt, und lieſs ihn [ab]schwören und taufte ihn. [87] Und am * achten Tage ward 76 er geweiht als Verkündiger der Geheimnisse Christi Gottes; und am fünfundzwanzigsten Tage machte er ihn zum Unterdiakon (ὑποδιάκονος), und am fünfzigsten Tage stand er im Range der Diakonen[würde]. [88] Und die Gnade [Gottes] stand ihm immer bei gegen die Satane, und er heilte viele von vielen Krankheiten, und er brachte viele von dem falschen Glauben an die Götzen zurück und brachte sie dahin, daſs sie Christen wurden. [89] Und nachdem ihm [so] ein volles Jahr vergangen war, würdigte ihn der Bischof des [Bei]sitzes und der Erlangung des Ranges des Priestertums. [90] Hierauf berief der

[f] des Gesetzes und aus dem Neuen Testamente und aus dem Alten *sb*. — [g] über ihm + *b*. — [h] nahm er und taufte *sb*. — [i] der Wahrheit und Lehrer + *sb*. — [k] während noch Pfingsten war, wurde er Diakon; (und er wurde etc.) *sb*. — [l] > *s*. — [m] das *sb*. — [n] Anthimus *sb*. — [o] der Bischof + *b*. — [p] zuträglich sei *sb*. — [q] dem Cyprianus *b*. — [r] aber *s*. — [s] in Frieden + *sb*. — [t] > *s*. — [u] Herr + *s*. — [v] > *sb* (fälschlich). — [w] Herde *sb*.

indem er die Worte der Propheten [x] überlieferte, auch die Befehle unseres Herrn erfüllte [x].

selige Anthimus seine Bischöfe, die um seine Stadt herum [im Amte standen], und er legte ihnen seine Angelegenheiten dar, und er trat ihm im ganzen Umfange sein Bistum und seinen Thron ab. [91] Und nach wenigen Tagen vollendete der Bischof Anthimus seinen Lebenslauf, und er überliefs ihm seine Herde, indem sie ihn zum Bischof machten. Und nach seiner Einsetzung sandte er zur seligen Justina, dafs sie zu ihm kommen solle, indem er sehnlichst wünschte, dafs seine Anordnungen durch sie bei den Leuten bestätigt und durchgeführt würden. Und nachdem die Selige gekommen war, erzählte er ihr alles, was ihm begegnet war; und als das Volk es hörte, dankten sie Gott, dem Veranstalter von staunenerregenden, herrlichen Wundertaten. [92] Und Cyprianus betete über ihr und setzte sie ein als Oberin der Nonnen, und er übergab ihr die Menge der Jungfrauen, die in der Lebensweise Christi ihr Leben zu führen gedachten. Und der heilige Cyprianus weidete unterdessen die Herde Christi in Sorgsamkeit und Furcht Gottes, indem er ohne Unterlafs beklagte, was er in seinem früheren Leben von Schlechtigkeiten getan hatte.

Und als der listige Teufel sah, dafs Cyprianus sich tatsächlich von ihm abgewendet hatte, da ergrimmte er über ihn gar sehr; und der Heilige hatte schon zur Zeit seiner Taufe den Wunsch ge-

[x] erfüllte und die Worte unseres Herrn Jesus Christus, die er von der Einsammlung des Weizens und der Verbrennung des Unkrautes gesagt hat (Matth. 13, 30) *sb*.

hegt, daſs ihm der Herr Macht über die unreinen Geister geben möchte, so daſs, ebenso wie sie in seinem früheren Leben unter seiner Macht gewesen waren, die Gnade Christi sie wiederum vertreiben werde, und daſs Cyprianus die, denen er in der vergangenen Zeit ein Freund gewesen war, [nun] durch die Gnade Christi bekämpfe und vertreibe, entsprechend dem Willen unseres wohlgeneigten Gottes, der daran Gefallen hat, daſs man ihn sich geneigt macht zum Guten, da er doch nicht den Tod des Sünders, der Gott verleugnet, will, entsprechend dem, daſs 'er will, daſs er umkehre und so am Leben bleibe'.[1] Und der selige Cyprianus heilte alle Krankheiten und Wunden und vertrieb die Dämonen, indem er bei sich sagte die Worte des Apostels Paulus: Wo * die Schuld überreich ist, da ist's noch mehr die Gnade.[2] 77

— — —

Indem er sich abmühte [a] um den wahren Glauben, [b] sah er, wie das Volk zerstreut war, und den Wolf, wie er raubte. 93 Der heilige Cyprianus aber [c] lehrte durch Briefe viele aus der Stadt [d]. 94 Der Erzbösewicht aber, [e] der tückische Satan [e], reizte durch 267 [f] Leute des Irrglaubens * dazu auf, daſs sie den Heiligen vor Eutolmius dem Ostgrafen verleumdeten und ihm sagten: 95 'Cy-

Und in diesen Tagen kümmerte sich der König Decius um uns und erhob gegen die Christen ein Wüten in jeglicher Provinz und Landschaft; und er zwang sie, vor den Götzenbildern zu erscheinen. 93 Und der selige Cyprianus hörte nicht auf zu schreiben und [Botschaft] zu senden an die Gläubigen in allen Landstrichen, in-

[1] Ez. 18, 23. [2] Röm. 5, 20.

[a] für *b*. — [b] denn (er sah etc.) *sb*. — [c] ermahnte *sb*. — [d] und befreite viele von der Furcht vor dem verderblichen Wolfe + *sb*. — [e] die giftige (wörtl. 'bittere') Schlange (davor 'und' + *b*) *sb*. — [f] Verehrer der Götzen *sb*.

prianus [g] ist der Lehrer der Christen, [h] und er [h] vernichtet den Ruhm der Götter durch seine [i] vielen Zaubereien mit einer Jungfrau, und er bringt die ganze Schöpfung durch seine Briefe in Aufregung, und [k] Jungfrauen macht er zu Weibern' [k]. [96] Der Graf aber ward mit Zorn erfüllt und befahl [l] den Richtern, daſs sie den [m] Cyprianus [n] und die Jungfrau [n] in Fesseln [o] sorgfältig [überwacht] nach der Stadt Damaskus schaffen und sie vor ihn hinbringen sollten. [97] Und als sie hineingekommen waren [p] vor ihn [p], sprach der Graf zu [q] ihnen: 'Du bist der Lehrer der Christen, der du [r] ehedem viele [s] davon abgebracht hast, die Götter zu preisen, und durch den, der gekreuzigt worden ist, viele verleitet hast, indem du ihn [s] höher stellst als die Götter.' [98] Der heilige Cyprianus aber sagte: [t] 'Warum hast du dich hingegeben [u] dem Hochmute der Bosheit und dem Wahnsinn [u] des Bösen? Denn 268 ich war, wie * du gesagt hast, an [v] den Feind der Redlichkeit [v] gekettet, [w] indem ich der Lehrer der Heiden war [x] und viele durch alle verschiedenen Arten der Sünde tötete [x]. [99] Und als Christ dem er sagte: 'O meine Brüder! Laſst uns nicht ängstlich besorgt sein um dies zeitliche Leben! Und wenn wir dem Tode nicht entrinnen können, so laſst uns um Christi willen sterben, damit wir durch ihn leben; denn "die Besitztümer dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit, die über uns aufgehen soll".[1] Und darum wollen wir nicht [falsche] Rücksicht nehmen auf Wohnung und auf Stellung und auf flüchtigen, vergänglichen Reichtum und nicht auf Kinder und nicht auf die Tränen eines Weibes und nicht auf Besitz, und keines von den vergänglichen Dingen soll uns zum Anstoſs werden, der uns losreiſsen könnte von dem Wandel, der nicht zu Grunde geht. Denn nicht gibt es ein Glück, das erhabener und wunderbarer, und keines, das bei Gott gepriesener ist, als wenn einen von uns mit ein wenig Blut der König der Himmel für sich erkauft. Darum schreibt der selige Paulus, indem er sagt: "Was kann uns trennen von der Liebe Christi? Sorge oder Elend oder Furcht oder Schwert? Siehe, ich bin dessen gewiſs, daſs

[1] Röm. 8, 18.

[g] > *sb.* — [h] > *sb.* — [i] > *b.* — [k] durch die Zeichen, die er tat (tut *b*) *sb.* — [l] allen *sb.* — [m] heiligen + *sb.* — [n] samt der heiligen (Jungfrau + *s*) Justa *sb.* — [o] und + *sb.* — [p] > *sb.* — [q] ihm *b.* — [r] einst *b.* — [s] dazu brachtest [die Götter] zu preisen, jetzt aber durch Zaubereien sie lehrst und verleitest und den Sinn der Menschen aufregst und den, der gekreuzigt worden ist, *b*; davon abgebracht hast, die Götter zu preisen, hauptsächlich durch den, der gekreuzigt worden ist, indem du durch seine vielen Zaubereien das Gehör der Menschen irreführst und ihn (NB. dieser Text ist jedenfalls nicht korrekt überliefert) *s.* — [t] Wie *sb.* — [u] dem Wahnsinn und dem Irrtume *b*; dem Hochmute und Irrtume der Bosheit *s.* — [v] die der Redlichkeit Entfremdeten und ihre Feinde *sb.* — [w] und + *sb.* — [x] habe ich viele getötet und viele dazu gebracht, daſs sie Ehebruch trieben *sb.*

stus [y] mich errettete, auch [y] mir half durch diese Jungfrau, da verliebte sich ein Scholastikus von der Familie der Clidonia [z] in sie, und als er der Magd Gottes nichts Böses antun konnte, indem er sie zur Frau nehmen wollte, 100 da kam er zu mir und bat mich, daſs ich [a] ihm den Freundschaftsdienst erweisen sollte. Ich aber, im Vertrauen auf meine Zauberbücher, sandte Dämonen gegen sie, und durch das Zeichen Christi trieb sie sie in die Flucht, und so [geschah es] sogar mit dreien. 101 Ich sendete auch ihren Obersten, und durch das Bild des Zeichens Christi erniedrigte sie [b] die heilige Jungfrau [b]. Und als ich das sah, was geschehen war, beschwor ich den Dämon, daſs er mir sagen sollte, aus welchem Grunde [c] er die Kraft [d] der Jungfrau nicht überwinden konnte. [e] Und indem der Dämon infolge des [f] Engels Pein litt 269 (eig. brannte),[1] 102 sagte er * mir die ganze Wahrheit, und er sagte weiter zu mir: "Weil ich der Erfinder alles Bösen [g] bin." 103 [h] Und ich überlegte es mir und [i] gab meine Zaubertabellen dem früheren Bischofe, [k] indem [l] alle [l] obrigkeitlichen Personen der Stadt dabei standen, [m] und er verbrannte nicht Leben noch Tod noch [irgend] eine andere Kreatur uns zu trennen vermag von der Liebe, die in Jesus Christus ist,"[1] "um dessen Willen ich alle Dinge für Kehricht zu achten gelernt habe, um Christum zu gewinnen."[2] "So stehet denn nun, meine Brüder, im Glauben, festgewurzelt, unerschütterlich!"[3] Diese Worte und mehr noch als sie schrieb der selige Cyprianus nieder, und er brachte viele Märtyrer zu Gott hin. 94 Und als der listige Teufel, der in der früheren Zeit sein Freund gewesen war, das sah, indem er [nun] sein Widersacher war, so ertrug er es nicht, sondern ging hinein unter die Leute von den Götzendienern, und er reizte sie auf, den seligen Cyprianus zu verklagen. Und sie gingen nach Damaskus hin und verklagten ihn bei Quirinianus, dem Obersten der Stadt, indem sie sagten: 95 'In unserer Gegend ist dieser Mann mit Namen Cyprianus Bischof. Nicht gehorcht er dem Befehle der Könige und verehrt nicht unsere Götter und hört nicht auf, die Götter und die Könige zu verfluchen, und er wünscht durch

[1] Röm. 8, 35 u. 38. [2] Phil. 3, 8. [3] 1 Kor. 16, 13.

y > *sb*. — [z] mit Namen Aglaïdas *sb*. — [a] im Wahnwitze der Freundschaft [es] bewirken sollte (?) *s*; den Wahnwitz der Freundschaft erweisen sollte (?) *b*. — [b] sie *sb*. — [c] sie (... konnten) *s*. — [d] dieser *sb*. — [e] Aber *b*. — [f] heiligen + *b*. — [g] und alles Häſslichen + *sb*. — [h] Ich aber *sb*. — [i] brachte hin *sb*. — [k] und + *sb*. — [l] viele und (auch + *b*) die *sb*. — [m] verbrannte man *s*; verbrannte ich *b*.

[1] So läſst sich nach dem griech. Text ('von Engeln gepeinigt') übersetzen; doch ist es geratener, anzunehmen, daſs der griech. Text sekundär ist, infolge einer Korruption des syr. Textes entstanden, und daſs der ursprüngliche (syrische) Text lautete: 'indem er in Verlegenheit war infolge seiner Sendung (d. h. des Miſserfolges derselben)' etc.

sie mit Feuer. [104] Auch ich bitte dich jetzt, daſs du dich lossagst von dem Wahnwitz der Götzen und in das Gotteshaus kommen und die unbesiegbare Kraft Christi kennen lernen mögest.' [105] Da ergrimmte der Graf [n] über ihn und befahl [n], daſs er aufgehängt und gekämmt werde; [106] auch die heilige Jungfrau befahl er mit neuen [o] Stricken aufs Gesicht zu schlagen, indem sie einander gegenüber hängen sollten. — [p] Und die Jungfrau fing an zu sagen: [107] 'Preis sei dir, wahrer [q] Christus, daſs du mich, die ich [dessen] nicht wert war, zugelassen hast, daſs ich deinen Willen vollführen kann, und [r] daſs ich um deines Namens, der seine Verehrer erhöht, geschlagen werde' [r]. Und als die Henker davon, daſs sie die [s] Selige schlugen, müde geworden waren, * [t] sie aber nur um so mehr [t] Gott lobte, da befahl der Graf, daſs sie von ihr ablassen sollten. Und als Cyprianus gekämmt worden war, fühlte er nichts von dem Kämmen. [108] Es antwortete der Graf und sprach zu ihm: 'Opfere [u], und du wirst [v] den Qualen entgehen und nicht elendiglich sterben.' [109] Der heilige Cyprianus antwortete und sprach zu ihm: 'Warum erhebst du dich über Gott, daſs du dich von ihm lossagst und dem Evangelium Christi dich nicht anschlieſsen willst? Denn mich machst du nicht von dem Wege des Lebens abwendig;

270

seine Zaubereien die Frauen für seinen Glauben zu gewinnen; und er hat bei sich eine Jungfrau, eine Zauberin mit Namen Justina, und beide werden nicht müde, an alle Städte zu schreiben * mit ihren Zauberkünsten, indem sie die Männer und die Weiber verführen.' [96] Und als der Präfekt ihre Rede hörte, ergrimmte er heftig und sandte Soldaten; und diese brachten sie beide nach Damaskus. [97] Und sie traten vor das Angesicht des Stadtpräfekten gefesselt. Da sprach er zu Cyprianus: 'Du bist also Cyprianus, der die Leute verdirbt, so daſs sie uns nicht [mehr] gehorchen, der unsere Götter verflucht, der die Verehrung Jesu des Nazareners, des Gekreuzigten, lehrt.' [98] Da antwortete ihm der Heilige, indem er sprach: 'Ja, ich bin es in Wahrheit! Aber siehe, ich war einstmals in dem gleichen Irrtume und ein Freund deines Vaters des Satans, mehr verhext als ihr; nicht kannte ich den Weg der Wahrheit, sondern ich hielt den Irrtum für Licht. [99] Und als es dem wohlgefiel, der in Wahrheit mein Gott ist, so zeigte er mir den Weg der Wahrheit durch eine herrliche Jungfrau. Das ist die Alte, die du bei mir siehst, in welche sich in ihrer Jugend einer der vornehmsten adeligen Jünglinge verliebt hatte, indem er mit ihr zusammensein wollte. Und nachdem er sich gar sehr abgemüht hatte mit dem, was er er-

ℵ

---

[n] und schäumte vor Zorn und befahl betreffs des Seligen *sb.* — [o] Riemen (wörtl. 'Häute') *sb.* — [p] Die heilige Jungfrau aber sprach also: *sb.* — [q] Gott *sb.* — [r] daſs du mich gewürdigt hast, um deines Namens willen geschlagen zu werden *sb.* — [s] Heilige *sb.* — [t] und sie nur *sb.* — [u] nun + *sb.* — [v] diesen *sb.*

denn ich [w] laufe, dafs ich zu den Himmlischen, die das Königreich ererben, hinkomme, und dafs ich [x] gewürdigt werde durch diese Martern, die du an mich heranbringst, [y] der unvergänglichen Seligkeiten'[y]. [110] Der Graf sprach: [z] 'Und um dieser Qualen willen ererbst du das Himmelreich? Ich werde dir [a] gröfsere als diese zu teil werden lassen.' [111] Und er befahl, ihn zum [b] Gefangenenhause zu [c] führen und die heilige Justa [d] mit ihm; und [d] er befahl, dafs sie [e] sorgsam bewacht werden sollten. Und als sie in das 271 * [f] Gefangenenhaus hineingekommen waren, ward es hell durch die [f] Güte unseres Herrn Jesu Christi [g] ihnen gegenüber [g]. — [112] [h] Und wenige Tage nachher befahl der Graf, dafs man sie vor seinen Richterstuhl bringen sollte [i]; und der Graf hob an und sprach zu den Seligen: 'Täuscht euch nicht durch den Glauben und die Zauberei des sterblichen Mannes und verliert [nicht] euer Leben!' [113] [k] Es antwortete aber Cyprianus und [k] sprach zu ihm: 'Dieser Tod erwirbt denen, die ihn [l] lieben, ewiges Leben.' [114] [m] Da antwortete der Graf von Sinnen und sprach: 'Man soll einen Kessel heizen und Pech und Wachs und Schwefel hineintun und [dann] den [n] Seligen [o] in den Kessel [o], wenn er siedet, hineinwerfen.' [115] Und als sie ihn hinstrebte, und doch seinen Willen nicht erreicht hatte, [100] kam er schliefslich zu mir und gab mir viel Gold und Silber, damit ich durch meine Listen mich ihrer bemächtige. Da rief ich einen Dämon herbei und sandte ihn zu ihr, damit er sie verführe. Und er kehrte beschämt zu mir zurück; und ich sandte einen zweiten, und es ging ihm, wie es dem ersten ergangen war. [101] Da rief ich als dritten ihren Obersten herbei; und nachdem er mit grofser Prahlerei gegangen war, kehrte auch er beschämt zurück. Und als ich ihn fragte, indem ich mich über ihn mokierte: "Wie ist es deinem Eifer und deiner Macht ergangen? Bist du schon schwach geworden?" [102] Da sprach er zu mir: "Ich habe das Zeichen des Gekreuzigten gesehen und habe mich davor gefürchtet und bin davor geflohen." Da sprach ich zu ihm: "So ist also Christus gröfser als du?" Und er sprach: "Ja! Wo seine Kraft ist, ist keiner von uns im stande, an diesen Ort nahe heranzukommen und etwas auszurichten." [103] Und nachdem ich sein Wort gehört und meinen Verstand zusammengenommen hatte, da verfluchte ich ihn, und ich verfluchte seine Kraft und bekreuzigte mich mit der Kraft des Kreuzes. Und ich erhob mich und verbrannte die Zauberbücher; und ich eilte zum

[w] eile *sb.* — [x] wert sei *s.* — [y] ihrer (d. i. der Himmlischen) *b*; > *s.* — [z] > *sb.* — [a] also + *sb.* — [b] Gerichtshause *s.* — [c] bringen und zu + *sb.* — [d] > *sb.* — [e] im Hause des Terentinus bewacht werden sollte *sb.* — [f] Haus hineingekommen war, ward das Haus erfüllt von der (ward das ganze Haus hell durch die *s*) *sb.* — [g] > *sb.* — [h] Aber *sb.* — [i] ; und als sie herbeigekommen waren, da sprach der Graf: *sb.* — [k] Cyprianus aber. — [l] ersehnen *sb.* — [m] Der Graf aber befahl von Sinnen: *sb.* — [n] Heiligen *sb.* — [o] in ihn hinein *b.*

eingetan hatten, nahm er [p] keinen Schaden. [116] Hierauf befahl [q] der Graf [r], die [s] selige Justa [t] zum Kessel herbeizuführen [t]; und als sie herbeigekommen war, flößte der Böse ihr Furcht ein, und sie fing an, sich zu fürchten. Der selige Cyprianus aber schrie und sprach zu ihr: [117] 'Komme, Magd Gottes [u]! Denn [u] du hast mir gezeigt den Weg * des Lebens und hast mir geöffnet die Tür des Himmels und hast mir gezeigt die Herrlichkeit Christi. [v] Du hast dich kräftig gezeigt gegenüber den Dämonen, [w] auch ihren Obersten hast du [x] für nichts geachtet [x] durch die Kraft des Kreuzes [y]. Und wie solltest du dich vor dem Feuer fürchten?' Die Selige aber bekreuzte ihren ganzen Leib und stieg hinan zum Feuerkessel; und die beiden [z] freuten sich und frohlockten [z] inmitten des Kessels wie inmitten [a] erquickenden Taus. [118] [b] Und es antwortete [c] Cyprianus und sprach: 'Preis sei dem Gott in den Höhen und Frieden auf Erden und gute Hoffnung den Menschen, die rechtschaffen [d] und gläubig!' Und er sprach weiter [d]: 'Weil der Satan vom Himmel gefallen ist [e] und von den Füßen aller derer zertreten wird, [e] die an den König Christus [f] unseren Erlöser [f] glauben [g] — denn [g] den Bischof und ließs mich taufen und wurde ein Knecht Christi. [104] Und da du nun diese Worte von mir gehört hast, o Präfekt, so laß diesen Irrtum fahren, der dich umstrickt hat; und da du nun die Wahrheit kennen gelernt hast, so glaube an Christus, der dein Leben an sich nimmt, um dir das ewige Leben zu geben.' [105] Und während noch der Präfekt seine Rede hörte, ward er sehr zornig und befahl, daß sie zusammen ausgestreckt und mit Geißeln von Rinds[leder]riemen geschlagen werden sollten. Hierauf befahl er, daß der Heilige auf ein Schöpfrad gebunden und zugleich mit ihm umgedreht werden sollte, * damit seine Knochen zerrieben würden. [106] Und er trat herzu, um der Jungfrau ins Gesicht zu schlagen; und als ihr dies Schmerz bereitete, sprach sie: [107] 'Ich danke dir, o mein Herr und mein Gott, daß du mich, deine Magd, gewürdigt hast, diese Strafen zu erleiden um deines Namens willen.' Und es banden die Diener den Heiligen auf dem Schöpfrad fest, und sie setzten es in Umlauf; doch nützte ihr Tun nichts, sondern er war, wie wenn man ihm keinerlei Schmerz bereitet hätte, indem er betete. [108] Und es flehte der Präfekt den Heiligen an, indem er sagte: 'Glaube das Sinn-

[p] durch (in?) nichts *sb.* — [q] er *sb.* — [r] wieder + *s.* — [s] heilige *sb.* — [t] herbeizuführen und auch sie zum Kessel heranzubringen *sb.* — [u] (und meine Schwester + *s*), die du etc. *sb.* — [v] die du etc. *sb.* — [w] und + *sb.* — [x] zu nichte (eig. 'wie nichts') gemacht *sb.* — [y] das die stärkt, die danach verlangen + *sb.* [z] waren zufrieden und vergnügt *sb.* — [a] zarten (bezw. 'feuchtfrischen', wenn anders zu lesen) *sb.* — [b] > *sb.* — [c] der selige + *sb.* — [d] > *sb.* — [e] deshalb ist alles in Frieden; denn durch das Wort Christi, der auf der Erde war, wurde der Satan zu Schanden, und seine Kraft ward erniedrigt und ward zum [Gegenstand des] Zertretens für die Menschen *sb.* — [f] > *sb.* — [g] und durch die Kraft des Kreuzes half er seinen Kindern und *sb.*

Bösen und [h] alle, die ihm gehorsamen, hat er in Finsternis * eingeschlossen —, [i] so preise ich dich, den Gott des Alls [k], daſs du uns gewürdigt hast, daſs wir um deines Namens willen Schmach erleiden. [l] Ich bitte dich, unser barmherziger Herr [l], daſs [m] du unser Opfer annehmen mögest [m] zum Wohlgefallen deiner Erhabenheit.' [119] [o] Und der Graf hörte es und lachte und sprach: 'Ich werde euch widerlegen und die [p] ganze Kunst eurer Zaubereien.' [120] Athanasius aber, sein Beisitzer (συγκάϑεδρος), [q] der Freund des Unreinen, sprach zum Grafen: 'Mir möchte deine Hoheit, mein Herr, befehlen, und ich würde [dann] herantreten an das Sieden des Kessels [r] im Namen der Götter und [s] die groſse Kraft Christi besiegen.' [121] Der Graf aber sprach zu ihm: 'Tritt herzu!' und als er an den [t] Kessel herantrat, erhob er seine Stimme und sprach: [122] 'Groſs ist der Gott Zeus und der Vater der Götter [u] Asklepiadus, [v] der den Menschen Gesundheit verleiht!' Und als er an die lohende Feuersglut herangetreten war, fiel er nieder, und alle seine Glieder zerbarsten [w] wie Wachs vor dem Feuer. [123] [x] Den heiligen Cyprianus aber und die Jungfrau [x] bewahrte * die Gnade ohne Schaden, dieweil sie Gott priesen. — Der Graf aber ward belose! Bist du denn nicht schon dumm geworden, wenn du an einen Menschen glaubst, der als Rebell den Tod erlitten hat? Und warum hast du kein Mitleid mit dir selber?' [109] Es sprach zu ihm der Selige: 'O daſs doch meine Dummheit dich verleitete und du glauben würdest an Christus meinen Herrn, der dafür, daſs du [mich] peinigen läſst, mir das Himmelreich geben wird. Aber schon ist dein Verstand verdunkelt, so daſs du es vorziehst, dem Satan deinem Vater zu willfahren.' [110] Und der Erzürnte ward [noch mehr] grimmig; und er sprach zu ihm: 'Wenn du, o du arger Greis, durch [Erleidung] meiner Strafen das Himmelreich erlangst, so will ich dich bestrafen mit vielen Strafen, auf daſs ich sehe, ob dein Christus kommen wird und dich dann meinen Händen entreiſst.' Und er trat zu den Dienern und [befahl ihnen], daſs sie das Schöpfrad samt ihm heftig herumdrehen sollten, um seinem Leben ein Ende zu machen. Und als sie taten, was er ihnen befohlen hatte, nützte alles nicht, was sie an ihm taten. [111] Und der Präfekt befahl, daſs er ins Gefängnis gehen sollte, und er übergab die Justina einem seiner Genossen, Namens Andranius (Andronicus?), damit er sie verwahre, um sich ihre Sache [noch] zu überlegen. [112] Und nach we-

[h] jeden, der etc. *sb.* — [i] um seinetwillen *s*; darum *b.* — [k] und Herrn der Gnade + *sb.* — [l] Und ferner bitten wir dich und preisen dich *sb.* — [m] unser Opfer angenommen werde *b.* — [o] Und als der Graf dieses hörte, lachte er *sb.* — [p] > *sb.* — [q] und + *sb.* — [r] in Kraft und + *b.* — [s] du würdest + *b.* — [t] feurigen + *sb.* — [u] Asklepius *sb.* — [v] und er verleiht *b.* — [w] sie fielen [zu Boden] und wurden verzehrt und zerschmolzen + *sb.* — [x] Die Heiligen (Der heilige Cyprianus und die Jungfrau bei ihm *s*) aber — sie *sb.*

trübt und sprach: 'Was soll ich tun, da doch der Priester und Freund, den ich hatte, [so] elendiglich gestorben ist? [y] Was soll ich diesen schlimmen Leuten antun? Ich weiſs es nicht.' — Es antwortete Terentius und sprach zu ihm: 'Nicht sollst du dir zu schaffen machen mit diesen Menschen, die du als schlimm bezeichnest! Und nicht kannst du der Wahrheit widerstehen; denn die Kraft der Christen ist unbesiegbar. Aber sende sie dem Könige, indem du den Fall ihrer Torheit anzeigst.' Der Graf aber schrieb eine Anaphora, in welcher so stand: '— Dem groſsen Könige Cäsar, der da herrscht [z] auf der Erde und auf dem Meere [z], Diocletianus, Heil! Entgegen dem Befehl [a] deiner Majestät sind diese Leute aufgetreten, und ich habe [b] sie ergriffen: den Cyprianus, der der Lehrer der Christen war, [c] und die Jungfrau mit Namen Justa. Und aus den Hypomnemata, [d] mein Herr [d], [e] ersiehst du, wie viele Qualen und Martern ich ihnen auferlegt habe; und [doch] willfahrten sie mir nicht, daſs sie auf deine Gesetze, mein Herr, gehört hätten. [f] Und siehe, so [f] sende ich sie deiner groſsen Regierung.' — Der König aber, als 275 er diese * Hypomnemata der Seligen gelesen hatte, wunderte sich [g] sehr über ihre Standhaftigkeit [h], und es baten ihn seine Freunde und sprachen zu ihm: 'Stelle dich nicht der groſsen Kraft Gottes entgegen!' — Der König aber, als nigen Tagen befahl der Präfekt, sie beide vorzuführen; und er sprach zu dem Heiligen: 'Nötige uns nicht, daſs wir dich umbringen um des Gekreuzigten willen, mit dem du prahlst!' [113] Der Heilige sprach: 'Jeder, wer stirbt um des Namens Jesu Christi willen, der wird leben in Ewigkeit.' [114] Und als der Präfekt seine Rede hörte, befahl er, einen groſsen Kessel (χαλκεῖον) herbeizubringen; und er befahl, daſs Naphtha und Pech und Schwefel hineingeworfen würde, und daſs es alles flüssig werden solle, und wenn es sieden würde, sollten die beiden Heiligen lebendig hineingeworfen werden. [115] Und als sie seinen Befehl ausgeführt hatten, stürzten sie den Heiligen hinein; und es fiel zugleich mit ihm himmlischer Tau [wie] Hagel in den Kessel hinein. [116] Und als er sah, wie die heilige Justina zugleich mit ihm herbeigebracht und in den Kessel geworfen wurde, sprach er zu ihr: [117] 'Freue dich, o Jungfrau Justina, Braut Christi, weil ich durch dich den Weg der Wahrheit kennen gelernt habe.' Und sie fiel nieder und warf sich im Kessel zu Boden. [118] Da sprach der Heilige mit lauter Stimme: 'Lob sei Gott in der Höhe und auf der Erde Frieden und Freude, dieweil unser Herr Jesus Christus, als er vom * Himmel herabkam, in seiner [Heils-] durchführung einen Leib angezogen hat und [so] Frieden auf der Erde ward; und indem er zu uns herabgestiegen ist, sind

---

[y] Und er rief den Terentius, seinen Freund, und sprach zu ihm + *sb.* — [z] auf dem Meere und auf der Erde *s.* — [a] und der Regierung + *sb.* — [b] > *sb.* — [c] samt der *sb.* — [d] > *sb.* — [e] erkennst *sb.* — [f] Darum *sb.* — [g] > *sb.* — [h] und es wollte auch er sie peinigen + *sb.*

er [i] es hörte, sprach [k] zu Cyprianus[k]: 'Der, welcher der Lehrer der Christen ist, [l] samt der Jungfrau [l] Justa, — da sie sich die gehaltlosen Häresien derer auserwählt haben, die Christen genannt werden, und das Leben fahren gelassen und sich den Tod erwählt haben, [124] darum befehle ich in Beziehung auf sie, dafs [ihnen] ihre Häupter mit dem Schwert abgeschlagen werden sollen.' [125] Und als die Heiligen [m] zum Tode [m] geführt wurden, an einen Ort, wo sie vom Leben zum Tode gebracht werden sollten [n], [126] da baten sie [o] die Henker, dafs sie ihnen ein wenig Zeit gewähren möchten, dafs sie beten könnten [o]. — Und der heilige [p] Herr Cyprianus [p] fing an zu beten, [q] indem er sagte: [127] 'Gedenke, o Herr, deiner Kirche allerorten und aller deiner [r] gläubigen und [r] wahren Diener und sei ein Genosse [s] derer, die deinen Namen lieben [s]!' [128] Und er machte 276 das Kreuzeszeichen * Christi über seinen ganzen Leib und stellte die Jungfrau [t] Justa zu seiner Rechten hin; [129] und er bat die Henker, dafs sie vor ihm enthauptet würde. [130] Und die Henker taten so. — Und der heilige Cyprianus sprach: 'Preis sei dir, Christus, [u] dem Ermutiger seiner Verehrer [u]!' — [v] Und es war dort ein hochgestellter Mann mit Namen Theoktistus, [w] ein gläubiger Mann [w], und er trat

wir ohne unser Verdienst seine Knechte. Er sandte sein Erbarmen in den Kessel auf uns, und es wurde uns als Tau und [zur] Freude zu teil. Dir sei Lob, o Christus unser Gott, dieweil du uns, deinen Knechten, nicht deine Gnade entzogen hast; Lob deiner Wohlgeneigtheit, Lob deinem Lieben! Denn du hast deinen geheiligten Namen erhabener als das [Welt-] All gemacht.' [119] Und als der Fürst sein Wort hörte, sprach er: 'Ich wundere mich, wie um eines Menschen willen, der gekreuzigt und begraben wurde, der Tod dem Leben vorgezogen wird.' [120] Da sprach einer der Dabeisitzenden, einer von den Genossen des Präfekten: 'Deine Hoheit möge mir doch befehlen, dafs ich an den Kessel herantrete und im Namen der gepriesenen Götter flehe, und alsdann wirst du ihren Untergang sehen.' [121] Und es erlaubte ihm der Fürst, und er ging eilends zum Kessel hin, indem er sagte: [122] 'O Hermes und Asklepius, ihr Gepriesenen unter unseren herrlichen Göttern, höret mich und zerstöret die Zaubereien dieser beiden, die euch nicht anbeten, damit sie verbrannt werden!' Und während er noch dieses Wort sprach, ging aus dem Kessel eine feurige Lohe heraus, die ihn ganz und gar verbrannte. [123] Und nachdem die beiden Heiligen es gesehen hatten,

---

[i] die Anaphora *b*. — [k] also: Cyprianus *sb*. — [l] die in Antiochien sind, samt einer Jungfrau Namens *sb*. — [m] > *sb*. — [n] bei einem Flusse mit Namen Galos + *sb*. — [o] dafs man ihnen gewähren möchte, dafs sie eine kurze Zeit beten dürften *sb*. — [p] > *sb*. — [q] und (> *b*) also zu sagen *sb*. — [r] > *sb*. — [s] aller derer, die um deines Namens willen arm sind. — [t] > *sb*. — [u] unserem Erlöser (wörtl. 'Lebendigmacher') *sb*. — [v] > *s*; aber *b*. — [w] > *b*.

herzu und begrüfste den heiligen [x] Märtyrer, als er durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht wurde. — Fulv[i]us aber, der Beisitzer des Königs, befahl, dafs [auch] [y] sein Kopf durch das Schwert abgeschlagen werden sollte. [z] — Und als sie vollendet hatten und auch der selige Theoktistus mit ihnen, wurden die Leiber [z] der [a] drei Seligen den Vögeln hingeworfen viele Tage lang; doch sie [b] nahten ihnen [b] nicht. — [c] Ein Schiffer aber, ein gläubiger Mann, als er [c] von dem Ende der Seligen hörte, weil [d] er gleichen 277 Geschlechts wie der selige * Theoktistus war, [e] nahm mit sich gläubige Männer von den Seinigen [e] und [f] setzte sie [f] sechs Tage und sechs Nächte hin, [g] bis sie die Leichname der seligen [h] Märtyrer den Wächtern gestohlen hatten, [i] weil mehr als Gold und Silber und wertvolle Perlen die Gebeine der [k] Seligen ihnen wertvoll waren. [l] Und sie brachten sie nach der [m] Stadt Rom [n] samt ihren Akten (ὑπομνήματα) und gaben sie einem Weibe [n] mit Namen Rufina vom [o] berühmten Geschlechte der Familie der Claudier. Und die gläubige Rufina nahm [p] die Gebeine der heiligen Märtyrer [p] und legte sie an einen hochgeehrten Ort, [q] indem sie in reine Linnen und wohlriechende Spezereien gewickelt waren. [q] Und wurde ihr Glaube noch weit mehr gesteigert, und sie beteten, indem sie sprachen: 'Dir sei Lob, o unser Gott Jesus Christus; denn deine Gnade ist mächtig gewesen an uns, und die Lohe hat den verbrannt, der dich, den Sohn des allmächtigen Gottes, nicht als unseren Gott erkannt hat. Du bist der Gott, der Wunderwerke schafft.' Und nachdem der Präfekt gesehen hatte, was sich zugetragen hatte, war er erstaunt und verwirrt, und er sprach: 'So wahr der Gott lebt! Nicht weifs ich, was ich mit diesen beiden Zauberern tun soll, weil ihr Christus tatsächlich über die Strafen und über die Götter obgesiegt hat.' Hierauf sprach er zu einem der bei ihm Dabeisitzenden: 'Was soll ich mit ihnen tun? Was kannst du mir in ihrer Sache raten?' Da sprach er zu ihm: 'O Präfekt, schlage ihnen die Köpfe ab, wenn bei allem, was du als Strafe über sie verhängt hast, ihr Christus ihnen durchhilft.' 124 Und es gefiel ihm diese Ansicht, und er befahl, ihnen ihre Köpfe mit dem Schwerte abzuschlagen. 125 Und als er sie den Dienern überantwortet hatte und sie an den Ort hingegangen waren, da sprach der Heilige zu ihnen: 126 'Lafst uns eine einzige Stunde in Ruhe! Wir wollen beten.' Und sie taten es; da beugten die beiden ihre

---

[x] > *b*. — [y] der Kopf des heiligen Cyprianus *s*. — [z] Und sie schlugen seinen (des heiligen Cyprianus + *b*) Kopf ab. Die Leiber aber (wurden etc.) *sb*. — [a] > *sb*. — [b] beschädigten sie *sb*. — [c] Schiffer aber, gläubige Männer, hörten *sb*. — [d] der selige Theoktistus ihres Geschlechtes war. — [e] > *sb*. — [f] es setzten sich die Leute *sb*. — [g] und so stahlen sie etc. *sb*. — [h] > *sb*. — [i] und es waren ihnen wertvoll mehr als etc. *sb*. — [k] Märtyrer *sb*. — [l] Sie brachten aber die Gebeine der Märtyrer *sb*. — [m] Hauptstadt *b*. — [n] und die Akten und (bezw. 'betreffend') ihre Kämpfe gaben sie einer Matrone *sb*. — [o] hohem *sb*. — [p] die Leiber der Seligen *sb*. — [q] > *sb*.

jedermann, der [r] an die Seligen herantrat, empfing Heilung und Hilfe von ihnen [r]. — Dies geschah aber unter dem Konsulat 278 des Diocletianus * in der [s] Stadt Nicomedien [s] am fünfzehnten im Monat, der da heifst [t] Chaziran (Juni), indem unser Herr Jesus Christus regiert im Himmel und auf Erden [u]. — Zu Ende ist das Martyrium des [v] Zauberers Cyprianus und der Jungfrau Justa [w] und des gläubigen Theóktistus [w].

Knie und fielen vor Gott gegen Osten hin nieder. Dann erhoben sie sich und hoben zum Himmel ihre Hände empor, indem sie sagten: 'Wir loben dich und wir danken dir, o unser Herr und Gott Jesus Christus, dafs du uns Geringe gewürdigt hast, dafs wir dieses Ziel erreichen sollten. Nun bitten wir dich, dafs du * unsere 81 Seele in Frieden aufnehmen möchtest, [127] und schenke deiner ganzen Kirche Gnade und deinem gläubigen Volke Frieden und mache deine Gnade an allen wunderbar, wie du sie an uns wunderbar erwiesen hast. Lob sei deinem heiligen Namen in allen seinen Eigenschaften, Vater und Sohn und heiligem Geist, in alle Ewigkeiten. Amen!' [128] Und er machte über sich und die Jungfrau das Kreuzeszeichen und stellte sie zu seiner Rechten hin, und sie beugten ihre Nacken, [129] und sie ersuchten den Scharfrichter, dafs er zuerst der Jungfrau den Kopf abschlagen möchte. Und er tat so und schlug nach ihr seinen Kopf ab. [130] So wurden sie auf diese Weise mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht am zweiten des ersten Teschrin (Oktober), am Donnerstage, in der sechsten Stunde vom Tage, zum Lobpreis für unseren Gott, dem Lob sei in Ewigkeit. Amen! Und Preis sei Gotte immerdar und um uns sein Erbarmen. Amen!

---

[r] geht und herantritt an die Gebeine der Seligen (der heiligen Märtyrer *b*), empfängt Heilung und Hilfe (und sie preisen Gott + *s*) *sb*. — [s] berühmten Stadt, welche Nicomedien ist *sb*. — [t] Juni, d. i. *sb*. — [u] Ihm und seinem Vater und dem heiligen Geiste sei Preis und Ehre und Lobpreisung und Preis und Verehrung, jetzt und immerdar in alle Ewigkeit. Amen! + *b*. — [v] > *b*. — [w] > *b*; Jahwe sei Preis. Amen! + *b*.

Zürich. V. Ryssel.

Die mittelhochdeutschen Substantive mit dem Suffix -ier.

Erster Teil.

Sprachliche Einleitung.

Dafs eine grofse Anzahl der in den mhd. Texten vorkommenden französischen Lehnwörter ein ost- und nordostfranzösisches Gepräge an sich trägt, wird wohl heute kaum mehr bestritten werden können. Daher darf man wohl auch annehmen, dafs in den zahlreichen aus dem Französischen übernommenen Fremdwörtern mit dem Suffix *-ier, e,* das auch öfter blofs *-ir, e* geschrieben wurde, die durch deutsche Reimwörter erwiesene fallende Betonung der Endung, wenn vielleicht auch nicht direkt auf ein nord- und ostfrz. *-ier, e,* so doch auf aus *-ier, e* entstandenes *-ir, e* zurückzuführen sein wird, indem das *e* vielfach erst auf deutschem Boden, gerade so wie bei anderen deutschen Wörtern, hinzugefügt wurde. So schreibt die Heidelberger Hs. des Tristan (nach der v. Grooteschen Ausgabe; Zählung nach Bechstein) zwar meist *-ier, e,* jedoch auch *quartir* 3308 (*-iere* 2802, 3001), *banire* 4578, 4797 (*-iere* viermal), *manire* 4572 (*-iere* 12672), *organifiret* 4803, *geburdiret* (= buhurdieret) 5052 [*voluntirz* 3611, das man auch zum Vergleich heranziehen kann] und im Trist. U *bethfchelir* 2371 (*betschiliere* pl. 913).

Cloëtta trägt im dritten Bande der Romanischen Forschungen, 1887, S. 63 f., die Lehre vor, dafs im Norden Frankreichs lateinisches freies a infolge der Einwirkung eines palatalen, gutturalen oder i-Lautes zuerst allgemein zu íe wurde (S. 44); ebenso sei vulgärlateinisches freies ę zuerst zu íe geworden (S. 52), wodurch beide íe miteinander reimen konnten; im Westen ging nun íe sehr bald in ię über — auch íe + weibl. e wurde zu ięe —, während der Osten länger die fallende Betonung beibehielt; nachdem nun hier íe + weibl. e zu íe geworden war, habe ein Teil dieser Gegend ebenfalls die steigende Betonung wie im Westen, also ié, angenommen, ein anderer

habe ſe in i verwandelt. Hinzuzufügen wäre noch, daſs sich ié endlich, wie teilweise im Neufranzösischen, zu ę vereinfachte.

Es interessiert uns hier besonders, wie -arium und -ĕrium (mit dem früh in manchen Wörtern *-ērium* zusammenfiel) wirklich in den ostfranzös. Denkmälern wiedergegeben werden. Vorauszuschicken ist, daſs -ĕrium, -ĕria immer -ir, -ire ergeben sollten; so könnte desiderium eigentlich nur über desſeir zu desir werden; da aber auch hier das j nach dem r wegfallen kann, so erhalten wir durch ein Suffix *ęrum auch desier (Cloëtta S. 55). Im allgemeinen ergeben die Wörter auf -arium und -ęrium die gleiche Endung, so daſs man vielleicht annehmen darf, daſs das häufigere -arium, das durch Umlaut zu -ęrum wurde, bei Wörtern mit dem ursprünglichen Suffix -erium eindrang (vgl. W. Röhr, Sprachliche Untersuchung der Dime de penitance in den Rom. Forsch. 8, 1896). Verschwiegen darf nicht werden, daſs Gaston Paris und mit ihm andere geneigt sind, ein Suffix -iarius anzunehmen (vgl. Horning in Gröbers Zs. f. r. Ph. 14, 1890, S. 386—88; Keuffer, Rom. Forsch. 8, 1896, S. 400. 464); eine neue Theorie über die Suffixe -arius, -erius stellt Marchot in der Zs. f. r. Ph. 17, 1893, S. 288—92 auf.

Beantworten wir zuerst die Frage, wie -arium, -erium (-ęrum) heute im östlichen Sprachgebiet wiedergegeben werden.

Nach Horning (Zs. f. r. Ph. 14, 386) ist im lothringisch-burgundischen Gebiete die Grundform *ę(y)* bei den männlichen, *ę(y)r* bei den weiblichen Wörtern; auch kann sich daraus *oe, ọer* (*er*) (Horning, Ostfrz. Grenzdialekte zwischen Metz und Belfort, Frz. Studien 5, 4, S. 56) oder *ay, ayr* entwickeln (wie z. B. im westlothringischen Tannois, Zs. f. r. Ph. 16, 1892, S. 460; in Bourberain, Côte d'Or, *ay, oer,* Zs. 12, 1888, S. 579).

In der Metzer Gegend aber spricht man überall *i* bei den männlichen, *ir* bei den weiblichen Wörtern aus, ebenso in einigen Vogesendialekten (besonders in den von Horning mit D und E bezeichneten) *i(r)* neben *e(r)* (Horning, Grenzdialekte § 14), selbst wenn freies ę und die dem Bartschischen Gesetze unterliegenden Verben in den genannten Gegenden oft diphthongisch bleiben (§ 31 und 10); Beispiele: *pemi* (pommier), *pręmir'* (première), *popir'* (paupière). Besonders in den mit BDEG bezeichneten Strichen lauten die dem Bartschischen Gesetze folgenden Verben und männl. Partic. meist auf *i* aus: *šęsi* (chasser); dasselbe trifft dort auf freies ę zu: *pi* (pied), *līv(r)'* (lièvre), *pīr'* (pierre).

Die Entwickelung zu *i* läſst sich aber auch sonst im Lothringischen nachweisen; so z. B. in der Mundart der frz. Ortschaften des Kantons Falkenberg, Kreis Bolchen in Lothringen (vgl. Constant This, Diss. 1887). -arium, -erium = *i*: *froeti* (forestier); nur

bei vorhergehendem Nasal tritt dazu ein *e*-Nachklang: *proemiᵉ* (premier), *proemīr'* f.; *püssīr'* (poussière). Die Verben und Participien, die dem Bartschischen Gesetze folgen, haben jedoch *joeᶦ*, *yoeᶦ* entwickelt, S. 12; auch offenes ę wird meist zu *joe, yoe,* S. 15; -ième zu *-j(y)oem,* S. 48.

Ebenso zeigt sich in der westlothringischen Mundart von Tannois im Maasdepartement neben dem bereits genannten gewöhnlicheren *ay, ayr* auch *i, ir* bei -arius; z. B. *šădlay* (chandelier), *pawsăyr* (poussière), *rivayr* (rivière), aber *păpī* (papier), *pañi* (panier); Wörter, die dem Bartschischen Gesetze folgen, zeigen meist *i*: *męži* (manger), doch lautet das männl. Partic. auf *ę* aus; ę zu *i* in: *pi* (pied), *pīr* (pierre), *livr* (lièvre); auch in *bir* (bière), in *dawzīm* (deuxième), wie überhaupt bei der Zahlendung *-ième*.

Sehr gewöhnlich läfst sich ebenfalls die Entwickelung zu *i* im Neuwallonischen nachweisen (vgl. Horning, Zur Kunde des Neuwallonischen, Zs. f. r. Ph. 9, 1885, S. 480—496). Im Dialekt von Seraing, südlich von Lüttich, wird -arius zu *i,* z. B. *pręmi* m., *prümīr'* f., *lumīr', pusīr'*; gleich behandelt sind im Wallonischen *mesti* (métier) und *ęti(r)* (entier; s. Zs. 12, 1888, S. 257 u. 580, Z. 6, 7). Die Infinitive, die dem Bartschischen Gesetze unterliegen, erscheinen in Seraing mit *i,* z. B. *mañi* (manger; auch in Huy, Zs. 12, 1888, S. 259), *cuci* (coucher); die entsprechenden männl. Participien endigen auf *i*, die weibl. aber auf *ęy'*: *mañi, mañęy'* (in Huy *i, iy'*, Horning, Ostfrz. Grenzdialekte § 72 Anm.); ebenso wird *ie* aus ę zu *i*, z. B. *pī* (pied), *līf'* (lièvre), *fīf'* (fièvre), *pir'* (pierre), *bī* (bien), *tī* (tiens). Ziemlich stimmt damit überein, was Zéliqzon in Zs. 17, 1893, S. 420—423 über die Mundart in der preufsischen Wallonie und in Belgien längs der preufsischen Grenze berichtet; wenige Orte weichen bei -arius zu *ę*, bei den Infinitiven, die dem Bartschischen Gesetze unterliegen, zu *(y)e* aus; -ième erscheint als *-īm,* z. B. *doexīm'* (deuxième), S. 433. Im Südwallonischen findet man für -arium und freies ę auch zahlreich *ié* (*yę*) (Marchot, Zs. 16, 1892, S. 549). — Der Wandel zu i greift wohl auch teilweise in den pikardischen Dialekt über.

Ebenso läfst er sich in der Franche-Comté nachweisen; so im unteren Doubsthal in der Umgegend von Baume-les-dames (vgl. Otto Martin, Das Patois in der Umg. v. B.-l.-d., Halle, Diss., 1888). -arium, -erium, -a wird *ī, īr*: *tchandelie* (neufrz. Umschrift, was aus Martins Darstellung in diesem Punkte nicht hervorgeht), *premie* (premier), *premîrement, lemîre* (lumière), *mainîre* (manière); daneben einige gelehrte Bildungen auf *-ére*; auch *ī* in *pie* (pied), *pîre* (pierre), *bîn* (bien), *vînt* (vient), S. 16; die Wörter, die dem B. Gesetze folgen, haben *ī*: *tchie* (cher), *tchairdgie* (chargé), *mairtchie* (marcher), *tchaissie* (chasser), S. 12.

Am Neuchâteller See gelangen wir bereits in das frankoprovenzalische Sprachgebiet (vgl. Horning, Über Dialektgrenzen im

Romanischen, Zs. 17, 1893, S. 172/73) und treffen eine anderartige Entwickelung an. In Dompierre, unweit dieses Sees, ergeben -arium, a *ā́ᵉ, ā́erə,* dagegen *ī́, ī́rə* bei vorhergehendem i-Element: *fevrā́ᵉ* (février), *fromadzī́* (fromager), S. 415/16; -ęrium wird *ī*: *məϑī́* (métier), *mǫϑī́* (moutier), Zs. 14, 423; -eria aber, wohl durch Suffixaustausch mit -aria, *ā́erə*: *matā́erə* (matière), S. 424; freies ę wird gewöhnlich zu *ā́e*; entier = *ẽtyī́*, bien = *bẽ*. Wenn -atum, a unter dem Einfluſs des Bartschischen Gesetzes stehen, so zeigen sie im Mask. *ī́*, im Fem. *ā̋*: *mədzī́, mədžā̋* (manducatum, a), S. 404 [in Lignières, canton de Neuchâtel, dagegen noch die alte Betonung *martšī́ə* st. *martsī́* (mercatum), 411], die dazu gehörigen Infinitive *ī́*: *lę̄sī́* (laisser), S. 409, 410 (s. Gauchat, le patois de Dompierre, Zs. f. r. Ph. 14, 1890).

Noch südlicher, in Lyon, wird -arius zu *î*, -aria zu *iri*: *furî* (februarium), *chariri* = carraria; die Infinitivendung der 1. Konjugation wird nach einem moulliertem Laute zu *i*: *molhî* (molliare), *affeiti* (affectare); ebenso in *chira* (cara); freies ę zu *i* (s. Clédat im Krit. Jahresbericht über die Fortschritte der rom. Phil. 1, 364/65).

Im Mittelalter schrieb man im nord- und ostfranzösischen Gebiete meist *-ier, -e*; jedoch kann darunter je nach dem Texte und der Gegend Verschiedenes verstanden werden. Teilweise ist *-ier(e)* vielleicht noch *-íer(e)* gewesen, teilweise aber auch schon zu *-iér(e)* geworden; auch Vereinfachung des letzteren zu *-er(e)* läſst sich bereits nachweisen; das Material folgt weiter unten. — Die Endung *-er(e)* einer nur sehr kleinen Anzahl mhd. Fremdwörter mag auf diese französische *-er(e)*-Form zurückzuführen sein, wofern nicht das *e*, wie im Niederrheinischen, aus einem dialektischen Wandel des *ie* zu *e* zu erklären ist; meist aber ist, besonders in späterer Zeit, die Endung *-er* entweder durch deutsche Betonung des Wortes oder, wie bei den Wörtern, die eine handelnde Person bezeichnen, durch Vertauschung mit dem entsprechenden deutschen Suffix hervorgerufen worden; auch mag hier und da einmal eine gelehrte deutsche Neubildung aus dem Lateinischen heraus vorliegen.

Kehren wir nun zu *-ier(e)* zurück. Für dieses Suffix kann also teilweise die Betonung *-íer(e)* in Anspruch genommen werden; besonders aus dem wallonischen, aber auch lothringischen Gebiet, ja aus der Pikardie, der Franche-Comté und aus Burgund lassen sich einzelne Beweise für dieselbe beibringen (s. weiter unten). Vermutlich aber bezeichnete dann dieses ie meist noch ein doppelgipfliges i, das aber oft genug, auch in den Handschriften, Vereinfachung zu *-ir(e)* erfuhr, wie sich dies ja noch heute nach unserer obigen Darlegung in einer groſsen Zahl nord- und ostfranzösischer Patois nachweisen läſst.

In manchen Texten findet man jedoch auch daneben, freilich

seltener, *-eir(e)*. Man wird dabei an die oben angeführte heutige Aussprache erinnert. Vielleicht ist diese durch die weitere Differenzierung des doppelgipfligen i entstanden. Auf diese Weise könnte man sich am besten das Nebeneinander von *-ir* und *-eir* aus -arium, -erium in demselben Texte erklären, falls *-eir* in den betreffenden Worten nicht gerade als gelehrte Bildung aus -erium angesehen werden mufs (*-eir* enthielte dann blofs als Zusatz ein ostfranzösisches parasitisches *i*). Nach Keuffers Darstellung in den Rom. Forsch. 8, S. 464 ist dagegen *-eir* aus *-ieir* entstanden; es müfste dann *-ier* erst zu *-iér*, dann durch parasitisches *i* zu *iéir* umgewandelt und dieses zu *-éir* vereinfacht worden sein. *-ieir* läfst sich im ganzen selten belegen, und es wird je nach den Texten *-íeir* oder *-iéir* auszusprechen sein; man mufs darin nicht sofort einen Schreibfehler erblicken, der aus dem Schwanken des Schreibers zwischen *-ier* und *-eir* entsprungen ist. — Endlich ist auch hier daran zu erinnern, dafs *chevalier* sowohl als auch öfter *bachelier*, die ich beide weiter unten wiederholt anführen werde, zuweilen im Französischen mit *-er* in -er-Reimen oder in é-Assonanz vorkommen, so dafs man für diesen Fall ein Suffix -aris zu Grunde legen mufs, das dann in ostfranzösischer Gestalt ebenfalls als *-eir*, d. h. *e* mit paras. *i* erscheinen kann (vgl. Vollmöller, Münchener Brut, S. XXVIII und Böhmer, Rom. Studien 1, 607). Man darf daher bei einer *-eir*-Form dieser beiden Wörter, sofern sie nicht im Reime erscheint, über deren Entstehung im Zweifel sein.

Auch auf deutschem und zwar niederrheinischem Gebiete trifft man in den Fremdwörtern *-eir*-Formen an; doch ist, wie man sich aus dem Folgenden überzeugen wird, dieses *ei* wahrscheinlich erst dort entstanden. Die niederrheinische Hs. N des Tristan (s. die Varianten in der v. Grooteschen Ausgabe) schwankt zwischen *-ier*, *-er*, *-eir*: *rifere* 16888, *riv-*, *rifeire* 5348, 17108; *ſchiffalier* 5580 81, *-eirs* 13302; *beſchelere* pl. 913 Trist. U, *-eir* 2371; *crogieren* Trist. 5578, *croigeyren* 9168; *pinſ-*, *ſamblieren*, dagegen *turneyren*, *intſchunferet*, *gefloreret*, *justeren*. Beachtet man dabei, dafs dieselbe Hs. das parasitische *i* z. B. in *gebeirs* (= gebärdest!) Trist. U 335, *ſeilde* (= selde) 1209, *ſteit* (= steht) 1264, *weirlich* (= wahrlich) 2034, sowie *rait*, *dait*, *mvyt*, *mvys* (= mufs), *doit*, *groiſſe* (= grofse) schreibt, so wird man wohl annehmen dürfen, dafs das *-eir* der Fremdwörter aus *-er* (statt *-ier*) im Dialekt weiterentwickelt wurde. — Gerade so steht es mit der niederrheinischen Hs. des Karl Meinet. Sie verwandelt nicht nur das *-ier* der fremden Wörter, sondern auch das der deutschen gern zu *-er* und schiebt öfter, wie auch sonst im Text, das parasitische *i* ein: *scher(e)* fast ausschliefslich, *scheer* 233, *scheir* 411 (= schier); *vere* (= 4) 10. 168. 287, *veir* 538, 7. 159, 6, 57. 331, 58; *deyr* (= Tier) 55; *veirtzich* 37, 43; in Fremdwörtern: 22 mal *feire*, *veyre* u. s. w. (= fier) neben ebenfalls häufigem *fiere*, *fyere* oder *fere*, *vere*; *geassineirt* (Partic.) 150, 27. 160, 21; *geaszinteirt* 162, 2;

gefu[r]neirt 256, 57; *maneir* 538, 8; *Olyueir* 411, 36 [neben häufigem *-er(e)*]; *geordineir[t]* 472, 30. Selten wird für -ier *-ir* geschrieben, das nach Ausweis der sonstigen Reime *er, eir* zu sprechen ist: *schire* 361; veir (= fier) : *hyr* (= hier) 379; *fire* (= fz. fier) : schere 38, 15; *reuyr* : fier 183, 58; *reuiren* acc. sg. 47, 46; *reuyre* (acc. sg.) : schere 48, 2; (dat.) : schere 72, 63; (acc.) i. V. 69, 36, sonst *-er(e)*. Daraus erklärt sich wiederum der Reim *Olyuer* : *dir* 439, 43, wo *i* = *e* oder *ei* gesprochen werden muſs. Aus anderen Reimen geht hervor, daſs das *-ier* der Fremdwörter nicht nur mit ursprünglichem *ie*, sondern auch öfter mit *e* gebunden wird. So kann reimen: *Olyuer(e)* mit *here* (hehr) 331, 23; : *here* (Herr) 357, 30. 372, 10; : *scher(e)* oft; : *veir* (vier) 331, 58; : *feir, veir, veyre* (= fier) 431, 44. 439, 32. 424, 18; *banere* mit *keysere* 370, 40; : *keren* 114, 15; : *sere* 197, 28; auſserdem oft mit *feyre, fere, fiere, schere, kreyeren* 87, 12, *vestieren* 198, 27. Aus alledem erhellt wohl, daſs fremdes *-eir* erst auf deutschem Boden aus *-er* entstand.

Die Hauptmasse der deutschen Fremdwörter auf *-ir, -ier* geht mit ihrem Suffix auf wirklich gesprochenes ostfranzösisches *-ir* aus *-ier* zurück. Ich nehme mit Cloëtta an, daſs unter der ostfranzösischen Orthographie *-ier* in vielen Fällen bloſses *-ir* zu verstehen ist. Wenn dann deutsche Schreiber in diesem *-ir*, wie bei anderen Wörtern deutschen Ursprungs, oft als Gleitlaut vor dem *r* ein *e* (= ə) einschoben, so stimmte ihre Schreibung *-ier* äuſserlich mit der landläufigen nord- und ostfranzösischen überein. Ein Beweis dafür, daſs das nord- und ostfranzösische *-ier* in den hier in Frage kommenden Texten oft nur *-ir* bedeutete, liegt einmal in der monophthongischen Schreibung *-ir*, die öfter für *-ier* steht oder damit wechselt. Bei meiner Suche nach Wörtern auf *-ir(e)* habe ich zu meiner Freude doch mehr gefunden, als ich anfangs erwartet hatte. Wenn auch gewiſs noch weitere Fälle aus anderen Denkmälern als den unten angeführten beigebracht werden könnten, so dürften die von mir verzeichneten Wörter zum Beweise schon ausreichen. Ich habe dabei auch manchmal Fälle angezogen, in denen nicht gerade immer das Suffix -arium, -erium vorliegt, aus denen man indes erkennen kann, daſs der Wandel von *ier* : *ir*, von *ie* + Kons. : *i* + Kons. auch in anderen Wörtern desselben Textes stattfand. Auch mögen hier und da einmal umgekehrte Schreibungen, also *ie* statt richtigem *i*, als weitere Stütze dafür dienen, daſs *ie* für die betreffenden Schreiber nur noch *i* war. Einen weiteren Beweis für die *i*-Aussprache des *ie* finden wir in manchen Reimen, mag auch die Zahl dieser Fälle eine beschränkte sein. Zu bedenken ist, daſs ein Dichter doch nicht immer bloſs für seine Gegend schrieb, sondern auch weiterhin bekannt werden wollte, so daſs er es vermeiden muſste, Reime zu gebrauchen, an denen andere Anstoſs nahmen.

Cloëtta führt S. 45—47 seiner Ausgabe des Poème moral eine

Anzahl Beweise für die fallende Betonung des Diphthongen *ie* oder, was für uns noch wahrscheinlicher ist, für dessen Wandel zu *i* auf. So reimt z. B. in den pikardischen Texten Disme de penitanche und Renart le nouvel zweisilbiges íe (aus *-ía*, iee, i + a) mit diesem (diphthongischen) *ie*, wie in *chevalerie* : *pitie*, *felounie* : *envoie* (m.), *meisnie* : *pourcachie* (m.), *pourcachie* (f.) : *pitie*, *vie* : *pitie* u. s. w.; im Vegez (aus der Franche-Comté) findet sich außerdem nach Wendelborns Diss. § 23 *mie* : *pie* (pedem), *barberie* : *pie*; im Girart de Rossillon (Franche-Comté) nach Breuers Diss. § 23 *envie* : *deve* (vetat). In Aliscans, das von Guessard und de Montaiglon nach der Arsenalhandschrift aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts herausgegeben wurde und vielleicht im Dialekt von Artois geschrieben ist, finde ich in einer *íe*-Tirade im Reim die männlichen Participien *contraloie* 2101, *travellie* 2103. — Es liegen hier also wohl schon Reime von *ie* : *ī*, ja man könnte vermuten von *ī* : *ī* vor; denn auch *ie* kann schon einsilbig im Verse auftreten, wie: *ot la virgene trenchie la teste* in La vie sainte Juliane 1273. — Der Wandel von *ie* : *i* läßt sich ferner durch andere Reime nachweisen; in der Geste de Liège: *martir* : *droiturier* : *nonchier*; *tint* : *detint* (perf.) : *sovient* : *nient* : *Justinien*; in Amis et Amiles: *charriere* : *dire*; in der Chanson des Lohérains: *maisnie* : *arriere* (s. Cloëtta). Görlich führt in seinem Burgundischen Dialekt im 13. u. 14. Jahrh., Frz. Studien VII, S. 47, aus der von P. Meyer in der Romania 6 veröffentlichten burgundischen Handschrift aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts den Reim *matiere* : *dire* an. In Aliscans finde ich inmitten einer *ir*-Tirade (!) Vers 624/25 *avancir* : *esforcir* (beide aus *-ier* entstanden), desgleichen *ava[n]cir* 990, *efforcir* 995; dasselbe ist mit *baillier* 1166 der Fall (das sonst — 897 und 5197 — in *ier*-Tiraden erscheint), wenn man nicht annimmt, daß hier *baillir* nach der 2. Konjugation (s. Bartsch, Chrestomathie) mit umgekehrter Schreibung vorliegt. Nicht ganz so beweiskräftig sind *ir*-Reime mit dem Worte *entir* (entier), da *i* aus *iei* entstanden sein könnte; so Philippe Mousket: *entirs* : *safirs*, *martirs* : *entirs*; Renart le nouvel: *viestir* : *entir* (s. Cloëtta).

Ich gebe nun eine kleine Übersicht über die Schreibung von -arium, -erium in den verschiedenen Denkmälern, ziehe, wie bereits bemerkt, auch andere Fälle von *ie* : *i* heran und verweise dabei auf die vorangegangene Besprechung; besonders wichtig ist für uns die Schreibung *-ir(e)*.

1) In den Urkunden von Douai (pikardisch; Ch. Bonnier, Étude critique des chartes de Douai de 1203 à 1275, Zs. f. r. Ph. 14, 1890) finde ich durchweg *-ier* für das Suffix -arius; bloß *entirement* in Urk. 87, 4 (a. 1260), in Urk. 89, 7 (a. 1276), 100, 4 (a. 1275) und *Compigne* neben *Compiegne* in Urk. 95, 5, 6 (a. 1269) fielen mir auf.

2) Der pikardische Text Aucassin und Nicolete, h. v.

Suchier, 2. A., zeigt *destrir* (Schlachtrofs), *civre* (Ziege); *cevalers, levrer* (Windhund); sonst *-ier* (s. S. 65 und 59).

3) In der Dime de Penitance, pikardisch, 13. Jahrh., ergiebt -arium *-ier*; -erium teils *-ier*: *mestier, moustier,* teils *i*: *desir*; *avoutire* (adulterium) (: enpire); *matire* (: dire); s. Röhrs, Rom. Forsch. 8, 1896.

4) In Aliscans (s. oben), vielleicht im Dialekt von Artois geschrieben, finden sich neben gewöhnlichem *-ier(e)* zahlreiche *-ir(e)*. Ich verweise zuerst auf die bereits genannten Wörter auf *-ir* aus *-ier,* die mit gewöhnlichem *-ir* reimen; ferner auf Fälle, wo der Kopist sogar im *ier(e)*-Reim statt *ie* manchmal *i* schreibt; so notierte ich im Reim: *crupire* 593, *flekire* 605, *pourire* (Staub) 611, *quarire* 613, *levrire* 615, *estrievire* (!) 1445 (vgl. *estriviere* 1465), *charrire* 6864, *prisir* (inf.) 7638, *estrahir* (umherirrend) 7641, *levir* (Keule) 4531 (*levier* z. B. 4692); *entire* f. 1449, *derire* 591. 1444. 1450, *arire* 585. 1448. — Innerhalb des Verses stehen: *Haucebir* (Eigenname) 290. 5053, *Aucebir* 3959 (vgl. *Hauchebier* 152, *Haucebier* 154. 5055 und *Halzibier* in Wolfram von Eschenbachs Willehalm), *pourire* 680, *caudire* (Kessel) 7849, *laissir* 881, *li portirs* 1600 (vgl. *portier* 1598), *chir* (teuer) 3238, *cirre* (Gesicht) 4668, *perire* (Steinwurfmaschine) 8325, *escuir* 3228, 4310 (*escuier* 4331); *endeme[n]tirs* 4181 (vgl. *entreme[n]tiers* 4149), *entir* 705. 1875. 3352, *derire* 73. 280. 1068. 2661. 4107, *derir* 4293. 4304, *arire* 18 mal, *espil* acc. sg. 15 mal (*espiel* acc. sg. 5457. 8041, nom. pl. 4707), *tirc* 1032. 7104, *firtés* (= fierté) 1606. 4985. 8022, *firté* 4878. 5488. 5805. 7358, *pirre* 2877 (*pierre* 3153), *quir* 1. P. sg. präs. 2921. 3132. 3359. 3465. 4557. 4705. 7786. 7796, *quirt* 3. P. 3074. 6823. 7593, *requirent* 5693, *aquire* 1. P. konj. 7117, *eschile* 5080 (*esciele* 5076. 5087), *ir* (= gestern) 7377, *tint* (präs.) 6947. — Umgekehrte Schreibungen im *ir*-Reim sind: *losier* (= Mufse) 633, *cuellier* 4308, vielleicht das schon früher erwähnte *baillier* 1166; innerhalb des Verses: *estrievire*! 1445 (*estriviere* 1465), *oierent* perf. 3773, *maintenier* 4793, *plaisier* 4855, *abrievés* 3542. 5344 (*abrivés* 4968), *abrievé* 5511, *dieable* 6813; zweifelhaft sind: *vieltés* (= Verachtung) 7529, *vielté* 7713 (da *vieutés* 2447 und das Adverb *vieument* 2114 zu belegen sind), *consievir* 4316 und *fiel* (= Sohn) acc. sg. 289 (da auch 3321 im acc. sg. schon *fiex* geschrieben wird; *l* kann für *u* stehen, *x* = *us*).

5) Das Poème moral, wallonisch, Hs. aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, h. v. Cloëtta, Rom. Forsch. 3, 1887, hat: *lowir* (= locarium), *litire, mestir* (in einer *ier*-Tirade), *volentirs*; *derrir* (in *ier*-Tirade); *Pire* (= Petrus); Infinitive: *trenchir, estrilhir, torchir, laissir, porcacir, pechir,* wozu ich füge *trebuchir, drecir, aidir, travilhir, adrecir, correcir*; — *mervillit* (partic.), *pechit* (Sb.); *bin* (bien), *tine* (tienne), *sicle.* — *donieir* (= denier); *iei* auch in *deschirieir* Inf. und *pietieix,* sonst *-ie* überall (s. S. 53. 247. 251. 260 der Ausgabe);

umgekehrte Schreibung in *estruiere* (neben *enstruire*; dreisilbig), *saiesier* (neben *saisier* = satiare; zweisilbig), s. S. 55.

6) In der gleichen Hs. wie das Poème moral steht auch Li Ver del Juïse, herausgeg. von Hugo von Feilitzen, Diss., Upsala 1883. In diesem Texte befindet sich inmitten einer *i*-Assonanz, entweder in diese eingestreut oder vom Dichter damit gereimt, *aciers* : *trenchit* (aus trenchiet) 271/72, so daſs man also *acirs* : *trenchit* zu lesen hat; vgl. S. XXXI der Einleitung. — *baceleir* (= bachelier oder bacheler) i. V. 322. Sonst nur die Schreibung *ie*.

7) Li Dialoge Gregoire lo Pape, Hs. spätestens aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, wallonisch, aus dem Südwesten von Lüttich, hrsg. von W. Foerster, 1876, 1. Teil (Text). Ich fand dort: *celir* = cellarium 35, 7 neben *celier* 35, 8. 94, 16. 222, 8, *cellier* 94, 10, 22; *tintenir* (tinctor) 191, 21, vgl. S. 375; *uns enfes bouirs* = puer armentarius 228, 14 neben *enfant bouier* 190, 10; *denir* 243, 6 = denarium, neben *denier* 274, 20. 281, 18; — *Pirre, s* (Petrus), sehr häufig, neben *Pierres* 5, 13; *Pirron* 156, 14; *pirre* (= pierre) 71, 17. 73, 14. 95, 1, 2. 143, 9. 145, 15, 23. 186, 11, 12, 13. 255, 5 neben *pierre* 73, 16; *Tirri* 190, 15; *bire* (feretrum) 258, 1; *quinzime* 207, 2 (dagegen *quaranteime* im Sermo 298, 3); Inf. *alaschir* (relaxare) 192, 8 (vgl. relaschet = relaxat 281, 4); *lowiz* part. perf. (= locati, mercenarii pl.) 62, 21. Eine umgekehrte Schreibung, jedoch vom Schreiber selbst verbessert, ist *colhier* (= cueillir) 30, 20 (s. S. 372). — Als gelehrte Bildungen mit parasitischem *i* sind wohl anzusehen: *magisteire* (magisterium) 9, 25. 133, 19; *mysteire* (mysterium) 122, 24. 240, 13. 259, 10. 266, 17. 267, 1; *misteire* 192, 6, 7. 228, 7; *cimiteire* = coemeterium 265, 17; *ministeire* 272, 17; *Eleutheire(s)* = Eleutherius 153, 16. 172, 1, da sonst überall mit obigen Ausnahmen im Texte *-ier, e* erscheint. In *chandeleir* (= candelabrum) 58, 4. 211, 4, 8 steht *-eir*, wie sonst im Text, für *-er* (auch z. B. *candeler* in einer é-Assonanz in Huon de Bordeaux, Bartschs Chrest.[5] 201, 25). — Aus der groſsen Menge der *-ier* seien bloſs hervorgehoben: *messagier* 23, 18, *quartier* 49, 20; *cheualier(s)* 44, 22. 45, 4, 9. 78, 8. 120, 16. 127, 7. 191, 1. 229, 3. 245, 21. 248, 8; *lo mangier* 53, 12. 58, 9. 76, 2. 119, 14. 264, 22; *maronier* 223, 23. 277, 15; *moustier* 4, 2. 12, 8; *maniere* 12, 15. 15, 12. 73, 9. 115, 11; *desier* 18, 6. 57, 10. 153, 19. 160, 23. 234, 16. 246, 21. 256, 2. 264, 9; *mestier(s)* 223, 15. 240, 23. 242, 10.

8) In dem den Dialogen folgenden Sermo de sapientia findet sich auch *mateire* 287, 34 und *matere* 292, 31, 32, *deseier* 294, 19, aber *desier* 283, 11, 24; sonst überall *-ier*.

9) In der gleichen Hs. wie 7 und 8 stehen auch die sprachverwandten Moralia in Job fragmenta. Hier finden wir fast überall *-ier*; nur *miseire* 339, 13; *magistere* 326, 10. 355, 25; neben häufigem *desier* auch oft *deseier*. — *tinent* (für tienent) 317, 34

(s. S. 377), 319, 26. 322, 31; *paruinent* (für parvienent) 361, 40, dagegen *tient* 365, 26. — Umgekehrte Schreibungen sind vielleicht: *paisieble* 323, 28. 367, 36 (*paisieblement* 134, 20 Dial. Greg., s. Anm.); *taisieble* 359, 30, *taisieblement* 318, 26. 349, 8; *saintieblement* 367, 33; *consiewons* 322, 16 (vgl. *porsiwance* 78, 10 Dial. Greg. und bet. *i* in *siwent* 3. P. pl. präs. 328, 3); *atrieblet* 3. P. sg. präs. 360, 27, 32; *contrieblet* 3. P. sg. 319, 25. 340, 36, *contrieblat* p. déf. 360, 24, *contrieblanz* 340, 31, *l'atrieblement* 358, 1 (auch *trieleir* 312b im Poème moral, mit Ausfall des *b*, s. Ausgabe S. 100).

10) Im Münchener Brut, wallonisch, Hs. aus dem Ende des 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts, hrsg. von Hofmann und Vollmöller, 1877, fand ich nur eine Form mit *i*: *perire* (= perriere, Steinwurfmaschine) 647 (auch bei Jenrich, Die Mundart des M. Br., Diss., Halle 1881, S. 18, genannt); -arius, -erius erscheinen meist als *-ier*, z. B. *cevalier, chevalier* 17 mal in *ier*-Reimen; *mestier* (: *cevalier*) 448, (: *chevalier*) 3127; *maniere* (: arriere) 3691; *deseiers* (: volentiers) 1966; dagegen *cornere* (: ariere) 1919; gelehrte Bildung ist wohl *mateire* (: eire = war) 206, i. V. 3709. — Suffix -aris liegt dagegen bei chevaleir vor, das sonst mit *-ier* erscheint, in: *chevaleirs* pl. : *bacheleirs* pl. 1811/12; Suffix -aris für letzteres Wort ist bezeugt durch *bacheleir* : *porteir* 441, : *demandeir* 2818, : *doneir* 4105 (vgl. Einleitung S. XXVIII), *bachelers* : *peirs* (Väter) 4093; *bacheler* i. V. dreimal, *bachelier* i. V. sechsmal.

11) Im Maccabäerfragment (zuletzt herausgegeben von Emil Münchmeyer, Två fragment af Maccabeer-Böckerna, Diss., Upsala), in wallonischer Umschrift, finden sich *matire* 174 und *banire* (letzteres nicht von M. auf S. XIX genannt), sonst -ier: *chevaliers, destrier, promiere, mestier.*

12) Aus den wallonischen Urkunden bringt Wilmotte (Études de dialectologie wallone, Romania 17 [1888], 18 [1889], 19 [1890]) im § 8 der grammatischen Einleitung nur zwei uns interessierende Beispiele über den Übergang von *ie* : *i*, deren eines aus einer Urkunde der Abtei von Robermont a. 1274 besonders bemerkenswert ist: *watiers* (= Walter) *c'om apelle wotir.* Ich fand in den hier veröffentlichten Urkunden zwar meist *-ier*, jedoch auch *-ir*, und zwar in den Lütticher Urkunden: *manire* (zweimal), I a. 1236; *prumirez,* III a. 1241; *bin* (= bien) neben *maniere,* VI a. 1249; *cheualirs* neben *masuier,* XI a. 1269; *cheualirs, Renirs, dokires*? (in XIX *dokieres*), XIII a. 1272; *bonir* (und *-ier*), *cheualirs* (und *-iers*), *renirs* (Eigenname), XV a. 1276; *bonir* (zweimal), neben *-ier* (*de terre*), *bin* (= bien), *cheualier, maniere, riviere,* XVIII a. 1277; *wathir* (dreimal), *wathirs* (neben *watier, wathier*), *bin* (= bien), *bonir* (zweimal), *renirs, dokires,* XXI a. 1280; *cheualirs,* XXIII a. 1291. — In den Urkunden aus dem Süden Lüttichs: *Rennirs, cheualir* neben *Renniers, cheualier, maniere, balhiers,* IX a. 1265. — In den Na-

mürer Urkunden: *masuir* neben *-ier, entirement*, aber *cheual-, bailh-, bonier*, IV a. 1261; *bonnire* (fünfmal, dasselbe wie oben bonir) neben *manniere, denier, mestier*, V a. 1263; *manire* (dreimal), VI a. 1267; *manire*, VIII a. 1270; *cheualir, bailir, li balirs, li bailirs* (zweimal), *bonnir* (dreimal), *masuir* (dreimal) neben *-ier, mannire* (dreimal), *denir, entires* (fem. pl.), *moitit* (= moitié), XI a. 1272; dieselbe Urkunde hat in einer anderen Abschrift, XII a. 1272, überall *-ier(e)*.

13) In Jean's de Stavelot Chronik (Lütticher Dialekt) findet man *primiier* und *premirement, licenchiies, fevrir* und *-ier, grief, grif, gref*; *bacheleirs* (s. Keuffer, Die Stadt Metzer Kanzleien, Rom. Forsch. 8, 1896, S. 492).

14) In den lothringischen Urkunden (auch in den Metzer Amansakten) ergiebt -arium viel häufiger *-ier* als *-eir*, das in der Schreibung *-eix* in *quarteix* und *frousteix* erscheint (Keuffer S. 400 bis 402, 461, 464). Ich finde in der von Keuffer veröffentlichten Urkunde des kaiserlichen Bezirksarchivs a. 1259 aber auch *cheuelirs, cellerirs*, dagegen in einer Urkunde aus 1228 *chevalier*, S. 496 (*chevelliers* S. 461 von K. citiert), und *-eir* in drei Urkunden a. 1325, S. 506: *l'o(u)lieir, li olieir* (l'huilier = ole-arium); vgl. *mangieir*, S. 464 = manducare.

15) Im Lothringischen Psalter, hrsg. von Apfelstedt, Afrz. Bibl. v. Förster, 4. Band, 1881, Hs. a. 1365, ergiebt -arium, a *-ier, e*, wird aber oft *-ieir, e*, besonders im Femin.; so in *solieir, seculieir* (mit Suffixvertauschung), in *papieire* (Hs. M hat *paupire*, Keuffer S. 484), *poucieire, lumieire*; -erium, a = *-ieir, e* : *mestieir, maisieire* neben *-iere*; halbgelehrt sind *miseire, refrigeire* (s. Apfelstedt § 58. 64. 80 und Wörterbuch).

16) Die altlothringischen Predigten des h. Bernhard v. Clairvaux (Buscherbruck, Rom. Forsch. 9, 1896) haben bei -arium *-ier*; bei -aria einmal *chambereire* neben *chambriere*; -ĕrium = *-eire* [*adulteires*, neben *avouteire* (bei Kesselring, s. u.), *empeire*], *-ere* [*adultere, emperes*], *-ier* [*saltier, mestiers*]; -ĕria = *-eire* [*mateire*; gelehrt ist *misere*] und *-iere* [*matiere, maniere*], S. 691, 692. — Die Hs. B hat für -arium, a meist *-ier(e)*, jedoch *primeer, pouseire, chambrere*; für -erium, a *-eir(e), -er(e)* (*deseir* einmal, sonst *desier*), S. 734. Die *-eir-, -er*-Formen finden sich bekanntlich in einer Reihe moderner lothringischer Patois.

17) Die lothringischen Predigten Gregors über Ezechiel (die Hs. wird noch ins 12. Jahrh. gesetzt) zeigen neben *-ier -er*; die lothringische Übersetzung der Predigten des Bischofs Haimo von Halberstadt (13. Jahrh.) hat neben *-ier -eire* (*avouteires*); s. Kesselring, Die betonten Vokale im Altlothringischen, Diss., Halle 1890, S. 39.

18) In der lothringischen Hs. E des Girbert de Metz, aus der Geste des Lohérains, 13. Jahrh. (hrsg. von Stengel, Rom. Stud. 1,

1875, S. 441—552), fand ich nur *ier*-Formen; bloſs *iei* in *arieire* S. 478 24; das häufigere *bacheleir* reimt in der é-(= ei-)Tirade (470 12, 21, 488 20, 489 30, 490 27, 490 4), scheidet also aus der Reihe der Beispiele aus.

19) In der lothringischen Guerre de Metz en 1324, Hs. des 15. Jahrhunderts, hrsg. von Bouteiller und Bonnardot, findet sich Strophe 240 *entire* (= entière) : *taniere* : *fumiere* : *darriere* (hier sprach also wohl auch der Kopist das *ie* der übrigen Reimwörter wie *i*); sonstige Beispiele vom Übergange des *ie* zu *i* auf S. 440: *continent, tilz, tis, pitaille, Thiry, livres* (= lièvres), *chivre, brifment.*

20) Der im Gebiete der Franche-Comté entstandene Yzopet, Hs. des 13. Jahrhunderts, hrsg. von Förster, 1882, Afrz. Bibl., 5. Bd., zeigt nur *-ier*; jedoch lassen sich einige *i* für *ie* aus ĕ belegen, § 23.

21) Im Girart de Rossillon (aus dem nördlichen Teile der Franche-Comté), der zwischen 1330 und 1334 verfaſst wurde, während die Hs. aus dem Jahre 1416 stammt, treffen wir zwar meist *-ier,* aber auch *-er* in *ouvrer, meurtrers, consoiller, messaiger, loer* (locarium) und *-ire* in *adortire, avotire* (adulterium); vgl. dazu auch *tirce, aligre,* sowie die bereits früher genannten Reime *devie* (vetat): *envie, revient* : *devint,* endlich aus Besançoner Urkunden dreimal *tenier* als umgekehrte Schreibung (vgl. Breuer, Sprachl. Untersuchung des G. v. R., Diss., Bonn 1884, S. 25, 26).

22) Der Végèce des Priorat von Besançon, Hs. des 13. Jahrhunderts (vgl. Wendelborn, Sprachl. Untersuchung der Reime der V.-Versifikation des Pr. v. B., Diss., Bonn 1887), hat häufig, wie auch die Urkunden aus dortiger Gegend, *-ier*; *i* aber in *menire* (*manire* auch in einem anderen Texte); man vergleiche damit die bereits oben erwähnten Reime *pie* (pied) : mie, *pie* : barberie, sowie *vint* präs. — *e* dagegen in *menere, bachiler*; in Urkunden z. B. *revere* (*-iere*), *premere, mennere, manere, bannere.*

23) In Burgund (Côte d'Or, Saône-et-Loire, Yonne), aber auch in Bourbonnais, Nivernais, Haute-Marne trifft man in den Urkunden häufiger *-ere* statt *-iere*; z. B. *man-, men-, meinere, chiv-, chevalers* (s. Goerlich, Der burgundische Dialekt im 13. und 14. Jahrh., Frz. Studien 7, 1. Heft, S. 37); jedoch weist Goerlich auch zwei Formen auf *-ir* nach: *menire* aus Autun in Saône-et-Loire und *escuyr* aus Haute-Marne; umgekehrte Schreibungen: *tenier*; *ocierre* : dire, S. 78 (letzteres aus einer burgundischen Handschrift des 14. Jahrhunderts); auſserdem einige Formen mit *-eir(e),* z. B. *ryveire, meneire* aus Côte d'Or, *maneire* aus Saône-et-Loire, *chivaleirs, confanoneir* im Floovant (vgl. auch Goerlich, S. 47, 2. Absatz).

Zweiter Teil.

Die mhd. Substantive mit dem Suffix *-ier*
(Material und Etymologien).

In der Liste der behandelten Wörter sind diejenigen mit einem † versehen worden, deren altfranzösische Entsprechung genauer als bisher mitgeteilt wird; vor Wörter, deren Etymologie früher anders angegeben war, oder vor solche, die noch nicht in den mhd. Wörterbüchern verzeichnet sind, setze ich ein *. Man vergleiche besonders damit die Angaben in Lexers mhd. Taschenwörterbuch.

Alphabetisch geordnete Liste.

I. Wörter auf *-ier*, *-iere* (die Varianten werden nicht angeführt); Nr. 1—90.

arzibiere 68.
* *balier* m. 36.
† *balteniere* m. 15.
* *banier* n. m. 58a; 10, Anm. 2.
baniere f. 58b.
barbir m., persönlich, 38.
* *barbier* n. 60a.
* *barbiere* f. 60b.
† *batschelier* m. 14.
† *blamenser* n. 47d.
braisier m. 22.
* *breuier* n. 54.
brustenier n. 85.
* *buhier* n. 51.
* *bursier* m. 39.
divier 74.
drumier 69.
* *eculier* m. 35.
* *eskelier* m. 21.
* *gramangyer* n. 47c.
† *gropiere* f. 1.
groyr n. 73.
grûsenier n. 90.
hanthier 77.
* *harpiers* m. 18.
† *harschier* m. 43.
* *hersenier* n. 81.
huffenier n. 87.
hurtenier m. 84.
† *iubelier* m. 42.
* *karnir* m. 34.
* *klistier* f. n. 63.
krocanir 79.
kollier n. 62a.
* *collier* f. 62b.
* *condwier* n. (m.) f. 61.
curier m. 17.
lankenier n. 88.
* *lendenier* m. 78.
* *liniere* n. 50.
* *luminere* f. 5.
† *mangier* n. 47a.
maniere f. 2.
* *massalgier* m. 28.
* *miniere* f. 8.
† *ministrêre* m. 25.
miusenier n. 86.
† *myssagere* m. 29.
nôklier m. 16.
* *olyuere* m. oder f. 27.
* *omilier* m. 41.
* *panzier* n. 44.
papier n. 57.
* *parlier* m. 37.
parribiere 67.
* *personier* n. 53.
† *petit mangiere* n. 47b.
petschier n. 56.
quartier n. 45.
* *rivier* m. n. 64.
riviere f. 64.
* *rosier* m. 26.
saliere 71.
scheitier 70.
† *schevalier* m. 19.
* *schinier* n. 48. 82.
* *schinnelier* n. 48. 82.
schivir 72.
scholier 75.
* *semftenier* n. 80.
slementschier ? 47e.
* *soldenier* m. 12.
soldier m. 11.
* (?) *spaldenier* m. n. 83.
* *spalier* n. 49.
spozzenier 89.
surziere f. 3.
* *tabernier* m. 24.
* *tälir* n. 52.
* *tehtier* n. 46.
† *toblier* m. 23.
trappier m. 31.
† *treviers* 65c.
* *trisolier* m. 33.
† *tschier* sb. f. 10, Anm. 1.
† *tschier* adj. 65a.
* *turkopelier* m. 30.
* *turnier* abstr. m. 40.
† *ussier* m. 20.
fier 65d.
visiere f. n. 6. 55.
* *visier* f. 7.
flasîr 76.
* *floriere* f. n. 4.
† *voluntirs* 65b.
* *forehtier* m. 13.
forîr m. 32.
frontiere f. 9.
weifier 66.
zimier n. 59a.
* *zimiere* f. 59b.
zimierde f. n. 59c, d.

II. Weiterbildungen auf *-i(e)rære*, *-i(e)rere*, *-i(e)rre* u. s. w. (meist †); Nr. 91—129.

artschierer 117.
astronomirre 95.
bantzyerer 120.
barbierer 112.
briuirer 122.
bursierer 116.
busunier 99.
drappierer 114.

gewardierer 109.
hovierer 125.
hûsierer 128.
iubelierer 118.
chrigîrre 91.
kroyerre 92.
luminierer 105.
papierer 121.
paratierre 94.
parlierer 113.
partirer 103.
patelierre 96.
pfaffierer 127.
pitschierer 115.
planirer 111.
polierer 110.
regierer 107.
scholierer 123.
sigillierer 129.
spendiere 126.
stolzierer 124.
suppierre 97.
talierer 102.
tafernîrer 119.
tendlier 108.
trumlierer 104.
turniere 100.
tyostier 98.
fabelierære 101.
visierer 106.
floitirre 93.

III. Ersatz von *-ier* durch *-ære*, *-ere*, *-er* († oder *); Nr. 130—133.

buckelære 130. *marnære* 131. *paltenære* 133. *valkenære* 132.

In jedem Abschnitte sind die Wörter soweit als möglich nach ihrem zeitlichen Auftreten im Mittelhochdeutschen geordnet worden. Um die Übersicht zu erleichtern, verweise ich öfter auf die Belege in den grofsen mhd. Wörterbüchern von Benecke-Müller-Zarncke (abgekürzt Benecke) und Lexer; aufserdem auf Schades altdeutsches und Lübbens mittelniederdeutsches Wörterbuch. Nur wo ich Zusätze gebe oder auf Unterschiede aufmerksam mache, bin ich vollständiger. Die französischen Wörterbücher von Godefroy und Saint Palaye werden mit G., S. P., das mittellateinisch-französische Du Canges mit D. C. bezeichnet. Die vorliegende Zusammenstellung der Wörter, zugleich unter Angabe ihrer Etymologie, geschah bereits 1891; sie hat nur noch einzelne Erweiterungen erfahren. Dagegen ist die vorausgehende sprachliche Einleitung erst 1899 verfafst worden.

I. Wörter auf *-ier*, *-iere*.

A. Feminina.

1) *gropiere* Wig. 1980; *cropier* Krone 731 (Hs. P *tropier*, *t* statt *c* verlesen! V *chropier*); man kann hier gegen Scholl lesen: vîl mánec bânìer, décke únd cròpìer, braucht also nicht die verkürzten Reimwörter der Hss. durch *e* zu erweitern. Nach Grimms Gr. noch: *groppier* M. B. 8, 149, *gropir* 13, 119;

= afrz. cropiere (vgl. Littré).

2) *maniere*, *manire*, vgl. Lexer; Karlm. 538, 8 *maneir* (dat.) : veir (= vier);

= afrz. maniere, nfrz. manière (Littré); nord- u. ostfrz. man(n)ire (neben menire); s. die Nummern 12, 22, 23 der sprachlichen Einleitung; man(men-)eire läfst sich zwar auch im Ostfrz. belegen, s. jedoch das über Karl Meinet in der Einleitung Gesagte.

3) *la surziere* Parz. 780, 11; Varianten an anderen Stellen des Parz. sind: *surzir*, *-ier*, *surz-*, *surtziere*; *lassvrzziere*, *lasvrziere* j. Tit. 5106, 5786, *sursiere* 5217, *larsvsiere*, *larsursiere* 5206. 5357;

= afrz. sorciere (Littré); in sourcerie = sortilège, D. C., wird o: ou.

4) De salvatsch ekvnaten . der tugend ein *florier* . ir hertze an den geraten was . da von kos si in bei namen schiere, j. Tit. 1165 in der Strafsburger Hs., Germ. 25; S. 173; die Heidelberger Hs. hat fälschlich das bekanntere florie (: schiere). Im Benecke noch: einen kranz von rôsen rôt, der was der meit *floriere* MSH 3, 274 b (= Zierde, Schmuck); gab ein *durchflorier* Hätzl. 2, 63, 77 (= vollkommener Schmuck). Danach scheint allerdings ein Neutrum vorzuliegen.

Das Wort mag dennoch, trotz des letzten vielleicht fehlerhaften Beispiels, das afrz. Fem. floriere, flouriere sein = boîte à mettre la fleur de farine (sonst = marchande de fleurs), Godefroy. Im Deutschen also 'Behälter' der Tugend. Das Wort könnte sich aber auch aus *florure statt floreure ableiten, was in G. wohl die ähnliche Bedeutung hat, mit Übergang von ü : i; s. meine Dissertation § 21.

5) durch des hemels (zu lesen: helmes) *lumenere* : schere, Karlm. 56, 61; stach Kayphas in de *lumynere* : fyere 66, 35; by des helmes *luminere* : schere 197, 40; in des helmes *luminere* : schere 202, 18. Das zweite Beispiel zeugt für das Fem., Lexer giebt fälschlich Neutr. an.

Man könnte vermuten, daſs es eine Weiterbildung auf *-enier* wäre, wie sie z. B. in lendenier (Nr. 78—90) vorliegt; doch sind diese Wörter Maskulina oder Neutra. Es wird das gelehrte luminaire sein, S. P., das 'Licht, Beleuchtung' bedeutet, aber auch in übertragenem Sinne 'Aussicht'. (luminaire auch bei Girart de Rossillon 6265. 6300; im lothr. Psalter 135, 7.) Endlich kann das Wort auf den Gegenstand, durch den man blickt, übertragen worden sein. Bestätigt wird das durch das afrz. lumiere, das, wie auch heute 'Licht' (vgl. Bartsch, Chrest.), aber auch die von uns verlangte Bedeutung hat: œillières dans le masque du heaume, S. P. Da nun bei Karlm. alle *-ier* zu *-er* werden, so kann dieses Wort auch mit den Wörtern auf ursprünglich *-iere* reimen.

6) er traf den bastart in sin *visiere* LuM 41 a u. öfter; foramina in galea, 'in der *visîr*' Schm. Fr. a. 1460. Das erste Beispiel kann ebenfalls Fem. sein. Erst in späterer Zeit wird visier Neutrum, so aus Weig. 1605: das *visier* des Helms (Hulsius 149 b) und bei Schmeller Fr.: das *visier* = die Maske, Larve; in Schwaben eine bäuerische Haube;

= afrz. visiere, S. P. Davon zu trennen ist vielleicht das folgende Wort.

7) Chr. 5, 314 a. 1467 'mit *visier*' = Plan des Gebäudes; 'auf die *visier*' = Abeichung, Np. 246 (15. Jahrh.), ferner bei Schm. Fr. Beispiele für das Fem. visier = Maſs, Modell, Aufriſs, Plan.

Das afrz. visiere hat bei S. P. nur die Bedeutung 'Helmvisier'; familiär ist es nach Littré auch gleich 'vue'. Daher könnte Nr. 7 auch darauf beruhen; oder aber auf einem *visure, dessen ü : i wurde, vgl. meine Diss. § 21. Im Mittellateinischen bedeutet 'visura' prospectus und inspectio (D. C.). Visier in der Bedeutung 'Abeichung' käme dem am nächsten. Verständlich ist uns, wie sich daneben recht gut die anderen oben angeführten Bedeutungen entwickeln konnten. — Zum Substantiv gehört noch *visierrûte* Fasn.; mhd. *visieren, durchvisieren*, schildern, abeichen = frz. viser; *visierung*, Abeichung, Bauplan und *visierer*, s. unter Nr. 106.

8) 'wir haben uns vor und uzbehalten alle ander *miniere*, erz und metal'; 'und aber alle *minier*, saltz und metal uns zustendig ist und zu verliehen haben', Mone, Zs. 2, 285 f. aus 1490.

Beide Beispiele scheinen im Singular zu stehen und die davorstehenden 'alle ander' bezw. 'alle' auf ein Fem. zu weisen.

Das Wort ist das zahlreich belegte afrz. Fem. miniere, nfrz. minière = Mine, Bergwerk, Grube, Erzgang (G., S. P., Littré, Sachs); vgl. aus dem Münchener Brut 13/14:

> De metals de totes manieres
> Sunt plentevouses les minieres;

im mlat. minera, minerale Dfg. 362 a, ngl. 253 b. Nur einmal belegt G. auch ein Mask. minier = Mine. Ich setze daher gegen Lexer hier das Fem. an.

9) *frontiere* Zimr. chr. = afrz. frontiere, nfrz. frontière (G., Littré).

10) Anm. 1. Ich füge hinzu das nicht hierher gehörende, dem Bartschischen Gesetze folgende *schier, tschier* f., P. u. S. = afrz. chiere,

chire, Littré. — Anm. 2. *banier* st. Fem., Parz. 703, 25 = le pannier, Korb bei Lexer, ist zu streichen, da das Wort hier Fähnlein am Speer bedeutet und frz. banniere ist; vgl. Bartsch zur Stelle.

B. Maskulina.

11) *soldier* (*soldiers* mit flexivischem *s* im Erek), vgl. Lexer;
= afrz. soldier, Burguy I, 221. Dazu mhd. *soldieren* = *soldier, bei Littré einmal afrz. solder, das sonst in der volleren Form soldeier u. s. w. erscheint. — Zu soldier gehört auch das Fem. *soldierse* Parz. 341, 24, das aus dem Mask. durch Anhängen des im Fränkischen beliebten Suffixes *-se* (aus frz. *-esse*) gebildet ist (Weinhold, Mhd. Gr. § 267); eine ähnliche frz. Bildung finde ich in '*dame Margeritain le* (weibl. Art.) *Courieresse*', Urk. 87 a. 1260 aus Douai (Pikardie), Zs. f. r. Ph. 14, 1890, S. 330. — *soldierse* reimt mit *trippanierse* (Var. *trippen-*) mit dem gleichen Suffix; das zu Grunde liegende Wort soll das frz. trupendiere = Hure sein.

12) *soldenier, soldenîr*, Hartm., Geo., Jer.; könnte nach Wackernagel Vermischung von *soldenære* (zum Verbum *soldenen*) mit *soldier* sein. — Das Vb. *soldenieren* im Gerh. wäre dann davon abgeleitet. — Aber *soldenier* könnte auch aus einem *soldenierer (s. Nr. 91—129), zum Vb. *soldenieren* gehörig, und das Zeitwort aus der Konkurrenz von *solden* und *soldieren* entstanden sein. Wahrscheinlich ist jedoch *soldenier* gleich afrz. *soldenier = soudenier bei D. C., mit Auflösung des *l* zu *u*; 'soudener' auch bei Godefroy aus der Conquest of Ireland 1376.

13) *forehtier* Parz., Lanz., WWh. (Hs. K *forhtier*);
= afrz. forestier (S. P.) mit ostfranzösischem Übergang von *s* zu *χ*. Die Varianten *forestyer, vorstier* im Wh. 379, 25 haben noch *s*, wie z. B. im Münchener Brut (wallon.) 277 forestiers zu belegen ist. Der Form *forstære* (: *lære*) im Wh. 389, 28 liegt dagegen das bereits ahd. Fremdwort *forst* zu Grunde.

14) *batschelier, baschelier* Part. B., *watschilier* Rauch script. 2, 307, 308. MSH 2, 62a, *watschelier* Lcr. 4, 289; *bætscelier* (: mir) WWh. 290, 24 (Hs. K), *bäschelier* m, *betschelir* z, *betschilir* l, *batzelir* n, *patscelier* t; *betſchiliere* pl. Trist. U., v. Grootesche Ausg. 913, Hs. H, *bescheliere* B, *beſchelere* N (niederrheinisch), *bon bethſchelir, acuteix!* 2371 H (= hört!), *beſchelier* B, *bvn beſcheleir* (paras. *i*), *acurtoeis* [= a curt oeis (paras. *i*) = hört kurz] N; *beschelier* Troj. 31042, MSH II, 86a; *betschilier* Troj. 32428; *bachelere* (pl.) : fere (= fier) Karlm. 264, 29. 292, 40, (: schere = schier) 219, 35, *batzelere* (pl.) : fiere 131, 51, *basallere* (pl.) : sere (= sehr) 208, 21. Sonstige Beispiele bei Lexer;
= altfrz. baichelier, bachelier, baceler, bacheler u. s. w. (s. die Einleitung); die Formen mit *i* in der zweiten Silbe sind dem Ostfranzösischen entlehnt, vgl. *bachiler* im Végèce (Franche-Comté) und das zu schevalier Gesagte; *basaller* läſst sich in den vortonigen Silben mit mhd. schafaliers vergleichen.

15) *balteniere* Bit.; im Karlm. reimt das Wort, wie auch die sonstigen Wörter auf -ier, mit ursprünglichem *ie*, aber auch mit *e*: *paltinere* pl. (: vere = vier) 10, 42; *paltenere* pl. (: schere) 139, 37. 147, 58. 149, 7; dat. sg. (: schere) 150, 19. 153, 39. 159, 46; (: fere = fiere) 168, 7, (: fiere) 151, 31; nom. sg. (: vnfere = nicht fiere) 227, 52; *paltener* n. sg. (: vnfeir) 142, 33; acc. (: feir = fier) 169, 5; pl. (: feir) 149, 1; *paltenere* n. sg. (: were = wäre) 140, 65; *palteneren* dat. pl. (: zeren = verköstigen) 149, 13. *paltener* i. V. 100, 24, 30. 135, 9, 17;
= afrz. paltenier, paltonier (vgl. G. unter pautonier); über paltenære s. Nr. 133.

16) *nôklier, nuklir, nakeler*, vgl. Lexer; *noklir* j. Tit. 2540;
= afrz. noclier = patron du navire, pilote, G. und S. P.

17) *curier* Trist. U. 2327. 2433 = Läufer. *kurrier* Wig. 10582. Ammenh. = Läufer im Schachspiel; nd. *currerspêl*. Chr. 7.

Für beide Fälle ist wahrscheinlich alt- und nfrz. courrier (S. P.) anzusetzen. Ein Beleg, wo courrier auch im Schachspiel erscheint, ist nirgends aufzutreiben.

18) *beas harpiers* (nom.) : schevaliers Trist. 13301.

Es setzt ein nicht zu belegendes afrz. harpier + flex. s voraus; ein Nom. harpieres zum obliquus harpeor (S. P.) kann nicht zu Grunde liegen.

19) *schevalier* Krone, Helbl., *zevalier* Wig., *schevelier* Trist. H 2031; die Heidelberger Hs. des Tristan schreibt *ſchavelier* (Ausg. v. Groote) 5580/81, *ſchevelier* 5602, *ſchevalier* 9169. 18883, *ſchevaliers* 13302; F *cherelier, chevalier, chiveilir, chivailirs, ſchivilir*; B *ſchevelier, schevelir, kivaliers, ſchievalier*; N *ſchiffalier, ſchiffaleirs* (*e* + paras. *i*, wie dort noch mehr bei Wörtern auf *-ier*). — *cavalier* Apoll., *schafaliers* Fragm., *zay, tschâ tschavalier!* Gerh., Otn.A., *ahtschavelier!* Dietr., Rab., *zæhtzovælier!* Hpt. Zs. 18. 91, 74. *schivalier* Herb.

Das Wort erscheint in den nord- und ostfrz. Denkmälern in der Form *ceval-, cheval-ier* oder *-er*, z. B. in Aliscans *chevalier(s)* 429. 749, *cevalier* 647, in Aucassin *cevalier, -er*; meist *cheualier* in den wallonischen Urkunden, Rom. 17—19; in den Dialogen Gregors und im Hiob nur *cheualier(s)*, auch im Maccabäerbruchstück; im Brut *ceval-, chevalier(s), -eir*; *cheualier* im Girbert de Metz; daneben aber läſst sich, gerade so wie in den mhd. Texten, ein Schwanken in den vortonigen Vokalen feststellen. Z. B. zeigen zwei Lütticher Urkunden aus 1248, Urk. 4 und 5, Rom. 17, neben *e—a* in *cheual-, ceual-ier i—a* in *chiualier*. Über nord- und ostfrz. Formen mit *-ir* in der Endung ist bereits oben ausführlicher berichtet worden. Der lothringische Ezechiel zeigt *i—e* und *i—a*: *chivelier, chivaliers* (s. Kesselrings Diss.); auch in der Guerre de Metz wird S. 297 unten ein *chivelliers* angeführt. Haimo v. Halberstadt (lothr.) hat *cheval-, chivalier*; *i—a* auch im lothr. Bernhard: *chivaliers, chivals*, aber *chevalerie* (s. Kesselring u. Buscherbruck in den Rom. Forsch. 9); auch in Burgund und den sich daran anschlieſsenden Gebieten ist *i—a* nachzuweisen: in Urkunden aus Bourbonnais, Nivernais, Yonne *chivalers* und im burg. Floovant *chivaleirs* (Goerlich, Burg. Dial. S. 37). *e—e* erscheint im Metzer Gebiet: *chevelliers* (Keuffer, Rom. Forsch. 8, S. 461), und *chevelirs* fand ich eb. S. 496 in einer Urkunde aus 1259, ebenso in Aliscans (aus Artois) *cevelier* 3688 (neben *cheval-, cevalier*). — Formen mit *a—e, a—a*, wie sie in deutschen Texten vorkommen, sind zu erschlieſsen aus *chareaulx*, Guerre de Metz 208a, Hs. D [vgl. *chaminer* (inf.) 293c, *chamin*, S. 408 im Friedensvertrag; auch Keuffer, Rom. Forsch. 8, S. 350, weist im Metzischen eine solche Form nach; *chavols* (Haare) im Bernh., Rom. Forsch. 9, S. 681]. Der mhd. Form mit *i—i*: *schivilir*, kann man (für die zweite Silbe) frz. *a—i* in *bachiler* aus dem Végèce an die Seite stellen (s. Wendelborns Diss. § 64). *tzovælier* mit *o—e* ist in Bezug auf die erste Silbe mit *chuualiers* (neben cheualier) in der 14. wall. Urk. a. 1273 in Rom. 18 zu vergleichen, wie ja auch *u* oder *o* statt vortonigem *e* im Wallonischen eintreten kann (heute ist noch im Nord- und Ostfrz. strichweise derselbe Wandel zu bemerken): *prumirex*, wall. Urk. 3 aus 1241, Rom. 17; *promierement* Urk. 15 a. 1280, Rom. 18, Urk. 10 a. 1272, Rom. 19, *promiere* (neben premier) Urk. 2 a. 1248, Rom. 19; *promier* (premier 303, 36) Hiob 300, 29; *promiers* Dial. Greg. 57, 7. 73, 6; *soduieres* (Verführer) 334, 13; *promiere* im Maccabäerbruchstück; über den Wandel von *i* zu *u* vergleiche auch das in meiner Dissertation S. 40 zu zimiure Gesagte.

20) *ussier* kommt vor Parz. 596, 10. 621, 12. 663, 11. 667, 30. *urssier* WWh. 9, 3, 24. 438, 6. Die Form für den Parz. scheint Lachmann aus D, für Wh. aus K entnommen zu haben. Ein Nom. Sg. ist nicht darunter;

ein Dat. Sg., ein Acc. Sg. und ein Nom. Pl. haben kein flexiv. *e*. Daher könnte der Nom. Sg. bloſs auf *r* ausgehen.

Im Altfrz. zeigt das Wort in der ersten Silbe die verschiedensten Formen. Im Mlat. lautet die wahrscheinlich ursprünglichste Form usceri-um, -us, D. C. Daraus konnten zwei Formen entstehen, die eine, die aus *c* ein vorausgehendes *i*, die andere, die das *c* zu *č*, *š* entwickelte. Also afrz. usscher (im D. C. einmal belegt) [im Ital. auch usciero]; oder uissier. Die Aussprache *š* könnte nun im Mhd. durch die Schreibung *rs* ausgedrückt sein, wenn man dafür die dialektische Aussprache *rš* annimmt, wobei das *r* vielleicht noch verstummte. Da der Accent auf der Schluſssilbe liegt, kann das frz. *ü* nach ostfranzösischer Weise leicht zu *u* werden. Diese Aussprache mag zum Teil in den Handschriften vorliegen, die bloſs *urs(s)-*, *uss-* schreiben; es muſs aber stets dabei beachtet werden, daſs *ü* nicht immer durch die Schrift wiedergegeben wurde. Die frz. Form uissier selbst kann noch im Frz. folgende Wandlungen erfahren: *üi* vereinfacht sich zu *ü*, vgl. ussier bei Godefroy; oder der Nebenaccent rückt von dem *ü* auf das *i*, wodurch das *ü* selbst zu einem konsonantischen *ü*, *u* und endlich einem *vü*, *vu*, *hü*, *hu* wird. Dies ist ausgedrückt durch die frz. Schreibungen vuissier, vissier, wissier, huisser, G.

Einer dieser schwankenden Aussprachen suchen nun die mhd. Schreibungen gerecht zu werden; ich gebe die Varianten. Parz. D *ussier* würde frz. ussier sein, Parz. G *visier*, *vessier* frz. vissier entsprechen und *urfier*, verderbt wohl statt ursier, frz. ussch[i]er, uxier; die gleiche Aussprache für g in *ursier*, ebenso in Wh. K *urssier* und t, s *ursier*. m *üssier* = ussier und *ürsier* = ussch[i]er; p, o *ussier*, *uxier*, *üssier* = ussier; n *ussier*, *usser* = ussier, usser; *wisir* = vissier, wissier; x *hussier* = frz. huissier; l *ussir*, *uxier* = ussier; *örser* : halzibir in l zeigt wahrscheinlich dialektische Ausartung auf deutschem Gebiete; die frz. Nebenform oissier (G.) dürfte ihr nicht entsprechen. — Andere mlat. Formen vom gleichen Stamm bei D. C. sind uss-arius, -eria, -erius, huisserium.

21) *eskelier*; so schreibt fünfmal Wh. K, sonst *eskelîr*, *-ir*, einmal *esklire* (acc. sg.); entgegen der Hs. K hat Lachmann an drei Stellen die Form mit *kl* in den Text eingeführt. — m, n haben, wo Varianten gegeben werden: *eskelyr*, m auch *-ier*; l *escelir*; o, t *esckelier*; l, p, o endlich noch *es(c)kelier* und *eschelier*. Die Belegstellen findet man bei Steiner, Germ. Studien II, 256. Auch im Wh. 290, 24 steht an Stelle von bätschelier *etschlir* x, *eschelir* p, *esckelier* o. Auſserdem *escelier* j. Tit. 835. 3468. 4007. 4248. 4164. 4228, *escelire* (nom. sg.) 3466, *escelir* acc. pl. 3949. 4189, *esclier* 810; im Loh. *escalier*.

Die Eskeliere befehligen die Rotten: die den man rotte jach, amazûre und eskelîr, WWh. 366, 27; an die die rotte horten, ich meine hohe kvnige und esceliere, j. Tit. 4164. Sie haben noch folgende Beiwörter: eskelîre 'an fürsten krefte zil', WWh. 256, 1; 'an der fürsten zil' 372, 10; 'esklîr vil rîch erkant' 98, 26. Sie werden neben Königen, Emeralen und Amazuren genannt, ohne daſs aus einer bestimmten Reihenfolge vielleicht eine Rangabstufung zu erkennen wäre.

Bisher hatte man kein entsprechendes Etymon finden können. Saint Palaye sagt, escler bedeute 'slave, esclavon' und unter 'sclavinia': sic nostri Sclavos Esclers appellarunt; auch Godefroy erklärt escler, ascler, asclier als 'esclavon, mot devenu synonyme de païen, infidèle'. Man muſs zugeben, daſs bei einem groſsen Teil der dort angegebenen Beispiele mit den esclers ein Volksstamm gemeint ist. S. 33 seiner Habilitationsschrift 'Über die Quellen Ulrichs v. d. Türlin' teilt nun Suchier folgende Stelle aus dem älteren Moniage Guillaume mit:

Volés oïr de dant Tibaut l'Escler
et de Guillaume le marcis au cort nés u. s. w.

Hier hat also der aus dem Willehalm bekannte König Tybalt das Beiwort *l'Escler* erhalten. Auch in Aliscans finde ich, daſs der *roi Tiebaut* 238 oder, wie er in 2773 genannt wird, *Tiebaus d'Arrabe* in 1199 *roi Tiebaut l'Escler* (in einem é-Reim) heiſst. Ob aber hier *Escler* eine Würde bedeuten soll, wird in Aliscans durch die nun folgenden Stellen wieder in Frage gestellt, wo die Esclers nur ein Volk bedeuten können:

Ke ne fuiroie por Turc ne por Escler (er-Reim) 850,
.XXX. rois furent que Persant que Esclez (ez-Reim) 1782,
Entor Orenge a .C. mile d'Esclés (és-Reim) 2431,
Dont puis morurent .M. Turc et .M. Escler (er-Reim) 3376,
Et .C. milliers qe Persans qe Esclers (és-Reim) 4389,
Quida ke fussent Sarrasin ou Escler (in é-Assonanz und Reim) 4813,
Por tant k'il fust, Sarrasins ne Esclers (er-Reim) 5637,
Ne l'ose ataindre Sarrasin ne Escler,
Turc ne Persant d'une lance abiter 5665/66,
Et .XXX^{m}. *que Persant, que Esclé* (é-Reim) 5858.

Gewöhnlich werden die Sarrasin und Escler nebeneinander genannt, so:

Or vos ont mort Sarrasin et Escler 787;

dieselbe Verbindung in den Stellen 1529. 4892. 5337. 5574. 7398. 7517. 7556. 8056. 8218. 8351. Escler allein kommt noch vor in:

Puis tret l'espée qu'il toli à l'Escler 1697,
Et il me dirent fix fu à .I. Escler 3200,
Et si me dirent fiex ert à .I. Escler 3261.

In diesen drei Stellen mag Escler einen hohen Fürsten bedeuten; dagegen wohl nicht in:

Ke, s'en Orenge m'asaloient Escler 3119,
K'il ne soit pris de paiens ne d'Esclés 1373.

Eine Würde bedeutet dagegen wohl Esclier in:

Quant la noisse oirent ceux Saracins Asclier, Prise de Pampelune,
in Godefroys Wb.,

ebenso in einer Stelle, die ich in Bartschs Chrestomathie[5] 205, 14/15 aus Huon de Bordeaux notierte:

iluec avoit un Sarrasin Escler:
amirés ert set vinx ans ot passés;

vielleicht auch in:

il n'a çaiens Sarrasin *ne Escler,*
tant soit haut hom, se il li faisoit mel,
que il ne soit pendus et traïnés. Eb. 202, 22 ff.

Endlich finde ich jetzt, daſs Leo Wiener im American Journal of Philology 16, 1895 in seiner Zusammenstellung französischer Wörter bei Wolfram von Eschenbach ein bei Godefroy unter 'amiral' stehendes, zu unserer Deutung sehr passendes Beispiel bringt:

Puis fut il rois, amiras et esclers, Alesch;

also wohl aus einer anderen Aliscans-Handschrift. Eine etwaige Rangordnung darf hierin nicht erkannt werden; so wechselt z. B. *amiral* oder *amirés* im Huon, S. 201, 35 bei Bartsch, einmal mit *roi.*

Von eskelier abgeleitet ist *eskelirîe* WWh., Hs. K 287, 5 = Fürstenstand, das ebenso gebildet ist, wie baronie zu barun, -on.

22) bî dem *braisiere* (dat.) P, *breisiere* V, Krone 3673;
= alt- und nfrz. braisier, m. (S. P. und Littré).

23) *toblier* und *toblire*; beide Formen sind in der Krone im Nom. anzusetzen; einmal wird auch im Dat. 8891 *doplyere* V, *toplire* P, also *pl* geschrieben;

= altfrz. doblier, doplier, doublier u. s. w., G. Das Wort bedeutet meist ein zusammenlegbares Tisch- oder anderes Tuch; ein Gefäfs, Mafs, das das Doppelte fafst; ferner, wie hier, eine Art Schüssel. Es leitet sich aus lat. duplum ab; vgl. G. und S. P. unter doublier und D. C. unter doubl-, dubl-, duplarium.

24) *tabernier* Ammenh., Dfg. a. 1512, *tauernir* eb. a. 14. Jahrh.;
= afrz. tavernier, S. P.; die Weiterbildung tabernierer unter Nr. 119.

25) *mynistrere* pl. (: vere = vier) Karlm. 287, 12; (: schere) 296, 48; aufserdem 291, 61. 292, 8;
= afrz. menestrier, Littré; bei Godefroy auch ministrer.

26) Dar stonden lilien ind *rosiere* (: olyuere) Karlm. 184, 3;
= afrz. rosier, Littré.

27) Zederbom ind *olyuere* (: rosiere) Karlm. 184, 4. Da stoenden ... Zederbam ind *oleuere* (: fiere) eb. 88, 21;
= afrz. olivier, z. B. in Aliscans 2298 und 4660; dort aber auch oliver 3782 und in der gleichen Bedeutung oliviere f. 606, 6860, die sämtlich im Reim zu belegen sind. Welches Geschlecht dem deutschen Fremdwort zu Grunde liegt, bleibt unentschieden.

28) *massalgier*, Verwalter, Hausmeister, Rta. (Aachen).
Dem Worte steht in der Bedeutung, wenn auch nicht ganz in der Form, afrz. messagier (G., S. P. und D. C.) = sergent, huissier, bedeau gegenüber. Am nächsten würde dem deutschen Wort ein *messaillier kommen, aus messagerius (D. C.) und dies aus *missaticarius, ebenso wie auch ein messeilliere, messilier = Flurhüter aus mlat. messegerius bei D. C. mit mouilliertem *l* weiter entwickelt worden ist. *lg* des deutschen Wortes soll wohl *lj*, also Mouillierung ausdrücken. Das a der ersten Silbe aus ẹ in Position ist im Ostfrz. oft belegt. Massa steckt wohl nicht in dem Worte, wie Lexer, der als Etymon mlat. massarius giebt, anzunehmen scheint.

29) *myssagere* (pl. = Boten) : rittere, Karlm. 348, 41;
= afrz. messagier, z. B. Dial. Greg. 28, 18.

30) *turkopelier* Stat. d. o. 188; ist im Altfrz. bei D. C. einmal in etwas verkürzter Form als turcupler a. 1443 belegt. Die volle Form ist im Nfrz. noch als turcopolier vorhanden (Littré); ältere frz. Beispiele sind sonst nicht angegeben. Das mlat. Wort lautet bei D. C. turcopularius = qui turcopulis conductis præfectus erat, turcopulerius, turcoplarius.
Das Simplex *turkópel* = afrz. turcople, D. C., S. P. = mlat. turcopolus, D. C., ist im Mhd. von Wolfram v. Eschenbach an zu belegen und soll sich nach Littré aus mgr. τυρκόπουλος = Türkenkind herleiten.

31) *trappier* Stat. d. o., Weist., *drappêr* Frkf. Brgmstb. a. 1452; nach Grimms Gr. noch: *trappier* in Lanz. Chronik;
= alt- und nfrz. drapier (S. P. und Littré). [Das frz. Verbum wird draper und drapper geschrieben und leitet sich von frz. drap ab.] Die mlat. Formen des Subst. s. bei Schade; das dort aufgeführte *trappâr* ist natürlich aus dem Mlat. abzuleiten. — Die Weiterbildung *drappierer* s. unter 114.

32) *forîr* Hans.; *vorêre* Urkdb. der Stadt Göttingen a. 1364 u. 1397; noch heute ist Furier = Quartiermacher (vgl. Bech, Germ. 20, S. 31);
= frz. fourrier.

33) *trisolier* Chr. 10. 170, 12 (Nürnberg) a. 1449; *trisinier* Basel. Chr., 16. Jh.; zum Teil hat es vielleicht infolge deutschen Accents abgeschwächte Endung oder ist deutsche Weiterbildung auf -er zum Subst. tresor, trisor, tresel, trisel in: *treseler* Stat. d. O., Schb., *trisler* Altsw. 334, 11, St. a. 1484, *triesler* Voc. 1482, *tresorer* Hans. 1377, *trisorer* Stat. d. O.;
= afrz. tresorier (S. P. und Littré) mit Wechsel von *r* : *l* oder *n*.

34) *karnir, karnyr, kernier* = Ledertasche; vgl. Lexer; ein spät belegtes Wort.

Es braucht nicht wegen des anlautenden c vor a das ital. carniere zu sein, wie es Schm. und das Dwb. angeben, sondern kann frz. carnier = Jagdtasche, carnassière (Littré, Sachs) sein; vgl. auch Diez unter cimeterio und Körting unter carnarium.

Das Wort ist nach Littré sehr gebräuchlich; daneben existiert alt- und nfrz. charnier in drei Bedeutungen: endroit où l'on garde les viandes salées et, en général, toute espèce de viande; gibecière; cimetière. Von den altfrz. Beispielen zeigen zwei auch anlautend c in der Bedeutung 'Grab' (im Ahd. haben wir schon carnare = Beinhaus, das später zu kerner wurde, aufgenommen); alle anderen von derselben oder den anderen Bedeutungen haben ch. Man mufs annehmen, dafs eine Form mit *ca-* von altfrz. Zeit her ihr Leben weiter fristete und endlich die Bedeutung carnassière allein behielt. Das Französische besitzt noch mehr solcher Doppelformen, ohne dafs man sie aus einem bestimmten frz. Dialekt oder auch aus der Gelehrtensprache abzuleiten braucht, denn ihre Verbreitung ist eine viel zu allgemeine.

35) eines fürsten *eculier* Altsw. 229, 3 (: vier). Ich weifs das *l* nicht zu erklären, wenn man afrz. escuier (Knappe) mit verstummtem s zu Grunde legt. Zwar finde ich auch *l'escul* = Schild in der Guerre de Metz 59e, wozu der Herausgeber bemerkt, es liege ein überflüssiges *l* vor. Vielleicht ist das Wort aus der Vermischung von eskelier (s. Nr. 21) mit escu-ier, -ir, -yr (Sprachl. Einleitung Nr. 4 und 23) entstanden, oder noch wahrscheinlicher ist es gleich afrz. esculier (s. Godefroy unter escuelier), das auch einmal in der Bedeutung 'Mundschenk, der das Tischgeschirr zu verwahren hat' vorkommt in: de la cuisine le sculier.

36) Nach Grimms Gr.: Heinricus *balier* M. B. 8, 472; Otto *walier* eb. 8, 485; Lexer: *baltger* Mone Zs. 2, 321 a. 1451, Germ. 18, 371;

= afrz. baillier, G.; aus wallonischen Urkunden (s. Nr. 12 der sprachl. Einleitung) sind die den mhd. Formen entsprechenden balhiers, balirs zu belegen, aufserdem dort bailhier, bailir(s).

37) *parlier* Mone Zs. 1, 23 a. 1471, *perlir* Bair. Landesordng. v. 1553, *perlier* a. 1618 und 1673; *palier* Schm. Fr. 1, 385; Kwb. 35; Schöpf 485;

= afrz. parlier (G., S. P.); einmal pallier, G.; der r-Ausfall kann im Französischen und Deutschen selbständig erfolgt sein. — paller findet man z. B. im ostfrz. Girart de Rossillon; s. Breuers Diss. S. 32; auch im Ostfranzösischen kann in diesem Wort statt *parl- perl-* stehen, s. Yzopet, Anm. zu 3353. — Dazu mhd. *parlieren* (L.), auch in *über-p.* = afrz. parler. Das Mask. *parlier* könnte aber auch auf Kontraktion aus *parlierer*, Nr. 113, beruhen; man vergleiche damit noch die modernen parleur-charpentier; -maçon bei Sachs.

38) *barbir* (persönl.) Chr. 10. 414, 23 (15. Jahrh.);

= alt- und nfrz. barbier (S. P., Littré); könnte aber auch aus *barbierer* (Nr. 112) kontrahiert sein; dazu *barbieren* Chr. 11 (15. Jahrh.) = altfrz. barbier (S. P., G., D. C.).

39) *bursier* Dfg. 85a a. 1507;

= alt- und nfrz. boursier (Littré) = ouvrier qui fait et qui vend des bourses = Beutelmacher Dfg. Dann bedeutet aber das Wort auch trésorier, notaire (vgl. D. C. und S. P.), und in dieser Bedeutung existiert es auch im ausgehenden Mittelalter in der Weiterbildung *bursierer*, s. Nr. 116.

40) *der turnier* (Abstraktum), Chr. 10. 186, 3 (355, 2 ein *turnier*), *den durnir, turnir* (acc.) eb. 2. 25, 2, 5; *den türnier* schauen, Kell. Erz. 54, 5 (und 10); *tornîr* Dfg. 588b; nhd. *das Turnier*.

Es ist ein nicht zu belegendes Subst. tournier dafür anzusetzen, dem das öfter zu belegende mlat. Neutrum tornerium = torneamentum, hastiludium, tournoi bei D. C. entspricht. Den Infinitiv tournier, tornier, tourner belegt zwar S. P. kein einziges Mal in der speciellen Bedeutung des im Mhd. häufigen *turnieren* (auch in *ge-t.* und in *turnierunge*), dessen

Etymologie überall falsch angegeben wird. Die altfrz. Beispiele haben gewöhnlich die erweiterte Form tournoier, die die besondere Bedeutung des mhd. Vb. turnieren annehmen kann; und so finde ich auch in S. P. je einmal das zugehörige Subst. tornoier, tournoier, tournouer in der Bedeutung 'Turnier'.

Das allgemein gebrauchte Wort für Turnier ist im Mittelalter im Französischen und Deutschen das Mask. tournei, tournoi (bezw. turn-).

Zum obigen turnier gehören noch die späten *turnier-helm, -lich* (Var. turneierlich), *-isch* und das noch unter Nr. 100 zu besprechende *turnierære* u. s. w.

41) *omilier*, *omêliger*, m. Öh.;

= afrz. omelier (G.). Dagegen hat nfrz. homiliaire, Littré = afrz. omeliaire, Godefroy, gelehrte Endung.

42) *iubelier* Dfg. 126c a. 1505, *iuwelier* (kölnisch) eb. a. 1507; entspricht einem afrz. *juellier (Godefroy hat -uel- nur in juellour); bei S. P. joiailier; nfrz. joaillier; unter Nr. 118 s. *iubelierer*.

43) *harschier* Zimr. chr.;

= afrz. archier, D. C. Es ist nicht nötig, italienischen Ursprung anzunehmen; die Weiterbildung *artschierer* unter Nr. 117. Anlautendes h in Wörtern, die es etymologisch nicht haben sollten, läfst sich im Osten im Mittelalter öfter nachweisen; s. Breuers Diss. über Girart v. Rossillon S. 38, 108a.

C. Neutra.

44) *panzier* Er., *pancier* Orl., *banzier* Weinschwelg, *pantzier* Chr. 4, *bantzier* eb. 8, *panczir* Mz. 3, 381; infolge deutschen Accents abgeschwächte Formen in *bantzer* u. s. w. Gleichfalls abgeschwächt sind wohl die mitteldeutschen *pancir* Herb. 4735, *panzir* Ludwigs Krzf. 3457, Jeroschin 90a, 96a, da der Accent, wie aus den Versen hervorgeht, auf *a* ruht und *ir* in der Senkung steht; das *i* tritt bekanntlich im Md. für obd. *e* in den schwachen Flexionssilben ein. — Mnd. *panser, -tzer, -sxer, -scher*, vgl. Lübben. — Nhd. *panzer*, mask.;

= afrz. pancier. Italienische Etymologie braucht nicht angenommen zu werden. Die Ableitung *panczîrer* unter Nr. 120; die Zusammensetzungen bei Lexer.

45) *quartier* Trist. 2802. 3001. 3308, hier hat Hs. H *quartir*;

= alt- und nfrz. quartier; dazu *quartieren, quatieren* seit Ende des 14. Jahrhunderts, vom Subst. abgeleitet oder aus mlat. quartare neu gebildet.

46) *tehtier, -ir, -er, testier* (Lexer), *testir* Herb. und WWh. 412, 24 Hs. t; mnd. *tester* im Braunschw. Urkdb. 1, 25.

Erschliefst ein nicht zu belegendes *testier mit ostfrz. Übergang von s zu χ. Sainte Palaye führt aus Cotgrave 'testier' an = qui appartient à la tête; qui sait ménager sa tête; soll das erstere sich auf ein Adj. oder Subst. beziehen? — Die gewöhnliche afrz. Form ist das Fem. testiere (S. P. und D. C.); ebenso ist das ital. testiera weiblich.

47a) Manic gepaur wird schimelgra, Der selten hat gezzen *mansier bla*, Renn. 9772 (nach Alwin Schultz, Höf. Leben I, 392); = Umkehrung von 47d. *manger ein petît* âzen sie, Orl. 978. 6680. 11109; = Umkehrung von 47b. mansier, manger selbst ist afrz. mangier, manger (Littré), nfrz. manger.

47b) *ein petit mangiere* (acc.) : schiere (Hs. V pitet, P *mangire* : schier) Krone 6467; *pittit mangier* ist in gesunt, Marner, ed. Strauch XI, 2, 25 (nach Schultz, Höf. Leben I, 392). Und âzen alle schiere Ein klein *pittimansiere* (acc.) Reinfr. 732; *pitemansier* (acc.) j. Tit. 2616; wohl entstellt in: ein *piromanigir* (acc.) Kindh. 89, 11, ein *pitrimensier* Wilh. v. Orlens in Zs. 21, S. 200a, 15; entspricht einem afrz. anzusetzenden petit mangier.

47c) ein *gramangyer* V, *gramansgir* P (acc.) : gir (acc.), Krone 7649. Bei Littré ist unter manger ein afrz. Beispiel im Pl. aus dem 13. Jahrhundert angegeben: Les barons ... se pristrent à donner les grans mangers et les outrageuses viandes. Das mhd. Wort ist also aus einem grant mangier entstanden.

47d) *blamenser*, ntr. Buch v. g. sp., *blamentschier* Geo. 1913; = afrz. blanc mangier, blanc mengier, manger, Littré; in den deutschen Ra. 869 wîze spîse.

47e) Was ist das erste Element von *slementschier* j. Tit. 599, Ausg. von Hahn? Schultz giebt *flementschier* an; hat so der alte Druck? Er vermutet, es sei = flan (Kuchen) manger.

Gleichen Stammes wie 47 sind ferner das Vb. *menschieren* Jüngl. = afrz. mangier; *petit menschuwer*, s. meine Diss. S. 38, 6; *mangeiz* WWh., das sich zu den zahlreichen mhd. Fremdwörtern auf *-eiz* stellt.

48) *schinnelier*; *scinnelîer*, *scillîer* Parz. D; *schillier*, *schellier*, *tschillier*, *schinier*; aufserdem die Varianten *tschilier*, *schinilier*, Neutrum; vgl. Lexer.

Es ist ein das Knie schützender Panzer; nicht im Mnd. belegt. *schinnelier* kann zwar nicht das von A. Schultz erwähnte afrz. Fem. genoilliere, -olliere, -ouilliere sein, wohl aber das Mask. genoillier, genoullier, genoiller, G. Die deutschen Formen mit *ll* können dabei, wie Schade annimmt, aus *n(e)l* kontrahiert und angeglichen sein; ebenso wurde *nl* : *n(n)* in *schinier*. *Schinier* mag aber auch auf einem **schinenier* (aus deutsch schine) beruhen (ebenso *schinnelier*, indem *n—n* zu *n—l* differenziert wurde?); vgl. die Wörter unter 78—90. Vielleicht ist *schinier* überhaupt davon zu trennen und hat eine eigene frz. Etymologie, während *schinnelier* und *schillier* zusammengehören. Man vergleiche auch das bei Lexer angeführte gleichbedeutende ital. Fem. sciniera.

49) *spalier*, *-er*, Lexer; entspricht einem afrz. espalier m.; die frz. Formen bei Godefroy zeigen ein au vor dem l: espaulier m. u. s. w.; ein Fem. in der gleichen Bedeutung aber zeigt al: espaliere, ebenso das Vb. espalliir. Es braucht hier nicht das ital. Fem. spalliera vorzuliegen. Das prosthetische s fehlt (in der Regel) im Wallonischen; auch andere ostfrz. Texte lassen dies zuweilen zu.

50) ist er ... alsam ein *liniere* sleht, ein spiegel klar der tugende u. s. w., MSH 2, 359b (Meister Friedrich von Sonnenburk). In Dfg. ist lineale, -earium = *ling-er*, Var. *-ier*, 15. Jahrh., im Ngl. linia = *linier*, 15. Jahrh.; linealis = *linierleich*, 1502.

Vielleicht ist ein frz. *lignier, das ich einstweilen nicht nachweisen kann, zu Grunde zu legen. Es existiert ein frz. ligner (inf.) = unserem nhd. 'liniieren'.

51) Manec *buhier* was ergangen, Wolfd. D IX, 203. Wie es scheint, hat es dort dieselbe Bedeutung wie 'das buhurdieren', 'der turnei'. Ebenso kommt ein substantivierter Infinitiv vor: 'mit hertem *buhieren* suln wir die schoene enpfân' eb. 195; darauf werden die Speere zerbrochen. Bei der Hochzeit werden ebenfalls die Speere zerbrochen, zwölf Tage lang. 'daz man ze allen zîten nîwan *buhierens* pflac', eb. 207. Ein Infinitiv eb. 199: 'Dô wolte ouch *buhieren* Wolf her Dieterîch', dann: 'dô wart nach prîse gestochen von manegem ritter guot und vil der sper zerbrochen' und 177: 'da hetens kurzwîle vil, dâ mohte man gerne warten manec ritterspil, *buhieren* unde stechen ... man sach da zerbrechen manic starkes sper'.

Ebenso kommt *buhieren* im Ls. 3, 412 (469) und *bohieren* im Rosengarten D 2407 vor.

buhieren kann wohl kaum auf einer Kontraktion aus dem gleichbedeutenden *buhurdieren* beruhen, das zusammengezogen als *burdieren* und in *burderie* Karlm. 208, 23. 292, 42 vorkommt; *buhier* selbst scheint statt

des Fem. *buhurdiere* aus ostfrz. *bouhourdure gesetzt (s. meine Diss. S. 28, 4) und zugleich mit dem ähnlich klingenden afrz. pouhier, phohier bei Godefroy, das 'héraut' bedeutet, verwechselt worden zu sein, einem Wort, das wohl auch im frz. turnei öfter gebraucht wurde; der Inf. *buhieren* kann deutsche Weiterbildung aus *buhier* sein.

52) *tälier* (ntr.) Mur., *tälir* Voc. v. 1445, *tälirpret, täller* Voc. v. 1419 und 1429 und R. A. (vgl. Schmeller); *delier* Chr. 4 (15. Jahrh.); *das deller* Narr., Erlösg. (dat.); *teler* acc. Fasn.; *täler, dax deiler* Cgm.; *teller, deller, teler, taller, teiler, telle* Dfg.; dazu Ableitungen. — Im Nhd. *der Teller*;

= afrz. taillier, Brett, auf dem der Schneider arbeitet; dann in: espée à haut taillier (= breite Klinge), vgl. D. C. Im Italienischen bedeutet tagliere, tagliero = legno piano, ritonda a foggia di piattello dove si tagliano su le vivande, vgl. Manuzzis Wb. Gegen die frz. Etymologie ist daher nichts einzuwenden. Das Wort mufs früh deutschen Accent bekommen haben, wodurch das *i* der Endung umlautend auf das *alj* wirkte. Vgl. auch *talier* fem. unter den Wörtern, die auf frz. -ure zurückgehen, in meiner Diss. S. 29, 9 und das Verb *teilieren*.

53) Weib und man | schauten mich an | mit lachen sô | mein *personier* | kunglicher zier. Wolkenstein.

Nach Beda Weber = Mummerei, angenommene Rolle. Das Wort ist wohl deutsche Neubildung auf *-ier* am Stamm *person*. Dazu das Verb *personieren* = leiblich gestalten (im Ls. und den Fasn.), das wahrscheinlich auch Neubildung ist.

54) *breuier, -ir* [*briefer*], viaticus, Wegweiser, auch Lebensunterhalt; *breuiere, -ier, -ir* [*briefer*] = breviarius, -ium, (Ge)betbuch. [*briuer, brieffer*], gelehrt *brîfar* — vgl. Dfg. und ngl. unter 'viaticus' und 'breuiarium' —, nhd. das Brevier; die Weiterbildung *briuirer* unter 122.

Das Wort entspricht dem altfrz. gelehrten breviere m., S. P. = alt- und nfrz. breviaire; mit der Endung *-iere* kommt es noch vor als Adj. in: livres brevieres, G. Die oben eingeklammerten Formen mögen auch den Ton auf der letzten Silbe haben; dann wäre also *-er* nicht aus *-ier* durch deutschen Accent auf der ersten Silbe entstanden.

55) *visier*, ntr., s. Nr. 6.

56) Eine deutsche Neubildung auf -ier an dem slavischen Stamm petsch, pitsch ist das späte Neutrum *petschier, pitschier* u. s. w., nd. *pitzeer* a. 1528, u. s. w., vgl. Lübben. Der früheste mhd. Beleg zum Substantiv scheint nach dem DWb. bei Königshofen im 15. Jahrh. zu sein, der zum Verbum *pitschieren* in Fichards Archiv, 15. Jahrh.; die späteren Beispiele im DWb. Im Französischen existiert das Wort nicht.

57) *papier*, s. Lexer; seit dem 14. Jahrh. die Belege. Kann gelehrtes deutsches Wort sein, aber auch aus dem frz. papier stammen.

D. Verschiedenes Geschlecht bei gleichen Stämmen.

58) a. — *banier* u. s. w., ntr. (s. Lexer); selten mask., s. unten.

Es erschliefst ein altfrz. banier. So finde ich in der Guerre de Metz 84e und 152a in Hs. P, wenn auch gegen die Silbenzahl des Verses, banier statt baniere. 'banier' kommt sonst im Altfrz. nur als nomen agentis bei G., S. P., D. C. vor. Mlat. banerium, bannearium, pannerium ist in D. C. nur aus lat. Niederschriften auf deutschem Gebiete zu belegen und natürlich auch in Dfg.

b. — *baniere, banire* u. s. w., fem., vgl. Lexer und Nr. 10, Anm. 2; = afrz. baniere, S. P., ostfrz. banire (s. Nr. 11 der sprachl. Einleitung).

banier, e erscheint auch, wohl meist infolge deutschen Accents, als *banner* u. s. w.; jedoch trifft das nicht für den Karlm. zu, der hier nur betontes *-er(e)* hat, z. B. *banere* (dat.) : keysere 370, 40. Man findet

dort das Neutrum in: *Éyn banér daer géuèn* 47, 54, *dat bannere* (: schere) 221, 13. 478, 28; *dat banere* (: fere) 370, 57; *dat banér* i. V. 478, 26; aber auch einmal das Mask.: *den banner* (acc) i. V. 472, 33; außerdem viele Fälle im Dativ, die ein Neutrum oder Maskulinum erschließen lassen. Belege für Neutrum und Fem., die zugleich in Athis, Herbort und Livl. Reimchronik vorkommen, brachte W. Grimm zum Athis B, 62 Anm. Jedoch zeugt Ath. E 112 'sîn banier' (nom.) nicht für ein Neutrum. Auch die bei Lexer und Benecke gegebenen Beispiele beweisen, daß oft in demselben Texte das Geschlecht wechselt, so in Wigal., Lieht., Erek, Herb., Otn. (in den Varianten), Wolfd.

59) a. — sîn *zimier* (acc.), neutr., Trist. H 2048; daz *zimiere* Amgb. 29 c, *zimier* Enenk. 340. 44; daz *zimir* Lieht. 297, 30; diu zimier (pl.) Troj. 188 c; rîlîchiu *zimier* (pl.) eb. 210 b; *zimier* ntr. Parz. 319, 25.

b. — zer *zimiere* (dat.) Parz. 687, 14, also fem.; *zimier*, der diu rîterschaft erdâhte, WWh. 29, 28; mit aller ir *zimiere* j. Tit. 4679; mit der rîchen *zimiere* eb. 1509; mit rîcher *zimiere* Krone 2828, 22995; Wig. 1869: zu einer *zimiere*; Troj. 25866: diu *zimier* (sing.).

Unentschieden bleiben: *nom.* ein *zimier* Ga. 1. 472; sîn *zimier* W. Gast 3842. Mai 120, 28; Wh. v. Öst. 37 b; ein *zimiere* Albr. 16, 553; vil manec *zimier* Roseng. H 637; *zimier* Karl 45 a; *acc.*: *zimier* vil, Loh. 5163, swaz *zimier* eb. 5179; *zimier* Helbl. 13, 51; *-iere* Jerosch. bei Frisch 2, 476, Albr. 30, 262; ze *zimiere* Wh. v. Öst. 84 a, von *zimier* Bit. 8692.

Dem Neutrum entspricht das afrz. Mask. cimier, S. P.; das Italienische kennt nur die Mask. cimiero, cimiere. Für das Fem. des Mhd. muß ein afrz. cimiere erschlossen werden, entsprechend dem mlat. cimeria neben cimerium, span. cimera; oder sollte vielleicht der Ausgangspunkt die Form zimiure der Krone bilden, mit Übergang von *ü* : *i*? Siehe meine Dissertation S. 39, 9.

c. — *zimierde* fem., deutlich in Parz. 679, 9. 687, 14 (Hss. D, F). 703, 13. 708, 25. 757, 8, 16; WWh. 64, 1. 82, 3. 89, 10. 103, 28. 125, 27. 207, 26. 411, 5. 428, 18. j. Tit. 5684; ist deutsche Neubildung mit dem Suffix *-de* (aus idâ, § 263 der Mhd. Gr. von Weinhold) zum Infinitiv *zimieren*, der selbst wieder im Deutschen, ohne einem frz. Infinitiv zu entsprechen, aus dem Subst. *zimier* gebildet wurde. Wahrscheinlich hat das deutsche synonyme '*zierde*', zum Infinitiv *zieren* gehörig, die Neubildung hervorgerufen.

d. — Suffix *-de* kann aber auch das Neutrum vertreten, daher *daz zimierde* Trist. H 1696 und WWh. 125, 27 Hs. l im Gen.: riches *zimirdes*.

Unentschieden im Geschlecht bleiben: das ist rîch *zimierde* MS. 2, 370 b, vil *zimierde* Tit. 2, 4; ir *zimirde* (nom.) Lieht. 83; manic rîch *zimierde* Reinfr. B. 1857, so rîche *zimierde* (n. sg.) Ot. 20 a.

60) a. — *barbier*, neutr., vgl. Benecke, Lexer;

= afrz. *barbier, G. (mentonnière); das afrz. Beispiel erscheint nur in der Form barber.

b. — *barbiere*, fem., vgl. Benecke, Lexer;

= afrz. barbiere, G. (mentonnière); vgl. auch Grandgagnage, Wallon. Wb. zu barbire.

Eine frz. Etymologie war bisher zu beiden Wörtern nicht gegeben worden. Dazu die mhd. Neubildung *barbieren*, mit einer Barbiere versehen.

Über die Verteilung der Formen zwischen Neutr. und Fem. in mhd. Texten brachte zuerst Belege W. Grimm in der Anm. zu Athis B 61 (Abhandlg. der Berl. Akad. 1844, S. 403).

61) mit werdem *condwiere*, Parz. 821, 28; Var.: werdem Dd, grozzem g, froelicher d, groszer g, manger G. — unt dô frou Enîte sîner freude was ein *condewier*; Var. *kundwir* D, Parz. 401, 13. — durch der minne *condwier*, Parz. 741, 15. — mit grôzem *kundewiers*, WWh. 391, 1; Var. *gundewiers* K, t, *condiwiern* o.

Das Wort bedeutet 'das Geleit'. Aufserdem kommt es vor im Namen *Condwîr âmûrs* (s. S. 70, d meiner Dissertation), der wohl als 'das Geleite (Begleiterin) Amors' (der bei Wolfram sonst die *or*-Form zeigt) aufgefafst werden mufs. Wenn man die obigen Stellen in anderer Reihenfolge: 'ein condewier sîner freude', 'durch condwier der minne' liest, so ist im Namen 'Amor' durch 'freude' oder 'minne' ersetzt worden. Auch wird von der Minne ausgesagt, sie 'condwierte mir freude in daz herze mîn' 495, 22, 'in sîn manlich herze hôhen muot' 736, 6. Es kann demnach gar nicht bezweifelt werden, dafs der Name obige Erklärung verlangt. Eine Bestätigung dafür, dafs der Name ein Substantiv mit abhängigem Genetiv ist, liegt einmal in Lachmanns getrennter Schreibung, die wohl durch Hss. bestätigt sein mufs, dann auch darin, dafs die Flexion des ersten Teiles des Namens eintreten kann; in 214, 11 hat Hs. D 'durch *condwieren*', g '*kundwirn*' âmûrs; 508, 22: 'âne *Condwîrn* âmûrs' bei Lachmann auch im Text.

Condwier selbst macht etwas Schwierigkeiten in der Ableitung. Im j. Tit. 2126 finde ich, gerade so wie es auch ein Teil der Varianten zu Parz. 821, 28 bestätigt, das Fem. für das Wort in 'in sîner *kondewier*'. Auf conductura (S. P.) kann das Fem. nicht beruhen, da dies zu conduiture hätte werden müssen. Es existiert aber ein Simplex duiere, duyere = retraite, terrier und duere = Wasserrinne (vgl. S. P. und G.), beide aus einem *duceriam abzuleiten; man vgl. mlat. conducherium = Miete, conducherii = frz. conduchers u. s. w. bei D. C. Das Fem. würde also ein frz. *conduiere voraussetzen. Die zweite im Mhd. vorkommende Form geht auf ein frz. Mask. zurück, was wohl durch das beibehaltene flex. *s* in WWh. 391, 1 K, t bezeugt wird. Ein Subst. conduier habe ich nicht gefunden; wohl aber existiert der substantivierte Infinitiv 'le deduire' = joie, was wohl erlaubt, auch ein 'le conduire' als Etymon des mhd. Neutr. anzunehmen. — Dazu gehört noch das mhd. *con-*, *cun-dw-*, *-diw-*, *-duw-*, *-dewieren* u. s. w., mit *zuo-*, *be-*, *über-* = frz. conduire. — *ǘi* des frz. Infinitivs wurde zu *üí*, so dafs diese Betonung mit der von ostfrz. *condui(e)re übereinstimmte, worauf dann das vortonige *ü* teilweise nach ostfrz. Art zu *u*, *w* u. s. w. weiterentwickelt werden konnte. Vgl. das in meiner Diss. S. 48 zu 'salwieren' Gesagte.

Die Etymologie Bartschs in den Germ. Stud. 2, 144, Condwîr âmûrs sei gleich coin de voire amour, ist zurückzuweisen.

62) a. — *kollier*, *gollier* u. s. w., neutr., s. Lexer; nach Grimms Gr. auch in den MB. 7, 243; — *goller*, *göller* u. s. w. sind wohl meist mit deutschem Accent auszusprechen.

= afrz. collier, S. P.

b. — Ich finde aber auch das Fem. *gollier* Troj. 34544, 'abe der *collier*', eb. 36222;

= afrz. colliere f., S. P.

63) Eine gelehrte deutsche Neubildung auf *-ier* ist *klistier*, *kriestere*, vgl. DWb. und Lexer. Die *ie*-Formen treten erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf. Nach Wackernagel würde hier das η des griech. *κλυστήρ(ιον)* behandelt wie ahd. ê; eine *ie*-Form ist aber im Ahd. nicht nachzuweisen. In der Form *clister* kommt es schon in den Fundgr. 1, 322, 34 vor; wo der Accent hingelegt wurde, ist nicht sicher. Das niederrh. *cleister* aus Mone Anz. 8, 405 b beweist nichts; isländisch soll es *klîstr* heifsen. Das *e* bleibt ferner in *glisteri* Kaiserchr. 2, 594, *glisterei* Horneck, *clisterie* Dfg. 127, nl. *klistery* Kil.; *e* : *i* in *christiry* Voc. 1445. Worauf liegt in der Kaiserchronik der Ton? Es könnte dort dieselbe Bildung wie im Ahd. munisteri = monasterium sein; für glisterei ist eine Weiterbildung auf griech. *ία* = mhd. îe anzunehmen, wie sie im Mittelhochdeutschen zahlreich, auch an deutschen Stämmen, vorkommt; clisterie und klistery mögen gerade so gebildet sein; clisterie könnte aber auch ein

'clistêrje' (aus mlat. clisterium) bedeuten. Die niederrh. und niederd. Beispiele mit *-er* im DWb. haben wohl den Accent auf der Schlufssilbe; es steht hier *-er* für obd. *-ier*.

Eine direkte Entlehnung der i(e)-Aussprache aus der neugriechischen des η ist nicht möglich, weil das Frz., Ital. und Mlat. ein e zeigen und doch eine dieser Sprachen erst das Wort vermitteln mufste.

Das Wort erscheint im Deutschen nicht nur als Neutrum, sondern auch als Femininum, ebenso zeigt es im Niederländischen beide Geschlechter. Auch dem Altfranzösischen ist das Fem. nicht unbekannt; Littré bringt une clistere aus Alebrant; sonst kommt im Alt- und Nfrz. das Mask. vor (vgl. Littré). Auch der Wechsel von l : r ist zu belegen: bei Eust. Desch. cristere (vgl. S. P.); im Ital. clistere, -o neben cristere, -o; mlat. clisterium, cristerium.

64) Alle Geschlechter sind zu belegen in *rivier, e* = Flufs, Flufsgebiet, Revier; s. Lexer.

In der Bedeutung 'Flufs' sind

Fem.: dî *reveir, riveir* Fromm. 2, 450a. bî einer *rivier* Lanz. 5137, diu *riviere* Trist. 16888 (so fasse ich die Stelle auf).

Mask.: j. Tit.: an einen *rivier* 1136, bi einem schonen *riviere* 6094; Myst.: (in dem *rivêr* 2, 181, 3), in den *rivêr* eb. 16; Ludw. Krzf. 1218: an den *rivir*; Karlm. 47, 45—47:

Da begonde hey zo loessgeten (zu lesen -eren)
All langes *den reuiren*.
Tahge is dat wasser genant.

Neutr.: (daz *rivier*) Dav. v. Augsb., dat *rivêr* Crane; in diu *rivier* acc. pl. WWh. 40, 23, daher wohl auch Neutr.: ame *rivier* Parz. 118, 12.

Dat sy durch schawen
Woulden gaen an *dat reuyr*
Dat vloes schoen ind fier
Vur der portzen zo dale. Karlm. 183, 57—60;

ebenso 48, 2 *dat reuyre*; 184, 1 van *dem ryuer* (: fier).

In der Bedeutung 'Revier' ist das Wort meist Femininum. Im Karlm. jedoch ist es Neutrum: ouer *dat reuere* (: schere) 52, 24; vp *dat ryuere* (: schere) 73, 12; vp *dat* selue *ryuere* (: schere) 94, 45; vp *eyn ryuere* (: schere) 88, 16; op *gein reuyre* (i. V.) 69, 36; *dat ryuere* (: schere) 93, 55; aufserdem im Dat. mit dem Artikel *dem*: 88, 22. 70, 6. 72, 63. 94, 26. 155, 7. Auch in der Heidelberger Hs. des Tristan (v. Grootes Ausg.) 5348 liegt wohl das Neutrum vor:

Vnd vant ouch da vil ſchire
Vf *einem waltreviere*
Viel ritter Britvne,

während die anderen Hss. *einer* haben.

Dem mhd. Fem. entspricht afrz. riviere, nfrz. rivière (S. P., D. C., Littré), in denselben Bedeutungen wie im Mhd. — Dem mhd. Neutr. und Mask. aber darf man wohl ein *rivier m. gegenüberstellen. Im Mlat. kommt ein riparium = Flufszoll und einmal riperium in der gleichen Bedeutung oder auch = fluvius, ripa vor (D. C.), so dafs auch ein frz. Mask. rivier möglich ist. Über die weitere Verteilung des Geschlechtes prüfe man noch den Artikel *lantrivier(e)* bei Lexer nach.

65) Anm. Ich schliefse hier kurz an: a) das dem Bartschischen Gesetze folgende Adj. chier, chir (s. Nr. 4 der sprachl. Einleitung), cher, das z. B. in Parz. 113, 4 und 140, 6 in G g g als *tschier* erscheint, ferner *tschir* g, *chier* g, jedoch *e* in *scer* D und in *schere, schera* zweier anderer g-Hss.; b) das Adverb voluntiers, das im Tristan in H 3611 als *voluntirz* (vgl. frz. volentirs unter Nr. 5 der sprachl. Einleitung), in F als

woluntiers vorkommt; c) das Adverb travers, trevers, das nach nordfranzösischer Art -ers zu -iers diphthongierte und nun zu -irs verwandelte, aufserdem den bei chevalier in der ersten Silbe beobachteten Wechsel zu i in den Varianten aufweist; vgl. die Varianten zu Parz. 812, 12; WWh. 87, 4. 88, 17. 391, 2 und z. B. Formen wie *treviers*, *-irs*, *trivirs*, *-iers*, aber auch *trevers*; d) endlich das Adj. fier, fer, das in einer Reihe von Dichtungen als *fier*, *vier* erscheint, besonders häufig als *fiere*, *fyere*, *vere*, *fere*, *veir*, *feir(e)*, *veyre*, *feyr(e)* im Karlm. Davon abgeleitet ist das Verb *fieren*.

E. Zweifelhafte Etymologien.

66) mit sîdînen *weifieren*, Lanz. 4441; frz. guipure kann nicht zu Grunde liegen.

67) j. Tit. 3630: Der schar vil sariande grozlichen mert wol Ninive die riche | Die mit kueln, bogen, hatschen, lantzen | Vil der *parribiere* die machent orrse decke wite schranzen. — Ob entstellt aus patelirre (s. Nr. 96 unten)? Wie hat wohl der alte Druck?

68) *arzibiere*, eine Metallmasse? Var. *azzubire*, *arzubiere*, der *ardobiere*; vgl. Friedr. Zarncke, Graltempel (Abh. d. kgl. sächs. Gesellsch. d. Wiss. XVII, phil. hist. VII, 1879).

69) pouken und *drumieren* sluoc man. Apoll. 11199 A.; in Lexers Taschenwörterbuch auch *trumbiere* genannt. — Dazu vergleiche man das Vb. *trumbieren* Ga. 1. 473 neben *trumben* u. s. w.

70) 'pro *scheitier* pro galeis', Rechngsb. der Stadt Breslau ad 1301, Codex dipl. Sil. S. 5.

71) wir wöllen hawen ir *saliere* (: schiere), Heldb. K. 624, 35; ein îsin hût, ein *saler*, Keisersb., bei Oberl. Ein Helm, wie angegeben wird, kann es wohl nicht sein, da Wolfd. D V, 12 Hs. f statt 'daz spalier guot von sîden' ein salier u. s. w. zeigt. Es scheint also ein Kleidungsstück zu sein. Hängt es vielleicht mit dem im Mittelenglischen vorkommenden *celure*, Var. *selure*, *silure*, celatura zusammen, mit Übergang von frz. *ü* : *i* (siehe meine Dissertation § 21)? Das *e* der ersten Silbe kann nach ostfrz. Weise zu *a* werden.

72) *schivir* Hss. H, C, *schwiere* A in Ga. 1, 472, ein Rüstungsstück.

73) *groyr*, vgl. Lexer und 92 unten.

74) *divier*, Vintl.

75) *scholier*, *scholir* bei Schm. Fr. 2, 407, wie es scheint die ältere Form für das spätere scholder, scholler; s. auch *scholierer* unter 123.

76) *flasîr* Dfg. 324 c.

77) *hanthier*, Flieg. Bl., 16. Jahrh., *hantieren* (dat. pl.) (: füren), Narr. a. 1494; dazu das Vb. *hantieren*, auch mit *ver-*, und *hantierunge* stf., die erst im 14. Jahrh. auftreten. hanthier ist wahrscheinlich deutsche Neubildung zu hantieren, das wohl nicht deutschen Ursprungs ist, wie das DWb. 2, 1133 angiebt: aus hand + tieren, dieren = in der Hand umdrehen, sondern nach Lexer und Kluge (Etym. Wb. d. dtsch. Spr.) von frz. hanter herstammen soll.

F. Wörter auf -en-, -in-, -anier, die Rüstungsstücke bezeichnen und meist deutlichen deutschen Stamm haben.

78) *lendenier* m., *lendenierstrick*, auch *lendner*, *lendener*, *lender*, s. Lexer; im Acc. *lendeniere* Krone 2859; nach Grimms Gr. noch in WWh. 231, 26, Limburger Chr. 61; — mnd. *lendener* (Lübben) = Lendengürtel. Das Wort gehört zu deutsch lende, besser aber noch zu mnl. *lendene*, vgl. Franck, Mnl. Gr. im Glossar; man vergleiche es noch mit dem von Alw. Schultz im Höf. Leben angeführten gleichbedeutenden afrz. lasniere.

79) *krocanier* Herb. 4736; nicht im Mnd.; Geschlecht nicht ersicht-

lich; scheint ein Panzerstück zu sein. Vgl. die Anmerkung zur Stelle, wo ein frz. croc als Waffe angeführt wird. Vielleicht läfst sich noch ein französisches entsprechendes Wort ausfindig machen.

80) *semftenier, -ir, semftinir, senff-, senf-, senphtenier, samstener* (entstellt), neutr., s. Lexer; mnd. *samftener*, s. Lübben.

Das semftenier ist eine gepolsterte Binde, die man um den Unterleib legte, und die noch die Oberschenkel bedeckte, vgl. Alw. Schultz, Höf. Leben; manchmal auch in zweideutigem Sinne gebraucht. Gehört vielleicht zu mhd. *senfte* (*semfte*) adj. und subst., *senften, semften* vb.

81) *hersenier, härsenier, hersnier, härsnier*, neutr., s. Lexer; *hersinier* Türl. Wh. in Zs. 21, S. 202, 14, 65b; aufserdem notierte ich *herseniere* (dat.) Krone 7372; Trist. H 6242; nach A. Schultz steht *härsenier* auch Mel. 6091 und Tandareis 8559. Nicht im Mnd.

Das hersenier ist ein Kopfpanzer unter dem Helm. Im Mnl. *hersenier*. Gehört zu mnl. *hersene* = Hirn; vgl. Franck, Mnl. Gr. im Glossar. Die bei Lexer gegebenen Etymologien sind zurückzuweisen.

82) *schinier, schinnelier* s. unter 48.

83) *spaldenier, -ir*, md. *spaldenêr(e)*, mask. und neutr., s. Lexer; nach Alw. Schultz auch Tandareis 12731; — mnd. *spoldener*, s. Lübben; dort auch citiert: 'diplois, *spoldener*' Dfngl.

Davon zu trennen ist *spalier*, s. oben unter 49, und *spanaröl* u. s. w. mit unbekannter Etymologie.

Das spaldenier bedeutet eine Bekleidung Gewappneter unter dem Harnisch; die Etymologie ist noch nicht aufgeklärt. Es scheint ein Fremdwort zu Grunde zu liegen.

84) 'darüber zwên *hurtenier*' m., Lieht. 450, 14. Ist wahrscheinlich dasselbe Rüstungsstück wie das schinnelier; vgl. Alw. Schultz, Höf. Leben; nicht im Mnd. zu belegen.

hurtenier gehört zum mhd. Fremdwort *hurt*, vgl. Lexer; der *h.* soll daher vor dem Stofs schützen.

85) *brustenier*, neutr., vgl. Lexer. Es ist der Brustpanzer des Pferdes und gehört zu deutsch *brust*; nicht im Mnd. zu belegen.

86) *miusenier, muzzenier*, neutr., vgl. Lexer; nicht im Mnd. Es ist ein Panzer zum Schutze der Armmuskeln; *mûs* stf. = Muskel liegt zu Grunde.

87) *huffenier*, neutr., s. Lexer; *huffnier* Türl. Wh. in Zs. 21, S. 202, 21. — Das *h.* ist ein Schutzpolster um die Hüfte (vgl. Alw. Schultz); auch zweideutig gebraucht; gehört zu deutsch *huf* = Hüfte. — Das Wort ist im Mnd. nicht zu belegen.

88) *lankenier, lankenir*, vgl. Lexer; nicht im Mnd.; neutr.

Das *l.* ist eine Decke über die 'lanken' (*lanke* = Hüfte, Lende, Weiche) des Rosses. Vgl. auch das davon abgeleitete Vb. *ver-lankenieren* (Lexer).

89) *spozzenier*, Hs. C *spossenier*, wohl ein Rüstungsstück über den Arm, Ga. 1, 472; neutr.? — Nicht im Mnd. Eine Etymologie fand ich nicht.

90) *grûsenier*, neutr., in Zeitz Satz.; *grüsener* Jenaer St. a. 1540; mnd. *grusenir, grusener, gruzener* (Lübben). Was es war, geht aus diesen Stellen nicht hervor. Etymologie?

II. Weiterbildungen auf *-i(e)rœre, -i(e)rere, -i(e)rre* u. s. w.

Zum Verständnis der hier behandelten Wörter verweise ich ausdrücklich auf die S. 63 und 64 meiner Dissertation stehende Anmerkung.

Da sich die Wörter mit der Endung *-ierre, -irre* (samt weiteren Vereinfachungen) fast gar nicht im Nominativ Singular, jedoch häufig in anderen Kasus vorfinden, da ferner drei derselben bei Wolfram

von Eschenbach im Plural im Reime stehen, und weil sich endlich in grofser Zahl daneben längere Formen auf *-ierer(e)*, *-ierære* vorfinden, so neige ich der Ansicht zu, dafs man hier überhaupt nicht von einer bei den mhd. Dichtern stattfindenden Verallgemeinerung der im Französischen nur auf den Nominativ Singular beschränkten Form *-ier(r)e(s)* aus *-ator* sprechen darf; *-ier(r)e* hätte dann vor seiner Aufnahme ins Deutsche im Ostfranzösischen zu *-ir(r)e* werden müssen; vielmehr liegen hier Zusammenziehungen aus deutschen Neubildungen auf *-ierer(e)* vor.

Nur in der französischen Literatursprache des Ostens lebte der alte Nominativ wahrscheinlich damals noch weiter, was schon aus dem Umstand hervorgeht, dafs die obliquen Formen auf *-eur*, *-ur* (- atorem) bereits seit Beginn des 13. Jahrhunderts in deutschen Texten im Nominativ Singular gebraucht werden; so hat Wolfram als Nominative *tiostiur(e)*, *schahteliur*, *l'ampriure*, *l'ascantiure*; *punjûr*. Die nord- und ostfranzösische Volkssprache wird wohl damals nur noch die obliquen Formen gekannt haben.

Nähme nun jemand trotzdem an, deutsches *-i(e)rre* entspreche direkt frz. *-ierre* aus *-ator*, so könnte er noch weiter ausführen, man treffe bei Wolfram im *irre*-Reim frz. *-ier(r)e* nicht nur bei Substantiven an, die dem Bartschischen Gesetze unterliegen, z. B. *patelirre*, sondern auch bei anderen Wörtern, wie *astronomirre*, *suppirre*, und zwar infolge einer bereits auf französischem Boden erfolgten Vertauschung des *-erre* mit *-ierre*, wobei man z. B. die bei Goerlich im 'Burg. Dialekte' aus der Franche-Comté angeführten *commandierres*, *rendierres*, *emperiere* zum Beweise heranziehen kann [diese Angleichung ist auch anderswo nachzuweisen]; sogar für den ostfranzösischen Übergang von *ie* : *i* bei -ator wüfste ich ein *prechires* aus Val Benoît (Lütticher Gegend) anzuführen (s. Romania 17, S. 554). — Allein ich möchte es in diesem strittigen Punkte lieber mit den Schreibern derjenigen Hss. halten, die öfter *-ierære* (wie in Parz. G) oder *-ierer* schrieben, also *-i(e)rre* blofs als kontrahierte Form betrachteten; die sonstigen zahlreichen vollen Formen anderer Texte unterstützen uns in dieser Ansicht.

A. Von Infinitiven weitergebildet.

91) *chrigîrre* nom. pl. Parz. D 32, 17; *chrigîren* dat. pl. D 81, 13. Aus einem *chrigierer(e) kontrahiert, zum Verbum *chryeren* D, *kriegieren* d, Parz. 68, 19 = crier gehörig.

Anm. Davon zu trennen sind *krîer*, *krîger* Reinfr. und als Var. zu Parz. 81, 13 in d *kriegern* (dat.), die zum Vb. *krîen* gehören.

92) *kro-yer-re* nom. pl. Parz. d 32, 17, *grogiere* eb. g, *cro-ier-en* dat. pl. Parz. G g 81, 13; *grô-ier* Licht. 69, 17.

Diese Formen beruhen auf den nicht kontrahierten Parz. 81, 13 dat. pl. *kro-ier-er-n* g, *grog-ier-er-en* g, *krôgierer* Part. 14533, *grôgierer* Ls. 2, 246, *kroirer* Apoll. 18975.

Vollere Formen auf *-ære* sind: Parz. G. 32, 17 nom. pl. *chroier-ære* und *crôjier-ære* Bit.; *croir-ære* Wg., *grôgier-ære* Licht., *grogier-ær* Hpt. Zs. 18, 91, *kroyr-êre* Ernst; aufserdem nach Alw. Schultz, Höf. Leben, *groyer-är* Ottokar von Steier DCXCVIII.

krôgierer gehört zu dem zahlreich belegten Verbum *kroijieren*; auch in den Varianten zu Parz. 68, 19 und Wh. 372, 3. 401, 2. Es 'kroijieren' die Knappen:

Daz gap er ûz dem ringe Den knappen algelîche, *Die von den schilten rîche Und von den helmen sprâchen*, Dâ von si niht zerbrâchen Sîn lop noch sîne wirde. Mit edelen herzes girde *Kroijierents ûf in alle* Und riefen dô mit schalle Gelîche und allgemeine: ... 'Mit hoher melde sol man *Kroijieren sînen lîp*.' Turn. 1102.

Man vergleiche damit aus dem j. Titurel 1829: Waz die anderen furen uf helmen und uf schilden, Gestricket mit den snuren oder mit dem pensel dar uf gebilden, *Daz prufen die der wappen röcke warten.* Ferner aus Mai und Beaflor 88, 25: *Maneger von den wâpen sprach, Daz man kroijieren nennet, An dem man daz erkennet, Daz si die decke zerrent hin,* Wan dar an lît ir gewin. — Diese Beispiele in Schultz, Höf. Leben. — Hier scheint demnach *kroijieren* das Beschreiben und Loben der Zieraten und Malereien auf Helm und Schild — also des *groyr's* (?) — zu bedeuten. Damit sollen die Turnierer zur Tapferkeit angespornt werden. Gleichzeitig wird der Kampfruf damit verflochten, wodurch *kroijieren* oft die Bedeutung *kriieren* annimmt. — Das Verbum *kroiieren* u. s. w. (vgl. Lexer) dürfte kaum zum Subst. *groyr,* Vintl. 9654, gehören; *croier* bei Reinfr. 17343, *kreiger* eb. 633, vgl. Bech, Germ. 22, 43. — Dfg. 311a: juba, crista quæ superponitur galeæ, ein *kreye-r, -rer, krayer*; ngl. 113a: conus, *creyer* uff eim helme o. knopf uff eim tache, kleinat auf eynem helm, eyn helm tecken; ngl. 120b: crista, timmer van dem helm, *wappen* (!), *kreyer* o. vogels kamp. [Das Wort *kreyer,* tessera, ut datur clam militibus, ne fiat confusio inter eos (DWb. 2143, 1), heute *kreijêre* = 'Jauchzer' auf dem Hunsrück (DWb.) ist nicht damit zu vergleichen, sondern gehört zum Vb. *kreigen* neben *krîen.*]

Ich bezweifle, daſs *groyr* etc. mit *crey* [s. DWb. 5, 2136 (4)] oder mit *kreide* [DWb. 2138 (4 b)] zusammenhängt, wie Bech in der Germania 22 annimmt, aber auch *kroijieren* mit dem lautverwandten *kreiieren* u. s. w. statt *krîieren* (wie *kreien* u. s. w. neben *krîen*), wiewohl es oft mit diesem in der Bedeutung zusammenfällt und verwechselt wird.

Sollte *kroijieren* nicht afrz. gueroier, guerroier = befehligen (Littré), streiten, drängen, bekriegen (Bartschs Chrest.) sein, während *groyr* eine andere Ableitung hätte?

93) *floitirre* nom. pl. Parz. D 19, 11, *floytiere* n. pl. Wh. 1 382, 16, n *flotiere,* o *floytier,* m *flotyer,* t *floitier.*

Aus *floitierer* eb. p und Wh. v. W. kontrahiert, zum Vb. floytieren gehörig.

Auf *-ære*: *floitierære* Parz. G g.

Anm. *floytere* eb. g gehört zum Vb. *floyten,* Parz. d 764, 2.

94) *paratierre* acc. pl. Parz. g 297, 9, *partierre* D, *partiere* d; Trist. 8350 Hs. H *paratyere* nom. sg. i. V.

Parz. g 297 kommt auch *partîrer* vor, auſserdem *paratierer* Trist., Hs. O; aus diesen Formen entstanden die obigen.

Gehört zum Vb. *partieren* und einer anzusetzenden volleren Form **paratieren* aus afrz. barat-, baret-, barter (letzteres v. J. 1373 aus Valenciennes), G. Das Wort ist nicht aus frz. barateur, wie Lexer angiebt, entwickelt.

Auf *-ære*: Parz. G g g *partierære* und Trist., Hss. F B N *partierere* (also *-êre*).

95) *astron-omirre* nom. sg. D d, *-omire* g, *-imiere* G Parz. 773, 26.

Aus einem *astronomierer(e) und dies aus dem Vb. *astronomieren.

96) *patel-ierre* gen. pl. g, *-iere* g, *-irre* D d g g, *putelirre* (statt *pat-*) G : *riere* g, *rirre* (= Strecke, Reihe) die übrigen Hss., Parz. 183, 7. — *patelirre* n. pl. K l p t, *padelirre* n : *dirre* (n. sg. = dieser) K l p t n, WWh. 223, 10. *patelirre* j. Tit. 2568. 6076.

Ist aus einem *patelier-er(e) kontrahiert; zu einem mhd. Vb. **patelieren* (im mnl. *battelieren,* vgl. Franck, Mnl. Gr.) = afrz. bat-eiller, -iller (D. C.), bat-aillir, -illier (S. P.) gehörig. patelierre ist nicht, wie bisher angegeben wurde, der afrz. Nom. bataillier(r)e (Suffix -ator), noch bataillier (Suffix -arius), vgl. G.; es könnte höchstens aus dem letztgenannten Worte weiterentwickelt worden sein.

Auf *-ære*: *patelirære* g Parz. 183, 7 (gegen den Reim!).

97) das sô verre ûz ir geboten
Arabel diu verfluocht ist komn,
mir und den goten ist benomn,
der ich ê jach ze kinde,
von taverne ingesinde,
von salsen *suppierren*
sich Tybald muose vierren
von sînem wîbe, und alle ir kint,
die hie durch rehte râche sint ... WWh. 44, 13.

Var. *suppierren* m, *suppirren* l, *suppîeren* K, *suppijeren* t, *suppiren* p, *soppyren* n, *suspiriern* (entstellt) o; *fierren* m, *virren* l n p, *vijrren* t, *fîeren* K, *viern* o.

In Übersetzung: Daſs Arabel, die Verfluchte, so von ihren Gesetzen abgewichen ist, daſs mir und den Göttern die geraubt ist, die mein Kind war, durch solches Wirtshausgesindel! daſs durch solche Topflecker [eigentlich Salsen-(= Saucen-)esser] Tybald von seinem Weibe getrennt sein muſs! ebenso auch ihre Kinder, die sie zu rächen gekommen sind!

Das Wort suppierre ist aus einem *suppierer(e) kontrahiert, zum Vb. *suppieren = afrz. souper gehörend. Die richtige Bedeutung ist schon im Benecke angegeben; dagegen ist die Lexersche Angabe, daſs es Fem. und mit supparje = Suppe zusammenzustellen sei, falsch.

98) *tyostier* im Wh. und Parz.; s. meine Diss. S. 64, 2. Abschnitt.

99) *busunier* in einer g-Hs. von Parz. 379, 15.

Entstanden aus *busunierer; vom Vb. *pusunieren* (im kl. Lexer) abgeleitet.

100) die *turniere* nom. pl. Krone 763; ist Kontraktion zur Variante *turnierer* eb., auch *turnîrer, torn-, dornierer* Dfg. 588c; ngl. 367c; aus dem Vb. *turnieren* = afrz. tournier gebildet. (Vgl. das Abstr. 'der turnier' unter 40.)

Auſserdem die Formen *turnierære* Bit. 8542, *turnierêre* Leys; vgl. auch Ring 8d, 38; Netz 7831.

101) *fabelierære* (: mære) Krone 22112; zu einem **fabelieren* = afrz. fabler, G., gehörig.

102) *talierer* (fem. *-iererin*) Pass. Rechtsbuch, *tellrer*, Gesatz der Handwerkerzünfte zu München um 1346 (Cgm. 544); *taliern* dat. pl. (nomen agentis) a. 1386 bei Schm. Fr. (*-ier* st. -ier[r]e).

Der *talierer* ist ein Händler in 'talieren'; s. letzteres Wort bei den Wörtern auf -ure, die im Deutschen zu *-ier* werden, in meiner Dissert. S. 29, 9. talierer ist aus dem mhd. teilieren = afrz. taillier weitergebildet.

103) Und welcher kramer talierer oder taliererin oder *partirer* noch *partirerin* das vberfur ... Pass. Rechtsb.

Aus mhd. *partieren* = afrz. partir weitergebildet.

104) zwên posauner, zwên *trumlierer*, Gest. Rom. 96.

Gehört zu einem **trumbelieren*, **trumlieren*. Mit afrz. trumeler 'faire la débauche' und trumeleur 'débauché' hängt es wohl nicht zusammen. Es geht wahrscheinlich auf frz. trompe zurück, davon die Weiterbildung trompille (trompiculum) = petite trompe und afrz. trompiller = jouer de la trompe (S. P.); auf letzterem würde ein mhd. **trumbelieren*, **trumlieren* beruhen, woraus sich das nomen agentis entwickelte.

Das nfrz. *trommel* (Littré) scheint erst wieder aus dem deutschen trommel [und dies mit deutschem Accent aus trompille (wie ein Wort mit dem Suffix -el)] ins Französische zurückgekehrt zu sein; man vergleiche die mhd. *trumbel, trumel* bei Lexer und Vb. *trumelen*, Apoll.

105) Claus der *luminierer*, Schreib. a. 1350.

Vgl. das Vb. *illuminieren*, aus dessen Simplex es weitergebildet sein wird.

106) *visierer, visîrer, visêrer*, vgl. Lexer.
Zum Vb. *visieren* = viser weitergebildet; vgl. Nr. 7.

107) *regierer, regêrer*, vgl. Lexer; auch in *statordenung-reg.*
Gehört zum spätmhd. *regieren, -êren.* Letzteres entweder aus lat. regere neugebildet oder aus afrz. gelehrtem und seltenem reger, regir (S. P.); vgl. auch Godefroy unter reger.

108) 'der *tendlier*', Rauch 1, 440. 447 (in Grimms Gr. II, 142).
Aus einem **tendlierer(e)* kontrahiert; gehört zum Vb. *tändelirn* Ot. 117b (Weig. Wb.). Letzteres ist wahrscheinlich deutsche Neubildung an dem Stamm *tant* (aus ital. tanto) mit Erweiterung durch das Suffix *-el* und fremder Infinitivendung. Sonstige Formen mit Suffix *-er* an *tendl-* u. s. w. s. bei Schm. Fr. 1, 610.

109) *ge-wardierer*, Mone Zs. 2, 418 = der Münzwardein.
Aus einem **wardieren* und dies aus afrz. guarder gebildet; ital. Etymologie ist unnötig. Daneben *quarder* eb. 4, 20 mit *-er* an fremdem Stamm. Man vergleiche damit mhd. *ge-warten*, wodurch sich die Vorsilbe *ge-* erklärt.

110) *polierer*, politor Dfg. 445b, *bollierer* Beisp., *pal-, pulierer* HbM., *harnasch-palierer* Tuch.
Weitergebildet zum mhd. *pol-, poll-, boll-, pul-, pal-, pall-, bal-, ballieren* (Lexer), auch mit *durch-* und *ge-*; aus frz. polir oder lat. polire abzuleiten; 'polier' steckt auch in *bollierknecht, pollierscheibe, bollierung* bei Tuch.

111) *planirer*, politor, tuchscherer, Dfngl. 297a.
Zum Vb. **planieren* (mhd. nicht vorhanden) = afrz. planier, planer, planir, G.

B. Von Infinitiven oder nomina agentis auf *-ier* weitergebildet.

112) *barbierer* Beh., Böhm. a. 1358, Chr. 11 (15. Jahrh.); *palbierer* Fasn.
Gehört zum mhd. Vb. *barbieren* Chr. 11 = afrz. barbier und zu *barbir*, s. oben unter 38.

113) *parlierer* Chr. 1 a. 1407, Tuch., Anz. 24, 210 (14. Jahrh.).
Gehört zum mhd. Vb. *parlieren* = afrz. parler (mit Übergang zu den ier-Verben infolge Analogie) und zum Subst. *parlier*, s. oben unter 37.

114) *drappierer* Gr. W. 5, 299; *drappêrer* Frkf. Brgmstb. a. 1452; nach Grimms Gr. noch *trappirer* Lanz. Chron. 2.
Aus *trappier*, s. unter 31, gebildet; man kann auch ein Vb. **trappieren*, **drappieren* = afrz. draper als Ausgangspunkt nehmen.

C. Von Infinitiven oder Abstrakten auf *-ier* weitergebildet.

115) *pitschierer* Stieler 80, 17. Jahrh., im DWb.
Zum Vb. *pitschieren* oder Subst. *pitschier* (s. 56) weitergebildet.

D. Von nomina agentis auf *-ier* weitergebildet.

116) *bursierer* = Einnehmer, Frkf. Insatzbuch a. 1400 und Mone Zs. 12, 229 a. 1398, Dfg. 85a (ebendort auch *burchierer* — *rs* : *rš* oder *rχ* — und burchener, burssner).
Aus *bursier*, Nr. 39, entstanden.

117) zwei tûsent *artschierer* Rcsp. a. 1402.
Aus *harschier*, Nr. 43, entstanden, oder sollte *-er* die in der jüngeren Zeit übergreifende Pluralendung sein?

118) *iubelierer* Dfg. 126c a. 1507.
Aus *iubelier*, Nr. 42, entstanden.

119) *tafernîrer* Zeitz cop. 462a, *tabernierer* Chr. 3. 142, 19; *tau-ernierer, -ernirer* Dfg.
Aus *tabernier*, Nr. 24, entstanden. Aus dem bereits ahd. *taverne* wurde *tavernære, -er* (Lexer) gebildet.

E. Von Abstrakten auf *-ier* weitergebildet.

120) *bantzyerer* Mz. 3, 120 a. 1344, *panczîrer* eb. 381 a. 1357.
Aus *panzier*, Nr. 44, entstanden.
121) *papierer*, s. Lexer.
Aus *papier*, Nr. 57, weitergebildet.
122) *briuirer* a. 1429 Dfg., *breuierer* eb. a. 1440, *breuirer* eb.
Von *brevier*, Nr. 54, gebildet; diese Weiterbildung ist hier möglich, weil das Brevier als 'Wegweiser' im Leben gelten kann.
123) *scholierer*, *scholirer*; kontrahiert zu *schollyer*, *schollir*; vollere Form: *schollirär* (s. Lexer).
Aus *scholier*, Nr. 75, entwickelt; Formen wie *scholderer*, *schollerer* u. s. w. sind aus scholder, scholler gebildet worden.

F. Weiterbildungen auf *-ierer* am deutschen Stamm oder am bereits ahd. Fremdwort.

124) *stolzierer* Renn.; aus dem Vb. *stolzieren* und letzteres aus deutsch *stolz*.
125) *hov-*, *hofierer*, vgl. Lexer; aus dem Vb. *hov-*, *hofieren* und letzteres aus deutsch *hof*.
126) *spendiere* Rta.; ist aus einem **spendierer(e)* kontrahiert und letzteres von einem Vb. **spendieren* abgeleitet. *spendieren* mufs spät aus mhd. spenden = ahd. fremdem spendôn, spentôn neu gebildet sein. Von letzterem stammt ahd. spentari = mhd. spendære.
127) *pfaffierer* Cds. a. 1430; aus *pfaffe* (ahd. pfaffo — lat. papa) weitergebildet.
128) *hûsierer* Rotw.; aus dem Vb. *hûsieren* und dies aus deutsch *hûs*.
129) *sigillierer* Wattb. 273; zum Vb. **sigillieren*, vorhanden in *versigillieren* Apoll. S.; sonst mhd. Vb. *sigelen* = ahd. sigljan und dies aus *sigel*, bereits gotisch sigljô und ahd. in sigilla, vgl. Franz, Die lat.-rom. Elemente im Ahd. S. 61.

III. Ersatz von französisch *-ier* durch *-œre*, *-ere*, *-er* im Ober- und Mitteldeutschen.

Wahrscheinlich sind diese Wörter schon in früh-mhd. Zeit entlehnt worden. Es ist kaum anzunehmen, dafs dieselben aus Niederdeutschland zu uns gekommen sind.
130) *buckelære* u. s. w., *buckelâre* im Pfaffen Konrad, s. Lexer; im Mnd. *bokeler*, s. Lübben; im Mnl. *bokelare*, s. Franck.
Aus afrz. bouclier (S. P.) entwickelt; auch ist eine deutsche Neubildung zum mhd. Fremdwort buckel nicht ganz ausgeschlossen.
131) *marnære* u. s. w., s. Lexer; nicht im Mnd. belegt; im Mnl. *marnier*, *maronier*, s. Franck.
Aus afrz. maronier, -innier (Bartsch, Chrest.) entwickelt.
132) *valkenære* u. s. w., s. Lexer; mnd. —, mnl. —, im Neuniederl. nach Grimms Gr. *valkenier*.
Im Afrz. würde ein *falconier entsprechen; in S. P. sind nur Formen mit Vokalisierung des *l* zu belegen: fau- faulconnier.
133) *paltenære* u. s. w., s. Lexer; mnd. *poltenere*, s. Lübben; mnl. —.
Aus afrz. paltenier vielleicht entwickelt; vgl. mhd. *balteniere* unter 15; eine gelehrte deutsche Bildung mag jedoch auch vorliegen.

Bad-Ems, im Juli 1899. Theodor Maxeiner.

Die Kleinliteratur des Aberglaubens im Altenglischen.

Von zwei oder drei Texten abgesehen, war schon 1866 im dritten Bande von Cockaynes Leechdoms, Wortcunning, and Starcraft so ziemlich alles publiziert worden, was uns bis heute an Kleinliteratur des Aberglaubens in altenglischer Sprache vorliegt. Trotzdem ist diese ganze Literaturgattung bisher so gut wie unbeachtet geblieben. Wülkers Grundrifs der angelsächsischen Literatur (1885) sowie die englische Literaturgeschichte von ten Brink (1878, [2] 1899) übergehen sie mit wenigen Worten; und die anderen erwähnen sie überhaupt nicht. Auch Einzeluntersuchungen darüber existieren nicht. So befremdlich diese Tatsache Späteren erscheinen mag, so erklärt sie sich doch leicht aus der historischen Entwickelung unseres Faches: einer Zeit, welche die 'Volkskunde' noch kaum ernstlich in den Gesichtskreis der Anglistik gezogen hatte,[1] mufsten die hier in Frage kommenden Denkmäler, weil als Einzelerscheinungen aufgefafst, unverständlich bleiben, zumal sie sich in keiner der üblichen Kunstgattungen der Literatur unterbringen liefsen. Erst ein Vergleich mit ähnlichen Texten anderer Sprachen eröffnet uns das richtige Verständnis für die Stellung dieser ganzen Gat-

[1] Wer auch heute noch die 'Volkskunde' scheel anzusehen geneigt sein sollte, lese die glänzenden Ausführungen A. Dieterichs in seinem Vortrage 'Über Wesen und Ziele der Volkskunde' (Hessische Blätter für Volkskunde 1902, I 169—194). — Leider nimmt der 'Jahresbericht für germanische Philologie' noch immer keine Rücksicht auf englische Volkskunde, wie auch die anderen Abschnitte der 'Hilfswissenschaften' leider fast ausschliefslich Deutschland berücksichtigen.

tung im Kulturleben wie in der Literaturgeschichte, ja sogar, wie wir unten an zwei Beispielen sehen werden, für die richtige Deutung des Wortsinnes. Eine allseitige Beleuchtung und Einreihung dieser altenglischen Texte vermag ich nun freilich auch heute noch nicht zu bieten. Dazu müfsten vor allem die in diesem Falle überreichlich fliefsenden handschriftlichen Quellen fürs Lateinische und Mittelenglische besser ausgeschöpft werden. Aber die Rücksicht auf eine bald zu erwartende neue Gesamtdarstellung der altenglischen Literatur veranlafst mich, schon jetzt das wenige, was ich mit Hilfe des gedruckten Materials und einiger Ergänzungen aus Handschriften zu Erfurt, München, Cambridge und Rom[1] zur Beleuchtung dieses Literaturkreises beisteuern kann, hier vorläufig zusammenzustellen. Wenn es mehrfach auch nur nackte Literaturangaben sind, so hoffe ich doch schon dadurch manchen Text aus seiner Isoliertheit herausgehoben zu haben. Später werde ich ausführlicher auf verschiedene dieser Texte eingehen können.

1) Ich beginne mit dem unstreitig weitverbreitetsten meteorologisch-astrologischen Werke, der sogen. '**Bauernpraktik**', welche den Ausfall der Jahreszeiten aus dem Wochentage prophezeiht, auf den der Jahresanfang oder das Weihnachtsfest fällt. Die älteste mir bekannte Form dieser Prophezeiungen ist in griechischer Sprache abgefafst und gibt sich als ein Werk des alttestamentlichen Ezra:[2] *Τοῦ προφήτου Ἔσδρα Διάγνωσις περὶ τῶν ἑπτὰ ἡμερῶν.*[3] Zahlreiche Übersetzungen, Bearbeitungen und

[1] Für welche ich den Herren G. Mercati, E. Stollreither und A. Rogers meinen Dank auch hier aussprechen möchte.

[2] Wie Ezra, der Historiker der Rückkehr aus dem babylonischen Exil, zum Propheten und Wahrsager gestempelt werden konnte, erkennt man leicht, wenn man einen Blick tut in die übrigen unter seinem Namen überlieferten Apokryphen, namentlich das sogen. *Liber quartus Esdrae* (ed. R. James in Texts and Studies III 2) und die interessante *Visio beati Esdrae* (ed. Mercati, Studi e Testi Nr. 5, 1901, S. 70 ff.), welche ein Glied in der Kette bildet, die empor zu Dante führt. Noch im 15. Jahrhundert werden *'Dyuers tokyns of weþer'* (Digby 88 f. 12^b) dem *'Edras the profute'* zugeschrieben. Vgl. auch S. 352 Anm. 1.

[3] Veröffentlicht von Boissonade, Notices et Extraits des mss. de la bibl. du Roi XI, 2, S. 186 Anm.; ein anderer Text bei Du Cange, Gloss. graec. S. 548; Proben bei Tischendorf, Apocalypses apocryphae S. XIII f. Vgl. auch c. 68 der nur in äthiopischer Übersetzung erhaltenen Chronik des Bischofs Johannes von Nikias des 7. Jahrhunderts (ed. Zotenberg, Not. et Extr. XXIV 1, S. 408 f.).

Nachahmungen finden sich in lateinischer Sprache[1] als *Revelatio Esdrae de qualitatibus anni* oder unter anderen Titeln und Verfassernamen. Aus dem Lateinischen stammen dann direkt oder indirekt die nicht seltenen volkssprachlichen Versionen, wie die verschiedenen altfranzösischen[2] Bearbeitungen in Vers oder Prosa, die provenzalische,[3] die altitalienische,[4] die spanische,[5] die deutschen,[6] die holländischen[7] und die englischen Versionen. Dagegen geht die rumänische[8] Übersetzung nach Gaster auf eine slavische Vorlage zurück.

In altenglischer Sprache sind bisher zwei Versionen gedruckt: eine ältere aus dem MS. Junius 23 (um 1100), veröffentlicht von Cockayne, Leechdoms III 162 25—164 12; eine jüngere aus Vesp. D. XIV f. 75b (um 1120), gedruckt von Aſsmann, Anglia

[1] Handschriften dafür weisen nach P. Meyer, Bull. de la Soc. des anc. text. 1883 S. 85 f., und G. Hellmann, Die Bauern-Praktik (Berlin 1896) S. 56 ff. Dazu Ms. Digby 75 und 103; Rawl. B. 196; Rawl. C. 486 und 814; Ashm. 345 f. 68a und f. 69a; 1393; Cleop. B. IX; Gött. App. dipl. 16 E. Gedruckt sind lat. Texte bei Migne, Patrol. lat. XL 951; P. Meyer a. a. O. S. 88 Anm.; Revue des langues romanes III 134; G. Mercati, Studi e testi Nr. 5 (Rom 1901) S. 74 ff., dessen älteste Version aus einer Lorscher Handschrift des 9. Jahrhunderts stammt; nach gütiger Mitteilung Mercatis auch bei F. Patetta, Dal libro dei segreti di Cipriano Casolani, Siena 1902 (Per nozze Raimondi Palmieri-Nuti), und bei G. Giannini, Una curiosa raccolta di segreti e di pratiche superstiziose, Città di Castello 1898.

[2] Literatur in Gröbers Grundriſs II 1, S. 874; dazu Digby 86, ed. Stengel S. 8 (Halle 1871), und Ashm. 342 f. 28.

[3] Bartsch, Denkmäler der prov. Lit. S. 315; vgl. Suchier, Denkmäler I, 122.

[4] Fragment einer italienischen Version des 13. Jahrh. bei G. Mercati a. a. O. S. 79.

[5] In Cod. lat. Par. (nouv. acq.) 299 des 14. Jahrh. Anfang bei G. Hellmann a. a. O. S. 57 f.

[6] In Cod. germ. Monac. 398 (a. 1435). Anfang bei Hellmann S. 57. Auſserdem bilden diese Prophezeiungen den Hauptteil des deutschen Volksbuches *Der Pauren Practick* (zuerst 1508), worüber die treffliche Neuausgabe von G. Hellmann (Berlin 1896) zu vergleichen ist. Die deutsche Version des Volksbuches ist dann auch übergegangen in die Übersetzungen dieses Werkes ins Dänische, Schwedische, Englische (1642), Tschechische und Finnische.

[7] Zwei holländische handschriftliche Versionen des 15. Jahrh. nennt Hellmann S. 56 f.

[8] Bei Gaster, Chrestomatie romînă II 58; andere Handschriften und Drucke (nach 1795) in Gröbers Grundriſs II 3, S. 428.

XI 369. Inhaltlich stimmen beide im wesentlichen überein, das sprachliche Gewand ist jedoch zumeist verschieden. Dies erklären wir wohl am besten daraus, dafs beide unabhängige Übersetzungen derselben lateinischen Version darstellen, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, dafs schon die zu Grunde liegenden lateinischen Texte mehrere Abweichungen aufwiesen. Diese gemeinsame lateinische Vorlage scheint in eine Klasse zu gehören mit der unter Bedas Werken z. B. bei Migne XC 951 gedruckten Version, die sich handschriftlich in den Mss. Tib. A. III f. 36ᵃ, Reg. 12. C. XII f. 86ᵇ und Un. Libr. Cambr. Hh. VI. 11 f. 67 finden soll. Der Anfang stimmt sogar fast wörtlich überein:

Jun.-Ms.: Gif middeswinter messedeg biđ on Sunnandeg, þonne biđ god winter & lengten windi & drige sumer & wingeardas gode & sceap beođ weaxende & hunu [*lies* huni] beođ genihtsum & eal sib biđ genyhtsumo.

Pseudo-Beda: Si prima feria [*al.* nativitas Domini] fuerint Kalend. Januarii, hiems bona erit, ver ventuosum, aestas sicca, vindemia bona, boves [*Cod. Amplon. O. 62ᵇ f. 182ᵇ:* oves] crescunt, mel abundabit, vetulae morientur, abundantia et pax erit.

Vesp.-Ms.: Đonne forme geares dæig byđ Sunendæig, hit byđ god winter & windig lænctetid, dryge sumer, god hærfest, & scep tyđđrigeđ [*lies* tyddrigeđ], & hit byđ griđ & wæstme manigfeald.

Ein dritter altenglischer Text findet sich in MS. Tib. A. III f. 39ᵇ (um 1020), ist aber noch nicht veröffentlicht worden.

Zwei verschiedene mittelenglische Bearbeitungen in viertaktigen Reimpaaren hat Denham für die Percy Society (A Collection of Proverbs and Popular Sayings relating to the Seasons, 1846, S. 69 ff.) aus Harl. 2252 (15. Jahrh.) gedruckt. Die mittelenglische Versversion in Ashmole 189 f. 210ᵃ ist wohl identisch mit Denhams zweitem Gedichte. Mittelenglische Prosaversionen stehen in Digby 88 f. 77 (*Howe all ye yere ys rewlyde by the day that Cristemas-day fallythe on*), Ashm. 393 f. 36 und 1447 f. 39ᵃ. Neuenglische Fassungen haben wir in mehreren meteorologischen Büchern des 16. Jahrhunderts, worüber G. Hellmann a. a. O. S. 61 zu vergleichen ist. Auch der Name des vermeintlichen Verfassers, Ezra, ward bis in die neuenglische Zeit in freilich entstellter Form als Erra Pater fortgeführt. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschien ein oft neu gedrucktes Wetterbüchlein: *A Prognostication for euer of Erra Pater,*

a Jewe borne in Jewrye and Doctoure in Astronomy and Phisicke, welches die mannigfachen Anspielungen auf einen Wetterpropheten 'Erra Pater' in der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts — am bekanntesten ist die Stelle bei Butler, *Hudibras* I 1, 129 — veranlafst hat.

2) Prophezeiungen aus dem **Wehen des Windes** in den 'Zwölf Nächten' sind oft mit den eben genannten verbunden: schon in dem altenglischen Jun.-Ms. 23 (Leechdoms III 164) und noch in der deutschen Bauernpraktik von 1508. Dafs beides nicht englische bezw. deutsche Originalfassungen sind, zeigt ein Vergleich mit folgendem Fragmente, das sich ebenfalls als Anhang zu den Jahreszeitsprophezeiungen im Cod. Ampl. O. 62[b] f. 182[b] (S. XIV) findet:[1]

Si uentus fuerit in nocte Christi, principes et maiores peribunt. Si secunda nocte, vindemia peribunt. Si tertia, reges peribunt seu morientur. Si quarta, panis ex parte peribit. Si quinta, naute peribunt.

Vgl. etwa: *þeore feorðan niht gif wind byð, lef*[2] *byð litel. Ðære V niht gif wind byð, þonne byð frecne on seo and scipu forweorðað.*

3) In der Junius-Handschrift folgen altenglische Prophezeiungen aus dem Tage der Weihnachtswoche, an welchem die **Sonne scheint.** Dieselben Prognosen finden sich lateinisch im Digby-Ms. 88 f. 40. Prognosen aus der Art des Sonnenaufganges sind sehr alt: ein griechischer Text bei M. Heeger, De Theophrasti qui fertur περὶ σημειῶν libro (Leipzig, Diss. 1889 S. 66 f.), ein lateinischer (ob übersetzt aus dem vorigen?) im Cod. Ampl. Q. 355 f. 15; deutsch einiges in der *Bauern Practick* (1508) S. 9 f.

4) **'Donnerbücher'** oder Βροντολόγια kenne ich in altenglischer Sprache zwei: ein älteres in zwei stark divergierenden Handschriften (Jun. 23 f. 149[a] und Tib. A. III f. 38[a]) überliefert,

---

[1] Andere Hss.: Rawl. C. 814; Digby 86; Ashm. 345 f. 69, welch letztere, dem Anfange nach, wörtlich zum Altenglischen zu stimmen scheint: Si in prima nocte ventus fuerit, ordinati moriuntur in illo anno = *Gyf se wind byod on þa forma niht, gehadode weras sweltað.*

[2] Das Lateinische lehrt, dafs *lef* hier für *hlāf* 'Brot' steht und also nicht *'damage'* bedeutet, wie Cockayne übersetzt. Danach ist wohl ein Substantiv *lēf* 'damage', das einzig auf obiger Stelle beruht, aus unseren Wörterbüchern (Bosworth-Toller, Hall, Sweet) zu streichen.

welche beide in Cockaynes Leechdoms III 166—168 und 180—182 abgedruckt sind; das jüngere aus Vesp. D. XIV f. 103[b] veröffentlicht von Aſsmann in Anglia X 185. Beide gehen offenbar auf lateinische Vorlage zurück, die ich aber für den älteren Text noch nicht nachweisen kann. Fast denselben Wortlaut wie die jüngere altenglische Version zeigen folgende lateinische Donnerregeln, die ich dem Erfurter Cod. Ampl. O. 62[b] fol. 182[b] f. entnehme, wo sie von einer deutschen Hand der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in kleiner, flüchtiger Kursive eingetragen sind:

Si tonat in Januario, in illo anno erunt validi uenti, annona bona et omnes fructus, strages magna in populo et habundantia rerum est. [*fol. 183[a]*] Si in Febrario, erunt multi infirmi. Si in Martio, strages magna est in populo et habundantia rerum omnium. Si in Aprili, annus bonus erit et fertilis et fures peribunt. Si in Maio, fames erit. Si in Junio, est habundantia omnium rerum et pestilentie in populo. Si in Julio, annona multa et pugnantes peribunt. Si in Augusto, principes moriuntur et multi infirmi erunt. Si in Septembri, annona multa est et strages populi erunt. Si in Octobri, multi uenti erunt et annona bona. Si in Novembri, omnium rerum est habundantia. Si in Decembri, multa erit rerum habundantia et pax bona erit.

Vgl. Angl. X 185: *On Ianuarius monđe gyf hit þunređ, hit bodeđ toweard mycele windes & wel-gewænde eorđe wæstme & gefiht. On Februarius monđe gyf hit þunređ, hit bodeđ manegra manna cwealm & mæst þære ricen* u. s. w.

Dieselben Donnerregeln finden sich bei Leonard Digges, *A Prognostication euerlastinge* (London 1556) nach Brand, Pop. Ant. S. 714. Mittelenglische Versionen in Ashm. 189 f. 102 und 342 f. 134. Das schwedische Volksbuch *Sibyllae Prophetia* enthält sogar noch heutigentages stets seine '*Tordöns märketecken*' (Hellmann S. 52).

Lateinische Texte stehen in der Cambridger Hs. Gg. I. 1 (vgl. Romania XV 325); Digby 57; 75; 88; 114; Rawl. C. 814; Ashm. 345; 342; 393; zwei stark erweiterte lateinische Versionen unter Bedas Werken bei Migne P. l. XC 609 ff. Eine griechische Fassung, *Ζωροάστρου σημείωσις τῶν ἀποτελουμένων ἐκ τῆς πρώτης βροντῆς καθ' ἕκαστον ἔτος*, bei Boissonade, Notices et Extraits XI 2, S. 184 Anm.; andere Ausgaben verzeichnet Krumbacher, Byz. Lit. S. 630. Gaster hat in seiner Chrestomathie zwei auf slavischer Quelle beruhende rumänische Donnerbücher abgedruckt, wozu Gröbers Grdr. II 3, S. 422 zu vergleichen ist.

Ein Vorbild fand diese ganze Gattung in dem Handbuch der Auguralwissenschaft *Περὶ διοσημειῶν* des Laurentius Lydus (ed. Wachsmuth, Leipzig 1897, c. 22—41). In letzter Linie geht freilich, worauf mich Prof. G. Hellmann hinweist, dieser Donnerglaube auf sumerisch-babylonische Anschauungen zurück.

5) Die altenglische Fassung der **zwei Unglückstage** jedes Monats, welche bei Cockayne, Leechdoms III 224, gedruckt ist, vergleicht sich mit den *Ἡμέραι σεσημειωμέναι τῶν δώδεκα μηνῶν*,[1] von denen drei Versionen von Boissonade, Notices et Extraits XI 2, S. 187 Anm., veröffentlicht sind. Genau dieselbe Fassung wie im Altenglischen findet sich noch 1658 in einer Art Volksalmanach *The Book of Knowledge* und daraus abgedruckt bei Brand, Popular Antiquities S. 318, woselbst der ganze Abschnitt über *Days Lucky or Unlucky* zu vergleichen ist. Allerhand mittelenglische Aufzählungen von Unglückstagen stehen in MS. Digby 88 f. 62^{b}[2] und f. 77^{a}; Rawl. C. 81 f. 58^{b} und C. 211 f. 9^{b}; Ashmole 340 f. 54; 342 f. 131; 391 f. 5; 1406 f. 107; 1416 f. 123; 1481 f. 25. Lateinische Texte weist nach P. Meyer, Bull. de la Soc. des anc. text. 1883 S. 4; dazu MS. Digby 83; 88; 176; Rawl. C. 483 und 939; Ashm. 328; 342; 346; 361; 1462. Eine provenzalische Version steht bei Suchier, Denkmäler I 122. Über die altfranzösischen vgl. Gröbers Grdr. II 1, S. 1031, über die rumänische ebendort II 3, S. 422.

6) An je einem bestimmten **Montage** der Monate April, August und Dezember wird gewarnt vor Aderlaſs, Medizin-Einnehmen und Essen von Gänsefleisch in einem altenglischen Stücke, welches der Rezeptsammlung in Harl. 585 angehängt und daher mit dieser bei Cockayne, Leechdoms III 76, abgedruckt ist. Der gleiche Text findet sich lateinisch in einem Pseudo-Bedaschen Aderlaſsbuche *De minutione sanguinis sive de phlebotomia* (Migne XC 960; in einer zweiten, leicht abweichenden Form,

[1] In einer Pariser Handschrift werden auch diese *Ἕδρα τῷ ἱερεῖ* zugeschrieben.

[2] Inc. 'An extracte of freer John Somerys Kalender of ille days in the yere'. Gemeint ist offenbar derselbe *frere J. Somer*, welcher mit *frere N. Lenne* zusammen im Prolog zu Chaucers *Astrolabe* genannt wird. Tyrwhitt hat J. Somers Kalender in Vesp. E. VII nachgewiesen. Aber auch das *Kalendarium* des Karmelitermönches 'Nicholas de Linea' (oder 'de Lenne') ist uns noch erhalten: es findet sich in den Ashmole-Mss. 5 (XIV s.), 379, 390 und 789.

unten als *B* bezeichnet, ebendort S. 955; vgl. Ashm. 1280 (s. XIII) f. 171[b]); ebenso griechisch bei Boissonade, Notices et Extraits XI 2, S. 187 Anm., nur daſs im Griechischen an Stelle der Gans das Schwein genannt wird. Daſs der altenglische Text eine wörtliche Übersetzung aus dem Bedaschen Aderlaſsbuche ist, lehrt folgende Gegenüberstellung:

Þry dagas syndon on geare, þe we Egiptiaci[1] hatað, þæt is on ure geþeode plihtlice dagas, on þam natoþæshwon for nanre neode ne mannes ne neates blod sy to wanienne: þæt is þonne utgangendum þam monþe, þe we Aprelis hatað, se nyhsta monandæg an; þonne is oþer ingangendum þam monþe, þe we Agustus hatað, se æresta monan-dæg; þonne is se þridda se æresta monan-dæg æfter utgange þæs monþes Decembris.

Plures sunt dies Aegyptiaci, in quibus nullo modo nec per ullam necessitatem licet homini vel pecori sanguinem minuere, nec potionem impendere; sed ex his tribus [*lies* tres] maxime observandi: octavo Idus Apriles illo die lunis, intrante Augusto illo die lunis, exeunte Decembri illo die lunis, cum multa diligentia observandum est, quia omnes venae tunc plenae sunt.

Se-þe on þysum þrim dagum his blod gewanige, sy hit man, sy hit nyten, þæs-þe we secgan gehyrdan, þæt sona on þam forman dæge oþþe þam feorþan dæge his lif geændað, oþþe gif his lif længre bið, þæt he to þam seofoþan dæge ne becymð. Oððe gif he hwilcne drænc drincð þam þrim dagum, his lif he geændað binnan XV dagum. Gif hwa on þisum dagum acænned bið, yfelum deaðe he his lif geændað. & se-þe on þysum ylcum þrim dagum gose flæsces onbyrigeð, binnan feowortiges daga fyrste he his lif geændað.

Qui in istis diebus hominem aut pecus inciderit, aut statim aut in ipso die vel in tertio morietur aut ad septimum diem non perveniet. Et si potionem quis acceperit, quindecimo die [*B:* intra quindecim dies] morietur. Et si masculus sive mulier in his diebus nati fuerint, mala morte morientur. Et si quis de auca in ipsis diebus manducaverit, quindecimo die [*B:* intra quindecim vel quadraginta dies] morietur.

Ἕτεραι σεσημειωμέναι ἡμέραι ληφθεῖσαι ἀπὸ ἰατρικοῦ βιβλίου ἀρίστου εἰς φλεβοτομίας καὶ καθάρσεις καὶ τὰ προειρημένα. Δεῖ

[1] Wenn im Lateinischen und Altenglischen diese drei Tage als *Dies Aegyptiaci* bezeichnet werden, so beruht das auf einer Vermengung mit den wirklichen altrömischen *Dies Aegyptiaci*, worüber P. Meyer, Bull. de la Soc. des anc. text. 1883, S. 94, und die dort angeführte Literatur zu vergleichen ist.

γιγνώσκειν ὡς ὅταν τύχῃ ἐν ἡμέρᾳ τῆς ἑβδομάδος δευτέρᾳ ἡ ὀγδόη τοῦ Δεκεμβρίου μηνὸς ἢ τοῦ Ἀπριλλίου ἢ τοῦ Αὐγούστου, ἐν ταύταις γοῦν ταῖς ἡμέραις, ἤτοι ταῖς ὀγδόαις τῶν προειρημένων τριῶν μηνῶν, δεῖ ἀπέχεσθαι πάσης πράξεως, ἐξαιρέτως φλεβοτομίας καὶ καθάρσεως καὶ ἄλλης δόσεως οἱασδηποτεοῦν βοηθήματος. Ὁ γὰρ φλεβοτομήσας ἐν ταῖς προειρημέναις ἡμέραις, ἤγουν ταῖς ὀγδόαις τῶν τριῶν μηνῶν, τὴν ἕκτην οὐ φθάνει· ὁμοίως καὶ ὁ βοήθημα λαμβάνων, ἀλλὰ καὶ ὁ ἐσθίων χοίρειον κρέας ἐν ταύταις ταῖς ἡμέραις, βιοθανατώτατός ἐστι.

Neuenglisch findet sich derselbe Text, genau stimmend zu der lateinischen Fassung *B*, noch 1658 in einem *Book of Knowledge*; daraus abgedruckt bei Brand, Popular Antiquities (Neudruck 1900) S. 318 f. Eine mittelenglische Version haben wir im Ashm.-Ms. 342 f. 136[b] (*'These bene III perlous Mone-dayes in þe yere ...'*) und Ashm. 59 f. 133.

7) Drei andere Tage im Jahre, welche für das **Horoskop** eines Menschen von größter Bedeutung sind, stehen altenglisch im Ms. Cal. A XV f. 127[a] (ed. Cockayne, Leechdoms III 154). Offenbar sind sie geschöpft aus einem Pseudo-Bedaschen Werke *De Nativitate infantium libellus* (bei Migne XC 960, handschriftlich im Cod. Ampl. Q. 357; Rawl. C. 328; Ashm. 342; 1280 [s. XIII]), wenn auch die Tage selbst nicht ganz übereinstimmen. Man vgl.

Ðreo dagas syndon on XII monðum mid þrim nihtum, on þam ne bið nan wifmann akenned; & swa hwylc wæpned-mann on þam dagum akenned bið, ne forrotað his lichama næfre on eorðan, ne he ne fulað ær domes dæge. Nu is an þara daga on æfterwyrdne Dec[em]ber, & þa twegen on foreweardan Januarie þam monþe; & feawe synd, þe þas geryne cunnan oþþe witan.

Tres dies et noctes sunt, in quibus si vir natus fuerit, corpus eius sine dubio integrum manet (*MSS.:* caro eius incorrupta permanebit) usque in diem iudicii. Hoc est in VI Kalendas Februarii (*lies* Januarii?) et III Kalendas et Idus Februarii; et suum mysterium mirabile est valde.

Eine mittelenglische Version steht im Ashm.-MS. 1438 f. 50: *In ye ȝere yer be thre days and thre nyghtes, if a chyld be getyne* usw. Der erste Satz findet sich deutsch in der *Pauren Practick* (1508) S. 6: *Es spricht Beda: drey tag vnd drey nächt seind; wirt dann ain kind geboren, des leib bleybet gantz biss an den jungsten tag.*

8) Die altenglischen **Prognosen aus dem Wochentage der**

Geburt,[1] welche aus Junius 23 f. 148ᵇ bei Cockayne, Leechdoms III 162, abgedruckt sind, stimmen im grofsen und ganzen wörtlich zu einer lateinischen Version, welche ich hierunter aus dem Cambridger Ms. Gg. I. 1 f. 393ᵇ (Anf. 15. Jahrh.) zum Vergleich folgen lasse, obgleich das Altenglische einen etwas volleren Text voraussetzt:

Quando puer nascitur. Si natus fuerit homo die dominica, securus et speciosus erit. Si feria secunda, durabitur eciam martirio. Si feria tercia, religiosus erit. Si feria quarta, amatus et amabilis erit. Si feria quinta, pacificus et diues erit. Si feria sexta, malignus et longeuus erit. Si Sabbato, fortis et longeuus erit.

Vgl. bes. *Swa hwilc man swa on Sunnandæg oððe on niht acenned bið, orsorglice leofæð he & bið fægger. Gif he on Monandæg oðþe on niht acenned bið, he bið acweald fram mannum, lewde swa clæroc sweþer he bið. Gif he on Tiwesdæg bið acenned oþðe on ða niht, se bið æwerd*[2] *on his life, & bið man & ðwære.*

Zwei andere Versionen lateinischer Nativitäten nach Wochentagen stehen im Cod. Ampl. Q. 386 f. 22ᵇ und f. 121ᵇ.

9) **Krankheitsprognosen** aus dem Monatstage der Erkrankung haben wir in zwei altenglischen Fassungen: die eine zusammen mit der lateinischen Vorlage Leechdoms III 150 f., die jüngere ebenda S. 182. Ein ähnlicher lateinischer Text steht im Cod. Ampl. F. 276 f. 70.

---

[1] Der *De generatione hominis* betitelte Abschnitt bei Cockayne, Leechdoms III 146, vergleicht sich mit einem lateinischen Texte im Ashm.-Ms. 1397 f. 8 *Qualiter infans crescit in ventre matris sue,* einem mittelenglischen in Ashm. 1391 (s. XV) f. 12 und einem altfriesischen, der jetzt am bequemsten in Heusers Altfriesischem Lesebuche (Heidelberg 1903) S. 87 zugänglich ist. — Zu dem bei Heuser folgenden Stücke über Adams Erschaffung aus acht Teilen hat schon Grimm Mythol. 531 ff. drei andere Texte verglichen. Hinzu kommen die lateinischen Versionen in Digby 88 f. 1, Rawl. C. 499 f. 153, Ashm. 1285 f. 4 (s. XIII), zwei mittelenglische in Ashm. 1888 f. 120 und Rawl. C. 814 f. 87ᵇ (gedruckt in Macrays Katalog V 422) und eine altfranzösische bei P. Meyer, Bull. de la Soc. des anc. text. 1883 S. 95.

[2] Das Latein zeigt, dafs Cockaynes Übersetzung '*he shall be corrupt in his life*' nicht richtig ist. Vielmehr wird obiges *ǣ-werd*, dem lat. *religiosus* entsprechend, identisch sein mit dem *ǣwe-weard* der Blickl. Hom. 161 ²⁷. Ein Adjektiv *æwerd* 'perverse', welches nur auf obiger Stelle zu beruhen scheint, ist daher höchstwahrscheinlich aus unseren Wörterbüchern (Bosworth-Toller und Hall) zu streichen. — Des Zusammenhanges wegen ist auch wohl das folgende *mān & dwære* (Cockayne: sinful & perverse) in *man gedwære* oder, mit Toller, in *mandwǣre* zu bessern.

10) Der **Einflufs des Mondes** auf die Erfüllung der **Träume** ist in zwei verschiedenen altenglischen Texten behandelt, die beide bei Cockayne, Leechdoms III 154 f. und 158 f., gedruckt sind. Der erstere, in zwei Handschriften überlieferte, vergleicht sich mit einer lateinischen Version im Cod. Vat. lat. 642 f. 91 ff. (s. XII inc.), deren Anfang ich dank der Güte G. Mercatis hier mitteilen kann:[1]

Luna I quicquid in somnis uideris, siue bonum siue malum, non est dubium quod in gaudium conuertetur. ... Luna II et III quidquid uideris, uanum est nec in animo ponas. ... Luna IIII et V effectum, spem et remedium et actus futurum significat. Luna VI et VII quicquid uideris orienti commenda. Luna VIII et VIIII cito fiet quidquid uideris in somnio tuo. Luna X uanum est, sed nec in animo ponas et pro nichilo ducas. Luna XI inter tres dies fiet somnium tuum. Luna XII quicquid uideris in somnio, scies quia certum est. Luna XIII quicquid uideris, inter dies octo fiet *usw.*

Vgl. On anre nihte ealdne monan swa hwæt swa þe mæteđ, þæt cymđ to gefean. On tweigra nihta monan & on þreora næfđ þæt swefen nænige fremednesse godes ne yfeles. On feower nihta & on fifa þæt biđ god swefen; wite þu þæt georne on þinre heortan. .... On XII nihta & on XIII binnan þrim nihton þu gesihst þæt þe ær on swefne ætywde.

11) Zwei **Traumbücher** sind in altenglischer Sprache auf uns gekommen, die beide augenscheinlich aus dem Latein übersetzt sind und ursprünglich in alphabetischer Reihenfolge nach den geträumten Gegenständen angeordnet waren. Das eine derselben ist uns in zwei Handschriften (Junius 23 fol. 150[b]—153[b] und Tib. A. III fol. 36[a]—38[a]) überliefert und danach von Cockayne in seinen Leechdoms III 168—180 veröffentlicht worden. Das lateinische Original desselben habe ich noch nicht finden können. Dafs der altenglische Text aber tatsächlich auf eine lateinische Vorlage zurückgeht, ergibt sich daraus, dafs man bei Substitution lateinischer Ausdrücke für die altenglischen Namen der geträumten Gegenstände sofort eine alphabetische Anordnung, wie sie auch in allen griechischen und lateinischen Traumbüchern üblich ist, herausbekommt: *earn* (aquila), *beon* (apes), *fuglas* (aves), *nædre* (anguis), *weter* (aqua), *gold* (aurum),

[1] Unter Auslassung der zu jedem Tage gehörigen Psalmstellen.

feoh (argentum) ...... *beard* (barbam), *earm* (brachium) ....., *gyrdel* (cingulum), *beag* (corona), *lic* (corpus), *yrnan* (currere) usw.

Bei dem zweiten Traumbuche ist die lateinische Vorlage gleich in der einzigen erhaltenen Handschrift (Tib. A. III fol. 25ᵇ—50ᵇ) mitüberliefert, leider aber nicht von Cockayne abgedruckt, der Leechdoms III 198—214 nur die altenglische Interlinearversion veröffentlicht hat. Doch gibt er bei schwierigeren Vokabeln häufig das lateinische Lemma unter dem Texte an. Überdies würde man auch ohnehin an Inhalt, Wortgebrauch und Anordnung den lateinischen Ursprung erkennen können. In der Überschrift, *De somniorum diversitate secundum ordinem abcdarii Danielis prophetae,* ist das Traumbuch dem Propheten Daniel zugeschrieben. Dies, sowie die annähernde Übereinstimmung des allein mir zur Verfügung stehenden Anfanges macht es nicht unwahrscheinlich, dafs wir es mit der lateinischen Version des folgenden, noch ungedruckten griechischen Traumbuches zu tun haben: *Ὀνειροκριτικὸν βιβλίον τοῦ προφήτου Δανιὴλ πρὸς τὸν βασιλέα Ναβουχοδονοσὸρ κατὰ ἀλφάβητον* (im Cod. Berol. Phillipp. 1479 bei Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur S. 630). Man vgl.

> Fugelas on swefenum se þe gesyhđ & mid him winneđ, saca sume hit getacnađ.
>
> *Ἀργυρὰ ἢ χρυσᾶ πετεινὰ ἐὰν ἴδῃς, ἄκαιρον μάχην σημαίνει.*

Lateinische Traumbücher, zum Teil wohl identisch mit den beiden obengenannten, finden sich in den Münchener Codd. lat. 666, 5125, 15613, 18921, 26639, den Erfurter Codd. Ampl. Q. 21, Q. 186, Q. 375, Q. 387; Cambr. Un. Libr. Gg. I. 1; Bodl. Digby 81, 86 (XIII s.) und 103 (XII s.); Harl. 4166; Erlanger Un. Bibl. 917; Wolfenbüttel Aug. fol. 87. 7; Ashm. 179; 345.

12) Über die sechs Versionen altenglischer 'Himmelsbriefe' vergleiche die Literatur bei Napier und Priebsch in der Furnivall-Festschrift (1901) S. 355 ff. und 397 ff., sowie weiterhin bei Gaster, Literatura populară română, Bucuresti 1883, S. 371 ff., und in Gröbers Grdr. II 3, S. 408 f. Seitdem kommen hinzu A. Dieterichs grundlegende Aufsätze in 'Blätter für hessische Volkskunde' (1901) III 9 ff. und 'Hessische Blätter für Volkskunde' (1902) I 19 ff.; W. Köhler ebenda I 143 ff.; F. Branky im Archiv für Religionswissenschaft (1902) V 149 ff.; eine mittelenglische Version ed. Macray in Not. & Quer. 9 VIII 240; eine

neuenglische (ca. 1677) aus dem Kirchenregister von Bedlington, Northumberland, ed. Fowler im 'Antiquary' XXXIX (1903) 38 ff. Wahrscheinlich gehört auch hierher ein mittelenglisches Gedicht 'Testamentum Domini', beg. 'Wyteth wele all yat bene here. ... In wytnes of yat ych thynge | Myne awne sele yer-to I hynge' (in den Mss. Ashm. 61 f. 106 und 189 f. 109).

Ziehen wir zum Schlufs ein kurzes Facit. Für eine Reihe von altenglischen Texten gelang es, eine direkte oder indirekte lateinische Vorlage sicher nachzuweisen, für andere, sie höchst wahrscheinlich zu machen. Zuweilen konnten wir die Wurzeln sogar bis in den griechisch-orientalischen Kulturkreis zurückverfolgen.[1] Künftige Forschung wird zweifellos weitere Quellen zu Tage fördern und die Abhängigkeit der altenglischen Kleinliteratur des Aberglaubens von lateinischen Vorlagen lückenloser und straffer beweisen, als mir beim ersten Anhieb möglich war. Jedenfalls stehen wir schon jetzt vor der interessanten Tatsache, dafs ein grofser Teil der volkskundlichen Literatur Altenglands — später wird man höchst wahrscheinlich sagen: die ganze mit Ausnahme der Zaubersprüche — Übersetzungsliteratur ist, also auf gelehrter literarischer Übertragung beruht und nicht ein Niederschlag altererbter heimischer Vorstellungen ist, so sehr sich diese mit ersterer mischen mögen. Dem widerstreiten jedoch nicht die beiden anderen Tatsachen, dafs vieles von dem literarisch Übertragenen im Laufe der Zeit volkstümlich geworden ist, und dafs neben der ursprünglich gelehrten Schicht auch in Altengland echt volkstümliche, heidnisch-germanische Überlieferungen umgingen, deren Spuren aus Bufsbüchern und Predigten von A. Fischer, Aberglaube unter den Angelsachsen (Meiningen, Progr. 1891), fleifsig, aber ohne genügende Ausscheidung des Gelehrten zusammengestellt sind.

[1] In letzter Linie liegen die Wurzeln auch hier wahrscheinlich bei den Babyloniern. Wenigstens kannten diese bereits Traumbücher sowie allerhand Wetter-, Geburts- und Krankheitsprognosen aus dem Monde, den Gestirnen, dem Donner oder dem Winde (vgl. z. B. 'Wenn im Monat Elu vom 1. bis zum 30. Tage Winde wehen, so wird Regenflut und Hochwasser eintreten'). S. Bezold, Ninive und Babylon (1903) S. 78 ff.

Würzburg. Max Förster.

Kennedy-Studien.

I. Zur Erklärung und Textkritik.

Die verdienstliche Ausgabe von W. Kennedys Dichtungen, die J. Schipper kürzlich veröffentlicht hat,[1] bietet trotz ihrer Vorzüge doch dem Nachprüfenden noch Punkte genug, an denen die Kritik und die weitere Forschung einzusetzen hat. Manche Stelle hat ja Schipper selbst in seinen dankenswerten Anmerkungen unerklärt lassen müssen, und die Quellenfrage ist, wenigstens für das längste Gedicht Kennedys, *The Passioun of Christ*, von ihm überhaupt nicht erledigt worden. Ich glaube in beiden Beziehungen durch die folgenden Bemerkungen das Verständnis des Dichters ein gutes Stück gefördert zu haben und hoffe, daſs die uns jetzt eigentlich erst erschlossenen Dichtungen Kennedys auch andere Fachgenossen veranlassen werden, sich eingehender mit dem bisher ziemlich vernachlässigten Zeitgenossen Dunbars zu beschäftigen. — Ich ordne meine Bemerkungen nach der Reihenfolge der Dichtungen in Schippers Ausgabe.

1. Pious Counsale.

Str. I, V. 5: *of kissing mak conscience*
erklärt Sch. in den Noten: 'instead of kissing let us consult our conscience'. Es bedeutet vielmehr: 'laſs uns aus dem Küssen ein Gewissen machen' (vgl. 'sich kein Gewissen aus etwas machen'), 'laſs uns das Küssen ernst nehmen'.

Ib. 7 lies: *Puneis oure flesche for* [*all*][2] *oure grit offence.*

---

[1] *The Poems of Walter Kennedy edited with Introductions, various Readings, and Notes by J. Schipper* etc. Vienna 1901 (= Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, philos.-histor. Klasse, Bd. XLVIII, I).

[2] Eckige Klammern bedeuten Ergänzungen, runde dagegen vorzunehmende Streichungen.

2. Against Mouþ þankless.

IV, 28 ff. Hier ist die Interpunktion nicht richtig: hinter *eild* gehört ein Komma, hinter *hess* V. 30 ein Semikolon; mit V. 31 beginnt eine neue Periode.

Ib. 31 f. *Quhen pen and purss and all is peild,*
Tak þair a meiss of Mouþ þankless.

Was bedeutet *pen* hier? 'Feder' gibt keinen Sinn, aber 'Hürde, Hühnerstall' wenigstens auch keinen guten. Man könnte an *pell* 'pall, costly sorth of cloth' oder *pan* 'garment' oder *pung* 'Beutel' denken. Die letzte Zeile ist vielleicht zu bessern:

Ta[l]k þair a-miss of M. þ.,

'dann reden sie (sc. die Betrogenen, Gerupften) übel vom undankbaren Munde'. Wie sollte *meiss* 'reward' bedeuten können?

V, 35. *fra in þy bag þow beir þyne ene*

soll nach Sch. bedeuten: 'forthwith bear thy eyes in thy bag', obwohl es dem Zusammenhange nach ein temporaler Nebensatz sein mufs. Ich nehme *fra* hier in der Bedeutung als Konjunktion, die *fra þatt* 'seit, von der Zeit an, dafs' schon im Ormulum hat.

Ib. 38. *Call ye nocht þiss ane kankert caiss?*

kankert soll hier nach Sch. 'cross, ill-conditioned, avaricious' (Jamieson) bedeuten. Das N. E. D. gibt aber Bedeutungen an, die hier viel besser passen, nämlich 'infected with evil; corrupt, depraved'.

VI, 43. *Or þy complexioun gadder cald.*

Sch. erklärt *gather* hier als 'become', während doch offenbar *cald* hier Subst. 'Kälte' ist!

Ib. 46. *And of þy gilt remit and grace.*

Die Lesart der Hs. M, *be grace,* ist entschieden die bessere.

3. The Praise of Aige.

II, 13. *Deffy þe devill, dreid God and domisday,*

druckt Sch. nach den Hss. B_1 und B_2, während M *deid* 'Tod' statt *God* bietet. Der Herausgeber verteidigt *God* als Antithese zu *devill;* da aber *deid* und *domisday* alliterieren und auch in einem engen begrifflichen Verhältnis zueinander stehen, möchte ich *deid* für die bessere Lesart halten.

4. Praise of our Lady.

II, 10. *þe beriale bosome, þat our bliss in bred.*

Über *beriale* sagt der Herausgeber nichts. Es kann hier natürlich nicht = ne. burial sein; ich setze es = Orms *berrhless* 'salvation', einer Neubildung zu ae. *beorȝan,* das hier also schon sein End-*s* verloren hätte (vgl. ne. *burial, riddle* etc.) und für älteres **berȝels* stehen würde.

IV, 27. *þe hevyne stellat.*

Letzteres soll nach Sch. 'multitude of stars' bedeuten. Es heifst einfach 'gestirnt' und kommt von lat. *stellātus.*

Ib. 32 l. *Speciosa facta es et [valde] suavis.*

VI, 41. *Ruby of reuþ, riche lass, and hevinnis gem.*

Lass ist kaum richtig: einmal, weil es nicht zu *ruby* und *gem*[1] pafst, zweitens, weil es als Anrede der Gottesmutter zu vulgär klingt; es ist gewifs dafür *glass* zu lesen und *bricht* für *riche.*

VII, 55. *Blist be þy blude, þat come of Josues trybe!*

Für *Josues* ist *Jesses* zu lesen, vgl. S. 61, V. 844: *That wes þe floure quhilk fra þe Jesse grew,* und Isaias XI, 1: *Et egredietur virga de radice Jesse,* eine bekannte messianische Weissagung.

VIII, 57. *þocht we brek vowis, prayeris, pilgrimage and hechtis.*

Der Vers ist offenbar zu lang, weshalb ich *and* zu streichen vorschlage und die zwei letzten Substantiva als Kompositum: *pilgrimage-hechtis* fassen möchte, was auch dem Ganzen einen besseren Sinn gibt.

Ib. 61. *þe playand leid*

ist gewifs durch 'boiling lead' richtig erklärt; *playen* erscheint im Me. in dieser Bedeutung gewöhnlich als *plawen* (= aisl. *plaga*), vgl. Stratm.-Bradley unter *plaȝen,* ferner Fritz Schulz, Die engl. Gregorlegende, Glossar S. 109 unter *plawe.*

Ib. 63. *stowis* ist eher die 2. als die 3. Person Sgl., wie der Herausgeber meint, vgl. *þe* V. 58, *þow fechtis* V. 59, *standis* V. 60, *filio tuo* V. 64, *beseike þy sone* V. 65, *grant* V. 69, *þy, þow* V. 70, *þow art* V. 71, *þy man* V. 72.

5. The Passioun of Christ.

Eigentümlicherweise ist es Sch. entgangen (vgl. S. 24), dafs Ludolfs von Sachsen *Vita Christi,* den Kennedy selbst V. 196 (S. 35) als Autorität citiert, die Hauptquelle dieser Dichtung ist.

---

[1] Die Beiwörter der Jungfrau Maria, die Kennedy in diesem Gedichte häuft, lassen sich fast alle aus der lat. geistlichen Literatur des Mittelalters nachweisen, vgl. den *Index Marianus, sectio VII: encomiastica,* in Mignes Patrol. lat., tom. 219, Sp. 503 ff. Folgende Ausdrücke stimmen ziemlich genau überein: *clostir of Christ* V. 1 = *claustrum Dei*; *flour de lyss* ib. = *lilium*; *herbar of amouris* ib. = *hortus deliciarum*; *princess of hevyn, hell, erd & paradis* 3 = *regina coelorum, mundi* oder *imperatrix coelorum, mundi universalis*; *nuryss to God* 5 = *nutrix Dei*; *modir of favouris* ib. — *mater consolationis, misericordiae, liberationis*; *protectrix till all pepill* 9 = *protectrix vitae*; *berial bosom* 10 = *sinus securitatis*; *rerar of grace* 17 = *rivus gratiae*; *ruby of reuþ* 41 = *rubus ardens, mirabilis*; *hevinnis gem* ib. = *gemma coelestis*; *rosare* 58 = *rosarium gratiarum*; *rute of our remeid* = *radix benedictionum, bonorum omnium, consolationis.*

Ich habe die mühsame Arbeit unternommen, die einzelnen Strophen der Dichtung mit dem Inhalt dieses ungeheuren Folianten[1] zu vergleichen, und gebe im zweiten Teile dieser Studien die ausgehobenen Stellen des Originals kurz zusammengestellt, damit jeder selbst bequem nachprüfen kann. Der Dichter hat immer nur einzelne Sätze und Stellen aus dem Wust von Erzählung, Kommentar und Betrachtungen herausgerissen, zuweilen vorgreifend oder vorher Gesagtes nachholend, was die Vergleichung des Gedichtes mit der Quelle natürlich sehr erschwerte. Da der alte Druck leider weder Seiten- noch Bogenzählung hat, konnte ich nur nach den Kapiteln citieren, die oft recht lang sind. Unmöglich ist es nicht, dafs mir hie und da etwas entgangen, und ein Nachprüfender wird vielleicht noch eine kleine Ährenlese veranstalten können. Aber irgendwie Bedeutendes glaube ich bei der recht anstrengenden Untersuchung nicht übersehen zu haben.

Daneben hat Kennedy zuweilen noch andere Quellen benutzt, wie im zweiten Teile dieser Abhandlung gezeigt werden wird. — Natürlich ist die Kenntnis der Quellen von höchster Bedeutung für die Erklärung und Textkritik einerseits, die Würdigung des Gedichtes andererseits. Hier sollen zunächst nur die Quellen zur Besserung des Textes herangezogen werden.

a) *Prologue.*

Str. I, 1. Der Ausdruck *cristin knycht* erinnert als Anrede Christi an V. 1177: *cristyn Kyng.*

III, 17. *Throu spirituall pith moir potent protectour.*

Schipper macht zu diesem Verse keine Bemerkung, obwohl er ganz unverständlich ist. *Protectour* kann sich ja weder auf das vorhergehende *king Salomone,* noch auf *we* beziehen. Man wird wohl *moir* in *moist* ändern müssen und *protectour* — als Vokativ gefafst — mit *þou* in V. 15 zu verbinden haben.

Ib. 18. *Stranger þan Hectour, Judas, or Sampson.*

Unter Judas ist hier selbstverständlich nicht der Verräter, wie Sch. meint, sondern der jüdische Held Judas Maccabaeus zu verstehen, der mit Hektor, Sampson und Alexander (V. 20) zu den sogen. *nine worthies* gehörte, vgl. Flügels Wb. unter *worthy* und Craigie, Anglia XXI, 359 ff.

IV, 28. *Wilder in wit than Nabell Carnales.*

Die beiden letzten Worte sind einfach eine Entstellung von *Nabal Carmeles* (vgl. 1. Sam. XXV, 2 f.).

---

[1] Das Werk war mir auf der hiesigen Universitätsbibliothek in dem schönen Druck von 1478 (Nürnberg, Koburger) zugänglich.

V, 34. *Bot he þat studyis heirefter his estait,*

Lies *heir efter.*

VI, 37 f.

To reid the Seige of þe toun of Tire,
The Life of Tursalem, or Hector, or Troylus.

Lies *cité* statt *toun* und [*Ar*]*tur* statt *Tursalem.*

Ib 41 l.

Than wane storyis sall mak [*þaim*] *na remeid.*

VII, 48 l.

Profit (*to*) *þe saule, his God worship and dreid,*

streiche also das sinnlose *to,* denn *profit* ist Objekt, *þe saule* Subjekt, vgl. V. 47: *þe spirit hes delectacioun.*

VIII, 51 l.

Quhilk [*þat*] *in deid ar pure be ignorance.*

Ib. 53 l.

In inglis toung I think (*to*) *mak remembrance.*

Wegen *make* mit reinem Inf. vgl. Mätzners Gramm. III, S. 24.

X, 67. *The help of him in caussis in þis caiss.*

Man lese *it* statt des ersten *in* und ändere die Interpunktion: Semikolon nach *conforting* V. 66, Komma nach *caiss. It* bezieht sich auf *grace* V. 65 und ist Subjekt, *help* Objekt.

Ib. 69 f.

Apoun þe croce, in price of his ransoun;
Sa, in þis hope, my purpois now I foune.

In price of his ransoun verstehe ich nicht und möchte es als Entstellung von *wiþ precious raunson* auffassen; *foune* ist nicht mit Sch. als 'to fondle' zu erklären (ne. *fawn*), sondern = ae. *fúndian,* ne. *found* 'prove, try, practice' (vgl. New Engl. Dict. S. 492, Kol. 3 oben).

b) *Passio.*

I, 74. *Als of his Godheid, and vthir creatur.*

Da das Reimwort in V. 72 ebenfalls *creatour* ist, vermute ich in V. 74 eine Entstellung aus dem schott. Adverb *atur* = *atover* 'darüber hinaus'.

IV, 94 l.

As bandonit knycht, and [*un*]*till law bundin.*

V, 101 l.

Marcy and Piete maid ane (*full*) *hevy mane,*

da der Vers sonst zu lang ist.

VII, 113 f. l.

Than þe Fader, all[*mighty*], *richtuis Lord,*
[*Un*]*till his Sone to pas gaif command*(*e*)*ment.*

V. 114 habe ich blofs *Than* in *Un* geändert, während Sch. ganz überflüssigerweise eine Umstellung vornimmt: *Gaif till his Sone to pas commandement.*

Ib. 116. *And he richt sone schew him his sentement.*
Für *him* ist doch wohl *þaim* zu lesen, da ja der Sohn Gottes zu den vier Tugenden spricht.

VIII, 126.

... thairfor be nocht affeir.

Das letztere Wort ist nicht = *afferit*, sondern = *a fer*, eigtl. *on fear* 'in Furcht', vgl. N. E. D. unter *afear* Adv.

IX, 127. Dafs *consentit* für das *contentit* der Hs. zu lesen ist, ergibt sich aus der Quelle, die *consensit* hat.

X, 134 l. *Than but delay scho wént (un)to þé montáne,*
streiche also *un* vor *to*.

Ib. 135. *cousingnes* (: *pas*) ist nicht von afrz. *cusinage* abgeleitet, sondern = ne. *cousiness* 'Cousine'.

Ib. 136. Der Vers ist durch Einsetzung von *þat* hinter *thoucht* oder *al* vor demselben leicht zu bessern:

Apoun hir fute, thoucht [þat] scho had gret pane.

XI, 141. *This worthy lady, but mannis syne bur a child.*
Der Vers ist nicht blofs schlecht gebaut, sondern auch sinnlos: warum 'ohne Mannes Sünde'? Wir müssen wohl *mannis* in *man* = ae. me. *mān* 'Sünde' bessern; *syne* ist natürlich = ae. *siððan*, ne. *since* 'seitdem, später'.

Ib. 145 l. *Till blind þe sycht, to will a herb[e]rour.*

XII, 151. *Quhill he be his ded þe saule price laid doun.*
Saule kann nicht mit Sch. = ne. *sole* verstanden werden, sondern ist gewifs in *hale* 'ganz' zu ändern, wobei der richtige Gegensatz zu *arlis* V. 150 herauskommt. *Saule* ist jedenfalls durch *saule* in V. 150 hervorgerufen, wie der Schreiber des Gedichtes überhaupt häufig gedankenlos Worte aus benachbarten Versen wiederholt.

XIII, 158 l.

With [Mary] his moder, in [þe] cribe allane.

Laings Einschiebung von *Mary* wird durch die Quelle bestätigt, welche liest: *cum Maria, matre eius.*

XIV, 162.

In [till] the tempill his moder him present.

Da V. 164 auf *he wes Lord and king* endet, hat Sch. den ersten geändert: [*did*] *him bring*. Aber die Reime 167 f. (am Schlufs der Strophe) lauten ebenfalls *king* : *bring*, weshalb ich die Besserung des Herausgebers verwerfen mufs. Wenn wir *present* als Präteritum nehmen, ist der Vers ganz in der Ordnung, und V. 164 liegt die Besserung *lord potent* doch sehr nahe. *King* wird hier aus V. 167 vorweggenommen sein.

XV, 171. *The gentill licht till Iserall þe king.*
Lies *Israell*; desgl. in XVII, 186, wo es auf *angell* und *tell* reimt.

Ib. 173 l. *Thair [for] he send his men of armes bald.*
Vgl. V. 177.

XVIII, 190 l.

Mair of his life, [as] vnto the twelft ȝeir.

Ib. 191. Schippers *mencioun[age]* halte ich für eine sehr unglückliche Verbesserung des handschriftlichen *mencioun,* zumal V. 193 nach der Überlieferung:

In Nazareth he maid his hantage

metrisch schlecht ist. Auch *servand in gret homage* (V. 194) ist weniger gut als das überlieferte ... *reverence.* Also dürfte Laings Besserung der zwei ersten Reimworte: *recordence* : *residence* und die Beibehaltung von *reverence* das Richtige treffen. Die Quelle gibt leider keinen Anhalt.

Ib. 195 l. *Thoucht þai wer pure, and he [wes] a riche Lord.*

XIX, 197 l.

Fra of his age XII ȝeris wer cumin [round]

und l. V. 199 dann *fund* statt *fundin.* Einen Reim *cumin* : *fundin* halte ich in unserem Gedichte für unmöglich.

Ib. 203. *Bene neir our hame, syne turnit heir agane.*

Bene kann nicht, wie Sch. meint, das lat. Adverb ('well') sein, sondern ist offenbar = ne. *been,* Part. Prt., abhängig von einem zu ergänzenden *haue,* vgl. *we the soucht* im vorhergehenden Verse.

XX, 210. *Or he exceid þe micht of his Godheid.*

Ich möchte *be* statt *þe* lesen, *exceid* ist = ne. *exceeded,* hier in intransitiver Bedeutung, vgl. Hawes, Past. Pleas. XI, IV: *Phebus above all sterres in lyght ... Dothe exceede,* im N. E. D. S. 370, 5. *He* muſs sich auf *þe sterne* V. 208 beziehen.

XXI, 213 l.

He thocht it tyme to shaw [him] Lord and King.

Diese Ergänzung von Laing wird durch den Sinn, die Grammatik und die Quelle gefordert, vgl. *et se mundo ostendat.* Vgl. ferner V. 220: *to schaw him man werray.*

Ib. 215. *He tuke his leife, and to floun Jordane fure,* l. *floum.*

XXII, 224 l.

He gat discipillis, syne ȝeid in[to] plane.

XXIII, 227 l.

And I mycht leif but sleip, [but] meit or drink.

Möglich wäre auch die Einsetzung von *or.*

XXIV, 234 f.

Bot of [þi] life a gentill rememberance
May mak mencioun, etc.

Statt *a* ist wohl *of, on* oder *wiþ* zu lesen.

XXV, 244 f. l.

Quhilk in þe lymbe lay, cryand day and nycht:
'Up [do] þe, hevin, and cum doun, lampe of lycht!'

Schippers Interpunktion (keine Kommata nach *nycht, þe* und *doun*) zeigt, daſs er den Zusammenhang und Sinn der beiden Verse nicht richtig verstanden hat; er übersetzt demgemäſs falsch: 'and who had come down as the lamp of light'. V. 245 enthält eben den Ruf der Väter in der Vorhölle. *Up* ist entweder Imp. von ae. *yppan* 'öffnen' oder Adverb; in diesem Falle (mir der wahrscheinlichere) wäre *do* dahinter oder davor einzuschieben: 'tue dich auf!' Zu *lampe of lycht* vgl. V. 932.

XXVII, 259.

That his manheid to de fra God couth borrow.

Sollte nicht *fra God* in *for man* zu bessern sein?

XXVIII, 260 l.

On Wedin[s]day in hous of Caiphes þai.

Ib. 266. *That na offence be did to freind nor faa.*

Lies *he* statt *be*.

XXIX, 269 l.

That him nocht warnit of [þe] ewil nacioun.

XXX, 278.

He said þe grace, and syne þe grace began.

Lies *meal* oder *meiss* (V. 285) statt des zweiten *grace*. Vgl. die Quelle: *benedictioneque facta per dominum comedunt.*

Ib. 279. *Sayand: þe lambe till eit I thrist gretlye.*

Daſs *thrist* hier 'dürste, verlange' bedeutet, kann doch keinem Zweifel unterliegen; vgl. auch die Quelle: *desiderio desideravi.*

XXXI, 286.

Syne wesche þair feit, þat ran to sched his blude.

Sch. nimmt an diesem Verse Anstoſs, da nur Judas beabsichtigt habe, Christi Blut zu vergieſsen. Aber *þair* kann doch so viel wie ne. *those* bedeuten, also läſst sich auch die Stelle auf Judas allein beziehen.

XXXII, 290 l.

Peter thocht schame and [he] said schortlie: Nay.

XXXV, 312 l.

In forme of breid [he] blissit with his hand.

Die zweite Vershälfte verstehe ich als Relativsatz.

XXXVII, 324 l.

How þat þe king [had] panis to his deid.

Ib. 328 f. *Ʒit wald it melt and gar þe watter spring*
Profound to think quhat desiris þi king.

Ich setze nach *spring* ein Komma und ändere *profound* in *confound*: 'so würde es doch schmelzen und das Wasser (der Tränen) springen lassen, bestürzt zu denken (wenn es daran denkt)' etc.

XLI, 351 f. l.

[þan] Judas said: Quhom þat ȝe se me kiss,
Hald [ȝe] him fast, and richt warly him leid.

Ib. 357. *Sa fer into his hert he gat a fall*

ist jedenfalls die richtige Lesart und hier einzusetzen. Das davorstehende [*Bo*]*t auerice wes* ist gewiſs nichts anderes als eine mit in den Text geratene Randglosse! Was Sch. schreibt:

[Bo]t auerice wes into his hert ifall

ist von seiten des Sinnes mindestens sehr bedenklich und schlieſst sich auch gar nicht ans vorhergehende an. Selbst die Ergänzung von ..*t* zu [*Bo*]*t* möchte ich bezweifeln und glaube, daſs der Rest des ersten Wortes vielmehr zu [*i*]*t* zu ergänzen sei.

XLII, 359 l.

Kissit his mouth fer suettar [wes] þan balm.

Vor *fer* ist natürlich ein Relativum zu ergänzen; *suettar* braucht nicht in *sueitar* geändert zu werden.

Ib. 362. *Bot with þat face mair sueiter þan þe lawn.*

Sueiter stammt wohl aus V. 359 und mag für *smother* oder *finer* gesetzt sein. Vgl. übrigens II, 10: *Haill, silk to graipe!*

Ib. 364 l. *Sayand [to him]: Freind, quhat maid þe cum heir?*

XLIII, 365 l.

[þan] at þe jowis he sperit, quhom þai soucht.

Ib. 369. *For be vertu of his Godheid unseyne.*

Lies *þe* statt *be*; *þe vertu* ist Objekt, abhängig von *systeyne* V. 371, während *fragilite* ib. Subjekt ist. Sch. nimmt fälschlich an, *systeyne* sei hier reflexiv zu fassen.

XLIV, 376 f. l.

Quhen Peter [it] saw, his hert wes full of cair;
Thairfor to [help] his kind king he wes boun.

XLV, 380 l.

Quhill [þat] his fingeris, quhilk quhit wes, wox bla.

XLVI, 389.

Thai gart þam haist, for ony suld þaim taynt.

Lies *him* statt *þam* und *lest* statt *for*, vgl. die Quelle: *o quam violenter eum impellebant!*

XLVIII, 400 f. l.

Annas houss wes [þe] first into þe gait;
Thairfor Crist wes first [un]till him present.

Ib. 404 l. *Annas [þan] sperit him richt deligent.*

XLIX, 409.

Said: To þe bischop makes þou sic ansueir?

Ansueir kann nicht auf *saluiour* V. 407 reimen; sollte etwa *retour* dafür einzusetzen sein?

L, 417 l. *Revenge nocht ȝour iniure nor [ȝour] offence.*

LI, 424 l. *Quhair he [gan] grat and als [his] handis wrange.*

Grat ist nicht mit Sch. als Perf. von *greit* zu fassen, sondern ist Inf. = aisl. *gráta*, daher *gan* davor zu ergänzen.

LII, 429 l.

Till þai witnes, quhilk [him] accusit swa.

Ib. 432. *I coumand þe speik and als þe suth to say.*

Der Vers wird besser, wenn wir (nach V. 428) *bid* statt *coumand* setzen.

LIII, 436 l.

[And] als as juge cumand in jugement.

Ib. 440 l. *Sayand: He is gilty and be law suld de.*

LIV, 444 l.

That nobill prince (þai) defoulit under fute.

þai überladet den Vers und ist unnötig, da das Subjekt aus V. 442 zu ergänzen ist.

Ib. 446. *Sum on þe cheik, sum on þe wissage baire.*

Über letzteres Wort hat sich der Herausgeber nicht geäußert, aber da er kein Komma dahinter setzt (der folgende Vers beginnt: *Spat in his face*), scheint er es als Adjektiv = ne. *bare* 'bar, bloß' aufzufassen. Ich möchte es als Prät. von *beren* in der Bedeutung 'schlagen' nehmen und deshalb ein Komma hinter *baire* setzen.

LV, 449 l.

Thai hurt his [neck] and all his body (þai) fret.

Sch. ergänzt *back*, aber der lat. Text hat: *in collo percusserunt.* Das zweite *þai* ist überflüssig und verschlechtert den Vers.

LVI, 458.

Ire is þair gid, feid flemes him fra resoun.

Statt *him* l. *þaim*, vgl. das vorhergehende *þair* und in dem folgenden Verse *þair law, þai mak.*

Ib. 459. *Will is þair law, invy þai mak sereff.*

Nach *sereff* ergänzt Sch. *ay* als Reimwort (: *pray* und *sla*) und faßt *sereff* als 'servant'. Dies paßt aber schlecht in den Zusammenhang, da *will* als *law, pride* als *prince, cupid* als *king* bezeichnet wird. *Sereff* wird wohl für *sofferain* = *sovereign* verschrieben sein; kleine Reimungenauigkeiten wie diese Assonanz begegnen im Gedichte häufig!

Ib. 462. *Falset is faith, quhilk herd hankis his hand.*

Diese Stelle ist von Sch. ganz mißverstanden worden. Er übersetzt: 'which herdsman (*herd*) fastens (*hankis*) his hand', während *herd* offenbar Adverb = *hard* ist, vgl. V. 998: *Quhilk ded hankis herd in his bandis.* Das Verbum *hank* bedeutet hier so viel wie 'to catch', vgl. das N. E. D.

LVII, 463 f.

Man, be thou kind, quhom for this pane he dreis.

Aus der Anmerkung geht hervor, daß der Herausgeber diese Konstruktion nicht richtig aufgefaßt hat. Es ist offenbar ein

Bedingungssatz der Möglichkeit ohne Konjunktion und bedeutet also: 'Mensch, wenn du gütig bist!'

Ib. 467. *His gret trublance with reuth þe mynd regressis*
Into þe tyme, as þou had present bene.

Dies übersetzt Sch.: 'had returned with ruth to the mind at the time', etc., was es unmöglich bedeuten kann. Da der Reim auf *cerssis* und *persis* offenbar *rehersis* oder *reversis* statt des sinnlosen *regressis* verlangt (allerdings reimt auch V. 604 *persit* : *pressit*), ist eine dieser Formen dafür einzusetzen, wobei ich zugleich *þe* in *þi* ändere; *þi mynd* ist dann Subjekt. Vgl. V. 522 f.: *Gif of himself or vthiris rehersing He sa inquirit*, oder V. 549: *His gret diseis with all* [*þi*] *hert reherss!* — Das Komma nach *tyme* ist zu streichen und nach *reherssis* einzufügen, denn *into þe tyme* gehört dem Sinne nach ans Ende des Verses: als ob du zu der Zeit seines Leidens zugegen gewesen wärest. Es bedeutet also nicht: 'at that time, if thou hadst been present' etc., wie Sch. übersetzt.

Ib. 469 l. *Of* (*all*) *his passioun, and all his panis sene.*

Das erste *all* ist eine das Versmaſs störende Vorwegnahme des zweiten!

LVIII, 472 l.

The cruell panis, quhilk [*þat*] *befor is tauld.*

LIX, 477 ff. sind folgendermaſsen zu interpungieren:

'Gif þow be Crist,' þai said, 'ws schaw planly!'
"The sone of God, promit[*t*]*it saluiour"*
Crist said, "I am, as ȝe haue tald trewly."

Sch.s Übersetzung, die seiner verkehrten Interpunktion entspricht: 'Show thyself plainly to us as the Son of God, the promised Saviour' ist daher zu verwerfen. Vgl. die Quelle: *Et tunc dixerunt ei: 'Si tu es Cristus, ... dic nobis!' ... Tunc dixerunt omnes: 'Tu ergo es filius Dei?' ... Qui ait: 'Vos dicitis, quia ego sum.'*

LX, 484 f. l.

'Off [*mair*] *witnes', quod þai, 'we haue no neid,*
For we haue her[*d*] *of his mouth blasfem*[*ing*].

Vgl. die Quelle: *Quam tamen responsionem ipsi blasphemiam reputantes dixerunt: 'Quid adhuc desideramus testimonium?*

LXI, 492.

Quhill be to de to Pilat wes present.

Lies *he* statt *be*.

LXII, 500 l.

Thai said (*þai*)*: 'We find him* [*our folk*] *pervertand.'*

Die Hs. hat *Than* statt *Thai*. Vgl. die Quelle: *Et coeperunt accusare eum false. ... 'Hunc invenimus subvertentem gentem nostram.'*

Ib. 503 l. [*Than*] *Pilat said: 'Of ȝour awne ȝe haue lawis.*
Vielleicht ist eben dies *Than* nach V. 500 versetzt worden.

LXIII, 511.

His avarice sa pervinst verite.

Lies *perist* (= *perished*), das im Schottischen auch transitiv gebraucht wird, vgl. Flügel und Muret.

LXIV, 514 f. l.

Na cherite nor piete gart þai(m) schaw,
Bot gret malice gart þair hert[*is*] *indure.*

Für *gart þaim* ist wohl *gan þai* zu schreiben; *gart* ist wieder eine Vorwegnahme aus dem folgenden Verse. Vgl. die Quelle: *Quod fecerunt non in misericordiam.*

Ib. 518 l. *As fals propheit þai had gart him* [*to*] *de.*

LXV, 519 l.

In[*to*] *þe tolbuth Pilat enterit in.*

LXVI, 526 l.

Crist said: 'My kinrik in(to) þis warld is nocht.'

Ib. 530 l. *Quhilk(is) fra þe jowis gret iniquite.*

LXVII, 533 l.

Pilat [*un*]*to þe jowis ȝeid agane.*

Ib. 535 l. *The jowis cryand say(an)d, he suld be slane.*

Sayand ist stumpfsinnig nach *cryand* gebildet. Oder ist *cryd sayand* zu lesen? Vgl. V. 995 f.: ... *cryit our saluiour, Sayand: 'Fader, ...*

Ib. 537 l. *Till all þe land techeand of jow*[*e*]*ry.*

LXIX, 548 f. l.

How to Pilat þai [*haue*] *him brocht agane.*
His gret diseis with all [*þi*] *hert reherss.*

LXX, 554 f.

Off þe kindschip of Herod and Pilat
Thai wer richt blith; etc.

Sch. hat zu Unrecht *nocht* für *richt* gesetzt, vgl. die Quelle: *illi canes laetantes de foedere Herodis et Pilati.*

LXXI, 563 ff.

That gart Pilat speir and furth to þam pas,
Quhen þai likit to haue Barrabam,
Or Jhesu, etc.

Lies *Quhether* statt *Quhen,* vgl. die Quelle: *Pilatus ergo ... proposuit eis sub distinctione optionem, dicens quod ... liberaret eis Barrabam vel Jesum ...*

LXXII, 568 l.

[*þan*] *Pilat said: Quhat ewill hes he done?*

Ib. 570 l. *Thai cryit: Tollie away* [*him*]*! take him sone!*

LXXIII, 575.

For þai haue spulȝeit to þe heid all bair.

Sch. verwandelt *to* in *þo*, meint aber, besser hieſse es wohl *þo þis* statt *to þe*. Eher ist *him* für *haue* und *hide* statt *heid* zu lesen, wobei *to* bleiben kann, also:

For þai him spulȝeit to þe hide all bair,

d. h. 'sie zogen ihn ganz nackt bis auf die Haut aus', vgl. die Quelle: *spoliatur ... et vestibus exuitur et coram omnibus denudatur.*

Ib. 580 f. *He was mair tender in his body,*
Than is þe scheyne into a mannis e.

Statt *in* V. 580 setzt Sch. *in*[*to*]; ich würde *as to* 'in Bezug auf' vorziehen; *scheyne* ist schwerlich 'faculty of seeing', sondern = ne. *skin.*

LXXIV, 587 l.

Off his body þe spirit (*for*) *to confort.*

LXXV, 589.

That fair ȝoung prince, þe sone of God etern.

Da V. 591 auch auf *eterne* ausgeht, ist in V. 589 wohl *supern* das ursprüngliche. Vgl. denselben Reim V. 1380 und 1382.

Ib. 591 l. *Off fairheid floure, þe rute of rut*[*h*]*e eterne.* (Vgl. V. 282.)

Ib. 593 f. l.

With his fais [*he*] *is now met, allace,*
That he vneaiss myght stand apoun þe ground.

be statt *he* in V. 594 bei Sch. ist wohl nur ein Druckfehler.

LXXVI, 596 l.

Thai handillit him [*with*] *richt* [*gret*] *fellony.*

Sch. ergänzt nur *with* und zwar wenig passend vor *fellony.*

Ib. 602 l. *His tender hid fra heid to fute þai r*[*a*]*ife.*

Raife erfordert doch der Reim auf *claife* V. 601 (vgl. auch V. 681 *raif*).

LXXVIII, 614.

Him for to pyne þai think þai haue na wit.

Wit ist hier wohl nicht 'Verstand', sondern = ae. *wīte* 'Strafe'. Sch. bemerkt nichts zur Stelle.

LXXIX, 620 l.

In purpour cled, quhilk noyis him fellon[*l*]*y.*

Ib. 623. *Bot Pilat said: 'Na can in him I find.'*

Sch. ändert *can* in *sin*; da aber die Quelle liest: *non invenio in eo causam,* ist offenbar *caus* dafür zu schreiben.

LXXXI, 631 f. l.

[*Than*] *Pilat said: 'Thow speikis nocht to me?*
Wait þou nocht [*þat*] *I haue þe in mi will?*

LXXXII, 640 l.

The jowis [*þan*] *said all with ane assent.*

Ib. 643 l. *For þat ryndis þi lordis mai*[*e*]*stie.*

LXXXIII, 650 l.

Thai euer refreschit with new torment [a]gane.

LXXXVI, 666 f. l.

Pilat saw [þat] he couth nocht cum gude speid
Him (to) saif but tribulance of þe pepill.

Cum im ersten Verse ist offenbar lateinisch (Schreiberscherz?) für *with.*

Ib. 669 l. *Barábam he gart be gevin þam [un]till.*

LXXXVII, 676 ff. l.

Quhilk þam forbad all innocent(is) to sla.
Thai wrang þair freind [for] to confort þair faa;
Thai slay thair Lord, quhilk did [þam] riss fra pane,
And loussit the theif, wes quik to sla agane.

Im ersten Verse lies *an innocent; wes quik* V. 679 würde bedeuten: 'der bereit war', während Sch. *quik* als Adverb fassen möchte.

LXXXIX, 691.

To confort him amang þaim neid ane is

liest die Hs. Sch. bessert: *neid [nane] is,* was aber keinen rechten Sinn gibt. Ich habe an *uneith* 'kaum' für *neid* (vgl. *vneaiss* V. 594) gedacht und möchte *ane* stehen lassen.

XCI, 703 l.

Sum makand scorne, [and] sum dirisioun.

Ib. 705 f. l.

To se þis prince it wes a piete, allace,
On euery side sustene [full] fell torment.

Sch. setzt hinter *allace* ein Semikolon; zu V. 706 vgl. *full fell deris* V. 719.

XCIII, 715 f. l.

For, [la], the day sall cum þat ȝe sall say:
Wemen ar blis[si]t þat na barnis beris.

Vgl. die Quelle: *Quoniam ecce venient dies* etc.

Ib. 721 l. *(O) Lord, quhat sall worth of ws, þat ar gilty?*

XCIV, 728.

Nyne thousand and sevin led quik with þame.

Da es nach Fl. Josephus (*De bello Iud.* VII, 17) 97 000 waren, ist zu ändern: *And nýne[ty] sévin thousánd* etc.[1]

XCV, 733 f.

Sa þus endit þe malice and þe feid
Aganis Crist, quhilk held saikleslie.

Sch. ergänzt *þai* vor *held,* was aber wegen *saikleslie* nicht angeht. Schon aus graphischen Gründen liegt es näher, *he* zu er-

[1] Wenn K. in V. 727 *Ten hundreth thousand* gegenüber den 1 100 000 der Quelle setzt, so ist dies wohl dem Umstande zuzuschreiben, daſs *eleven* nicht in den Vers gepaſst hätte. Oder sollte der Dichter *decies C millia* statt *undecies* etc. in seiner Quelle gelesen haben?

gänzen; *held* hat hier noch die jetzt ausgestorbene Bedeutung 'hielt aus, ertrug'.

XCVI, 738 l.

[And] bitter wyne myx[i]t with gall þai had.

Ib. 740 l. *He taist[it] it and put it fra him syne.*

C, 766. *Now all the lethis on his tender bak.*

Lethis ist 'Glieder', nicht 'channels or small runs of water', wie Sch. fragend erklärt.

Ib. 768. *Fra heid to fute þai brak baithid and ryme.*

Lies: *baith lith and lyme* (= ne. *limb*).

CI, 771 l. *[Ful] mony panis he tholit of befor.*

Ib. 776 l. *Quhilk(is) him handillis full fair in every part.*

Fair ist gewifs nicht richtig, weshalb ich *sair* dafür lese. Besser wäre noch *Quhilk handillis him* zu schreiben.

CIV, 794 l.

Quha the so hie hes [tane] fro me, my sell?

d. h. 'Wer hat dich so hoch von mir genommen, mein Glück?' Der 'sectional rhyme' ist natürlich *hie* (l. *he*) : *me*.

Ib. 797. *I my nocht luke, bot þow abone me draw.*

Statt *luke* möchte ich *lune* = aisl. schwed. *lugna*, dän. *lune* 'still, ruhig werden' setzen, was einen guten Sinn gibt und den Reim auf *abone* herstellt. Das entsprechende Subst. *lūne* belegen Mätzner und Stratmann aus den Old Engl. Hom. I, 197; das Verb ist bisher meines Wissens im Englischen noch nicht nachgewiesen. Vgl. darüber Karsten, Nominalbildning II, 260 f.

CV, 799. *O may kind King, of þis parting, allace*;

der Zusammenhang fordert *sin þi* statt *of þis*.

Ib. 801. *O I biiding of all helping so naice*

druckt Sch. und meint, *naice* sei = ne. *nice*. Dagegen sprechen Sinn und Reim (: *allace*). *So naice* ist einfach in *solaice* 'Trost' zu bessern. Die Konstruktion von *helping* ist allerdings unklar: bedeutet es '*adiuvantibus*' oder '*adiuvans* (sc. *solacium*)'?

Ib. 803 l. *Haist for to bring me in(to) þi rigne sone hame.*

Ib. 805. *Deith with his dart will smyt my hert in two.*

Hier reimt natürlich *dart* : *hert* (l. *hart*), was Sch. nicht erkannt hat, da er einen Reim auf *-ing* (V. 803 f.) verlangt.

CVI, 812 l.

My claithis ar partit and [on] þaim cuttis laid.

Vgl. Hampoles Psalter XXI, 18: *On mai clathe þai laid kut* (N. E. D. unter *cut* 1, a).

CVII, 813 ff.

Pilat wrait þe titill abone his heid:
Jhesu of Nazareth, of the jowis king.
Syne on þe croce stake it up abone his heid.

Die Wiederholung von *abone his heid* in V. 813 und 815 ist gewifs ein Schreibfehler! Die Quelle bietet: *Scripsit autem P.*

in quadam charta tabulae affixa titulum, et posuit tabulam cum cavilla super crucem. Demgemäſs möchte ich in V. 813 *apone a bred* statt *abone his heid* schreiben.

Ib. 816 l. *Written in Greik,* [*in*] *Ebrew, and Latyn.*

CVIII, 821.

Thairfor þai said: Writ nocht: King am I.

Nach der Quelle: *Noli scribere: Rex Iudaeorum,* ist wohl zu bessern: *King of Jowrie.*

CX, 838 f.

The joy þay tyne agane [*he*] *gart þaim wyn,*
The quhilk [*þe*] *scheip on his bak brocht hame.*

Die Ergänzungen und Verbesserungen rühren von Sch. her, nur möchte ich *tynit* statt *tyne* lesen und vor *scheip* noch *lost* oder *will* ergänzen.

CXI, 841 ff. l.

(*As*) *Nazareth in Inglis toung is to say*
[*Sol*]*as, ʒouth, fairheid, innocence or new,*
Quhilk till [*þe*] *on*[*l*]*y king apply we may,*
(*That wes*) *þe floure quhilk fra þe* [*rute of*] *Jesse grew,*
His haly life his gret pacience [*did*] *schew.*

Vgl. die Quelle: *Nazarenus, quod interpretatur floridus, qui est flos, qui de radice Jesse ascendit* und die Bemerkung oben zu *Praise of our Lady* V. 55.

CXII, 850.

Quhilk betaikinnis folk in four kind of syn.

Ich stelle um: *Quhilk folk betaikinnis* etc.

CXIV, 864 l.

For (*ew*)*ill wynnyng þai*(*r*) *followis syn and vice.*

CXV, 871 f. l.

With þam auld men quhilk [*þat*] *in gouernyng*
All þe pepill of þe tempill at[*wite*].

So ergänze ich den Reim auf *perfite* und *dispit*; Sch.s *at sit* gibt keinen passenden Sinn. Die Quelle hat: *id est, iudicibus ordinariis.*

CXVI, 877 l.

Quhilk(*is*) *standis stif be inobedience.*

CXVII, 883 und CXVIII, 890 hat Sch. ganz unnötig das schott. Relativpron. *at* in *þat* geändert.

CXVII, 883 l.

The thrid at sat, [*þat*] *wes þai cruell knychtis.*

CXVIII, 891 l.

Quhilk [*þat*] *þe body haldis into eis.*

CXIX, 899 l.

In cald, [*þrist,*] *hunger, walkand nycht and day.*

Oder *In cald and hunger?* (Vgl. V. 971.)

Ib. 901. *T[h]ocht sum wer heidit, sum stanit, and sum slane.*
Heidit ist nicht 'enthäutet, geschunden', sondern 'enthauptet', vgl. Mätzner, Wb. 2, 456 unter *hefden.*

Ib., 902 l.

Thai thocht all sueit [þer]with hevin(ly) to wyn.

Sch.s *with hevinly* [*bliss*] verstehe ich nicht.

CXX, 904 f.

The fourt blasfemit Crist [þat] wes þe theife,
Quhilk on þe croce [did] hi(a)ng on his left hand.

Vgl. die Quelle: *cum unus blasphemando diceret,* und: *The tothir theif* V. 909.

Ib. 907 l. *Gif þou be king quhilk rigne[s] in þis land.*

CXXI, 911 f.

This crabbit theif, þat hang on his rycht hand,
Quhilk but prophacy expletit his pennance.

Lies *left* statt *rycht* (vgl. V. 905) und *prophete* = *profit* statt des sinnlosen *prophacy.*

Ib. 914 l. *The saynd of God [þai] ay reput myschance.*

Ib. 915. *Tha[i] murne euer be þai in trublance,*

l. [*ȝif*] *þai be.*

Ib. 917 l. *And [God] mynnis na thing of all thair pyne.*

CXXII, 925 f. l.

Fra þat tyme furth, quhill his life can indure,

genau wie die Hs.! Sch. ändert, den Vers verschlechternd, *indure* in *dure.*

CXXIII, 924 l.

Now dollouris on euer ilk ane syid
In [þe] departing of þir tender freindis.

Statt *dollouris* l. *dollour is.*

CXXIV, 936.

Fra twelf till thre he let no thing espire,

l. *expire,* hier von den Sonnenstrahlen gebraucht, vgl. das N. E. D. unter *expire* I, 3.

CXXVII, 957.

Moir causis me þi lufe and na pane to cry.

and na stört das Metrum und gibt keinen Sinn. Ich vermute, daſs dafür *nor* (nördl. = *than*) zu setzen ist, vgl. S. 13, V. 27.

CXXVIII, 962 f. l.

[And] syne a spowng [ful] fast apon it stak,
Als intill wynakar (þai) soupit it full sone.

CXXIX, 967 l.

Fra [þat] he tuke, he wald nocht drink of it.

CXXX, 974 l.

O man, at none with [woful] mynd behald,

vgl. die Quelle: *cogitabis mente lugubri et devota. Woful* steht V. 1004; *ruthful* (vgl. V. 1191) würde auch passen.

CXXXII, 993.

For mannis saule, [þe] quhilk man hes maid mait.

Da *mait* auf *allace* reimen soll, hat Sch. *lasche* dafür gesetzt, das er mit 'relaxed' übersetzt. Dies paſst aber nicht zum folgenden: *Off hevinnis blis,* das einen Infinitiv erfordert. Ich möchte deshalb *pas* vorschlagen.

CXXXIII, 996 ff. l.

Sayand: Fader, I coumend in þi handis
My punist spreit now tak into þi cure,
Quhilk Ded hankis [ful] herd in[to] his bandis.

Sch. hat V. 996 *me* vor *in* eingeschoben, weil *tak* sonst ohne Objekt stände. Vgl. aber die Quelle: *Pater, in manus tuas commendo spiritum meum!* Das Semikolon nach *handis* ist daher zu streichen und *my punist spreit* ἀπὸ κοινοῦ zu beiden Infinitiven zu konstruieren.

CXXXIV, 1005 l.

Off all solace þou had [þair] tynt þe sycht,

oder l. *tynit?*

CXXXV, 1014 f.

The Sone of God in to þi handis þou brace
Fra me pure knycht, etc.

Statt *brace* l. *wraste* (Prät. von ae. *wrǣstan*).

CXXXVI, 1020 l. wie in V. 1106:

He synnit neuer in word, [in] ded, nor thocht.

CXXXVII, 1023 l.

And in þi hert [if] reuth had ony roume.

Ib. 1029. *And his confort is now ded, allace.*

Ich lese: *as now [is] ded.*

CXXXVIII, 1031.

Quhen in þe ȝard be enterit for to pray.

Lies *he* statt *be.*

Ib. 1035. *Syne þai knychtis him dang, quhill he was haiss.*

Statt *haiss* möchte ich *baiss* = ne. *base* 'low' lesen.

CXXXIX, 1037 l.

Quhen [þat] þow saw, þat he wes cleyne of syn.

Ib. 1039 l. *Fals witnes þou socht [for] to challange him.*

Ib. 1042. *With stoundis scharpe put fra him all solace.*

Lies *stouris* statt *stoundis.*

CXL, 1045 l.

With his awne blude þai raife (it) fra him on force.

CXLI, 1052 l.

With sa gret force, quhill [þat] þai neir him slew.

CXLII, 1063 l.

And I for dule neir deis in[to] þis place.

Ib. 1064. *For sueit Jhesu is ded fra me, allace.*

Sollte nicht *for me* statt *fra me* zu lesen sein?

CXLIII, 1067 l.

The [tempill] wale full sone intwa it schure,

vgl. die Quelle: *velum templi ... scissum est in duo.* Sch. ergänzt *haly* hinter *sone.*

CXLIV, 1075.

With sic a woce sa sone þat he suld de.

Dieser Vers bezieht sich auf die letzten Worte Christi, nicht auf das Geräusch des Erdbebens, wie Sch. meint, vgl. die Quelle: *quod voce magna clamans sic cito exspiravit.*

Ib. 1078. *And uthir by for ded sone can pas.*

Ob diese Zeile wirklich das bedeutet, was Sch. angibt: 'And others for the dead ones (i. e. to see them) soon began to pass by'? Man mufs doch wohl ändern (vgl. V. 1079):

And uthir [men] for d[r]ed sone by can pas.

CXLVI, 1086 l.

Allace, quhat pane[is] had þis sueit virgin.

Ib. 1091: *brace* übersetzt das lat. *penetrata.*

CXLVIII, 1106 l. wie in V. 1020:

Quhilk neuer synnit in word, [in] dede, nor thocht.

CXLIX, 1107 l.

To wile personis sen (þat) þow hes bene justice.

Ib. 1111 l. *To haue said nay, nane [wicht] mycht þe [haue] blamit.*

haue hat schon Sch. richtig ergänzt.

CL, 1116. *With strif iquit now lufe and cherite.*

Statt *iquite* (Hs. *I quite*) lies *i[s] quit,* vgl. die Quelle[1] V. 25 f.: *Redditur pena premiis, Offensa beneficiis.* Mit Sch.s *iquit* ist nichts gewonnen!

Ib. 1120 l. *Quhilk is Goddis sone, put twa thevis (had) betwene.*

had ist ohne Zweifel zu streichen, vgl. die me. Übersetzung desselben Gedichtes V. 68: *þe goode hongeþ among þe wikke.* Sch. liest *hes,* fragt aber: 'or are we to read *is*?'

CLI, 1123.

Thoucht I wes wile, throu [þi] flewour now I schyne.

flewour ist nicht = *flavour,* sondern = *flouwer,* vgl. die Quelle (das lat. Gedicht) V. 40: *de tuo flore fulgeo.*

CLIII, 1136 l.

He set me croce agane, yt hote þe tre.

Ich bessere: *agane þ[a]t ho[l]te, þe tre,* vgl. das lat. Gedicht V. 49: *Ligno lignum opposuit.*

Ib. 1139. *Thocht he saw nocht, he restorit be me.*

Dieser Vers enthält den reinsten Unsinn, den auch Sch.s Erklärungsversuch nicht beseitigen kann (er schiebt *is* vor *be* ein). Mit Hilfe des lat. V. 50: *Et solvit quod non rapuit* bessere

[1] Das lat. Gedicht, gedruckt in diesem Archiv Bd. CV, 23 ff.

ich: *Thocht he s[t]aw nocht, he [all] restorit be me,* wobei *staw* = *stawl, stal* 'stahl' ist, vgl. dieselbe Form V. 399.

Ib. 1140. *Frethand þe man, þat had nocht to lay doun.*

lay doun hat hier offenbar die technische Bedeutung 'Geld hinterlegen, als Pfand geben; einsetzen, einlegen, zahlen'. Sch.s Erklärung mufs ich ablehnen. Man vgl. auch die Quelle V. 51: *Ut debitores liberet.*

CLIV, 1144 l.

Be my sueit frute [þe] bitter dede is slane.

Ib. 1146. *I am þe first daystern þat gart kith.*

Letzteres soll heifsen: 'which caused knowledge (!) or which became known', was ganz unmöglich ist. Da ein Objekt fehlt, haben wir einfach *gart* in *gan it* zu bessern, wovon dann der Inf. *kith* abhängt.

CLV, 1152 l.

This nobill frute, quhilk [þat] ȝour hert sair deris.

CLVI, 1156 l.

Thairfor, lady, I do ȝow [now] na wrang.

CLVII, 1164 l.

Condampnit men [down] of [þe] croce to ta.

þe hat schon Sch. ergänzt.

Ib. 1169 l. *Syne but delay [down] of þe croce þame tak.*

CLVIII, 1175 l.

Kest þair carionis in[to] a place neir by.

CLIX, 1177 l.

Bot fra þai saw þat cristyn(nit) kingis face.

Vgl. V. 1: *hail, cristin knycht!*

Ib. 1181 ff.

Throw þe richt syd him woundit a blind knycht
With a scharp speir, quhill blude and watter cleir
Agane natour his ded hert woundit suith.

Sch. hat *suith* in *sair* verändert, aber damit kommt die Stelle nicht in Ordnung, vgl. die Quelle: *de corpore extincto sanguis verus et aqua pura miraculose manavit.* Das *woundit* der letzten Zeile ist wohl eine Wiederholung aus V. 1181; ich möchte bessern: *Agane natour [fra] his ded hert [gan streim].*

Assonanzen sind ja in unserem Gedichte nichts Seltenes.

CLX, 1190.

Syne bischope maid and marter deit he.

Da in der ersten Satzhälfte ein Verbum finitum fehlt, möchte ich ändern: *Syne [wes] he bischop maid and marter deit.*

CLXI, 1191 f.

With reuthfull hert remember at evinsang
With cruell dede quhilk deit hes þi king.

Das *with* (Hs. *w*ᵗ) in V. 1192 ist gewifs in *þat* (sonst *þ*ᵗ abgekürzt) zu bessern.

Ib. 1193 f. *Behald quhat pane, quhat tyme, quhat place þou hang,*
He hes tholit etc.

Sch. ändert *þou* in *þe,* wobei aber der folgende Satz ganz in der Luft schwebt. Ich möchte *þou hang* in *hou strang* bessern; das Komma nach *hang* ist dann natürlich zu streichen.

Ib. 1195 l. *And* [*als*] *quhat pane and pyne dreit hes þis ding.*

þuhat ist wohl nur ein Druckfehler.

CLXII, 1198 ff.

Efter þat deid as bond þis knycht had tane,
And of evinsang þe tyme approchit neir,
Ane gret noble, quhilk Joseph hecht to name,
Come fra þe court [*of*] *Christ for till inquyre.*

Die erste Zeile übersetze ich: 'nachdem der Tod diesen Ritter (d. i. Christus) als Unterpfand genommen hatte'; Sch.s Erklärung: 'after this knight had taken the dead one as he was bound to do' ist gänzlich verfehlt, da ja erst später erzählt wird, wie Joseph den Leichnam vom Kreuze nimmt. Das *And* von V. 1199 überladet den Vers und paſst besser vor *ane* V. 1200; in V. 1201 habe ich *of* dem Rhythmus zuliebe eingeschoben.

CLXIII, 1208 l.

Quhilk(*is*) *in þe toun wes haldin maist indigne.*

CLXV, 1222 f. müssen sich auf Christus (vgl. *him* V. 1221) beziehen; mit *him* V. 1224 geht Kennedy dann wieder auf Joseph über, *him* in 1225 ist wieder Christus. Darf man vielleicht eine Lücke annehmen, durch die der Schluſs von Str. CLXV und der Anfang des Folgenden ausgefallen wären?

CLXVI, 1229 ff.

That his deid corps till oynt be tuke in cure;
Of diuerss spicis a sindry mixtour
Fra corruptioun his body till inbalme;
Syn to þe croce þai come baith but demaner.

In V. 1229 l. *he* statt *be* und verwandle das Semikolon nach *cure* in ein Komma; in V. 1230 ergänze *with* vor *a* und Komma hinter *mixtour*. V. 1232 hat Sch. *demaner* in *dwalm* verwandelt, das aber schwerlich 'delay' bedeuten kann. *Delay* wird das richtige Wort sein, denn die Assonanz *delay* (= *delā*) : *inbalme* (= *inbām*) kann bei Kennedy nicht auffallen.

CLXVII, 1234 l.

Of þat hurde [*for*] *to lowss þe lokis strang.*

Ib. 1237 l. *That hevinlie hurde syne in* [*his*] *armis he thrang.*

Ib. 1238 f. *He come doun richer, þan quhen he up ascendit,*
Be all þe gold þat he had on him spendit.

Be gibt keinen Sinn, man lese *for* 'trotz'. Sch.s Übersetzung: 'By as much as all the gold which he had ever before spent on himself' scheint mir alles eher als überzeugend zu sein.

CLXVIII, 1244 l.

Bot quhen sche saw þat neuer a part wes soun[*d*].

CLXX, 1254 l.

His bludy corps in[to] hir armis scho thrang.

CLXXII, 1270 f.

Thy teth is haw, changit cheik and chyne,
Thy toung is clung, þou may nocht speik nor na.

Statt *teth* l. *hew* 'Farbe' (ne. *hue*); vor *cheik* ergänze *baith*; *na* in V. 1271 ist wohl = *cna* 'know'. Sch.s *teth* 'temper, disposition' kann doch nicht 'appearance, face' bedeuten!

CLXXIII, 1275.

Jerusalem, þou ceiss nocht of þi syn.

Ceiss war beizubehalten, nicht in *ceissis* zu ändern, das den Vers verdirbt.

Ib. 1278 l. *Throu all jowry, transgressouris (for) to confound.*

Ib. 1280 l. *Thy fals lawis [may] nocht reformit be.*

Auch *micht* wäre als Ergänzung möglich.

CLXXIV, 1287 f. l.

Quhilk gart hir murne [here] baith in ded and thocht,
Bot ressoun this [greit] greife offendit nocht.

him in V. 1287 gibt keinen Sinn; ich vermute, daſs *him* (für *hir*) durch das folgende *murne* entstanden ist.

CLXXV, 1290. *On suppyne* ist offenbar nach Analogie von *on growfe* (vgl. V. 249) gebildet.

Ib. 1291 f. l.

Off his marcy beseik him [þe] to bring
Out of þis warld prolific is wiþ pyne.

Die Ergänzung von *þe* 'dich' in V. 1291 ist nötig, weil sonst das Objekt fehlt; *prolific is wiþ* in V. 1292 habe ich statt des sinnlosen *prolixit þat in* gesetzt und betrachte die letzte Vershälfte als Relativsatz.

Ib. 1295. *With cruell ded, ȝe thoch he did no myss.*

ȝe versteht Sch. nicht; es ist offenbar = ne. *yea* 'ja', hier als Verstärkungspartikel gebraucht.

CLXXVI, 1297 l.

Thair kingis corps spicit [ful] richely.

Ib. 1299 ff.

And as þe vse of þat into jowry,
The gret lordis and men of dignite
Off precius spice to mak a conspectioun.

Sch. bemerkt nichts zu dieser mir unverständlichen Stelle. Die Quelle hat: *ac etiam cum aromatibus, sicut mos Judaeis est sepelire s. personas venerabiles.* Nach *use* ist jedenfalls *wes* oder *is* statt *of* einzusetzen und *þat* einfach in *þar* zu ändern; ferner möchte ich *The* vor *gret* (V. 1300) in *For* bessern, endlich *conspectioun* V. 1301 in *confectioun.*

CLXXVII, 1306.

Now unwsit with ony creatour.

Nach dem Lat.: *in quo nondum quisquam positus fuerat*, ist wohl *til* vor *now* zu ergänzen.

CLXXIX, 1320.

With e to se þat corps defit all.

defit ist = me. *defeit* 'marred, disfigured', vgl. N. E. D., die fehlende Senkung ist leicht herzustellen, wenn wir [*with*-]*all* schreiben. Natürlich gehört *defit* zu *corps*.

Ib. 1323. *That þat parting of ded bure neir þe braid.*

Der Gen. *of ded* 'des Todes' hängt ab von *þe braid* 'Angriff', vgl. *þe bitter dedes brayde* in Hampoles Prick of Consc. 1925 (N. E. D. unter *braid* I, 1 b); *parting* ist die Trennung vom Leichnam.

CLXXX, 1324 l.

Off his keiping Joseph had [*richt*] *gret cure,*

vgl. *richt gret force* V. 1327.

Ib. 1329. *Till herb*[*e*]*ry, for him nerit þe nycht.*

Lies *þaim* statt *him*, da ja von drei Personen die Rede ist.

CLXXXI, 1332 f.

He estounit with gret proplexite.
The sepultur gart till his hert propyne.

Ergänze *wes* nach *He* V. 1332, l. *perplexite* ib. und *gret pyne* statt *propyne* V. 1333.

CLXXXII, 1340. *Scho braist þe graif* übersetzt das Lat. *et ipsum* (*sc. monumentum*) *amplectitur.*

CLXXXIII, 1345 f.

In hí[*r*] *closít scho brássit with bándis twa,*
Thai[*r*] *dáis thré scho máid hir inhábitánce.*

Statt *In* l. *And*, statt *inhabitance* des Metrums wegen *habitance*; *closit* ist dann Objekt zu *brassit* 'verschloſs', das natürlich nicht reflexiv sein kann!

Ib. 1347 l. *A band wes dule of hir* [*sweit*] *sonis wa,*

vgl. dazu V. 1428.

Ib. 1349 l. *The tothir wes profound*[*est*] *confidance.*

Ib. 1350. *That immortall he suld rais in haist.*

Lies *aris* statt *rais* (oder ergänze *him* vor *rais*?).

CLXXXIV, 1357.

Bot þe ladyis hir causit mak resisting.

Sinn und Metrum verlangen *resting*.

CLXXXVI, 1372.

Than did þe first withoutin comparisound.

Lies *without comparisoun*.

CLXXXVII, 1377 l.

For sickar armes þai soucht (*in*) *þe sepulture.*

Das *armes* der Hs. ist Unsinn, l. *aimes* und streiche *in*. Das Lat. hat abweichend: *illuc primo corpus eius inspiciunt.*

CLXXXVIII, 1382.

Throw dispen[s]acioun [*of*] *þe God superne.*

Ich glaube, daſs *þe* zu streichen, resp. für *of* verschrieben ist.

Ib. 1385. *Into þe lymbe þe saulis giffis conf*[*orting*],

l. *saul,* vgl. die Quelle: *anima vero cum sanctis patribus in limbo.* Das Komma hinter *conforting* ist zu streichen.

CXC, 1396.

Into þe lymbe þe saulis giffis licht.

Lies *saul* wie in V. 1385; vor *licht* mag vielleicht *hevinly* ausgefallen sein, wenn nicht vor *saul* ein Adjektiv (*blissit* nach V. 1407, oder *haly, immortal*?) fehlt.

Ib. 1398 f. *Thairfor þe knychtis but dreid sleippit sone,*
For his body sall riss in na corrupcioun.

Im ersten Verse stelle ich des Metrums wegen um: *but dreid þe knychtis*; im zweiten ist *For* unverständlich und *na corrupcioun* zu lang. Statt *in na* ist vielleicht *but* zu schreiben, oder statt *na corr.* einfach *perfectioun*?

CXCI, 1401 l.

Moir sueit [*is*] *to speik of my Saluiour.*

Ib. 1403. *Thy hurde to hid to skaill I tuke na cure.*

Statt *skaill* ist wohl *skill* 'reason' zu lesen.

Ib. 1406 l. *Gude will for ded ressaue,* (*sueit*) *Jesu, my Lord!*

sueit überfüllt den Vers und ist zu streichen. Vor diesem Verse (nach *recorde*) darf natürlich keine stärkere Interpunktion stehen, da V. 1406 der Nachsatz zu *Bot sen þou wait* (V. 1404) ist.

CXCII, 1408 l.

[*Un*]*to þe fathiris* (*quhilk*) *in the lymbe þat lay.*

Statt *þat lay* kann nicht *did lay* gesetzt werden, das ja 'legten' bedeuten würde; vielmehr ist *quhilk* zu streichen.

Ib. 1410 f. *And of þe sonday neir comyn wes þe day.*
Than be þam led out of þe lymbe away.

Für *sonday* möchte ich einfach *son* setzen; *be* in V. 1411 ist offenbar für *he* verdruckt.

Ib. 1413. *His nobill corps to ryiss syne bownit* [*he*].

Lies *raiss* (trans.) wie in V. 1420.

CXCIII, 1416 f.

Quhilk þe Jowis on gude friday doun thrang,
The cruell ded and pane of his passioun.

Statt *The* in V. 1417 muſs *Throu* stehen, um Sinn in die Stelle zu bekommen.

CXCIV, 1422 f. l.

This nobill knycht throw his a(n)gelite
On pasche day raiss, and (*so*) *of þe graif out past.*

agelite kommt auch in V. 1565 und 1647 vor; *so* in V. 1423 überfüllt den Vers.

CXCV, 1430 f. l.

[Till] hir Jhesu, for all wofull remeid,
Come etc.

Bei dieser Ergänzung und Interpunktion wird Sch.s Einschiebung von *panis* nach *wofull* überflüssig.

Ib. 1433 l. *Sayand: Haill! haill! [þou] berar of the king.*

CXCVII, 1445.

Boith heid and feit, his body and his face.

Sch. bessert *heid* in *handis*; näher liegt das nördliche, auch metrisch passendere *hend* (= aisl. *hendr*).

CXCVIII, 1448 l.

Efter this [talk] þan schew our Saluiour.

Ib. 1454 l. *To confort hir thairfor [now] wald I go.*

CXCIX, 1457.

Quhill þat he till hir apperit.

Sch. ergänzt *atte last* vor *þat,* ich möchte es nach *hir* einschieben.

Ib. 1458. *Als said woman to greit: Quhat alis the?*

Sch. ergänzt *þis* vor *woman*; nach dem Lat.: *et dixit illi Jesus: 'Mulier, quid ploras?'* möchte ich bessern: *Als said to greit: 'Woman,* etc., wobei keine Zusätze nötig werden, denn *till hir* ist leicht aus dem vorhergehenden Verse zu ergänzen.

CC, 1464. *Scho ansuerit: Rabone.*

Sch. ergänzt *'is it þe?'* gegen die Quelle nach *Rabone.* Vielleicht genügt, *na þing bot* hinter *ansuerit* einzufügen.

CCI, 1474.

Bot him to nech he forbad, [and] pretend.

Besser: *forbad he.*

CCIII, 1489 l.

[Quham] he for dred(our) in his passioun forsuke.

CCIV, 1491.

Him for to seik with mynd and will present.

Da das Reimwort in V. 1493 ebenfalls *present* (Verbum) ist und hier nicht geändert werden kann, möchte ich an erster Stelle *feruent* vorschlagen.

Ib. 1494 l. *(All) Confort[and] him and bad him be deligent.*

CCV, 1497 l.

[Un]to Sanct James last apperit he.

Ib. 1500 l. *Quhill he him saw agane [a]riss fra ded.*

Ib. 1503. *Als breid he put, þat his brethir mycht eit.*

Statt *he* ist wohl *be* zu schreiben, vgl. das vorhergehende *a burd be set.* Die Quelle liest: *'Ponite mensam et panem!'* Zu ändern ist demnach nichts weiter, trotz Sch.

CCVI, 1505.

Off his discipillis passand on pasche day.

Der Zusammenhang der Stelle verlangt: *Off hís discípillis* [*twá*] *passit ón pasche dáy,* vgl. die Quelle: *Ipsa autem die resurrectionis duo ex LXXII discipulis eius ... ibant.*

Ib. 1509. *Quhilk ar þe sarmonis quhilk ʒe at þer speir.*

L. *aiþer* st. *at þer*, vgl. die Quelle: *quos confertis ad invicem.*

CCVII, 1511 l.

[*And*] *ane, to name wes callit Cleophas.*

Ib. 1513. *Thir cruell dedis quhilum thir dais wes.*

L. *quhilk on* st. *quhilum,* vgl. die Quelle: *quae facta sunt in illa his diebus?*

Ib. 1516 l. *Als tiruit* [*wes*] *with mony panis fell.*

Sch. ergänzt ein unmögliches *him* vor *with*; man beachte, daſs *he* (= Jesus) Subjekt im vorhergehenden Verse ist! — V. 1517 l. *Israell* statt *Iserall* (: *fell*).

CCVIII, 1521.

Als rise fra dede, syne in his glore enter?

Wegen des Reimes auf *me* und *prophacy* lies: *enter in his glory,* da mit der Schreibung *entre* doch noch keine Besserung erzielt wird.

CCIX, 1526.

He sonʒeit him, or he wald forthir pas.

Lies *fenʒeit* und *as* (statt *or*), vgl. die Quelle: *finxit se longius ire. Fenʒeid* ist = ne. *feigned,* vgl. V. 137.

Ib. 1530. *Into dispair, quhairfor with him thai ture.*

Der Sinn verlangt *with þaim he,* vgl. die Quelle: *tandem intravit cum illis.*

CCXI, 1541 f. l.

Into þe way how [*þat*] *he talkit with þame,*
Breikand þe breid, syne how [*þat*] *þai him knew.*

Möglich wäre auch: [*and*] *syne how þai.*

Ib. 1545. *Throu dispositioun of God omnipotent.*

Letzteres überfüllt den Vers: l. *potent.*

CCXII, 1548 l.

Jhesus come [*in*] *and in þe myddis stude,*

vgl. die Quelle: *Jesus intrans ad eos.*

Ib. 1549 l. *And to þame said: Peace mot* [*un*]*to ʒow be!*

Ib. 1550. *Thai presumyt þat a spreit bene had he.*

Ich stelle um: *a spreit þat bene had he.*

CCXIII, 1559.

Quhair þat þe speir schair a wound deip and wid.

Lies: *a wound schair.*

CCXIV, 1560 f.

His febill hert, quhilk drew him in dispair,
In mair errour Crist wald nocht let him incress.

him in V. 1561 überfüllt den Vers und ist auch als falsch zu streichen, weil *his hert* Objekt zu *incress* ist.

Ib. 1566. *He stude in þe myddis of his communite.*

Streiche *þe* und *of* metri causa (vgl. Mätzner Wb. unter *mid* S. 553, d).

CCXV, 1569.

His saule to tyne þis pietuous Prince had reuth.

tyne (aisl. *týna*) bedeutet nicht 'loose' (sc. 'from error'), sondern 'lose', 'verlieren'!

CCXVI, 1577 l.

That our Lord wes [in]to his sicht present.

Ib. 1579 l. *[Bot] he said: Thomas, blissit mot þai be.*

CCXVIII, 1594 l.

Bot nane of þame him perfitlie [þar] knew.

CCXIX, 1599.

Thai did command, fand fische aboundandlie.

Statt *command* ist offenbar *obey* zu setzen.

Ib. 1601. *All kind of creatour in hevin, in erd and see.*

in hevin überfüllt den Vers und ist zu streichen. Oder ist *All kind* zugesetzt?

CCXX, 1602.

Fra Peter saw fra Crist cumin wes he.

Das zweite *fra* ist wohl durch *þat* zu ersetzen; aber was bedeutet die zweite Vershälfte? Die Quelle hat: *Tunc Petrus audito quia dominus est.* Ist etwa *our lord* statt *cumin* zu lesen?

Ib. 1603 l. *His hevinly grace [so] kindillit his fervour.*

CCXXI, 1610 f.

Quhilk his seruandis wisseis into stres,
Than all þe nycht had bene at þe fisching.

Than ist offenbar ein Fehler für *that* (relativum).

CCXXII, 1618 l.

And, till mak [final] end, of dais fourtie,

Vgl. die Quelle: *peregrinari adhuc per dies XL voluit. final* habe ich metri causa nach V. 1640 ergänzt, *of* hat hier natürlich zeitliche Bedeutung.

Ib. 1622 l. *How þai vthir mycht conserue in(to) þe fay.*

CCXXIII, 1628 l.

(To) set his manheid on his Faderis rycht hand.

CCXXV, 1643.

Out of þe mirknes þe man to gid to glore.

Streiche *þe* vor *man*; vgl. V. 1642, wo es zweimal ohne Artikel steht!

CCXXVI, 1647. *agilite* ist nicht zu ändern, da die Quelle *per dotem agilitatis* bietet.

Ib. 1649 l. *And þai behaldand (and) sa ascendit on hicht.*

CCXXVIII, 1663 f. Sch. behauptet, diese beiden Reime (die Angabe 'V. 1664—1666' ist wohl ein Versehen) unterschieden sich nicht vom vorhergehenden. Aber *remane* : *agane* ist doch von *ascensioun* genügend verschieden!

CCXXIX, 1665.

The tent day fra his ascensioun.

Der Vers ist zu kurz; man lese *our Lordis* statt *his*, vgl. die Quelle: *Die vero decima ab ascensione domini.*

Ib. 1668 l. *Lik to þe cumin[g] of ane felloun schour,*

vgl. das Lat.: *tamquam advenientis spiritus i. flatus vehementis.*

Ib. 1669 f. *And in þaim remanit in þat felloun stowr,*
Quhair þair remanit a hundreth and twenty.

Der letzte Vers ist ganz in Ordnung, vgl. die Quelle: *ubi erant sedentes ... discipuli fere CXX ... congregati,* aber V. 1669, = dem lat. *Et replevit sonus ille vel spiritus sanctus totam domum,* ist offenbar sehr verderbt überliefert. Zunächst scheint *felloun* eine Wiederholung aus der vorhergehenden Zeile zu sein, *remanit* aber eine Vorwegnahme desselben Wortes der folgenden Zeile. Eine sichere Heilung ist unmöglich, man könnte etwa bessern: *And [all] þat [hous gan fill] þat [ferly] stowr.*

CCXXX, 1673 l.

Thair cludy mynd[is] with fire wer to attend.

Ib. 1674. *Quhilk dreid of dede had sa þair trublance spend.*

Sch. ändert *þair* in *with* und *spend* in *sperit* (: *apperit*); ich möchte *þair* beibehalten, dafür aber *quhilk* durch *for* 'denn' ersetzen und *spend* in *sterit* 'stirred' bessern.

Ib. 1676 l. *Bot fra to þaim þat confort [down] wes send.*

CCXXXI, 1681 f.

Quhilk man fra ewill to God turnit sa cleyne?
Off his cumin, and he haue hap to taist.

Im ersten Verse l. *ill* st. *ewill* und l. *god* 'gutes' st. *God* 'Gott'; im zweiten l. *cumin[g]* und tilge das Komma dahinter, denn der Satz bedeutet: 'wenn er das Glück hat, sein Kommen zu schmecken'.

Ib. 1684 l. *And him [to] follow in gret powerte.*

CCXXXII, 1687 ff.

And of a cowart, quhilk denyit his name
— — — — — — — — —
He garris contempne all erdly pane; etc.

Of in V. 1687, das gewiſs aus dem vorhergehenden Verse eingedrungen ist, muſs gestrichen werden, wie V. 1689 zeigt; um

das Metrum herzustellen, genügt die Einfügung von *þe* vor oder von *þat* nach *quhilk*.

CCXXXIII, 1694 l.

Quhilk is so [wise], without process of tyme.

Letzterer Zusatz gehört zu *aquent to be* V. 1693: wenn man gesündigt hat, ist es gut, schnell einen Beichtvater zu finden.

Ib. 1698 f. *And his gret grace in schort tyme to retour*
The lang offence done to þi Saluitour.

Ich möchte *Throu this* statt *And his* und *recour* (= *recover*) schreiben. Sonst bleiben mir die Verse unverständlich.

CCXXXIV, 1704 l.

[And] als he may, mak satisfactioun.

Oder ist noch *ful* statt *mak* zu setzen, das schon in V. 1703 vorkommt?

Ib. 1706. *And be with me unto þe warldis end.*

with me? Mit dem Verfasser? Es mufs doch wohl *him* (= *his Maker*) heifsen.

CCXXXV, 1708.

O Goddis Sone, in manheid immortall!

Der Reim auf *reabill* und *stabill* verlangt *immutabill* statt *immortall*; denn dafs der Sohn Gottes unsterblich ist, versteht sich doch von selbst.

Ib. 1712. *In hevin empire þat þai þi face may se.*

Hevin braucht nicht in das den Vers verderbende *hevinnis* geändert zu werden, vgl. V. 4.

Kiel. F. Holthausen.

Claude Tillier als Pamphletist.

[Schlufs.]

IV.

Übereilt und aufgebauscht, wenngleich nicht so ungerechtfertigt wie die Angriffe auf das Verhalten Dufêtres zu seinen Pfarrern, erscheint auch, was Tillier über die Zurücksetzung des weltlichen Unterrichts durch den Bischof in dem folgenden Pamphlet (Nr. 7. 8 der ersten Reihe) ausführt. Als Mgr Dufêtre in seine neue Diözese einzog, war der Kampf der französischen Bischöfe gegen das Universitätsschulwesen des Staates schon heftig entbrannt. Von dem neuen Bischof in Nevers aber erfahren wir,[1] dafs er acht Tage nach seiner Ankunft schon dem Collège der Stadt einen feierlichen Besuch abstattete und ebenso bei der Preisverteilung im August nicht nur zugegen war, sondern in seiner Rede, dem vor ihm sprechenden Deputierten des Arrondissements Manuel zustimmend, das nationale Schulwesen rühmte.[2] Und er tadelte zugleich streng die damals von mehreren geistlichen Pamphletisten gegen die Staatsschulen gerichteten äufserst heftigen Angriffe, denen die Mehrzahl der Bischöfe doch eifrig zustimmte. Die Regierung war denn auch zunächst wohl zufrieden mit ihm; das ihm eben um diese Zeit verliehene Kreuz der Ehrenlegion, von Tillier in seinem nächsten Pamphlet[3] ironisch und bitter begrüfst, sprach das für jedermann deutlich aus.

Von den Besuchen im Collège ist bei Tillier nirgends die Rede; vielleicht wollte er hiervon nichts wissen. Aufserdem aber

---

[1] 'Écho de la Nièvre' vom 1. April. [2] Daselbst 29. August.
[3] Une croix de plus.

lag ihm ja der elementare Volksunterricht zunächst am Herzen, und unter den Volksschulen hatte der Bischof die Privatschule der 'frères des écoles chrétiennes', der sogenannten Ignorantins, bei ihrer Preisverteilung im August nicht nur ausschliefslich durch seinen Besuch ausgezeichnet, sondern auch in seiner Rede, wie Tillier sie auffafst, die Lehrer der weltlichen Schulen beschimpft. Das erregt den früheren Schulmeister zu einer heftigen Erwiderung, in der er die ganz unleugbaren grofsen Verdienste um den elementaren Unterricht, welche die christlichen Lehrbrüder sich schon damals in Frankreich erworben hatten, spöttisch herabsetzt. Der Widerwille gegen das für sein Gefühl herausfordernde Behaben des Bischofs und nicht weniger seine gegen jede religiöse Schablone rebellierenden, man könnte in diesem allgemeinen Sinne sagen: protestantischen Anschauungen machen Tillier blind und ungerecht gegen die Erziehungsarbeit der einstmaligen geistlichen Konkurrenten.

Nur einen Augenblick zu Beginn seiner Schrift läfst er der in die Kindheit zurückgehenden Erinnerung Raum — an den Augustmonat, der ihm die das ganze übrige Jahr hindurch sehnsüchtig herbeigewünschte Ferienfreiheit brachte —, dann geht er sofort zum Angriff auf Herrn Dufêtres Rede bei diesem Festakt. Dafs der Bischof die Verdienste der Lehrbrüder herausstreicht, verdenkt ihm Tillier nicht so sehr, obwohl ihm das Lob übertrieben scheint; die Schule der Ignorantins ist eben auch die bischöfliche Schule:

il est bien permis à un marchand d'étoffes de préconiser l'excellence de son stoff ou de son madapolam, et à un épicier d'exalter son huile à quinquet ou son gruyère; cependant, la concurrence a ses droits comme toute autre guerre. Il ne faut point dénigrer le commerce qui contrarie le nôtre; faites votre enseigne aussi brillante que vous le voudrez, mais ne couvrez pas de boue celle de votre voisin: cela ne sied pas à un industriel bien élevé, surtout quand il a l'honneur d'appartenir à l'église.

So zu verfahren aber hat Herr Dufêtre 'die Ehre gehabt'. Er, der es gewifs recht häfslich fände, wenn man ihn Messenverkäufer, Kerzenverkäufer, Bücherverkäufer nennte, scheut sich doch nicht, anzudeuten, dafs die Laienschulmeister Erziehungsverkäufer wären: sie unterrichteten nur, um Geld zu verdienen, die Ignorantiner aber widmeten sich aus reiner Hingebung der Jugenderziehung, wie Tillier das ironisch ausführt:

ils ont rompu avec toutes les jouissances d'ici bas; ils se nourrissent de légumes; ils n'ont pour vêtement qu'une robe de bure: voilà pourquoi leur enseignement est supérieur à celui des maîtres d'école laïques, espèce vorace qui se nourrit de chair et qui porte des redingotes.

Diese Vorzüge ihrer Toilette und ihrer Ernährung leugnet Tillier nicht, lieber aber hätte er von Herrn Dufêtre versichern hören, daſs sie eine gründlichere Kenntnis der Grammatik besäſsen, zumal sie sich keiner staatlichen Prüfung zu unterziehen brauchten. Man sieht nicht, mit welchem Recht er das behauptet. Gesetzlich waren seit 1831 die geistlichen Elementarlehrer an dieselben Prüfungsbedingungen gebunden wie ihre weltlichen Kollegen; möglich, daſs die Vorschrift nicht überall streng befolgt wurde. Vor allem aber wendet sich Tillier wieder heftig gegen den Vorwurf der Lohnarbeit; da auch er einst Laienschulmeister war, so will er im Namen seiner früheren Kollegen Herrn Dufêtre hierüber ein Wort ins Ohr sagen.

Gewiſs unterrichten die Laienlehrer für Geld; aber welche Profession vermöchte der Bischof in der Gesellschaft aufzufinden, die nicht für Geld arbeitet?

Tout l'inconvénient qu'il y a, c'est que certains gagnent dix mille francs par an, avec une indemnité de route de deux mille francs, à se prélasser dans un chœur, tandis que d'autres retirent à peine quelques livres de pain noir du travail de toute leur journée; mais, assurément, ce ne sont pas les maîtres d'école qui s'engraissent de la portion des autres.

Tillier bleibt also bei seiner Ansicht, daſs, weil man eine Arbeit für Geld tut, das durchaus kein Grund ist, sie schlecht zu tun. Auch der Himmel bezahlt ja die Menschen mit ewigen Glückseligkeiten, um gute Werke von ihnen zu erlangen. Was nur um Gottes willen getan wird, wird meistens ziemlich schlecht getan; und Tillier erzählt die auch bei uns aus Hebels Schatzkästlein allgemein bekannte Geschichte, wie ein Kapuziner einmal um Gottes willen rasiert wurde.

Aber auch die Ignorantiner arbeiten ja gar nicht um Gottes willen. Sie erhalten 600 fr. pro Dreispitz, sie haben Wohnung und Wohnungseinrichtung umsonst, leben gemeinsam wie die Ameisen und die Soldaten, und ihre Uniform, wenn sie ihnen nicht geschenkt wird, kostet jedenfalls nicht viel. Sechs solcher zusammenwohnender Brüder haben also 3600 fr. für ihren gemeinsamen Kochtopf, das ist das Gehalt eines gewöhnlichen

Unterpräfekten für sich und seinen ganzen Hausstand. Wie verschieden ist die Lage der für Geld arbeitenden weltlichen Schulmeister! Tillier spricht davon, als gehörte er noch zu ihnen.

Nous avons beau nous faire sonneurs de cloches, préconiseurs, tambours de la garde nationale, beau vendre du tresson et des lacets, sur dix d'entre nous il n'y en pas un qui puisse élever son revenu jusqu'à six cents francs; et pourtant chacun de nous a une femme, un marmot, deux marmots, trois marmots et davantage encore, car la misère est très prolifique. ... Votre Ignorantin est tranquille et repu dans son petit monastère, comme l'était le rat de La Fontaine dans son fromage de Hollande; personne ne vient l'y tourmenter, et s'il n'y engraisse, il faut qu'il y mette une mauvaise volonté bien décidée. Mais pour nous, ces lâches et ignobles oppressions qui foulent toute position subalterne, viennent encore s'ajouter aux mille privations de l'indigence. La faim n'est pas notre plus cruel ennemi: nous sommes les souffre-douleurs de la commune; le maire du village nous vexe d'une façon, le conseil municipal nous vexe de l'autre, les parents de nos marmots nous vexent chacun à la sienne; le curé de son côté qui n'aime guère l'université et qui aime beaucoup les jésuites, se fait presque un cas de conscience de nous persécuter autant que cela lui est possible.... Voilà quelle est notre position.... Et encore ce pain si dur que nous mangeons et que, pour broyer, il nous faut des dents de fer, vous avez l'air de nous le reprocher; mais vous voulez donc que, comme les bêtes fauves, nous vivions de l'herbe qui croît le long des chemins, ou, comme les oiseaux, des fruits sauvages que les buissons font éclore!

Immer mehr ereifert er sich; er gibt die Schilderung, die wir kennen, von der unablässig angespannten, aufreibenden Tätigkeit des Kommunal-Schulmeisters, der in seiner übervollen Klasse den wechselseitigen Unterricht leitet;[1] er wagt, die Mühe und den öffentlichen Nutzen eines solchen Lehrers über die Arbeit eines Bischofs zu stellen.

Mit dieser öffentlichen Herabsetzung der weltlichen Lehrer hat sich aber Mgr Dufêtre nicht begnügt; in seiner Rede hat er außerdem noch den Schülern der geistlichen Schulen angekündigt, daß jeden Sonntag eine Messe allein für sie gelesen werden solle, und daß alljährlich am Sankt-Niklastag er selber für sie die Messe lesen und ihr Gast sein werde. Sicherlich, sagt Tillier bitter, wenn die Ignorantiner künftig in ihren Prospekten diesen doppelten Vorzug vor den Kommunalschulen nicht erwähnen, so

[1] Archiv Bd. CVIII, S. 101 ff.

halte ich sie für die uneigennützigsten Menschen auf Gottes Erdboden. Und heftig greift er den Bischof wegen dieser ungerechten Zurücksetzung der die weltlichen Schulen besuchenden Kinder an.

M. Dufêtre abuse de ses fonctions. S'il peut dire aujourd'hui: 'Les élèves des écoles chrétiennes seront seuls admis à telle instruction religieuse', qui l'empêchera de dire demain: 'Les enfants des écoles chrétiennes seront seuls admis au sacrement de la confirmation?'

Dies nun war nicht nur eine phantastische Übertreibung Claude Tilliers. Wirklich hatte unlängst der Abbé Combalot in seinem heftigen Pamphlet gegen das Monopol des Universitätsunterrichts den Kirchenoberen zugerufen: 'Verbietet den Priestern eurer Sprengel, die Kinder, die das Monopol noch in seinem Schoſse zurückzuhalten versucht, zur Konfirmation und zum Abendmahl zuzulassen.' Tillier spricht über das ganze Verfahren des Bischofs, der ebenso auch die Lehrschwestern vor den weltlichen Lehrerinnen durch seinen Besuch ausgezeichnet hatte, ernsthaft das Urteil mit den Worten: Wenn diese Handlungsweise des Herrn Dufêtre auch nicht ungesetzlich sein mag, so ist sie doch nicht gerecht: die Gerechtigkeit aber, scheint mir, sollte die Legalität der Bischöfe sein.

Könnte man nun aber Herrn Dufêtre wenigstens damit entschuldigen, daſs, wie behauptet wird, der Unterricht der 'christlichen' Schulen in Nevers wirklich besser sei als der der Kommunalschulen? Tillier scheint das nicht gänzlich abweisen zu wollen; wenigstens haben auch nach seiner Meinung die Brüder die bessere Lehrmethode, die des Simultanunterrichts. Die Streitfrage, ob die 1815 aus England nach Frankreich herübergebrachte Lancastersche Methode des wechselseitigen Unterrichts dem alten Simultanunterricht vorzuziehen sei oder nicht, war in Frankreich unter der Restauration und auch noch in den ersten Jahren nach 1830 fast eine politische Parteifrage. Weil der Papageienunterricht der wechselseitigen Methode besonders für die Religionslehre unzulänglich war, hatten die 'Brüder der christlichen Schulen' an der von Delasalle, dem Stifter ihrer Kongregation, im 18. Jahrhundert eingeführten Simultanschule festgehalten. Seitdem galt die wechselseitige Schule für die liberale Form des elementaren Unterrichts. In dieser Anschauung ist Tillier, der

selber beide Methoden praktisch erprobt hatte, nicht mehr befangen. Er rät der Gemeinde Nevers ernstlich, statt der bisherigen zwei Lehrer für ihre 400 Elementarschüler vier anzustellen und dann Simultanschulen einzurichten.

Andererseits greift er nun doch gerade den Religionsunterricht der Brüder an, um dessentwillen sie bei ihrer überlieferten Methode geblieben waren.

Les prêtres disent et de bonnes dames croient que l'éducation fournie par les Ignorantins est éminemment religieuse. Entendons-nous, s'il vous plaît: il y a deux religions, l'une qui agrandit et élève l'âme vers le ciel par l'amour des hommes, l'autre qui l'opprime par la crainte de Dieu, et la tient meurtrie contre terre. La première est la religion de l'Évangile, l'autre est cette religion qui se prélasse dans nos églises, toute chamarrée de broderies, et qui se célèbre à grand renfort de plain-chant et de cierges. C'est, en un mot, la religion du prêtre.

Der Ignorantiner aber ist ganz und gar Untergebener der Priester: 'er ist das Werkzeug, das den Mörtel anrührt, womit die Priester das Gebäude ihrer Macht aufrichten wollen'. Es ist ein rein mechanischer, äußerlicher, man könnte sagen nur körperlicher Gottesdienst, den sie nach Tilliers Meinung ihren Schülern andressieren; 'die Sache so angesehen, wäre auch Ver-Vert, unser verstorbener Landsmann (Gressets Papagei im Kloster der Visitandinerinnen in Nevers), ein Christ'. Diese Marionettenfrömmigkeit, wie er sie weiterhin noch nennt, und deren Praktiker er, wie Carlyle, mit einem Automaten von menschlicher Gestalt vergleicht, der die Augen dreht, die Lippen bewegt und sich vor dem Beschauer verneigt, ist für Tillier der Baum ohne Frucht, den Jesus auf seinem Wege fand und abzuhauen befohlen hat.

Je suis bien sûr qu'il fait plus de cas de la marmite d'airain où une pauvre femme prépare la soupe, que de votre encensoir. Pensez-vous donc que ce soit pour lui qu'il a fait la religion?

Und hier gibt uns Tillier nun sein eigenes religiös-moralisches Glaubensbekenntnis:

Cette religion, c'est pour les hommes, pour les hommes seuls qu'il l'a faite; c'est un code de morale écrit de sa main et signé de son nom qu'il a fait tomber des cieux sur la terre: il sait l'argile dont il nous a faits et de quelles féroces passions le levain fermente dans nos cœurs. Il a voulu nous imposer l'obligation de nous rendre heureux les uns les autres

en accomplissant les préceptes de la loi. S'il a mis ces préceptes sous la protection d'un culte, s'il a ordonné qu'on lui dressât des autels, c'est que son nom, bien qu'il soit écrit en caractères éclatants sur la surface de la terre et à la voûte du firmament, n'est pas lisible pour tous; il n'a pas voulu qu'il s'effaçât de la mémoire des hommes sous le frottement insensible des siècles; il a institué certaines cérémonies, pour nous rappeler sans cesse dans les cieux un Dieu qui nous récompenserait selon le bien que nous aurions fait à nos frères, ou nous punirait selon le mal que nous leur aurions infligé; mais ces cérémonies ne sont presque que des choses de forme: c'est l'écorce de la religion; c'est la boîte où, pour le conserver, il a mis son Évangile. Vous, maladroits éleveurs d'enfants, qui vous croyez bien avant dans ses bonnes grâces parce que vous lui avez fait de ces chrétiens qui ne sont bons qu'à psalmodier son nom dans une église, pieux fainéants qui ont des callosités aux genoux au lieu de les avoir aux mains, vous vous trompez grossièrement, il ne vous en sait pas plus de gré que si vous lui aviez fait un lutrin ou un serpent: ce qu'il aime, ce sont ces chrétiens d'action qui l'honorent en faisant chaque jour un peu de bien à leurs semblables, et le prient en accomplissant rigoureusement tous leurs droits; ces chrétiens-là ne sont peut-être que d'honnêtes gens, mais bien certainement ils auront une bonne place en paradis. Dieu n'a rien promis à ceux qui exécuteraient minutieusement les pratiques de son culte, et il a promis le ciel à celui qui donnerait un verre d'eau en son nom.

Gesunder Verstand und praktische Erfahrung könnte den Ignorantinern sagen, daſs ihre religiöse Erziehung, die der mittelalterlichen Bildung angemessen war, in den Tagen nach Voltaire nicht mehr zeitgemäſs ist. Ihre Zöglinge, die von den Eltern oft genug nur aus einem angewöhnten religiösen Schlendrian in die christlichen Schulen geschickt werden, erscheinen in der heutigen Gesellschaft lächerlich oder büſsen, in einem begreiflichen Rückschlag, den ihnen in der Jugend angetanen widernatürlichen Zwang später durch ebenso unnatürliche Ausschweifungen.

So willkürlich und einseitig diese Darstellung Tilliers ist, sie geht deutlich aus eigener tiefer Überzeugung hervor. Die folgenden, für den Menschen und den Dichter charakteristischen Betrachtungen lassen daran nicht zweifeln.

S'il m'était permis d'avoir une opinion sur cette matière, je dirais qu'en général les instituteurs sont trop pressés d'inculquer des idées religieuses à leurs élèves; il semble qu'ils aient peur que le diable ne vienne les leur prendre entre les mains. La religion, selon moi, n'est pas un joujou qui convienne à l'enfance; ses sombres vérités qui ont fait éclater tant de forts cerveaux d'hommes ne peuvent tenir dans une tête de dix

ans: qui veut les y faire entrer, ressemble à un homme qui s'aviserait de planter un chêne dans un pot à fleurs.[1] ... Pour moi, si j'étais chargé d'élever un enfant, au lieu de lui faire craindre Dieu, je chercherais à le lui faire aimer, et cela ne me semble pas bien difficile. Je l'emmènerais dans la campagne par une pâle journée d'automne, alors que le regard du soleil est doux comme celui que jette une mère à son enfant, et je lui dirais: Ces fruits qui pendent aux arbres et qui sont pleins d'un suc si doux, ces belles fleurs dont la prairie est brodée, ces papillons qui vont flottant dans les airs comme un morceau de soie emporté par le vent et semblent vouloir jouer avec vous, c'est pour vous que Dieu votre père a fait tout cela ... En échange des biens qu'il vous envoie, il ne vous demande qu'une chose: c'est que vous l'aimiez de tout votre cœur et que vous aimiez de même les hommes qui sont vos frères. L'observation de ce grand précepte moral qui renferme tous les autres et que l'auteur de l'Évangile seul a trouvé, ne peut-elle suffire pour les rendre agréables à Dieu? ... Ce Dieu qui est leur père, ce Dieu qui aimait, lorsqu'il était sur terre, à s'entourer de leurs faces souriantes et rebondies, trouve très mal, assurément, qu'on les torture en son nom et pour l'amour de lui; il aime mieux les voir jouant et courant qu'attachés par les genoux aux dures pierres d'une cathédrale. Quand vous le croyez occupé à regarder deux armées qui se heurtent sur un champ de bataille, il contemple du haut de son trône des enfants qui se roulent dans l'herbe.

Tillier ist darum nicht der Meinung, die der Bischof in seiner Rede bei der Preisverteilung im Collège ausgesprochen hatte, daſs die christliche Religion die Basis jeder moralischen Erziehung sein müsse:

Selon moi, les instituteurs commencent par la fin. La religion, au lieu d'être la base de toute éducation, devrait en être le complément, comme la croix est le complément d'une église.

Und so ist er weit entfernt von irgend welcher Feindschaft gegen die echte, evangelische Lehre des Christentums:

bien loin de l'attaquer moi-même, je regarderais comme un mauvais citoyen celui qui tâcherait d'en détourner le peuple. A cette société si misérable, mendiante qui se croit riche parce qu'elle a de loin en loin quelques perles cousues à ses haillons, il faut les croyances consolantes du christianisme. Tous ces philosophes de journaux et d'académie, qui travaillent, avec tant de bruit et si peu de besogne, à soulager la misère du peuple, ont-ils trouvé encore quelque chose qui vaille les paroles de l'Évangile: Heureux ceux qui souffrent, parce que le royaume des cieux leur appartient?

---

[1] Vgl. die Betrachtungen Gottfried Kellers: Der Grüne Heinrich, Band 2, Kap. 11.

Das Christentum ist keine Altweiberreligion, kein leeres Glocken- und Kirchenliedergeklinge, kein unfruchtbarer Weihrauchnebel, der in den Wolken des Himmels sich verliert, es ist im Gegenteil eine Religion für Männer, Bürger, Philosophen. In einem anderen Pamphlete noch, das eine Unterredung des heiligen Claudius mit dem lieben Gott schildert[1] und zunächst wieder die Entartung des katholischen Kultus angreift, berührt Tillier in der Tat die wichtigsten religionsphilosophischen Probleme: die Wirksamkeit des Gebetes, den freien Willen, den Zufall. Hier, in dem Pamphlet gegen die christlichen Schulen, führt er schliefslich noch aus, wie grofs die politische Bedeutung ist, die dem Christentum zukommt: von dieser Seite angesehen, strahlt es am hellsten.

Qu'est-ce que nos chartes, en comparaison de l'Évangile? nous les écrivons sur parchemin avec une plume trempée dans notre sang, et, le lendemain, passe, avec son armée, un roi qui les déchire: mais l'Évangile, cette magnifique déclaration des droits de l'homme, est éternel; sa couverture de fer est à l'épreuve du boulet et de la bombe; les conquérants auraient plus tôt fait de raser toutes les capitales du monde que d'en retrancher une syllabe! L'Évangile, c'est l'oppression interdite aux rois; c'est la liberté assurée aux peuples comme un droit et imposée comme un devoir. Jésus-Christ, dans ce divin livre, nous recommande de nous aimer les uns les autres; il y proclame encore qu'il est notre père et que nous sommes tous frères; or, parmi les frères, y-a-t-il des maîtres et des esclaves?

Diese Religion haben die Priester, verräterisch mit den Königen paktierend, freilich verfälscht; sie mufs zurückkehren zu dem Geiste, von dem sie anfangs erfüllt war. Nicht im mindesten glaubt Tillier die Rede, dafs das Christentum nunmehr seine Zeit gehabt habe; sie hat im Gegenteil kaum begonnen. Bisher sind noch alle Revolutionen vergeblich gewesen:

Appelons-en à une puissance plus forte que celle des hommes ... prenons Jésus-Christ pour chef ... La réforme électorale est dans l'Évangile bien plus encore que dans la charte. Tous les hommes sont frères, donc ils sont égaux entre eux; n'est-ce pas là le principe de toute législation?

Mit diesem lebhaften Bekenntnis seines politischen Christusglaubens, dem Lamennais deutlich seinen Stempel aufgedrückt

[1] Un quart d'heure de conversation entre mon saint patron et le bon Dieu. Das letzte der ersten Reihe.

hat, schliefst das Pamphlet gegen die christlichen Elementarschulen in Nevers und ihren Protektor, den Bischof.

Mit dem höheren Schulunterricht (der 'instruction secondaire') beschäftigt sich das Pamphlet, welches den Titel trägt: Von den Jesuiten. Die Jesuiten spielten seit lange eine wichtige Rolle im höheren französischen Schulunterricht. Unter der Restauration war ihre Kongregation, obwohl vom Gesetz verboten, bald wieder zu mächtigem Einflufs herangewachsen, und in den 'kleinen Seminarien' waren sie als Leiter und Lehrer erfolgreich tätig. Diese geistlichen Gymnasien hätten, ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bestimmung zufolge, nur Vorbereitungsschulen für zukünftige Priester sein sollen; aber sie nahmen daneben Laienschüler in solcher Menge auf, dafs ihre Konkurrenz den weltlichen Anstalten gleicher Gattung empfindlich zu werden begann. Ihre Leiter verlangten von den Eltern der aufzunehmenden Schüler nichts als das Versprechen, die Söhne in den geistlichen Stand eintreten zu lassen, wenn Gott sie dazu 'berufen' habe; durch kirchliche Sammlungen, durch Schenkungen und Vermächtnisse ständig bereichert, konnten diese klerikalen Anstalten ihren Zöglingen Lehre und auch noch Unterhalt unentgeltlich geben, während die weltlichen Anstalten ihren Unterricht sich teuer bezahlen liefsen. Dabei war seit 1814 Anstellung der Lehrer, Aufsicht des Unterrichts allein den Bischöfen überlassen. Solche Zustände führten noch unter Karl X. und unter einem Unterrichtsminister, der selbst dem Episkopat angehörte, zu dem Rückschlag durch die Ordonnanzen von 1828. Die geistlichen Sekundäranstalten wurden wieder in die Schranken ihrer eigentlichen Bestimmung zurückgewiesen; zugleich versuchte man die Jesuiten daraus zu verdrängen, indem man fortan von allen Lehrern und Beamten dieser Schulen die eidliche Versicherung verlangte, dafs sie keiner verbotenen geistlichen Kongregation angehörten. Nun brachte allerdings die neue Charte der Julirevolution in ihrem 69. Artikel auch das Versprechen der Lehrfreiheit und der Neuordnung des öffentlichen Unterrichts; aber in den ersten Jahren nach 1830 ging die Stimmung in weiten Kreisen des Volkes so stark gegen den Klerus, dafs der Episkopat zunächst gar nicht an die Möglichkeit dachte, mit diesem Verfassungsversprechen gegen die Ordonnanzen von 1828 anzukämpfen. Selbst im März 1837

noch blieb er ruhiger Zuschauer, als in der zwölftägigen Kammerdebatte des Guizotschen Gesetzentwurfs über den Sekundärunterricht auch die Frage der geistlichen Schulen eingehend erörtert wurde und ein von der Kammer angenommener Antrag Vatout die gegen die Jesuiten gerichtete Klausel der Ordonnanzen von 1828 auf alle Leiter freier Lehranstalten ausdehnen wollte.

Die Regierung aber und mit ihr viele Kammermitglieder hielten dergleichen Abwehrmaſsregeln gar nicht für nötig; sie fürchteten die geistliche Macht nicht mehr. Und doch war seit 1835 etwa — seit der Abbé Lacordaire unter ungeheurer, anfangs mehr neugieriger Teilnahme besonders der gebildeten Jugend seine Fastenpredigten in der Notre-Dame-Kirche begann und sein Kampfgenosse, der junge Graf Montalembert, in die Pairskammer eintrat — der religiöse und politische Einfluſs des Klerus schon wieder im Steigen. 1837 wurde Lacordaire durch den Abbé de Ravignan abgelöst, einen Jesuiten, dessen menschlich reine, von wahrer Frömmigkeit und christlicher Hingabe erfüllte Persönlichkeit mit weicherer, aber ebenso mächtiger Beredsamkeit den schon auf Tausende sich belaufenden Zuhörerkreis festhielt. Die Regierung beharrte in ihrer wohlwollenden Haltung. Sie lieſs unter den Unterrichtsministern Villemain und Cousin freigewordene Bischofsstühle von jungen Bischöfen ultramontaner Richtung besetzen, und sie begann auch, unter denselben Ministern, mündliche Unterhandlungen über eine Neuordnung der geistlichen Unterrichtsbefugnis. Im Oktober 1840, im Ministerium Soult-Guizot, dessen führender Minister in der Tat von Anfang an Guizot war, trat abermals Villemain an die Spitze der Unterrichtsverwaltung. Er nahm jene Besprechungen wieder auf und legte dann im Jahre 1841 den Kammern einen neuen Gesetzentwurf über den Sekundärunterricht vor. Da zeigte sich sofort, wie hoch inzwischen die Ansprüche des Klerus gestiegen waren. Der neue Entwurf, dem Kommissionsantrag von 1836 folgend, wollte den kleinen Seminarien dieselben Rechte geben wie allen anderen Schulen, die nicht zur Universität, der groſsen von Napoleon gegründeten Körperschaft aller staatlichen Unterrichtsanstalten, gehörten; sie sollten also vor allem das Recht unbeschränkter Aufnahme und Ausbildung von Laienschülern erhalten.

Natürlich sollten sie dafür sich denselben Bedingungen sowie auch der Prüfung ihrer Lehrer durch die Universität unterwerfen. Wie eine unerhörte Zumutung wiesen die Bischöfe, welche bis dahin Leiter und Lehrer dieser Schulen nach freiem Gutdünken eingesetzt hatten, diese Forderung des Staates zurück. Mehr als fünfzig protestierten in öffentlichen Briefen an religiöse Journale, und die Regierung war schwach genug, dem Ansturm zu weichen und ihren Entwurf zurückzunehmen. Mit dieser erfolgreichen Abwehr allein nicht zufrieden, eröffnete nun die klerikale Partei ihrerseits den Angriff gegen den Universitätsunterricht. Bischöfliche Hirtenbriefe, von jüngeren Geistlichen ausgehende Pamphlete, zum grofsen Teil von abstofsend brutaler Leidenschaft erfüllt, nicht am wenigsten die Artikel Louis Veuillots, des neugewonnenen Journalisten dieses streitbaren Klerikalismus, in der Zeitung l'Univers schilderten die unleugbaren Mängel der religiösen und moralischen Erziehung in den Anstalten der Universität in den grellsten Farben. Und von Montalembert auf diesen neuen Weg gewiesen, forderten die Bischöfe nun weiter, da auf eine Ausnahmestellung ihrer klerikalen Schulen nicht zu hoffen war, die Freiheit des höheren Schulunterrichts überhaupt. Keine Beschränkung der Lehrer durch Staatsprüfungen, ungehinderte Zulassung der Schüler aller Anstalten zum Baccalaureatsexamen. Nur unter der Flagge unbedingter Unterrichtsfreiheit konnte der Episkopat hoffen, auch die Jesuiten, von allen Ordensgeistlichen die einzigen, die noch dem höheren Unterricht sich widmeten, und die er in einem erweiterten Schulbetrieb gar nicht missen konnte, ungehindert in seine Anstalten wieder einzuführen. Daher nahmen die eifrigsten unter den Bischöfen von vornherein sich auch der Jesuiten und ihrer Lehrtätigkeit energisch an.

Hiermit aber, indem sie für den in weiten Kreisen noch immer leidenschaftlich gehafsten und gefürchteten Orden eintraten, boten sie vor der öffentlichen Meinung eine willkommene Blöfse, auf die sich alsbald die lautesten und heftigsten Angriffe ihrer Gegner richteten. Die Professoren Michelet und Quinet, welche in den geistlichen Pamphleten am meisten mifshandelt worden waren, unterbrachen im Frühjahr 1843 den geraden Gang ihrer Vorlesungen am Collège de France, um ihren ohnedies schon

aufgeregten jugendlichen Hörern das Wesen und die Gefahr der Gesellschaft Jesu zu schildern. Erst hierdurch eigentlich und nachdem die beiden Professoren ihre Vorlesungen, unter dem Titel 'Von den Jesuiten' zu einem Bändchen vereinigt, zum Druck gegeben hatten, traten die Jesuiten wieder in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit, und die Forderung der Unterrichtsfreiheit auf seiten der Geistlichkeit schien weiter nichts mehr zu besagen als Beherrschung des Unterrichts durch die Jesuiten. Inzwischen blieb auch die Regierung nicht untätig; am 2. Februar 1844 legte sie dem Parlament einen neuen Entwurf vor. Er kam den Ansprüchen der Bischöfe weit entgegen, liefs ihnen nicht nur die Wahl, entweder ihre Schulen so zu behalten wie bisher oder sie im Sinne des Entwurfs vom Jahre 1841 in Privatanstalten umzuwandeln, er wollte sogar auch im ersten Falle die Hälfte der abgehenden Schüler zum gewöhnlichen Baccalaureatsexamen zulassen. Trotzdem protestierte fast der gesamte Episkopat auch gegen diesen neuen Gesetzentwurf, dessen gröfste Nachgiebigkeit allerdings schon von der Pairskammer beseitigt wurde, und der wieder von allen Vorstehern und Lehrern der Privatanstalten die schriftliche Versicherung, keiner in Frankreich verbotenen Kongregation anzugehören, verlangte.

In diesen Kämpfen trat nun auch Dupin, dessen politischer Einflufs in den letzten Jahren merklich zurückgegangen war, als Verteidiger des Staates und der Universität noch einmal auf kurze Zeit in den Vordergrund. Schon in seiner Rede zur Wiedereröffnung der Sitzungen des Kassationshofes im November 1843 hatte der alte Jesuitenfeind aus den Zeiten der Restauration den Orden heftig angegriffen und dann im März darauf in der Deputiertenkammer bei der Diskussion über die geheimen Fonds die Regierung in ihrem schüchternen Vorgehen gegen allzu herausfordernde geistliche Angriffe zu stärken gesucht. 'Regierungsgewalt, ich ermahne dich, sei unerbittlich (implacable)', so hatte er seine Rede unter stürmischem Beifall der Kammer geschlossen. 'Unbeugsam' (inflexible) setzte er dann selber an die Stelle des letzten, allzu stark erscheinenden Wortes. Nicht lange darauf, unter dem Einflufs dieser Rede Dupins, ist Tilliers Pamphlet über die Jesuiten geschrieben. Und mit demselben Titel, den Michelet und Quinet für die ihre Vorlesungen nebeneinanderstellende Jesuitenbroschüre

gewählt hatten, liefs er es ausgehen. Seine angeborene Neigung zur Paradoxie hat ihm auch hier grofsenteils die Feder geführt. Sie reizte ihn zum Widerspruch gegen die damals allgemeine Jesuitenfurcht, welche die beiden berühmten Pariser Professoren so lebhaft zum Ausdruck brachten, und die Tillier selbst früher geteilt hatte.

'Ohne Frage leben wir heute in der Jesuitenzeit, ich wünschte, es wäre statt dessen Flieder- und Rosenzeit'; so beginnt er sein Pamphlet. Nur von ihnen spricht, diskutiert und schreibt man seit sechs Monaten und darüber, die Journale sind ganz schwarz von diesem düsteren Namen. Tillier aber kann trotz alles Suchens keine Jesuiten entdecken. Vor langen Jahren hat er Bérangers Lied auf die Väter gelesen und sogar — mit recht falscher Stimme — mitgesungen:

Hommes noirs, d'où sortez-vous?
Nous sortons de dessous terre,
Moitié renards, moitié loups.

Diese 'zoologische Kennzeichnung' will er sich zu nutze machen; mit einem Béranger in der Tasche geht er auf die Suche. Er sieht sich den Abbé Védrine an, der im 'National' für einen Jesuiten gilt, der aber schleppt nur den Schwanz seiner Soutane hinter sich her; und den Abbé Combalot findet er eigentlich gar nicht so verschieden von Herrn Génin, dem bekannten Sprach- und Literaturforscher und wütenden Jesuitenfeind.[1] Wenn er nun aber auch von dem Bischof von Châlons sagt, an seiner pfiffigen und vergnügten Miene hätte er zwar den unlängst vom Staatsrat Verurteilten erkannt, sonst aber an ihm nichts mit Bérangers Jesuitendefinition Übereinstimmendes gefunden, so sehen wir deutlich, worauf diese ganze Ironie hinaus will. Denn der Bischof von Châlons hatte ja frank und frei vor aller Welt bekannt: 'ich

[1] Es geht das auf die bei beiden gleich grobe Form der Polemik. Génin est un tape-dur, il a toujours besoin de taper sur quelqu'un. Quand ce n'est pas sur un poète, c'est sur un jésuite; quand ce n'est pas sur un vivant, c'est sur un mort. So notiert Sainte-Beuve 1846. 1844 war G. Redakteur am 'National' und redigierte zugleich anonym eine kleine, gegen die Priesterpartei gerichtete periodische Sammelschrift: Les Actes des Apôtres, von der Sainte-Beuve (Chroniques Parisiennes 229) urteilt: c'est âcre, violent et du pur XVIIIe siècle.

bin Jesuit, meine ganze Geistlichkeit ist jesuitisch, alle unsere guten Christen sind es, und wir machen uns eine Ehre daraus. Ja wir sind Jesuiten und werden es immer sein.' Derselben Meinung ist eben Claude Tillier: mögen die streitbaren Klerikalen heute dem Orden angehören oder nicht, aus Gallikanern und Patrioten sind sie doch alle mehr oder weniger ultramontan und jesuitisch geworden. Er benutzt darum sein Béranger-Citat nur noch, um sich an einigen persönlichen Gegnern zu reiben: an einem geistlichen Professor des Collège in Nevers, an einem Redakteur des 'Écho de la Nièvre', vermeintlichen Jesuiten, die aber, wenn der Fuchs heute noch so viel Geist hat wie zu Lafontaines Zeiten, vom Fuchs wenig an sich zeigen und vom Wolf auch nicht viel.

Jesuiten also findet er nicht; allerdings aber Priester mit Dreispitzen aller Sorten und selbst Mitraträger,[1] die gegen die Universität in Wort und Schrift pamphletieren, sieht er genug. Doch kann Tillier in solcher Opposition allein ein flagrantes Symptom von Jesuitismus um so weniger finden, da er von der Magermilch, mit der diese Mutter ihre Kinder säugt, selber gekostet hat. Übrigens sind die Pamphlete dieser ehrwürdigen Personen nicht nur sehr miserabel, nichts als bergeshohe Beschuldigungen und ungeheuerliche Verleumdungen — denn wie könnte es Männern der christlichen Nächstenliebe mit dem Kratzen und Beifsen sogleich gelingen —, in ihrer Taktik überhaupt ist so wenig von der traditionellen Geschicklichkeit der Kongregation gewesen, dafs ihre Angriffe der Universität den gröfsten Vorteil gebracht haben. Mildern wir die dem Pamphletstil unvermeidliche Übertreibung, so entspricht diese Behauptung Tilliers der Lage, wie sie wirklich war. Noch bei den Verhandlungen über das neue Unterrichtsgesetz 1837 war das Monopol der Universität in der Deputiertenkammer heftig angegriffen worden, jetzt aber nach den mafslosen Verleumdungen der klerikalen Gegner traten selbst die radikalen Blätter fast ohne Ausnahme

---

[1] Mgr Dufêtre trat mit seinem Widerspruch unter diesen nicht besonders hervor. Aber auch er griff in einem ausführlichen Mémoire vom 4. März 1844 an den Minister dessen letzten Gesetzentwurf an. Liberté d'enseignement. Recueil des actes épiscopaux ..., Paris 1845/46, I 152 f.

für sie ein. Was aber im Grunde deren Meinung von dem staatlichen Unterrichtsmonopol war, spricht Tillier hier offen aus:

Le fait est qu'avant cette croisade des évêques, l'Université avait une foule sinon d'ennemis, au moins de contradicteurs qui lui rendaient la vie très dure; on s'accordait à dire que son enseignement n'était pas en rapport avec les besoins et les tendances d'une société que trois ou quatre révolutions avaient transformée; qu'il était bon pour amuser de riches et bavardes oisivetés, mais qu'il ne valait plus rien pour un peuple industriel et travailleur, obligé de vivre à la sueur de son corps, et qui n'avait pas le loisir de parler latin; qu'il était temps que la vieille robe noire en cent endroits rapiécée, fût remplacée par un vêtement plus épais et plus solide. On comparait l'éducation qu'elle fournit, au style des mauvais écrivains, qui regorge de mots et est dépourvu d'idées.

Und, seine eigene Schulzeit in der Erinnerung, fährt er fort:

De ses bancs, vous sortez bacheliers ès lettres; mais qu'est-ce qu'un bachelier ès lettres? un grand niais qui rapporte fièrement du marché, dans une belle besace neuve, des pois qui ne veulent pas cuire. Après dix ans d'études, votre bachelier ès lettres n'est pas seulement capable d'être instituteur primaire. S'il n'a de bons parents qui ont l'honneur de posséder quelques mille écus de rente, il faut, pour gagner sa vie du jour, le pain de tout de suite, qu'il se fasse maître d'étude. Or, de tous les valets le plus malheureux, c'est sans contredit le maître d'étude. J'ai marché, moi, quelque temps dans ce rude chemin, et pour beaucoup je ne voudrais y repasser. Je me rappelle encore avec effroi combien je me trouvais à plaindre quand, mon bouquet de rhétorique au côté, comme un domestique à la Saint-Jean, j'allais offrir mes services aux revendeurs de grec et de latin de la capitale. Combien j'en voulais à mon père de ne pas m'avoir fait une place à son établi!

So, echt demokratisch, dachten viele aus Tilliers Lager über den vom Staate in der Universität monopolisierten höheren Unterricht; andere vermifsten an ihm einen religiös-moralischen Einflufs auf seine Schüler, und viele, wie A. Marrast, der leitende Redakteur des 'National', verabscheuten das pädagogische Regiment Victor Cousins, der den philosophischen Unterricht innerhalb der Universität despotisch beherrschte. Gegen die Anmafsung des Klerus aber findet die Universität mit einem Male Fürsprecher bis weit in die Reihen der Radikalen hinab. Denn immer ungescheuter fordert im höheren Schulunterricht die Geistlichkeit nicht die Freiheit für alle, sondern das Monopol für sich allein. Das 'Gehet hin und lehret alle Völker', das 'Ite et docete' des Evangeliums nimmt sie zur Stütze und legt das 'docete', das,

wie der griechische Text zeigt, in diesem Zusammenhang doch nur bedeutet: 'machet zu Jüngern', im Sinne eines allgemeinen Lehrprivilegiums der Geistlichkeit aus. Der voltairische Hohn, den Tillier über solche Deutung ausgießt, erscheint uns um so mehr gerechtfertigt, da bis in die neueste Zeit in Frankreich diese Art Auslegung sogar in der ernsten Geschichtschreibung vertreten wird. 'Diese Interpretation der Worte des Evangeliums,' sagt Tillier, 'riecht allerdings etwas jesuitisch' —

mais les gens qui affichent ces extravagantes prétentions, sont trop absurdes pour être à craindre. À qui persuaderont-ils qu'*allez et enseignez* veuille dire: allez, et enseignez tout ce qui peut être enseigné; enseignez non seulement l'Évangile, mais le latin, le grec, les mathématiques, la physique et la chimie. S'il en était ainsi, les prêtres pourraient arguer de ces paroles qu'ils ont le droit exclusif d'enseigner la danse, l'escrime, et même la noble science du bâton. D'ailleurs les apôtres eussent été fort embarrassés, s'il leur eût fallu enseigner autre chose que l'Évangile, et Simon-Pierre, à moins que le Saint-Esprit ne l'eût considérablement aidé, eût fait, ce me semble, un fort mauvais professeur de rhétorique.

Also nichts als turbulente Priester kann er erblicken, ganz ungefährlich für alles, was in Frankreich wirklich lebendige, nationale Kraft ist. Er kann sich in Bildern seiner Geringschätzung wieder einmal gar nicht genug tun, eins reiht sich ans andere. Nur wenn sie wirken, wie Lamennais gewirkt hat, können heute die Priester neuen Einfluß gewinnen. Die Julirevolution bot ihnen die große Gelegenheit, die sie verpaßt haben. Und hier hören wir wieder das Bekenntnis seines politischen Christentums:

À leur place, j'aurais pris franchement la cocarde du peuple; cette liberté qu'il venait de baptiser avec son sang, j'aurais voulu, moi, la baptiser avec mon eau bénite; je l'aurais portée sur mon autel, et je l'aurais mise sous la protection de ce Christ, mort non seulement pour la rédemption des pécheurs, mais aussi pour l'affranchissement du genre humain. Aux jeunes martyrs de cette liberté j'aurais donné autant d'encens et de prières qu'aux martyrs de la religion; sans cesser d'être prêtre j'aurais voulu être citoyen; quand il y aurait fallu réclamer pour le peuple des droits violés ou méconnus, je ne me serais point senti gêné par ma soutane. Ces mots sublimes de liberté, d'égalité, de fraternité, je les aurais fait gronder comme un orage sous les voûtes de mes cathédrales, et peu m'eût importé que le pape les eût entendus de Rome! en priant pour la grandeur et la gloire de la France, j'aurais forcé la multitude subjuguée à courber à côté de moi son raide et fier genou, à incliner son front avec

le mien devant la croix, en lui montrant attaché à ce sacré gibet celui de tous qui aima le plus les hommes et travailla avec le plus d'abnégation à leur affranchissement et à leur bonheur.

Nichts von alledem aber ist heute wahrzunehmen; die Priester sind in ihren Ideen und Bestrebungen geblieben, wie sie vor Jahrhunderten waren.

Le temps qui emporte les vieux empires et en remet de neufs à leur place, qui renouvelle les peuples, qui refait les civilisations, n'a pas changé un seul bouton à leur soutane. Ils restent immobiles et noirs, au milieu des sociétés qui se transforment, comme leurs vieilles cathédrales au milieu de nos villes rajeunies; au lieu de suivre les générations qui marchent par enjambées, ils s'épuisent à vouloir les retenir autour d'eux; mais il ne leur reste que les malades et les estropiés.

Darum braucht, das ist Tilliers feste Überzeugung, eine konstitutionelle Regierung vor ihnen keine Furcht zu haben, und den Königen hat der Sturz der Bourbonen gezeigt, was die Stütze des Priestertums wert ist.

Es ist auch gar nicht ihr unmittelbarer politischer Einfluſs, den man heute noch wie in früheren Zeiten fürchtet, wohl aber besorgt man ernstlich, daſs sie unter einem allzuwenig beschränkenden Gesetz den höheren Schulunterricht gänzlich in ihre Hände bringen und 'mit ihren ultramontanen Lehren die Jugend vergiften würden'. So stehen die Gegner der geistlichen Lehrfreiheit zögernd vor dem Dilemma: Allgemeines, also auch den Priestern gewährtes Recht, höheren Schulunterricht zu erteilen, oder Erhaltung des Universitätsmonopols? Tillier aber zählt nicht zu den Bedenklichen und ist auch hier vor allem für die Freiheit ohne weiteres.

Quand bien même, du reste, le clergé devrait s'emparer infailliblement de l'instruction, serait-ce une raison pour lui en escarper les bords? Pour que les prêtres s'emparassent de l'instruction, que faudrait-il? que la majorité des familles eût placé en eux sa confiance; or, la majorité des familles, c'est la Nation. C'est donc parce que vous leur supposez la confiance de la Nation, que vous voulez les exclure de l'enseignement public? mais prenez garde à ce que vous allez faire! agir ainsi envers eux c'est leur dire: 'Nous ne voulons pas que vous enseigniez, parce que vous enseigneriez trop bien si nous vous permettions d'avoir des chaires.' Pour moi, je vous avoue que je me trouverais très honoré d'être exclu de cette manière. Si votre intention est de rehausser les prêtres, vous ne sauriez employer un meilleur moyen que celui-ci. Je serais fâché, sans doute, que vos collèges tombassent devant les maisons religieuses, mais j'aime

encore mieux l'égalité devant la loi que vos collèges. Qu'est-ce que cette liberté d'instruction secondaire que la charte nous a promise, et qu'elle nous fait si longtemps attendre, si ce n'est la liberté de concurrence appliquée à l'enseignement public? Or, qui a le droit d'ouvrir aux uns la porte de la concurrence et de la fermer pour les autres? Peut-on m'empêcher de tirer profit de la supériorité que j'ai sur mes rivaux? Est-ce aux faibles et aux maladroits qu'il faut sacrifier les habiles et les forts, et est-il raisonnable d'abattre un chêne parce que son ombre étouffe quelques chétifs arbustes?

Tillier fürchtet die Konkurrenz der geistlichen Lehrer nicht, und auch die anderen von der unterrichtenden Geistlichkeit etwa drohenden Gefahren abzuhalten, scheint ihm nicht schwer. Mit recht leichtfertigen Redewendungen und auf Grund seiner doch räumlich beschränkten Erfahrung setzt er wieder die Unterrichtserfolge der geistlichen Anstalten herab; aber selbst wenn der Zudrang zu ihnen unter dem neuen Gesetz noch so sehr überhandnähme, so muſs sich eben der Staat das ausgedehnteste Aufsichtsrecht über den Unterricht vorbehalten. Und derselbe Mann, der eben noch so lebhaft für die völlige Freiheit der Unterrichtsbefugnis eingetreten ist, führt nun, ganz im Geiste napoleonischer Staatsauffassung, aus, wie eingehend die Regierung den Unterricht selber für alle, also auch für die geistlichen Anstalten zu reglementieren habe.

Du moment que vos inspecteurs auront la faculté de pénétrer chez eux tous les jours et à toute heure, ils ne pourront leur rien cacher de ce qu'ils font ni de ce qu'ils disent; leurs élèves seront derrière leurs grilles comme des oiseaux dans une volière.

Aber gerade diese Bedingung, die dem despotischen Idealismus des schreibenden Politikers so bei der Hand zu liegen schien, konnten die handelnden Männer der Politik damals von dem Minister nicht erlangen. In der ersten Kammer brachte Persil einen Antrag ein: 'die kleinen Seminare werden unter die Aufsicht des Kultusministers gestellt, welcher sie besuchen lassen darf, so oft es ihm gut erscheint'; die Kammer aber lieſs sich von dem Justiz- und Kultusminister, dem auch von Tillier oft verspotteten Martin du Nord, überzeugen, daſs eine solche Bestimmung noch Öl in das ohnehin hochgehende Feuer der geistlichen Erregung gieſsen würde, und lehnte den Antrag ab.

Unter den allgemeinen Bedingungen für die Zulassung zum höheren Lehramt findet die von jedem Bewerber geforderte schriftliche Versicherung, keiner in Frankreich verbotenen Kongregation anzugehören, bei Tillier nichts als Hohn. Er stellt es beinahe so hin, als ob erst der damalige Unterrichtsminister Villemain auf diese Form der Schutzwehr gegen die Jesuiten verfallen wäre, die doch, wie wir wissen, schon in den Ordonnanzen von 1828 sich fand, und die auch die Deputiertenkammer 1837 wiederaufrichten wollte. 'Rom,' so sagt Tillier spottend, 'war durch die Furche, mit der Romulus das neue Stadtgebiet umzog, nicht sicherer geschützt als unsere öffentliche Erziehung durch den Gesetzentwurf dieses wachsamen Ministers. ... Es ist schade, dafs nicht auch Herr Martin du Nord, nach dem Beispiel seines Kollegen, die Bankerottierer gesetzlich anhält, zu schwören, dafs sie rein seien von jedem Betruge; so könnte er am einfachsten den Richtern langwierige Untersuchungen ersparen.'

Weiter kritisiert Tillier die von Direktoren und Lehrern geforderten akademischen Grade, wobei er sich indessen nicht genau informiert zeigt. Er findet sie zu hoch, und die Kommissionen, von denen die Kandidaten in einer besonderen Prüfung aufserdem noch das Zeugnis ihrer Lehrbefähigung (brevet de capacité) zu erlangen haben, sieht er derart zusammengesetzt, dafs in ihnen wieder die Vertreter der Universität den Ausschlag geben. Jene Gradforderungen würden zudem nicht allein den Zudrang der Geistlichen zum freien höheren Unterricht einschränken, sie müssen zugleich auch die Laienlehrer beengen; Tillier findet, der Villemainsche Entwurf sei hier den neuen, damals in der Entstehung begriffenen Befestigungen von Paris zu vergleichen: etwas zur Abwehr nach aufsen, viel mehr zur Abwehr nach innen. Und wieder läfst er, auch hierin ein echter Franzose, seine wenig begeisterte Auffassung des Lehrerberufes zu Tage kommen:

Votre terre promise n'est pas déjà un si beau pays, pour que vous en rendiez l'accès si difficile. Si vous mettez, à tous les passages, des corps-de-garde d'universitaires qui vexent les passants; si, pour pénétrer chez vous, il faut des prodiges de patience et de courage, nul ne voudra aller par-là. Vous savez cela aussi bien que moi, dans toute profession il faut qu'on récolte en proportion de ce qu'on a semé: or qui voudra dessécher dans d'arides études les fraîches années de la jeunesse, effeuiller

les courtes roses de son printemps sur des bouquins, et laisser sa lampe allumée jusqu'à vingt-cinq ans pour acquérir le droit d'ouvrir une maison d'éducation qui lui rapportera moins, peut-être, qu'une boutique de menuiserie, qu'un comptoir d'épicier ou qu'une fabrique d'allumettes chimiques? Si vous m'engagez à creuser dans mon champ des sillons larges et profonds comme des fossés, il faut que vous me garantissiez qu'il y poussera des épis grands comme des arbres.

Die noch längere Dauer des Monopols der Universität im Unterrichtswesen weist Tillier kurzweg mit der Bemerkung zurück: dafs der Staat eigene Collèges habe, mag vorteilhaft sein, solange aber die Universität bestehen bleibt, werden wir sicherlich keinen freien höheren Schulunterricht erhalten. Er zeigt jetzt auch, weshalb ihm die strengste, bis in die geringsten Einzelheiten des Unterrichts eingehende Aufsicht des Staates über das Schulwesen notwendig erscheint. Einfach darum, weil der Staat dafür zu sorgen hat, dafs der Unterricht vor allen Dingen ein nationaler sei. Daher darf er nicht zulassen, wenn er nicht selber sich an die Wurzel schneiden will, dafs die Unterrichtsfreiheit in klerikalen Händen gemifsbraucht werde, um das Vaterlandsgefühl der nachwachsenden Jugend zu schwächen oder gar zu zerstören. Und Tillier führt des näheren aus, wie diese Gefahr wirklich drohe, und traut also der jesuitischen Geistlichkeit, nach den Erfahrungen vergangener Zeiten, noch immer schlimme Kräfte zu. Daher soll kein Lehrer andere als die unter den Augen der Regierung angefertigten und von ihr approbierten Lehrbücher gebrauchen dürfen; in denen aber müssen hinter den Geboten Gottes, welche die allen Menschen gemeinsame Moral umfassen, die besonderen Gebote der französischen Nation zu finden sein: 'Was nützen euch die Institutionen, wenn ihr keine Bürger habt, sie lebendig zu machen. Sorgt also vor allem für eine öffentliche Erziehung, die euch Bürger schafft; nur dann werdet ihr die Freiheit erhalten und noch erweitern.' Nicht gelehrte, sondern nationale Erziehung, das ist der Kern seiner Forderung;

ce qu'il vous faut maintenant, ce sont des citoyens, et beaucoup de citoyens; des citoyens avant tout. Il est temps d'opposer une morale publique à ce torrent de corruption qui tombe d'en haut et rejaillit sur tout le pays.

Sie allein auch wird die verschiedenartigen Bestandteile des französischen Staatsgebietes zusammenhalten können.

Si de tous ses habitants vous ne faites des Français, pourquoi l'Alsacien, qui parle allemand, se croirait-il le frère du Provençal, qui ressemble à un Espagnol?

Von demselben nationalen Geiste soll der elementare Unterricht erfüllt sein, darum vor allem muſs er in nähere Verbindung mit dem höheren gebracht werden.

Les deux éducations sont deux sœurs qui, bien que destinées à un état différent, doivent aimer d'un même amour leur mère qui est la France. Que l'éducation primaire ait la même direction, la même discipline que l'éducation des collèges; que toutes les écoles de France, soit communales, soit particulières, aient les mêmes livres de morale et d'instruction; que ces fiers Ignorantins, qui ne relèvent que des évêques, soient obligés de subir le joug commun, et qu'ils ne puissent faire faire à leurs élèves un signe de croix qui ne soit pas ordonné par la loi!

Sind so ideal-patriotische Forderungen aber unter der zeitigen Regierung mit ihren schlaffen Ministern, mit dieser trotz mannigfacher Opposition so feigherzigen Kammer gegen den zähen Widerstand der Geistlichkeit durchzubringen? Handeln nicht selbst die Wähler, die die souveräne Gewalt in Händen haben, wie ein schlechter König, der sich sehr wenig um die Interessen des Staates, viel mehr um die seiner Dynastie bekümmert?

Ces capacités sonnantes dont le percepteur cote le diplôme, trouvent toujours que leur représentant vote bien, pourvu qu'il leur fasse obtenir quelque chose. Ce sont des chauve-souris, qui, si elles eussent assisté à la création, eussent demandé qu'il n'y eût point de soleil. Il y a profit pour eux à avoir un député ministériel, et jamais vous ne les ferez consentir à en choisir un autre, à moins que ce ne soit un député ministre.

So muſs eben das Volk selber herangerufen werden. In einen dringenden, leidenschaftlichen Appell an das souveräne Volk klingt das Pamphlet aus. Das Volk selber muſs dafür sorgen, daſs es kräftige, in seinem Sinne handelnde Minister bekomme, denn ein Gesetz, wie das jetzt zur Verhandlung stehende über den höheren Schulunterricht, darf nicht um schwacher Minister, schlechter Priester willen mangelhaft gemacht werden.

Fais-la (, peuple souverain,) comme si tous les ministres étaient forts, et comme s'il n'y avait pas un seul prêtre en France. La seule chose qui doive arrêter ton attention, c'est ce que la liberté te demande et ce que le bien de tous exige qu'on lui sacrifie. Les prêtres sont de mauvais citoyens, je le sais; mais, enfin, est-ce leur faute, si tu as de mauvais

ministres; et faut-il, à cause de cela, leur écorner leur part du droit commun? Les lois ne sont pas faites pour un jour; ce ne sont pas de ces herbes éphémères qui sortent de terre au printemps et qu'on récolte en été. C'est un arbre que tu plantes, et dont tu n'auras que les premières feuilles, mais qui abritera les générations futures sous son ombre. C'est un bâtiment duquel, pauvre barbon tout grisonnant, tu jouiras bien moins que tes fils. Et d'ailleurs, quand tu ferais une loi d'exception contre les prêtres, à quoi cela t'avancerait-il? la faiblesse de tes ministres rendrait encore ton œuvre inutile. Si tes ministres sont trop faibles pour maintenir les prêtres sous le joug de la discipline commune, ils seront trop faibles également pour les empêcher de sortir de la loi d'exception dans laquelle tu les auras enfermés. L'instruction, au lieu de devenir la proie des prêtres y entrant de plain-pied et ayant la clef dans leur poche, deviendra la proie de prêtres s'y introduisant furtivement et à l'aide de fausses clefs: or, des deux manières de se laisser voler, je ne vois pas trop quelle est la bonne.

Aber in deinem Hause Frankreich bist du, souveränes Volk, am Ende doch der Herr, die Minister sind nur die ersten unter deinem Gesinde (tes premiers domestiques). Ihre Schwäche jetzt der trotzenden Geistlichkeit gegenüber liegt am Tage; die lacht der leichten über sie verhängten Strafen. Nur Herr Dupin bildet sich ein, daſs solche schüchternen Maſsregelungen der weltlichen Obrigkeit auf Geistliche einen Eindruck machen. Wenn er sie — in der erwähnten, von der Kammer mit rauschendem Beifall aufgenommenen Rede vom 19. März 1844 — gegen den übergreifenden Klerus nicht anders 'erbarmungslos' haben will ('impitoyable' statt 'implacable' läſst Tillier ihn sagen), dann ist nicht so bald zu erwarten, daſs der dunkelwogende Strom in sein altes Bett zurücktritt. Tillier polemisiert noch weiter gegen Dupin, offenbar um den Eindruck jener Rede in der Heimat abzuschwächen. Immer heftiger, demagogischer wird seine von neuem das Volk apostrophierende Sprache, eine Fülle von Bildern und Vergleichen drängt sich vor seinem erregten Geiste:

Singulier souverain que celui dont le diadème disparaît entre le chapeau à plumes d'un ministre et le bonnet à deux pointes d'un évêque! Mais, si tu te laisses traiter en esclave par le premier qui ose te parler en maître, pourquoi donc fais-tu des révolutions? Es-tu comme ces géants de la fable, qui secouaient les montagnes qui les écrasaient et faisaient trembler la terre seulement pour avoir la satisfaction de changer de côté? La France est-elle une mer qui, le lendemain d'une tempête, quand des

vagues hautes comme des montagnes, l'ont bouleversée, présente la même surface que la veille? Puisque tu es si bien disposé à servir quand tu as un oppresseur, que ne restes-tu tranquille sous sa main? Le bœuf qui se sent né pour le joug n'a pas la sottise de se révolter contre le laboureur, lorsqu'il l'attèle. Quand on n'est qu'une légère girouette que le moindre souffle manie à son gré, on ne cherche point à lutter, comme un navire, contre le vent qui passe. A la vérité, nos pères ont obéi à un empereur; mais, quel peuple eut jamais un plus grand et plus glorieux maître? Et eux, encore, ils étaient bien moins les serviteurs de Napoléon que ses compagnons d'armes; s'ils le suivaient, c'est qu'il les conduisait toujours où ils voulaient aller: ils marchaient tant que l'aigle volait, et l'aigle ne s'arrêtait que sur le clocher d'une capitale. Mais toi, vois quels sont ceux qui te tordent, comme une rouette, entre leurs mains; qui mettent leur volonté à la place de ta volonté abolie! Va! quand trente-deux millions d'hommes ne peuvent se faire obéir par six ministres, ils sont dignes de ramper sous des prêtres!

So weit hat ihn der Zug seiner lebhaften Improvisation wieder fortgerissen von dem Standpunkt, den er bei Beginn seiner Betrachtungen einnahm, als er mit ruhiger Ironie auf die von der Geistlichkeit drohenden Gefahren herabsah. Nichts kann deutlicher zeigen, daſs wir hier keinen Politiker vor uns haben.

Durch Dupins Stellung in der Jesuitenfrage war die Haltung, welche wir Tillier in diesem Pamphlet annehmen sehen, vor allem bestimmt worden. Nicht lange zuvor schon hatte er gegen diesen mächtigsten seiner Gegner, und den er sicherlich unter allen am herzlichsten haſste, noch einmal einen heftigen Angriff unternommen, der zwei Nummern seiner ersten Pamphletreihe (14 und 15) füllte: *Comme quoi j'aurais voulu me vendre à M. Dupin.* Das Pamphlet ist wahrscheinlich 1844 veröffentlicht;[1] eine Notiz Dupins in seinen Memoiren, vom 25. Februar dieses Jahres, ist wohl darauf zu beziehen. Dupin bemerkt da, daſs ihm vom königlichen Prokurator in Nevers ein gegen ihn gerichtetes Libell zur Kenntnis gebracht, und daſs die Erlaubnis zur gerichtlichen Verfolgung des Verfassers eingeholt worden sei.

[1] In einer in den 'Werken' weggelassenen Anmerkung sagt Tillier, das Pamphlet habe dem gegen die 'Dotation des Herzogs von Nemours' gerichteten (Nr. 11—13) eigentlich vorangehen sollen, aber mit Rücksicht auf den Tod von Dupins Vater (21. November 1843) habe er es damals nicht ausgegeben. Vgl. jetzt Gérin, Études I 310 f.

Er habe gedankt, aber abgelehnt. Schwerer nimmt Tillier eine über ihn ausgesprochene Verleumdung, dafs er seine Dienste Dupin angeboten und erst, nachdem er zurückgewiesen sei, sich gegen ihn gewendet habe. Zur Widerlegung dieser Lüge hat er sein Pamphlet geschrieben. Mit bitteren Worten wirft er von neuem der herrschenden Klasse in Clamecy ihre eigene politische Korruption ins Gesicht, die jeder neuen Regierung ihre Gesinnung feilhält. Noch infamer würde er als Schriftsteller sich erscheinen, wenn er seine der Freiheit geweihte Feder verkaufen wollte.

Je suis le plus chétif et le plus inconnu de ceux qui écrivent pour le peuple; je n'ai dans ma main qu'une pauvre plume de roitelet; mais, à Dieu ne plaise que je la vende jamais à nos oppresseurs!

Und er erinnert in ausführlicher (uns schon bekannter) Darstellung daran, wie er als Kommunallehrer gegen den König von Clamecy die Fahne der Empörung erhoben und so dem langen Schwanz der Anhänger in der Stadt die willkommene Veranlassung geboten habe, ihn durch allerlei Schikanen endlich aus seiner Stellung zu verdrängen. Und warum sollte er sich jetzt verkaufen? Genügt für seine Ansprüche doch völlig, was seine freie Feder ihm verdient. Er gibt eine ausführliche, reizende Schilderung behaglicher Dürftigkeit.

Mes appétits sont modérés et mon estomac est tout petit. Quand il ne me faut qu'une côtelette pour le remplir, pourquoi donc irais-je, pour avoir un aloyau, me faire le garçon d'un boucher? Ma table est étroite, mal servie et même très peu servie. Je croirais insulter un estomac tant soit peu comme il faut que de l'y inviter. Je mange ma maigre soupe dans des cuillers d'étain. Je fais ma boisson quotidienne de la piquette du pays; aussi, quand Dieu m'envoie du bourgogne, je le trouve délicieux! c'est un avantage que n'ont pas les amis de M. Dupin. Comme je ne hante pas les grandes dames, ma toilette me coûte fort peu, et la leur ne me coûte rien. J'ai pour principe qu'on n'est point vêtu d'un habit qu'on garde au porte-manteau; aussi n'ai-je pour toute garde-robe qu'un paletot d'agréable épaisseur pour l'hiver et qu'une chétive redingote pour les jours légers de la belle saison; et même les puristes en fait de toilette trouvent qu'il manque à mon pantalon des sous-pieds. Je recule autant que possible l'existence de ces vêtements, et si je pouvais leur conférer la longévité des habits de noces de nos grands-pères, sans scrupule je la leur conférerais. Quand ils sont éraillés au coude ou ailleurs, je n'en ai nul souci. Je m'inquiète fort peu que la mode, quand je passe devant elle, me regarde de travers. Cela ne nuit point à ma considération

auprès de ceux qui me connaissent, et je ne tiens guère à la considération éphémère des passants. J'ai d'ailleurs, quand on me salue, la satisfaction de me dire que ce n'est pas à mon habit qu'on s'adresse. Je n'ai point de domestiques pour me mal servir; j'ai mes deux enfants qui suffisent très bien à cette besogne. Comme ils n'obéissent jamais à ma première injonction, cela me procure l'avantage de m'indigner contre eux; ainsi mon humeur conserve toujours une salutaire âpreté, et mon style de pamphlétaire se maintient toujours à la trempe qui lui convient. Quelque bornées que soient mes ressources, elles me permettent encore d'être la dupe de certaines gens. Je connais bien des riches qui n'ont pas le même avantage. C'est un luxe dont je suis fier, et qui, Dieu merci, ne m'a jamais manqué. J'aime mieux cela, du reste, que d'acheter des cachemires à ma femme. Or, à qui vit ainsi et ne veut pas vivre mieux, à quoi servirait-il d'être un nabab? ... Nous autres, les Tillier, nous sommes de ce bois dur et noueux dont sont faits les pauvres. Mes deux grands-pères étaient pauvres, mon père était pauvre, moi je suis pauvre: il ne faut pas que mes enfants dérogent. Avec trois mille francs on peut vivre. Mon fils gagnera probablement moins; mais s'il se permettait de gagner davantage, je reviendrais, ombre irritée, épancher ses sacs d'écus par les fenêtres. ... Et d'ailleurs, pourquoi m'inquiéterais-je donc tant de mes enfants? Quand mon dernier accès de toux sera venu et que j'aurai rendu à Dieu ma plume avec mon âme, est-ce que le soleil s'éteindra? est-ce que la terre cessera de se couvrir de verdure? Le père de tous, qui donne leur pâture aux petits des oiseaux, la refusera-t-il aux petits du pamphlétaire?

So plaudert er weiter, mit sich allein vor aller Welt, bis er sich aus solchen Phantasien zurückholt mit den Worten:

Et moi, qui m'amuse, comme un sot, à faire du sentiment avec ces messieurs!

Ein anderes Argument werden sie besser würdigen. Herr Dupin könnte einen Anhänger wie Tillier zu seiner Verteidigung jetzt sehr wohl gebrauchen. Er ist sichtlich rückwärts gegangen. Tillier will in Clamecy eine scharfe Kritik (die er wiedergibt) von Dupins letzter Rede im landwirtschaftlichen Verein gehört haben. Und er kommt zu dem Schlufs: Herrn Dupins politische Rolle ist ausgespielt. Die Regierung fürchtet ihn nicht, und die Opposition in der Kammer mag nichts mehr von seiner zweideutigen Unterstützung wissen. —

Das Pamphlet gegen Dupin wie das bald darauf folgende gegen die Jesuiten zeigen uns Claude Tillier noch in seiner humoristischen Kraft, die das Leben und seine Unbill in einem freien, stolzen Gemüte zu bemeistern vermag. Unterdessen aber

nagte die schleichende Krankheit immer tiefer in die Wurzel seines Lebens. Zwar spottete er, wie Laurence Sterne, selbst über seinen tödlichen Husten; aber den letzten Pamphleten des späten Frühjahrs und des Sommers 1844 glaubt man doch die mühsamere Anspannung der Kräfte anzufühlen. Eine kleine rein humoristische Skizze: *Physiologie du Professeur de rhétorique,* die man in den Werken unter die Pamphlete gegen das Ende hin versetzt hat (IV 251—262), gehört, wie ihr politisches Gegenstück, die *Physiologie de l'Électeur de petite ville* (das. 245—49, aus dem Feuilleton der 'Association' vom 7. November 1841), sicherlich auch in jene Zeit noch fröhlichen Kampfes.[1] Es schildert den Lehrer der Muttersprache in der Unterprima (wie wir ja sagen würden) als bel esprit; seine höchst sorgfältige Ausdrucksweise:

> Le langage du professeur est châtié avec rigueur; il est pour ainsi dire brossé;

seine dichterischen und literarischen Bestrebungen, seine Verehrung Racines und seinen Abscheu vor den neumodischen Romantikern, besonders vor Victor Hugo. Keiner kennt besser als er die Insektenart, welche man Alexandriner nennt,

> insecte dont le mâle a douze pieds et dont la femelle, contrairement à ce qui a lieu dans toutes les races, en a treize.

Er kennt die ganze geheimnisvolle Organisation dieses bewunderungswürdigen Insekts:

> il vous indiquera d'un doigt sûr celui qui boite, soit qu'il ait un pied de moins, soit qu'il ait un pied exubérant, celui qui a la taille trop près de la queue ou des épaules, celui qui bruit irrégulièrement, celui enfin qui marchera sur les talons de son chef de file, ce qu'on appelle enjamber.

Mit vierzig Jahren pflegt er inspecteur primaire zu werden, oder inspecteur d'académie, oder auch Friedensrichter. Wenn das letzte, so verändert er sich völlig in seinem neuen Beruf, baut vergnügt seinen Kohl, kennt Racine nicht mehr, und aus seinen Manuskripten darf seine Frau nun Lockenwickel für die kleine Athenais machen oder Eselshörner für den kleinen Oskar.

---

[1] Wie jetzt Gérin a. a. O. 310 nachweist, zuerst Ass. 24. 2. 1842 erschienen.

Solche heitere Bilder kann der todkranke Mann nicht mehr in sich aufrufen. Eines der letzten, noch von ihm selber veröffentlichten Pamphlete: *Non, il n'y a pas eu de Révolution de Juillet,* das sich gegen die gesamte innere und äufsere Politik der Regierung richtet und zum Teil Klagen wiederholt, die wir schon kennen, hat einen forciert-rhetorischen Anstrich. Doch gerade was wir von Tilliers eigentlichem Wesen darin vermissen, machte es dem gewöhnlichen radikalen Leser damals schmackhafter; es ist nach Tilliers Tode noch, bis 1847 elfmal, aufgelegt worden.[1] Wie dieses Pamphlet mit seiner stark in Anaphern arbeitenden Rhetorik deutlich unter Cormenins Einflufs geschrieben ist, so auch das schon erwähnte, ebenfalls gegen die Regierung und ihre Kammermajorität gerichtete: *Dotation du duc de Nemours.* Auch dieses enthält zur wesentlichen Charakteristik Tilliers nichts Neues. Es wendet sich gegen die im Jahre 1844 zum drittenmal von König Louis Philipp erhobene Forderung einer Dotation für seinen zweiten Sohn, der seit dem unglücklichen Tode des Herzogs von Orleans für die Zeit der Unmündigkeit des Grafen von Paris zum Regenten designiert war; hier hätte Tillier eigentlich wissen müssen, dafs schon die Minister dem Verlangen des hartnäckigen Königs nur mit gröfstem Widerstreben nachgegeben hatten, und dafs die Bewilligung der Kammer von vornherein ganz unwahrscheinlich war. Man hat den Eindruck, dafs Tillier vor allem eine bequeme Gelegenheit zu Angriffen gegen den König und seine Söhne, in deren Beurteilung er Cormenin nur allzu blindlings folgte, nicht ungenutzt vorüberlassen wollte.

Das letzte von Tillier selber, wie es scheint, noch zum Druck gegebene Pamphlet, dessen Ausgabe er aber nicht mehr erlebte,[2] enthält die ergreifende, bei uns in Pfaus Übersetzung längst bekannte Klage um die Mutter. Es trägt die Aufschrift: *M. de Ratisbonne, ou un commis-voyageur de la sainte Vierge.* Der Bischof Dufêtre hat den älteren der beiden vom Judentum zum Katholizismus bekehrten Brüder Ratisbonne — die Bekehrung des jüngeren in Rom 1842 hatte auch in Paris

---

[1] Bourquelot, La Littérature française contemporaine 6, 478.
[2] Nach Gérin S. 312 Ende Oktober 1844 ausgegeben.

Aufsehen erregt[1] — zu einer Gastpredigt nach Nevers gerufen. Tillier hat ihn gehört und kritisiert ihn jetzt. Er ist für ihn 'un pauvre sire'; er weiſs im Grunde nichts zu sagen als immer wieder: il faut aimer Marie. Diese himmlische Mutter sollte Tillier mehr lieben als seine eigene irdische, die eben jetzt neben ihm sitzt, alt und taub und nur um ihn besorgt!

Ma mère est à côté de mon fauteuil de malade; elle est sourde, la pauvre femme, et nous ne pouvons guère nous faire entendre; mais elle est là qui m'enveloppe de tous ses regards, qui cherche à deviner dans mes yeux ce que je désire, et dans le moindre pli de mon front ce qui me déplaît; elle a quitté l'autre moitié de sa famille, celle qui n'a pas besoin d'elle, pour prendre sa part de mon agonie. Les soins qu'elle avait donnés à mon enfance, elle les prodigue à ma précoce vieillesse. Elle a déjà vu mourir un fils, et elle vient encore me prêter l'appui de son bras pour me faire descendre plus doucement les pentes de la vie.... Et quand j'ai à aimer une pareille mère, on voudrait que j'allasse porter mes adorations à une mère dont mes sens ne me rendent pas compte!

Pauvre mère! de quelle lourde main Dieu vous a-t-il donc mesuré les larmes qu'il a mises sous votre paupière! Dieu ne serait-il donc juste envers les mères? Un fils ne peut enterrer qu'une fois sa mère; mais une mère, de combien de fils souvent ne porte-t-elle pas le deuil!... Oh! combien je suis moins à plaindre qu'elle! Je meurs quelques jours avant ceux de ma génération; mais je meurs dans cet âge où finit la jeunesse, et après lequel la vie n'est plus qu'une longue décadence. Je rendrai à Dieu mes facultés telles qu'il me les a données; mon imagination vole toujours d'un vol libre dans l'espace, et le temps n'a point blanchi les plumes de son aile. ... Belle et pâle automne! tu ne m'as point vu, cette année, dans tes chemins bordés d'herbes flétries; je n'ai vu ton doux soleil et je n'ai senti tes brises parfumées que de ma fenêtre; mais nous nous en irons ensemble! Je veux mourir avec la dernière feuille des peupliers, avec la dernière fleur de la prairie, avec le dernier chant des oiseaux, enfin avec tout ce qui est doux, avec tout ce qui est beau dans l'année. Il faut que ce soit la première bise qui me dise: Il faut partir! — Ne vaut-il pas mieux mourir à temps que de vieillir?

Im Herbst dann wirklich, wie er erwartete, in der Jahreszeit, die ihm so lieb war, die er wiederholt, im Vers und in Prosa, mit einer matten, dem Tode nahen Frau verglichen hat, am 12. Oktober 1844 ist Claude Tillier in Nevers gestorben. Aufrecht und an der Arbeit blieb er bis zuletzt; vier Tage vor seinem Tode war er in Clamecy und nahm Abschied von seinen

[1] Sainte-Beuve, Chroniques Parisiennes S. 93.

Freunden. In den letzten Septembertagen hatte er zur Vermählung der Tochter eines alten Freundes in Clamecy mit einem jungen Gelehrten, der, schon damals von der Universität wiederholt ausgezeichnet, später ein geachteter Physiker und Meteorologe geworden ist,[1] noch einen poetischen Glückwunsch in die Heimat geschickt:

Un voile blanc, sainte et touchante chose,
Devant l'autel ce matin s'inclinait.
Heureux parents, vous faites un bouquet
D'un laurier vif et d'une rose.

Seine eigensten Gedichte hat er in Prosa geschrieben und selbst über seine Pamphlete, wie wir gesehen haben, in unbekümmerter Laune hingestreut. Eine das Wesen suchende Beurteilung auch des Politikers Tillier muſs sich zuvor mit dem humoristischen Dichter genauer bekannt machen.

---

[1] Marié-Davy. Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Amédée Catonné, dem man eine im 'Écho de Clamecy' 1901 abgedruckte Conférence über Claude Tillier verdankt.

Berlin. Max Cornicelius.

Kleine Mitteilungen.

Ungedruckte Briefe aus Klopstocks Lebensabend.

Die Originale der unten mitgeteilten Briefe befanden sich früher im Besitz der Frau Elisabeth Cramer-Sieveking, der ältesten Tochter des Syndikus Karl Sieveking († 1847) und des Enkelkindes der Adressatin, Frau Johanna Margareta S., geb. Reimarus, der Seele des gastfreundlichen Hauses ihres Gatten Georg Heinrich, zu Neumühlen. Frau Elisabeth C.-S. überliefs sie käuflich dem British Museum[1] am 15. Dezember 1890; sie bilden nun unter dem Buchstaben P einen Teil des Sammelbandes Additional 33 610 A-T. a) und b) sind auf Quart-, β c) und d) auf Oktavbogen geschrieben. Im Gegensatz zu dem in der Anmerkung erwähnten Jugendbriefe ist die Handschrift des Dichters durchaus leicht lesbar, nur sind die Züge in d) etwas zitterig. — Für die literarische Tätigkeit oder die literarischen Beziehungen Klopstocks ergeben die Briefe wenig Neues: immerhin gewinnen wir aus c) und seiner Einlage einen Beitrag zur Textkritik der Ode 'Unbekannte Seelen', während uns a) den Messiassänger in einer Art Mäcenas-Rolle gegenüber der Pforte zeigt, d) endlich sein Verhältnis zu F. Stolberg nach dessen 'Bekehrung' berührt. Um so deutlicher sehen wir in das Privatleben des Dichtergreises, sehen ihn im Kreise der ihn verhimmelnden und verhätschelnden 'lieben Freundinnen', stets zu harmlosen Scherzen aufgelegt, nicht ohne dabei eine dem Alter eigentümliche Geheimniskrämerei zu beobachten; daneben spricht fast aus jeder Zeile eine selbstbewufste Eitelkeit, die wie ein König oder Fürst Gnaden und Ehrenstellen leutselig verleiht, sei's die Widmung einer Ode oder einen Messias-Vorleserposten an der Pforte.

London. R. Priebsch.

a)

Ich habe Ihnen, mich deucht, gesagt, dafs ich in die Prinzessin von Thurn u. Taxis[2] verliebt bin. Jetzt frage ich Sie, Liebste Sieveking, um

[1] Ms. Egerton 2407 enthält einen Jugendbrief Klopstocks an Meta, abgedruckt Schnorrs Archiv 15, 235 ff.

[2] Therese Mathilde Amalie (Erbprinzefs von Thurn und Taxis, geb. Herzogin von Mecklenburg-Strelitz), der Kl. die Ode 'Das Denkmal' (1794) gewidmet hat als Dank für eine ihm Winter 1795/96, zugleich mit einem anonymen Briefe, zugesandte goldene Dose, der ein Emailgemälde aus der Hermannsschlacht eingefügt war (Munker, Klopstock S. 542).

Rath, ob ich Ihr eine so deutliche Liebeserklärung machē darf, als ich vorhabe? Ich werde Sie nämlich bitten, oder vielmehr einladen: In der Pforte vier Vorlesern des Messias vier kleine goldne Medaljen zu geben, die zusam̄en von ungefähr den Werth von 100 M. hätten. Die Vorlesungen werden in der Zeit von einem Jahre gehalten. Der Rector bestimmt die Tage, an welchen es geschehen soll: u. die jungen Leute wählen den jedesmaligen Vorleser unter sich.[1] Die Deutlichkeit der Liebeserklärung werden Sie mir zugestehn; aber nun auch finden, daſs es sich für einen Privatmann nicht schickt, an Prinzessiñen, u. dañ auch nicht für mein Alter, Liebeserklärungen zu machen; u. Sie werden es mir also natürlicher Weise abrathen. Allein was soll ich nun thun, da ich die Sache einmal sehr lebhaft wünsche? Kōnte ich deñ nicht in Hamburg bleiben? u. muß ich deñ notwendig nach Regensburg gehn? In dem Falle, daſs Sie mit dem Nichtverreisen zufrieden sind, bitte ich Sie um keinen Rath, sondern ich gebe Ihnen den, nicht zu bescheiden zu seyn. Der Ihrige

den 5 May 1800 Klopstock

b)

Als mir der Gedanke von der Belohnung der pförtnischen Vorleser kam, war auch gleich der Zweyte da: Aber ja kein Fürst, sondern ein Bürger! Aus dem Bürger wurde bald eine Bürgerin; und es währte auch gar[2] nicht lange, daſs Sie, L. Sieveking, die Bürgerin waren. In der Freude über die Sache, gab ich meinem gestrigen Briefe (den kein sterbliches Auge sehen soll!) die Scherzhafte Wendung, die er hat. Sie sind für das Verreisen nach Regensburg,[3] ich bin es nicht. Daraus folgt gar nicht, daſs ich Mathilde Amalia deswegen auch nur um ein Haar breit weniger liebe, als sonst. Der Punkt, worauf es mir ankam, war: Weder Fürst (also auch nicht der Markgraf von Baden,[4] den ich hochachte u. liebe) noch Fürstin sollten belohnen. Aber welchen Bür[ger][5] oder welche Bürgerin soll ich nun wählen, da Sie für meine[6] Wahl, mit der ich doch so zufrieden war, nicht gewesen sind? Weñ ich Sie hier um Ihren Rath bitte, so bitte ich Sie zugleich um Ihren Beystand bey der Ausführung. Aber am besten wäre es gleichwol, weñ Sie umkehrten, u. mir gegen Sich selbst beyständen. Der Ihrige

den 6. May Klopstock

Adresse: An Madam Sieveking.

β

[Antwort der Frau Sieveking.]

Mein bester Klopstock

Ich beantworte Ihren Brief gleich, weil er mir viele Freude macht. Daſs ich ihn Niemand zeigen kann, thut mir recht w e h e.

---

[1] Ob dieser Plan zur Ausführung gekommen ist, weiſs ich nicht zu sagen. Am 20. März desselben Jahres hatte Kl. dem Rektor der Pforte, C. W. E. Heimbach, nebst einem Briefe die Göschen. Prachtausgabe des Messias zur Aufstellung in der Schulbibliothek zugesandt, was auch unter groſsen Feierlichkeiten zu Ostern (15. April) geschah (vgl. Munker S. 546; Heimbach, Klopstock Feyer in Schulpforte. Grimma 1800). Der überschwengliche Bericht Heimbachs (s. auch unten c) mag ihm den Gedanken nahegelegt haben.

[2] Vorher j a durchstrichen.

[3] Über Ursache oder Absicht der Reise, zu der es aber sicher nicht gekommen ist, sind wir nicht unterrichtet; doch scheint es sich nach obiger Stelle um eine Einladung der Prinzessin gehandelt zu haben, die in dem s c h ö n e n (verlorenen?) B r i e f enthalten gewesen sein wird, auf den sich Frau Sieveking in ihrer Antwort (oben β gegen Schluſs) bezieht.

[4] Über Kl.s Beziehungen zu ihm vgl. Munker S. 467 ff.

[5] -g e r verrieben. [6] Aus m i t m e i n e r korrigiert.

Ich fühle ganz das Ehrenvolle in der Absicht und das liebevolle deswegen tut es mir wehe. Ich fühle dafs ich der Prinzessin eine grofse Freude rauben würde wenn Sie ihr nicht schrieben. Es pafst nicht für mich so zu belohnen, die die Ihnen einen so schönen Brief schreiben konnte, die mufs dafür belohnt werden.

c)

d. 22. Aug. 1800

Weñ meine Vermutung wahr seyn solte, dafs der edle Unbekante wohl eine edle Unbekante seyn möchte; so werden Sie mir keine kleine Freude machen, weñ Sie Ihr einen Wunsch, den ich habe, als verzeihlich vorstellen wollen: Er ist: Ich habe die fünf an Sie gerichteten Oden veranlafst. Dafür möchte ich die Belohnung erhalten, dafs ich Sie, ich sage nicht fünfmal, aber doch mehr als Einmal küssen dürfte. Sie sind grofsmütig, L. S. u. Sie werden mir also bey der Unbekanten, die es dañ freylich mir nicht bliebe, durch Ihre Fürbitte beystehen. — Ich hatte gestern vor Ihnen eine Änderung zu sagen, die ich in der Ode: Unbekante Seelen [1] gemacht habe. Die beyden letzten Verse der letzten Strophe sind jetzt diese:

Ihre Stim̃e. Kein Sturm wirbelt; aus Hainen weht's
Von den Siegen des guten Mañs.

Ich bitte um den versprochenen Brief von Schmeiffer.[2] Der Ihrige
Klopstock

P. S. In Heimbachs Briefe kommt etwas von einem seidenen Kiffen[3] vor. Schade, dafs ein solches Kiffen so bald verdirbt.

d)

Hierbei Schmeiffers Brief. Sie konten, L. S. zur Ausrichtung Ihres Auftrages keine bessere Gesandtin wählen, als die P.[4] Sie verschwieg mir indefs doch nicht, dafs Sie bei Gebung des Auftrages ein wenig satirisch ausgesehn hätten. Das Satirische war, denke ich, von der unschuldigsten Art. Deñ hätte es auch nur ein wenig Schuld auf sich geladen gehabt; so hätten Sie ja den Ton verkannt, den ich meiner Bitte durch das Wort verzeihlich, gegeben hatte: u. diese Verkeñung glaube ich nun einmal nicht. Deñ irrte ich hierin, so verlöre ja dadurch der schöne Tag, den Sie mir den 2. Jul. machten. U. der sol auch nicht Eine Blume verlieren.

Sie erinnern Sich, dafs Sie die Ode: Unbekante Seelen, erst nach Errathung eines von mir aufgegebenen Räthsels, bekom̃en solten. Ich liefs den Einfall vom Räthsel dem Scheine nach, fahren, u. gab die Ode. Aber ich sage Ihnen jezt, dafs das Räthsel aufgegeben ist. —

---

[1] Das Autograph der 'Im Junius 1800' datierten Ode liegt auf einem Quartbogen bei. Die Schlufsworte lauten hier:

Ihre Stim̃e. Kein Sturm wirbelt, kein Fels erschallt
Vom Getöse des Ozeans.

Sonst finden sich folgende Abweichungen vom Druck (Pawel S. 150 f.): Überschrift: Unbekante Seelen. 5 treuere. 7 schlaget (st. strafet). 9 nicht eure Seelen euch leugne. 31 Aber (st. O).

[2] Johann Gottfried S., bekannter Physiker und Chemiker, vgl. ADB 31, 633.

[3] Vgl. Heimbach a. a. O. S. 11: Die zwei Alumnen Küttner und Röger trugen Kl.s Geschenk auf einem Kissen von weifser Seide mit jungem Grün geputzt.

[4] Vielleicht Fried. Elisabeth Poel, geb. Büsch, die zu den 'liebsten Freunden' des alten Dichters gehörte (Munker S. 541). — Es scheint — denn ganz klar ist mir die Sache nicht —, dafs hinter der edlen Unbekanten (in c) Frau Sieveking zu suchen ist, an die Kl. fünf Oden gerichtet — d. h. doch wohl ihr gewidmet — hat.

Ich habe endlich diesen Morgen einen Brief von St.[1] eröffnet. Er sagt mir darin nichts von der traurigen Sache; und schliefst den Brief: „Ach liebster Klopstock! Sie Kl. und mein ältester Freund! Welche Gefühle ergreifen mich! Ich drücke Sie mit der ehrerbietigsten Zärtlichkeit an mein Herz!" Dieser Schlufs hat mich erschüttert. Sie sehen, was darin liegt. Der Ihrige

den 25. Aug. Klopstock

Zur deutschen 'Bauernpraktik' (1508).

Die ersten Ausgaben der deutschen 'Bauernpraktik' enthalten zum Schlufs ein Kapitel *'Von den XII gueten Freytagen'*, für welches der Herausgeber, Geh. Rat G. Hellmann, keine Quelle hat nachweisen können. Indes geht auch dieser Abschnitt auf eine alte Vorlage zurück, nämlich einen lateinischen Text, den soeben G. Mercati aus einer vatikanischen Handschrift des 12. Jahrhunderts (Cod. lat. 3838) unter dem Titel *'Un apocrifo di Clemente Romano'* (= Studi e Testi Nr. 5, Roma 1901, S. 80 f.) veröffentlicht hat. Ein Vergleich des beiderseitigen Anfanges zeigt, dafs es sich um eine ganz wörtliche Übersetzung handelt.

Sant Clemens schreibt vnnd spricht: Ich wil eüch machen ewigs leben. Ich han gefunnden in dem bůch, das da haissett Canones Apostolorum, da Gott sprach zů sant Peter von zwölff freytagen, in den alle Christen-menschen in wasser vnnd brot fasten sollen, *usw.*

Ego Clemens, Romanus pontifex, paraui uobis uitam eternam. Inueni in canonibus apostolorum, quod Dominus dixit ad beatum Petrum, magistrum meum, de duodecim diebus Ueneris, in quibus omnes christiani in pane et aqua ieiunare debent usque ad uesperas, *usw.*

Dieselben zwölf Freitage, aber mit anderer Begründung als Einleitung, nennt ein lateinischer Text bei P. Meyer, Bulletin de la Soc. des anç. textes, 1883, S. 97, woselbst auch eine französische Version abgedruckt ist. Eine spätgriechische Übersetzung bei Mercati S. 238 ff. Über die rumänischen Texte vgl. Gaster in Gröbers Grdr. II 3, S. 410. Quellen zu anderen Teilen der 'Pauern Practick' siehe oben S. 347, 350, 351, 354.

Würzburg. Max Förster.

Zum angelsächsischen Davidbild.

F. Liebermann hat in Bd. CIX dieser Zeitschrift eine Notiz S. 377 über meine Deutung des Davidbildes (zu S. 63 meiner Geschichte der englischen Litteratur) gegeben. Dabei ist jedoch übersehen, dafs ein Nachtrag S. XII des ersten Abzuges meines Buches die Erklärung des Bildes schon weiter gefördert hat, als es diese Notiz tut. Damit nun nicht, durch Liebermann veranlafst, noch andere sich an der Erklärung dieses Bildes versuchen, so gebe ich hier, was die zweite umgeänderte und vermehrte Auflage meiner Litteraturgeschichte, mit der ich gerade jetzt beschäftigt bin, zu dem Bilde

[1] Friedrich L. Stolberg, der am 1. Juni 1800 zum Katholizismus übertrat. Vgl. ADB 36, 350 ff.

bringen wird. Ich hoffe, dafs damit die ganze Frage genügend erledigt wird!

Ein ähnliches Bild wie das unsere ist gegeben in H. Ottes Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie (5. Auflage bearbeitet von Wernicke. Leipzig 1883. Bd. I, S. 523). Es ist dem Psalter Karls des Kahlen entnommen. Hier steht der Vers dabei:

Quattuor hic socii comitantur in ordine Dauid
Asaph et (He)man Ethan atque Idithun.

Die Sänger und Spielleute Davids sind erwähnt: 1 Chron. 15 (16 nach anderer Zählung), V. 19: 'Denn Heman, Assaph und Ethan waren Sänger mit ehernen Cymbeln helle zu klingen', und 1 Chron. 17 (16), V. 42: 'Heman und Jedithun mit Trompeten und Cymbeln zu klingen, und mit Saitenspielen Gottes'. Von Psalmen werden mit Asaphs (Assaphs) Namen zusammengebracht: Ps. 50, 73 und 75—83 einschl., mit dem Jedithuns (Idithun, auch Idithim) Ps. 39, 62, 77. Heman wird zugeschrieben Ps. 88, Ethan endlich Ps. 89. Auf unserem Bilde ist bei der Überschrift *Ethan* der untere Strich des *E* abgesprungen, so dafs *E* wie *F* aussieht. Rechts kann man auf der für unser Bild in London angefertigten Photographie *idithun* oder *idithim* lesen (*un* und *im* lassen sich in angelsächsischer Schrift ja fast nie unterscheiden). Über dem Spielmann rechts unten erkennt man auf der Photographie noch *.ema.*, also gleich *Heman*. So mufs der vierte Musiker, dessen Name ganz unleserlich ist, *Asaph* sein. Die vier Sänger und Musiker werden wie angelsächsische Jongleure dargestellt. Ethan wirft Messer und Kugeln, Idithun spielt ein geigenartiges Instrument, Asaph bläst Posaune und Heman Horn. David, hinter dessen Haupt auch der Name steht, sitzt würdevoll auf seinem Throne mit der Knieharfe vor sich (nicht Zither, wie Liebermann sagt). Der heilige Geist läfst sich auf ihn herab. Im Gegensatz dazu findet sich auf dem Bilde bei Otte viel Bewegung. Nicht nur die vier Begleiter tanzen, sondern selbst König David, der sehr jung dargestellt ist, macht trotz seiner Harfe Tanzbewegungen.

Leipzig-Gohlis. Richard Wülker.

Das Handschriftenverhältnis in Cnuts Gesetzen.

Cnuts Gesetze[1] liegen in fünf angelsächsischen Hss. GDBAL und vier Übersetzungen 12. Jahrhunderts vor, nämlich drei lateinischen, Q[uadripartitus], J[nstituta], C[onsiliatio], und in den Leis Willelme.[2] D und W[3] ziehen nur wenige Stücke aus; auch J überspringt viel; von B[4] ist der Anfang verloren; L[ambard] kommt nur

[1] Meine *Gesetze der Angelsachsen* S. 278. [2] Ebd. S. 529. 612. 618. 492.

[3] I 2—3, 2 = W 1—2; 9, 1 = W 17, 3; II 2a—3 = W 39—41, 1; II 15, 1 = W 13; 15, 1—19, 2 = W 39, 1—44, 2; 20 = W 25; 24—31, 2 = W 45—52, 2; 71a—71, 2 = W 20—20, 2a, auch diese nur mit Auslassungen und Änderungen.

[4] Die Spur einer verlorenen Hs. etwa um 1100—1150 erhielt auch B 2, d. i. B's Korrektor im 16. Jahrhundert, deutlich I 22, 1. II 18. 19, 2. 22, 1.

insoweit in Betracht, als er nicht, wie zumeist, buchstäblich B oder A wiederholt oder, wie unzählige Male, bloße Druckfehler, Verderbnisse — des 16. Jahrhunderts oder frühere in verlorenen Mittelgliedern — und willkürliche Archaisierungen aufweist, sondern allein ein ganzes Wort bewahrt.

Gleich im Prolog verordnet Cnut *him sylfum to cynescipe 7 folc[e] to þearfe.* Nur L hat *folc,* es fehlt G A C, aber Q übersetzt *commune,* J *regni,* und D, hier überall ändernd, bietet *þeode.* Daſs *folce* von Cnut gemeint war, folgt aus seinem Erlasse von 1020:[1] *to minum kynescype 7 to ealles folces þearfe.* Die verlorene Vorlage[2] L's heiſse l. Daſs L auch aus G schöpfe, folgere ich aus der Zeile I 7, 3: *7 þæt beo his beweddode wif,* die G L Q C J haben, A D aber auslassen, und aus I 2 *saulum to hæle* in G L, was A D Q C auslassen. Freilich bleibt die Möglichkeit, L nehme beides aus l. Umgekehrt ward L benutzt durch G 2, den Korrektor G's im 16. Jahrhundert, I 12; G 2 klammert ein L fehlendes Wort ein II 71.[3]

D begeht zwei Fehler mit C gemeinsam gegen G B A Q, nämlich *XL* gegen *LX* II 15, 2 und *synne* gegen *synnan* II 6; ihre verlorene Vorlage heiſse dc. Bei der Spärlichkeit der Argumente bleibt jedoch die Möglichkeit, daſs D und C selbständig abwichen.

A gemeinsam mit Q läſst Wörter aus II 14, 1 gegen G J C, II 46, 2 gegen G B C, überspringt eine Zeile II 68, 1a gegen G B C, ändert Ausdrücke in leichtere oder modernere, so *læte riht* zu *wille* (*uolo*) II 75 gegen G J, *nime* (*accipiemus*) zu *lese* (*metemus*) II 68 gegen G C, verderbt *fyrdwite* zu *fyrdung* II 12 gegen G B J C, *blote* zu *hlotæ* (sorte) II 5, 1 gegen G B C und *deore* zu *deope* (*profunde*) II 2, 1 gegen G D B J C. Die verlorene Vorlage von A und Q heiſse aq.

J begeht mit L den Fehler *uitam* (*feorh*) II 16 gegen *freme* G, *freoma* B, *feorme* A, *commodo* Q C, vermutlich gemäſs einer verlorenen Vorlage il. J läſst II 3 eine in G D B C stehende Zeile gemeinsam mit aq aus, folgend einer gemeinsamen Vorlage aqil. W liest 39, 1 *XL solz* wie J II 15, 1 *XL sol.* gegen G D B A Q C; 44, 2 *nam prendre* wie J II 19, 2 *accipere náme* und 47, 1 *ne volt* wie J II 25 a *noluerit* gegen G B A Q C; 45 *ne mort ne vif* wie J C II 24 *vivum nec mortuum* gegen G B A Q; 41, 1 *l'anme* wie G J II 3 *saule* gegen D B A Q C; 41 *defendun* wie A J C II 3 *forbeodað* gegen G D B Q; 40 *prohibemus* wie II 2, 1 B Q J C *forbeodað* gegen G A. Jedoch setzt W 52, 2 *utlage* mit A II 31, 2 gegen *utlah* G B, 13 *sa were* mit A

24, 3. 30, 1. 42. 55. 56. 57. 65. 72. 73a. 80, 1. In II 68, 1 b hat der Korrektor durch Rasur den Text Cnuts geändert, so daſs er Cnuts Quelle, nämlich Edgars sog. *Canones,* entspricht. Und jene Stellen sind zumeist solche, die keine Parallele in einem der anderen Texte haben. Eben darum läſst sich B 2 nicht klassifizieren; doch steht II 75 *læte riht* in B 2 G deutlich gegen B A. [1] *Ges. Agsa.* S. 274.

[2] Vgl. Wroblewski *Über altengl. Ges. des K. Knut* 13. Auch *arære* II 15, 1 in L für *rære* G B A entstammt wohl nicht D, sondern l.

[3] Dreimal setzt G 2 Zahlwörter aus L über Zahlen II 71, 1. Wenn G 2 kleiner Besserungen fähig war, so schöpfte er auch I Epilog aus L.

II 15, 1 *his weores* gegen GDBQJC: ein Beweis, dafs W zwei Lesarten für II 15, 1 benutzte, denn W 39, 1 steht statt Wergeldes eine Geldsumme. Vermutlich also stammt W aus aqil oder, wenn der letztere Fall auf zwei selbständigen Abweichungen beruht, aus il.

Die drei oder vielmehr vier gemeinschaftlichen Fehler von B und A, nämlich *twa, þeofman* II 18. 32 gegen *tuwa, þeowman* in GQJC und *beo* II 33, 1 a statt *beō* in GQ, *fæstan* statt *fæste man* I 16 a, sind so geringfügig, dafs sich darauf keine Theorie hätte aufbauen sollen.

Ebenfalls nur zufällig scheinen gemeinsam zu irren GB I 22, 3 mit *syn* gegen *synd* (*sunt, continentur*) in AQC, GJ II 3. 73 a mit *sawle* (*anima*) gegen *sawla* (*animas*) und *landan* (*terras*) gegen *lande* (*terra*) in BAQC, GQJC II 4 a mit *forfaran* gegen *forfare* in BA; ferner mit den überflüssigen Zufügungen BJ *men* (*hominibus*) II 30, 7 gegen GAQC und B2J *anddaga* (*dies statutus*) II 19, 2 gegen GB1AQC. Zu II 18 fügen gegen GB1AQ1[1]C, sinngemäfs, aber überflüssig, ein *necesse* Q2J und im 16. Jahrhundert [aus Q2?] *neod* B2: wahrscheinlich eine unabhängige Stilerleichterung durch mehrere Schreiber. Hieraus ergäbe sich folgender Stammbaum:

Archetyp
G B B2 dc? aqil
?
D C aq il
A Q J ? W
L
G2

So einfach aber erklären sich die Abweichungen der Texte gewifs nicht alle. Zunächst nämlich bieten Q, J (und C?) in ihren verschiedenen Ausgaben, die Q1.2, J1.2 (und C1.2) heifsen mögen, mehrfach zwei verschiedene Lesungen, deren jede bald mit der einen, bald mit der anderen Klasse stimmt. So fügen BJ1 *habbe* 7 (*habet vel*) ein in 71, 5 gegen GAQJ2C. Mit *afylle* B, *fylle* A, *occisus* J, *peremerit* C hat Q1 *affligat*, aber Q2 *accuset* mit *teon wylle* G II 20; mit *licceras* A (*parasiti* C) hat Q1 *liguritores*, aber Q2 besser *adulatores* mit *liceteras* (*adulatores*) GDBJ II 7; und mit GB liest J2C2 *ualde* II 76, 3, was AQJ1C1 fehlt, und mit *odde reaflac* (*rapiendo, rapina*) BAJC bietet *rapina* Q2, während GQ1 diese Wörter fehlen, II 47. Vermutlich hatten in diesen Fällen aq, il, aqil und schon der

[1] Über die Zeichen Q1.2 siehe sechs Zeilen weiter.

Archetyp zwei Textformen (entweder durch Zeilenüberschreibung oder Randbemerkung), von denen GBAC nur eine bewahrten.[1] So druckt L II 29 neben *ade* mit GBAJC, am Rande *al. lade,* wie Q *lada,* vermutlich aus einem Doppeltext in l, il und aqil: es sei denn, Lambard habe das Wort etwa aus Bromtons Q herausgepflückt. Auch II 76, 1 a liest L mit A *tyge,* während G *tege,* JC *scrinii* bieten, und setzt an den Rand *alias teah,* d. i. Nominativ vermutlich zu *teage* in Q.

Aber nicht nur die in Q, in J, in l variierenden Lesungen zwingen zur Annahme doppelgestaltigen Archetypes: ohne solche läfst sich auch nicht erklären, dafs bald das eine, bald das andere Paar der Handschriften vom Reste abweicht. So haben AC[2] eine gewifs nicht Cnut gehörige Überschrift gegen GDQJ; und BC bieten gegen GAQ schon hinter dem ersten Teile den richtiger erst hinter dem ganzen Werke passenden Epilog. Wenn G den Paragraphen 51, 1 hinter 52, Q und J 52 hinter 52, 1 versetzen, so standen vermutlich in aq, il, aqil und dem Archetyp Umordnungszeichen, die nur BA und dc richtig verstanden. Statt *beodaþ* führen das deutlichere *forbeodaþ* ein einmal BQJC gegen GA II 2, 1, das andere Mal AJC gegen GBQ II 3. Weniger originale Lesarten bieten GC mit *his socne* (*privilegium*) gegen *hit* in BAQJ II 73, 1; GQJC mit *æfre* (*semper*) gegen *efen* DA I 2, 2; ferner GQ 47; BJ 71, 5; BAQJC II 20; s. o. Der Archetyp hatte jenes *folce* im Prolog wohl am Rande, ebenso aqil und aq; da übersahen es GdcA, während es QJl in den Text setzten. Von den drei Lichtzinsterminen geben GA nur zwei; Mariä Reinigung, von Cnut zweifellos mitgemeint, steht richtig in LQJC I 12. Entweder hat jeder der drei — dc, Q und il — die auf der Hand liegende Besserung selbständig vollzogen, wofür vielleicht der vor 1100 unmögliche Fehler in L spricht, oder die Wörter standen am Rande im Archetyp, in aqil und in aq und wurden durch G und A übersehen.

So zeigen sich deutliche, aber höchstens ein Dutzend Stellen, an denen unsere Hss. nicht auf eine archetype Lesung sich zurückführen lassen. Beruht also die Variation auf dem Benutzen zweier gleich authentischen Gesetz-Ausfertigungen? Solche Annahme ist möglich, aber nicht notwendig. Vielmehr kann der Archetyp an jenem Dutzend Stellen Änderungen privaten Ursprungs gezeigt haben, die bald der eine, bald der andere Abschreiber beachtete.

Berlin. F. Liebermann.

Zum Havelok.

V. 1674 ff. bietet die Hs.:

Hwanne he hauede his wille yat,
þe stede, þat he onne sat,
Smot Ubbe with spures faste.

---

[1] Für 'Gerüfte' II 48, 2 ist *hearme* GBA, was Q2C sinnwidrig *damno* übersetzen, Metathese oder archetyper Schreibfehler statt *hreame*; Q1J übertragen sinngemäfs *clamore*, ohne dafs sie *hreame* gelesen haben müssen.

[2] Vielleicht nur zufällig überspringen sie II 26, 1 gegen GBQJ.

Ich hatte dies in meiner Ausgabe geändert:

Hwanne he hauede his wille yet[*e*],
þat he onne sat, þe stede,
Smot Ubbe etc.

Skeat in seiner neuen Ausgabe schreibt:

Hwanne [*þat*] *he his wille quath,*
þe stede, þat he onne sat,
Smot Ubbe etc.

In einer Besprechung der letzteren im Mod. Lang. Quart. V, 154 ff. durch W. W. G[reg] nimmt der Rezensent an Skeats Änderungen mit Recht Anstofs, aber seinen eigenen Vorschlag, *wat* (*yat*) = *quat* als durch Reimnot hervorgerufene ungrammatische Form (statt des richtigen Part Prt. *queþen*) aufzufassen, kann man kaum ernst nehmen! Da in der Hs. *y* und das Runenzeichen für *w* nicht unterschieden werden,[1] kann man an der betreffenden Stelle auch *yat* lesen, was schon bei Stratmann-Bradley S. 263[b] richtig als Part. Prt. von *ȝāten, ȝēten* (ae. *ȝēatan*) erklärt worden ist, vgl. auch Mätzners Wtb. 2, 337[b]. Das Verbum bedeutet 'to grant, concede; bewilligen, gewähren', und dies gibt auch einen vorzüglichen Sinn, wenn man nur V. 1674 *he* auf Havelok, *his* aber auf Ubbe bezieht.[2] Ich bedaure, dies erst jetzt erkannt und Stratm.-Bradleys einleuchtende Auffassung der Form, die auch Skeat entgangen zu sein scheint, früher übersehen zu haben.

Kiel. F. Holthausen.

Franzosen über Engländer im 13. Jahrhundert.

Les Anglais du Moyen Age d'après les sources françaises führte Langlois in *Revue histor.* 52, p. 298 vor. Ph. Lauer (*Le règne de Louis IV,* 1890, p. 296) edierte aus dem Historiker Wilhelm von Nangis eine Sage mit einem Ausspruche König Ludwigs, der bis 936 in England flüchtig gelebt hatte, in welcher sich die Meinung der Franzosen des 13. Jahrhunderts spiegelt: *Les Anglois sont enfantibles et folz de sens = Anglos sensu esse pueriles et fatuos; nec id mirum, cum extra mundum conversentur.*

Berlin. F. Liebermann.

Fronleichnamsmysterien zu Beverley.

A. F. Leach edierte *Beverley town documents for the Selden society* 1900. Unter den Urkunden, 1306—1582, die zumeist lateinisch, seit 1493 englisch lauten, betrifft vieles das jährliche Schauspiel. Jede der 38 Zünfte schmückte ein hölzernes *castellum,* wo sie sich der Kirchenprozession präsentierte, und spielte oder liefs spielen

[1] Vgl. Hupe, Anglia XIII, 194.

[2] Oder hätten wir ne. zu übersetzen: *When he* (*Ubbe*) *had his will granted* — 'als er seinen Wunsch gewährt bekommen hatte'? Vgl. über diese Konstruktion im Me. Mätzners Gramm.[3] III, 88.

eine *pagenda* (*pagina ludi*). Die Fronleichnamsgilde, 1330—50 zunächst aus Priestern gebildet, ordnete und führte den Aufzug, aus dem das Spiel vor 1379 entstand. Die Krämer, die reichsten, spielten zwei Stücke: *Black Herod* und *Domesday,* die Walker 'Schöpfung Adams', die Tuchscherer 'Adam und Seth', die Goldschmiede 'Drei Könige von Cöln', die Barbiere 'Taufe Christi', die Tuchmacher *Demyng Pylate,* die Gelbgiefser 'Kreuzigung', die Schmiede 'Himmelfahrt'. Zum 'Paradies', welches die *Hayrers* darstellten, gehörten u. a. *2 wenges angeli, 2 visers, 1 firsparr, 1 worme.* P. XLiij. XLVij. L. Lij. LiX f. 33—7. 45. 99. 109. 111. 118. Vgl. Leach in *Engl. miscell.* für Furnivall 1900.

Berlin. F. Liebermann.

Parallelen zu Chaucers Prioresses Tale und Freres Tale

enthalten die 'Fragmente der Libri VIII Miraculorum des Caesarius von Heisterbach' (13. Jahrhundert), welche kürzlich A. Meister als 13. Supplementheft der 'Römischen Quartalschrift' Rom 1901 veröffentlicht hat. Die 67. Erzählung des III. Buches handelt: *De scholari, quem Iudaei pro cantu de sancta Maria occiderunt, quem beata Maria iterum vivificabat* (S. 189 ff.) und die 17. Erzählung des II. Buches: *De advocato, quem diabolus vivum rapuit, dum iret facere exactionem.* Doch können beide nicht die direkten Vorlagen Chaucers gewesen sein. — Übrigens enthält der Band verschiedene andere Erzählungen, in denen das Absingen eines Marienliedes einem Rettung schafft.

Würzburg. Max Förster.

Jamnes und Mambres (zu Archiv CVIII, 15 ff.)

sind, worauf mich Dr. Glauning hinweist, auch in dem frühmittelengl. Margareten-Leben, ed. Cockayne (1862) p. 16, citiert. Margarete fragt den Teufel, der ihr im Gefängnis erscheint, wer er sei. Dieser antwortet: *hwerto schuld i tellen þe ant mi tale tealin, lufsum lefdi, of ure cunde ant ure cun, þæt tu cost te seolf iseon in Iames* [Ms. B: *Iameines*] *ant Imembres* [B: *Manbres*] *bokes ibreuet.* Die Stelle ist um so interessanter, als sie klar zeigt, dafs dem Verfasser der Legende (d. h. wohl der lateinischen Vorlage), ebenso wie dem Origenes u. a., ein 'Buch', eine besondere Schrift über Jamnes und Mambres bekannt war. In der altenglischen Margareten-Legende (ed. Cockayne, Cambridge 1861, p. 43) findet sich nichts Entsprechendes.

Würzburg. Max Förster.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin. Von Karl Geuther. Halle, Niemeyer, 1899. 166 S. 8. M. 3,60.

Das Liederbuch der Klara Hätzlerin, d. h. das Liederbuch, das Klara Hätzlerin abschrieb, wurde 1840 von Haltaus herausgegeben. Es ist wohl die merkwürdigste Sammlung derart aus dem ausgehenden deutschen Mittelalter. Weltliche und geistliche, lyrische und epische, didaktische und allegorische, volkstümliche und verkünstelte, bürgerliche und ritterliche Kunst, alles bringt dies Buch im tollsten Durcheinander. Neben den geistlichen Dichtungen des Mönchs von Salzburg und den ernsten und beredten Mahnungen Suchenwirts steht das unflätige Werbungsgedicht Hermanns von Sachsenheim oder die, Rosenplüt zugeschriebenen, schmutzigen Lehren der Buhlerei, die eine Mutter der Tochter erteilt; nach belanglosen Gelegenheitsversen erscheinen umständlichst ausgeführte Dichtungen, das Derbe neben dem Zarten, echte und ewig junge neben der überlebtesten Kunst. Es ist ein fortdauerndes Hin und Her, bald singt sich die Liebe ihre hinreifsenden, leidenschaftlich überströmenden Lieder, bald erklingen schlichte, echt volkstümliche Weisen, dann wollen wieder farblose, konventionelle und banale Lieder und Sprüche kein Ende nehmen, oder das Volkstümliche artet aus zur bäuerischen und plumpen Roheit. Unser Liederbuch führt uns fast zu allen Dichtern des 13. und 14. Jahrhunderts, zu Konrad von Würzburg und Oswald von Wolkenstein, zu Hermann von Sachsenheim und dem Suchenwirt, zum Teichner und zum Mönch von Salzburg und zu manchem andern; es gibt die lebendigste und, man möchte sagen, die kompendiöseste Vorstellung von der Dichtung des deutschen ausgehenden Mittelalters, von seiner Wirrnis und von seiner Überfülle an Leben.

An diesem Liederbuch gingen nun die Germanisten 6 Jahrzehnte vorbei, sie lasen und citierten daraus, aber um seiner selbst willen haben sie es nie studiert. Das ist eine Vernachlässigung, die man auch dann nicht begreift, wenn man sich, ungern genug, daran erinnert, wie gering, alles

in allem, das Interesse für die ganze deutsche Literatur von 1250—1500 bisher war. — 1899 hat also endlich Geuther, einer Anregung Philipp Strauchs folgend, mit Studien zur Hätzlerin begonnen. Die Liedersammlung, die sie abschrieb, bewahren uns, wenn auch nicht so vollständig, auch zwei andere Handschriften, demgemäfs untersucht G. zuerst das Verhältnis dieser 3. Handschriften: leider nicht zusammenhängend, sondern mit gröfseren Unterbrechungen. Diese Untersuchung scheint mir klar und überzeugend, ich kann ihr nicht in die Einzelheiten folgen, sie macht aber gewifs, dafs unser Liederbuch vielfach verbreitet war und vielfach abgeschrieben wurde, und dafs es sich dabei stetig vermehrte (vgl. über die ursprünglichen Teile der Sammlung besonders S. 39). Manche der einzelnen Lieder sind aufserdem noch in anderen Handschriften erhalten, die G. übersichtlich und dankenswert zusammenstellt (S. 31 nach Liedern, S. 47 nach Handschriften geordnet). In der Mitteilung von Varianten aus diesen Handschriften ist der Verfasser sehr behutsam, fast ängstlich: doch war diese Zurückhaltung vielleicht am Platz. In der Einzeluntersuchung der Lieder bemüht sich G. besonders, die namenlosen Lieder bestimmten, anderweitig bekannten Dichtern zuzuweisen, er bereichert dabei den Suchenwirt und den Teichner und namentlich Hermann von Sachsenheim, diesen gleich um mehrere Lieder. Wenn diese sehr beachtenswerten Ergebnisse standhalten, so sind sie um so bedeutsamer, als wir bisher nur Dichtungen aus dem Greisenalter Hermanns besafsen und diese durch G.'s Nachweise nun durch Dichtungen aus den Mannesjahren höchst willkommen ergänzt würden. Leider ist G. mit seinen Kriterien wieder sehr ängstlich und sparsam, und diesmal war die Zurückhaltung sicher nicht am Platz, er beschränkt sich nämlich darauf, zu den in Frage kommenden Liedern bei der Hätzlerin aus anderen Dichtungen Hermanns ähnliche oder gleich lautende Wendungen beizubringen, die zudem grofsenteils allgemein gebrauchte Formeln sind und darum im besonderen Fall die Abhängigkeit einer Dichtung von einer anderen nicht erweisen können. Weder die Kriterien der Sprache, noch die des Reims, die der Verskunst, die des Stils sind energisch und methodisch verwertet; das bleibt alles späteren Untersuchungen vorbehalten. Aber die verwahrloste Überlieferung des späten Mittelalters erschwert die Handhabung dieser Kriterien besonders dem Anfänger zu sehr, aufserdem ist G.'s Streben so ernst und sein Auftreten so bescheiden, dafs man ihm seine Fehler nicht vorhalten mag, er wird sie selbst am besten wissen. Vielleicht setzt er seine Studien fort und erweitert sie einmal zu einer neuen kritischen und kommentierten Ausgabe der Hätzlerin, wenn er in die schwere Rüstung der Philologie hineingewachsen ist und ihre Waffen kräftiger führen gelernt hat. Möchten diese Studien, die einen Anfänger sofort zu lohnenden Ergebnissen führten, auch bei andern Lust und Liebe für das ausgehende Mittelalter wecken.[1]

München. Friedrich von der Leyen.

---

[1] Es sei hier auf die sehr fördernde Besprechung der Schrift Geuthers durch Michels (Anz. f. deutsch. Altert. 28, 342 f.) verwiesen, die vieles von dem nachholt, was G. versäumt hat.

Otto Frommel, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Berlin, Gebr. Paetel, 1902. VI, 237 S.

Je stärker das religiöse Problem in der neueren Literatur selbst hervortritt — ich erinnere nur etwa an Polenz, Dreyer, Remer —, desto lebhafteres Interesse muſs auch die Frage erregen, welche Rolle es in der Dichtung älterer scheinbar oft religiös indifferenter Dichter gespielt habe. Insbesondere hat das bekannte Buch von Filtsch über Goethes Religionsanschauungen z. B. bei dem verstorbenen E. Curtius eine wahrhaft enthusiastische Aufnahme gefunden, wie wir aus seinen eben erschienenen Briefen ersehen. Auf diesen Pfaden bewegt sich auch Frommels Buch, und es ist von dem gleichen Geiste milder Versöhnlichkeit getragen. Zwar seinen protestantischen Standpunkt verleugnet der Verfasser so wenig, daſs er sich (S. 216) zu dem Urteil hinreiſsen läſst, der geistige Höhenstand der katholischen Kirche liege tief unter dem Roseggers! So betont er wohl auch das evangelische Gefühl C. F. Meyers zu stark, das doch wohl in dessen 'sittlichem Pathos' (S. 233) seinen eigentlichen Sitz hat und demgemäſs mehr von allgemein moralischer als von spezifisch religiöser Färbung ist. Um so besser kommt aber jener Geist der Milde denen gegenüber zum Ausdruck, deren auſserkirchliche Stellung keineswegs immer so versöhnlich und so objektiv beurteilt worden ist. Namentlich in unserm Fontane versteht er mit liebendem Eindringen den wehmütigen Ernst hinter der angeblichen 'Frivolität' (S. 154) zu zeigen, wobei auf den Gegensatz der 'Münchener' und der 'Berliner' ein scharfes Licht fällt. Der 'realistische Idealismus' Fontanes wird aus seiner Persönlichkeit (S. 147) erklärt, gerade wie Hebbels Stellung gegen alle geoffenbarte Religion ruhig im Zusammenhang mit seinen Kunst- und Weltanschauungen erläutert wird. Der Vergleich mit Novalis (S. 35) führt freilich nicht in die Tiefe. — Frommel macht auch daraus kein Geheimnis, daſs an der Kirchenfeindlichkeit der literarischen Kreise die Kirche eine Hauptschuld trägt (S. 230), wobei er freilich mit Unrecht Paul Heyse aus der 'vornehmen Kunst' ausweist.

Am wenigsten scheint uns der Aufsatz über Marie von Ebner-Eschenbach fördernd. Hier hat sich der Verfasser wohl auch in der Beurteilung der Äbtissin im 'Gemeindekind' ganz vergriffen, weil er eben doch unwillkürlich den lutherischen Standpunkt einnimmt, wo mit katholischen Voraussetzungen zu rechnen wäre. Sonst weiſs er Dichterstellen mit Geschick zu verwerten, z. B. für C. F. Meyer (S. 139).

Auffallend dürftig sind die Schluſsbemerkungen ausgefallen. Frommel weiſs doch eigentlich nicht recht etwas Allgemeineres aus dem Glaubensbekenntnis der acht von ihm betrachteten Autoren zu erkennen; denn daſs das Christentum bei jedem Dichter ohne Ausnahme Spuren hinterlassen hat, versteht sich doch wohl ohnehin von selbst, und daſs hervorragenden Persönlichkeiten ein innerer sittlicher Ernst nicht fehlen wird, kaum minder. Das soziale Interesse aber, das Verfasser als neues Merkmal herausheben möchte, ist doch bei Theodor Storm so gut wie gar nicht zu entdecken. Ist es nicht schlieſslich doch ein vergebenes Bemühen, die reli-

giöse Stellung von Hebbel und Rosegger, C. F. Meyer und Gottfried Keller als Beleg einheitlicher Zeitphänomene auffassen zu wollen?

Berlin. Richard M. Meyer.

Albert Brand: Müller von Itzehoe. Sein Leben und seine Werke (Literarhistorische Forschungen herausgeg. von Schick und v. Waldberg, XVII). Berlin, E. Felber, 1901. 99 S. M. 2,40.

Erich Schmidt hat in seinem Buche 'Lenz und Klinger' (Berlin 1878) zwei Kraftgenies der Sturm- und Drangperiode geschildert. Brand bringt jetzt eine tüchtige Monographie eines ihrer Hauptwidersacher, Müller, nachdem dessen Freund und Führer, Nicolai, das eigentliche Haupt der Antigenies, 'der Geist der Verneinung', 'der geborene Feind des Schönen', schon von Minor (Lessings Jugendfreunde, Deutsche Nationalliteratur 72) gewürdigt worden ist.

Auf Schröder, Muncker und Pröhle fufsend und sie vielfach ergänzend, macht uns Brand hier mit dem Werdegang eines Zeitgenossen unserer klassischen Dichter bekannt, der zur Fahne des Berliner Buchhändlers Nicolai schwört und kräftig gegen die Originalgenies wettert. Müllers Lebensweg ist sehr einfach. 1743 als Sohn eines Arztes zu Hamburg geboren, besucht er die besten Bildungsstätten seiner Vaterstadt, kommt sehr bald in das rationalistische Lager unter dem Einfluſs von Reimarus, studiert dann in Helmstädt Medizin, wird aber später Buchhändler und Schriftsteller, zuerst in Magdeburg, dann in Hamburg und schlieſslich in dem schleswig-holsteinischen Städtchen Itzehoe, wo er hochbetagt im Jahre 1828 starb.

Für die Literaturgeschichte kommt Müller hauptsächlich als Romanschriftsteller in Betracht. Als Lyriker (Gedichte der Freundschaft, der Liebe und dem Schmerze gesungen) gehört er wirklich zu den 'poetischen Insekten, die uns von Liebe vorsummen', wie es im Almanach der deutschen Musen (1771, S. 107) heiſst. Müllers Muse war äuſserst reich und die Zahl seiner Romane groſs: Der Ring 1777. — Geschichte der Sevaramber 1783. — Eine Romanserie, Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes in acht Bänden 1784—1791 enthaltend die Herren von Waldheim, Emmerich und die Geschichte des Herrn Thomas. — Einige Erzählungen in den Strauſsfedern. — Selim der Glückliche 1792. — Friedrich Brack 1793—95. — Novantiken 1799. — Antoinette 1802. — Ferdinand 1802. — Familie Benning 1808. — Drei Übersetzungen aus dem Holländischen: Sara Reinert 1796, Wilhelm Leerwend 1798—1800 und Klärchen Wildschütt 1800. Müllers Hauptwerk, das ihm einen Namen in der Literaturgeschichte sichert, ist der Roman Siegfried von Lindenberg, 1779 (im Auszug), 1781/82 (vollständig) und oft abgedruckt.

Brand hat die Bedeutung und literarische Stellung aller dieser Romane im allgemeinen klar und richtig darstellt. Nur wäre vielleicht eine noch gröſsere Präcision in der Charakterisierung der drei Gruppen, Lohensteingruppe — Nicolaischule (Müller) — Sturm und Drang (Werther), zu wünschen gewesen. Müller gibt, ebenso wie Nicolai in seinem 'Sebaldus

Nothanker', in allen seinen Romanen ein nüchternes, karikiertes Bild des ganzen sozialen, politischen und literarischen Deutschland. Unzählige Doktrinen und Debatten mufs der Leser geduldig hinnehmen. In einer Menge von Anzeigen in der Jenaer Allg. Lit.-Ztg., in der Allg. Deutschen Bibl., Goth. gel. Ztg., im Deutschen Museum, in der Neuen Leipz. Lit.-Ztg. rühmen die Rezensenten dem hausbackenen Müller alle möglichen Vorzüge nach und räumen ihm eine exceptionelle Stellung ein: 'Unter dem zahllosen Schwall abortierter Mifsgeschöpfe wieder einmal das Erzeugnis eines Mannes' (Jenaer Allg. Lit.-Ztg. 1787, 13. Jan., S. 97). Den Anforderungen des 'ekeln Kunstrichters', denen er einst genügen konnte (Eschenburg, Beispielsammlung, 1795, VIII, 268), genügt er heute nicht mehr ganz. Der Kultur- und Literaturhistoriker wird aber immer seine helle Freude an S. v. L. haben. Es ist ja ganz interessant, zu verfolgen, wie der vor der Weisheit der Schulmeister ängstlich gehütete Junker S., 'der sich herzlich freut, dafs es Zirkel gibt, wenn er in den Bach spuckt' (S. 45 bei Reclam), auf dem falschen Wege umkehrt und ein braver Ehemann wird. Wenn Bergk (Die Kunst, Bücher zu lesen, Jena 1799, S. 204) vom Romanschriftsteller verlangt, dafs er nicht allein 'die Tugend lobenswert und das Laster verabscheuungswürdig macht, sondern dafs er auch die Torheiten, Narrheiten, Inkonsequenzen und albernen Wünsche der Menschen geifselt', so könnte man meinen, Bergk habe diese Forderung direkt aus dem S. v. L. abgeleitet. Müllers Roman ist wie das hunderttorige Theben, und durch alle Tore ist der Verstandes- und Gedächtniskram, der im Gehirn des Herrn Müller aufgespeichert war, mit Sack und Pack eingezogen, ohne dafs eine ästhetische Zollrevision stattfand.

Brand analysiert eingehend und treffend die Typen des S. v. L. Nur ungern vermissen wir dabei den freilich auch im Roman etwas zu kurz gekommenen Pastor Loci, trotz der Frau Pastorin 'ein ernsthafter, verständiger und gewissenhafter Mann; keiner von den schleichenden Bücklingsfabrikanten, die zwar auf der Kanzel Donnerstimme reden und mit dem Hammer des Gesetzes alles gleich irdenen Töpfen zerschmeifsen oder wie die ausgeschlürfte Schale eines weich gesottenen Eies zerknirschen wollen und *inter privatos parietes* jedem den Fuchsschwanz streichen, bei dem es fette Bissen oder doch wenigstens einen guten Beichtpfennig gibt, den Grofsen und Reichen mit neuer Mär hofieren, fix bei der Hand sind, wenn sie einem Kollegen einen Konfirmanden oder eine Kopulation wegschnappen können, keine noch so berüchtigte Sünderin aus dem Beichtstuhle weisen, aber desto glühender ihren Eifer fürs hl. Zion an einer armen Dirne bewähren, die in einem schwachen Augenblicke nicht daran dachte, ihr Fleisch zu kreuzigen' (S. 37 bei Reclam).

Ein Londoner Arzt schrieb auf den Arzneizettel seiner Rekonvaleszenten, um deren Genesung zu beschleunigen: 'Recipe alle Tage ein paar Stunden einige Blätter Peregrine Pickle' (Anz. d. deutschen Merkur, Juni 1783). Dasselbe will Müller mit seinem Roman, der alles beschreibt, was zwischen Himmel und Erde ist, der Lehrbuch und Katalog zugleich ist, für die kranken, verbildeten Deutschen leisten. Sie mögen ruhig täglich einige Kapitel S. v. L. lesen, und bald werden sie moralisch gesunden.

Klar und überzeugend legt Brand das Verhältnis Müllers zu Fielding, Smollett und Sterne dar. Cervantes und Wieland sind etwas zu kurz gekommen; von Wezel, an den nach Muncker (A. D. B.) manches in Müllers Roman erinnert, spricht Brand gar nicht.

Erich Schmidt betont in einer Rezension von Bobertag (Schnorrs Archiv IX 410—411) den 'engen, nie aus den Augen zu verlierenden Zusammenhang zwischen Roman und Drama'. Brand hat diesen Punkt wenig beachtet. S. 51 führt er zwar an: 'P. L. Bunsen gab 1791 das Lustspiel: S. van L. naar den Roman van den Heere Müller in Amsterdam heraus'. Von dem Stück selbst vermerkt er nichts. Entgangen ist ihm, daſs Bunsen ein Deutscher ist, 'fürstl. Waldeckscher Regierungsrat und Bibliothekar zu Arolsen' (Meusel, Gel. Deutschland I 507), und daſs sein Stück nach Goedeke (Grundr. 2. Aufl. V 376) in Frankfurt 1790 gedruckt wurde. Auf dem Titelblatt des mir zugänglichen Exemplars (Augsburg 1790 in der 'Deutschen Schaubühne' 23. Band) heiſst der Verfasser nicht, wie überall sonst, P. L. Bunsen, sondern P. C. Bunsen. Schröder (Lexikon V 433) verzeichnet eine Aufführung des Stückes am Stadttheater zu Hamburg vom 13. März 1813. Das fünfaktige Prosalustspiel ist der dramatisierte Roman nach Art der Brülow und Scholvin, die mit der Dramatisierung des Heliodorschen Romanes von Theagenes und Chariklea vorangegangen waren, mit demselben negativen Erfolg. Von den 90 Kapiteln des Romans sind manche gestrichen, andere einfach herübergenommen, und statt Kapitel ist Scene darüber geschrieben, das Ganze in fünf Abteilungen gebracht und Lustspiel genannt. In diesen Änderungen besteht die ganze dramatische Tätigkeit des Herrn Regierungsrats.

Mit wenigen Worten sei Müllers Tätigkeit als Journalist gedacht. Als Herausgeber des 'Deutschen', dessen erste Nummer nach Brand (S. 17) am 1. Januar 1771 erschien (wonach also Kawczyńskis Angabe [Moralische Zft. 1880 S. 30] zu korrigieren ist), zeigt er sich als patriotischen Mann, und das ist ihm bei der damaligen Französelei hoch anzurechnen. 'Mit dem Weizen der populärwissenschaftlichen Wochenschriften ist freilich auch das Unkraut der journalistischen Vielschreiberei aufgekommen' (Brandl in der Zs. f. d. Altertum XXVI S. 27), und ob der 'Deutsche' zum Weizen zu rechnen ist, soll dahingestellt bleiben.

Müller war von 1779—1797 auch ein eifriger Mitarbeiter an Nicolais 'Allg. Deutschen Bibl.' Die Chiffren seiner Beiträge finden sich bei Parthey (Die Mitarbeiter Nicolais an der A. D. B., Berlin 1842).

Zum Schluſs noch einige Bemerkungen. S. 1 nennt Brand Johann Elias Schlegel den bedeutendsten Dramatiker vor Lessing. Dieser Ehrentitel kommt mit viel gröſserem Rechte dem Straſsburger Schulvorstand K. Brülow, 1585—1627, zu (s. Scherer, Geschichte des Elsaſs S. 59). S. 42 ist Damm erwähnt, und da wären einige Worte über diesen Philologen und Theologen, der das Christentum in christlichen Naturalismus umzugieſsen trachtete, am Platze gewesen.

Müller hat sein ganzes Leben lang für das literarische Eigentumsrecht gekämpft und heftige Worte gegen die literarischen Freibeuter ge-

funden, die schamlos seine Werke nachdruckten. Da wäre es ihm wohl zu gönnen gewesen, daſs er selbst noch die Früchte seines Kampfes genossen hätte. Er starb aber am 28. Juni 1828, und am 16. Juli wurde im Hamburger Korrespond. die Verordnung eines hochweisen Rates der freien Hansestadt wider den Nachdruck publiziert, in welcher — endlich! — die Unrechtmäſsigkeit dieses ehrlosen Gewerbes anerkannt wurde (Neuer Nekrolog der Deutschen, 1828, 2. Teil, S. 506).

München. M. Oeftering.

W. Moestue, Uhlands Nordische Studien. Berlin, W. Süſserott, o. J. 65 S.

Moestue stellt sauber zusammen, wie sich Uhlands nordische Studien entwickelten (S. 8 f.), und wie sie auf seine Dichtung wirkten (S. 56 f.). Es stellt sich heraus, daſs Uhland das Altnordische bis 1821, vielleicht sogar bis 1826 nur aus Übersetzungen kennen lernte (S. 23, 26 f.). Früh ergriff ihn das Interesse an der deutschen Poesie (S. 25 Anm.), das sich an der Lektüre der vielen ihm dienenden Zeitschriften (S. 29) nährte. Das hiermit eng zusammenhängende altnordische Studium (S. 31 f., bes. 33) blieb aber auf stoffliche Momente, vorzugsweise aus der Sagengeschichte und Mythologie ('Thor' und Aufnahme der Arbeit S. 36; 'Odin' S. 39), beschränkt; das grammatikalische (S. 49) und etymologische (S. 52) Interesse blieb immer dienend. — Als Quelle für Dichtungen Uhlands kommt aus dem Bereich der altnordischen Poesie nur Saxo (S. 56 f., vgl. 63) in Betracht.

Berlin. R. M. M.

Neue Literatur zur germanischen Volkskunde.[1]

Seit unserm letzten Berichte ist endlich wieder ein methodologisches Schriftchen erschienen, worin sich der verdienstvolle Herausgeber des

---

[1] 1) E. Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich, F. Amberger, 1902. 34 S. 8. M. 1. rec Strack, Hess. Bll. für Volksk. I 160 ff. — 2) Drews, 'Religiöse Volkskunde', eine Aufgabe der praktischen Theologie. Monatsschrift für die kirchliche Praxis. I 1 ff. (1901). — Ders., Religiöse Volkskunde. Hess. Bll. f. Volksk. I 27 ff. — R. Petsch, Religiöse Volkskunde. 'Christliche Welt'. 1901, Sp. 690 ff. — 3) Folk-Lore. A quarterly review of myth, tradition et custom. Band XII (1901). London, D. Nutt. VIII, 559 S. 8. 21 sh. — 4) Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde, hrsg. v. K. Weinhold. (Seit dessen Tode hrsg. v. J. Bolte.) Bd. XI. Berlin, A. Ascher & Co., 1901. 478 S. gr. 8. M. 16. — 5) Zeitschrift für österreichische Volkskunde, hrsg. v. M. Haberlandt. VII. Wien, Vereinsverlag, 1901. Kommissionär: Gerold & Co. 264 S. gr. 8. — 6) E. Langer, Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. Bd. I. Braunau, Selbstverlag d. Hrsg., 1901. 167 S. (Die neuen Jahrgänge werden erheblich stärker.) — 7) Hessische Blätter für Volkskunde, hrsg. v. Ad. Strack. I. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. Bisher 2 Hefte. 168 S. 8. — 8) Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Philologie herausgegeben von Richard Bethge. Leipzig, O. R. Reisland, 1902. Darin: R. Petsch, 'Volksdichtung' und 'Volkskunde', S. 477

'Schweizerischen Archivs für Volkskunde', Hoffmann-Krayer, über die Aufgaben unserer Wissenschaft und über ihr Verhältnis zu den Nachbarfächern ausspricht. Gegen seine Aufstellungen hat neuerdings Ad. Strack in Gieſsen Widerspruch erhoben, und wir können die Einwände dieses gründlich geschulten, weitblickenden Rezensenten nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Hoffmann-Krayer setzt sich vor allen Dingen mit der Ethnographie und Kulturgeschichte auseinander und scheidet die erstere insofern von der Volkskunde, als sie sich nur mit solchen Völkerschaften befasse, die auſserhalb der Peripherie unserer modernen Kulturstaaten liegen, und möglichst alle Lebensäuſserungen derselben in Betracht ziehe, während die Volkskunde aus den Lebensäuſserungen der modernen Kulturvölker dasjenige herausgreife, was noch altertümlich, primitiv oder im volktümlichen Sinn beeinflusst sei. Weiter als diese etwas verschwommenen Angaben leitet uns seine Charakterisierung der Volkskunde im Gegensatz zur Kulturgeschichte: Diese berücksichtigt das individuell-civilisatorische, jene das generell-stagnierende Element. Dabei muſs aber dann immer zugegeben werden, daſs diese Wissenschaften sich fortwährend kreuzen oder doch berühren. Auch ist es damit nicht getan, daſs die Volkskunde es nur mit den ungebildeten Schichten zu tun habe; Strack weist mit Recht darauf hin, daſs wir uns ebensogut mit den Äuſserungen des Aberglaubens oder mit den Überbleibseln bestimmter Sitten und Gebräuche in den höchstkultivierten Kreisen zu befassen haben. Wenn endlich Hoffmann-Krayer, sicherlich mit Recht, bemerkt, daſs wir von einer stammheitlichen Volkskunde allmählich zu einer umfassenden Disziplin, zu allgemeinen Gesetzen aufsteigen müssen, so möchte ich doch fragen, ob die allgemeine Völkerkunde, die Ethnologie, nicht dieses selbe Problem zu lösen bestrebt sei. Für mich stellt sich die Sache etwa folgendermaſsen dar: Der Grundunterschied zwischen primitiven Zuständen und der modernen Hochkultur besteht darin, daſs in dieser das Individuum zu seinem Recht kommt, während in jener der einzelne eben nur ein Mitglied seiner Horde ist und,

---

bis 506. — 9) Lohre, H., Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge z. Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland. (Palaestra XXII.) Berlin, Meyer & Müller, 1902. 136 S. 8. M. 4. — 10) K. Bücher, Arbeit und Rhythmus. 3., stark vermehrte Auflage. Leipzig, B G. Teubner, 1902. VIII, 455 S. M. 7. — 11) Jakobsen, J., Færøske folkesagn og æventyr. 3. Hæfte. København, S. L. Møller, 1900. S. 321—480. — 12) G. Luck, Rätische Alpensagen. Gestalten und Bilder aus der Sagenwelt Graubündens. Buchdruckerei Davos A.-G., 1902. 87 S. 8. — 13) Reiser, K., Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. II. Band. Kempten, Kösel. V, 764 S. 8. M. 12. — 14) Deutsche Mundarten, hrsg. v. J. W. Nagl. Bd. I, H. 4. Wien, C. Fromme, 1901. S. 269 bis 383. 8. — 15) Deutsche mundartliche Dichtungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. W. Kahl. Mit einer Karte. Prag, Leipzig und Wien, Freytag & Tempsky, 1901. XXVI, 201 S. 8. — 16) Arnold, R. F., Die deutschen Vornamen. 2., umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien, Holzhausen, 1901. VI, 75 S. kl. 8. — 17) Irmisch, L., Wörterbuch der Buchdrucker und Schriftgieſser. Braunschweig, Westermann, 1901. IV, 83 S. 8 — 18) Gloth, W., Das Spiel von den sieben Farben. (A. u. d. T.: Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, hrsg. v. W. Uhl. 1. Heft.) Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer, 1902. VIII, 92 S. 8. M. 2.

selbst wenn sich eigene Gedanken und Gefühle in ihm regen, damit nicht durchdringen kann, falls sie nicht bei der Allgemeinheit einen psychischen Widerhall finden. Das primitive Denken verläuft nach ganz bestimmten Gesetzen, die teils in der Natur des Menschen überhaupt begründet sind und seiner Eigenschaft als organisches Wesen entsprechen, teils dem ursprünglichen Hordencharakter der Menschheit entstammen und mit der Treffsicherheit und Ausnahmslosigkeit von Naturgesetzen wirken. Wir erinnern etwa an die Macht der Analogie, an die Ideen der Vergeltung u. Ä., worüber an dieser Stelle nicht ausführlich zu handeln ist (vgl. meine Ausführungen über volkstümliches Denken im laufenden Jahrgang der 'Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde'). Nun betont zwar Hoffmann-Krayer, ein vielen gemeinsamer Brauch sei nicht so zu erklären, daſs unter bestimmten, gleichen, äuſseren Bedingungen bei allen Menschen mit Notwendigkeit das gleiche Ergebnis statthaben müſste, sondern durch einen von Person zu Person unsichtbar, aber mit unwiderstehlicher Gewalt wirkenden Angleichungsprozeſs, der sich um so sicherer da abspiele, wo der einzelne noch nicht genug persönliche Eigenart besitzt, um sich der Beeinflussung durch seine Mitmenschen zu entziehen. Diese Ausführungen sind durchaus richtig, nur hätte sich der Verfasser nicht gegen Post wenden sollen, wie Strack gezeigt hat, sondern eher gegen die naturwissenschaftliche Richtung der Ethnologie, die etwa der Engländer Andrew Lang eingeleitet hat. Dieser glaubte noch vor wenigen Decennien mit Sicherheit behaupten zu dürfen, daſs zwei weit entfernt voneinander wohnende Völker unter gleichen äuſseren Bedingungen etwa das gleiche Märchen oder die gleiche Sitte hervorbringen müſsten. Die Unhaltbarkeit seiner Hypothese lag auf der Hand. Die Masse der bei den verschiedensten Stämmen anzutreffenden Märchen z. B. ist so ungeheuer groſs und der innere Aufbau dieser kleinen Kunstwerke so kompliziert, daſs wir durchaus nicht überall auf die gleichen äuſseren und die ihnen entsprechenden inneren Voraussetzungen schlieſsen dürfen. Lang ist denn auch mehr und mehr von seiner krassen Anschauung zurückgekommen. Die Wahrheit liegt in der Mitte zwischen Gebundenheit und freier Tätigkeit des Individuums. Zwar sind bei allen Völkern im Grunde dieselben seelischen Tendenzen wirksam, aber die Erscheinungsformen, unter denen das gemeinsame Prinzip verwirklicht wird, müssen zuerst von irgend einem einzelnen einmal erfunden sein. Ob diese Erfindung von der ganzen Horde oder gröſseren Gemeinschaft angenommen und zum Gemeingut erklärt wird oder nicht, hängt ganz davon ab, ob sie der besonderen Eigenart des Stammes entspricht. Diese ist eben wieder sehr verschieden, je nachdem ein Volk in einer kalten, heiſsen oder gemäſsigten Zone wohnt, auf Fleischnahrung oder Pflanzenkost angewiesen ist, kriegerischer Tätigkeit oder friedlichem Faulenzen huldigt, eine aufsteigende Entwickelung verfolgt oder von einer früher erreichten Stufe herabgesunken ist. Nehmen wir als ein Beispiel etwa die Sitte des Opfers. Es entspringt aus der allgemeinen Idee der Vergeltung: Gleiches mit gleichem. In den Kräften der Natur sieht der primitive Mensch Wesen von seiner Art, nur von gröſserer Macht und Stärke. Er sucht ihren Zorn durch Geschenke ab-

zuwenden oder ihre Güte durch Gaben der Dankbarkeit dauernd an sich zu fesseln. So entsteht das Opfer, das eine allgemeine ethnische Bedeutung hat. Die Erscheinungsform dieser Sitte aber, der Gegenstand und der Verlauf des Opfers hängt ganz von der Lebensweise und dem Kulturzustande des einzelnen Stammes ab. Der Kannibale verzehrt seinen kriegsgefangenen Feind zu Ehren seiner Götter, Viehzüchter bringen die Erstlinge ihrer Herde, Ackerbauern die Früchte ihres Feldes dar. Besonders lehrreich ist etwa die Geschichte des Opfers bei den Hebräern, wo die verschiedenen Formen, die geschichtlich aufeinander folgten, späterhin zum Teil nebeneinander bestanden. Wir hören, dafs besondere Opfer von den Erzvätern eingeführt wurden; aber nur die spätere Kulturentwicklung mit ihrer historischen Denkweise konnte hier an bestimmte Namen anknüpfen. Dabei leitet den Geschichtschreiber das ganz richtige Gefühl, dafs irgend eine bestimmte Persönlichkeit zu irgend einer Zeit zum erstenmal, etwa durch den Anblick eines wogenden Ährenfeldes überwältigt, dem Stammgotte eine Probe dieses Erntesegens unter bestimmten Formen dargebracht haben müsse, die der Denkweise und den Empfindungen der Allgemeinheit nicht widersprachen. Das Individuum, das die Führerrolle übernahm, ragte also doch nicht zu stark über seine Umgebung hervor. Ganz anders der Psalmist, der an Stelle des äufseren Zeichens die innere Gesinnung, die über der Opfergabe oft genug verloren gegangen sein mochte, zu setzen sucht: 'Denn du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte dir es sonst wohl geben; aber Brandopfer gefallen dir nicht. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.' (Ps. 51, 18. 19.) Der heilige Sänger drang mit seiner Auffassung nicht durch. Das Volk hängt eben immer an äufseren Zeichen und hat ein gröfseres Verständnis für sichtbare Taten als für das, was tief innen im Herzen vorgeht. So hat denn die christliche Kirche das Opfer mit übernommen, wenngleich wir es nicht mehr mit Erstlingen der Herden und der Feldfrüchte, sondern etwa mit geweihten Kerzen zu tun haben: Wiederum eine neue Erscheinungsform des alten, sich ewig gleichbleibenden Grundgedankens.[1] Die Ethnologie hätte nun, wie ich glaube, diesen allgemeinen Gedanken festzuhalten und psychologisch zu erklären, die Kulturgeschichte müfste die verschiedenen Erscheinungsformen, die ihr die Ethnographie darbietet, in einen welthistorischen Zusammenhang bringen, die Volkskunde aber würde die ethnographisch-beschreibende und kulturgeschichtlich-entwickelnde Betrachtungsweise mit Beziehung auf eine bestimmte, stammliche oder ständische Gemeinschaft (vgl. etwa den Aberglauben der Seeleute) verbinden. Die deutsche Volkskunde hat also nicht blofs das Leben der sefshaften, zäh am Hergebrachten festhaltenden bäuerlichen Bevölkerung unserer Heimat zu beobachten und mit der Art und Sitte der Landbewohner in den Nachbarländern zu vergleichen, um die deutschen Eigentümlichkeiten heraus-

[1] Man beachte auch die Auffassung des Leidens und Sterbens des Heilandes als eines Sühneopfers — wohl die höchste Opferidee, zu der die Menschheit jemals gelangt ist.

zuarbeiten, sondern wir haben alle Stände ohne Ausnahme in Betracht zu ziehen und das Fortwirken primitiver Anschauungen und volkstümlicher Denkweise bis zu den geistigen Führern der Nation hinauf zu verfolgen. So werden wir der Ethnologie und der Kulturgeschichte vieles von dem zurückzahlen können, was sie an Vorarbeiten für uns geleistet haben, und ihre allgemeinen Gesetze durch die Beobachtungen an konkreten Einzelfällen einschränken oder erweitern, prüfen oder vertiefen können.

So wird denn die Volkskunde als ein Bindeglied mitten hineingestellt zwischen die sich immer mehr zersplitternden Einzelwissenschaften; von seiten der Geschichtsforschung ist ja auch der Wert volkskundlicher Arbeiten so weit anerkannt worden, daſs dem 'Gesamtverein deutscher Geschichtsvereine' eine eigene Sektion für Volkskunde angegliedert werden muſste, die auch bei der letzten Jahresversammlung in Düsseldorf wiederum zusammengetreten ist und hoffentlich immer mehr erstarken wird.[1] Auch von seiten anderer Disziplinen, deren Vertreter etwa praktisch mit dem Volk zu verkehren haben, wird uns jetzt gebührende Berücksichtigung zu teil. Der theologische Professor Drews hat einen Mahnruf an die Landgeistlichen erlassen, sich mit religiöser Volkskunde eingehend zu beschäftigen, und ich selbst habe seinem warmherzigen Aufrufe ein paar Winke über bestimmte Einzelheiten in der 'Christlichen Welt' nachfolgen lassen. So scheint sich denn auch bei uns die junge Wissenschaft endlich die zentrale Stellung zu erringen, die ihr von Rechts wegen gebührt und in dem mehr kosmopolitischen England schon längst angewiesen ist. Auch die letzten Jahrgänge des 'Folk-Lore', einer der vornehmsten und gediegensten wissenschaftlichen Zeitschriften, bringt nicht bloſs eine groſse Anzahl von Einzelbeiträgen, besonders aus den verschiedensten Kolonien des Britischen Reiches, sondern geht, wie immer, mit Lebhaftigkeit auf allgemeinere, prinzipielle Fragen ein; besonders die Presidential Adresses, die jeder Jahrgang bringt, und die in vollendeter Form, aber mit lebhaftem Temperament zu den verschiedensten Problemen der Anthropologie und Ethnologie Stellung zu nehmen pflegen, sind sehr wohl geeignet, unseren Blick zu erweitern und zu schärfen. Da wendet sich etwa Brabrook (XII 12 ff.) gegen den von Andrew Lang neuerdings vertretenen Begriff einer allmählichen religiösen Degeneration der Menschheit, der gegenüber er eine mehr evolutionistische Anschauungsweise vertritt und mit Geschick verteidigt. Sehr wichtig für jeden, der sich mit germanischer Mythologie zu befassen hat, ist auch der reichhaltige, sorgfältig geordnete Fragebogen Notes and Queries on Totemism (XII 385 ff.). — Auch unsere deutsche 'Zeitschrift des Vereins für Volkskunde' hat ja die groſsen ethnologischen Gesichtspunkte nie verleugnet, und der neue Herausgeber, Johannes Bolte, folgt den Bahnen, die Altmeister Weinhold eingeschlagen hat. Aus dem überreichen Inhalt seien hier nur einige Beiträge hervorgehoben, die Brauch und Glauben in groſsen Zusammenhängen betrachten. v. Negelein verfolgt die Reise der Seele ins Jenseits (XI 16 ff., 149 ff., 263 ff.).

[1] Einen kurzen, vorläufigen Bericht gab O. Brenner in den 'Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde, Jahrgang 1902, No. 3.'

Er findet fast bei allen Völkern deutliche Beweise für die Annahme, dafs die Seele sich noch eine Zeitlang nach dem Begräbnis in der Nähe des Körpers aufhalte, bis sie sich auf den Weg ins unbekannte Land begibt. Er zeigt, wie man ihr diesen Weg zu erleichtern, ihre Rückkehr dagegen mit allen Mitteln zu verhindern sucht. Haben sich in dem Sande oder in der Asche, die des Nachts ausgestreut ward, am Morgen Fufsspuren gefunden, so ist die Seele zurückgekehrt. Sie selbst ist also unsichtbar, läfst aber eine Spur zurück wie die Menschen, die sich unsichtbar machen können, doch ihren Schatten nicht zu beseitigen vermögen. Man sucht nun den Weg, auf dem die Seele zurückkehren könnte, durch Dornen, Pfähle oder ausgegossenes Wasser unwegsam zu machen. Lieber aber als diese Heilmittel werden Vorbeugungsmafsregeln angewendet, indem man etwa dem Toten die Füfse bindet oder die Tür schliefst, durch die er getragen ward, oder auch die Leiche durch ein Loch in der Wand hinausreicht. — Der skandinavische Forscher Feilberg mustert (XI 304 ff., 420 ff.) die verschiedenen Erscheinungsformen des Glaubens an den bösen Blick bei den Völkern des Nordens. Schlechte Weiber, Verbrecher, mythische Wesen, gewisse Tiere (Wolf, Schlange, Basilisk) können durch ihren Blick menschliche Tätigkeiten, wie Backen, Brauen, Buttern usw., unmöglich machen, Kinder und junge Tiere in grofse Gefahren bringen. Feilberg gibt Belege für die einzelnen Formen des Aberglaubens und für die gegen den schiefen Blick angewendeten Heilmittel, bietet auch eine natürliche Erklärung der mythischen Vorstellung aus Wahrnehmungen über die hypnotisierende Kraft, die der Blick des Menschen und gewisser Raubtiere auszuüben vermag. Er kommt aber mit diesen Erklärungen nicht immer aus. In einigen Fällen möchte ich eher an ethisch-pädagogische Motive denken. Wenn es z. B. heifst, dafs die erste Milch, die einer Kuh nach dem Wurfe entnommen wird, zugedeckt werden müsse, damit weder die Sonne noch irgend sonst ein Licht, noch ein böser Blick darauf falle, so erinnere ich an die humane Vorschrift des jüdischen Gesetzes: 'Du sollst das Kalb nicht in der Milch seiner Mutter braten.' Von diesem Gesichtspunkte aus wären noch andere der von Feilberg mitgeteilten Züge zu erklären. — Auch der Aufsatz v. Negeleins über das Pferd im Seelenglauben und Totenkult (XI 406 ff., XII 14 ff.) spricht keineswegs in allen einschlägigen Fragen das letzte Wort. Der Verfasser scheidet nicht scharf genug zwischen den Anschauungen, die an das Pferd entweder als Reittier oder als Haustier usw. anknüpfen. Seine eigenen Parallelen zeigen uns, dafs vieles, was vom Pferde gilt, anderwärts von der Kuh, vom Kamel usw. berichtet wird, während anderes wieder einzig und allein zu der Eigenart des Pferdes stimmen will. Hier mufste gesondert werden. Auch die psychologischen Ausdeutungen lassen zuweilen zu wünschen übrig. Wenn beim indischen Rofsopfer der Priester den Schwanz des Pferdes berühren soll, so hat v. Nägelein sicherlich recht mit der Erklärung, dafs der feinere Instinkt des Tieres den Menschen in ein besseres Jenseits leiten solle. Wenn aber manche wilde Stämme einen Verbrecher auf dem Rücken eines wilden Pferdes ins Weite hinausjagen, so beabsichtigen sie sicherlich nicht, ihm die Freuden des Paradieses zu gönnen, und halten

sich nicht an den feinen Instinkt, sondern im Gegenteil an die Wildheit des Tieres, wie denn auch eine deutsche Sage in ähnlicher Lage einen wilden Hirsch statt des Pferdes eintreten läfst. Was die Pferdeköpfe an unseren niedersächsischen Bauernhäusern anlangt, so bin ich auch der Meinung, dafs sie auf das Rofsopfer der alten Germanen zurückgehen, möchte aber zur Erklärung darauf hinweisen, dafs die aus Ägypten ausgewanderten Israeliten die Pfosten ihrer Haustüren mit dem Blute des Passahlammes bestrichen, um den Todesengel zum Vorübergehen zu veranlassen. Die Spur des Opfers aufsen am Hause sollte beweisen, dafs im Inneren Verehrer des Gottes wohnten. —

Erwähnt seien hier noch ein paar Aufsätze über die volkstümliche Bedeutung der Pflanzen. Weinhold spricht über die Bedeutung des Haselstrauches im altgermanischen Kultus- und Zauberwesen (XI 1—16). E. Lemke betrachtet die Eibe in der Volkskunde (XII 25—38, 187—198), und Blümmel und Rott schildern die Verwendung der Pflanzen durch die Kinder in Deutsch-Böhmen und Niederösterreich (XI 49—64). Von den reichhaltigen literarischen Aufsätzen, die teilweise aus dem Gebiet der Volkspoesie in das der Kunstdichtung übergreifen, seien Heuslers Ausführungen über die altnordischen Rätsel (XI 117—149), sowie einige Aufsätze von Bolte erwähnt, der mit der ihm eigenen unvergleichlichen Belesenheit ein dänisches Märchen von Petrus und dem Ursprung der bösen Weiber (XII 252—262) und die Schwankerzählung von der geistlichen Auslegung des Kartenspiels behandelt (XI 376—406). — Neben der Berliner Zeitschrift ist das wichtigste Organ, das unsere Wissenschaft auf deutschem Boden vertritt, die von M. Haberlandt vortrefflich redigierte 'Zeitschrift für österreichische Volkskunde'. Sie zeichnet sich vor anderen ähnlichen Unternehmungen auch dadurch aus, dafs sie sehr gute und reichhaltige bibliographische Zusammenstellunden bringt, was bei Weinholds Zeitschrift leider nur zu bald eingestellt wurde, so dafs wir uns mit den betreffenden Abschnitten im 'Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie' oder in den 'Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte' behelfen müssen. Stärker als andere Zeitschriften berücksichtigt die österreichische die volkstümlichen Realien. An eine frühere, ausgezeichnete Abhandlung von M. Eysn über die bei den Salzburger Bauern gebräuchlichen Zaunformen knüpft Josef Blau in seinem Aufsatz über die Zäune im Böhmerwald an (XII 1—8). Derselbe behandelt mit Sachkenntnis und Humor Huhn und Ei in Sprache, Brauch und Glauben des Volkes (XIII 166—185). Auch das Mundartliche geht hier nicht ganz leer aus, wie z. B. eine Abhandlung von Dachler über die Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayerischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern beweist (VIII 81—98). — Recht erfreulich ist die Wahrnehmung, dafs trotz des Eingehens einer so vorzüglich bewährten Zeitschrift wie der 'Blätter für Pommersche Volkskunde' im allgemeinen ein Nachlassen des öffentlichen Interesses doch nicht festzustellen ist. Neue Unternehmungen erscheinen fast alljährlich auf dem Plane. In Böhmen z. B., wo der erbitterte Kampf der Stämme in den letzten Jahren das nationale Gewissen

außerordentlich geschärft hat, arbeitet nicht nur die von Hauffen geleitete 'Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur', sondern auch die einzelnen Teile des Landes suchen den volkskundlichen Betrieb innerhalb ihrer Grenzen zu zentralisieren. Zu den bekannten 'Mitteilungen des nordböhmischen Exkursionsklubs' und Alois Johns umsichtig geleitetem Blättchen 'Unser Egerland' tritt jetzt ein neues, breiter angelegtes Unternehmen: 'Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen'. Der Herausgeber, Dr. Eduard Langer in Braunau, verfolgt ein weitherziges, zugleich wissenschaftliches und praktisches Programm. Er unterrichtet seine Leser über die Probleme der deutschen Rechtschreibung, macht sie mit der einheimischen Poesie bekannt, führt sie in die Geschichte ihres Landes zurück und klärt sie über dessen politische Stellung auf. Vor allem aber wird uns sein Unternehmen wichtig durch die exakte Aufzeichnung volkstümlicher Lieder, Sprüche und Sagen, die als Vorarbeit für größere Sammelwerke dienen sollen. Der Herausgeber verspricht die Ergänzungshefte zu den bisher erschienen Bänden. Wir wünschen seinem Unternehmen von Herzen einen guten Fortgang, zugleich aber einen einheitlichen Zusammenschluß der böhmischen Bestrebungen ohne persönliche Differenzen. — Rüstig schreitet auch die 'Vereinigung für hessische Volkskunde' fort, die an Stelle ihrer bisher veröffentlichten, nur für das eigene Land bestimmten Umfragen eine neue, große Zeitschrift herausgibt: 'Hessische Blätter für Volkskunde', die sich unter der fachkundigen Leitung von Adolf Strack an weitere Kreise wendet und, nach den vorliegenden Heften zu urteilen, unsere Disziplin nicht bloß durch Materialsammlungen, sondern auch durch streng wissenschaftliche Auseinandersetzungen fördern will. Auch sie beschäftigt sich vorzugsweise mit Brauch und Glaube. So beschreibt uns Schulte die Kirchweihfeier im Vogelsberge, und ein sehr bedeutsamer Aufsatz Dieterichs bespricht auf Grund seiner gediegenen Kenntnis der germanischen Rechtspflege die Bedeutung einiger noch heute üblichen, volkstümlichen Strafen, des Eselrittes und des Dachabdeckens, worin er die illegitimen Auswüchse älterer regulärer Rechtsmittel nachweist. Besonders wertvoll wird die Zeitschrift dadurch, daß sie zur Bekräftigung des Vorgetragenen öfters größere Stellen aus älteren Handschriften und Drucken heranzieht, um sie etwa in der Art Gustav Freytags kulturgeschichtlich zu erläutern. — Ehe wir zu den Einzelschriften übergehen, die unsere Disziplin geliefert hat, erlaube ich mir, auf meine kurzen, geschichtlichen Ausführungen über die Methoden und Erfolge der deutschen Volkskunde in den letzten fünfundzwanzig Jahren hinzuweisen.

An Sammlungen und wissenschaftlichen Besprechungen der Erzeugnisse der Volkspoesie ist verhältnismäßig wenig nachzutragen. Lohre hat seine sorgfältigen und klaren Ausführungen nunmehr vollständig vorgelegt und zeigt uns, mit welchen Schwierigkeiten die ersten Liebhaber unserer Wissenschaft zu kämpfen hatten, bis sie den Begriff des Volksliedes zunächst gefühlsmäßig erfaßten. Erst jetzt können wir das recht würdigen, was 'Des Knaben Wunderhorn' zu seiner Zeit geleistet hat, und wie weit seine Herausgeber auch über Herder hinausgegangen sind. Inter-

essant aber wäre es gewesen, dieser Sammlung gegenüber die Begründung der eigentlich wissenschaftlichen Methode durch Ludwig Uhland zu verfolgen. — Büchers klassisches Werk geht zum drittenmal in die Welt hinaus. Die neue Auflage hat abermals eine wesentliche Vermehrung des Tatsachenbestandes aufzuweisen, auf dem die Untersuchung beruht, und damit auch eine Vertiefung des Beweisverfahrens. Siebenzig neue Texte sind hinzugefügt worden, was nur durch die rege Mitarbeit der dankbaren Leser und Benutzer ermöglicht wurde, wie ja denn selten ein Buch, trotz aller Einwendungen und Bedenken, von allen Seiten mit so lebhafter Freude begrüfst worden ist als dieses. Geschmückt ist die neue Ausgabe durch die Abbildung einer böotischen Terrakottengruppe aus archaischer Zeit; sie zeigt uns griechische Brotbäckerinnen, die ihre Arbeit unter Begleitung von Flötenmusik verrichten.

Die Sammlung färöischer Sagen und Märchen von Jakobsen ist, was den Text anlangt, abgeschlossen; doch steht der Schlufs des Wörterbuches noch aus, das bei der Schwierigkeit der mitgeteilten Texte unentbehrlich ist. — Das Büchlein von Luck erhebt keine wissenschaftlichen Ansprüche, sondern bringt stimmungsvolle Nachdichtungen. — Reisers Werk ist nun endlich fertig geworden. Die Vorzüge dieser Sammlung haben wir schon bei der Besprechung des ersten Bandes gebührend hervorgehoben, dem sich nun der Schlufs des Werkes würdig an die Seite stellt. Ebenso sorgfältig und zuverlässig wie dort die Sagen, werden hier Sitte, Brauch und Glauben des Allgäus in der Folge des festlichen Jahres und im Anschlufs an die Hauptabschnitte und wichtigsten Vorkommnisse des menschlichen Lebens geschildert und teilweise durch deutliche Abbildungen illustriert. In aller Kürze behandelt Reiser auch die Mundart des Landes, doch fehlt leider eine Darstellung der Syntax, wofür uns freilich die sehr reiche Zusammenstellung der volkstümlichen Sprichwörter, Redensarten, Bilder und Vergleiche einigen Ersatz liefert. Wir wollen von dem trefflichen Buch nicht scheiden, ohne dem Verfasser für das Geleistete von Herzen zu danken und den Wunsch nach einem dritten Band auszusprechen, der die Volkslieder, Märchen und Rätsel des Allgäus zu umfassen hätte. — Da wir hier mehrmals von Mundartenforschung zu reden hatten, so sei gleich darauf hingewiesen, dafs von Nagls Zeitschrift endlich eine vierte Lieferung erschienen ist, die u. a. eine Abhandlung des Herausgebers über den qualitativen Lautwert des ahd. â enthält. — Das Büchlein von Kahl unterscheidet sich von den ähnlichen Sammlungen Dähnhardts und Regenhardts dadurch, dafs es nicht nach Landschaften, sondern geschichtlich angeordnet ist und den Leser von Simon Dach bis zu Stelzhamer führt. Die Auswahl ist nicht immer glücklich, wie uns jeder Kenner Fritz Reuters bezeugen wird; die Einleitung gibt, meist im Anschlufs an Behaghel, eine knappe Charakteristik der einzelnen Mundarten und kurze Biographien der Dichter.

Arnolds interessantes Büchlein dient der Kulturgeschichte und zeigt uns die im Laufe der Jahrhunderte fortschreitende Beeinträchtigung unseres germanischen Namenschatzes durch Kultureinflüsse von aufsen her. So führt die Kirche mit Vorliebe Namen aus der Bibel und der Legende ein,

die Renaissance greift auf das alte Rom zurück usw. Für die Wahl des Vornamens in neuester Zeit stellt Arnold in sehr geschickter Weise die verschiedenen psychologischen 'Hilfen' fest. Da entscheidet etwa die Familientradition, oder ein ethischer, auch wohl religiöser Grundsatz gibt dem Kinde dem Namen mit (Leberecht, Gottlieb). Rücksichten auf die Herrscherfamilie, auf politische Verhältnisse machen sich geltend, vor allem aber werden in Zeiten starken literarischen Interesses beliebten Modedichtungen gern Vornamen entlehnt. Zum Schlufs erhalten wir eine Übersicht über das Ergebnis einer in Wiener Volksschulen vorgenommenen Namenszählung. Da zeigt sich u. a., dafs unter den männlichen Namen Karl, Josef und Franz, unter den weiblichen Maria und Anna am häufigsten vertreten sind. — Manches kulturgeschichtlich und volkskundlich Interessante bringt Irmischs Büchlein, doch hat auf diesem Gebiet eigentlich Klenz mit seinem Werke über die deutsche Druckspráche den Rahm abgeschöpft. — Kulturgeschichtlich sehr wichtig ist auch die kleine, eigentlich dem literarischen Gebiet angehörige Schrift von Gloth. Er behandelt von der philologischen und sittengeschichtlichen Seite her das Spiel von den sieben Farben, das auf Grund eines älteren, ziemlich verbreiteten Spruchgedichtes die symbolische Bedeutung der Farben für das Minneleben in der Form einer halb dramatischen Fastnachtsbelustigung darlegt und in zwei Fassungen erhalten ist, deren ältere wir in Kellers Fastnachtspielen (No. 103) finden, während Oswald Zingerle eine jüngere, aus jener abgeleitete Version 1866 in den 'Wiener Neudrucken', Heft 1, veröffentlicht hat. Leider hat Gloth, obwohl er die Unzulänglichkeit des Kellerschen Abdruckes ausdrücklich hervorhebt, eine Neuausgabe des Spieles nicht geboten. Seine kulturgeschichtlichen Erläuterungen dagegen begrüfsen wir mit Dank. Es ist ihm gelungen, die symbolische Ausdeutung der Farben aus dem äufserlich gerichteten, zu Allegorien und Spielereien neigenden Sinn des ausgehenden Mittelalters zu erklären und namentlich die Wanderung der Liebessymbolik von Frankreich nach Deutschland nachzuweisen. Mit Recht zieht der Verfasser auch das Nachleben dieser Vorstellungen im Volkslied heran, hätte aber hier etwas tiefer greifen dürfen. Gern weist das Volk etwa auf die grüne Farbe der Kleidung des Weidmanns auch in Liebesliedern hin, wenngleich der einzelnen Farbe nicht mehr eine bestimmte Bedeutung zugesprochen wird. Interessant ist No. 1794 im Deutschen Liederhort von Erck und Böhme, wo für jeden Stand eine besondere Farbe in Anspruch genommen wird. Für den lebhaften Farbensinn des Volkes weisen wir noch darauf hin, dafs z. B. in Berlin ohne weiteres jeder Schutzmann ein 'Blauer', jeder Geistliche ein 'Schwarzer', jeder Sozialdemokrat ein 'Roter' genannt wird.

Im ganzen betrachtet, zeigt die Arbeit des letzten Jahres ein starkes Überwiegen der kulturgeschichtlichen und mythologischen Seiten unseres Faches, wogegen die bisher so stark gepflegte literarische zurückzutreten scheint. Wir wollen darüber nicht schmälen, hoffen aber, in unserem nächsten Bericht wieder auf einige tüchtige Sammlungen aus dem Gebiete der Volkspoesie hinweisen zu dürfen.

Würzburg. Robert Petsch.

Die mittelenglischen Fassungen der Sage von Guy of Warwick und ihre altfranzösische Vorlage von Dr. Max Weyrauch. (Forschungen z. engl. Sprache u. Lit., begr. von Kölbing.) Breslau, M. & H. Marcus, 1901. VI, 96 S. M. 3,20.

Der vorzeitige Tod des hervorragenden Herausgebers des me. Guy of Warwick hatte die Vollendung seiner Arbeit, wozu auch eine allgemeine Einleitung gehörte, worin das gegenseitige Verhältnis der Hss. genau besprochen werden sollte, unmöglich gemacht. Eine eingehende Untersuchung der letztgenannten Frage, die Zupitza schon vorher, obgleich nicht erschöpfend, behandelt hatte,[1] wird in unserem Buche mit grofsem Fleifse und Umsicht vorgenommen. Dieser Untersuchung schliefst sich eine Darstellung des Handschriftenverhältnisses des afrz. Guy an, die hauptsächlich auf der Winnebergerschen Dissertation über das betreffende Thema (Marburg 1889) sich fufst, und woran eine Erforschung des Verhältnisses der englischen Handschriften zu den französischen sich anreiht.

Zuerst werden die englischen Hss. jede für sich bezüglich ihrer Eigentümlichkeiten graphischer Natur und der in ihnen zu bessernden Korruptionen untersucht. Obwohl diese Untersuchung einen gröfseren Raum einnimmt, als man erwarten könnte (38 S.), da sie im allgemeinen für die eigentliche Aufgabe nur indirekt von Belang ist, dürfte ihre Aufnahme in die Abhandlung jedoch zu billigen sein, da sie uns die Hss. in gebesserter Gestaltung, wodurch die Hauptaufgabe der Arbeit sehr erleichtert wird, darbietet. Von den Hss. werden in dieser Weise nur fünf eingehend behandelt und zwar: die beiden Auchinleck-Mss., das Caius-Ms., das Fragment im Sloane-Ms. und die Papierhs. der Cambridger Universitätsbibliothek.[2] Die Besserungen werden vielfach durch Heranziehung der entsprechenden Stellen der afrz. Hss., die dem Verfasser in Abschriften zugänglich waren, bestätigt. Ein solches Hilfsmittel stand Zupitza nur ausnahmsweise zur Verfügung. Die in diesem Teile enthaltenen Emendationen sind im allgemeinen sehr einleuchtend und für das Hauptthema sehr wichtig. Als Hauptergebnis der Untersuchung wird geltend gemacht, dafs sämtliche Handschriften Abschriften sind. Besonders reich an Textkorruptionen und schlechten Reimen ist die Hs. der Cambridger Universitätsbibliothek (c, bei Zupitza E. E. T. S.: C).[3] Es wird auch klar gemacht, dafs die Schreiber bei dem Bestreben, die Korruptionen ihrer Vorlagen zu bessern, nicht zu einer französischen Hs. gegriffen haben können, was ja auch gar

---

[1] Zur Literaturgeschichte des Guy von Warwick, Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, 1873, vol. LXXIV.

[2] Die von Zupitza nicht gebesserten oder anders erklärten Stellen werden passend mit einem Sternchen bezeichnet. Die von dem Verfasser gegebenen Ergänzungen und Berichtigungen Zupitzas sind überaus zahlreich, wie diese Sternchen zur Genüge zeigen.

[3] Weyrauch sagt ganz kurz: 'er nennt diese Handschrift C'. Indessen hätte erwähnt werden sollen, dafs Zupitza in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie diese Hs c und die Hs. in Cajus College C nennt (vgl. Tanner S. 52); dadurch wäre die schon an und für sich verwickelte Nomenklatur demjenigen, der die einschlägige Literatur benutzen will, ein wenig einfacher gemacht.

nicht zu verwundern ist, da ein solcher Vorgang zu diesen Zeiten auch sonst kaum nachzuweisen ist.

Danach läſst sich der Verfasser auf seine eigentliche Aufgabe ein. Zunächst werden einige Textverschlechterungen der englischen Hss. aufgezählt, die nicht das Werk der Schreiber dieser Handschriften sind, sondern die entweder schon in den Vorlagen enthalten sein müssen (eine Menge solcher Irrtümer waren schon vorher angeführt) oder dadurch verursacht waren, daſs der Übersetzer sein afrz. Original miſsverstand. Dann werden die englischen Teile in ihrem Verhältnis untereinander näher untersucht. Es würde uns zu weit führen, mit dieser Untersuchung uns hier eingehender zu beschäftigen. Als Hauptresultat gilt, daſs die schon von Zupitza aufgestellte Einteilung in vier englische Versionen für richtig zu halten ist. Es wird hier nur das Verhältnis dieser Versionen zueinander allseitiger und klarer beleuchtet.

Der Abschnitt über die französischen Handschriften ist, wie schon gesagt, in vielen Punkten ein Referat der genannten Winnebergerschen Dissertation. In mehreren Einzelheiten, die für die Beurteilung des Verhältnisses zu den englischen Handschriften von Belang sind, werden aber die Ausführungen Winnebergers ergänzt und berichtigt. Wie W. bewiesen hat, zerfallen die von ihm untersuchten Handschriften in zwei Gruppen. Im letzten Abschnitt seiner Arbeit erlangt Weyrauch nun das Resultat, daſs die französischen Vorlagen von den mittelenglischen Handschriften alle zu einer Gruppe (der O-r-o-f-Gruppe) gehörten. Dies wird nicht nur dadurch bewiesen, daſs die englischen Handschriften eine überaus groſse Menge +-Verse in Übereinstimmung mit der genannten afrz. Gruppe aufweisen, wogegen die +-Verse der anderen afrz. Gruppe (a P G) in den englischen Handschriften fehlen, sondern auch dadurch, daſs die englischen Handschriften eine von der anderen afrz. Gruppe abweichende Version, und zwar die von O-r-o-f, bieten. Eine Sonderstellung nimmt aber der erste Teil der Hss. A und C ein, insofern sie ein Gemisch beider afrz. Versionen repräsentieren; auch c schlieſst sich in einem Abschnitt der anderen afrz. Version an. Diese Mischungen haben aller Wahrscheinlichkeit nach schon in den betreffenden afrz. Vorlagen stattgefunden. Es wird nun noch ein Versuch gemacht, die Stellung der verloren gegangenen afrz. Vorlagen zu den vorhandenen afrz. Handschriften festzustellen.

Das vom Verfasser behandelte Thema ist in vielen Punkten ein sehr verwickeltes und zeitraubendes. Eine vollständige Würdigung der Arbeit ist nur für denjenigen möglich, der das ungeheure Material durchforscht hat. Zu eingehenderen Studien auf diesem Gebiete habe ich keine Gelegenheit gehabt. Soweit ich die Resultate der Arbeit habe prüfen können, haben sie mir durchaus eingeleuchtet. Ein endgültiges Urteil aller vom Verfasser behandelten Fragen muſs berufeneren Kräften überlassen werden.

Zuletzt ein paar Kleinigkeiten. S. 5 Z. 5 v. o. l. *itherd.* Kann nicht die zweimal in *αϱ* auftretende Schreibung *on arabite* so erklärt werden, daſs man *a-* mit *a-* in afrz. *arabi* zusammenstellt? S. 11 Z. 10 v. u. l. *sigt* statt *rigt.* S. 11 Z. 8 v. u. l. *elvis* oder *elvish* statt *elvich.*

Upsala. Erik Björkman.

Le bone Florence of Rome, hsg. von W. Vietor. 2. Abtlg.: Untersuchung des Denkmals von A. Knobbe. Marburg 1899. 59 S. 8.

Im ersten Kapitel dieser Untersuchung, welche die nachträgliche Einleitung zu dem seinerzeit von Herrn Professor Vietor gegebenen Abdruck der Bone Florence bildet, behandelt (S. 1—3) Verfasser 'das genealogische Verhältnis der englischen Fassung zu den fremden Versionen des Stoffes' und sucht dabei die Ergebnisse der Wenzelschen Dissertation (Marburg 1890), die sich mit den verschiedenen Fassungen unserer Sage beschäftigt, zu berichtigen. In der Tat wird man ihm auch darin beipflichten müssen, dafs für die Hss. M, P und S eine gemeinsame Vorlage y anzunehmen ist, durch deren Vermittelung erst sie auf dieselbe Quelle zurückgehen wie die englische Version R. Wenn dagegen Knobbe innerhalb der MPS-Gruppe noch für M und P eine gemeinsame Vorlage z annimmt, so ist demgegenüber der Umstand anzuführen, dafs P trotz aller Ähnlichkeiten mit M zu viele Züge aufweist, die sich in R finden, in M aber fehlen (vgl. S. 4); diese Annahme scheint mir daher nicht haltbar.

Das zweite Kapitel (S. 3—12) beschäftigt sich mit der Charakteristik der englischen Bearbeitung, wobei zum Vergleich besonders die Hs. P herangezogen wird. Es wäre gut gewesen, dann und wann auch die anderen Versionen, besonders Q, zu berücksichtigen. Auf diese Weise hätte sich sicher herausgestellt, dafs die Abweichungen der englischen Version von der französischen P nicht in dem Mafse auf Rechnung des Bearbeiters zu setzen sind, wie es Herr Knobbe (z. B. S. 9) tut. Trotzdem aber sind die Rückschlüsse, die er auf den Verfasser der englischen Version macht, und die Brandls in Pauls Grundrifs (1. Aufl., II. Bd., 1. Abt., S. 669) ausgesprochene Ansicht bestätigen, zweifelsohne richtig.

Der Stil der Dichtung wird im dritten Kapitel (S. 13—25) nach der von Kölbing in seiner Amis und Amiloun-Ausgabe eingeschlagenen Methode untersucht. Bei den unter 'Nachahmungen?' gegebenen Stellen aus Emare, Sir Perceval und Torent of Portyngale ist allerdings kaum Entlehnung anzunehmen.

Kapitel IV (S. 25—48) wird durch die Betrachtung der Sprache des Denkmals ausgefüllt, der sich in Kapitel V (S. 49—52) die Bestimmung von Ort und Zeit der Entstehung des Werkes anschliefst. Der Versuch einer Lokalisation war schon von O. Wilda in seiner Dissertation 'Über die örtliche Verbreitung der zwölfzeiligen Schweifreimstrophe in England' (Breslau 1887) unternommen worden. In Übereinstimmung mit Wilda kommt Herr Knobbe zu dem Resultat, dafs als Ort der Abfassung die Grenze zwischen Norden und Mittelland anzunehmen ist. Er entscheidet sich aber für das nördliche Mittelland, während nach Wilda der südliche Norden die Heimat des Dichters war. Natürlich ist es bei dem Übergreifen der sprachlichen Erscheinungen im Grenzgebiet zweier Dialekte, und so auch hier, schwer, eine genaue Entscheidung zu treffen. Überzeugend sind dagegen die Ausführungen Herrn Knobbes über die Zeit der Abfassung.

Das sechste und letzte Kapitel bringt (S. 52—59) die metrische Untersuchung des Denkmals. Der gleiche Stabreim der Cauda mit dem ihr vorangehenden Verse dürfte bei der auf S. 59 citierten Stelle Zufall sein; dessen ungeachtet hat aber Verfasser mit der Behauptung, daſs die Gesetze des germanischen Alliterationsverses nicht im entferntesten gewahrt sind, unbestreitbar recht.

Pr.-Stargard. M. Weyrauch.

Specimens of Middle Scots with introduction, notes and glossary by G. G. Smith. Edinburgh, Blackwood, 1902. LXXV, 374 s.

Mit Recht beklagt sich Smith über die Unklarheit des Begriffes 'Mittelschottisch'. Läſst man ihn, wie es in diesem Buche geschieht, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einsetzen, so ist zwar das Gros der schottischen Chaucer-Schule von Henrison an einbezogen, aber ohne das Haupt, Jakob I., und zugleich ist eine sprachliche Abgrenzung fast in keinem Punkte sicher zu legen, wie Smith im Kapitel über die grammatischen Eigentümlichkeiten auch betont. Wollte man Jakob I. einbeziehen, so bliebe für das Altschottische auſser Barber und Huchown fast nichts übrig. Vom Standpunkt der englischen Literaturgeschichte aus sieht man überhaupt keine schottischen Denkmäler, die sich als gleichzeitig mit den altenglischen erweisen lassen, fühlt sich daher versucht, auf die ganze Periode 'Altschottisch' zu verzichten. Auch kann man den Anfang des Mittelschottischen nicht gut auf die Reformationszeit herabdrücken, weil da die Dichtung im heimischen Idiom bereits verebbt. Wäre es nicht praktischer, sachliche Gruppierungen und Titel zu wählen, z. B. Barbersche Periode, Chaucer-Schule, Reformationszeit, frühpresbyterianische Zeit, siebzehntes Jahrhundert? Bei solchem Vorgehen hätte Smiths Buch die Überschrift 'Scottish literature under the influence of Chaucer and the reformers' erhalten können, denn über diese Sphäre ungefähr erstreckt es sich.

Sein Hauptwert liegt in dem, was Smith aus den ältesten Sammelhandschriften beibringt. Diese werden zuerst beschrieben (S. LXVII bis LXXIII). Da ist eine lateinische Hs. von Makculloch, datiert 1477, mit schottischen Interpolationen in Versen, die erst zum Teil gedruckt sind; bisher war man hierüber auf einige kurze Bemerkungen von Laing (bei Schipper S. 13 wiederholt) angewiesen. Ferner eine Sammelhandschrift genealogischer und geschichtlicher Art, ca. 1500 von J. Gray gemacht und mit Versen untermischt, von denen Smith namentlich das religiöse Gedicht 'This warld is verra vanite' zum Abdruck bringt. Etwaige Zweifel an der schottischen Herkunft dieses Gedichtes aus sprachlichen Gründen lehnt er ab, mit Recht; denn es enthält nicht bloſs nörtliche Reime (ee, dee), sondern auch spezifisch schottische Wörter und Schreibweisen, z. B. wy (: tree), eneugh, quhill.

Von den jüngeren Gedichtsammlungen ist Asloane genau beschrieben, doch wie bei Schipper S. 7 ff. nur nach dem Bericht von Gibb 1810 in den Chalmers ms. collections, da der Besitzer, Lord Talbot, 'is unable to

grant access to the volume': lächerliche Unnoblesse! Bannatyne-Ms. und Maitland-Ms. sind kurz skizziert; aus dem letzteren wird 'The mourning maiden' mitgeteilt, das aber schon bei Laing steht; im übrigen erhalten wir aus diesen Sammlungen lauter schon bekannte Proben von Henrison, Dunbar und Scott. Neu ist ein Stück aus John of Ireland, Opera theologica 1490, 'the earliest extant example of original literary prose in Scots' S. 92—101; der Verfasser sagt zwar, lateinisch zu schreiben hätte er besser verstanden; er schreibe aber doch in 'the commoune langage of þis cuntre', denn 'I knaw þat Gower, Chauceir, the monk of Berry and monywthir has writtin in inglis tong richt wisly, induceand personis to lefe vicis and folow wertuis'. Der englische Einfluss ist also deutlich bezeugt. Lehrreich ist der Abdruck von vier zeitlich gesonderten Stellen aus dem Register of the Privy Council 1546, 1552, 1567, 1618; man kann über die Entwickelung der schottischen Kanzleisprache manches daraus entnehmen; freilich ist der Dialektgebrauch in diesen Akten vielfach auch davon abhängig, ob der Schreiber in Edinburg saſs oder auf dem Lande oder bei König Jakob VI. in London: in letzterem Falle ist der englische Einschlag am stärksten, während er in der Feder eines Friedensrichters vom Dorfe am wenigsten fühlbar wird. Diese Verhältnisse hätten — bei der Reichhaltigkeit des gedruckten Materials — längst eine Untersuchung verdient; endlich hat sie Dr. Ritter hier in die Hand genommen. Die jüngste Probe, die Smith abdruckt, stammt aus den bisher unveröffentlichten Hss. von A. Bysset, 'The rolment of courtis' 1622; die Schreibung ist immer noch sehr ausgeprägtes Schottisch.

Von den Beigaben sind die 'Early transition texts' — aus Ratis Raving, Bruce, Lancelot and Rauf Coilȝear — ein Tribut an den schwankenden Begriff 'Mittelschottisch'. Anmerkungen und Glossen werden es dem Anfänger sehr erleichtern, sich einzulesen. Die grammatische Einleitung ist, was Laut- und Flexionslehre betrifft, mehrfach unklar geraten. Ich hebe nur den wichtigsten alten Unterscheidungspunkt des Schottischen vom Nordenglischen hervor, nämlich die Verwechslung von *v* und *w*. Smith konstatiert das Erscheinen von *v* für *w* nur für 'some texts printed abroad' (S. XXVIII) und das Wort void statt wood in 'King Hart'. Ich finde es aber z. B. auch in der ersten Nummer von Chapmans Sammelband 1508, die nach Smith S. LXXIV in Edinburg gedruckt wurde: bevale 70 10, folloving 71 8, reuardit 73 11; sowie in Hay's Hs. betuix 80 1, ansuere 80 27, alssua 83 28. Das Umgekehrte, nämlich Vorkommen von *w* statt *v*, wird von Smith mit den Worten erörtert: 'The contrary is seen in wardour = verdure 48 16.' Wer aber genauer zusieht, findet *w* für *v* in einer groſsen Anzahl von Hss., die kein *v* für *w* haben. Man kann für die von Smiths Proben illustrierte Zeit geradezu den Satz aufstellen: *w* für *v* gehört zur gewöhnlichen Physiognomie des Schottischen, *v* für *w* zu den auffallenden Eigentümlichkeiten gewisser Schreiber und Setzer. Statt weiter solche Ausstellungen zu machen, will ich aber lieber hervorheben, daſs Smith einen hübschen Ansatz zu schottischer Dialekt-Syntax gewagt, die heute in England so beliebten Theorien von keltischem Einfluſs zurückgewiesen und gegenüber dem überschätzten Einfluſs des Franzö-

sischen im sechzehnten Jahrhundert den lateinischen in gerechtes Licht geschoben hat. Das Buch ist als Ganzes ein willkommenes Zeichen dafür, daſs sich das germanische Schottland philologisch auf seine Vergangenheit besinnt.

Berlin. A. Brandl.

G. H. Sander, Das Moment der letzten Spannung in der englischen Tragödie bis zu Shakespeare. Berlin, Mayer & Müller, 1902. 68 S. M. 1,60.

Das 'Moment der letzten Spannung' ist von G. Freytag in die Dramaturgie eingeführt worden, und die Fruchtbarkeit seines empirischen Standpunktes hat sich vielleicht nirgends heller offenbart als in der Entdeckung dieses bis dahin nicht beachteten Muskels an der Anatomie des Dramas. Sander geht nun von Hinweisen der 'Technik des Dramas' auf Shakespeare aus, um die Geschichte des wirksamen Kunstmittels bis auf den Meister der Tragödie zu verfolgen. Er weist nach, daſs in der antiken Tragödie nur bei Sophokles in der 'Antigone' sich Ansätze zeigen. Englische Dramen nehmen das Motiv dann ganz neu auf. Marlowe verwendet zwar im 'Faustus' (S. 34) nur das schon von der epischen Quelle gegebene Hilfsmittel, bringt es aber im 'Tamburlaine' (S. 31) in neuer und origineller Weise an (S. 34; Rekapitulation S. 47). Shakespeare führt es dann in 'Richard III.' mit neuer Kraft durch (S. 52), während er es in 'Richard II.' (S. 53) nicht gegen die Quellen einzuführen wagt. Sonst aber (S. 65) gebraucht er es von 'Romeo und Julie' an regelmäſsig. Sander sieht die Ursache (S. 67) darin, daſs diese letzte Spannung uns besonders nachdrücklich darauf hinweist, wie das Schicksal der Helden in der Hand höherer Mächte liegt.

Berlin. R. M. M.

The complete works of John Lyly now for the first time collected and edited from the earliest quartos with life, bibliography, essays, notes, and index by R. Warwick Bond, M. A. Vol. I: Life. Euphues: The anatomy of Wyt. Entertainments. Vol. II: Euphues and his England. The plays. Vol. III: The plays (continued). Anti-Martinist work. Poems. Glossary and general index. Oxford at the Clarendon press 1902. 42 sh.

'The work here offered to Elizabethan students is the first collected edition of an author whose immense importance to English literature is beginning to receive a tardy recognition' — diesen Worten, welche die Vorrede des Herausgebers eröffnen, können wir getrost hinzufügen, daſs diese stattliche Ausgabe für viele Jahrzehnte die Grundlage jeder ernstlichen Beschäftigung mit dem berühmten Euphuisten bleiben wird. Man kann in dieser Arbeit, der Frucht mehrerer mühevoller Jahre, hin und wieder einige Weitschweifigkeiten und Wiederholungen lästig empfinden, manchmal eine verschiedene Anordnung des Stoffes wünschen, die reichlichen Anmer-

kungen werden sich aus den Sammlungen anderer Forscher noch ergänzen und berichtigen lassen: über die liebevolle Hingabe Bonds an seine Arbeit kann nur eine Stimme der Anerkennung und des Lobes sein. Wir verdanken ihm die sorgfältigste, manches Neue bietende Darstellung des Lebens und Wirkens John Lylys.

Der erste Band bringt an erster Stelle einen Neudruck der Ende Dezember 1578 veröffentlichten editio princeps des Euphues mit den Lesearten der späteren Ausgaben. Dieser Neudruck ist von Anmerkungen begleitet, die wir dankbar begrüßsen als den ersten, wohlgelungenen Versuch, das Verhältnis Lylys zu seinen Vorbildern im einzelnen festzustellen und seine zahllosen, der Mythologie, der Geschichte und Literatur des klassischen Altertums entlehnten Beispiele und Gleichnisse auf ihre Quellen zurückzuführen. Schlagend wird durch diesen Kommentar bewiesen, wie vollkommen der Stilist Lyly von seinem Meister George Pettie abhängig ist, von dem Erfinder der als Euphuismus berühmt gewordenen Schreibweise. Bond selbst bemerkt über Lylys Schuld an den Guevara-Übersetzer Thomas North und an Pettie zusammenfassend: '*Whatever Lyly's debt to "The Diall" in point of subject-matter, he owes little to it directly in point of style. In Pettie, on the other hand, who indeed owes much of his manner to North, we have an exact model of the style of Euphues*' (I, 138). Dagegen mufs ich sagen, dafs es mir ganz unklar geblieben ist, was Lyly als Stilist der englischen Guevara-Übersetzung verdanken soll: ich wüfste nicht, welche Eigentümlichkeit seines Stiles nicht auch bei Pettie zu finden wäre. Eine genaue Vergleichung des Pettieschen 'Pallace' mit der Northschen Arbeit fehlt uns leider immer noch, sie mufs unbedingt geliefert werden, bevor wir ein richtiges, endgültiges Urteil über Petties Originalität fällen können. Vorläufig kann ich nur wiederholen, was ich schon vor zehn Jahren in meinen 'Studien zur Geschichte der italienischen Novelle in der englischen Literatur des 16. Jahrhunderts' (S. 26) gesagt habe: Pettie war meines Erachtens 'vollkommen berechtigt, von neuen Moden in Phrasen und Worten zu sprechen, die er in seinem Buche eingeführt habe'.

In den eben erwähnten Studien, welche der sonst auch deutsche Arbeiten gewissenhaft benutzende Herausgeber nicht gekannt hat, würde er auch die Hauptverschiedenheit zwischen der Vortragsweise Petties und Lylys kennen gelernt haben: Pettie verwendet als warnende oder lockende Beispiele gern die durch William Painter in die englische Literatur eingeführten Gestalten der italienischen Novellisten, namentlich Bandellos, während Lyly diesem Kreise ganz fern bleibt. Er citiert nur — höchst wahrscheinlich wieder im Anschlufs an Pettie — die allgemein bekannten Freundschaftstypen Titus und Gisippus, und von den italienischen Autoren sind im Euphues nur Petrarca und Ariost flüchtig erwähnt.

Mit gleicher Sorgfalt ist der zweite Teil des Lylyschen Romans, 'Euphues and his England', zum Abdruck gebracht und kommentiert.

In dem einleitenden Aufsatz über 'Euphues and Euphuism' wird man mit besonderem Interesse die Tabelle der an den Wortlaut und an die Gedanken des Euphues erinnernden Shakespeare-Stellen durchsehen.

Neue Urteile von Zeitgenossen Lylys über seinen Stil und neues Material für die Erkenntnis des Fortlebens des Euphuismus bringt Bond nicht bei — es wird deshalb nicht vom Übel sein, wenn ich zwei, soweit ich sehe, noch nicht beachtete zeitgenössische Zeugnisse für die hohe Schätzung und die schnelle Entwertung dieser Schreibweise anführe. In einer der Elisabethischen Vorstudien für den historischen Roman, in Thomas Deloneys unterhaltlicher Erzählung 'Thomas of Reading, or the Sixe Worthie Yeomen of the West' erscheint mitten unter den realistisch gehaltenen bürgerlichen Gestalten ein hochgeborenes, romantisches Liebespaar: Margaret mit der lilienweifsen Hand, die Tochter des verbannten Earl von Shrewsbury, die sich in ihrer Not der Frau des Tuchmachers Gray als Magd verdingen mufs, und der Herzog Robert von der Normandie, der Bruder Henry Beauclerkes, des Königs von England, den dieser gefangen hält, weil er sich mit dem französischen König Lewis gegen seinen königlichen Bruder verbündet hatte. Dieser gefangene Prinz verliebt sich in die schöne Magd und wird auch von ihr geliebt, aber diese Liebe wird ihr Verderben: bei einem gemeinschaftlichen Fluchtversuch werden sie gefangen genommen, der Herzog wird geblendet, Margaret geht ins Kloster. Im allgemeinen läfst Deloney seine Leute ein schlichtes, nüchternes Englisch sprechen — in die Reden des vornehmen Liebespaares aber hat er wiederholt naturgeschichtliche Gleichnisse von der Art des Euphues eingeflochten. So sagt z. B. der verliebte Herzog bei seinem Werben: *A bird was never seene in Pontus, nor true love in a fleeting mind: never shall remove the affection of my heart which in nature resembleth the stone Abiston, whose fire can never be cooled.*[1] Bei Lyly ist dieser fabelhafte, sich nie abkühlende Stein Abeston dreimal erwähnt (vgl. Bonds Anmerkung I, 332). Margaret möchte zungenlos gewesen sein wie der Storch: *I would I had beene like the Storke tongueless, then should I never have caused your disquiet.*[2]

Während sich Deloney in seiner vor 1600 verfafsten Erzählung einer Eigentümlichkeit des Euphuismus bedient, um die Reden seiner feinen Leute von dem Gespräch der bürgerlichen zu unterscheiden, warnt Thomas Middleton in einigen, wenige Jahre später niedergeschriebenen Versen ausdrücklich vor der Verwendung der einst so beliebten, jetzt aber immer der Entlehnung verdächtigen Euphuismen. In dem metrischen Prolog seiner kleinen Sammlung von Prosa-Erzählungen: 'Father Hubburd's Tale; or the Ant and the Nightingale', gedruckt 1604, gestattet die Nachtigall der Ameise, ihre Geschichte in Prosa zu erzählen:

> Well, tell thy tales; but see thy prose be good,
> For if thou Euphuize, which once was rare,
> And of all English phrase the life and blood,
> In those times for the fashion past compare,
> I'll say thou borrow'st, and condemn thy style,
> As our new fools, that count all following vile.[3]

[1] Vgl. 'Early English Prose Romances' ed. W. J. Thoms, London 1858, vol. I p. 138.
[2] Ib S. 140.
[3] Vgl. die Bullensche Ausgabe, London 1886, vol. VIII, S. 62.

Mit grofser Wärme tritt der Herausgeber für Lylys Verdienste als Dramatiker ein, als Bahnbrecher und Lehrmeister Shakespeares, dessen Verhältnis zu Lyly nicht nur in den Anmerkungen, sondern auch in dem den Dramen vorausgestellten Aufsatz: *Lyly as a Playwright* (II, 231 ff.) beleuchtet ist. Aufserdem sind besonders eingehend Lylys Beziehungen zu Chaucer und zu der italienischen Literatur besprochen. Bonds Ansicht, dafs Lyly dieser letzteren auch als Dramatiker ziemlich unabhängig gegenüberstehe, scheint, was sachliche Entlehnungen angeht, vollkommen richtig zu sein; dafs sich aber bei ihm gerade deutlichere Übereinstimmungen mit Tassos anmutiger dramatischer Pastorale 'Aminta' ergeben (vgl. Bond II, 483), läfst doch vermuten, dafs die zierlichen Schäfer, Schäferinnen und Nymphen des Engländers der italienischen Anregung innerlich mehr verdanken, als sie in ihren Worten und Taten erkennen lassen. Die ganze niedliche Schar der Lylyschen Figuren sieht man in dieser schönen neuen Ausgabe gern und auch nicht ohne ein gewisses ästhetisches Behagen an sich vorübergleiten — freilich aber doch immer mit der Empfindung, dafs die Musik, welche diesen Marionettentanz beseelte, für uns verklungen ist.

Bond ist geneigt, seinem Dichter aufser den bekannten Dramen auch noch eine gröfsere Zahl von Maskenspielen zuzuschreiben, die an verschiedenen Orten zur Begrüfsung der Königin Elisabeth und bei anderen festlichen Anlässen aufgeführt wurden. Diese Vermutung hat manches für sich, solche Arbeiten können wohl zur teilweisen Ausfüllung der späteren Jahre Lylys gedient haben, aus denen uns keine gröfseren Werke überliefert sind. Zwingend läfst sich der Beweis für seine Autorschaft allerdings nicht führen — und wer nicht an die Echtheit dieser dramatischen Skizzen glauben will, braucht wenigstens nicht zu befürchten, dafs er durch seine Zweifel den Dichterruhm Lylys empfindlich schmälert: es handelt sich um leichte, auf Bestellung gelieferte Ware. Etwas störend wirkt, dafs Bond diese *Entertainments* zwischen die beiden Teile des Euphues eingeschoben hat, sie würden nach den Dramen an ihrem richtigen Platze gewesen sein.

Den Beschlufs der Ausgabe bildet Lylys 'Anti-Martinist Work', d. h. seine Beiträge zu der famosen Martin Marprelate-Controversy, und eine stattliche Anzahl von Gedichten, die Bond als das Eigentum seines Poeten betrachten möchte. Sicherheit wird sich auch betreffs der meisten dieser Gedichte schwerlich je gewinnen lassen.

Lyly ist einer von jenen Autoren, deren Persönlichkeit ganz hinter ihren Werken zurücktritt: nur seine pathetische Klage über die Ungunst des Schicksals in einer seiner Bittschriften an die Königin ist im Gedächtnis der Nachwelt haften geblieben. Bond hat auch für die Biographie des Euphuisten eingehende Untersuchungen vorgenommen, und es ist ihm gelungen, einige Tatsachen und Daten, besonders die Jahre seiner Petitionen an die Königin genauer zu bestimmen, sowie einige eigenhändige Briefe Lylys zu entdecken. Überall hat man auch in diesem Abschnitt das wohltuende Gefühl, dafs er selbständig geforscht und keine Mühe gescheut hat, der frei gewählten Aufgabe nach bestem Können gerecht zu werden. —

Wiederholt hat sich Bond, wie gesagt, mit Lylys allenfallsigen Beziehungen zu Chaucer beschäftigt (vgl. I 401, II 423, III 503 f.). Ich möchte seine vergleichenden Bemerkungen um eine interessante Parallelstelle vermehren: die Worte des Euphues: *The Sun shineth uppon the dungehill, and is not corrupted* (I 193, 19, wozu die Anmerkung auf S. 332 f. zu vergleichen ist) erinnern uns sofort an eine Stelle der Parson's Tale: *Certes, holy writ may nat been defouled, na-more than the sonne that schyneth on the mixen* (Variante: *a dongehul*, vgl. Morris III 349; Skeats Chaucer IV 630, 912 ff.). Bei Peraldus steht dieses Gleichnis nicht (vgl. Miss Petersens Abhandlung 'The Sources of the Parson's Tale' S. 76), es ist aber ein sehr alter Gemeinplatz des Mittelalters, der aus der theologischen Literatur bald in die weltliche übergegangen ist. Der älteste, mir aus zweiter Hand bekannte Beleg findet sich in einem Sendschreiben des Papstes Nikolaus I. aus dem Jahre 886: *nec potest solis radius per cloacas et latrinas transiens aliquid exinde contaminationis attrahere*[1] — spätere weltliche Wiederholungen sind zu lesen in einem Sonett des Guido Guinicelli,[2] bei Petrarca[3] und in einer Sentenzensammlung des 14. Jahrhunderts, betitelt 'Fiore di Virtù'.[4] Nach Lyly ist mir derselbe Gedanke bei dem Dramatiker Thomas Middleton begegnet (vgl. die Strafsburger Doktorschrift von Otto Ballmann, 'Chaucers Einflufs auf das englische Drama etc.', Anglia XXV 75) und bei dem Earl of Stirling (vgl. 'Croesus' III 2).

Zu dem hübschen Liede des Trico in 'Campaspe' (Akt V Sc. I; vol. II S. 351) sagt Bond: *A different, but inferior and I think later, version of Lyly's song altering the fourth line and also substituting the sparrow for the robin is given, with 'Cupid and my Campaspe' but without source or author specified, in Thos. Lyle's* 'Ancient Ballads and Songs', 1827 (ib. S. 551 f.). Dieser zweite Text der mir nicht vorliegenden Lyleschen Sammlung scheint die spätere Umformung des Liedes zu bieten, welche in dem von Ford und Dekker gemeinschaftlich verfafsten moralischen Maskenspiel 'The Sun's Darling' (lic. 1624) von *Delight* vorgetragen wird. Ford und Dekker haben sich Lylys zierliche Verse mit der damals so oft zu bemerkenden Unbefangenheit angeeignet und dabei den Sperling für das Rotkehlchen eingeführt: *Chirrup the Sparrow flies away, For hee fell too 't ere break of day.* Ihre Veränderungen beschränken sich jedoch nicht auf diese Vertauschung und die vierte Zeile; sie haben Lylys zwölfzeilige Strophe in zwei sechszeilige verwandelt und auch in der ersten Strophe das Schlufscouplet des Liedes als Refrain verwendet, weshalb zwei Zeilen der ursprünglichen Fassung beseitigt werden mufsten. An Shakespeares Cymbeline-Ständchen erinnert der Ford-Dekkersche Wortlaut infolge dieser Änderungen nicht

---

[1] Cf. Lorenzo Mascetta Caracci 'Shakespeare e i Classici Italiani a proposito di un Sonetto di Guido Guinizelli', Lanciano 1902, S. 18, Anm. 1. Ein ganz interessantes Schriftchen, nur teile ich betreffs aller der von ihm emphatisch betonten Übereinstimmungen zwischen Shakespeare und den Italienern seine gelegentlich ausgesprochene Meinung: *Certo non è da escludere la possibilità d'incontri accidentali* (S. 17).

[2] Cf. ib. S. 18; Gaspary 'Gesch. d. it. Lit.' S. 105.

[3] Cf. Caracci l. c.

[4] Cf. Gaspary ib. S. 105.

mehr (vgl. Dramatic Works of Thomas Dekker, London 1873, vol. IV pp. 304, 442).

Zum Schlufs möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dafs die absonderliche Handlung von Lylys einziger Vers-Komödie 'The Woman in the Moone' zusammengefafst ist in einem Sonett eines schottischen Zeitgenossen, des Sir William Alexander, Earl of Stirling. Wie Pandora, die unruhige Heldin Lylys, wird auch Stirlings Dame von allen sieben Planeten beherrscht, nur kommen bei ihm, der eine Verherrlichung der Geliebten beabsichtigt, ausschliefslich die guten Einflüsse der Planeten zur Geltung:

> Lo, in my faire each of the planets raignes:
> She is as Saturne, ever grave and wise,
> And as Jove's thunderbolts, her thund'ring eyes
> Do plague the pride of men with endlesse paines:
> Her voyce is as Apollo's, and her head
> Is over garnish'd with his golden beames,
> And ô her heart, which never fancie tames,
> More fierce then Mars makes thousands to lie dead.
> From Mercurie her eloquence proceeds,
> Of Venus she the sweetnesse doth retaine,
> Her face still full doth Phoebe's lightnesse staine,
> Whome likewise she in chastitie exceeds

(cf. The Poetical Works of Sir Wm. Alexander etc. In three vols. Glasgow, 1870; vol. I, p. 75 f.).

Strafsburg. E. Koeppel.

Byrons sämtliche Werke in neun Bänden, übers. von A. Böttger, hrsg. von Prof. Dr. W. Wetz. Leipzig, o. J. (1902). Max Hesses Verlag.

Es war vorauszusehen, dafs der Abschlufs der grofsen Murrayschen Ausgabe von Byrons Werken in Deutschland nicht ohne Nachwirkung bleiben werde. So haben wir schon eine neue Biographie des Dichters von der Hand R. Ackermanns, eine zweite von E. Köppel ist seit einiger Zeit angekündigt,[1] und jetzt liegt auch eine Neuausgabe von A. Böttgers Übersetzung vor, die Professor Wetz besorgt und mit einer ausführlichen Einleitung und Anmerkungen ausgestattet hat.

Böttger war gewifs ein Dichter von nicht geringer Begabung, und seine Übersetzung hat von jeher in Ansehen gestanden. Freilich liegt in dieser Tatsache ein Vorzug und zugleich eine gewisse Gefahr. Ein Dichter, der sich seinen bestimmten Stil bereits gebildet hat, wird diesen bewufst oder unbewufst auch bei der Übertragung der Werke eines Dritten zur Geltung bringen. Ferner ist zu erwägen, dafs mit der Fähigkeit zu dichterischer Produktion die Fähigkeit des Übersetzers nicht immer gleichen Schritt hält. Wer dächte hier nicht an Gildemeister, der, soviel bekannt ist, nie selber auch nur ein Gedicht veröffentlicht, wohl aber die nach allgemeinem Urteil beste Byron-Übersetzung hinterlassen hat? Ähnlich

[1] Ist inzwischen erschienen.

steht es mit Alex. Neidhardt, dessen Arbeit zwar öfter an Härte des Ausdrucks leidet, dafür aber durch ihre Treue in der Wiedergabe der dichterischen Vorlage entschädigt. Bei einer kritischen Durchsicht der Böttgerschen Übersetzung stellt es sich bald heraus, daſs sie keineswegs fehlerfrei ist und nicht durchweg den Anforderungen entspricht, die man heutzutage stellen darf. Es finden sich bei ihm nicht wenige Härten und Ungenauigkeiten, selbst Miſsverständnisse des Originals kommen vor. Daſs Böttger eine unvollständige, vielleicht auch nicht fehlerlose Ausgabe von Byron benutzt hat, sei nebenbei erwähnt. Der Herausgeber hat demgemäſs (speziell bei den lyrischen Gedichten) andere Übersetzer — wie den hochbegabten E. Ortlepp, ferner Dr. Bärmann, Bernd von Guseck u. a. — zu Worte kommen lassen. Auch hat er ausnahmsweise, was sehr zu billigen ist, selbst die bessernde Hand angelegt, wo eine wichtige Nuance des Textes nicht getroffen zu sein schien (vgl. Bd. VIII, S. 7).

Es ist interessant zu beobachten, wie die Übersetzung, je nach dem verschiedenen Charakter der Dichtungen, auch verschieden gut ausfällt. Am wenigsten gelungen erscheinen mir die mehr individuellen Schöpfungen, d. h. die lyrischen Gedichte und der Childe Harold, ein Werk, das wegen der gehäuften Schwierigkeiten gleichsam als Prüfstein für die Geschicklichkeit des Übersetzers dienen kann. Besser sind schon die nach Stoff und Form leichter zugänglichen kleinen Epen geraten. Am meisten befriedigen die Dramen. Es liegt dies vielleicht auch daran, daſs Böttger sie erst zuletzt in Angriff genommen haben mag, als seine Kräfte der Aufgabe gegenüber gewachsen waren. Ich möchte an einer Reihe aus verschiedenen Werken ausgewählter Proben zeigen, inwieweit die Böttgersche Arbeit verbesserungsbedürftig erscheint.

Ich beginne mit den lyrischen Gedichten:

On the Death of a Young Lady (ed. Coleridge I, 5)

Oh! could that King of Terrors pity feel,
Or Heaven reverse the dread decree of fate.

O hätte doch der Todesfürst ein Herz,
O wenn der Himmel sie noch aufbewahrte.

Still they call forth my warm affections' tear,
Still in my heart retain their wanted place.

In meinem Herzen bleibt der holde Stern
Und lockt mir Tränen ab und Klagetöne.

Lines written beneath an elm in Harrow Churchjard (ib. S. 96)

Where now alone I muse, who oft have trod:
With those I loved, the soft and verdant sod.

Wo ich allein jetzt bin, der oft vor Jahren
Den Raum betrat mit der Genossen Scharen.

Hebrew Melodies (ed. Coleridge III, 381)

She walks in beauty like the night
Of cloudless climes and starry skies.

Sie geht in Schönheit gleich der Nacht
In wolkenlosem Sternenlicht.

Unübertrefflich ist hier Gildemeister:

In ihrer Schönheit wandelt sie
Wie wolkenlose Sternennacht.

Since thy triumph was bought by thy (*vow*)

Da dich dein Gelübde befreit. (Ib. 387.)

Aus '*Childe Harold*', was übrigens besser mit Junker als mit Ritter Harold übersetzt wird, habe ich folgendes angemerkt:

Vorw. 2, 5. *and guileless beyond Hope's imagining*

Voll Unschuld, wie sie atmet im Gedicht.

4, 1. *Oh! let that eye, which, wild as the gazelle's*
Now brightly bold or beautifully shy etc.

O laſst den Blick, der voll Gazellenglut
Bald kühn erglänzt, bald wunderlieblich zagt.

5, 6. *Near the lyre*
Of him who hailed thee, loveliest as thou wast.

Zur Leier dessen, der dich preist allein.

Canto I, 2, 9. *Flaunting wassailers of high and low degree.*

Zecher aller Art, die seine Lüste nährten.

I, 3, 7. *Nor all .....*
Can blason evil deeds, or consecrate a crime.

Nicht läſst das Laster noch der Frevel sich umnachten.

5, 2. *Nor made atonement when he did amiss.*

Doch fühlt er im Begang'nen nimmer Reue.

8, 5. *But this none knew, nor haply cared to know;*

Doch mocht' er niemand seine Qual vertrau'n.

12, 4. *And fast the white rocks faded from his view,*
And soon were lost in circumambient foam.

Die weiſse Klippe, die dem Blick entweicht,
Verschwamm, bis ganz im Nebel sie entschwand.

14, 8. *And soon on board the Lusian pilots leap,*
And steer 'twixt fertile shores where yet few rustics reap.

Das Schiff bringt Lotsenkraft in sich're Bucht
An Lusitaniens Strand, wo überreiche Frucht.

Man vergleiche ferner folgende Stellen: 7, 3; 19, 5; 25, 2; 26, 3; 28, 2; 34, 7; 35, 5; 37, 4; 41, 5—7; 62, 6; 66, 1—2; 69, 3—4; 72, 8—9; 74, 7; 75, 4; 83, 5; 88, 4; 91, 9.

Sind obige Stellen ungenau oder ungeschickt übertragen, so gibt es einige, die Böttger, durch den Gleichklang der Worte in beiden Sprachen verleitet, direkt falsch übersetzt hat. Z. B.:

24. 3. *a fiend,*
A little fiend that scoffs incessantly.

Ein Feind, ein winz'ger Feind voll Spott und Hohn.

(Es muſs natürlich 'Kobold' oder 'Teufel' heiſsen.)

Oder: 53, 2. *To swell one* *b l o a t e d* *chiefs unwholesome reign*

Des b l u t ' g e n Häuptlings f r e c h e Macht zu schwellen.

Im '*Corsair*' habe ich folgendes zu beanstanden:

I, 25. *Come when it will — we snatch the life of Life.*

Es komme, wann es will — wir sind bereit.

66. *But they forgive his silence for success.*

Doch sie verzeih'n das Schweigen ihm von Herzen.

259. *Nor deemed that gifts bestowed on better men*
Had left him joy, and means to give again.

Er glaubte nicht, daſs seine bess'ren Gaben
Vermöchten ihn noch andere zu erlaben.

333. *So let it be — it irks not me to die;*
But thus to urge them whence they cannot fly.

Nicht Furcht des Todes ist es, was mich quält,
Jedoch das jene schnödem Fall vermählt.

Canto III, 1197. *But ere he sank below Cithaeron's head,*

Doch eh' er sank auf des Cithärons Thron.

1384. *that Spirit stern and high*
Had proved unwilling as unfit to die.

Da würde wohl gebändigt solch ein Geist;
Doch bleibt er stolz, indem er Kraft beweist.

Vergleiche ferner: v. 48, 147, 209, 369, 617, 648, 863, 932 (Druckfehler für 'vergeblich'?), 1211, 1257 usw.

Auch hier wieder zwei Fälle falscher Übertragung:

1388. *The heat of fight, the hurry of the gale,*
Leave scarce one thought inert enough to *q u a i l:*

Des Sturmes Tosen, wie der Schlacht Gewühl
Betäubt wohl jedes q u ä l e n d e Gefühl.

1699. *And now he turned him to that dark-eyed slave*
Whose brow was bowed beneath the *g l a n c e* *he gave,*

Er wandte zu der holden Sklavin sich
Auf deren Stirn der vor'ge G l a n z erblich(!)

Zu '*Sardanapal*' (Akt I) ist weniger zu bemerken:

30. *the softening voices of women ....*
must chime in to the echoes of his revel.

Die weichen Stimmen von Frauen ....
Verhallen in dem Rausche seiner Lust.

359. *I let them pass their days, as best might suit them.*

Lieſs i h n e n ihre Tage frei verbringen. —

439. *Some broad banquet's intoxicating glare*

Im berauschten Auge beim rohen Zechgelag!

Delegated cruelty (71) heiſst nicht 'wilde' Grausamkeit, *for state* (213) nicht 'des Standes halber'.

decimated (230) ist mit 'arg besteuern', *unlimited* (293) mit 'unbedingt', *to blench* (310) mit 'erbeben', *jeers* (466) mit 'Scherz' nicht richtig wiedergegeben.

Vers 459 kann nach dem Zusammenhang *it will* nicht 'wohl möglich', sondern nur 'gewifs' bedeuten.

Aus den oben angeführten Stellen wird man entnehmen können, wie weit mein Urteil berechtigt war. Glätte der Verse, Schwung und Verve im Ausdruck wird man Böttger ohne weiteres zugestehen müssen; auf der anderen Seite aber berührt es bei einem so formgewandten Dichter eigentümlich, wie oft er sich durch die Reimnot verleiten läfst, schiefe Ausdrücke, undeutliche Wendungen zu gebrauchen, auch von dem Original so weit abzuweichen, dafs es kaum wiederzuerkennen ist. Dafs manche Stellen gut, sogar mit glänzendem Gelingen übersetzt sind, darf hier natürlich nicht verschwiegen werden (vgl. z. B. 'Childe Harold' I, 39, 44; 'Corsair' II, 4, 10, 13 u. a. m.).

Ein besonderes Lob gebührt der Biographie des Dichters, die Wetz beigesteuert hat. Sie ist selbstverständlich mit Benutzung des neuerschlossenen Materials ausgearbeitet und vortrefflich geeignet, einem weiteren Leserkreise das Verständnis Byrons zu erschliefsen. Auf ein paar Stellen zur Charakteristik des Dichters (S. 31, 44 etc.), die neue und selbständige Anschauungen vertreten, sowie die objektive Darstellung des Ehekonfliktes sei noch besonders hingewiesen. Für das Verständnis des Textes ist überall durch kurze Erläuterungen und Anmerkungen gesorgt; leider vermifst man solche bei den 'English Bards and Scotch Reviewers' wo sie gerade sehr erwünscht wären.

Es ist begreiflich, dafs eine so schwierige und umfangreiche Aufgabe, wie die Neubearbeitung der Böttgerschen Übersetzung, nicht gleich beim ersten Wurf gelingen kann. Gerade Wetz, der so entschieden auf eine neue Durchsicht des Schlegel-Tieckschen Shakespearetextes gedrungen hat, wird sich der Überzeugung nicht verschliefsen, dafs auch in unserem Falle ein ständiges Feilen und Arbeiten an dem Text vonnöten ist. So empfehlen wir denn das Werk in der Zuversicht, dafs in einer neuen Auflage, die hoffentlich bald folgt, die bessernde Hand des Herausgebers sich betätigen werde.

Berlin. G. Herzfeld.

Zur Schulliteratur.

1) Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften, hrsg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. 39: Modern English novels, hrsg. von Dr. A. Mohrbutter; 40: In the Far East, hrsg. von Dr. K. Feyerabend.

In dem erstgenannten Bändchen finden sich zehn kurze, aus einer Anzahl neuerer Zss. ausgewählte Erzählungen, die zwar zumeist von unbedeutenden, unbekannten Autoren herrühren, aber wegen ihres einfachen, klaren Stils und ihres interessanten, leicht verständlichen Inhaltes als Lesestoff immerhin zu verwerten sind, besonders zu privater oder kursorischer Lektüre.

Die gegebenen Übersetzungshilfen sind bisweilen etwas zu frei oder ungenau; z. B. S. 133, zu 23, 19: *I kept winning with a greenhorn's luck* mit unerhörtem Glück, statt: mit dem Glücke, das die Dummen zu haben pflegen (nach dem Sprichworte: Die Dummen haben am meisten Glück). — S. 135, zu 53, 31: *Some place of worship was in course of erection* sollte errichtet (erbaut) werden, statt: war im Bau begriffen, wurde gerade gebaut. — S. 135, zu 55, 15: *no clue whatever to the whereabouts of my dear Nora* nichts Näheres über meine Nora, statt: nichts Näheres über den Aufenthalt meiner lieben Nora. — In der Anmerkung S. 137, zu 81, 32: *throughout the livelong night*, die ganze Nacht hindurch, wäre auf den entsprechenden deutschen Ausdruck: 'die liebe lange Nacht' hinzuweisen. — Ein Druckfehler für 'da' ist wohl 'dafs' in der Anmerkung S. 133, zu 19, 17 (*as it puts you out* dafs es Sie irre macht) und *'chat'* für *'catch'* in dem Satze S. 30: *The manner in which they* (sc. *lions) are caught is nearly the same as that in which we here chat rats or mice.*

Mit Bezug auf die zweite Erzählung ('Slick Bradley' von Frederick Marryat) ist noch darauf hinzuweisen, dafs sie, was dem Herausgeber entgangen zu sein scheint, weiter nichts ist als eine englische Fassung von Fritz Reuters Läuschen: 'De Wedd'. Eine Anmerkung hätte in dieser Erzählung auch der volkstümliche Gebrauch des weiblichen Pronomens *'she'* für *'the pendulum'* verdient in dem Satze: *Here she goes, there she goes* (bei Reuter: Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen).

Das an zweiter Stelle genannte Bändchen No. 40 enthält drei farbenprächtige, spannende Erzählungen, deren Schauplatz, wie schon der vom Herausgeber gewählte Gesamttitel andeutet, der Orient ist. Es sind dies: I. The Miracle of Purun Bhagat (aus dem Second Jungle Book von Rudyard Kipling); II. A Struggle for a Kingdom (ein Auszug aus dem Roman 'The Fascination of the King' von Guy Boothby); III. In a Citron Garden (aus dem Sammelbande 'From the Five Rivers' von Mrs. Flora Annie Steel). — Alle drei Erzählungen werden von den Schülern sicher mit Interesse und Nutzen gelesen werden. An den beigegebenen, geschickt und sorgfältig zusammengestellten Anmerkungen finde ich nichts Wesentliches auszusetzen.

2) First steps in English conversation. For use in schools. Auf Grund der preufsischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet von Dr. M. Thamm. Gotha, F. A. Perthes, 1902. 66 S. Mk. 0,80.

Das Hilfsbuch bietet auf der einen Seite zu viel, auf der anderen zu wenig. Es ist kaum anzunehmen, dafs die Mehrzahl der in Kap. I und II angegebenen Wörter sich überhaupt, geschweige denn mit Anfängern als 'First steps', zu Zwecken der Schulkonversation fruchtbringend verwenden lassen. Was soll ein Schüler mit solchen Wörtern anfangen, wozu überhaupt solche Wörter lernen wie die englische Übersetzung der folgenden, den Reigen der 'First steps' eröffnenden Begriffe: Kultusminister, Oberschulrat, Schulrat, Provinzialschulrat, Geheimrat, Regierungskommissar, Inspektionsreise. Kuratorium, Kuratoren, Schulkommission, Aufsicht der Gesundheitspolizei, Lehrerkollegium, Konferenz, Direktorenkonferenz, ge-

prüfter Lehrer, Anstellung, Ernennung, Probekandidat, Probejahr, Probelektion, Lehrverfahren u. dgl. m.? Ganz abgesehen davon, daſs die Mehrzahl der genannten Ausdrücke sich recht wenig dazu eignen, die Grundlage für Sprechübungen der Schüler zu bilden, haben sie auch für das spätere praktische Leben der meisten Schüler kaum irgend welche Verwendbarkeit.

Viel Überflüssiges, über den Rahmen der Schule Hinausgehendes findet sich auch in dem 15 Seiten füllenden Abschnitt VI b, wo eine Fülle von technischen Ausdrücken aus dem Gebiete der Grammatik und Phonetik gegeben wird, die nur das Gedächtnis des Schülers unnötig belasten. Der Verfasser sagt zwar in dem Vorwort, das Kapitel 'Grammatik' sei ziemlich ausführlich behandelt, so daſs man eine englische Besprechung der einfachen grammatischen Regeln nicht lange hinauszuschieben brauche, aber die neuen Lehrpläne, auf die er sich zur Empfehlung oder zum Beweise der Existenzberechtigung seines Buches beruft, weisen ja gerade den Gebrauch der englischen Sprache bei der Behandlung der Grammatik und Phonetik zurück.

Zu eingehend und für das spätere praktische Leben der meisten Schüler kaum verwertbar erscheinen mir auch viele den übrigen Unterrichtszweigen entnommene termini technici, die höchstens für solche (mir nicht bekannten) deutschen Schulen Zweck hätten, deren allgemeine Unterrichtssprache das Englische wäre (in ähnlicher Weise wie etwa am Collège Français Royal zu Berlin das Französische).

Bietet so das Buch in mancher Hinsicht etwas zu viel, so vermiſst man andererseits so manches, was doch für 'First steps in English conversation' wohl in Betracht käme. Man bedauert, daſs sich der Verfasser auf Gegenstände des Schullebens beschränkt und nicht noch einige andere, zum Teil dankbarere Gesprächsstoffe behandelt hat, wie etwa Verwandtschaft und Familie, Teile des Körpers, Kleidung, Wohnung, Wetter, Reisen, Stadt und Land u. dgl. m. — Zu erwähnen wäre auch noch, daſs in dem letzten Kapitel (Vocation in life), welches als Unterlage für Fragen nach dem künftigen Berufe der Schüler oder nach dem Berufe ihrer Angehörigen dienen soll, zwar die Gelehrten, Techniker, Kaufleute, Beamten zu ihrem Rechte kommen, aber nicht ein einziges Handwerk besonders genannt wird.

Im einzelnen sind mir noch folgende Kleinigkeiten, teils Ungenauigkeiten, teils Druckfehler, aufgefallen: Der Gebrauch des best. Art. statt des Poss. in Wendungen wie *to put the hands on the desk, to hold up the hand, to fix the eyes upon the master* (S. 11), *to put on, to take off the overcoat, the hat, cap* (S. 9), *to hold the copy-book with the left hand, to keep the fingers straight on the penholder* (S. 56); unvollständige oder ungenaue Verdeutschungen wie *accented on the first syllable* Ton auf der ersten Silbe (S. 21), *to put into the conjunctive mood* in den Konjunktiv gesetzt werden (S. 27), *preposition of place* Verhältniswörter des Ortes (S. 25), *compound preposition* zusammengesetzte Umstandswörter (S. 25), *for want of mature judgement* Unreife des Urteils (S. 61), *the name of the recipient* Adressat (S. 62), *to admit a candidate* zur Prüfung zulassen (S. 63), *to be a born scholar* studiert haben (S. 65), ferner die englischen Ausdrücke

half a year (statt *a half year*) ein Halbjahr (S. 9), *to enter in* (statt *into*) *conversation* (S. 22), *leading dates of the history* Hauptdaten der Geschichte (S. 31) (statt *of history*), *three dimensions of the square* drei Dimensionen des Raumes (S. 39) (statt *of space*); endlich die unter den Berichtigungen S. IV nicht angegebenen Druckfehler *enroling* (S. 7), *slighly* (S. 18), *figurativelg* = *metamorphically* im bildlichen Sinne (S. 20) statt *metaphorically*, *enlargment* (S. 30), *listof* (S. 31), *broadth* (S. 38), *disgress* (S. 58).

3) Heinrich Schmitz, Englische Synonyma für die Schule zusammengestellt. Zweite, verbess. u. vermehrte Aufl. Gotha, F. A. Perthes, 1902. VI, 92 S. M. 1.

Diese zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten im wesentlichen durch ein hinzugekommenes Verzeichnis der in den Beispielen enthaltenen Wörter. Besondere Berücksichtigung ist dabei der Aussprache der vorkommenden Eigennamen gewidmet. Die gegebenen Unterschiede der Synonyma sind dem Standpunkte gereifterer Schüler entsprechend erläutert. Auch die getroffene Auswahl erscheint ausreichend. So dürfte das Büchlein von Schmitz auch neben den synonymischen Handbüchern von Meurer, Dreser, Klöpper und Krüger seinen Platz behaupten.

4) Dettloff Mueller, Analysis of Commercial Correspondence. Textbook for Commercial Academies and Handelshochschulen.[1] Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 142 S.

Das vorliegende Buch empfiehlt sich ebenso durch seine äufsere Ausstattung wie durch seinen gediegenen Inhalt. Aus der Praxis für die Praxis entstanden, behandelt es nach einer Einleitung über Geschäftsbriefe im allgemeinen die wichtigsten Kapitel aus dem Gebiete der kaufmännischen Korrespondenz und zwar in gründlicher, übersichtlicher Darstellung. Zum Schlufs hat der gegenwärtig an der Leipziger Handelslehranstalt wirkende Verfasser noch ein Kapitel 'Abstract of the Law on Sales' angefügt.

In pädagogischer Hinsicht erregt mir ein Punkt Bedenken, nämlich die zum Glück nur einmal (S. 7 f.) vorkommenden 'Exercises to be corrected', in denen dem Leser ein von Fehlern wimmelnder englischer Text gedruckt vorliegt, den er korrigieren soll. Bei diesem mit Recht jetzt ganz veralteten Verfahren wird sich nur zu leicht die gedruckte falsche Form dem Auge und Gedächtnis des Schülers einprägen.

Berlin. Albert Herrmann.

C. Marmier, Geschichte und Sprache der Hugenottenkolonie Friedrichsdorf a. T. Marburg, Elwert, 1901. IV, 136 S. 8.

Die Beschreibung der Mundart und der Schicksale einer französischen Ansiedelung mitten im deutschen Gebiet ist gewifs eine der anziehendsten

---

[1] Warum der Verfasser einen Unterschied macht zwischen 'Commercial Academies' und 'Handelshochschulen', vermag der Referent nicht recht einzusehen.

Aufgaben, die sich ein junger Romanist bei uns stellen kann. C. Marmier ist ihr in doppelter Hinsicht gewachsen: er ist mit den Verhältnissen und der Sprache von Friedrichsdorf a. T. seit seiner Kindheit vertraut, und er zeigt sich auch für die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes wohl vorbereitet.

Wir erhalten zunächst (S. 3—16) Mitteilungen über die Geschichte des Ortes, der 1687 unter dem Schutze des Landgrafen Friedrichs II. von Hessen-Homburg durch hugenottische Flüchtlinge aus verschiedenen Gegenden Frankreichs gegründet wurde und zehn Jahre später neuen, beträchtlichen Zuwachs erhielt. Seitdem hat er sich im allgemeinen günstig entwickelt, und jetzt ist er ein gewerbfleifsiges Städtchen von etwa 1200 Einwohnern. Von diesen redet die eine Hälfte nur deutsch, die andere noch französisch. Wenn die Nachkommen der Refugierten im Gegensatze zu den benachbarten Kolonien gerade hier ihre Sprache und Art mit auffallender Zähigkeit bewahrt haben, so verdanken sie es teils der Sorge ihrer früheren Regierung, die 1731 die Niederlassung von Deutschen und die Ehe mit deutschen Mädchen verbot und die merkwürdige Bestimmung lange durchführte, teils ihren eigenen Bemühungen, vor allem dem von alters her geübten Brauch, ihre Pfarrer und einige ihrer Lehrer aus der französischen Schweiz, wo nicht aus dem Mutterlande selbst, zu berufen. Die einstige Abgeschlossenheit ist freilich heute nicht mehr möglich. Der starke Zustrom von auswärts, der schon zu dem oben angegebenen Zahlenverhältnis geführt hat, zerstört natürlich den einheitlichen Charakter Friedrichsdorfs. Hierdurch, wie überhaupt durch die veränderten Anforderungen und Anschauungen der Gegenwart wird das Französisch auch der eingesessenen Familien bedroht. Es geht langsam, aber stetig zurück und wird sich trotz aller Anstrengungen kaum dauernd halten. Die verschiedenen Momente dieses Prozesses werden hübsch erörtert.

Die Grammatik nimmt sodann den breitesten Raum ein (S. 17—105). Das Material ist ziemlich reich und macht den Eindruck der Zuverlässigkeit. Die Fassung der Regeln und die Erklärung der Ausnahmen überzeugen meistens. Die Lautlehre geht vom jetzigen Stande des Idioms aus und vergleicht ihn mit dem des 'Hochfranzösischen'. Unter den vorliegenden Verhältnissen scheint mir dieses Verfahren, mit dem man allerdings manche Mängel und Unbequemlichkeiten in den Kauf nehmen mufs. den Vorzug vor dem historischen zu verdienen, bei dessen strenger Anwendung zuviel Längstbekanntes wiederholt worden wäre. Beachtenswert ist im Vokalismus die fast konsequente Beobachtung des Gesetzes, dafs vor dem Ton nur geschlossene Vokale vorhanden, unter dem Ton alle Vokale, welcher Qualität sie auch seien, vor einfachen stimmhaften Konsonanten lang, vor einfachen stimmlosen Konsonanten, vor mehrfacher Konsonanz und im Wortauslaut kurz sind, vor nasalen Konsonanten aber die Vokale vor und unter dem Ton gewöhnlich nasaliert werden. Der Konsonantismus ist weniger wichtig, da er von dem Durchschnitt des Französischen weniger abweicht, doch zeigt er auch, wie der Vokalismus, an einigen Zügen die Einwirkung des Picardischen und Champagnischen, das die Mehrzahl der Eingewanderten von Hause aus redete, oder die

Fortdauer eines älteren Sprachstandes. In der Formenlehre bieten die Pronomina, zum Teil auch das Verbum genug des Interessanten. Die Aufnahme eines langen und sorgfältigen Abschnittes über die Syntax ist besonders zu erwähnen und zu loben. Im einzelnen bemerke ich folgendes: S. 36 (s. auch S. 65) *boulir*[1] ist regelmäfsig entwickelt (lat. *bullire*). S. 45 wäre das gascognische *h* wegen der Verschiedenheit des Ursprunges besser nicht mit dem normannischen und lothringischen in einem Atem genannt worden. S. 46 hätten die Beispiele für picardisches *k* (= frz. *ch*) vollständig mitgeteilt werden sollen: es fehlen *planque, poquettes, roquelle, ensaquer*. S. 51 ff. *escurieu* (nfz. *écureuil*) und *chevreu* (nfz. *chevreuil*) haben nicht mouilliertes *l*, sondern einfaches *l* verloren (vgl. afz. *escuiruel, chevruel*), teilen also das Schicksal von *aïeu(l), filleu(l), tilleu(l)*. S. 54 *i n'y a* 'es gibt' erklärt sich schwerlich durch Übergang des *ly* von *il y a* zu *ny*. Es folgt wohl dem Vorgang von *i n'a* 'er hat', auch 'es gibt', bei dem der Verfasser mit Recht Übertragung von *i(l) n'a point* (oder *pas*), vielleicht auch von *il en a* annimmt (S. 59). Sie konnte leicht eintreten, seitdem sonst bei *point* (oder *pas*) das *ne* wegzufallen begann, weil das Füllwort als der eigentliche Träger der Negation empfunden wurde (S. 99). Die gleiche Deutung würde ich auch auf *n'en* für ein zu erwartendes *en* anwenden (*je n'en prends, tu n'en veux* mit positivem Sinn); die hierfür von Marmier versuchte (S. 55) ist etwas kompliziert. Mit der Auffassung, dafs in *vous l'allez donc chercher? i(l) vous a voulu dire que(l)que chose* u. a. 'die beiden Verba zu einem Begriff zusammengefafst' seien (S. 75), bin ich nicht einverstanden. Die Voraussetzung einer Einwirkung des Deutschen bei *point?* 'nicht?' (S. 100) ist überflüssig, wie das genau entsprechende *pas?* zeigt.

Das Wörterbuch (S. 106 ff.) bringt nur die Wörter, die 'im Hochfranzösischen entweder unbekannt oder veraltet sind oder aber in Friedrichsdorf in anderer Form und Bedeutung auftreten', und gibt, wenn möglich, Belege für sie aus dem Altfranzösischen (nach Godefroy, der mitunter vorsichtiger hätte benutzt werden sollen) oder dem heutigen Picardischen (Corblet) und Champagnischen (Tarbé). Entlehnungen aus dem Deutschen und Neubildungen sind nicht selten. *aguimanché* 'gekleidet, eingehüllt' ist meines Erachtens aus *endimanché* 'sonntäglich angezogen' entstanden, wobei *en* mit *a* gewechselt hat (vgl. *aragé* aus *enragé*) und *di* zu *gi* geworden ist (vgl. das ähnliche *quénailles* aus frz. *tenailles*, S. 46). *aris* (mit hörbarem *s*) ist aus *(l)a vis* hervorgegangen wie *arue* aus *(l)a rue* (S. 24); daran ist *avisser* angeglichen worden. *s'enfournaquer* 'sich verstecken' bedeutet ursprünglich 'in den Ofen kriechen'. *empierger* 'verwickeln' hätte unter den Wörtern mit anorganischem *r* (S. 52) genannt werden können. *bouchie, brassie* und *pounie* (= *poignée*) hätten wegen des dialektischen Überganges von afz. *-iée* zu *-ie* in der Lautlehre erwähnt werden müssen; die Versicherung, dafs diese Formen auf *-ie* neben

[1] Der Verfasser gibt die Wörter in phonetischer Transkription (nach dem System von Koschwitz) wieder und setzt in Klammern die Schreibung hinzu, deren man sich im Französischen bedienen würde. Ich wähle die letztere aus äufseren Gründen.

denen auf *-ée* (vielmehr *-iée*) in der alten Sprache bestanden, genügt doch nicht und ist in dieser Fassung ungenau. *écheau* (richtiger *échau* transkribiert) 'Kanal, besonders die Ableitungsrinne im Keller' ist nicht Kürzung von *écheneau*, sondern = *échaux*, das nichts mit *écheneau* zu tun hat (s. Dict. Gén.). *gaiolé* 'bunt, gescheckt' ist wohl von *gai* beeinflufst. *gueuler* 'brüllen' ist nicht blofs champagnisch. *hargoter* 'trödeln, tändeln' ist eher = dem alten *harigoter* 'in kleine Stücke schneiden' (also etwa 'die Zeit mit kleinlicher Arbeit, mit Spielereien vertreiben') als = dem unvolkstümlichen und auch lautlich nicht recht passenden *ergoter*. *harnoche* 'Bruch, Verstauchung' ist eine merkwürdige Ableitung von älterem *hargne* (*hernia*). *ramancher* 'immer wiederholen' ist von *ramancher 'mettre un manche'* (Godefroy) zu unterscheiden und offenbar identisch mit *remâcher* 'wiederkauen'. Unverständlich bleibt mir die Bemerkung: '*pelle*, s. f. = Pfanne. Bei La Curne findet sich *pelle* = *poêle à frire*. Hfr.: *pelle* = Schaufel.' Sollen die beiden Wörter etymologisch dieselben sein? S. 114 l. *déchevelé*, S. 119 *quillier*.

Trotz dieser geringen Ausstellungen stehe ich nicht an, die Arbeit als eine erfreuliche Leistung zu bezeichnen, und hoffe, dem Verfasser noch öfter auf dem Gebiete der Patoisforschung zu begegnen, das seit einiger Zeit auch von Anfängern nicht mehr so scheu gemieden zu werden scheint wie früher.

Breslau. Alfred Pillet.

Le roman de Flamenca publié d'après le manuscrit unique de Carcassonne, traduit et accompagné d'un vocabulaire. Deuxième édition entièrement refondue par Paul Meyer, membre de l'Institut. Tome premier. Paris, Bouillon, 1901. V, 416 S. kl. 8.

Die neue Ausgabe von Flamenca genauer Prüfung zu unterwerfen, drängte es mich schwerlich minder stark als irgend einen der überhaupt wenigen, für die man Texte solcher Art druckt. Das Werk ist für die Geschichte der Literatur und die der Sitten so bedeutsam, dafs man immer gern zu ihm zurückkehrt. Dazu blieb in dem Texte, wie man ihn 1865 vorgelegt bekommen hatte, auch nachdem aufser des Herausgebers Bemühungen diejenigen mehrerer Rezensenten ihm zu gute gekommen waren, doch noch manches dunkel, und es mufste reizen, nachzusehen, in welchem Mafse die in fünfunddreifsig Jahren von der romanischen Philologie gemachten Fortschritte befähigt hätten, über die Schwierigkeiten hinwegzugelangen, die früher vollem Verständnis und Genusse des Gedichtes im Wege standen. Endlich hatte gerade ich fast das ganze 45. Stück der Göttingischen Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1866 mit Vorschlägen zu besser befriedigender Gestaltung oder richtigerer Auslegung des Textes gefüllt, und man wird mein Verlangen natürlich finden, mich zu überzeugen, ob der Herausgeber meinen Beiträgen einigen Wert beigelegt habe. Trotzdem habe ich die neue Ausgabe erst nach Neujahr 1903 geprüft, so viel andere Arbeit drängte sich immer wieder dazwischen; und so kommt es, dafs Chabaneau in der Rev. d. lang. rom. XLV S. 1—43, Mussafia

in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie CXLV, x, Thomas im Journ. des Sav., Juni 1901, S. 363—374 mir mit sehr lehrreichen und eingehenden Besprechungen zuvorgekommen sind, in denen ich zum Teil bereits ausgesprochen sehe, was ich zu sagen gedachte, zum Teil empfohlen finde, was mir durchaus annehmenswert scheint, ohne daſs ich selbst darauf gekommen wäre, bisweilen allerdings auch auf Vorschläge stoſse, denen ich beizustimmen nicht vermag. Der dunklen Stellen bleiben auch heute noch ziemlich viel, an denen der Scharfsinn der Gelehrten sich zu erproben Anlaſs haben wird. Was meine eigenen früheren Besserungsversuche oder Verteidigungen des Überlieferten gegenüber unnötigen Änderungen des Herausgebers betrifft, so finde ich zu meiner Befriedigung, daſs sie zum groſsen Teile die Zustimmung des Herausgebers gefunden haben, er seinen Text stillschweigend so lauten läſst, wie von mir beantragt war. Daſs er es nicht überall getan hat, will ich nicht miſsbilligen; auch mir scheint heute nicht mehr alles, was ich vor sechsunddreiſsig Jahren für unbedenklich hielt, gleich einleuchtend wie damals. Aber einiges unberücksichtigt Gebliebene aus jener Besprechung halte ich noch jetzt für der Annahme oder doch der Erwägung wert; und wer jenes alten Jahrganges der Göttingischen Anzeigen habhaft werden kann, wird bei sorgsamem Studium des Gedichtes vielleicht doch noch die eine oder andere Bemerkung darin finden, die ihm Steine des Anstoſses aus dem Wege räumt. Hier nun bloſs einige Nachträge, zu denen auch nach den Besprechungen der oben genannten ausgezeichneten Kenner immer noch Anlaſs gegeben zu sein schien. Daſs damit nun schon die letzten Ähren gelesen seien, bin ich weit entfernt zu glauben.

128. Der Vorschlag, *non* zu tilgen, scheint mir nicht annehmbar; eher möchte ich *fari* mit *fassa* vertauschen. — 153. *Ans* der Hs. wird zu *Ens* zu bessern sein, vgl. 178 und 6971; *anc* paſst neben *ges* wenig. — 307. Die im Glossar für *levadura* angesetzte Bedeutung scheint für die Stelle wenig schicklich; ich möchte das *a* von *semblaria* mit *lev.* verbinden und *alevadura* als 'Übertreibung', 'übertreibende Schilderung' verstehen; vgl. *alevament* in Alberichs Alexander Z. 24. — 488. Die im Glossar unter *el* vorgeschlagene Änderung von *el* zu *il* wird überflüssig, sobald man *faire el cais gelar* so versteht, wie es nach Maſsgabe von *faire al quaix glassar* (s. Romania XV 220 Z. 1658) geschehen muſs und in der Zs. f. rom. Phil. XI 149 von mir empfohlen ist, ohne daſs man es beachtet hat. — 755. L. *tost*; ebenso 5407. — 766. Da *sian* sehr wohl einsilbig sein kann (vgl. die handschriftliche Lesart in Z. 1334), so darf *tut* bleiben. — 810. L. *no·i es per gap*; vgl. 7856. — 898. Eine Form *ca* oder *qua* aus *quam* darf man unbedenklich bestehen lassen; ebenso 1094, wo *c'a mala* (statt *ca mala*) dadurch höchst unwahrscheinlich wird, daſs *a mala* in entsprechendem Sinne nicht vorzukommen scheint. Die Form *ca*, für welche aus Anlaſs von *ta* schon Diez, Altrom. Sprachdenkm. S. 48, zu Boeth. 7 eingetreten ist, findet sich dreimal auch im SHonorat 63, 82, 103, freilich auch da vom Herausgeber immer in *c'a* zerlegt. — 1024. Es ist wohl nur ein Versehen, daſs *oilo* nicht wie 2579, 6187 als ein Wort geschrieben und als bloſse Bejahungspartikel erkannt ist. — 1676. Das

Komma soll nach *neis* stehen. — 1802. L. *a* (statt *de*) *quinze legas*; vgl. *Pres a sis lieues ou a set*, RCharr. 4426; *au giet d'une fonde Arriverent pres de la tor*, Mer. 4758; *quant il vint a une liwe pres de nos gens*, RClary 66: *a deus liues priès estoit*, Mousk. 27592; *Cele nuit se logierent pres a liue et demie*, BComm. 1830, 2184; *A huit liues priès de la mer*, Eust. M 4; *A une liewe pres font leur nefz arriver*, BSeb. V 492; *A une lieuve pres s'est la nuit hostelés*, Bast. 1433; *dont il est parlé cy dessus a deux feuillets pres*, Ménag. I 141. — 1906. L. *fon domna de bella teira*, vgl. *sos rics cors tan joios De tan bela tieira*, BBorn *Domna, puois de me no·us chal* Z. 14. — 2577. Der Vers wird mir durch das, was das Glossar unter *quan* sagt, nicht verständlich. — 2813. L. *tan com viu*. — 2852. Nach dieser Zeile ein Punkt, nach der nächsten ein Fragezeichen. — 2966. Der Vers scheint mir eine Frage zu sein. Der Verliebte hätte gern weiter geträumt. — 3232. Daſs *sera* auch männlich sei, hat Chabaneau, Rev. d. lang. rom. XIII 117, XXVI 120, XXXI 614, in Erinnerung gebracht; s. auch Appel, Ined. 389, 40, 33. — 3928. L. *neis a patz donar*. — 4078. L. *suffri ssi*. — 4102. *E ja non aurai gaug massem, Si davaus midonz gauh no·m ve* ist überliefert, und *massem* erklärt der Herausgeber mit *suprême* (*maximum*). Ein solches Wort ist aber meines Wissens nie gefunden worden, und die Annahme seiner Existenz hat alles mögliche gegen sich. Man lese *non aurai gaug mas sem* und übersetze 'ich werde keine (andere) Freude haben als unvollständige, halbe'. Vgl. *E pezara·m si non sentetz Quom es j o y s frevolitz e s e m s, Quan de servizi no ven gratz*, Mahn Ged. 227, 6; Belege von *sem de alc. re* würden hier nicht dienen. — 4257. L. *destina*, wozu *lo* neutrales Objekt ist. — 4323. L. *ja* für *a*. — 4505. L. *motz i agues* 'daſs da Worte vorgekommen wären'. — 4527. Von *enuios* der Hs. abzugehen, ist kein Anlaſs; ebensowenig 4542 von der Nominativform *colpavols*. — 4549. L. *Qu'ieu non vi anc aissi*. — 4653. L. *E totz bes plus mi plazeria* mit leichter Anakoluthie. — 4864. L. *il*. — 4906. L. *Ja no·s*. — 4984. L. *ab tan*. — 5177. L. *es tornatz*. — 5235. L. *d'elas pregar* (vgl. Mussafia zu 6456, und Z. 6880, wo der Herausgeber selbst von der Richtigkeit dessen überzeugt erscheint, was an den beiden anderen Stellen erst gefordert werden muſste). — 5331 und 5333 ist *sols* nicht minder notwendig als in dem dazwischenstehenden Verse. — 5599. Hier scheint *pren* an die Stelle des wohl aus der vorhergehenden Zeile herübergenommenen *pert* gesetzt werden zu müssen. — 5879. L. *el l'ac*. — 6243. Für *prega* ist *perga* zu schreiben; die Verwünschung hat den gleichen Sinn wie in 581, 1032; so auch Chabaneau. — 6265. Vielleicht *l'adeigna*. — 6363 schreibt der Herausgeber *del bans*, 6729 *al bains*; aber besser 6728 *el[s] bains*. — 6422. Die nächstliegende Besserung des Textes scheint mir *de nostr'amor*; vgl. 7068. — 6771. *a* ist zu tilgen. — 7021. L. *e·l laus*. — 7067. L. *E que·l* und in der folgenden Zeile *s'amor*. — 7158. L. *plazers*. — 7775. L. *Ques ieu*. — Nach 7849 ist ein Punkt, nach 7851 ein Fragezeichen zu setzen. — 8043. L. *Cel*.

Ein paar Bemerkungen seien auch noch zum Glossar gestattet: Wenn *antremans* 5168 für eins mit *entrenant* gehalten wird, so spricht der Reim *capellans* keinesfalls für diese Ansicht; afz. *entre mains* heiſst nicht allein

'in Besitz, in Gewalt', sondern scheint auch adverbialer Ausdruck der Zeit, so z. B. Renart 3302 (= Martin XIV 392). — Zu den unter *bossi* beigebrachten Stellen füge ich *Quascus se'n guaba e se'n ri, Gieta lengua e fai bosci, Quant au dire als trobadors Que ses valor non es ricors,* Appel, Ined. 5, 2, 22. — Das weibl. demonstr. Adjektiv *cil* 2675 fehlt im Glossar. — Wenn es 7889 heifst *Las espazas ab los elms coton,* so kann letzteres Verbum ebensogut zu einem Infinitiv *cotir* gehören, den wir in den Leys III 218 finden: *Viratz ... Cavals ferir e trabucar E cotir,* wie zu einem sonst in alter Zeit unbekannten *cotar.* — *devesar* ist nach dem Texte in *desvesar* (7864) zu berichtigen. — *en dons* 220 verdiente Aufnahme ins Glossar; ebenso *laissa* 2762. — *nembrat* (= *membrat*) scheint mir wie das afz. *membré,* mit dem es der Herausgeber ganz richtig für gleichbedeutend hält, mit 'besonnen, verständig' richtiger übersetzt als mit *digne de mémoire.* Die zahlreichen Stellen, wo man dem Worte in afz. und in prov. Quellen begegnet, lassen meistens die eine und die andere Deutung zu, einige aber doch nur die erste. Das häufige *à la chiere membree* oder *raison ot membree,* FCandie 19, sprechen, wie mir scheint, für sie; noch entschiedener *Fullica est volable E oisel entendable E cuintes e membrex, Umbles e atemprex,* Ph. Thaon Best. 2751. — Dafs *plagesia* für *plageria* stehe, ist mir zweifelhaft. Es ist doch ohne Zweifel von *plages, plaides* abgeleitet, in welchem *s* nie mit *r* wechselt, und das man bei Appel, Chrest., belegt findet, aufserdem Mahn, Ged. 305, 4, Appel, Ined. 21, 2, 16, und Guillem de Cerv. (Romania XV 96) 1007, bei Raynouard unter *playde* IV 549. *plaideria* ist dagegen an der einzigen Stelle, wo es vorzukommen schien, sicher mit *plaideiaria* zu vertauschen. — Unter *sai* wäre der temporale Gebrauch von *de sai* 'seit' 122 der Erwähnung wert gewesen.

Berlin. Adolf Tobler.

H. Quayzin, Au Seuil de la Littérature et de la Vie littéraire .. à l'usage des Écoles supérieures, des Gymnases, des Écoles normales .., Stuttgart, Bonz & Co., 1902. XVI, 256 S. 8.

Französische Chrestomathien, auch solche für höhere und oberste Klassen, haben immer noch Gönner; es liegt auch auf der Hand, welche Vorzüge dem Studium kürzerer und recht mannigfaltiger Lesestücke, gegenüber oder doch neben demjenigen von sogenanntem 'Ganzem', eigen sind. Das Buch, das Herr Quayzin seinen Premiers Essais und seinen Premières Lectures unter vorstehendem Titel hat folgen lassen, enthält eine grofse Zahl geschickt ausgewählter Prosastücke, die wohl nur zum allerkleinsten Teile den Zwecken des Unterrichts bereits dienstbar gemacht waren,[1] solcher Verwendung aber fast alle durchaus wert sind. Ausnehmen möchte ich hiervon, sei es als überhaupt unwürdig, strebender Jugend vorgeführt zu werden, sei es als wenig geeignet, sie anzusprechen, etwa die Nummern 52, 53, 54, 64, 85, 92, 112, 117, 120, 122, 140, wobei mir ganz gleichgültig ist, ob die Ausweisung Lamartine, Vinet, Verlaine trifft oder einen meiner

[1] Von den dazwischen gestreuten und den im Anhang zusammengestellten Gedichten gilt das gleiche nicht.

romanischen Landsleute, die in den waadtländer Mädchenpensionaten in Ehren stehen, oder einen gänzlich Unbekannten. Ein Gebrechen der Sammlung liegt darin, daſs manche der Stücke, die sie enthält, aus dem Zusammenhang gelöst, in dem sie ursprünglich standen, nicht voll verständlich oder auch ganz ungenieſsbar werden. Sehr oft wäre es möglich, mit ein paar Zeilen das Erforderliche zu geben; aber auch der Lehrer wird nicht immer das Buch kennen und noch seltener es zur Hand haben, aus dem die nötige Aufklärung zu holen wäre. Es gilt dies z. B. von den Nummern 20, 22, 32, 43, 99, 100. Auch sonst wären hie und da Anmerkungen nützlich gewesen, die vielleicht selbst der eine oder der andere Lehrer vermissen wird, S. 41 über Joseph Prudhomme, S. 42 über das Buch des Herrn Bodley, S. 37 über die gesungenen Reminiszenzen aus Cinq-Mars, S. 86 über die Bibelstelle, die Bossuet zum Texte dient, und so öfter.

Zweierlei aber wird mir besonders schwer, dem Verfasser zu verzeihen: Die unglaubliche Fahrlässigkeit, mit der er die Korrektur des Druckes vollzogen, und die nicht geringere, womit er das den Schluſs des Buches bildende Wörterverzeichnis zusammengestellt hat. Verschuldet die erste eine Menge zu kurzer oder zu langer Verse, Unverständlichkeiten durch falsche Interpunktion, Entstellungen von Eigennamen wie *Nataud, Lichtenberg* statt *Lichtenberger, Vinnet* statt *Viennet,* andere Fehler wie *oe* für *œ* oder *œ* für *oe, Jambes de Barbier* statt *Iambes* usw., so bewirkt die andere, daſs der Schüler jeden Augenblick von seinem Glossar im Stiche gelassen oder auch irre geführt wird. Daſs *fin* 'Ende, Absicht' heiſse, bleibt ihm zwar nicht vorenthalten; über *fin de nonrecevoir* aber sagt man ihm nichts. *tour f.* heiſst 'Turm, Gang, Spaziergang', was schon eine Belehrung von zweifelhaftem Werte ist; von *tour à tour* ist keine Rede. Findet der Leser S. 54 *son teint est ambré de colorations chaudes,* so sagt das Vokabular dazu: *ambrer* 'mit Amber räuchern'. *attrait* heiſst 'Neigung'. Über *bois de renne, bobo, bolée, tout de bon* hört man nichts. *cloisonner* heiſst 'verschlagen' in *émaux cloisonnés d'or.* S. 42 kommt *dépouiller des scrutins* vor; hinten erfährt man nur, daſs das Verbum 'plündern, berauben' heiſse. S. 178 liest man *le rat n'eut garde d'aller voir*; das Vokabular lehrt *avoir garde de* 'sich hüten'. S. 163 *de pair à compagnon,* Vokabular: *pair* 'Standesherr'. Man hört wohl sagen, Reden sei Silber, Schweigen Gold; aber wie soll man hier Reden und Schweigen bewerten? Ein Lehrer wird sich schwer dazu verstehen, zu seinem Gehilfen im Unterricht ein Buch zu nehmen, das dem Schüler so wenig das Beispiel gewissenhafter Sorgfalt gibt.

Berlin. Adolf Tobler.

Kristian von Troyes, Cligés. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar hrsg. von W. Foerster. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Halle a. S., M. Niemeyer, 1901. XLV, 231 S. 8. (Romanische Bibliothek Bd. 1.)

Die neue Ausgabe des Cligéstextes bedeutet gegen ihre Vorgängerin in jeder Beziehung einen Fortschritt: Der Text hat an nicht wenigen

Stellen gewonnen, die literargeschichtliche Einleitung erscheint in mehr als verdoppeltem Umfange, das Glossar verrät die bessernde Hand, und mit Freude begrüfst man eine Reihe von Anmerkungen, die den Text in seiner jetzigen Gestalt rechtfertigen. Ich gebe im folgenden einige Bemerkungen zu dem Texte, der bei der mangelhaften Überlieferung trotz sorgfältiger Durchsicht natürlich noch immer an der einen oder anderen Stelle der Verbesserung fähig bleibt.

V. 36. Worauf soll sich *ele* beziehen? Man mufs doch annehmen, dafs der in V. 36—39 ausgedrückte Wunsch sowohl auf die *clergie* als auf die *chevalerie* Bezug habe. Das scheint mir nur möglich, wenn man hinter *n'isse* (V. 38) statt des Punktes ein Komma setzt und V. 41 *L'enors qui s'i est arestee* als nachträgliche Erläuterung des *ele* in V. 36 auffafst. Die *clergie* und die *chevalerie* bilden gemeinsam die *enor* Frankreichs. — V. 314 ist *mex* verdruckt für *mes*. — V. 192 f. lauten: *Et puis qu'il ne m'aimme ne prise, Amerai le je, s'il ne m'aimme?* Es geht kaum an, dafs zu dem Hauptsatze *Amerai le je* zweimal inhaltlich und fast wörtlich dasselbe als Nebensatz gesellt wird. Man wird auch hinter *Amerai le je* ein Fragezeichen zu setzen haben. *S'il ne m'aimme?* ist dann eine entrüstete nochmalige Infragestellung des Vorangehenden. — V. 520 ist *avoiier* verdruckt für *anvoiier*. — V. 540 *de quoi oil se diaut* ist deswegen auffällig, weil bisher von einem *doloir* des Alixandre nicht die Rede war, sondern nur von dem der Soredamors (V. 510). So ist denn auch in S diese Subjekt zu *se diaut*, und man wird gut tun, (mit S) zu lesen: *Mes cele ne set que il viaut Ice de quoi ele se diaut.* — V. 702 Das ? hinter *comant* wird zu streichen und hinter *quassex* (V. 704) zu setzen sein. — V. 716 ff. scheint mir eine Frage nicht am Platze. Was in Frage gestellt wäre, würde — wie es doch, da die Frage negiert ist, der Fall sein müfste — in keinerlei Gegensatz zu dem unmittelbar vorher Ausgeführten stehen. Man wird besser — mit geringfügiger Anderung — A folgen und lesen: *Donc* (A: *don*) *est li cuers el ventre mis.* Eine Folgerung ist (an Stelle der negierten Frage) wohl angebracht. — Hinter 1268 setze Komma. — V. 1724 ist *d'armes* für *d'armer* verdruckt. — V. 1930 lies mit S: *li uns desor l'autre s'äire.* — V. 2490 ist *seisons* wohl verdruckt für *reisons*, wie die beiden früheren Texte (ohne Variante) lesen. — Hinter V. 2527 mufs ein Punkt stehen. — V. 2537 lies (mit MBCTR): *Ainx li dient qu'il li sovaingne De la guerre qu'Ethiocles Prist ancontre Polinices;* denn in dem Streit zwischen Alixandre und Alis spielt letzterer doch die Rolle des Eteokles, der 'den Streit begann' (*prist la guerre*). — V. 2615 lies mit S: *Et se leus vient* (wenn die Gelegenheit sich bietet). — Mit V. 2827 f. gestehe ich nichts anfangen zu können. Der Dichter sagt (2826), es sei durchaus unmöglich, dafs in einem Leibe zwei Herzen vereinigt wären, und fährt fort: 'Und wenn sie zusammenkommen könnten (d. h. doch: wenn es gleichwohl physisch möglich wäre, was soeben für unmöglich erklärt wurde), so könnte es nicht wahr (Wahrheit) scheinen.' Das verstehe ich nicht. Sicher ist, dafs die beiden Verse ohne jeden Schaden fehlen könnten, und so gut man dem Zeugnis aller Hss. entgegen an einigen Stellen gezwungen ist, eine Lücke im Texte des Cligés anzunehmen, würde man auch wohl umgekehrt berechtigt sein, Verse für

unecht zu halten, obschon sie in allen Hss. überliefert sind. — Hinter V. 2826 würde eine stärkere Interpunktion angebracht sein. — Daſs V. 3085 mitten in der Rede der Fenice ein neuer Abschnitt einsetzt, ist ein offenbares Versehen. — V. 3335 *(Si come il dut ai je manti)* ist auf Mussafias Einspruch das Fragezeichen hinter *dut* getilgt; ich würde auch an seiner Stelle kein Komma setzen, sondern lediglich die Worte *Si come il dut* mit Anführungsstrichen versehen; denn die Anmerkung zu der Stelle ist im Irrtum, wenn sie meint, es handle sich bei *ai je manti* um die Inversion des Subjektes im Nachsatz eines Bedingungssatzes. '*Si come il dut*' ist regelrechtes Objekt und veranlaſst als solches, an der Spitze des Satzes stehend, die Inversion von *je*. — Hinter V. 3505 muſs ein Punkt oder mindestens Semikolon stehen. — Die Verse 3517—22 würde ich in Gedankenstriche einschlieſsen. — Hinter 3612 stände statt eines Punktes besser ein Kolon, da 3613 die Begründung des Vorhergehenden enthält. — V. 3807—08: *Les Sesnes a travailliez tant Que toz les a morz et ocis, Çaus afolez et çaus conquis.* Die Reimwörter sind mit AMBCT zu vertauschen. — Den Vers 3844 wird man besser nicht zu dem Vorangehenden ziehen. Es geht nicht an zu fragen: 'Was wartet und zögert der, welcher ... nur ihr gegenüber feig ist?' Zu der Frage *cil qu'atant et por quoi tarde* paſst als Relativsatz nur 3843: *qui por li est par tot hardiz.* Hinter *hardiz* ist also ein Fragezeichen zu setzen und V. 3844 als selbständige neue Frage oder vielmehr fragend verwunderter Ausruf aufzufassen, indem man entweder mit A *S'est vers li sole acoardiz?* oder mit geringfügiger Änderung S folgend: *Et ci toz est acoardiz?* liest. — V. 3992—93 verstehe ich so: Denn, handelte es sich einzig um Befehlen (d. h. hätte ich nur zu b e f e h l e n, ob du den Kampf mit dem Herzog unternehmen sollst oder nicht), so würde es geschehen (d. h. so würde ich dir deine Bitte abschlagen). So daſs denn die Worte *solemant por comander* zweckmäſsig in Kommata eingeschlossen würden. — V. 3997 würde ich hinter *que* ein Komma setzen. — V. 4000 würde ich statt *quëisse* lieber mit der Mehrzahl der Hss. *mëisse* lesen. Denn davon kann ja keine Rede sein, daſs Cligés seinen Oheim, der ü b e r h a u p t nicht wünscht, daſs er den Kampf unternehme, geschweige denn sofort es tue, um Aufschub bittet. Wohl aber kann Cligés seiner entschiedenen Willenserklärung die Worte hinzufügen: 'Auch weiſs ich nicht, warum ich damit noch lange zögern sollte'. *vos* wäre dat. ethicus, der der Rede einen wohl angebrachten Anstrich von Keckheit gibt. — V. 4030 würde ich lieber mit S *tint* oder mit PBCTR *prent* statt mit A *pant* lesen, da doch der Schild nicht an den *enarmes* um den Hals gehängt wurde. — V. 4450 ist zu interpungieren: *Assez i poi sanblanz veoir D'amor. — Se je neant an sai?* (Ob ich wohl etwas davon verstehe?) *Öil: tant que mar le pansai.* — V. 4651 ist *de rans* verdruckt für *des rans.* — V. 4661 ist zu interpungieren: *C'est il? — Voire, sans nule dote.* — V. 4767 würde ich die Lesart von S vorziehen, da gar kein Grund vorliegt, den Namen Lancelots, der eben genannt ist und Subjekt war, wie er es auch für 4767 bleibt, zu wiederholen. — Das Komma hinter *croit* (5141) ist besser zu streichen. — Hinter 5175 setze man Doppelpunkt, die beiden folgenden Verse (5176—77) schlieſse man in Parenthese ein. —

Hinter 5209 würde ich ein Fragezeichen setzen. — V. 5231 scheint mir *si con vos dites*, obgleich in allen Hss. überliefert, nicht haltbar, da Fenice das diesen Worten Vorangehende nicht geäufsert hat. Man wird lesen müssen: *s'est con vos dites*. — Hinter V. 5675 mufs Punkt stehen, s. Tobler, Berliner Sitzungsberichte 1901, I, 249 Anm. — Hinter V. 5733 mufs mindestens ein Komma stehen. — V. 5806 f. lauten: *Or se dëust Deus correcier Et giter fors de ta baillie.* Foerster vermifst mit Recht in diesen an den Tod gerichteten Worten das Objekt zu *giter* und nimmt deshalb eine Lücke an. Einfacher ist, man liest: *Or te dëust Deus corr.* Für *correcier aucun* 'Jemandem grollen' vgl. z. B. Marque 65c 1: *se ge savoie que vos por ce le fëissiez ne vos ne nus des autres, n'i a nul, tant soit mes amis, que ge ne le coroçasse tot.* — Die Verse 5963—66, die in A fehlen, sehen in der Tat verdächtig aus. Es ist nicht glaublich, dafs die Ärzte die Fenice erst schlagen (5963) und sie kurz darauf ermahnen: *N'aiiez mie de nos peor!* — Wenige Zeilen später scheint mir A wieder im Recht, wenn es (5979) den Hauptsatz zu *Mes se nus vos a correcie* (5977) statt *Vostre folie descovrez* lauten läfst: *Vostre pleisir nos descovrez.* — V. 6124 ist *les* statt *le* gedruckt. — V. 6186 .. *clos estoit* .. *li cemetires de haut mur, S'i cuidoient estre a sëur Li chevalier qui se dormoient Et la porte fermee avoient Par dedanz, que nus n'i antrast.* Es ist nicht ersichtlich, ob *et la porte fermee avoient* noch zu dem Relativsatz gehören oder zu *cuidoient estre a sëur* koordiniert sein soll. Das erstere scheint mir nahezu unmöglich: 'Die Ritter, welche schliefen und die Türe geschlossen hatten' geht doch wohl nicht an. Aber auch die zweite Möglichkeit, die dadurch angedeutet werden müfste, dafs *qui se dormoient* in Kommata eingeschlossen würde, scheint mir das Richtige nicht, da das Verschliefsen der Tür doch im Kausalverhältnis zu dem Sicherheitsgefühl der Ritter steht, was nicht zum Ausdruck kommt. Man erwartet: *Que la porte fermee avoient.* Nun bietet S *qui*, das aber in dieser Hs. häufig mit *que* verwechselt wird; z. B. 5908 die Konjunktion: *Et l'emperere dit au mire Qui or li loist comander;* 6193: *Au mur se prant et monte a mont Qui* (die übrigen Hss. *car*) *mout estoit forz et legiers*, so auch 774 hat S *qui*, alle übrigen Hss. *car*, 1108 lesen die meisten Hss. *car*, CT *que*, S *qui* etc. Auch umgekehrt schreibt S statt *qui* — *que*: 812 (für *qui* = '*si l'on*'), 889 (*Lors a an son cuer remiré Que cil estoit*), 767, 4543 etc. Entsprechend *se* für *si* (5246) und *si* für *se* (735) etc. Vgl. die Anmerkung S. 301 zu den von mir herausgegebenen Predigten des H. Bernhard I § 6. Man wird demnach V. 6186 in der Tat statt *et* — *que* einführen dürfen. — V. 6238 ff. Es ist sehr auffällig, dafs Cligés den Tod nur deshalb 'garstig' schilt, weil er das Gemeine, Verachtete am Leben lasse, nicht aber — was doch die Hauptsache für Cligés ist — deshalb, weil er das Edelste, Beste, Fenice nämlich, ihm entrissen! Ich finde dafür keine andere Erklärung als die, dafs hinter 6238 eine Lücke vorliegt. — Hinter 6566 darf kein Semikolon stehen, da *ce* (V. 6563) erst durch V. 6567 seinen Inhalt erhält: *ce (que bien sai que morir m'estuet) me done hardemant.* — Hinter 6614 ist das Komma zu streichen, während hinter 6625, 6639 und 6679 (hinter *fame*) eins fehlt.

Im Glossar wird *delivrance* wohl mit Bezug auf V. 1432 (*Qu'autre*

delivrance n'i voi) mit 'Ausweg' übersetzt, was dort anscheinend recht gut paſst. Gleichwohl heiſst es wie sonst 'Befreiung', nur liegt der eigentümliche Gebrauch von *autre* vor, von dem Tobler V. B. III 73 handelt. — V. 1901 heiſst *charmer* nicht 'zurichten', sondern wirklich 'verzaubern'; statt zu sagen: sie haben von den acht Rittern im Kampfe drei erschlagen, sagt der Dichter scherzend: sie haben die acht Ritter so verzaubert, daſs sie nur fünf übrig lieſsen. — *an pardons* wird im Glossar 'vergeblich' übersetzt, eine Bedeutung, die es zweifellos oft hat, die aber an den beiden Stellen, wo es mir im Cligés begegnet ist, gerade nicht paſst. Es steht 1) V. 4468: *Por quoi ploroit il dons? — Por quoi? Ne fu mie an pardons, Qu'assez i ot reison por quoi.* — 2) V. 5320: *De vostre oncle qui crerroit dons* (sagt Fenice zu Cligés) *que li fusse si an pardons Pucele estorse et eschapee?* Für beide Stellen liegt diejenige Bedeutung zu Grunde, die *em pardons* verschiedene Male in oben citierten Predigten des H. Bernhard hat, wo es zur Wiedergabe von lat. gratis dient, so z. B. 16, 8: *A darriens doies croire, ke tu la vie permenant ne poies aquester per nule teie desserte, s'en ne la te donet tot en pardons* (nisi gratis tibi detur) oder 44, 30: *por ceu lor comandet om a doner em pardons ceu qu'il em pardons unt receut* (quae acceperunt gratis, gratis nihilo minus dare jubentur); 118, 46. Godefroy gibt weitere ähnliche Beispiele. 'Umsonst, um nichts' wäre hier und auch an jenen beiden Cligésstellen eine angemessene Wiedergabe von *em pardons*. Lat. gratis, 'umsonst' 'um nichts' und so auch *an pardons* besagen nun aber, je nachdem das Subjekt sich gebend oder empfangend verhält, notwendig zweierlei: 1) ohne Bezahlung zu erhalten, 2) ohne Bezahlung zu leisten, und diesen verschiedenen Standpunkt des Subjektes kann man denn auch gleich in der Übersetzung von *an pardons* zum Ausdruck bringen: was man leistet, ohne Entgelt dafür zu erhalten, kann nicht gefordert werden, es geschieht 'ohne Not'; was man annimmt, ohne Entgelt zu bieten, flieſst einem 'unverdientermaſsen' zu. Im ersteren Falle befindet sich Cligés V. 4468, sein Weinen ist gewissermaſsen das Entgelt für die Trennung von der Geliebten, es geschieht nicht 'ohne Not'; im letzteren Fenice V. 5320, die als Vermählte sich im 'unverdienten' Besitze ihrer Jungfräulichkeit befindet. — *dessevelir* kann V. 6620 nicht 'aus dem Grab, Sarg herausnehmen' heiſsen, wie das Glossar lehrt. Darüber läſst der Zusammenhang keinen Zweifel: Cligés hat seine Geliebte aus der Gruft geholt und trägt sie davon *si l'acole et beise et anbrace*, während Jehan den Sarkophag, in dem sie gelegen, sorgfältig wieder schlieſst. Nachdem Fenice in den Turm gebracht ist, heiſst es: *Adonc la dessevelissoient*, also offenbar: 'da wickelten sie sie aus den Leichentüchern'. Ich finde zwar bei Godefroy keine weitere Stütze für diese Bedeutung, noch habe ich selbst eine vorzubringen; da aber *ensevelir* zweifellos im Cligés selbst (V. 6070) und in einer von Godefroy beigebrachten Stelle (*D'un drap de seie d'Almarie Fu la meschine ensevelie*) 'zum Zwecke des Begräbnisses in Tücher wickeln' bedeutet, so steht die Berechtigung jener Übersetzung für *dessevelir* auſser Frage.

Marburg a. L. Alfred Schulze.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg.

Dicen que es un método excelente el de estas célebres cartas para aprender un idioma; y en efecto, conozco á alguien que está á ellas muy agradecido, al menos en cuanto á las francesas.

Sí será bueno el método aquí, donde se goza de una constancia y una paciencia que envidiamos los meridionales; aquí donde hacen bueno el refrán de 'con paciencia y sin fatiga, á un elefante se tragó una hormiga'. Yo aseguro que en mi país un editor de este género se arruinaba completamente. Esperemos que el Sr. Langenscheidt obtenga un éxito con esta concienzuda obra. Y ahora, vamos á ocuparnos de ella.

Agradezcamos ante todo al autor laborioso el deseo de que España vuelva á adquirir su importancia de un tiempo. Pero en ninguna parte se echa de ver signo alguno de regeneración patria. Lo único sano, el pueblo, vegeta bajo el poder clerical y la indiferencia de los gobiernos, que ni siquiera cuidan de su instrucción; y la enseñanza sigue monopolizada en la mayor y mejor parte de la península por los jesuítas, unas atroces calamidades como instructores y educadores, unos pulpos chupadores que esterilizan el vigor intelectual.

Que después del latín sea el árabe el idioma del cual proceden más vocablos, siendo así que este adoptó muchísimos del otro, no lo admitirá quien haya estudiado algo el léxico español; la lengua que ha influído más, después de la latina, es el francés.

No había necesidad de aconsejar á sus paisanos que sean atrevidos para chapurrar el castellano cuando les depara la providencia un español, que será de higos á brevas. Precisamente hay mucho fatuo indocto que, sabiendo mil veces menos la lengua extraña que el extranjero el alemán, se hace insoportable por su inmodestia y obliga al forastero á dejarle con la palabra en la boca. En eso, como en toda relación con gentes, lo que se necesita es mucho tacto, y evitar meterse en libros de caballerías sin suficientes armas ni preparación necesaria. Justamente está la falta de conocimientos de los que 'se lanzan' á hablar chapurrado con el extranjero en razón directa con su descaro; por algo dicen que 'la ignorancia es atrevida'.

Respecto á la pronunciación, no estoy conforme con el autor en muchos puntos. Por ahora, niego rotundamente que la *ch* de Munich se pronuncie hoy *k*. Antes, es posible. Ahora, jamás se lo he oído á los españoles que acá vienen, ni á aquellos con quienes he estado allí. Niego también que la *ch* sea igual á *tsch*; yo lo dije en un extracto de gramática, en que no puede uno meterse en dibujos fonéticos; pero fué haciendo una salvedad en el prólogo. Niego que se diga en España *Kilogramo*, por más que se empeñe la Academia. Niego que *reuma* se pronuncie en dos sílabas, á no ser en boca del vulgo *iletrado* (con permiso de la Academia). Niego que la *d* final se pronuncie, á no ser por algún tipo cursi

de los de Taboada, que dicen v. gr. *debilidaz*; así como la de *ado*, á no ser por algún lechuguino afecta-do que nada haya estudia-do, y por tanto no sepa que la misma Academia, con ser ultraconservadora, recomendó hace ya años se adoptara el uso corriente de pronunciar *ao*, como pronuncian los alemanes que han vivido años en España y han rozado con la gente más conocida é ilustrada. Al autor le puedo presentar en Berlín uno de esos señores. Déjese de asesores academizantes que no conocen el español ni por el forro. Y en cuanto á lecturas modernas, dicho sea de paso, haga en la segunda edición una diferencia grandísima entre Valera y Galdós, prefiriendo á este por lo que toca al lenguaje vivo, corriente, sin atildamientos ni tiquismiquis estilísticos; esa es moneda falsa, que no circula más que entre media docena de gatos .. madrileños. Por supuesto, en la escena se pronuncia *ado*. Aquí también, como en todos los países, la literatura teatral hace el papel conservador académico. En la lectura, también se dice *ado*.

Tampoco es cierto que no tengamos el sonido *au* doble de *Haus*, v. gr. ¿No pronunciamos así en *austero*, *traumático*, *traumatismo*, *balaustre*, *aunque*, etc.? Todo lo más, habrá una pequeñísima diferencia fonética; pero admitiendo que *ch* sea igual á *tsch*, no merece la pena citarla. El mismo autor dice: 'auf all die feinen Unterschiede einzugehen, ist für unsere Zwecke nicht nötig.' Estamos conformes, en esto, y en no meterse en líos fonéticos sobre la pronunciación de la *e*. Eso se queda para el escudriñador Araujo, que en la revista de Vietor dió á luz un ciento y la madre de pronunciaciones distintas, á cuál más curiosas, que yo jamás en mi pecadora vida he oído en mi país.

Vuelvo á no estar de acuerdo respecto á muchas interpretaciones de vocablos, v. gr. *huerta* Garten, *adscribirse* por *alistarse*, *conscrito* por *quinto*, *conscripción* por *quinta*, *cargante* beschwerlich, *natura* (poético, lo cual olvida la Academia) por *naturaleza*, *oidor* por *oyente*, *lonja* (dialéctico ya hoy) por *bolsa*, *nao* por *nave*. *Cartapacio* no es hoy día Schreibheft. llamado sencillamente *cuaderno*, sino que significa grofses Couvert, acepción que no trae la Academia, y se lée en 'Pequeñeces'. *Cargazón* por *cargamento* es un desatino académico. *Bou* no es Fischerboot, sino un procedimiento especial de pesca. *Cuan*, sin acento, no significa wie sehr; esto es *cuán*. Como el autor dice Nichts Falsches angewöhnen, yo no traduciría Koffer por *cofre* (22), mueble llamado á desaparecer, sino *baúl* (13), ó mundo, y así se evitaría que á los españoles, en Alemania, les hablasen de '*cofres* que facturar', frase que les deja con palmo y medio de boca abierta. La acepción principal de *cuita* es hoy Kummer, no Mühseligkeit.

En cuanto á la pronunciación y escritura de los diptongos, nos encontramos hoy en una situación nada halagüeña. En este punto, la Academia hace mangas y capirotes con los acentos escritos y la acentuación, de modo que los infelices autores de gramáticas y diccionarios, además de maestros, nos vemos y nos deseamos para desembrollar el lío ortográfico. Los simples mortales pronunciamos, v. gr. *boi-na*, *je-sui-ta*, etc.

Pero los académicos se empeñan en acentuar y pronunciar *bo-í-na*, *je-su-í-ta*, contra el uso corriente y la escritura periodística, eso que cuanto más ignorante sea un periodista con más afán se agarra á la escritura pedantesca, á esas nimiedades que vienen de arriba, del olimpo de los inmortales. Como sobre ascuas ha pasado el autor sobre esa maraña, y ha hecho muy bien.

No hay trazas de que se convenzan al fin los fonetistas alemanes de la pronunciación igual de *b* y *v*. Los que hemos estudiado con trabajo en el extranjero á pronunciar la *v* labiodental, creo tenemos derecho á afirmar que no hay tal en castellano. En prueba de ello, suelo referir lo que un alumno mío francés escuchó de su recomendado al llegar á España: 'vous serez ici à merveille, vous allez demeurer chez *un bœuf*'. Calcúlese el asombro del joven á quien le iban á instalar en una cuadra. Luego resultó que el *buey* era viudo, digo *viuda* (*veuve*).

Lo de 'dank den Bemühungen der spanischen Akademie um die Vereinfachung der Rechtschreibung' en voces que llevan consonantes mudas, ó ha entendido mal el autor, ó padece una confusión, ó es una guasa fina. Hacernos pronunciar por real decreto *obscuro*, *substancia*, *subscribir*, *substituír*, *substraer*, *séptimo*, *Septiembre*, *subscripción*, etc. etc., es lo mismo que si una Academia alemana se empeñase en que se pronunciara hoy v. gr. la *t*, ya suprimida, en *achzig*. La Academia pensó: '¿los alemanes escriben, v. gr. *Subscription*? pues nosotros no hemos de ser menos, siendo un pueblo latino'. La diferencia consiste en que nosotros no pronunciamos ni la *b*, ni la *p*. Ella misma escribe *oscurecido* en el artículo *abromado*, porque se le olvidó esa *b* al entretenerse en retrogradar la escritura. Y lo mismo ocurrió con la voz *sustancia*, en el artículo *agua*. Y otro tanto en el artículo *aguachirle*, escribiendo en cambio en el mismo *insubstancial*, é *insustancial* en el artículo *chirle*. En esto se han entretenido los señores, en poner *bb* donde no las había ya; pero, por no haber puesto atención en ese nimio juego, se escaparon muchas *bb* inútiles de adorno, como las de los vocablos citados y otros, v. gr. *claroscuro*. En la edición próxima leerémos *obstentar* y *obstentación*, como escribió Lope de Vega en 'Antes que te cases ...' Y *absorpción*, *absorpto*, *recepta* (Rezept), *siepte*, etc. Una gran ventaja, la única, tiene el haber introducido de nuevo esas letras ya relegadas al olvido, y es: que el más bolonio puede conocer al punto quién es un buen escritor y quién uno malo; aquel no se cuida para nada de ellas; en cambio el escritorzuelo se agarra á ellas como una lapa á la peña, por ser la sola librea que le hace académico, y por tanto sabihondo (con *h*). Por un detalle nimio se llega á conocer un gran defecto en una persona ó un pueblo. Ese afán de agarrarse á cosas viejas é inútiles constituye todo un emblema en nuestra patria; él ha llevado á esta á ser lo que hoy es. En la América española, donde se habla mucho más castellano que en la tierra madre, la ortografía tiende á la simplificación, en cambio. Allí se camina hacia adelante. En España hacia atrás.

Hay en la obra ejercicios en prosa, v. gr. el 87, que tienen mucho de verso, achaque muy común hasta en los mejores escritores. En él

hay varias rimas: *diciendo, ciego, bueno, ello, correo, dinero* y *modesto entresuelo*.

Aunque, como hemos visto, el autor es academizante, se escapa sin querer de la norma conservadora al escribir, muy bien, *dieciséis*, que la Academia no admite, por más que lo diga un académico en sus obras. Esta es otra particularidad de la sabia corporación. En comunidad, más papistas que el papa. Y una vez en libertad, como chicos que salen de una escuela, se desparraman por doquier, y se fisgan en su propia autoridad. Además de esa innovación, yo admitiría otras de que en otras ocasiones he hablado, tomadas del mismo académico independiente (Galdós, el más español), y añadiría varias más, v. gr. *venticinco*, así escrito por un autor respetable.

En el párrafo 72[2] pudo añadirse que se ha de usar lo menos posible las voces *caballero* y *señora* en la conversación.

A los alemanes les parece bien el empleo de los signos de admiración é interrogación, invertidos, al principio de una frase. Los españoles no comprenden esa ventaja de ver ya al momento el tono del discurso, y varios escritores dejan ya de ponerlo, por no entender lo práctico de ese uso, y, como buenos monos de imitación, por remedar á los extranjeros.

En caso de citar una etimología, yo pondría la verdadera, la exacta. ¿Porqué no decir, v. gr. que el origen de *nombre* es *nominem*, mejor que *nomen*? Así podría el alumno formarse idea más fija y segura del desarrollo fonético.

También habría yo de suprimir detalles inútiles, y sobre todo hacer caso omiso de todo fárrago que embrolle al estudiante, el cual bastante quehacer tiene con retener lo esencial en el manejo del idioma. 'Sevilla, Stadt in Andalusien.' ¿Quién no lo sabe? Y ¿quién ignora que Navarra es una provincia española?

Esto se va haciendo ya muy largo y pesado, y no hay más remedio que terminar, por falta de espacio además, dejándome en el tintero por otra parte mucho bueno que abona en favor de la obra. Concluiré recomendando muy especialmente al autor benemérito á que sea cauto en punto á pronunciación. Entre varios pormenores que he dejado exprofeso, por temor á molestar al que esto lea, recuerdo que se recomienda en el libro pronunciar *un pelo* como si *un* fuese *um*, esto es, como v. gr. *campo*. Y no hay tal.

Los defectos que he sacado á relucir constituyen una mínima parte de la extensa obra, trabajada con la mayor conciencia que puede exigirse. Así es que deseo al autor y al editor el éxito que ambos se merecen.

Nota. Es de advertir que al autor le ha parecido excelente ejercicio la lectura de 'Parada y Fonda', que tengo como 'Leseübung' en mi Gramática, y ha incluído la comedia en su trabajo, con comentarios, no siempre felices.

Berlin. P. de Mugica.

Verzeichnis

der vom 11. März bis zum 6. Juni 1903 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Från filologiska föreningen i Lund. Språkliga uppsatser. Lund 1897. 166 S. 8 [A. Kock, Etymologisk undersökning av några svenska ord. J. Paulson, In Lucretium adversaria. A. Ahlberg, Adnotationes in accentum Plautinum. E. Rodhe, Transitivity in modern English. Th. Hjelmqvist, Petter, Per och Pelle. M. Pin Nilsson, De republica Atheniensium a Clisthene constituta. E. Sommarin, Anteckningar vid läsning af Kormaks saga. Sven Berg, Bidrag till frågan om det attributiva adjektivets plats i modern franska. Claes Lindskog, De usu pronominum personalium, quae subjecti vice funguntur, apud elegiacos poetas latinos observationes. H. Söderbergh, Rimstudier på basis af rimmets användning hos moderna svenska skalder]. II. Lund 1902 [A. W. Ahlberg, Några anmärkninger till imperfektets och aoristens syntax hos Thukydides, 35 S. H. Borelius, Étude sur l'emploi des pronoms personnels sujets en ancien français, 20 S. A. Kock, Till frågan om den östnordiska avledningsändelsen *-else*, 8 S. M. P. Nilsson, Das Ei im Totenkultus der Griechen, 12 S. E. Walberg, Étude sur la langue du ms. ancien fonds royal 3466 de la Bibliothèque royale de Copenhague, 32 S. M. Wisén, Miscellanea, 11 S. F. Wulff, Trois sonnets de Pétrarque selon le ms. sur papier, Vat. 3196 (et une rectification), 32 S.].

Journal of comparative literature. Vol. I, no. 2 [L. Einstein, The relation of literature to history. — J. B. Fletcher, Précieuses at the court of Charles I. — Ch. Bastide, Huguenot thought in England. — G. Becker, Summaries of periodical literature 1902. I. Germany. — Reviews. — Books received]. New York, Phillips, 1903. 198 S.

The international quarterly ed. by Fr. A. Richardson. VII, 1 [W. Rhys-Davids, Christianity and Buddhism. — Brander-Matthews, Development of the French drama. — C. Elson, Folk-song and classical music. — E. Reich, The partition of Austria-Hungary. — G. Tarde, The interplay of human minds. — J. Royce, The problem of natural religion. — Le Braz, The legend of death among the Bretons. — W. Jenks, Lessons from Dutch colonization. — E. Gosse, Alfred de Vigny. — M. Payne, Björnstjerne Björnson. — A. Heilmeyer, Tendencies in modern German sculpture. — W. Massingham, The decline in parliamentary power. — S. Jordan, The sure seal: An international issue. — B. Bishop, The negro and public service]. Burlington 1903. 240 S.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. IX, 1—2 [F. Stolz, Über die Leichenbretter im Mittelpinzgau. — M. Höfler, Gebäcke in der Zeit der sogenannten Rauchnächte. — R. v. Grienberger, Lungauer Kornspeicher. — J. Eigl, Niedertraxl-Gût'l als eine Type der Wohnstätte eines Kleinbauern im salzburgischen Flachgaue. — J. Eigl, Das Adamgut in

Neuhofen bei Kraiwiesen. — K. Toldt, Eine slowenische Wallfahrt in Unterkrain. — M. Wägerbauer, Das Vergelt's Gott-Sammeln im Salzburgischen. — Chronik, Literatur, Mitteilungen]. 88 Seiten.

Reich, H., Der Mimus. Ein literarentwickelungsgeschichtlicher Versuch. I 1: Theorie des Mimus. XII, 413 S. II 2: Entwickelungsgeschichte des Mimus. S. 417—900. Berlin, Weidmann, 1903.

Seeger, A., Der Bildungswert der modernen Sprachen und die Berechtigungsfrage der Realschule. Wien, Hölder, 1903. VI, 78 S.

Glauning, F., Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts (Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen ed. A. Baumeister. III. Band, 2. Abteilung, 2. Hälfte). München, Beck, 1903. 109 S. M. 2,50 M.

Beiträge zur neueren Philologie, Jakob Schipper zum 19. Juli 1902 dargebracht [Zum Geleit. — A. Schröer, Prinzipien der Shakspere-Kritik. — H. Richter, George Eliots historischer Roman. — J. Ellinger, Über die altertümelnde Sprache in dem Roman 'The prince and the pauper' von Mark Twain. — E. Soffé, George Cruikshank. — E. Aschauer, Zur Wallace-Frage. — K. Luick, Über Otways 'Venice preserved'. — R. Dittes, Zu Surveys Äneisübertragung. — D. Schmid, George Farquhar als Epiker. — A. v. Weilen, Der 'Kaufmann von London' auf deutschen und französischen Bühnen. — F. Arnold, Ferdinand Raimund in England. — J. Koch, Die neapolitanische Handschrift von Chaucers 'Clerke's tale'. — L. Wurth, Dramaturgische Bemerkungen zu den Geisterscenen in Shaksperes Tragödien. — L. Kellner, To suggest. Ein Beitrag zur neuenglischen Lexikographie. — B. Hoenig, Memoiren englischer Offiziere im Heere Gustav Adolfs und ihr Fortleben in der Literatur. — E. Sokoll, Zur Technik des altgermanischen Alliterationsverses. — R. Fischer, Der Monolog in Macbeth als formales Mittel zur Figuren-Charakterisierung. — R. Richter, Der Vers bei Dr. John Donne. — R. Brotaneck, State-Poems. — W. Duschinsky, Der Wiener neuphilologische Verein 1894—1902]. Wien und Leipzig, Braumüller, 1902. 501 S. M. 12.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXIV, 3—5 (März—Mai).

Modern language notes. XVIII, 3 [W. Batt, Contributions to the history of English opinion of German literature. — P. Reiff, Pandaemonicum germanicum by R. Lenz. — W. Struck, Notes on the shorter old English poems. — E. Morton, Chaucer's identical rimes. — Reviews. — Correspondence. — Brief mention. — Personal]. — 4 [F. Tupper, Originals and analogues of the Exeter book riddles. — E. Menger, Notes on the history of free open o in Anglo-Norman. — J. Fletcher, Mr. Sidney Lee and Spenser's Amoretti. — E. Scripture, Current notes in phonetics. — F. Hemelt, Points of resemblance in the verse of Tennyson and Theocritus. — J. M. Hart, Allotria III. — Reviews. — Correspondence]. — 5 [J. Bright, Jottings on the Cædmonian Christ and Satan. — A. Schinz, A plea for more study of French literature. — H. Bennet, Tirso de Molina's El condenado por desconfiado. — T. Dieckhoff, Notes on a passage in Goethe's Egmont. — W. Stevens, The 'gipoun' of Chaucer's Knight. — A. Lange, On the relation of Old Fortunatus to the Volksbuch. — R. T. House, The chronology of Les châtiments. — G. H. Gerould, The new version of the Teophilus. — E. S. Ingraham, Neuf mois sur vingt ans. Adate in the career of J. A. de Baïf. — Reviews. — Correspondance. — Brief mention].

Publications of the modern language association of America ed. by C. H. Grandgent. Vol. XVII. New series vol. X [E. Cait Morris, On the date and composition of the 'Old Law'. — H. Grandgent, Cato and Elijah: a study in Dante. — S. Sheldon, Practical philology. — H. Car-

ruth, Fate and guilt in Schiller's Die Braut von Messina. — H. Thorndike, The relations of Hamlet to contemporary revenge plays. — S. Baldwin, The literary influence of Sterne in France. — C. Hoyt, The home of the Beves Saga. — W. Lawrence, First riddle of Cynewulf. — H. Schofield, Signy's lament. — R. Hooker, The relation of Shakespeare to Montaigne. — S. Cook, Notes on the Ruthwell cross. — T. Hatfield, Scholarship and the commonwealth. — R. Weeks, Aïmer the chétif. — A. Haas, The comedies of J. E. Krüger. — G. Matzke, Contributions to the history of St. George. — Proceedings of the 19th annual meeting. — Proceedings of the 7th annual meeting]. Cambridge 1903. 171 S.

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. X, 10 [Dr. Block, Die Reform des höheren Unterrichts in Frankreich. Berichte, Besprechungen, Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und Jules Jeanjaquet. VII, 1 [E. Hoffmann-Krayer, Schatzgräberei in der Umgebung Basels (1726 – 1727). V. Pellandini, Spigolature di folklore ticinese. A. Schaer, Balthasar Han's und Hans Heinrich Grob's 'Schützenausreden'. J. Focke, Die hölzernen Milchrechnungen des Tavetschtals (Graubünden). Miszellen. Kleine Chronik. Bücheranzeigen].

The modern language quarterly, ed. by F. Heath. VI, 1 [Obituary-Professor Earle. – E. Kastner, The French symbolists. — R. W. Chambers, The modern language library at University College. — Studies in translations. I. Goethes italienische Reise. — Reviews. — Announcements. — Modern language teaching. — Index of authors appearing in the bibliographical lists for 1902]. London, Nutt, 1903. 47 S.

German American annals, continuation of the quarterly Americana Germanica. A monthly devoted to the comparative study of the historical, literary, linguistic, educational and commercial relations of Germany and America, publ. by the German American historical society. I, 3—5, März—Mai [Papers from the American ethnographical survey. Notes. Studies and problems. Chronik. Rundschau. In Sachen Arno Holz]. New York, Stern; Berlin, Mayer & Müller; Leipzig, Brockhaus; London, H. Paul etc. S. 135—302. Subskription 3 $.

Eddica minora. Dichtungen eddischer Art aus den Fornaldarsögur und anderen Prosawerken zusammengestellt und eingeleitet von A. Heusler und Wilhelm Ranisch. Dortmund, Ruhfus, 1903. CVIII, 160 S.

H. Ibsens sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von G. Brandes, J. Elias, P. Schlenther. I. Band. Berlin, Fischer, 1903. XLIX, 567 S. M. 3,50.

Hoogvliet, J. M., Lingua. Een beknopt leer- en handbook van algemeene en Nederlandsche taalkennis, meer bepaaldelijk bestemd voor leeraren en onderrijzenden in moderne en oude talen. Amsterdam, van Loog, 1903. XXI, 176 S.

Chr. Ischyrius Homulus, texte latin publié avec une introduction et des notes par Alphonse Roersch, chargé de cours à l'Université de Gand, Gand, Librairie néerlandaise, 1903. XLIII, 63 S. 8. M. 2,50. (Lateinische Übersetzung des flämischen Dramas Elckerlijk von Petrus Diesthemius, der nach der Meinung des Herausgebers des Originals mit dem 1507 verstorbenen Karthäuser Petrus Dorlandus eins ist. Der Übersetzer, Ischyrius oder Stercke, hat sein Werk aus Maestricht 1536 datiert, wo er städtischer Lehrer war. Der Abdruck der lat. Übersetzung folgt der Ausgabe von Köln 1536 fast durchaus.)

Trautmann, M., Finn und Hildebrand. Zwei Beiträge zur Kenntnis der altgermanischen Heldendichtung (Trautmanns Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft VII). Bonn, Hanstein, 1903. VIII, 131 S. M. 4,50.

Brie, F., Eulenspiegel in England (Palaestra 27). Berlin, Mayer & Müller, 1903. VII, 151 S. M. 4,80.

Meyerfeld, M., Von Sprach' und Art der Deutschen und Engländer. Kritische Worte und Wortkritik. Berlin, Mayer & Müller, 1903. 112 S.

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von W. Nagl und J. Zeidler. 21. Lieferung. Wien, Fromme, 1903. S. 145—192. M. 1.

Seemüller, J., Deutsche Poesie vom Ende des XIII. bis in den Beginn des XVI. Jahrhunderts (Sonderabdruck aus Band III der 'Geschichte der Stadt Wien', herausgegeben vom Altertumsverein zu Wien). Wien, Holzhausen, 1903. 81 S. fol.

Andreen, A., Studies in the idyl in German literature (Augustana Library publications. Number 3). Rock Island, Ill., 1902. 96 S.

Strzemcha, P., Deutsche Dichtung in Österreich im 19. Jahrhundert. Blumenlese, für Schulzwecke ausgewählt (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1903. 255 S. M. 2.

Bräutigam, L., Übersicht über die neuere deutsche Literatur 1880—1902. Kassel, Weiſs, 1903. 77 S. M. 1.

Literarisches Jahrbuch, verbunden mit einem Schriftsteller-Lexikon. Herausgeg. von P. Thiel. Erster Jahrgang 1902 [Vorwort. — Einleitung. — C. Busse, Die deutsche Lyrik im Beginne des 20. Jahrhunderts. — H. Mielke, Der deutsche Roman im Beginn des 20. Jahrhunderts. — R. Friedemann, Das deutsche Drama im Beginn des 20. Jahrhunderts. — P. Ehlers, Die dramatische Musik im Beginn des 20. Jahrhunderts. — Schriftstellerlexikon]. Köln, Hoursch & Bechstedt, 1903. VIII, 320 S.

Hoffmann, J., Die Wormser Geschäftssprache vom 11. bis 13. Jahrhundert (Sonderabdruck aus Acta Germanica VI, 2). Berlin, Mayer & Müller, 1903. 91 S. M. 2,80.

Hechtenberg, K., Der Briefstil im 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Fremdwörterfrage. Berlin, Behr, 1903. 47 S. M. 1,50.

Kuttner, Dr. Max, Echo der deutschen Umgangssprache. Zweiter Teil. Wie spricht man in Berlin? Zweite Auflage. Leipzig, Giegler, 1902. 204 S. 8. Geb. M. 2.

Ch. Fulda, Antixenien. 1. Heft. Trogalien zur Verdauung der Xenien (1797). Herausgeg. von Lud. Grimm (Sauers Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Dritte Folge Nr. 5). Berlin, Behr, 1903. XVIII, 45 S. M. 1,20.

Türck, Hermann, Eine neue Faust-Erklärung. Dritte unveränderte Auflage. Berlin, Elsner, 1902. 150 S. 8. Geb.

Diary and letters of William Müller. With explanatory notes and a biographical index edited by Ph. Schuyler Allen and J. Taft Hatfield. Chicago, Chicago press, 1903. 201 S.

Sulger-Gebing, E., Wilhelm Heinse. Eine Charakteristik zu seinem 100. Todestage. München, Ackermann, 1903. 39 S.

Fries, A., Vergleichende Studien zu Hebbels Fragmenten nebst Miszellaneen zu seinen Werken und Tagebüchern (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philologie, E. Ebering, XXVI. Germ. Abt. Nr. 11). Berlin, Ebering, 1903. 59 S. M. 2,40.

Franz Schöning, Der Mittelwälder Horaz und seine Glatzischen Gedichte. Ein Beitrag zur Mundart des Adlergebirges und des Braunauer

Ländchens. Mit Glossar als Entwurf zu einem Adlergebirgs-Idiotikon von E. Langer (Langers Deutsche Volkskunde im östlichen Böhmen, I. Band, 1. Ergänzungsheft). Braunau, Langer, 1903. XVIII, 320 S.

Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. Herausgeg. von Hellwig-Hirt-Zernial-Spiefs. Probeband. Leipzig, Dresden, Berlin, Ehlermann, 1903. 106 S.

F. Schiller, Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht. Für den Schulgebrauch herausgeg. von F. Ullsperger (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1902. 336 S. M. 1,25.

Fechner, H., Anleitung zur Erteilung des ersten Leseunterrichts nach der Normalwörtermethode mit Vorkursus auf phonetischer Grundlege. Begleitwort zu der 'Neuen Fibel' (Ausgabe A und B) und dem 'Ersten Lesebuch'. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1902. IV, 74 S. M. 1.

Biblisches Geschichtsbuch bearbeitet und mit einem Hilfsbuch für den evangelischen Religions-Unterricht versehen von L. H. Fischer und D. Scholz. Ausgabe für Berliner Gemeindeschulen. Berlin, Praufsnitz, 1903. 327 S.

Beiblatt zur Anglia. XIV, 3—5 (März—Mai).

The literary echo, a fortnightly paper intended for the study of the English language and literature (founded by W. Weber), ed. by Th. Jaeger. VI, 1—6 (January—March). Heilbronn, Salzer, 1903. 144 S. Halbjährlich M. 2.

Trautmanns Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft XII, Sammelheft [H. Forstmann, Untersuchungen zur Guthlac-Legende. — L. Ostermann, Untersuchungen zu Ratis Raving und dem Gedicht The thewis of gud women. — A. Schneider, Die me. Stabzeile im 15. und 16. Jahrhundert. — W. Heuser, Festländische Einflüsse im Mittelenglischen]. Bonn, Hanstein, 1902. 182 S. M. 5.

Meyer, E., Englische Lautdauer. Eine experimentalphonetische Untersuchung (Skrifter utgifna af K. Humanistika Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. VIII, 3). Uppsala, Lundström; Leipzig, Harrassowitz, 1903. 111 S.

C. Darling Buck, A sketch of the linguistic conditions of Chicago (The decennial publications of the university of Chicago, VI). Chicago, Chicago press, 1903. 20 S.

Chauncey B. Tinker, The translations of Beowulf. A critical bibliography (Yale studies in English, A. Cook, XVI). New York, Holt, 1903. 149 S.

Biblical quotations in old English prose writers. Second series. Edited with the Latin originals index biblical passages, and index of principal words by Albert S. Cook (Yale bicentennial publications). New York, Scribner, 1903. X, 397 S.

Die altenglischen Metra des Boetius. Herausgeg. und mit Einleitung und vollständigem Wörterbuch versehen von E. Krämer (Trautmanns Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft VIII). Bonn, Hanstein, 1902. 149 S. M. 4,50.

Foley, H., The language of the Northumbrian gloss to the gospel of saint Matthew. Part I: Phonology (Yale studies in English, A. Cook, XIV). New York, Holt, 1903. VI, 81 S.

Jordan, R., Die altenglischen Säugetiernamen. Zusammengestellt und erläutert (Anglistische Forschungen von J. Hoops, Heft 12). Heidelberg, Winter, 1903. XII, 212 S. M. 6.

W. W. Newell, The legend of the Holy Grail and the Perceval of Chrestien of Troyes [Papers reprinted from the Journal of American folklore]. Cambridge, W. Sever, 1902. VI, 94 S.

Schünemann, M., Die Hilfszeitwörter in den englischen Bibelübersetzungen der Hexapla 1388—1611. Berlin, Mayer & Müller. 1902. 60 S.

The ile of ladies, herausgegeben nach einer Hs. des Marquis von Bath zu Longleat, dem Ms. Addit. 10303 des Brit. Mus. und Speghts Druck von 1598 von J. B. Sherzer. Berlin, Mayer & Müller, 1903. 117 S. M. 3.

Fischer, S., Das interlude of the four elements. Mit einer Einleitung neu herausgegeben (Marburger Studien zur englischen Philologie, Heft 5). Marburg, Elwert, 1903. 86 S. M. 2.

Kroder, A., Shelleys Verskunst (Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Philologie, von Breymann und Schick, XXVII. Heft). Erlangen u. Leipzig, Deichert, 1903. XXVII, 235 S. M. 5,50.

J. Ruskin, Praeterita Band I. Was aus meiner Vergangenheit vielleicht der Erinnerung wert. Erlebtes und Gedachtes im Umriß. Aus dem Englischen von Anna Heuschke. Leipzig, Diederichs, 1903. 428 S.

Chalmers, P., Charakteristische Eigenschaften von R. L. Stevensons Stil (Marburger Studien zur engl. Philologie, Heft 4). Marburg, Elwert, 1903. 57 S. M. 1,40.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3635: Th. Dixon jr., The leopard's spots. Vol. 2.
„ 3636: Elinor Glyn, The reflections of Ambrosine.
„ 3637—8: R. Bagot, Donna Diana.
„ 3639: W. E. Norris, Lord Leonard the luckless.
„ 3640—1: G. Parker, The seats of the mighty.
„ 3642: J. M. Barrie, The little white bird.
„ 3643—4: Mrs. H. Ward, Lady Rose's daughter.
„ 3645: M. Betham-Edwards, A humble lover.
„ 3646: George W. E. Russell, A Londoner's log-book.
„ 3647: Dorothea Gerard, The eternal woman.
„ 3648—9: H. Rider Haggard, Pearl-maiden.
„ 3650: Gertrude Atherton, The splendid idle forties.
„ 3651—2: Flora Annie Steel, The hosts of the lord.
„ 3653: Eden Phillpotts, The striking hours.
„ 3654—5: Frank Norris, The pit.
„ 3656: George Moore, The untilled field.
„ 3657—8: Percy White, Park-Lane.

Uebe, F., und Müller, M., Lehrbuch der englischen Sprache für Handelsschulen. Auf Grund des Lehrbuchs der englischen Sprache von O. Boerner und O. Thiergen. Leipzig und Berlin, Teubner, 1903. XVI, 337 S.

Glauning, F., Lehrbuch der englischen Sprache. Grammatik und Übungsbuch. Erster Teil: Laut- und Formenlehre. München, Beck, 1902. IX, 235 S. M. 2.

Englische Parlamentsreden. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Aronstein (Freytags Sammlung französ. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1903. VII, 140 S. M. 1,60.

F. H. Burnett, Little Lord Fauntleroy (1886). Edited with explanatory notes by A. Stoeriko (Perthes' Schulausgaben engl. und französ. Schriftsteller, Nr. 34 B). Gotha, Perthes, 1902. 129 S.

H. Lecky, The American war of independence. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Opitz (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1903. XIV, 135 S. M. 1,60.

Capt. Marryat, The children of the new forest. Annotated by L. P. Eykman and C. J. Voortman, teachers at Amsterdam (The Gruno series II). Groningen, Noordhoff, 1902. 278 S.

M. Schweigel, Der deutsche Kaufmann in England. Ergänzung zu English spoken oder Der englisch sprechende Geschäftsmann. Mit Angabe der Aussprache. Karlsruhe, Bielefeld, 1903. 53 S. M. 0,90.

Stier, G., Little English talks. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache. Für die höheren Knaben- und Mädchenschulen. Köthen, Schulze, 1903. VIII, 114 S.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1903 Janvier. 125 [F. Lot, La chanson de Landri. P. Meyer, Les manuscrits français de Cambridge (Trinity College). — Mélanges: J. Popovici, Les noms des Roumains de l'Istrie. J. Cornu, *disette* = *decepta*. J. Cornu, Tant mieux, tant pis, tant plus, tant moins. J. Cornu, *Poche* 'cuiller à pot'. — Comptes rendus: A. Tobler, Etymologisches (G. P.). P. Andraud, La vie et l'œuvre de Raimon de Miraval (A. Jeanroy). Les Enseignements de Robert de Ho dits Enseignements de Trebor p. p. Mary-Vance Young (G. P.). Über die Vengeance d'Alexandre von Jean le Venelais, Dissert. von Karl Sachrow. Die Vengeance Alixandre von Jehan le Nevelon herausgeg. von Schultz-Gora (E. Walberg). — Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes. XLVI, 1 [M. Grammont, 'Ragotin' et le vers romantique. J. Vianey, La robe grise de Macette. A. Vidal, Les délibérations du Conseil communal d'Albi de 1372 à 1388. G. Bertoni, Noterelle provenzali. J. Ulrich, La traduction du N. Testament en ancien haut engadinois par Bifrun, suite et fin. — Bibliographie].

Studj di filologia romanza pubbl. da E. Monaci e C. De Lollis. Fasc. 26 (Vol. IX, Fasc. 3°) [P. Savj-Lopez, Il canzoniere provenzale J. A. Ferretto, Notizie intorno a Caleca Panzano trovatore genovese e alla sua famiglia. G. Crocioni, 'La Intervenuta ridicolosa', commedia in dialetto di Cingoli (Macerata) 1606. F. L. Mannucci, 'Del *Libro de la misera humana condicione*, prosa genovese inedita del secolo decimo-quarto. Gius. Flechia, Note lessicali ed onomatologiche di Giovanni Flechia. F. D'Ovidio, Per il dialetto di Campobasso. G. Popovici, Nuove postille al dizionario delle Colonie rumene d'Istria. Bullettino bibliografico]. Torino, Loescher, 1903. S. 489—734. L. 12.

'Con questo fascicolo cessa la pubblicazione degli *Studj di filologia romanza.*'

Meunier, l'abbé J.-M., de la Société de linguistique de Paris, ancien élève de l'École pratique des Hautes Études, licencié ès lettres, professeur à l'Institution Saint-Cyr de Nevers, La prononciation du latin classique (Extrait de la Revue du Nivernais). Nevers 1903. VII, 38 S. 8. Fr. 1,50.

Meyer, Wilhelm aus Speyer, Professor in Göttingen, Das turiner Bruchstück der ältesten irischen Liturgie. Ein Kapitel spätester Metrik. Wie ist die Auferstehung Christi dargestellt worden? Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse. 1903. Heft 2. S. 163—254.

Richter, Elise, Dr. phil., Zur Entwickelung der romanischen Wortstellung aus der lateinischen. Halle a. S., Niemeyer, 1903. X, 176 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur ... herausgeg. von Dr. D. Behrens. XXV, 5 u. 7. Der Abhandlungen drittes und viertes Heft [K. Morgenroth, Zum Bedeutungswandel im Französischen. E. Dannheißer, Studien zur Weltanschauung und Entwickelungsgeschichte des Dramatikers A. Dumas fils. D. Behrens und J. Jung, Bibliographie der französ. Patoisforschung für die Jahre 1892—1902, mit Nachträgen aus früherer Zeit].

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XVII, 2 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise: le pronom régime de la 3e personne (suite). F. Vézinet, Le latin et le problème de la langue internationale. E. Casse et E. Chaminade, Vieilles chansons patoises du

Périgord. L. Clédat, Sur le traitement de *C* après la protonique et la pénultième atones. — Comptes rendus. Chronique].

Meyer, Paul, Notice d'un manuscrit de Trinity College (Cambridge) contenant les vies en vers français de Saint Jean l'aumônier et de Saint Clément, pape. Tiré des Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque Nationale et autres bibliothèques. Tome XXXVIII. Paris, Klincksieck, 1903. 51 S. 4. Fr. 2.

Die altfranzösische 'Histoire de Joseph', kritischer Text mit einer Untersuchung über Quellen, Metrum und Sprache des Gedichts von Wilhelm Steuer. Erlangen, Junge, 1903. 186 S. 8. M. 4,80.

Einige Gedichte Friedrichs des Grofsen in ursprünglicher Fassung II. nach den Manuskripten der königlichen Archive in Berlin zum erstenmal herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Mangold. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Askanischen Gymnasiums in Berlin. Ostern 1903. Berlin, Weidmann, 1903. (Programm Nr. 55.) 24 S. 4. (Der erste Teil ist 1901 erschienen, s. Archiv CVI 475.)

L'Écho littéraire, journal bimensuel destiné à l'étude de la langue française, fondé par Aug. Reitzel, publié par Anna Brunnemann, Schriftstellerin in Dresden, Marcel Hébert, ancien directeur de l'École Fénelon à Paris, et Dr. Ph. Rofsmann, Oberlehrer an der Oberrealschule in Wiesbaden. XXIIIème année. N° 1—6. Heilbronn, Salzer, 1903. 96 S. 8. Jährlich M. 4. (Jede Nummer der Zeitschrift mit dem seltsamen Titel umfafst zwei Druckbogen, von denen der eine, 'Supplément' betitelte und besonders paginierte ganz, der andere zum gröfsten Teil dem unterhaltenden Lesestoff eingeräumt ist, der letztere aufserdem einzelne Bemerkungen zur Grammatik oder kleine Aufgaben bringt. Zahlreiche Anmerkungen unter dem Text ersparen dem wenig beschlagenen Leser die Benutzung eines Wörterbuches. Von N° 4 ab ist Anna Brunnemann 'écrivain à Dresde' und von N° 6 ab ist Rofsmann durch Ed. Platzhoff-Lejeune ersetzt, welcher sich als 'agrégé à l'Université de Genève' bezeichnet, nebenher aber wie sein Vorgänger 'Dr.' ohne Artikel vor seinen Namen setzt. Das Écho könnte gelegentlich auch einmal vor diesem Germanismus in Deutschland geschriebener Titelblätter warnen. In N° 6 ist statt der Fortsetzung des im 'Supplément' begonnenen Romans von Bazin der vierundzwanzigste Bogen eines ganz anderen Werkes gegeben!)

Anthologie des poètes français. Sammlung französischer Gedichte von Dr. Theodor Engwer, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Kgl. Augustaschule zu Berlin. Neu bearbeitete, vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage von Beneckes Sammlung französischer Gedichte. Mit 16 Porträts. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. XVI, 306 S. 8. Geb. M. 2.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1903. 8. Geb.

Henri Malin, Un collégien de Paris en 1870. Für den Schulgebrauch hrsg. von Prof. Bernhard Lade, Oberl. an der Grofsh. Oberrealschule zu Darmstadt. IV, 95 S. M. 1,25 (Wörterbuch dazu, 40 S., M. 0,50).

Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Gotha, Perthes, 1903. Geb.

44. Règne de Louis XIV. Aus Histoire de France par Victor Duruy. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Ludwig Klinger, Oberlehrer an der Kgl. Oberrealschule zu Gleiwitz. Mit einer Karte, einer Skizze und einer genealogischen Tabelle. VIII, 150 S. (Wörterbuch 29 S.). M. 1,80 und M. 0,40.
45. Campagne de 1809 aus den Mémoires du général baron de Marbot. Mit 2 Plänen. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. P. Steinbach, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium zu Chemnitz. IX, 127 S. (Wörterbuch 26 S.). M. 1,50 und M. 0,30.

Teubners Bibliothèque française à l'usage des classes. Leipzig, Teubner, 1903. Geb.

Guerre de la succession d'Espagne (chap. XVII—XXIII du Siècle de Louis XIV) par Voltaire. Édition précédée d'une notice biographique et suivie d'un commentaire, d'un répétiteur et d'une carte par J. Ellinger, docteur en philosophie, professeur à l'École réale François Joseph de Vienne. Revue par J. Delâge. I. Texte et Vocabulaire, VIII, 142 S. II. Notes et répétiteur, 42 S.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Bielefeld u. Leipzig, 1902. Kl. 8. Geb.

Prosateurs français: 139. Poum, aventures d'un petit garçon par Paul et Victor Margueritte. In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. A. Mühlan, Oberlehrer in Glatz. 76 S. und 18 S. Anhang. M. 0,75.

Schulze, Alfred, Zu den altfranzösischen Bernhardhandschriften. (Sonderabdruck aus 'Beiträge zur Bücherkunde und Philologie August Wilmanns zum 25. März 1903 gewidmet'. S. 389—404.) Leipzig, Harrassowitz, 1903. 8.

Amis und Amiles. Ein altfranzösisches Heldengedicht in deutsche Verse übertragen von Heinrich Grein. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Gustav Körting, Kiel. Kiel, Cordes, 1902. IV, 92 S. 8. M. 2. Übertragen in fünffüfsige iambische Verse ohne feste Cäsur, ohne Reim oder Assonanz, mit sechssilbigem Laissenschlufs. Für die Anmerkungen wäre, soweit sie Topographie von Italien angehen, mit Nutzen Rajnas Abhandlung Un' iscrizione nepesina im Arch. stor. ital. 1887 berücksichtigt worden. Dafs bisweilen der Text in Einzelheiten mifsverstanden, auch der Ton nicht völlig getroffen ist, darf nicht verschwiegen werden.

Molière, Amphitryon, verdeutscht von Carl Möser. Berlin, Goldschmidt, 1902. 72 S. 8. M. 2.

Prudhomme, Sully, Gedichte in deutschen Versen von J. Schnitzler, mit einer französischen Vorrede von Sully Prudhomme. Berlin, Ollendorff [1903]. 99 S. 8. M. 2. Dem sehr schätzenswerten Pr. ist vielleicht ein Übermafs von Ehre angetan worden, als man ihn vor einiger Zeit, gewifs ohne sein Wissen oder Wollen, Europa als den ersten zeitgenössischen Dichter vorstellte. Auf der anderen Seite aber hätte ihm die Kränkung erspart bleiben sollen, dafs ein Teil seiner Gedichte in angebliches Deutsch durch jemand übersetzt ist, der in Bezug auf Sprachrichtigkeit, Versbau, Reim auch den bescheidensten Wünschen nicht zu genügen vermag. Selten hat man so schönes Büttenpapier so jammervoll mifsbraucht.

Otto, Dr. Emil, Französische Konversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht. Neubearbeitet von H. Runge, Gymnasialoberlehrer in Eisenberg. Erster und zweiter Teil. 27. Auflage. Heidelberg, Groos, 1903. VII, 187, 147, 54 S. 8. Zusammengeb. M. 3,60.

Sudre, Léopold, docteur ès-lettres, professeur au lycée Montaigne et à la Guilde Internationale, Petit manuel de prononciation française à l'usage des étrangers. 1[er] fascicule: Voyelles françaises. Paris, Didier, 1903. 64 S. kl. 8.

Risop, Dr. Alfred, Oberlehrer, Begriffsverwandtschaft und Sprachentwickelung (Beiträge zur Morphologie des Französischen). Berlin, Weidmann, 1903. 39 S. 4.

Polentz, Emil, Französische Relativsätze als prädikative Bestimmungen und verwandte Konstruktionen. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1903. Berlin, Weidmann, 1903. Programm Nr. 105. 55 S. 4.

Harnisch, Dr. A., Dir. der Realschule zu Kassel, und Dr. A. Duchesne, Lektor der französ. Sprache an der Univ. Leipzig, Methodische französische Sprechschule, Französische Texte, Systematisches Wörterver-

zeichnis, Phraseologie. I. Teil, mit einem Plane von Paris. Ausgabe A. Für die Mittelstufe der Realanstalten und für Gymnasien. Leipzig, Spindler (1903). VI, 137 S. Geb. M. 2. Ausg. B. Für den Unterricht an höheren Mädchenschulen eingerichtet von Bertha Harder, Oberlehrerin an der Städt. höh. Töchterschule II zu Hannover. VI, 140 S. Geb. M. 2.

Rosenberg, Félix, Un voyage de vacances à Paris. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1903. Programm Nr. 63. Berlin, Weidmann, 1903. 19 S. 4.

Newell, William Wells, The legend of the holy grail and the Perceval of Crestien of Troyes (papers reprinted from the Journal of American Folk-lore). Cambridge, Mass., Sever, 1902. VI, 94 S. 8. Doll. 1.

Vising, Johan, Studier i den franska romanen om Horn. I. 34 S. 8. (In 'Inbjudning till den offentliga föreläsning, med hvilken prof. Gustaf Fredrik Steffen kommer att tillträda sitt ämbete vid Göteborgs högskola af högskolans rektor'. Göteborg, 1903.)

Crescini, Vincenzo, Gli affreschi epici medievali del museo di Treviso. (Atti del R. Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, 1902—3. T. LXII, parte seconda.) S. 267—272. Kurze Notiz über zwei dem Ende des 13. oder dem Beginn des folgenden Jahrhunderts angehörende Fresken, die Scenen aus dem Lai d'Aristote und der Entree en Espagne darstellen.

Grofs, Max, Geffrei Gaimar. Die Komposition seiner Reimchronik und sein Verhältnis zu den Quellen (V. 819—3394). Inaugural-Dissertation aus Strafsburg. Erlangen, 1902. VI, 136 S. 8.

Triwunatz, Dr. Milosch, Guillaume Budé's De l'institution du prince. Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissancebewegung in Frankreich (Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Philologie herausgeg. von H. Breymann und J. Schick, XXVIII. Heft). Erlangen und Leipzig, Deichert, 1903. XV, 108 S. 8. M. 2,80.

Samfiresco, Mlle Elvira, ancienne élève de la Faculté des lettres de Paris, professeur de français au Lycée de jeunes filles de Bucarest, docteur de l'Université de Paris, Ménage polémiste, philologue, poète. Paris, Fontemoing, 1902. XXX, 559 S. 8. Fr. 7,50.

Bartsch, Karl, Chrestomathie provençale (X^e—XVe siècles). Sixième édition entièrement refondue par Eduard Koschwitz. I. Textes. Marburg, Elwert, 1903. 448 Sp. 8. M. 8,50. (Das Glossar soll im Laufe des Jahres erscheinen und unentgeltlich nachgeliefert werden.)

Poesie provenzali allegate da Dante nel *De vulgari eloquentia* (Testi romanzi per uso delle scuole a cura di E. Monaci). Roma, Loescher & C., 1903. 23 S. 8. L. 0,60. In derselben Sammlung sind 1902 erschienen: Il proemio del marchese di Santillana, 14 S., L. 0,50, und Lusiada de Luis de Camões, estratti dal canto III, con un sunto di tutto il poema, 32 S., L. 1.

Voyage au Purgatoire de St. Patrice, visions de Tindal et de St. Paul, textes languedociens du quinzième siècle publiés par A. Jeanroy, professeur à l'Université, A. Vignaux, archiviste municipal de Toulouse. Toulouse, Privat, 1903. LXI, 141 S. 8. Fr. 4.

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique roman. Fünfzehntes Heft. Leipzig, Reisland, 1903. S. 129—256 (*gitat—jejunar*).

Thomas, Antoine, Étymologies limousines (Extrait de la *Revue des parlers populaires*). Paris, Welter, 1903. 21 S. 8.

Zingarelli, Nicola, Documentum liberalitatis. Nozze Zingarelli-Jannotti. 34 S. 4. Edizione di cento esemplari fuori commercio. Napoli, 1903. [In der Hochzeitsgabe für seinen Bruder Raffaele sammelt und erläutert der gelehrte Professor an der Universität von Palermo zahlreiche

Stellen aus provenzalischen, italienischen und anderen mittelalterlichen Autoren, wo von der Tugend der Freigebigkeit die Rede ist; manches davon weiſs er auf Äuſserungen aus dem Altertum zurückzuführen.]

Società filologica romana:

Il libro de varie romanze volgare, Cod. Vat. 3793 a cura di S. Satta e F. Egidi. Roma 1903. Fasc. II (S. 49—96). L. 3.

Bullettino, Num. IIII [V. Federici, Un transunto dell'*Ars notaria* di Giovanni da Tilbury. V. De Bartholomaeis, Nota Bonvesiniana. F. Hermanin, La Grotta degli Angeli a Magliano Pecorareccio. G. Crocioni, Il frammento Barberiniano delle chiose di Jacopo Alighieri]. 90 S. L. 2.

Rajna, Pio, L'iscrizione degli Ubaldini e il suo autore (Estratto dall'Archivio storico italiano, Serie V, vol. XXXI, 1903). 70 S. 8.

Madrigali e Ballate del secolo decimoquarto. — 'Per le inclite nozze della signorina Lina Farina col marchese Vincenzo Trigona di Dainammare queste rime d'amore che ebbero musica e spirito nel forte e soave trecento Severino Ferrari pubblicava gratulante'. Febbraio MDCCCCIII. 24 S. 8. (Aus den Handschriften Laurenz. palat. LXXXVII und Panciatich. 26 in Florenz, teilweise schon früher gedruckt.)

Scanferlato, A., Lezioni italiane. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der italienischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner, 1903. VI, 246 S. 8. Geb. M. 2. (Über die erste Auflage s. Archiv CVI, 230.)

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 122. 123 [E. Bertana, La mente di G. Leopardi in alcuni suoi 'Pensieri di bella letteratura' italiana e di estetica. G. Salvemini, Il 'liber de regimine civitatum' di Giovanni da Viterbo. — Varietà: B. Feliciangeli, Alcuni documenti relativi all'adolescenza di Battista e Costanzo Sforza. G. Mancini, Una intercenale inedita di L. B. Alberti. A. Benzoni, Una lettera di Melchiorre Cesarotti. E. Bellorini, Silvio Pellico e Federico Confalonieri. — Rassegna bibliografica: Frà Guittone d'Arezzo, Le rime a cura di Fl. Pellegrini. Vol. I (M. Pelaez). J. Sanesi, Per l'interpretazione della 'Commedia' (G. Fraccaroli). D. Ronzoni, Pagine sparse di studî danteschi (U. Cosmo). G. Federzoni, Studi e diporti danteschi. A. Bassermann, Orme di Dante in Italia (A. Belloni). G. Pedrotti, Alfonso de' Pazzi accademico e poeta (G. Secchi). A. Manzoni, I Promessi sposi raffrontati sulle edizioni del 1825 e 1840 con un commento di P. Petrocchi (P. Bellezza). — Bollettino bibliografico. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Todt, Oberlehrer Dr. August, Die franko-italienischen Renartbranchen, ein Beitrag zur altitalienischen Sprach- und Literaturgeschichte. Darmstadt, Ottos Hofbuchdruckerei, 1903 (Dissertation aus Gieſsen). X, 111 S. 8.

Voſsler, Karl, Weltgeschichte und Politik in der italienischen Dichtung vor Dante. 27 S. 8 (aus 'Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte' herausgegeben von Dr. Max Koch, Prof. in Breslau, III, 2, Berlin 1903).

Hauvette, Henri, chargé de cours à la Faculté des Lettres de l'Université de Grenoble, Un exilé florentin à la cour de France au XVI[e] siècle. Luigi Alamanni (1495—1556), sa vie et son œuvre. Paris, Hachette et C[ie], 1903. XIX, 583 S. 8. Fr. 10.

Orsi, Pietro, Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität Padua, Das moderne Italien, Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Übersetzt von F. Goetz. Leipzig, Teubner, 1902. X, 380 S. 8. M. 5.

La perfecta casada por el maestro F. Luys de Leon, texto del siglo XVI, reimpresión de la tercera edición, con variantes de la primera, y un prólogo por Elizabeth Wallace, membro del cuerpo de profesores de lenguas romances de la Universidad de Chicago. The decennial publications, second series, vol. VI. Chicago, University press, 1903. XXVII, 119 S. 8. Geb. Doll. 1,50.

Nyrop, Kristoffer, Kortfattet spansk Grammatik udarbejdet til Selvstudium og Undervisning. Tredje forbedrede Udgave. København, det Schubotheske Forlag, 1903. 126 S. 8. Geb.

Pietsch, Karl, Preliminary notes on two old Spanish versions of the Disticha Catonis. (The University of Chicago founded by John D. Rockefeller. The decennial publications. Printed from volume VII.) Chicago, 1902. 42 S. 4.

Beer, Dr. Rudolf, Lektor der spanischen Sprache an dem romanischen Seminar der k. k. Universität Wien, Spanische Literaturgeschichte. Leipzig, Göschen, 1903. I. Bd., 148 S., II. Bd., 164 S. kl. 8. Geb. je M. 0,80.

Groussac, Paul, directeur de la Bibliothèque Nationale de Buenos Aires, Une énigme littéraire, le 'Don Quichotte' d'Avellaneda; Le drame espagnol; *Hernani;* Philologie amusante; *Carmen.* Paris, Picard, 1903. XII, 303 S. 8. Fr. 3,50.

Densusianu, Ovide, Histoire de la lange roumaine. Tome premier, fascicule III. Paris, Leroux, 1902. S. 305—510. (Mit dieser Lieferung ist der erste Band abgeschlossen. Es wird ein zweiter ebenfalls in drei Lieferungen erscheinen, der fr. 15, für Nichtsubskribenten fr. 20 kosten und die Geschichte des Laut- und des Formenwandels im Rumänischen seit dem 16. Jahrhundert sowie die neueren fremden Einflüsse, die Bildung des literarischen Rumänisch darstellen soll.)

Masařík, J., Sloveso české ve svých tvarech a časích. Das böhmische Verbum in seinen Formen und Zeiten. Heft 5 und 6. Prag, Haase, 1903. S. 129—208.

O. Ásbóth, Russische Chrestomathie für Anfänger. Accentuierte Texte mit vollständigem Wörterverzeichnis. Leipzig, Brockhaus, 1903. IX, 191 S.

Neffgen, Grammatik der samoanischen Sprache nebst Lesestücken und Wörterbuch (Bibliothek der Sprachenkunde für den Selbstunterricht, 79. Teil). Wien und Leipzig, Hartleben. VIII, 167 S. M. 2.

Beilage:

Von der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin.